Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
053
VE
v.38¹

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Septemberheft zum Grundpreise von 75 Pfg., vervielfacht mit der Buchhändler-Schlüsselzahl.

Auslandspreis: 2,50 Schweizer Franken, für das übrige Ausland entsprechend.

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Herrn Imelmann's Krähe. Roman von Viktor v. Kohlenegg	1
Mystische Strömungen der Gegenwart. Von Prof. D. Hilbert	43
Graf Leopold von Kalckreuth, ein deutscher Künstler. Von Direktor Prof. Dr. Gustav Pauli. Mit 26 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen und Radierungen des Künstlers	49
Das Zimmer mit der Silbertapete. Novelle von Karl Linzen	65
Die Münchnerin. Von Dr. Georg Jacob Wolf. Mit 23 ein- und mehrfarbigen Abbildungen	73
Freundesbriefe an Richard Voß. Herausgegeben von Dr. Paul Weiglin. I.	89
Die wehmütige Geschichte vom Stein der Weisen. Von Bernhard von der Marwitz	95
Alba. Von Prof. Dr. J. Hashagen. Mit 11 Abbildungen	101
Neues vom Büchertisch. Von Wilhelm Hegeler	109

Digitized by Google

Seite

Meisen. Gedicht von Manfred Hausmann 112

Illustrierte Rundschau: Des Norddeutschen Lloyd neuester Doppelschraubendampfer „München“: Blick in den Speisesaal 1. Klasse — Schauspieler und Schauspielkunst in Japan — Tanzende Bauern, Zeichnung von Adriaen Brouwer — Tülltuch, Lampenschleier von Grau-Künstler — Exotische Diana, Zeichnung von Franz Christophe — Mutter Gottes und Talheimer Altar, aus dem Stuttgarter Museum vaterländischer Altertümer — Scherenschnittbildnisse von Eveline von Maydell — Pavian, Bildwerk von Harry Christlieb — Zu unsern Bildern 113

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Straußenfang. Gemälde von Prof. Franz v. Stuck . . . . Titelbild

Erna Morena Gemälde von Joseph Oppenheimer . . . 8—9

Sonniger Herbst. Gemälde von Prof. Hermann Göhler . . . 24—25

„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt“. Gemälde von Erich M. Simon 32—33

Der Walchensee. Gemälde von Fritz Scherer . . . . . 112—113

Kunstbeilagen in Tondruck:

Wellen. Studie von B. Wolfgang Breuer . . . . 16—17

Der Sämann. Bildwerk von Prof. Fritz Behn . . . . . . 40—41

Babette Horschelt geb. Eckner. Gemälde von Joseph Heigel 88—89

Hinter den Hunden. Gemälde von Prof. Angelo Jank . 96—97

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Straußenfang. Gemälde von Prof. Franz Stuck

Digitized by Google

VE
v. 38

Velhagen & Klasings Monatshefte
38. Jahrg. September 1923 / 1. Heft

Herrn Imelmann's Krähe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1920 gegen Abend stand Herr Johannes Imelmann, der bekannte Menschenzeichner, auf dem Berliner Spittelmarkt. Er war vom Potsdamer Platz aus mit der Untergrundbahn gefahren und eben wieder zur Oberwelt emporgetaucht. Er hatte noch fast eine Stunde Zeit. Sein Zug nach Dossen an der Spree, an der Frankfurter Strecke, ging erst nach sieben.

Er besaß da draußen hinter dem Städtchen ein hübsches, altes Landhaus, das die Krähe hieß, angeblich nach dem herbstlichen Vogel, der dort vorzeiten in Schwärmen genistet haben sollte, fast ein kleines Bauerngut. Er fuhr gern am Sonnabend hinaus und blieb dann ein paar Tage, kürzer oder länger, je nach Laune, dort hängen, arbeitend, faulenzend, Hasen, Hühner oder Wasservögel mit seinem Freund dem Förster Panse schießend, wenn die Zeit danach war, und ließ sich's bis ins Blut hinein wohl sein, fern von dem vermaledeiten, in allen Fugen krachenden Berlin, das freilich seine zwinkernden, immer hungrigen Augen auch wieder zu schätzen wußten.

Er gedachte diesmal für längere Zeit da draußen zu rasten, für zwei oder mehr Wochen; aber das wußte man vorher nicht so genau, es schien ihm immer voreilig, auf lange Sicht ein Programm zu machen.

Als er heute morgen hoch oben in der Berliner Sigismundstraße neben seinem Studio erwacht war, den strahlenden, mit eiligen, grellweißen Wolken gefleckten Himmel erblickt und vom Tiergarten her den warmen Frühlingswind um die Nase gespürt hatte, der kräftig nach Erde und lind nach Süßigkeit roch, da war die Leichtfertigkeit in ihn hineingesprungen, Lust, Sehnsucht, eine unbedingte Gleichgültigkeit, fröhliche Wurstigkeit gegen alle Dinge, Menschen und Geschäfte hier in der Stadt. Gleich darauf hatte er aus seinen Mappen ruhig geschäftig zusammengesucht, was er brauchte, alles in eine große, schwarze Aktentasche verstaut und hatte bis zum späteren Nachmittag an verschiedenen Stellen zu tun gehabt. Aber nichts war imstande gewesen, seine glatte, feste, heitere Stimmung zu verjagen. Selbst die Sitzung in der schmutzigen, dröhnenden Zeitungsfabrik nicht, in der neben Tagesblättern und Fachzeitschriften auch eine vielgelesene, illustrierte Wochenschrift hergestellt wurde, die seit vielen Jahren durch seinen schmunzelnden Zeichenstift etlichen besonderen Glanz erhielt. Man hatte, wie in jeder Woche einmal, allerlei Themen mit ihm besprochen, Textvorschläge gemacht, dazu geraucht und eine Stunde angenehm verplaudert. Er hatte während der Konferenz bloß lächelnd und zerstreut zugehört und sich mit knappen Sarkasmen für die Zeitvergeudung gerächt. „Meister Imelmann, Sie sehen heute fabelhaft jung und lebensnahe aus!" hatte einer der Herren gesagt. „‚Rinascimento' sagt der gebildete Deutsche," hatte Herr Imelmann lächelnd geantwortet. Und dann war er mit seiner großen Tasche hierhergefahren.

Es roch nach Benzin, Häusern und Menschen, aber es war auch überm unlieblichen Spittelmarkt Leichtsinn und Frische in der Luft, ein blauer, aufregender Schimmer, und überall blitzten die Fenster. Ja — haa — die

 Nachdruck verboten. Copyright 1923 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Mädchen — die Mädichen — Hanne und Helwine in seiner Dossener Landkate würden Äugelchen machen! Er hatte sie diesmal nicht angeklingelt, ihnen keine Postkarte geschrieben, keinen selbstgezeichneten aufschlußreichen Bilderrebus geschickt; sie würden ihn am Anfang der Woche so aus heiterm Frühlingshimmel nicht erwarten. Er schmunzelte, obwohl man ihn kräftig anstieß und ihn dabei ersuchte, sich nicht stören zu lassen — „bitte schön!" sagte Herr Imelmann herzlich und dachte wieder an die Mädichen.

Herr Imelmann hatte eine leibhaftige, etwas zarte, aber keineswegs häßliche Tochter Hanne da draußen in der Krähe sitzen, und zum Überfluß noch eine ähnlich blonde, aber gedrungenere und unverwüstlich gesunde Nichte, Helwine Imelmann, Tochter seines älteren Bruders, der vor Jahren als heiterer Stadtrat und wenig erfolgreicher Bankier und Zigarrenimporteur in Dossen an der Spree verschieden war. Damals, noch vor dem schrecklichen Krieg, war auch Herrn Imelmanns Frau nach langer, nervöser Kränklichkeit plötzlich gestorben, da hatte er aus des Bruders wenig beträchtlicher Habe dessen Residenz, die Krähe, erworben, die er längst mit einer Hypothek begeben hatte. Eine Frau war nicht mehr da, Helwine war unter der Obhut des tüchtigen, durch zuviel Empfindungskraft gelegentlich reizbaren Fräulein Meta Zeese erfreulich aufgewachsen; da wurde der verläßlichen Dame kurzerhand auch Hanne anvertraut, zumal das friedsame und gesunde Städtchen — ein kleines Capua! — gute Schulen, sogar ein höheres Seminar sein Eigen nannte. Auch Herr Imelmann hatte sich zuzeiten länger oder kürzer, wenigstens am Wochenende, diesem Familienensemble gern eingefügt; dazwischen freilich und oft darüber hinaus hielten ihn seine vielerlei Lebensfahrten nach neuen Eindrücken, langes Arbeiten in seinem Atelier in der Sigismundstraße und mancherlei anderes, das sein einspänniges Dasein und der Verkehr mit den Zeitgenossen mit sich brachte, fern; gewisse dringliche Erziehungsfragen wurden nicht selten durch den Fernsprecher erledigt. Fräulein Zeese zuckte dann nervös mit den dunkeln, dichten Brauen und sagte empfindlich: „Papa kommt heute nicht!"

Nun standen beide junge Damen im Anfang der Zwanzig; die zwei Jahr ältere Helwine, schon vierundzwanzig, wirkte bereits als geschätzte Lehrkraft am Dossener Lyzeum; auch Hanne hatte ihre gleichlaufenden Studien nach einigem Schwanken gewissenhaft abgeschlossen, aber bislang noch keine Anstellung gefunden, auch nicht gesucht, denn Doktor Viebahn, der dicke, delikate Kreisphysikus, hatte in seiner herzlichen Art mit gespitztem Munde von einer leichten ‚Insuffizienz des Herzens' gesprochen, die sich mit raschem Herzklopfen und manchmal in einer Mattigkeit äußerte, und hatte heiter dringend eine längere Schonzeit angeraten. Hanne hegte übrigens den begehrlichen Wunsch, nach einer Weile noch die Universität zu beziehen, um einen höheren Abschluß zu finden.

So hatten die Mädichen die schlimme Zeit, die leider nicht besser wurde, in der Krähe verbracht, wo die Welt sich ruhiger und sauberer verhielt als in Babylonberlin, und wo man billiger und auch ein wenig fetter hatte leben können.

So standen die Dinge. Herr Imelmann dachte sonst, während seiner Tagesläufte, nicht gerade viel an die Krähenleutchen, manchmal vergaß er sie in der Tat völlig. So war er nun mal mit seinen Fünfzig und darüber — poi! poi! (es war ihm ein beizendes Tabakskraut auf die Zunge gekommen) und durch die Sachlage seiner Witwerschaft, die ihn nach schwieriger, peinvoll unruhiger Ehe wieder zu den alten Gewohnheiten des Junggesellendaseins geführt hatte. Und sein sogenannter Beruf zwang ihn gleichfalls nicht gerade zum nachdenklichen und biedermännischen Daumendrehen.

Herr Imelmann stand immer noch auf dem Spittelmarkt und sah erfreut in das kribbelnde, bunte Treiben, in dem sich die gelben Omnibuswale flink und behende tummelten.

Er war in diesem Augenblick ganz Onkel und Papa und liebäugelte mit dem Schokoladenladen drüben über der Straße. Er mußte natürlich etwas mitbringen, heute mußte es etwas Besonderes sein, etwas Größeres, Umfänglicheres, erstens weil ihm die Mütze danach stand, fünftens weil die Sonne schien und achtens, weil er nicht bloß über Sonntag heimkam. Einen großen Kasten also — würde eine schöne Stange Geld kosten! Aber die armen Vögelchen hatten die süße Labe durch Jahre bloß lotweise oder gar nicht oder minderwertig zugemessen bekommen und verspürten jetzt einen wahren Heißhunger danach wie nach mancher anderen leckeren oder stürmischen Lebenslust, die ihnen die üble Zeit verhagelt hatte.

Morgen würde vermutlich auch Villa Hehn sichtbar werden, Helwines Kollegin, und — Dina Hamacher aus der Stadt, die dunkle, schlanke, reizende, königliche Dina, die eigentlich eine junge Frau von Loos war, eine Mädelfrau, nach unguter, kaum geschlossener Kriegsehe gottlob verwitwet. Sie wurde immer herrlicher, sie war auch schon

Digitized by Google

vorher köstlich gewesen, hm — eine Prinzessin, wenn sie lächelte, ein Mädel, wenn sie lachte, und ein Weib, wenn sie schwieg. Und dazu die jungen, verliebten Herren, der elegante Amtsrichter Leo Nippold, der wippende, tragisch-komplizierte cand. phil. Friedel Wiese, durch Krieg und Anlage ein wenig aus der Bahn geschleudert, er sollte sich gehörig auf den Hosenboden und hinter die Bücher setzen, denn die entfernte Verwandtschaft und nahe Jugendfreundschaft mit Helwine und was dahinter vermutlich spukte, konnte allein nichts nutzen — lustig! für euch sind die prachtvollen Mädel viel zu schade, besonders Dina ... Hm — mm!

Herr Imelmann lachte spöttisch verlegen und dann behaglich, daß ein würdiger Mann mit grauem, eckigem Vollbart, den die Revolution sichtlich erbittert hatte, ihn gereizt und verächtlich musterte, als gehöre auch dieser nach dem feinen Schokoladenfenster starrende, heitere Bummler zu der trüben Zunft der skrupellosen Raffer und üppigen Lebebuben, von denen alle tüchtigen Zeitungen voll waren. Herr Imelmann nickte dem verstörten Zeitgenossen herzlich und trostreich zu, so daß jener zu sprachlosem Zorn erstarrte.

Danach erledigte Herr Imelmann umsichtig und entschlossen seinen Einkauf und begann nun, mit einem großen, hübsch verschnürten Kasten beladen, die Strecke bis zum Bahnhof Alexanderplatz zu Fuß zurückzulegen. Derlei Märsche gehörten zu seinen unerläßlichen Gewohnheiten. Mitunter spazierte er in ganz unmöglichen, gewissermaßen arktischen Gegenden umher, und besah und erforschte auch dort Welt und Menschentreiben, und war hier und überall den pendelnden Kriminalbeamten vom Ansehen und oft auch dem Namen nach ein guter, respektabler Bekannter, der ebenfalls seines dankenswerten, aber alles in allem erfreulicheren Amtes waltete.

Die Menschen fingen schon wieder an, ganz manierlich auszusehen, reckten nicht mehr, wie noch vor kurzer Zeit, diese gräßlichen, faltigen Truthahnhälse aus weiten Kragen heraus, die Männer mit Vierzig und Fünfzig betagt und verbraucht, die mittleren Frauen schlapp und verblüht und die jungen Mädchen bleichsüchtig, den Glanz einer hungrigen Lebensgier in den Augen, das war schon wieder besser geworden; bloß die Gören waren auch heute noch käsig und säbelten oft mit jämmerlich krummen oder dürren Beinen über die Gasse. Aber mit der Eleganz haperte es hier im Durchschnittsberlin noch gehörig, Hüte, Mäntel, Hosen und besonders die Stiefel — schäbig, trotz Bürste, Bügeleisen, Lederglanz, besonders bei den älteren Herrschaften; und mancher von den Jüngeren betonte mehr stolz die flotte Vergangenheit als den ‚letzten Modeschrei'; bloß die Kontorjünglinge und »dämchen, die jetzt ein Heidengeld verdienten, stiegen und stöckelten mit neuen, hinten verriegelten Gürtelmänteln und hellen Gamaschen, mit seidenen Strümpfen und hübschen Stiefelchen keck und beschwingt einher, unbekümmerte Kostgänger der Konjunktur; und dazwischen blühend und feist, in herrlich neuer Gewandung, jovial und heiter, wie Leute, die auf goldsicherem Grunde gingen, hochmütig vor den ‚Dummen', immer geschäftig und jedem Genossen des gleichen Ordens stummzwinkernd oder raunend mit ein paar Zahlen begegnend, die anderen Kostgänger und Raffer der Zeit, nach guter Seife duftend, vielleicht um einen tieferen, übleren Geruch zu verbergen — hole sie alle der Teufel, die gab es nicht bloß in der Königstraße, die gab es überall, im Großbetrieb und im Pantinenkeller, im Feudalschloß und im Quergebäude, voneinander unterschieden bloß durch die Farbe des Stimmzettels und durch die rhetorische Entrüstung — über die andern.

Herr Imelmann schlenderte an den Läden hin. Ja, auch die waren jetzt schon wieder recht gut gefüllt; man bekam wieder viel und alles, wenn man genug Papiergeld im Sacke hatte; keine trockenen, toten, verstaubten Attrappen mehr, keine Apfelsinen und Suppenwürfel in Schlächterläden, alles wieder da in Hülle, Fülle und Herrlichkeit, kein qualvolles Anstehen mehr, kein Blickebetteln vorm Verkäufer, sie waren wieder behende, wenn man Großkunde war, bitte sehr! vorn und hinten — ein Pfund, zwei Pfund, soviel Sie wollen! Allein vor der wiedergekehrten neuen Pracht standen auch allerhand bedrückte Damen mit merkwürdig verblaßten Hüten, schluckten, rissen sich seufzend von dem Anblick los, dachten nicht mal zuerst an sich selbst, aber sie hatten Kinder daheim, einen Mann — ja! ja! das würde man sich sobald nicht wieder, vielleicht niemals mehr leisten können! Ernste Männer standen daneben und dachten ergrimmt dasselbe, ballten die Hände gegen irgendwelche Feinde und zerbissen einen Fluch; und zwischen ihnen drängten Kinder die Nasen an die Scheiben, hauchten sie mit dem heißen Atem der Neugierde und Begehrlichkeit trübe, stießen mit schmutzigen Fingern dagegen: „Was is das, was kost't das? — Kiek mal!" Auch vor solchen Leutchen blieb Herr Imelmann stehen und sah mit strengem Blick über sie hin und bis ins Herz. Manchmal griff er dabei in die

1*

556063

Digitized by Google

Tasche und schenkte einem Jungen oder Mädel, einem alten Weiblein oder trüben, verschlissenen Kerl einen kleinen lappigen Schein. ‚Modellgeld . . .' dachte er kühl und ging weiter.

Am Bahnhof vor dem Schalter drängte sich die Menge.

Das letztemal, vor gut anderthalb Wochen, war Dina Hamacher in ihrem blauen Jackenkleid plötzlich hier neben ihm aufgetaucht, und als er jetzt daran dachte, war das eine sehr hübsche, warme und bezaubernde Vorstellung.

Sie hatte ein gar nicht kleines Bücherpaket unterm Arm gehabt, war aus ihrem ‚Heidelberger Kreis' gekommen, der aus jungen Akademikern und Akademikerinnen bestand, die hier weiterstrebten oder ihre Weisheit schon an den Mann zu bringen suchten, denn auch Dina hatte einmal nach ihrem Dossener Examen einen Ausflug ins Wissenschaftliche gewagt, war aber dabei zu Meister Imelmanns tiefer Freude nicht sehr weit gelangt — ach was, sie hatte die schwebende Klugheit der Frau, die mit dem Mann auf alle Höhen steigt und in alle Tiefen sinkt, und die doch der Weisheit lächelt, als wäre ihr eigenes Reich das Gewissere, Reichere und Tröstlichere. Das liebte Herr Imelmann ehrlich männlich.

Er schob sich aus der Reihe heraus und sah sich noch einmal um. Nichts. Da wurde die Luft kühler, rauher, nüchterner. Herr Imelmann stieg langsam die Treppe hinauf und wandelte oben unter der Glashalle auf und nieder.

Er war kein übelaussehender Herr. Schlank, dunkelblond, das Schläfenhaar unter dem weichen Hut war angegraut, auch so der spitze, etwas krause Kinnbart unter den glattrasierten Wangen; die Nase war groß, fein und kräftig gebuckelt, und die stahlgrauen Augen blickten ruhig und scharf; er trug sich mit gutem Geschmack, der leichte Mantel war ein heller Schlüpfer von bequemem Schnitt, auch alles andere war unauffällig aber gediegen; seine Hände waren nervös beweglich, schmal und sehnig. Eine eigenartige, frische Erscheinung, ein scharfes Profil, mit sarkastischer Linie. Manches Frauenauge sah es gern. Anfang Fünfzig —? Poi, poi! Ach lächerlich, dieses Jahrzehnt ist das wichtigste, stärkste, reichste, versicherten alle Leute mit gesunder Vitalität, die es wissen mußten. Das war auch seine Ansicht.

Überall standen Menschen mit Körben, Paketen, Rucksäcken; dazwischen geschniegelte junge Dämchen und Herrchen, das war die nachmittägliche Rückwanderung aus der Großstadt, aus Geschäften und Kontoren, von Einkäufen und Arbeitsstätten. Herr Imelmann betrachtete seine Umgebung aufmerksam, alles was Mensch hieß, fesselte sein Wohlwollen. Dabei hatte er Dina Hamacher, die süße, jungfräuliche — ach was! die gnädige Frau, für eine Weile vergessen — und im übrigen würde sie nicht gerade auch heute in der Stadt herumstreichen — holla, schon wieder? Er lächelte. Achtung, mein Herr, so fängt es an; mit sachlichem und gemütlichem Interesse, er kannte das, und mit einemmal dann, sogar nach Widerstreben und bewußter Bemängelung, die hier nicht mal in Betracht kamen, saß man am Wurmhaken. War er des Teufels? Nun — nun —

Er schlenderte ein bißchen ärgerlich, überwach und gelangweilt durch die Halle und blieb vor dem Buchhändlerhäuschen stehen. Auch das tat er gewohnheitsmäßig gern; das war hübsch bunt und weckte eine angenehme Spannung, wie jeder Buchladen; er besah sich die vielen Buchtitel, die reißerisch grell oder gemütvoll wie aus seligen Herzblättchenszeitvertreibtagen wirkten — die gangbarste Mode; nichts für ihn; er liebte die lächelnden oder spähenden Bücher, die neben oder über dem Leben standen, sich nicht mühsam und gefühlvoll mit ihm quälten. Er las auch seinen eignen Namen an zwei Stellen — ja, ja, das war ihm nichts Neues. Und er ging gemächlich mit einem kleinen eitlen Behagen weiter.

Wenn er sich jetzt den versammelten Leutchen hier vorstellen würde, würden die meisten von ihnen lachend und erfreut die Mützen heben und ihn wie einen guten Bekannten herzhaft und verehrungsvoll grüßen. Er war nicht unbeliebt, war berühmt, wie man sagte, die luchsäugigen Berliner, und nicht bloß die, kannten seinen Namen, priesen ihn schmunzelnd, und einige nahmen Ärgernis an ihm. Er hatte die lange Folge seiner Blätter in einer Reihe von Mappen und Büchern herausgegeben. Er war der mit Recht geschätzte Meister Imelmann.

Er war durch Bitternis und Darben zum Zeichnen gekommen und hatte dabei sein den Menschen zugewandtes sarkastisches Gemüt gefunden. Er hatte mit wundervoll lebendigem Strich Typen geschaffen, die in vieler Leute Gedächtnis und Munde waren. Das Politische mochte er nicht, auch in diesen Zeitläuften nicht. Er sah immer nur den Menschen, den Kleinspießer und gehobenen Pfründer, den Arbeiter und Granden, den Abenteurer und das Frauenzimmer, die Dame und das Dienstmädchen, Portier und Handwerker, Bettler und Gassenjungen, alle im Wandel des Tages und der Nacht,

Digitized by Google

im ewigen Licht ihrer Schwächen, und alle einander geheimnisvoll verbunden und verwandt durch ihren unzerstörbaren, aber bieder oder ideal verklärten Egoismus. Bürger der Lächerlichkeit. Oft zeichnete er sich selbst donquichotisch verzerrt zwischen seinen Gestalten, denn sehr häufig stiegen seine Einfälle aus eigenem Erleben und törichtem Empfinden, einem geheimen, lasterhaften Wunsch, einer ganzen oder halben Tat auf, bei der er sich ertappt hatte; und seiner eigenen Gestalt gegenüber war er am schärfsten und bittersten. Diese immer wache Selbsterkenntnis und Bespähung gab ihm wohl das zwinkernde Verstehen, seine Wärme, eine gewisse zuschauerhafte Zärtlichkeit und Melancholie, einen oft gelassenen Humor, der nur scharf in der Sache und Idee war und in der Form gern lächelnd und lachend versöhnte: wir sind allzumal Sünder!

In stillen, abseitigen Stunden aber, besonders daheim in der Krähe, machte er mit liebevollem, spaßigem Strich auch allerlei wunderliche und wunderhübsche Zeichnungen zu Büchern, die er gern las, zu Keller, Dikkens, Hoffmann, Mörike, Eichendorff, Grimm, Andersen, Hauff und anderen am bunten Phantasiewocken spinnenden Meistern; nicht fahrig hingewühltes Zeug, sondern in aller Mutwilligkeit und Beschwingtheit schlicht und endgültig leibhaft geprägt, daß die Augen der großen und kleinen Kinder sich dran laben konnten. Er hatte auch davon schon ein paar Folgen drucken lassen, und alles war entzückt und erstaunt. So war er in der Welt bekannt und mit der Zeit sehr wohlhabend und allmählich über fünfzig Jahre alt geworden. Schon ein beträchliches Stück darüber.

Das Wissen um diese letzte Lebenstatsache freilich trieb dem überlegenen Lebensspötter zeitweise einen etwas fatalen Geschmack auf die Zunge.

Man vergaß es ja immer wieder.

Indes plötzlich, mitten in einem Wohlbehagen, in einer emsigen, wärmenden Beschäftigung, in einem starken Wunsch, einer Hoffnung, einem physischen oder seelischen Aufschwung —: ‚fünfzig, einundfünfzig, zweiundfünfzig — drei — hm;‘ das ernüchterte, das störte immerhin zuweilen, als hätte man auf einen schadhaften Zahn gebissen oder als hätte man etwas versäumt, das Eigentliche, Wirkliche, Wahre, als müsse noch etwas kommen. Dieses Gefühl des Wartens hatte er ja wohl immer gehabt, es gehörte neben seinem oft trägen und starken Lebensbehagen zu seinen Hypochondrien, zu denen er in jeder Form neigte, auch körperlich, auch als Künstler, als könnte es plötzlich mal aus sein mit Arbeitslust und Schaffenskraft. Warten...

Man war im Grunde etwas zu jung geblieben oder hungrig, noch unverbraucht, nicht recht gesättigt als Lebensfahrer, Mensch — oder auch Mann.

Das war es ja wohl. Ein wenig lächerlich.

Er hatte die wahrhaft schönen und hohen Frauenbilder mehr aus der Ferne angebetet, obschon er nach ihnen hätte greifen dürfen. Ein Mangel an Initiative. Nicht immer kühn genug, nicht immer rücksichtslos genug, ohne sicheres, unzerspaltenes und fugenloses Selbstvertrauen — vielleicht eine Folge der schweren Jugend und ihrer lange lastenden Demütigungen. Vielleicht auch bloß eine Zufallssache, eine Glücks- oder Pechsache.

Seine Ehe — ja, die war auch in dieser Richtung verlaufen. Er hatte das hübsche, zarte Mädchen eigentlich nicht heiraten wollen in einer wachsenden Angst vor der Zukunft und hatte es dann doch blindlings getan, aus Treue oder Feigheit und von seinem raschen, heißen Blut bezwungen. Dann war die lange Qual gekommen, das Hungern — und die Eifersucht der rasch verblühenden Frau, die zuletzt durch lange Jahre leidend gewesen war. Eine schlimme, krampfhafte und unnatürliche Zeit bis weit in seine vierziger Jahre.

Nun, man hatte sich überlegen und weise damit abgefunden. Arbeit, Stetigkeit, Lebensbehagen — gottlob! Gerade in diesen letzten Wochen war er hervorragend frei und fröhlich, geradezu erfrischend fest und gleichgültig gewesen, als wäre er nun mit einem Male über diesen unruhigen Spuk hinausgekommen und hätte endlich mit ihm abgeschlossen. Freilich, er mißtraute auch solchen Zeiten, denn sie hatten sich, nach früherer Erfahrung, nicht selten hinterher bloß als ein Zuwarten und Reifwerden, als die Stille vor dem Sturm erwiesen, so wie das Wohlbefinden mitunter der Krankheit vorausgeht...

Drüben auf den Ferngleisen donnerten die Züge herein und hinaus, die nach Eydtkuhnen oder sonstwohin fuhren, wo's ungemütlich war. Die großartigen Lokomotiven zischten und füllten die Luft mit weißem Qualm. Türen dröhnten, und die bunte Menge hastete und strömte; Herr Imelmann sah mit Behagen die wilden Bewegungen und zornig verzerrten Mienen eines korpulenten Herrn, der mit Gewalt noch mitwollte, woran ihn doch keiner hinderte, und beobachtete mit Spannung einen stämmigen Herrn mit karierter Reisemütze, der wirklich im äußersten Augenblick, als schon alle Türen geschlossen waren und die weißen Taschen-

Digitized by Google

tuchwimpel bereits flatterten, unten am Wagentreppchen in wunderbarer Seelenruhe noch ein Glas Bier austrank, es war aufregend und brachte selbst die diensthabende rote Mütze in flehende und zornige Wallung. Das war immer wieder hübsch und lustig.

In diesem Augenblick sah sich Herr Imelmann von neuem aufmerksam auf seinem Bahnsteig um. Es hatten sich noch mehr Menschen, Rucksäcke und Pakete angefunden. Der Zug würde ungemütlich voll werden. Man würde mindestens bis Erkner stehen müssen in wenig lieblicher Enge und steigender Hitze. Vor der trüben Glashalle lockte der blaue Himmel und der helle Sonnenschein, auch hier frühlingsblank und frisch. Man würde ein Fenster öffnen... Herr Imelmann hob rasch den Kopf: da vorn war eine schlanke Dame im blauen Jackenkleid, die sich anmutig bewegte — Unsinn! Es war ein hübsches Zerrbild, peinlich und enttäuschend.

Der Zug hatte natürlich Verspätung. Das war jetzt die Regel, früher war's umgekehrt.

Kam das Zügle überhaupt? Ja, es kam, gerade als man jede Hoffnung aufgegeben hatte, wichtig pustend und klirrend: Ich habe mich verspätet! Ich habe mich verspätet! Ja, das wußte man schon. Herr Imelmann schritt langsam hinter der drängenden Menge her und sah gereckten Hauptes in die Wagen. Vor einem Abteil, aus dem vier heitere Köpfe sahen und jedem verkündeten, daß ‚alles besetzt' wäre, blieb er stehen. Hier also war noch Platz, und Herr Imelmann stieg bedächtig ein.

Nun also. Es waren junge Leutchen, die offenbar nach der Oberspree wollten, die Herren trugen blaue Seglermützen und die Damen helle Gummimäntel. Verliebte Leutchen. Nichts weiter. „Ach, die quatsche Politik," sagte die junge Dame am Fenster. Da hatte sie recht, dazu fuhr man nicht über Nacht nach Grünau. Herr Imelmann zündete sich eine Zigarre an und dachte flüchtig an das blaue Jackenkleid, das eben wieder an ihm vorübergegangen war. Nein, es gab keine Ähnlichkeit.

Man hielt bloß einmal in Erkner. Dann kam Wald, der frisch und stark durch die offenen Fenster hereinduftete, denn Herr Imelmann und die jungen Leute hatten keine Angst vor Zug. Auf den fernen Kiefernwipfeln lag ein mildes goldenes Leuchten, das geheimnisvoll heiter über dem dunkeln Walde schimmerte.

⌘ ⌘ ⌘

An der Sperre wurde Herr Imelmann vom Knipser herzlich begrüßt. Er bemerkte ein paar alte Damen, die er selbst grüßen mußte. Das tat er hier gern und ausdrucksvoll.

Draußen war das Städtchen mit seinen blauen Gassen und grellgrünem Laub. Der Bahnhofstür gerade gegenüber, am Stadtpark, zog sich die elegante Parkstraße hinab, das Dossener WW, wo Dina Hamachers Großeltern wohnten — aha, dort storchte ihr Großpapa, der Herr Landgerichtspräsident a. D. Hamacher in Person, eilig mit flatterndem Kapuzenmantel über den Weg, strebte wohl schon einem Abendschöppchen in der Krone zu, aber das gewohnte Fläschchen Surius war ja wohl kaum noch zu bezahlen für diesen altpreußischen Spartaner, und das gerade noch erschwingliche Bier war dünn und gallebitter wie Hunyadi-Wasser, wirkte auch so!

Herr Imelmann spazierte dem alten eiligen Herrn lächelnd nach.

Hier wurde ihm immer wieder wohl, so oft er es auch erlebte. Die Luft schmeckte gesund und friedlich, ein bißchen nach Holzrauch, das machte das Atmen angenehm leicht und das Blut ruhig und warm, daß man zufrieden wie ein Kater vor sich hinschnurrte. Das hielt ihn auch in seiner Produktion förmlich frisch und neu, dieser, nach Bedarf und Laune rasch vollzogene Wechsel zwischen Babel und Philisteria.

Es war die richtige Zeit, eine Weile vor Geschäftsschluß.

Die Kastanien der Breiten Straße hatten schon Kerzen auf die eidechsengrünen Zweige gesteckt. Man ging in einem zarten, warmen Licht. Herr Imelmann sah in die Ladenfenster und Ladentüren hinein, ganz großartig und doch gemütlich im Innern, Herr Schlickeysen und Herr Gudelack bedienten in Person, behende und geschwätzig, alle feist vom guten Leben und von einer gezügelten Betriebsamkeit; keiner zog dem andern über Gebühr die Haut über die Ohren — na, auch die Dossener waren keine Engel und wußten ihr Profitchen zu schätzen; Schlickeysen war, als damals die Arbeiter aus Fürstenwalde und Frankfurt a. O. gekommen waren, plötzlich überzeugter Chiliast, Bekenner des Tausendjährigen Reichs gewesen und hatte beim Tütenzumachen förmlich radikale Reden geschwungen, und als der erste Schreck vorbei war und er sein rundes Köpfchen wieder keck aus dem Mauseloch gesteckt hatte, da war das ‚Rot' wieder abgeblaßt. Was wollte man? Herr Professor Stich vom Gymnasium war ein akademisch gebildeter Herr, leider etwas nervös und zappelig, und der Rechtsanwalt Spinner war ein Sanguiniker, sie hatten sich ebenfalls in politicis ein bißchen vergaloppiert und

Digitized by Google

schritten jetzt wieder im Mantel gravitätischer, unerbittlicher Bürgerlichkeit einher und hatten alles klugen Wandels Behendigkeit bis auf weiteres vergessen. Auch die Dossener waren Menschen und paßten in die Welt.

Drüben schimmerten die Fenster der Bindseilschen Konditorei mit den mondgelben Vorhängen aus Damastleinen; die zwei vollbusigen blonden Bindseilschen Töchter, appetitlich wie Marzipanpralinen, hantierten im Laden hinter Torten und Bergen herrlichen Kuchens, und die Primaner auf der Straße machten lange, genäschige Hälse und verliebte Nasenlöcher und waren eifersüchtig auf die Herren vom Amtsgericht drinnen in der Gaststube. Konditor Bindseil, klein, fett, rosig, selbst wie aus Marzipan gebacken, durch und durch voll Süßigkeit, stand in weißer Schürze an der Kasse, atmete schnaubend und rechnete.

Hier oben lagen die feinsten Geschäfte. Bei Zippe & Billerbeck häuften sich die Delikatessen, die hauptsächlich von Frau Bindseil und ihren näheren Freundinnen pfundweise gekauft wurden, aber auch die Arbeiterdamen und Handwerkerfrauen waren nicht schreckhaft — „schad't nichts, Herr Zippe, wenn's drieber wiegt," sagten sie und zahlten munter. Dazwischen blinkte auch der Buchladen des alten kränklichen Wenzel Eichhorn, der selbst ein emsiger Bücherliebhaber und weithin geschätzter Antiquar war und mit juwelierhafter Akkuratesse und blinkender Brille leise plaudernd und grämlich hüstelnd den Damen und Herren seine kargen Ratschläge erteilte; natürlich lagen auch Imelmannsche Artefakte im Fenster, man wußte, was sich schickte!

Ja, das war hübsch. Hier herrschte nicht nur Behagen, sondern auch Kultur. Herr Imelmann würde an manchem müßigen Gegenabend aus der Krähe in die Stadt hineinpilgern, allein oder noch besser mit den Mädchen, mit Hanne und Helwine, und seine dringlichen oder weniger dringlichen Einkäufe tätigen, und dann würde man Billa Hehn treffen oder die geborene — Dina Hamacher, kein Mensch nannte sie Frau von Loos, und dann mußte man natürlich auf einen Sprung bei Bindseil einkehren — das war erfreulich zu denken, daß einem das Geblüt fast noch wärmer wurde.

Herr Imelmann schritt eiliger durch die kleine, dämmerige Seilergasse, die spätabends bloß im Notfall von einem dicken Laternenkopf trübe beleuchtet wurde, nach dem Markt. Dort stand rechts das alte, bunte Rathaus mit dem schlanken, viereckigen Turm, der oben ein helles, verschnörkeltes Zifferblatt und unten einen lustig bemalten Laubengang hatte. Das stattliche, bauchige Haus zuvor mit gekröpftem Schindeldach, verbogenem Gesims und ausgetretenen Steinstufen und zwei prächtigen Linden vor der Tür war natürlich die ‚Krone', in die eben die Pelerine des Justizoptimaten Hamacher hineinwehte; bei der Mutter Buchweiz war gut sein, alles alt und schief, in den beiden Gaststuben standen große Roßhaarsofas mit Kissen für die tiefen Kuten und daneben runde, knarrende Rohrstühle, und auf dem gescheuerten, ausgetretenen Hausflur, auf dem die Astlöcher sanfte Hügel bildeten, roch es nach generationsaltem Tabaksrauch und Bierdunst.

Jetzt schlug es oben auf dem Rathausturm hell und energisch sieben, und nach einem Weilchen brummte auch die Turmuhr der Marienkirche mit fetter Patriarchenstimme ihren grämlichen Stundenschlag; der weiße Barockturm ragte drüben über die Häuserchen des Marktes in den blaugrünen Himmel, von einem Schwarm krächzender Dohlen umflattert. Herr Imelmann stellte seine Uhr ein paar Minuten rückwärts und bog an der Hahnschen Apotheke in die abschüssige Untere Torstraße ein, die zur Stadt hinausführte. Apotheker Hehn, Billa Hehns Papa, stattlich und gesammelt wie ein Sanitätsrat, saß in der Nähe des Fensters neben dem blinkenden Laden und schrieb schon beim Licht einer kleinen grünen Lampe, man hörte förmlich die Feder kratzen, das Gas rauschen und den Herrn Apotheker langsam atmen und sich behaglich räuspern. Ja, hier hatte man Zeit und Ruhe und tat alle Arbeit langsam und gründlich.

Sieh da! Aus der Kirchgasse drüben am Markt kam jetzt der cand. phil. Wiese mit seinem wippenden Gang etwas hastig heraus. Der junge Herr errötete rasch, als er Herrn Imelmann sah, was ihm leicht kam, und zog erfreut den weichen grünen Hut, der schon recht schlapp in der Krempe war.

„Guten Abend, Herr Imelmann. Wieder im Städtchen? Das ist hübsch!"

Sie schüttelten einander die Hände, und Herr Imelmann dünkte sich im Augenblick nicht viel älter als dieser — Jüngling.

„Ja, für einige Zeit. Guten Abend, Fritz. Man wird sehen. Kommen Sie ein Stück mit — Sie sollten gleich mit hinauskommen," sagte er gemütlich. „Wir probieren den letzten Johannisbeerjahrgang. Fräulein Zeese muß ihn doch nun endlich mal herausrücken."

„Leider heute unmöglich, habe noch eine Stunde zu geben."

„Schade. Na, dann ein andermal."

Digitized by Google

Fritz Wiese war ein äußerst entfernter Vetter Helwinens und ihr alter Jugendfreund; sie war selbst ein bißchen jungenhaft, tapsig und ungeschlacht in ihrem Aufwuchs gewesen — aber schließlich genügt immer mal ein Moment, eine Bewegung, eine Berührung, und jedes Temperament sucht ein reales Ziel, sie war frisch, hübsch, bis zum blonden Schopf voll warmen Bluts. Ob sie vielleicht eben zusammengewesen waren? He? Man müßte da doch mal energischer auf den Zahn fühlen, dachte Herr Imelmann streng, es schien da seit einiger Zeit etwas Ernsteres im Gange zu sein. „So, so," sagte er zerstreut und heiter. Helwine würde gemütlich oder verlegen darüber lachen, daß man die Zähne und ein Stück des pfirsichroten Gaumens sehen konnte. Immerhin — „Kommen Sie doch nach der Stunde, Fritz. — Ist das dort nicht Fräulein Hehn?"

Herr Imelmann sah scharf die winkelige Kirchgasse hinunter. Ja, da kam auch Villa Hehn, und neben ihr schritt der Amtsrichter Doktor Nippold, der elegante Leo, der sich beim Gehen immer selbstgefällig in den Hüften wiegte.

Villa schwenkte grüßend ihre braune Mappe am Bügel und kam mit ihrem Begleiter über die Straße. Man hätte sich eben vor dem Cramerschen Lyzeum getroffen, nach dem Tee bei der Pythia von Dossen; Helwine wäre schon vor einer Weile aufgebrochen, unten herum nach der Krähe gegangen, erzählte Villa — aha, die Kirchgasse, aus der der studiosus philosophiae Fritz Wiese vorhin aufgetaucht war, begann an diesem ‚untern' Wege. Das stattliche, mattblonde Fräulein Hehn zeigte ihr hübsches, unbefangenes Lächeln in dem frischen Gesicht mit dem reizenden, rosigen Unterkinn, das ihr etwas Temperiertes gab, aber das konnte täuschen; ihre Lippen leuchteten rot und warm, und ihre möwenfarbnen Augen hatten mitunter einen forschenden und spöttischen Ausdruck, der auf etwas zu warten schien.

„Sie sollten heute Abend herauskommen, Herrschaften," begann Herr Imelmann wieder vertraulich zu werben.

Aber sie konnten ebenfalls nicht. Nippold hatte eine Verabredung, und Villa mußte einen Haufen Hefte durchsehen; sie war Helwinens Kollegin bei der Egeria Cramer in der Lindenstraße. „Übrigens ist Dina seit gestern abend draußen bei Hanne," erzählte Fräulein Hehn weiter; Herr Imelmann hörte das mit etlicher Spannung und Freude, die seine vergebliche Aufforderung mit einem Male befriedigend abschloß.

Dann empfahlen sich auch diese beiden zu Herrn Imelmanns jetzt geringerem Leidwesen, Doktor Nippold würde Fräulein Hehn verbindlich in der Apotheke abgeben.

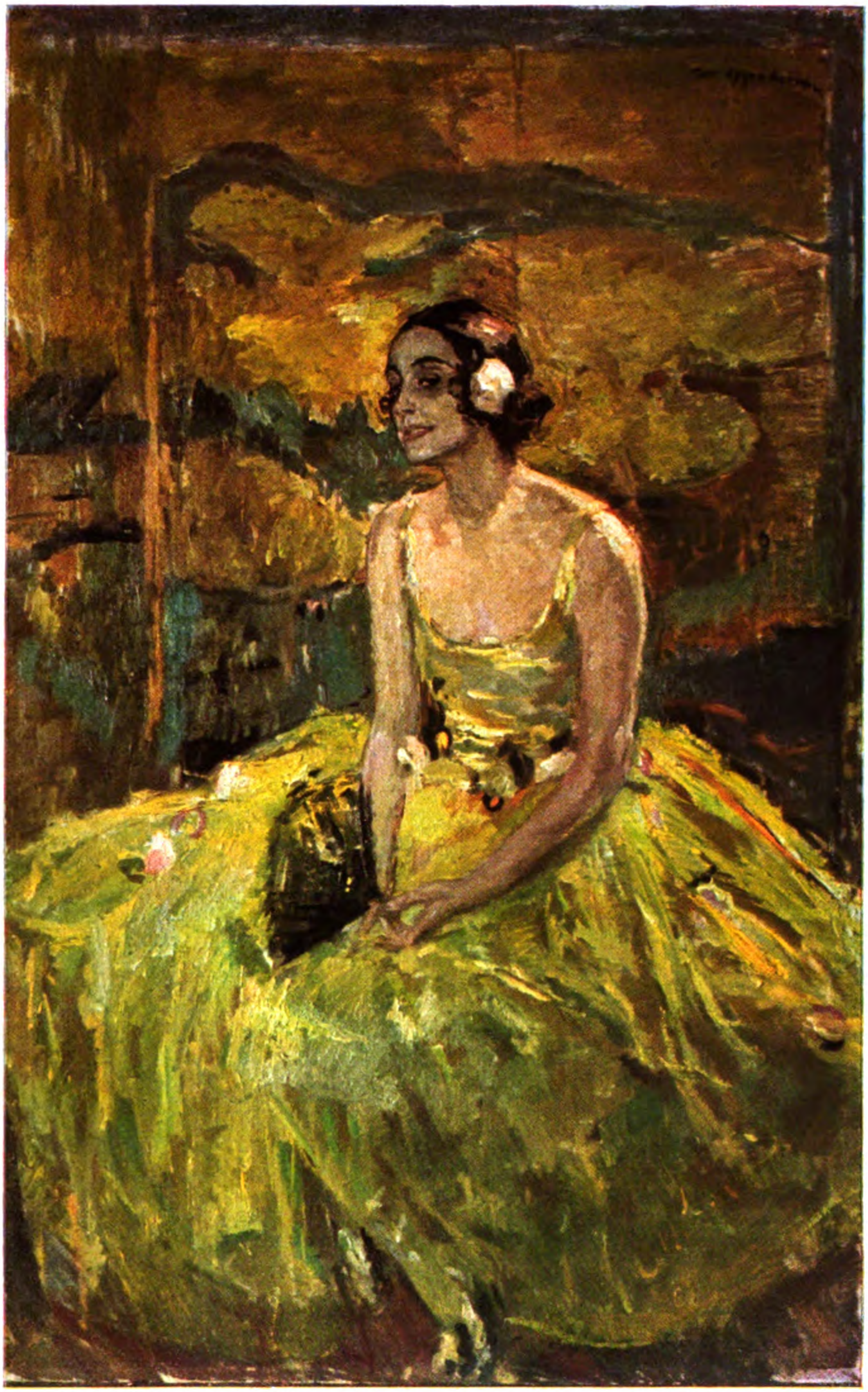
‚Ein statuarisches Paar,' dachte Herr Imelmann wohlwollend und heiter, als er eilig weiterschritt; das feine, dicke Leochen war nicht übel mit seinem glatt rasierten, weißen Gesicht und den etwas betonten Korpsmanieren, wenn er kurz, mit nettem Grübchen in der Wange lachte und mit angenehmer Stimme sprach und dazu verbindlich-eckige Bewegungen machte, als nähme er das alles, mit Ausnahme gelegentlicher dämonischer oder schwerblütiger Stimmungen, die er gern mal zeigte oder betonte, selbst nicht sonderlich ernst — ein Opportunist, scharmanter Egoist, der sich's im Leben wohl sein ließ: es ist ja so lieblich, Kinder, seid gut zu mir! Und nun taumelte er mit wachsender Begierde zwischen der blonden Scilla Villa und der dunkeln leidenschaftlichen Charybdis Dina hin und her — er sollte sich nur entschlossen an die hübsche weißsamtne Villa Hehn machen, die anspruchsvolle Dina, wie er sie kannte, nahm ihn wohl nicht allzu ernsthaft! eiferte Herr Imelmann einigermaßen grundlos und lief mit längeren Schritten die Torstraße hinab, als wollte er Helwine doch noch einholen.

Hier unten wurden die Häuser kleiner und schiefer, und hinter den Fenstern pinkten und hobelten noch ein paar Handwerksmeister. Hinter dem scharf nach Hanf und Pech riechenden Seilerladen von Binzel ging es durch das graue, vermorschte, hallende Tor, und dahinter wurde die Luft noch freier, frischer, und die jungen Büsche und Felder dufteten stark.

Es kamen immer noch Häuserchen, dazwischen Kleingärten, in denen gearbeitet wurde, bis an das schmale Birkenwäldchen heran, hinter dem die Krähe lag; die Mädchen konnten sommers und winters ganz ungefährdet hier wandeln, sogar Gas brannte am Abend, nur bei sehr später Dunkelheit sollten sie neuerdings den Hund mitnehmen oder das Wägelchen mit dem Fuchsponny Nöhl benutzen, natürlich kehrten sie sich kaum daran. Es war ein hübscher, kurzer Weg. Die Luft am Horizont war flaschengrün, ein milchig flacher Mond schwamm schon wie ein Wölkchen darüber. In der Ferne quarrten ein paar sehnsüchtige Frösche, und in der Nähe flötete ein Amselpaar und machte mit seinen Melodien den frühen Abend hell und still.

Jetzt pfiff Herr Imelmann scharf wie ein Pirol, dann noch einmal, denn vor dem Wäldchen bewegte sich eine grellrote Strickjacke und schien es nicht eilig zu haben. Da blieb die rote Jacke stehen, sah sich um und

Digitized by Google



Erna Morena. Gemälde von Joseph Oppenheimer
(Ausstellung der Sezession, Berlin 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sang überrascht die Kadenz zurück, danach ließ sie sich gemütlich auf einem alten Gemarkungsstein nieder.

Herr Imelmann kam mit behendem Schritt heran, munter seinen grellen Vogelruf pfeifend.

Helwine sah vergnügt aus. Die rote Jacke machte ihren hübschen, festen Körper schlanker und größer; die schiefergrauen Augen unter den hellen Brauen, die über den innern Winkeln besonders dicht und breit waren, schimmerten blank und ihr Mund war blühend und üppig. Ein erfreuliches, resolutes Mädchen mit dickem, gelbem, an den Schläfen krausem Haar. Sie freute sich und hängte sich zur Begrüßung bei Herrn Imelmann ein.

„Tag, mein Kind. Ich soll dich von Fritz Wiese grüßen — traf ihn eben."

„Soso. Danke dir, Onkel Hannes," sagte Helwine unerschüttert. „Du bleibst diesmal länger hier?"

„Vielleicht. Man wird sehen. Alle munter?"

„Dina ist seit gestern nachmittag draußen — bleibt bis morgen."

„Hörte schon von Fräulein Hehn davon."

„Trafst du sie mit Leochen? Ich sah ihn vorhin von weitem einsam durch die Wiesen meditieren. Dina hat Hanne etwas helfen müssen, es gab für Doktor Lutze etliche Exzerpte zu machen. Hanne war im Rückstand."

„Ach ja, das Buch!" brummte Herr Imelmann zerstreut und mißbilligend, denn Hanne half seit kurzem einem jüngeren Gelehrten, der bei Tante Lührs in Berlin wohnte, bei der Niederschrift eines Buches; eine Tätigkeit, die Herr Imelmann nicht sonderlich zu schätzen wußte.

So schwatzten Onkel und Nichte und saßen erst mal friedlich eine Weile nebeneinander auf dem alten, bequemen Grenzstein. ‚Hübsch hier, man ist mal wieder daheim,' dachte Herr Imelmann.

Gleich hinter dem Busch lag das Haus und hinter dem großen Garten versteckt und eingesenkt der kleine See. Man sah ein Stück von alledem, vom gelben Sonnenlicht warm beglänzt.

Aber als Herr Imelmann und Helwine dann Arm in Arm um die spitze Wegbiegung kamen, da saß mit einem Male Dina Hamacher mit einem ernsten Gesicht auf einem Schotterhaufen, und daneben stand Hanne.

„Hallo, Dina?" fragte Helwine und blieb stehen. — „Was hast du?"

„O, hoffentlich nicht viel. Guten Abend, Herr Imelmann. Ich bin mit dem Fuß in ein Maulwurfsloch geraten. Etwas — sehr schmerzhaft vorläufig."

„Tief hinein? Wie lange sitzt du denn schon?"

„O nicht sehr lange. Ich denke, es wird besser werden."

Hanne, zart, schlank, ganz hell, etwas größer als Helwine, aber kleiner als Dina, sah ihren Papa mit den ernsten, silberigen Augen an, deren Iris schwarz gerandet war und deren Pupillen sich leicht erweiterten: „O, Papa. Wir sprachen vorhin von dir." Sie küßte Herrn Imelmanns Wange leicht und herb, und strich dabei über seine Hand. „Hoffentlich ist es nicht schlimm."

„Nett, mein Mädchen. Hoffte dich einmal bei Tante Lührs in Berlin wieder zu sehen, aber es kam immer etwas dazwischen. Guten Abend, Frau Dina. Was machen wir mit dem hübschen Bein? Ein bißchen böse?"

Dina errötete mit einem Damenlächeln. Sie hatten eben nach des Tages Last und Arbeit etwas Weltluft atmen und nach Helwine ausspähen wollen. Da saß das schöne, dunkle Wesen unter dem schimmernden Busch, dessen Blätter im Winde wehten. Dinas Haut war jetzt noch weißer, und das dunkle, reizende Braun der Haare, der Brauen und Augen leuchtete förmlich darin und darüber. Der Mund war weich und rot, nicht ganz klein in seiner Schweifung, die Hände waren lang und weiß und hatten schimmernde, gewölbte Nägel. Herr Imelmann sah darauf; ihre Hände schienen ihm rührend menschlich mit ein paar zarten Adern, hilflos, bezaubernd.

Helwine aber trat ruhig an den Steinhaufen heran und kniete beherzt davor nieder. „Welcher Fuß ist es? Der linke?" Sie zog ihn hervor. „Was willst du?" Doch Helwine verstand sich natürlich auch darauf; sie nestelte ohne ein Wort zu sagen den Schuh auf, zog ihn aus, so daß der zarte Fuß in dem spinnwebfeinen Strumpf fror und Herr Imelmann sich überflüssig vorkam.

„Ja, wie ist das geschehen?" fragte er und suchte nach der Stelle auf der Erde; natürlich konnte sie nicht ungeschickt sein, selbst wenn sie hinfiele, täte sie es mit Grazie; es war toll in diesem Jahr mit den Maulwürfen! auch der alte Zinke hatte über ihre üble Wirtschaft im Garten schon geklagt; er fand die breite Öffnung und trat darauf, dicht am Rand war ihr hübscher, warmer Fuß tief eingesunken.

„Was tust du da, Helwine, sei so gut!" sagte Dina, die doch schließlich auch mitreden wollte. „Halte gefälligst still! Tut das weh?" „Natürlich!" — „Sehr?" „O — — liebe, beste Helwine!" Die andere tastete und bog behutsam. „Nichts kaputt. Eine kleine Zerrung."

Digitized by Google

„Ich hoffe es, Herr Doktor."

„Sei kein Lamm, Dina," erklärte Helwine und wollte sehr sachlich auch den feinen Strumpf abziehen; Herr Imelmann sah sich alle Maulwurfslöcher in der Nähe an und sprach laut und ärgerlich; er hatte natürlich Angst vor nackten Füßen, wie jeder Künstler und empfindliche Mann. Dina schloß eine Sekunde lang die Augen vor einem scharfen Schmerz, Helwine senkte den Kopf tiefer. „Tut es weh, Kindchen?" fragte sie mütterlich, obwohl die andere einen guten Kopf größer war, dafür war Helwine die ältere. „Nein, es ist nichts geschwollen — sieh mal, Onkel Hannes! Du verstehst auch was davon — ach was — denke, wir sind in Zinnowitz, Dina!" Onkel Hannes stand breitbeinig da und stemmte wie ein alter Papa die Hände in die Seiten, und nun durchblitzte ihn ganz unzeitgemäß und höchst sachlich ein Glück und eine Dankbarkeit, wie sie der Mensch vor einer schlanken Makellosigkeit empfindet. „Es scheint so. Vielleicht könnte Viebahn . . ."

„Ich wünsche mit meinem Bein allein zu sein," sagte Dina mit einem spöttischen, fraulichen Lachen, das ihm wie Samt über die Nerven strich.

„Jedenfalls werden Sie jetzt hineinspediert zu Fräulein Zeese! Schuh und Strumpf an, Helwine! Dann marschieren wir ab."

Helwine lachte und beruhigte, und Herr Imelmann betrachtete in Frieden noch ein paar Maulwurfslöcher.

Dann ging es los. Die schlanke, große Dinafrau legte einen Arm um Helwines Schulter und den andern schob sie fest in Herrn Imelmanns Arm, er faßte ihre warme, glatte Hand am Gelenk, um ihr noch besseren Halt zu geben. Sie verzog keine Miene, ihre weichen Lippen waren geschlossen; Helwine summte ein munteres Wander- und Marschlied, und Herr Imelmann beobachtete aufmerksam das stolze, reine Profil neben sich, das gerade vor dem aufschimmernden Dämmergold stand, die gebogenen, dunklen Wimpern hoben sich deutlich von der köstlich weißen Haut ab. Aber da befiel ihn plötzlich ein leichtes Elend, ein wunderlicher Katzenjammer, wie bei einem Abgleiten von steiler Wand, auf die er sich unüberlegt begeben.

Danach zogen sie selbviert durch das alte, morsche Holztor in die Krähe ein.

Neben dem Tor waren ein paar Ställchen. Quer hinter dem Hof lag das alte, gemütliche, weißgetünchte Haus, es war nicht groß und bloß ein Stockwerk hoch, ein breiter Nußbaum stand davor; an der linken Seite hatte sich Herr Imelmann vor vielen Jahren eine nette, kleine Werkstatt gebaut, über der auch seine Schlafkammer lag, er war gern für sich; gegenüber, in einem alten, schiefen Fachwerkhäuschen hausten Vater Zinke und Frau, der Majordomus. Das Hühnervolk schlief schon. Aber Golo, der kurzhaarige ‚Pointer' unbestimmter Rasse, begann einen verzückten Veitstanz. Und mitten im Hof stand Fräulein Zeese mit einer blauen Schüssel, in der Milch schwankte, und mußte sich beherrschen.

„Ja — ja — ja —" sagte sie ganz hoch und hinten in der Kehle, und sah den Ankommenden aus herzhaft dunklen Augen freudig erregt entgegen, wobei sich ihr grauweißes, sehr störrisches Haar, das sie merkwürdig gebauscht trug, weil es die Mädchen eine Weile nach der Mode so getragen und Herr Imelmann das nicht übel gefunden hatte, fast noch steiler bauschte.

„O — Herr Imelmann. Wie hübsch. Ich werde gleich drüben lüften lassen!"

Gut, gut, braves Mädchen. Das hatte Zeit. Es kam noch genug Luft hinein bis zum Schlafengehen. Nun ja, er war empfindlich gegen abgestandene Luft, man könnte ein paar Fenster öffnen, er würde sich auch gleich etwas zurechtmachen, frische Wäsche anziehen und einen neuen, hübschen Schlips umbinden, es war ja alles da, und das erfrischte. Darauf freute er sich. Aber hier war erst einmal Frau Dina, das Mädchen Dina Hamacher mit dem kleinen Mißgeschick — nicht schlimm, bewahre, es gab Binden und Wickel im Haus, Fräulein Zeese war sogar Homöopathin, schätzte ihren Hannemann und war jedenfalls am erfahrensten.

So. Gott behüte euch. Ab mit euch. Aber als die Mädchen durch die schmale, weiße Entreetür über die zwei Stufen ins Haus gegangen waren, dünkte ihn der Hof leerer und einsamer, und er selbst stand ziemlich zwecklos darauf. Der Baum rauschte — ja, das klang wunderlich ernst und melancholisch und machte alles noch einsamer, daß man lächeln mußte.

‚Das dürfte trotz allem ein angenehmer Abend werden!' dachte Herr Imelmann munter und sah Minna, die kurzbeinige, rotstrumpfige Magd, fröhlich grienend in seine Werkstatt rennen. Fenster klirrten und rasselten auf. Golo umtänzelte anmutig werbend den Herrn, der nachdenklich auf das einsame Rauschen lauschte. Ja, mein Hund. Sehr hübsch. Sehr angenehm. Dina war schon öfter hier draußen geblieben. Besonders im letzten Winter hatte man sie den alten, auffässig brummenden Herrschaften im Städtchen ein paarmal abgeschmeichelt und sich dann miteinander eingekuschelt bei Hand-

Digitized by Google

arbeiten, Vorlesen, Musik und anderm guten Tun; auch Herr Imelmann war das eine oder andere Mal dabei gewesen, hatte gezeichnet, Äpfel gebraten und Bindseilsche Fabrikate tückisch hervorgezaubert — und das würde also auch heute einen erfreulichen Verlauf nehmen. Die Zeese würde Dina einen hübschen Umschlag oder Wickel machen, dem entging sie nicht, und die würde in einem weichen Stuhl sitzen und würde sie alle wie eine süße Königin mit ihrem Blick und mit ihrer warmen, ein wenig tief klingenden Stimme beherrschen.

⌘ ⌘ ⌘

Es war noch früh, der Tag stand grell draußen, und das junge Grün der Bäume hatte eine frische Helligkeit.

Herr Imelmann steckte den Kopf durch das schmale Fenster seines Schlafzimmers über der Werkstatt. Da stand noch, quervor, hellbeschienen das kleine, weiße, berankte Wohnhaus mit altem Ziegeldach, auf dem eine dicke Esse friedlich schmauchte; es hatte einen Giebel in der Mitte und eine weißlackierte Glastür unten. Das gehörte ihm. Das war immer wieder erfreulich.

Vorm Haus unter dem Nußbaum war der runde Tisch mit einer roten Decke belegt, und darum standen weißlackierte Holzstühle — ja, es gab Leute im Hause, die noch früher aus den Posen krochen.

Man würde also draußen frühstücken; recht so, die Zeese wußte, was sich gehörte. Herr Imelmann besah sich alles von seinem Fenster aus, Hühner raunzten sorgenvoll und pickten.

Gegenüber, auf der andern Seite des Höfchens, lag im Morgenschatten die schiefe, zwerghafte ‚Casa Zinke' mit grüngestrichenen Blumenbrettern zu ebener Erde und einem Bänkchen davor, unten wohnten die beiden alten zuverlässigen Zinkes in zwei Stübchen, oben war Heu- und Wirtschaftsboden; und quer vor dem Hof standen die zwei Ställchen, aus denen es brummte und quiekte und sicherlich warm und gut roch, daneben war das runde, geschlossene Holztor, jetzt noch grauer von Wind und Wetter, durch das Herr Imelmann gestern eingezogen war.

Herr Zinke fuhr mit einer Mistkarre aus einem der Ställchen heraus und bog diskret in die schmale Gasse neben der Casa Zinke ein, die bei den Mädchen die Lawendelgasse hieß und nach dem Dunghaufen führte. Fräulein Meta Zeese kam unter kühn gebauschtem Haar aus dem Haus und trug mit geschäftigem Klirren bunte Tassen nach dem Tisch. Oben in der Frontspitzstube stand die fröhliche Nichte Helwine am Fenster, schon fertig geglättet für die Tagesfron, mit roten Lippen und dickem, gelbem Schopf und wünschte dem Onkel in seinem Fenster einen Guten Morgen — sie mußte um acht in der Stadt sein und die ‚Gören verhauen'.

Da stieg Herr Imelmann gravitätisch seine Stiege hinab, zog in der Werkstatt den Vorhang auf, öffnete das Klappenfenster und ließ das Licht über den Tisch fluten; er hatte noch gestern spät hier gesessen, sich gemächlich eingerichtet, Bücher und Handwerkszeug pedantisch zurechtgelegt und sich, wie man so sagte, auf die künftige Arbeit, die er vorhatte, eingestellt; eine bunte, runde Matte lag auf dem moosgrünen Linoleumbelag, ein schöner, alter Schrank stand an der Wand, und daneben hingen allerlei Zeichnungen, Lithographien und Radierungen.

„Morgen, Herr Zinke," sagte er draußen auf dem Hof.

Der umfängliche Herr mit den grauen Bartstoppeln und dem weißen, kleinen Schnauzbart stellte die Karre an der Ecke der Lawendelgasse nieder. „Na?" fragte Herr Imelmann.

„Je ja —" sagte Herr Zinke und begann ein agronomisches Gespräch, wobei er mit den kleinen, wassergrünen Äuglein vergnügt zwinkerte.

Man guckte also in die Ställchen, eine Kuh lag faul und bewegte schief und geifrig das Maul; daneben grunzte ein mütterliches Schwein und raschelten ein paar blauäugige Ferkelchen, da stand auch eine Ziege mit unheimlich ausdrucksvollen, bernsteingelben Augen und gewaltigem Kinnbart, die Frau Zinke gehörte und Klärchen hieß, und dort stand auch der feiste, mißmutige Fuchsponny Nöhl und ließ sich nicht im Fressen stören; er liebte es nicht, wenn Gäste im Hause waren, er kannte den Schwindel — sei' Ruh' wollt' er haben! Es war also eine richtige kleine Landwirtschaft.

„Je ja —" sagte Herr Zinke wieder.

„Ja," sagte auch Herr Imelmann nachdenklich wie ein richtiger Gutsherr. „Na, dann wollen wir mal weitersehen," und er ging langsam, schwer und wohlhabend in den Hof zurück.

„Morjen," sagte vor ihrer Tür die ebenso korpulente Frau Zinke mit dem dünnen, grauen Haardut, der am Sonntag üppiger wurde, und scheuerte etwas, das schon furchtbar blank war. „Schön — Wetter — heute."

„Ja," sagte Herr Imelmann und blieb wieder nachdenklich stehen.

„Das is so mit die Hühner, Herr. In manchem Jahr legen sie wie doll; bloß diesmal —"

Digitized by Google

„Und haben so'n hübschen, gelben Hahn, Frau Zinke."

„Hat damit nichts zu dhun, Herr."

„Ach, wer kennt die Hühnerseele, Frau Zinke."

So hatte man seine Geschäfte! Ja — ja — ja.

Der rote Tisch unter dem Nußbaum schien ein märchenhaftes Tischleindeckdich zu sein; es blinkte mit einemmal lieblich und lecker.

„Prachtvoll warm hier draußen in der Sonne, Fräulein Zeese! Ein guter Gedanke. Sie haben natürlich wieder ausgezeichnet geschlafen."

Die Zeese errötete bis über die dünnen Brauen und machte einige kurze, nette Bewegungen mit dem Kopf. Das alte Mädchen war ziemlich stark in den letzten Jahren geworden, trotz der immerhin mageren Zeit — nun, das war gut für die Nerven. Gelbe Butter stand da, auch ein Büchschen Honig, alles unter weißen Gazehauben, sogar eine Wurst und ein paar tüchtige Scheiben Schinken für den Hausherrn machten sich üppig breit — man war ein bißchen Selbstversorger, auch das gute Brot buk die Mutter Zinke in dem alten, rissigen Backloch. Da durfte man schon gelegentlich über die Stränge schlagen und schämte sich nicht mal!

Helwines blonder Schopf tauchte jetzt unten in der Haustür auf, ihre Augen blickten noch vergnügter und wirkten dadurch noch kleiner als sie waren: „Ich finde es lieblos, es sich hier draußen ohne mich bequem zu machen! Die andern beiden hohen Wesen kommen erst jetzt aus den Federn." Sie lächelte: „Es war eins durch gestern abend, eh' wir uns wieder aneinander gewöhnt hatten!"

„Kannst du nicht schwänzen?" schlug Onkel Imelmann teilnehmend vor und schüttelte der Nichte die Hand.

„Na höre mal, ich muß jetzt meine Sachen zusammenpacken. Djüs einstweilen —" sagte Helwine seufzend, die schon drin gefrühstückt hatte, und ging vorläufig gekränkt und gramvoll ins Haus zurück, und die Zeese folgte ihr mit ihrem leisen, geschäftigen Geräusper.

Herr Imelmann zündete sich geduldig eine Pfeife an und wandelte nun gedankenvoll ums Haus in den Garten.

Da oben — hm — könnte man sich ein wenig sputen, natürlich wurde hauptsächlich geschwatzt!

Es war ein völlig kulturloser Grasgarten mit dickem Buschwerk und alten Obstbäumen, mit ‚Rondells' und ‚Bosketts', auf denen späterhin die grellsten Blumen wachsen würden. Jetzt sah man heitere Narzissen und kleine, steife Tulipanen wie aus lackiertem Blech geschnitten, die Hyazinthen hauchten ihren dicken Geburtstagsduft aus, Seidelbast und Aurikel blühten, und die Veilchen machten das Gras blau und die Luft in manchem kühlen Winkel selig leicht, daß man sich zärtlich nach ihnen bückte, auch in den Bäumen schimmerte es scheu und weiß, und der Magnolienbaum stand wie ein helles Märchen mitten im Sonnenschein. Wie still es war! Nur Vogelgezwitscher, Schimmer und Duft.

Herr Imelmann ging eine Weile auf der weichen Erde, die man durch die Sohlen liebte, und blieb an den gleichgültigsten Stellen stehen: immer wieder merkwürdig, dieser Duft aus Erde, Gras, Strauch, Blumen und Sonnenschein! Er enthielt die ältesten Erinnerungen; das war wie mit den ersten Erdbeeren und Kirschen im Jahr, die schmeckten jedesmal wie damals — bloß nicht ganz so gut. Dafür aber genoß man nun die zauberhafteste Erinnerung mit.

Herr Imelmann wurde gefühlvoll in der süßen Luft. Doch ein Stück weiter wurde er wieder verständig, denn hier ließ Vater Zinke Salat, Gemüse und Küchenkräuter wachsen; da gab es Spargelbeete und Mistbeete, die auf zarte Gurken- und Melonentriebe warteten, und an der Wiese ragten die kahlen Bohnenstangen und rochen nach warmem Kiefernholz.

Jetzt nahm Herr Imelmann auf der runden Bank unter dem alten Pflaumenbaum mitten im Garten, wo sich die Wege kreuzten, in der Sonne Platz. Die Luft tönte in der Stille, als bestünde sie aus lauter kleinen, glänzenden Flügeln, die Augen kniffen sich davor zusammen; dann brauste der Pflaumenbaum, der ganze Garten noch stärker.

Vor ihm schimmerte die kleine Gartenfront des Hauses, von grünen Ranken beklettert, seitlich an der Spiräenhecke standen wieder weiße Stühle um einen Tisch, das war ein hübscher Nachmittagsplatz.

Das Gastzimmer lag hierheraus. Tür an Tür mit dem Schlafzimmer der Mädchen im Frontspitz. Das Fenster stand offen, und dahinter waren die weißen Gardinen, die sich manchmal im Winde bewegten; er sah nicht hinauf; doch mitunter hörte er die Stimmen in der surrenden Stille bis hier herunter, die hellere Stimme Hannes und die tiefere, warme Dinas; aber er achtete nicht darauf. Er rechnete ablenkend und sorgenvoll, ob man ihm doch noch ein paar unappetitliche, ruppige Leute zwangsweise ins Häuschen legen könnte; es war durchaus nicht groß, sein Studio war Werkstatt, Zinkes zählten mit, dazu die Magd, die Zeese, die Mädichen — Zinke hatte einen Neffen, der

Digitized by Google

Kommunist war, und den er sonst nicht schätzte, aber der Neveu hatte Einfluß im Rathaus; da war man in guter Hut.

Nach einer Weile wurde Herr Imelmann unlustig. Das kam aus seinem flauen Magen und von der starken Sonne, die ihn blendete; sein rechter Arm schmerzte etwas, das war ihm schon länger verdächtig, wenn es bloß keine Nervenentzündung wurde! Vielleicht war es rheumatisch. Er streckte die Beine aus — gestern abend, ja, das war lustig gewesen. Man hatte um den runden Tisch gesessen, und Dina hatte höchst natürlich und anmutig präsidiert, die andern hatten es ganz in der Ordnung gefunden; Helwine hatte mit schwerem Seufzer Hefte korrigiert und Hanne hatte immer noch diese — diese Exzerpte gemacht. Dina hatte mit ihrer gut klingenden Stimme diktiert, so daß man gern zuhörte, und er selbst hatte gezeichnet, die kläglich vergnügte Helwine, Hannes preziöse Strenge, die Zeese, voll glückhafter Spannung, eifersüchtig auf alle, die sie gern hatte, und sie hatte alle gern, die nett zu ihr waren, ihr steilgebauschter Schopf hielt förmlich Wacht — und Dina — ja, vor ihr versagte der spöttische Stift gelegentlich, das galt bald ihrem Profil mit der rein gewölbten Braue und dem strahlenden Auge, bald ihrem Haar, das sich an den Schläfen und im Nacken reizend verlief, bald ihren Händen ... Der Sonnenschein wurde zu grell, und das Tönen der Luft bekam etwas Scharfes. Er hatte richtigen Hunger. Gut, er würde nach vorn gehen und sich gütlich tun, das ging über die landesübliche Sitte und Kraft.

„Ahoi!" rief er stark. Da erschien Hanne oben in ihrem roten Morgenrock.

„O, wartest du auf uns, Papa?"

„Ein wenig, mein Kind. Aber ich gebe es nun auf."

Er sah hinauf. Dina zeigte sich nicht.

„Laßt euch Zeit. Ich gedenke lange zu frühstücken. Wie geht es Dina?"

„Danke, gut," kam da eine weiche Stimme aus dem Hintergrund des Zimmers, die ihn angenehm erschütterte.

Darauf ging er langsam voll neuen Wohlgefühls wieder nach vorn und wurde dort von dem tüchtigen Golo stürmisch begrüßt, der eben harmlos von der Lawendelgasse her angetändelt kam und rings um die Schnauze dicken Sand hatte — er hatte da draußen ein bißchen gewildert, der alte Bengel, wie? Behüte — nein, log er, Gott bewahre, und wackelte treuherzig mit dem Stummelschwanz.

⌘ ⌘ ⌘

Hanne warf rasch den Morgenrock von den Schultern. „Fräulein Zeese muß natürlich ein Fest daraus machen," meinte sie ärgerlich; „ich bin sonst nie vor acht unten." Hanne war eigenwillig und bestimmt in ihrer Lebensführung, und ihre empfindlichen Nerven verlangten ein verständiges Maß Schlaf.

Dina war eben fertig geworden und lag nun bequem wartend auf Hannes kleinem Diwan; der Knöchel an ihrem linken Bein tat noch weh, nicht der Rede wert. Sie war sehr frisch. Sie sah Hanne zu, ein Streifen Sonne ging quer über Dinas Gestalt und wärmte ihre Hände. Was für feine, weiche Schultern Hanne hatte, von einem matten, seidenhaften Glanz, den es sonst kaum gab.

„Nun ja, dein Papa. Sie ist rührend besorgt um ihn und alle, die gute Metaseele."

„Ja, das ist sie. Ich bin ihr auch nicht böse!"

„Wie alt ist sie — sieben — achtundvierzig? Bei dem Temperament muß es schwer gewesen sein."

Hanne zuckte die Achsel vor dem Spiegel.

„Wenn ich denke, ich müßte so Fünfzig werden, mit mir allein, immer sozusagen in derselben alt und älter werdenden Haut —" es ging wie ein Frösteln über ihre Schultern.

„Man hat seine Ziele und Aufgaben, Dina," sagte Hanne hochmütig.

„Ach ja. Die hat man vielleicht, und die deinigen denke ich mir einmal wie ein kühles Laken. Aber schon bei Billa und Helwine dürfte es mit dem Gewand hapern."

Hanne war beschäftigt.

Dina sah wieder hinüber. „Schade, daß ich dich nicht nach Berlin begleiten kann. Ich würde dich gern von Tante Lührs und Doktor Lutze abholen. Aber es ist heute zu tun daheim, und ich kann meinen alten Leutchen nicht gleich wieder davonlaufen."

„Ja, schade," sagte Hanne zerstreut und steckte ihr langes, sehr helles Haar auf, dabei blickte sie sich forschend und starr in die Augen mit den empfindlichen Pupillen.

Hanne wollte heute schon am Vormittag nach Berlin, um etliches zu besorgen. Danach würde sie bei Tante Lührs in der Neustädtischen Kirchstraße, einem älteren, scharfäugigen Fräulein, Kusine von Papa, ein schmackhaftes Mittagessen verzehren und von 3 bis 6 Uhr mit Doktor Lutze arbeiten, der seit einiger Zeit bei Tante Lührs zwei Zimmer bewohnte. Dies war die Sache mit dem ‚Buch', bei dessen Niederschrift Hanne half, und die Herr Imelmann mit unwilligen Augen betrachtete. Sie fuhr mit ihrem Stadtbahnzug bis zur Friedrichstraße, das

Digitized by Google

war bequem, von dort waren es bloß wenig Schritte.

Hanne arbeitete schon seit Winters Ausgang drei- oder viermal in der Woche mit Lutze. Sie hatte den Doktor, der in jetzt polnischem Gebiet Stadtbibliothekar gewesen war, bei Tante Lührs kennen gelernt, und die jungen Leute hatten sofort ein starkes sachliches, vielleicht auch persönliches Interesse aneinander genommen. Lutze war ein sehr peinlicher Arbeiter; er war gewohnt, nach seiner eigenen Niederschrift Abschnitt um Abschnitt mit leichter Umbildung und Ausweitung noch einmal zu diktieren. Aber damit hatte es bislang gehapert: die eine junge Dame, eine Studentin, war kritisch und schwatzhaft gewesen, die zweite unzuverlässig und flüchtig, die dritte, vorläufig letzte, hatte sich jedes ungewöhnlichere Wort buchstabieren lassen und bei der Übertragung unsinnige Fehler gemacht; das war lästig und störend für den in der Arbeit überaus empfindlichen Herrn gewesen. Lutze war übrigens ein alter Schulfreund des jüngeren Herrn Heydecker, der seit einiger Zeit auf Riezke, dem Heydeckerschen Familiengut in der Nähe der Krähe, hauste und wegen der Jagd mit Papa freundnachbarlich zu tun hatte. Auch das hatte zu seinem Teile mitgewirkt: Lutze würde im späteren Frühjahr oder frühen Sommer ganz nach Riezke übersiedeln; Hanne selbst aber war durch ihre plötzliche Untätigkeit mehr noch als durch die ‚Insuffizienz' ihres Herzens nervös geworden. Es hatte sie ernsthaft angezogen und stillwirkend beschäftigt, sie konnte mancherlei dabei lernen, so hatte sie sich, die sonst mimosenhaft scheu und wählerisch war, eines Tages merkwürdig unbefangen und eigenwillig mit einem kühnen Wort dazu entschlossen. Es war gewiß, besonders vorläufig, etwas umständlich, aber doch erfrischend, und Tante Lührs war eine angenehme Zugabe: Hanne diktierte ihrerseits an den Vormittagen hier draußen im Städtchen ihr Stenogramm ohne Eile und Hast einem älteren Dossener Fräulein Mielitz, dem sie ein bißchen helfen wollte, in die Maschine; das bezahlte natürlich Lutze, für Hanne bestritt er nur das Fahrgeld und übte durch einige ausgesuchte Büchergaben Vergeltung. Anders wollte es Hanne nicht. Es war eine hübsche, wichtige Aufgabe in einer klugen, erlesenen Atmosphäre voll feinen Persönlichkeitszaubers, die Hanne tief befriedigte, ihren Tag erfüllte und sie sichtlich aufblühen ließ. Doch sie sprach nicht viel davon, das war nicht ihre Art.

So war das mit Lutze. Tante Lührs würde sagen: „Das sind so Lebensspiele, Hanne." Vielleicht dachte sie's auch; sie sah stets nachdenklich über ihre Stahlbrille mit den kleinen, scharfen Halbgläsern hin, wenn Hanne von ihrer Kaffeetasse in der Wohnstube schnell aufstand und zu Lutze hinüberging; zwei eigentümliche, dünnhäutige Menschenkinder . . .! Tante Lührs selbst war eine leicht verwachsene Dame, ein gut Teil bejahrter als Herr Imelmann, die in der schmalen Neustädtischen Kirchstraße in einem alten kleinen Haus, das ihr bis vor kurzem gehört hatte, den oberen niedrigen Stock bewohnte, ein scharfzüngiges Fräulein, das etwas von der Welt und ihrem Treiben verstand.

Hanne musterte sich nochmal mit einem schrägen Blick im Spiegel und schien zufrieden.

‚Sehr hübsch! dachte auch Dina auf ihrem Lager. Hannes schmaler, roter Mund war fast ein wenig sinnlich, auch so die zart und breit geschweiften Nasenflügel, dabei ging eine klare, mädchenhafte, kühle Beherrschtheit von ihr aus; ein eigensinnig, herzliches Wesen, gewissenhaft und treu bis zur Aufopferung, das war sie sicherlich auch in ihrer Beziehung zu Lutze — geistig — natürlich geistig —! Lutze war ein kränklicher Mann, aber fein und apart, sehr jugendlich, auch Dina war ihm nun öfter bei Tante Lührs begegnet, sie kannte sein dünnes, kostbares Hölderlin-Buch, er hatte auch über Stifter, Lichtenberg, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann geschrieben, ein Abseitiger, Lächelnder, ein empfindlicher Orplidsucher; nun war er kritisch mit dem abenteuerlichen Geist der Romantik beschäftigt.

Es lag sich gut in diesem Sonnenstreifen, man tauchte die Hand hinein wie in heißes Wasser. „Also Ende Mai oder Mitte Juni wird er hier herausziehen zu seinem Freund Heydecker? Das spricht für Heydecker, und das wird alles einfacher machen. Ich freue mich ein wenig darauf, wenn du es gestattest. Riezke ist nicht weit, und man erlebt hier nicht zu viel."

„Ich gestatte es. Ich werde doch die rote Bluse anziehen."

‚Für Lutze', dachte Dina; ja, die würde ihr reizend stehen. Papa Imelmann aber saß unten und verspeiste derweilen einsam sein Frühstück. „Heydecker ist freilich ein etwas einspänniger Herr," fuhr Dina in dem trägemachenden Sonnenstreifen fort; „er wird seinen Grund dazu haben."

„Du bist ein Weib."

Dina lächelte und dehnte sich wieder wohlig und vorsichtig. „Man ist, wie man gottgewollt ist. Im übrigen interessieren mich Ehemänner nicht sehr. Auch nicht Ehemänner, die vielleicht keine mehr sind."

Digitized by Google

Hanne ging mit ihrem leichten Schritt hin und her. „Du solltest wissenschaftlich doch noch etwas ‚arbeiten‘," lenkte sie überlegen und geschäftig ab. „Es ist doch schade um dein Abitür und deine Heidelberger Studien."

„Gute Hanne. Sie dauerten nicht übermäßig lange. Arbeit, Leistung — warum nicht? Das macht beherrscht und sauber. Aber ist es wirklich ein letztes Ziel um seiner selbst willen? Vielleicht nicht einmal für den Mann."

„Du warst immer ein Weib!" Hanne, in der hübschen roten Bluse, deren Kragen vorn tief und spitz die weiße, weiche Haut zeigte, blickte sie mit ihren silberhellen Augen mißbilligend an.

„Meinst du? Sieh selbst in den Spiegel. Siehst du, Hanne." Dina nahm die schlanken Beine in den feinen, grauseidenen Strümpfen herab und setzte sich auf. „Ich habe ja das andere mit einigem Eifer eine Weile versucht. Sehr hübsch, es formte seelisch und geistig und gab einem ein Erlesenheitsgefühl, machte einen irgendwie kostbarer."

„Das ist wohl nicht die Hauptsache, Dina, das ist wieder sehr weiblich gedacht."

„Natürlich ist das nicht die Hauptsache, du weises Mädchen. Man soll eine Aufgabe haben und sein Auskommen für Leben und Sterben. Ein Ideal, o ja. Aber es schien mir nicht das einzige. Jedenfalls kam damals verschiedenes dazwischen! Und nun noch einmal anfangen — die Aussichten sind schlecht, Hanne, und so ein Übergang ist für unsereinen nicht leicht. Untüchtig? Ach nein. Ich fühle mich keineswegs minderwertig, und bis zum Bettelsack werde ich es ja nicht bringen. Dann würde ich mich freilich wehren. Ich habe Großvater beim Ergänzungsband seiner Rechtsgeschichte am Schreibtisch geholfen. Im übrigen, Hanne..."

„Nun ja, du hast Vermögen."

„Ach, nicht deshalb. Und das ist heute nicht so sicher. Im übrigen, Hanne, man glaubt sich bloß diesen Aufgaben oder schlichteren und nüchterneren Zwecken unabänderlich verhaftet, man ist es gar nicht, Hanne; man ist es bloß durch Nachschwatzen und zeitlichen Zwang, darunter blüht unveränderlich und geheimnisvoll und erst recht gebieterisch was anderes, Seele und Blut."

„Blut?"

„Beides! Leugne es nur, verachte es nur!" Dina wurde ärgerlich und brach ab. „Ich wünsche trotz allem, hinter und über allem lebendiger zu sein, Weib, das von den Müttern der Tiefe kommt und zwischen den Charitinnen der Höhe wandelt, das wird immer Gültigkeit haben..." sie erhob sich spöttisch und verzog schmerzhaft eine Sekunde lang das schöne Gesicht mit dem lebhaften Mund. „Seh' ich nicht so aus, Hanne?"

Hanne lachte, nahm eine Spur Parfüm auf das kleine Taschentuch und strich mit den Fingerspitzen auch über Hals und Brust; sie schien den Charitinnen im Augenblick nicht abgeneigt zu sein. Es schlug langsam und tief unten im Hause acht.

„Also vorläufig hoffnungslos. Punkt."

„Fertig? Es wird Zeit, du — Nichtweib. Süß siehst du aus." Dina stand vor Hanne, betrachtete sie von oben bis unten, gab ihr einen Kuß auf den warmen, schmalen Mund und nahm ihren Arm. „In Nachkriegszeiten, meine Liebe, ist das andere sogar das Wertvollere, wie offen behauptet wird, sagen wir Wichtigere, das von der Natur gewollte," sprach Dina mit einem Zucken der Mundwinkel.

„Zuviel Weisheit für eine schlichte Sache."

„Liebe Hanne, das Schlichte ist immer das Weiseste. Also grüße Lutze. Ach, was tut ihr! Das Leben wird sich an euch rächen."

Hanne lächelte. „Jetzt komm, ich habe Hunger, und Papa wird sonst ungnädig."

Herr Imelmann saß friedlich an dem roten Tisch. Golo, der Kurzhaarige, stand mit hingegebener Aufmerksamkeit neben ihm, und der blankladierte Hahn und alle Hühner waren ihm mit verbindlichem Kakeln nahe. Nun legte er die Serviette weg und stand rasch auf.

Da kam das schlanke Mädchen, die gnädige Frau, aus der weißen Tür, gut ausgeruht, wie aus dem Glasschrank genommen, noch von keinem Stäubchen und keiner Unrast des Tages berührt, die vom Morgenbad frische Hand lag auf dem Geländer, und da war auch der schmale Fuß an dem hohen, schlanken Bein.

„Ah, die lahme Dame! Warten Sie, Dina!" rief er gemütlich.

„Nicht nötig, Onkel Imelmann."

Ja, ja, so sagte sie. Es war wie ein duftiger, kühler Herbsteshauch mitten im Frühling.

Herr Imelmann durfte sich seine Pfeife anzünden; auch Fräulein Zeese nahm eine Weile zwischen ihnen Platz — ja — ja — ja! und überschaute streng den Tisch, sie schien innerlich mit Sorgen geladen, aber das war immer so, wenn der Herr im Hause weilte.

Die warme Morgensonne warf goldene Kringel auf den Tisch und über die Hände durch den grünen Blätterschatten. Die Mädchen langten rasch zu. Soviel Zeit hatte Hanne nicht mehr; sie mußte bald nach neun aufbrechen.

Digitized by Google

Aber das behagte Herrn Imelmann durchaus nicht. Er saß breit in seinem Stuhl, schmauchte, ließ sich's wohlsein, um so mehr, da Hanne schon ein kleines Reisefieber verriet und mit Fräulein Zeese und Dina fremd und eifrig von gewissen Besorgungen in der Stadt sprach, das war langweilig. Er störte sie, spottete und lenkte Dina ab... Nein, am ersten Tage kam man nicht gleich zum Arbeiten, vielleicht später am Abend, wenn alles still und wieder Alltag geworden war — dummes Zeug — man wäre lieber nachher in Begleitung ins Städtchen gebummelt und hätte den Großeltern in der Parkstraße Dina noch für einen Tag und eine Nacht abgehandelt — faul war man, köstlich faul, das war die fruchtbarste Stimmung für einen Mann von Herrn Imelmanns Graden. Er bekam ein rotes, heimtückisches Gesicht in seiner Verlässenheit am Tische, das seinen Augen einen jungenhaft blanken Ausdruck verlieh.

„Ach ja, du willst in die Stadt fahren," sagte er völlig zerstreut in das Schwatzen der Damen.

„Ja, Papa. Es tut mir leid. Ich esse bei Tante Lührs."

Herr Imelmann sah seine Tochter über den Tisch ernst und aufmerksam an. Sie sah gut aus, sehr hübsch; am Nachmittag war sie natürlich bei diesem Doktor Lutze mit ihrer netten, roten Bluse. „Mute dir nicht zuviel zu, mein Kind," sagte er väterlich und streng.

„Aber Papa! Es geschieht bloß ausnahmsweise für den ganzen Tag. Es ist im Gegenteil einmal recht erquickend."

„Soso. Das scheint ein dickes Buch zu werden!" meinte er unzufrieden.

„Ziemlich dick," sagte Hanne gleichmütig.

War es nötig, daß seine Tochter zu fremden Leuten ging? Zu anderen Zeiten dachte er weniger scharf daran oder fand er gar nichts dabei. Er sah sie sogar öfter bei diesen Gelegenheiten, kam zu Tante Lührs oder, was ihm lieber war, sie trafen sich in der Stadt oder seltener in der Sigismundstraße, aber immer paßte das auch nicht! In Gottes Namen, sie machten, was sie wollten; Hanne war immer gern fest in eine Aufgabe eingespannt, anders noch als Helwine, die praktischer und gemütlicher durchs Leben stapelte, so tüchtig sie den Bakel schwang oder mit roter Tinte in den Heften herumfuhr. Lutze hatte sie sogar bezahlen wollen — warum nicht? Hoho.

Herr Imelmann räusperte sich ziemlich laut. Er sah noch röter aus im Gesicht und tückischer, daß er fast verlegen wirkte. Ob auch Dina es täte —? der Gedanke erbitterte ihn irgendwo in der Tiefe, daß er behaglich seufzte und sich hinter einer weißen Rauchwolke verbarg. Weiberchen, alles Weiberchen, mit oder ohne Gehirnsubstanz, du liebe Zeit! Und nun würden die Herren bald herausziehen, drüben nach Riezke; Heydecker spukte schon seit Monaten dort herum — das würde das Leben hier ungastlicher und windiger machen, als öffnete es Tür und Tor der Krähe sperrangelweit, dachte er ziemlich unbegründet.

„Hören Sie, Dame Dina, Sie sollten für heute oder morgen noch bei uns hier draußen bleiben," sagte er darauf verbindlich überredend. „Das Wetter ist prächtig. Wir bringen Hanne dann zur Bahn, und danach machen wir den alten Herrschaften einen Besuch."

Dina setzte die Tasse ab und schüttelte den Kopf — ihr Mund war immer sehr merkwürdig, weich und rot, bezaubernd in der Schweifung; Herr Imelmann hörte bloß zerstreut, was sie sagte: nein, das ginge leider nicht. Sie hätte Pflichten, und Großmutter wäre gern einmal gekränkt. Also abgelehnt, als käme er hier überhaupt nicht in Betracht mit seinen Wünschen. „Musselin," erklärte Fräulein Zeese bestimmt; Hanne war mehr für Batist, und Dina dachte ernsthaft darüber nach.

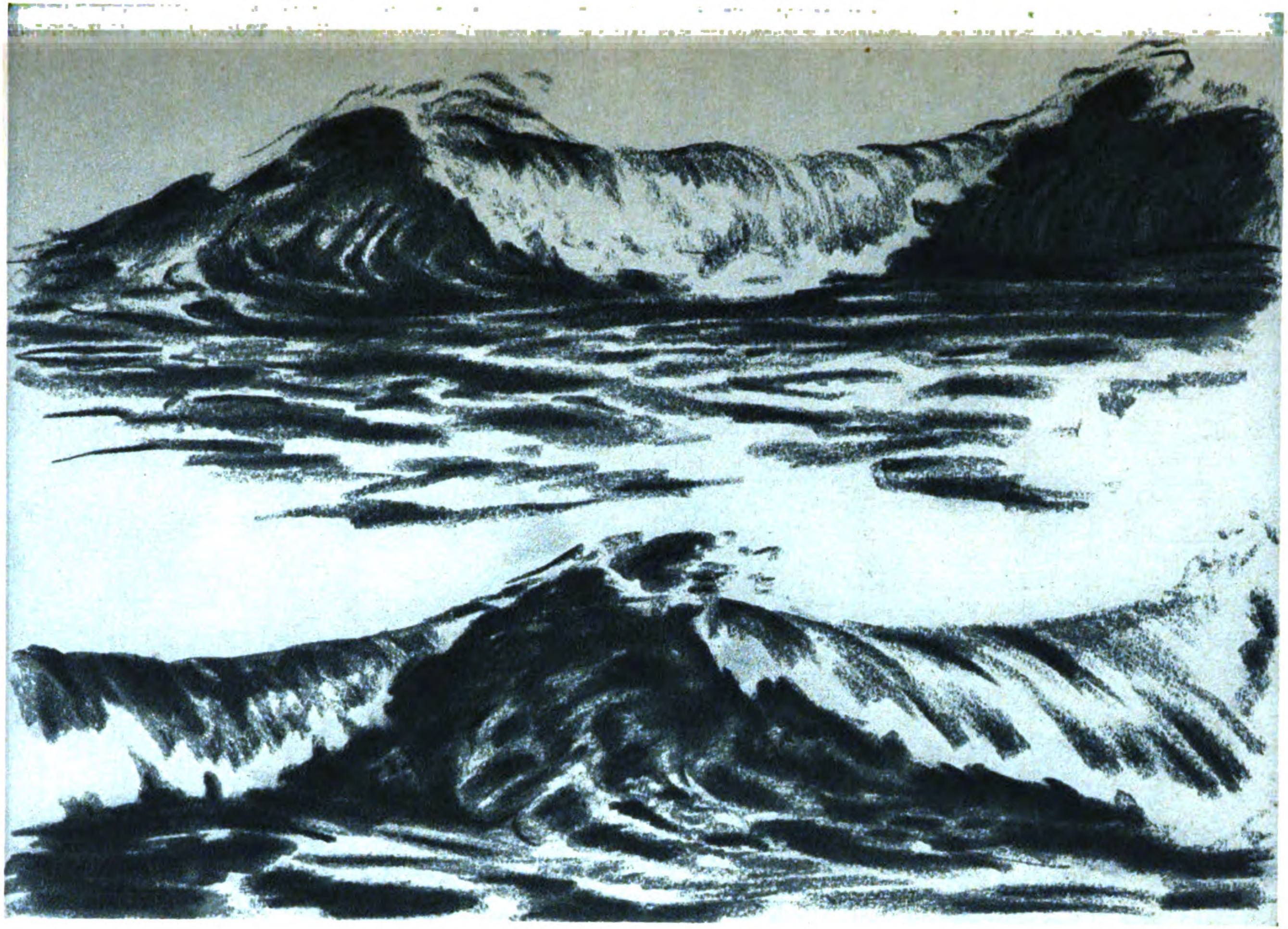
Das war langweilig, und Herr Imelmann erhob sich, wovon niemand sonderlich Notiz nahm.

Er schritt im Hof auf und ab, sah in seine Werkstatt hinein und blickte dann wieder zerstreut nach dem roten Tisch unter dem Baum, wo die Mädchen immer noch saßen: das war hübsch und festlich, ein Bild, das jeden Gedanken an den Ernst der Arbeit abwies, ein Ferienbild, sehr willkommen. Aber man kümmerte sich nicht um ihn, sah kaum her zu ihm, obwohl man wußte, daß er hier stand. Ah ja, das war recht gleichgültig. Er machte ein ernstes, strenges Gesicht und betrachtete die Krone des Nußbaums, die auffallend grellgrün war, ein flammendes Grün, sehr merkwürdig, oder das Dach des Hauses, auf dem ein paar stahlgraue Täuberiche tanzten und sich beschimpften.

Da würde er sich also doch gleich mal an die Arbeit machen, pfeifend wie der bewußte, muntere Seifensieder — gut so, das gab die richtige Stille und wohlige Geballtheit, herbe Abseitigkeit — weg, ihr Kinder, ihr hübschen, bunten Spielpuppen mit den süßen Weiberstimmchen husch — wau — wau...

Golo stand und spazierte getreulich neben und hinter seinem Herrn. Aber plötzlich begann er zu zittern, sträubte das Fell, und

Digitized by Google



Wellen. Zeichnung von V. Wolfgang Breuer

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

dann schoß er heulend auf das Tor zu, obwohl Herr Imelmann pfiff. Die Post war eben dagewesen. Kam schon Besuch — ein Händler?

O nein. Punkt neun bog ein hagerer, kranartig schreitender Herr in flatterndem Kapuzenmantel in die kleine Pappelallee ein, kam näher, passierte das Tor.

Dina hatte es fast erwartet. Es war der Herr Landgerichtspräsident a. D. Hamacher, der Großpapa, mit weißem, dünnem, spitzem Vollbart, Stahlzwicker und nach hinten sitzendem, großem, steifem Hut, den er jetzt verlegen und energisch schwang. Er wußte natürlich, daß sie mit Hanne, die halb zehn nach Berlin fahren wollte, von hier weggehen würde, das war so abgesprochen worden.

„Guten Morgen, die Herrschaften, bitte um Verzeihung über die frühe Störung, das schöne Wetter bestach mich, Dina abzuholen." Die saß noch recht munter da. Er hatte schon sehr früh auf seinem Balkon gestanden, um nach dem Wetter zu sehen, war dann drüben auf der Promenade gemächlich bis zur Ecke geschlendert: ein Prachtmorgen, warm wie im Juni! Auch Großmutter hatte auf dem Balkon gestanden, klein, zierlich und weiß, immer in ihrer feinen Damenhaltung, und schien sich fast über Großvaters Unruhe zu ärgern. „Schön heute, ganz köstlich, Mutter! Ich denke, sie wird gegen halb zehn angehuppt kommen," sagte er laut von der Straße hinauf, die alte Dame hatte bloß genickt, sie war doch manchmal ein bißchen schwierig, und dann war er einfach stillschweigend davongegangen.

Hanne sah verstohlen nach ihrem Uhrarmband.

Doch der alte Herr lehnte den kleinsten Schluck Kaffee ab. Kein Gedanke. Es saß sich für ein paar Minuten sehr hübsch hier in Sonne und Schatten; das war ganz nach des alten Herrn Geschmack, ohne windigen Prunk und Großartigkeit, ganz schlicht und behaglich. Und dieser Herr Imelmann war prächtig — manches von seinen Sachen — könnte ja — wohl manchmal 'n bisken respektvoller sein, wie ihn dünkte, besonders in dieser destruktiven Zeit, ein paarmal hatte er sich sogar geärgert, aber bei Freunden nahm man es nicht so genau, ein Labsal in dieser trüben Zeit, stark und gesund ... wenn auch politisch nicht ganz durchsichtig, ließ sich persönlich gar nicht darauf ein ...

Hm, wenn Fräulein Hanne den Zug neun Uhr dreißig erreichen wollte, dachte der alte Herr rücksichtsvoll und besorgt ... „Ein starkes Wetterchen, wenn es so bleibt, haben in acht Tagen die Kirschen abgeblüht, ganz famos hier, mein verehrter Herr Imelmann. Ja — Fräulein Hanne, Sie wollen mit dem Morgenzug nach Berlin? Ich möchte keineswegs eine Störung verursachen," erklärte er verbindlich und sah sie unter den weißen, dachartig gespitzten Brauen fragend an, denn er hatte Großmutter natürlich nichts von seinem Morgenausflug gesagt, wollte sich angeblich bloß am Markt ein Päckchen Tabak kaufen und hatte dann doch nicht widerstehen können, Dina, die er seit vorgestern nicht gesehen hatte und von der er außerordentlich viel hielt, abzuholen.

⌘ ⌘ ⌘

In der Woche darauf regnete es; man sah die merkwürdigsten und betagtesten Schirme, die oft erst im letzten Augenblick verlegen aufgeklappt wurden.

In der kurzen, engen Neustädtischen Kirchstraße, nahe den Linden, war es noch stiller als sonst, und manche der kleinen, alten Häuser erinnerten an ferne, gemütliche Zeiten. Hier wohnte Tante Lührs. Das Haus hatte unten eine Moccadiele, und darüber zwei niedrige Stockwerke; früher hatte dort eine tüchtige Bäckerei nach warmen Schrippen und frischem Brot, und, wenn's hoch kam, nach ‚Altdeutschem' und ‚Streusel' geduftet, und der dicke Meister Gadebusch hatte in Hemdsärmeln und weißer Schürze im Lädchen hantiert; jetzt war man feiner, Gadebusch junior hatte Fräulein Lührs das Haus abgekauft, es bis zum Dachfirst gelblich verputzen lassen, bloß Linie. „Gott, wenn ich an den dämlichen Jungen von früher mit dem Käsegesicht und den großen Ohren denke — jetzt ist er ein ‚Gent' und läßt sich Einsatzstiefel wachsen! Aber er sieht noch geradeso wie früher aus."

Hanne hatte heute wieder Diktiertag bei Doktor Lutze.

Auch Dina war in der Stadt. Etliche ihrer ehemaligen Heidelberger Studiengenossen, Herren und Damen, die hier weiterbeflissen, oder schon in Amt und Brot geraten waren, hatten sich zu einem geselligen Kreis zusammengeschlossen, in dem viel über neue und neueste Geistigkeit spitzig überlegen, übrigens nicht weiter verbindlich für die eigene Lebensführung, geredet, aber auch sehr hübsch das Allerneueste getanzt wurde; hier war Dina heute wieder einmal untergetaucht. Gegen sechs wollte sie Hanne abholen.

Auch Herr Imelmann weilte in der Stadt. Er war schon vor ein paar Tagen aus dem und jenem Grunde und weil heute Konferenz in der Zeitung war, hereingefahren. Zu Tante Lührs würde er wohl kaum kommen. Das geschah nicht zu oft. Tante Lührs selbst kam natürlich noch seltener in die

Krähe, Dossen — das war eine große ‚Landpartie‘, die die muntere Sechzigerin bloß zweimal im Jahre unternahm, zu Hannes und Helwines Geburtstagen mit Seufzen und Mäkeln und mit einem Pompadour dick und lang wie ein Sack, und dann fühlte sie sich ungeheuer wohl da draußen, als wäre das alles, Häuser und Menschen, extra für sie aufgebaut worden wie eine Spielschachtelstadt. Die Mädchen, besonders die zarte Hanne, liebte sie.

Nun saß man erst mal eine Viertelstunde beim Kaffee zusammen in dem alten Wohnzimmer; hier hatte Gadebüschchen gottlob nicht modernisieren können, die verschnörkelten Sofas und Kommoden aus den von kundigen Leuten verachteten sechziger und siebziger Jahren waren gediegen im Holz und fabelhaft blank in der Politur, der grüne Plüsch war verschossen und der Teppich hatte große und rote Blumen, die hier und da gemütlich verblüht waren.

Fräulein Lührs war eine kleine Dame mit einer etwas schiefen Schulter. Sie trug eine Brille mit halben Gläsern auf der ausdrucksvollen, spitzen Nase, sie hatte eben drüben an ihrem Fensterplatz die Arbeit aus der Hand gelegt, denn sie war noch immer eine eifrige und gesuchte Virtuosin mit Goldfäden, Seide und Perlen auf kostbaren Stoffen, arbeitete für Gerson am Werderschen Markt, die Zeiten waren nicht zum Rentenverzehren angetan, das lag ihr auch nicht.

„Lang zu. Gadebüschchen gibt's gern. Lutze kann mal warten.“

„O nein.“

„Ach was. Also Dina ist bei den früheren Heidelbergern? Sie konnte doch vorher mal mit herankommen.“

„Sie macht noch Besorgungen. Sie kommt um sechs.“

„Immer im Husch. Na, so ist das,“ sagte die kleine Dame mit einer tiefen, fast männlichen Stimme, die kein Mensch bei ihr vermutet hätte, aber wenn man näher zusah, erkannte man an ihrem festen Kinn auch etliche graue Barthaare. Sie hatte frische, natürliche Jugend gern; auch Lutze saß mitunter eine Stunde hier und ließ sie in eine andere Welt sehen, das war schließlich noch anregender als die Kaffeestippe mit ihren abgeblühten Genossinnen, mit denen sie reihum an jedem Donnerstag zusammentraf, Witwen oder Unbemannte ansehnlichen Alters und wehrhaften Geistes. Sie nannte sie summarisch die ‚Knospen‘.

„Hat denn Dina wieder so was vor? Sie war ja mal dabei.“

„Ich glaube nicht. Die Ehe hat sie wohl ganz dafür verdorben.“

„Die Ehe? Verdorben? Na hör' mal.“ Tante Lührs lachte und sah scharf über die kleinen Brillengläser auf die hübsche rote Bluse mit dem weißen Hals. „Die war doch nicht danach. Spricht sie denn jetzt davon?“

„Nein. Das vergißt sie wohl lieber.“

„Ja, der Krieg hat rasche Fäden geknüpft und manches verklärt. Und Helwine?“

„Ist gesund. Mit Riezke,“ fuhr Hanne dann nachdenklich fort, „wird es wohl noch eine Weile dauern. Auch in dem einen Turmzimmer, das Doktor Lutze beziehen soll, hat sich Schwamm gezeigt. Schade.“

„Hörte schon gestern davon. Staub und Lärm verträgt er nicht; es macht ihn unfruchtbar; diese feinen Herrchen,“ plauderte Tante Lührs unbekümmert. „Da dürfte auch Heydeckers Schwester ihre Ankunft verschieben, Frau Wendhausen, die kranke Dame — merkwürdig, daß diese reichen Leute ohne Knacks nicht auskommen können; mit Heydecker und seiner — seiner Frau ist es man auch soso, freilich noch anders.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Hanne verschwiegen.

„Ich sprach gerade gestern abend mal mit Lutze davon. Nicht viel, nein, er faßt alle heiklen Dinge mit Handschuhen an. Sie soll schuld sein, natürlich auch Heydecker. Kühl und heiß, das paßt ja wohl nicht. Aber manchmal ist die Kühle auch bloß Dummheit oder Zierigkeit aus falscher Erziehung, Selbstgerechtigkeit, das rächt sich dann, man kann nicht aus seiner dünnen, herben Schale heraus, auch wenn man mal möchte, findet nicht den rechten Mut oder leichteren Ton. Da wächst die Mauer. Natürlich will das behutsam erschlossen sein — schwierig, hm — m — er sieht nicht behutsam und geduldig aus mit seiner Bronzehaut. Aber das verstehen wir nicht. Wenigstens vorläufig nicht.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Hanne zerstreut und sah nach der Uhr unter dem Glassturz auf dem Spiegelsims, die ein vergoldeter Shakespeare war, der ein rundes Ührchen auf dem übergeschlagenen Knie hielt.

„Ist auch nicht nötig. Das sind so Lebensspiele, Hanne. Diffizile Sachen mit scheinbar einfacher Fassade. Aber er sorgt nett für Lutze, er war gestern da und will auch heute wiederkommen, bringt was aus Riezke mit und hat ihm einen Gang abgenommen; er hat ja wohl nichts oder nicht viel, Lutze, oder versteht nicht zu rechnen; dabei sind sie doch grundverschieden, das sind auch so Lebensspiele, Hanne.“

O, das begriff Hanne schon; das Stille, Kluge, Zarte, Geistige zog den andern an. Und auch Heydecker war klug und besonders und sammelte Bücher und anderes; sie hatten

Digitized by Google

vor dem Krieg große Reisen zusammen gemacht.

„Na, auch Lutze ist nicht ganz temperamentlos, was meinst du ... Bloß verhindert, und betrachtet mit Spannung das gewaltsamere Temperament — hm — m — spürt und rührt immer in Menschenseelen rum. Gehört ja wohl zu seinem Beruf. Nimm noch 'n Stückchen, mein Kind."

„Danke, liebe Tante Lührs. Unmöglich. Gadebüschchen war delikat. Ich muß nun hinüber ..."

Tante Lührs summte unzufrieden noch ein bißchen mit den Lippen. Sie sprach sich gern mal die kritische Zunge frei, manchmal zu viel und sorglos; sie saß hier viel allein mit ihrem Fingerhut und ihrer Stickschere, und ihre alte, einäugige Lina draußen, die zu den ‚Gerufenen' gehörte und beinah gesundbetete, obwohl sie einen ausgewachsenen Sohn als Trompeter bei der Reichswehr hatte, ein ihr unbegreifliches Malörchen, war auch kein vergnügliches Labsal, die kannte bloß Gesangbuchverse und Traktätchensprüche; Malörchen rächen sich, leider auch an Unbeteiligten! „Na, ich sehe, du bist unruhig, mein Kind. Geh hinüber. Er räuspert sich schon, ölt die Stimme. Also bis nachher. Ich werde Dina festhalten."

Und dann sah sie der kühlen, hellen, ranken Hanne wieder aufmerksam über die Brillengläser hin nach, die eilig und ernst gesammelt in jeder Linie schmuck, wie aus dem Ei gepellt, zur Tür hinausging.

„Da kommen meine Flügel," sagte drüben Doktor Lutze und ging Hanne mit jugendlicher Verbindlichkeit rasch entgegen.

Die errötete und gab ihm die Hand. „Ja, da bin ich. Tante Lührs hielt mich auf."

Er war kaum mittelgroß, fast knabenhaft schmal, aber auf den Schultern saß ein feiner, kluger, bartloser Kopf mit weißer, ausdrucksvoller Stirn unter schlicht gescheiteltem Haar, das leicht in die Stirn fiel; seine hellblauen Augen blickten merkwürdig durchdringend, die frischen, weichen Lippen hatten die Neigung, ironisch zu lächeln, also empfindliche Lippen, die Hände waren von geistiger Magerkeit. Eine sehr jugendliche Erscheinung, wirkte jünger als sie war, auch in ihren Bewegungen, obwohl die oft etwas betont Beherrschtes, Behutsames und Zartes hatten, so sprach er auch; wie einer, der nicht ohne Absicht zuschauerhaft neben dem Leben steht, sich geistig überlegen und als vermeintlicher Lebenskünstler mit ihm abzufinden dünkt. Er war herzkrank, litt an schlimmen, krampfhaften Anfällen, auch das gab ihm Delikatesse.

Hanne machte ihr ernstes Gesicht; alles war bereit; das kleine, gelbe Tischchen, an dem sie zu sitzen pflegte, stand neben dem Schreibtisch, Bücher und Manuskriptblätter waren auf dem Schreibtisch zurechtgelegt. Lutze fragte noch dies und das, scherzte und sprach gleich darauf überleitend von dem neuen Kapitel, doch Hanne sagte nicht viel dazu; sie wußte, daß die Melodie des kommenden Diktats schon in ihm summte; sie saß hübsch und ernst vor den weißen Blättern. Sie war nun schon daheim hier, unbefangen und emsig, fast mehr als in der Krähe, in der sie ja auch mit Doktor Lutze beschäftigt war; ja, diese Luft sagte ihr außerordentlich zu und auch dieser unverstellte, kluge, ernste und jugendlich heitere Mann, der unendlich viel wußte und ungeheuer gründlich war.

Er pflegte an den Vormittagen das bereits fertige Manuskript durchzusehen und änderte dann doch wieder, frei darüberstehend, während des Diktats, gab allem die letzte Weite, den letzten Schliff, Schlankheit und Leichtigkeit und den Worten eine neue, oft erstaunliche Transparenz. Aber er war gelegentlich launisch. Es kam vor, daß ein schöner Tag oder eine Neigung ihn zu einer Pause zwang, dann rief er noch im letzten Augenblick in der Krähe an, spazierte davon oder beschäftigte sich zufrieden mit anderem. Er liebte es auch, nach jedem Abschnitt ein oder zwei Tage Atem zu holen, um für den neuen frische Augen zu haben. Dazwischen aber war er streng in Gesammeltheit und Beharrlichkeit; er machte es sich schwer, rang wie ein Künstler voll Zucht und Leidenschaft.

Waldemar Lutze hatte dem Schreibstuhl eine kleine Drehung zu Hanne hin gegeben und nahm die Blätter seiner Niederschrift bedächtig und zierlich in die Hand; mitunter neigte er sich eindringlich und mit hingebendem Behagen über das Manuskript auf dem Schreibtisch und sprach, den Kopf in die Hand stützend.

Es ging um die Romantik, um den Geist der Romantik. Er trug wohl selbst eine Seele in sich, die sich an der Wirklichkeit stieß, die ins mangelhaft Irdische gebannt war, eine lächelnde Sehnsucht nach erfülltem, qual- und schlackenfreiem Leben, aber er war auch für Harmonie und Bändigung, für die Strenge und liebliche Linie der seelischen Gefaßtheit und eines breiten, geistigen Behagens. So sah er spürend in diese abenteuernde, zwischen Himmel und Hölle und wirr spielender Ironie gaukelnde Welt hinein, deren menschlich Reines, Inniges, Tiefes er liebte, und neigte sich vor der Harmonie Goethe. Das gab seinen Sätzen eine ge-

Digitized by Google

festigte Eindringlichkeit und den Sinn des Durchschauens — oft ebenfalls mit rascher, deutungsreicher Ironie. Aber er liebte auch die gemütlichen und festlichen Enklaven der Bürgerlichkeit, er kannte das ferne, kleinstädtische, geistig und gesellig höchst lebendige Berlin der Rahelzeit vortrefflich, Straßen, Lokalitäten und Menschen, von der derben Hökerin auf dem Gendarmenmarkt bis zum musischen Geheimrat und päpstlichen Professor hinauf. Gerade heute zeigte er den irdisch behaglichen, sehr menschlichen und abgründigen Jean Paul in einer allerfeinsten Parallele in dieser Atmosphäre.

Lutze sprach mit leiser, gleichmäßiger, etwas hoher Stimme, flüssig, mit seltenen Pausen; späterhin würde er mitunter aufstehen, sich ans Fenster stellen, in der zweiten und dritten Stunde würde man eine längere Pause machen, dabei pflegte er zu scherzen und wie befreit von weitabliegenden Dingen zu sprechen; es kam vor, daß Hanne sich dann räusperte. „Ja, ja, wir haben fleißig zu sein," sagte er lächelnd. Dann nahm er bequem und erfrischt wieder Platz. Auch ein Blick auf das schlanke Wesen mit den klaren, hellgrauen Augen bot Erfrischung und Erquickung. Hanne saß vom ersten bis zum letzten Augenblick in der gleichen Haltung, kein Strähnchen ihres festfrisierten, sehr lichten Haares lockerte sich.

Es war ein beherrschtes Schaffen.

⌘ ⌘ ⌘

Als dann Hanne und Dina bald nach sechs aus dem Haus traten, um rasch durch die Wilhelmstraße die Untergrundbahn zu erreichen, denn sie wollten noch etwas einkaufen, lag blanker Sonnenschein auf den Pfützen, und an der Ecke der Linden stand Herr Imelmann mit Herrn Erich Heydecker. Sie waren eben, aus verschiedenen Richtungen kommend, an der Ecke der Neustädtischen Kirchstraße zusammengetroffen.

Die Herren hoben die Hüte, und die Damen machten heitere Gesichter. „Ich wollte euch gerade abholen," erklärte Herr Imelmann väterlich und sah von Hanne auf Dina. Ja, das tat eine Sekunde lang unwahrscheinlich weh, sie plötzlich in fremder Umgebung wiederzusehen.

Sie blieben eine Weile im Kreise stehen und plauderten. Heydecker war den Damen natürlich bekannt, früher wenigstens vom Sehen. Er stand neben Dina, und auch ihr ruhiger, stolzer Blick ging in dieser noch ungewohnten, nicht unangenehmen Nähe mit Neugier über die besondere Erscheinung. Alles an ihm war sehnig, seine Miene hatte etwas hager Gespanntes, und auf seinen bronzefarbenen Wangen, wie Tante Lührs sagte, konnte man das Muskelspiel beobachten, das gab dem Gesicht etwas Leidenschaftliches. Ach ja, er pinselte, wie man erzählte, da draußen beharrlich starkfarbige, geballte Bilder mit nur wenig Menschenstaffage, aber oft mit einer nackten, derben Frauen- oder Mädchengestalt in dem grellen Grün, das war nicht sympathisch. Dieser Patrizier war der jüngste Sohn der großen Heydeckerwerke in Tegel, die seine älteren Brüder leiteten, und die ihn wenig interessierten, er war eigentlich Architekt, aber der Krieg hatte wohl auch ihn in seinen Aufgaben gestört. Wenn man ihn so sah, schien er sich das Leben nicht allzu leicht zu machen. Das war wieder nicht unsympathisch, aber was wußte man ...

„Sie werden erwartet," erzählte Dina und begegnete seinem Blick. „Doktor Lutze sprach davon."

„Ich habe mich leider verspätet, gnädige Frau," antwortete er und lächelte plötzlich; das war hübsch, machte sein Gesicht überraschend hell.

Er hat auffallende Hände, stellte Dina zuletzt fest, sehnig und bräunlich wie sein Gesicht in diesem hellen Licht. Dabei bemerkte sie auch flüchtig, daß er sehr straff und jung neben Herrn Imelmann wirkte, nun, er war erheblich jünger, Anfang bis Mitte Dreißig, das wußte man. Herr Imelmann machte sich im Augenblick mehr freundlich und neutral zwischen ihnen, und das Grau an seinen Schläfen und manches andere fiel vornehm in die Augen.

Dina atmete zufrieden, sie würde jetzt gern mit Hanne zwischen den beiden ansehnlichen Herren ein Stück durch den Spätnachmittag gehen, man würde wie auf einer angenehmen, ruhigen Lebenswelle dahintreiben; sie würden sich alle sehr gut machen; natürlich auch das Hannekind, das noch an Lutze und seine Arbeit dachte. Ach, das war jenseits des Lebens, stand hübsch, blaß und fern hinter grauen Schleiern und war schon wieder versunken.

„Willst du noch zu Tante Lührs hinaufgehen, Papa?" fragte Hannes klare Stimme neben ihr.

„O nein. Auch ich habe mich leider versäumt." Er mochte ältere, scharfäugige Damen nicht immer, besonders heute nicht; sie verbreiteten für ihn leicht eine bedrückende, fahle Atmosphäre, in der man sich selbst in einem zu flauen, ernüchternden Lichte sah. Es roch da oben aus allen Kommodenschüben nach Kamillen und Vergänglichkeit, wie er behauptete.

„Ich hoffte, euch hier noch abzufangen. Ich hatte eine langweilige Konferenz auf

Digitized by Google

der Zeitung, da dachte ich daran, mir und euch einen netten Abschluß zu gönnen." Das war nicht ganz korrekt berichtet. Er hatte schon früher an so etwas gedacht — schon den ganzen Tag. Dina machte ein bedauerndes Gesicht. Die Großeltern erwarteten sie, Großvater würde um sieben am Bahnhof seinen Posten beziehen.

„Dann bring' ich euch ein Stück. Ich muß heute noch in der Stadt bleiben und mich am späteren Abend mal wieder einigen Leuten zeigen. Kommen Sie, Dina —" das sagte er so nebenbei, auch für Herrn Heydecker: ‚Dina'. So stand man zueinander, mein Bester, väterlich, onkelhaft, freundschaftlich-vertraut. Dieser elegante, junge Herr mit undurchsichtiger Vergangenheit, der Dina so unbekümmert ins Auge faßte, sollte sich gefälligst nichts einbilden! Im übrigen war man der geschätzte und berühmte Meister Imelmann, und Herr Heydecker war gar nichts. Er malte — pinselte — sehr hübsch und talentvoll, möglich, es war nicht seine Art, es zu zeigen oder davon zu reden. Er stand bescheiden und ernst da und zog jetzt artig den Hut. Gut so.

So empfahl man sich ebenfalls. Herr Imelmann schritt würdig in der Mitte durch ein Gewirr anerkennender und bewundernder Blicke, die seinen Damen galten und die nicht beachtet wurden.

In der Wilhelmstraße, die immer noch vornehm war, wimmelte es von jungen, neuen Geheimräten, die wichtig und flott aus den Türen kamen; sie erinnerten, wie Dina meinte, an elegante Bankbuchhalter und schnell arrivierte Geschäftsführer — nun hinter der früheren abweisenden Fassadenfeierlichkeit hatte sich auch nicht gerade ein immer imposantes Allzumenschliches und Allzuirdisches breitgemacht, liebe Dina, trotz Monokel, Feudalschnitt und Bureaukratenzylinder; der große Bismarck konnte leider nicht ewig vorhalten!

Herrn Imelmanns Blicke strichen umher, dabei kämpfte er einen harten Kampf; denn mit jedem Schritt wuchs in ihm das Verlangen, kurzweg wieder mit hinauszufahren, als hätte er das länger entbehrt als bloß ein paar Tage, Dina im Zuge gegenüberzusitzen, ihre Stimme zu hören, aber schon am Bahnhof würde man Dina wieder abgeben müssen und dann war der hübscheste Glanz dieser Vorstellung abgeblaßt.

Nein—n—, eine Stimme seiner gereiften Männlichkeit wehrte sich dagegen. Auch diese beiden Damen hatten Augen und einen behenden Fährteninstinkt; Dina hatte unter den dunkeln, seidigen Wimpern den schärfsten Blick. Sie konnte manchmal zutraulich sein und einen mit einem raschen, fragenden Blick ansehen, daß man die Wärme, den Duft der Haut, des Bluts zu spüren wähnte, das war erregend. Ein Zufall natürlich, eine Laune, man war bei aller Erziehung und Dressur keine Badepuppe, und er selbst war kein Bählamm, sondern ein erfahrener, nicht alltäglicher Mann — ehäm! Ach was, Weib ist Weib, besonders mit diesen bestimmungsmäßig bezaubernden Merkmalen, und liebt Verwöhnung und Huldigung. Aber in einem bestimmten Punkt lacht man dann plötzlich, lacht schon vorher in der Stille: der spaßige, ältere Herr! Sie nannte ihn mitunter vertraulich: Onkel Imelmann. Na also.

Er wurde kühl und spitzte den Mund, als wollte er mitten auf der Straße zwischen seinen Damen gemütlich pfeifen.

Narr. Jüngling mit leichtem Bauchansatz und grauen Haaren. Infantiler, alter Bursche!

Jedenfalls hatte er sich für heute abend bei seinem Freund Porsch in der Innsbrucker Straße in Schöneberg angemeldet. Beim Pörschchen. Er hatte auch den ‚Trappisten' bei Trarbach in der Kantstraße, die fürchterlich über alles und nichts schimpften, halbwegs zugesagt, er hatte die Genossen seit vielen Wochen geschnitten. Er schätzte die idealisch Gereizten und darunter wild um ihr Rühmchen und Wohlergehen Besorgten nicht sehr.

Im übrigen hatte man an seine erwachsene Tochter zu denken ... ob Dina, so schwirrte es ihm gleich darauf wieder durch den Kopf, wenn sie einem nicht in Dossen an der Spree sondern hier in Berlin begegnet wäre, unbezwinglich hinter geweihten Schranken stehen bliebe? Es gab heute viele Frauen und Mädchen, die unbekümmert und frei über sich verfügten — Herr Imelmann atmete tiefer in einem süßen Elendsgefühl und Schwindel und wurde völlig gereizt. Er hätte sich, dem heiteren Lebensbespäher, eine runterhauen mögen, das Klingen von Dinas Schritt neben ihm erbitterte ihn, dann standen sie an der Station Kaiserhof.

Er hatte immer Fahrkarten in der Tasche. Er teilte zwei davon aus.

„Gute Reise, Kinder," sagte er würdig und gleichmütig, als hätte er nichts andres bedacht. Die Ritterlichkeit eines Papas und Onkels hatte am Kaiserhof eine Grenze. „Vielleicht komme ich morgen oder übermorgen nach," sagte er wohlwollend.

Er gab ihnen die Hand. Ja, das war Dinas warme, schlanke, bezaubernde Hand.

Dann stand er allein hier oben im blanken Sonnenschein, merkwürdig ausgeleert, zwecklos, ziellos, gelangweilt und in einer nachdenklichen Haltung.

Digitized by Google

Er machte energisch auf dem Absatz kehrt und ging durch die heiße Voßstraße nach der Bellevuestraße hinüber. Dort war wieder der Trubel, der einen beschäftigte... man glaubte in Nizza auf der Promenade des Anglais zu sein; man hörte alle Sprachen der Welt, auch ein wenig Deutsch, das blaustrahlende Meer fehlte leider, Autos ratterten und fuhren langsam in stinkender Kette vors „Esplanade", kleine schwarze, scharfparfümierte Franzosen, fette, gepuderte Französinnen, schlanke, blonde Skandinavier und Briten, breitbehagliche Amerikaner, lächelnde Japs, nervöse Polen oder Tschechen mit stechender Pupille, die wie Hetzkaplane aussahen, alles geschäftig und müßig, heiter, valutagemästet, selbstbewußt und gierig: was kostet Berlin? Deutsche Großkaufleute dazwischen oder neue, geblähte, pompös lackierte Raffer, dazu neugierige Berliner, denen der Mund wässerte und Neid die Augen ätzte. Herr Imelmann machte sich breiter in den Schultern und ging ruhig, langsam hindurch; Berlin war Weltpfuhl, tüchtig, tüchtig! Mit einem Blick hatte er ein Zerrbild des irren Gewimmels aufgefangen. Laden prahlte an Laden, schrie und lockte mit Fremdsprachen, hereinspaziert ihr hohen Herrschaften des gesunden Geldsacks, kauft! kauft! Man spie aus und zuckte die Achseln. Alles will leben, auch Berlin. Dies da war einmal, vor 30, 40 Jahren, die feinste, vornehmste Straße, berühmte Berliner hatten hier ihre ehrfürchtig bestaunten Paläste gebaut, ein Hauch noblen Reichtums und guter Kultur hatte die Luft gestillt und in den Bäumen hatten die Vögel gepfiffen, kaum von einem Dröschklein in ihrem Frieden gestört. Jetzt? Ein Rummelplatz.

Er lief nach seinem Atelier in der Sigismundstraße. Er dachte daran, aus seinen Mappen und Mäppchen noch ein paar Blätter, die er morgen für seine Arbeit brauchen konnte, herauszusuchen, er bereitete das gern vor und ließ es dann abwartend wachsen; vielleicht war auch Post gekommen, doch die kümmerte ihn niemals sehr.

Vorm Haus saß die behäbige Dame Pufahl, aus dem Portierkeller, die sein Himmelsgeschoß betreute, und stopfte Strümpfe; daneben lag die große weiße Katze Minka und davor stand ein alter Ahorn. „Wieder die Hacken, Frau Pufahl?" — „Jottedoch, er muß reinweg nach hinten laufen," sagte die grauhaarige, rundliche Dame und ließ die dicken Hände mit dem Strumpf sinken, Pufahl war Kassenbote.

Man wurde immer etwas atemlos, wenn man die vielen Stufen zu rasch nahm, das Herz — ach was!

Oben in seinem Gehäuse flimmerte klares Licht durch das große Fenster herein. Kein unfreundlicher Anblick; dennoch schien alles tot, leer, faul, müßig dazuliegen, Zeichnungen und Bilder hingen gelangweilt in dem hellen Licht an den Wänden, Mappen lehnten mißlaunig und mißfarben darunter; Herr Imelmann warf den weichen, grauen Hut weg, öffnete noch einen breiten Fensterteil, ließ Leben herein. Allein danach fühlte er sich erst recht unbehaglich, förmlich gefangen hier, fern vom wahrhaften Leben und von seinen Köstlichkeiten, beiseitegespült. Saßen die lieben Mädchen nun bald im Zuge? — Er hörte sie schwatzen und lachen, rollte mit ihnen zur Stadt hinaus — und hatte weiß Gott so etwas wie... Sehnsucht!

Richtig, da lagen Briefe. Mochten sie liegen bleiben. Er machte auch Fenster und Tür der Schlafstube auf, schleppte eine Mappe an den Diwan in der Ecke und griff dann doch im Vorübergehen nach den Briefen.

Ein Verleger fragte etwas und legte Rückporto bei, der gewalttätige Herr. — Ja, ja, da schrieben auch zwei Damen. Nette Damen, hübsche Damen, scharmante Damen, wenigstens die eine, die andere war wertvoller, gefühlvoller, o, auch nicht häßlich, und die Briefe dufteten nach Lawendel oder Veilchen, daß die Fingerspitzen stumpf davon wurden. Er faßte die Bogen spitzer. Er las flüchtig und gerührt, die Zigarre hing schief im Mund und die Augen hoben und verzerrten sich vor dem scharfen Rauch.

‚Nun ja,' dachte er und faltete die Briefe zusammen und schob sie freundlich auf den Tisch hinüber. Man bekam ja wohl öfter Briefe von Damen. Man war sozusagen Junggeselle — hm.

Unten im dritten Stock ging eine Tür und lachte eine Frau. Nett, das brachte gleich Leben und Wärme mit und herauf. Dort wohnte ein Kammersänger a. D., der Gott sei Dank seine Stimme verloren hatte, aber lautlos an der Börse spekulierte, und er freute sich doch noch, wenn eine Frau lachte. Herr Imelmann lauschte, es war eine hübsche, sammetige Stimme, ein wenig wie Dinas warme Stimme...

Er knüpfte langsam die Bänder der Mappe auf und begann mit einer strengen Falte zwischen den Augen zu kramen.

Er legte einiges heraus.

Dann ließ er das andere zurückgleiten und stellte die Mappe wieder an die Wand.

Es war fast so, als hätte ihn die Frauenstimme da unten gewärmt, belebt und beschwichtigt; aber das passierte ihm auch sonst oft bei diesem Kramen, bei der Betrachtung seiner Handschrift.

Digitized by Google

Er hatte doch gerade noch heute morgen — an einen — neuen Aufschwung, an eine neue Frische und Entfaltung geglaubt. Warum eigentlich? In einer gewissen, hübschen Spannung und Erwartung — he?

Herr Imelmann blies eine mächtige Rauchwolke von sich, die sein Haupt unsichtbar machte, legte sich zeichnend über den Tisch und holte sich dann mit dem Fuß einen Stuhl heran.

Ganz nette Idee, die man da heute mittag mit denübligen geschwätzigen Abschweifungen in der Redaktion besprochen hatte — das hitzige Börsenfieber, alle Welt war verrückt, Portier Kulike, die Grünkramfrau, der verliebte Kammersänger a. D., die Köchin Minna, die Kanzleirätin im Kaffeekränzchen, die Geheimrätin beim Fünfuhrtee, der Barbier beim Seifenschäumen der Straßenbahnschaffner, der Hochtory, der Proletarier, der Kommunist, der Philosoph und der Pfarrer, Christ und Jud, der Spiritist mit Hilfe seines Geistes, jeder betete Hausse oder Baisse, Limit, Bestenskäufe, machte heimlich stürmische Gänge und stand mißtrauisch und leidenschaftlich horchend Schlange in einer Bankquetsche — acht — zehn Blättchen, soviel er wollte ... nicht übel ... aber mitten im flotten und suchenden Entwerfen, wobei sein Auge zwinkerte und sein Mundwinkel sich boshaft schmunzelnd senkte, vermißte er plötzlich sich selbst im Schmuck seiner Narrenkappe; hatte er, auf den Rat seines Bankvorstehers nicht auch etwas gekauft und im Handumdrehen ein paar Tausend ‚verdient‘, hätte er es für $1^1/_2$% Bankgeld liegen lassen sollen, he? aber es war ihm zu langweilig, den Kurszettel zu studieren oder ‚limits‘ zu geben — hohoho, er vergaß es, man war also bloß unbegabt — gut, gut — sein andeutender Stift flog und die Zigarrenwolken wirbelten eine Weile dicker um ihn her, bis mit einem Mal eine Uhr unten tief und stark schlug, die Töne verhallten, wie feierliche Glockenklänge; dann war es wieder still, das süße Frauenlachen war längst verstummt; doch im nächsten Augenblick begann er unversehens und bedächtig auf den Rand des großen Blattes Dinas feines, klares, holdes Profil aus dem Gedächtnis zu zeichnen, ein Stück ihrer Schulter, ihre Hand —

Er stand auf, als erwachte er. Ja, also was sollte das? Heydecker hatte ihn vorhin an der Ecke der Neustädtischen Kirchstraße förmlich erwischt; Herr Imelmann hatte selbst diese Empfindung gehabt.

Er ließ stirnrunzelnd alles liegen, knöpfte die Jacke zu (er machte sich gern noch schlanker), setzte den Filz auf und ging davon.

Es war nach sieben. Er wollte noch ein Stück bummeln. Der zartdämmernde Frühabend war blau und lau, und alles schien verklärt. Man trieb so hin, es war einem alles gleichgültig und angenehm.

Um halb acht versammelten sich die Trappisten drüben in Charlottenburg. Es war ihm durchaus noch nicht gewiß, ob er wirklich für eine Stunde dort einkehren würde. Je näher er dem ferneren Westen kam, desto unlustiger wurde Herr Imelmann. Nein, heute nicht. Es war etwas Zartes, Empfindliches in ihm, das in jene Atmosphäre nicht paßte. Und ein Verlangen nach Stille und gutem Behagen.

Porsch natürlich! — Der war eine freundlichere Labe. Das andere wäre Zeitverschwendung. Der stets Verläßliche würde ihm heute besonders zuträglich sein. Dort würde man die Beine in dem Lederstuhl oder auf dem Diwan wachsen lassen, rauchend, schwatzend, und das betuliche Herrlein würde schmunzeln und mit selbsteigenem Behagen gute Dinge aufs Tischtuch zaubern, darauf und auf manches andere verstand er sich, und am vergnügtesten glänzte seine runde Brille und seine Glatze, wenn der träge Gast zufrieden war.

Da verzichtete Herr Imelmann wohlwollend auf die Trappisten und nahm am Nollendorfplatz das Untergrundbähnchen. Er fuhr bis zum Schöneberger Stadtpark, wo gute, frische Luft war und unten auf der Spielwiese die Kinder zwitscherten. Eine angenehme, gepflegte Gegend, die zu Porsch paßte.

Herr Imelmann spazierte in die breite Innsbrucker Straße hinein und freute sich. An Porschs gesundem Behagen und verständigem Lebensgleichmut pflegte er sich zuzeiten zu stärken. Er war seit vielen Jahren sein Freund, soweit man den Titel vergab. Ein wohltemperierter, trefflich ausbalancierter Herr, kluger Realist, mit humoristischer Stirnfalte und franziskanischem Herzen. Natürlich war er Junggeselle.

Herr Imelmann mußte über einen schmalen Hof gehen. Doktor Porsch' hauste zu ebener Erde in einer kleinen Notwohnung im Quergebäude oder ‚Gartenhaus‘. Er nannte zwei Zimmer, einen kegelbahnlangen Korridor und eine zauberhafte Badestube sein Eigen.

Da kam er selbst den Kegelbahnkorridor herunter, man hörte den behenden Schritt seiner leichtgekrümmten Beine auf dem Läufer.

„Serviteur.“

„Ich komme zeitiger.“

Der kleine Herr mit der großen, runden

Digitized by Google

Brille über dem vollen, von der elfenbeinglatten Glatze überglänzten Gesicht hob schmunzelnd den Zeigefinger. „Ich habe es erwartet." Er machte die Augen groß und zog schnell die Lippen in die Breite, eine behaglich groteske Grimasse, die er liebte. „Legen Sie ab, Imelmännchen."

Herr Imelmann wurde in einen großen Lederstuhl gesetzt, bekam ein paar Abendzeitungen (Porsch hielt ein Rechts- und ein Links-Blatt, er war in allen Dingen für ein gutes Gleichgewicht), der Hausherr selbst hatte noch einiges zu tun. Die Türen zu dem fast koketten Schlafzimmer, zum Korridor und rechts zum märchenblauen Badezimmer standen offen, und Porsch ging geschäftig hin und her, trug Teller auf, eine Schüssel mit Salat, den er mit Horngabeln mischte, kostete und mit sieben Kräutern würzte.

Doktor Porsch war im Hauptberuf Jurist, seit Jahren ein gewiegter Syndikus, aber er hatte immer Zeit für andere; er liebte eine verständige, geistige Luft, sammelte Bücher und kleine Kunstsächelchen, war in allem sehr menschlich, persönlich und völlig unverstellt. Natürlich war er auch in der Krähe hochbeliebt — Onkel Porsch, das war für Hanne und Helwine, auch für Dina und Villa Hehn und die jungen Herren ein fröhliches Wort; wenn der kleine, gepflegte, nach guter Seife duftende Mann in Dossen aus dem Zuge stieg, dann lächelte die ganze Stadt. Er kannte alle Kaufleute, die dienerten schon von weitem, denn er kaufte gern, überall, wo er ging und stand, weil er gern zu jeder Zeit verschenkte.

So war Porsch.

Es wurde noch ein Gast erwartet, der dritte Mann dieses engeren Kreises. Aber es war, wie immer, unsicher, ob er überhaupt oder zur rechten Zeit kommen würde: Gustav Ladewig, Professor Ladewig, Musikpädagog an einem Gymnasium und einer Musikhochschule, dem kleinen Herrn, der den besonderen Leuten von jeher zugetan war, schon von Jungenstagen her eng befreundet. Wenn ihm etwas dazwischen kam, oft etwas ganz Belangloses, dann war es zum Verzagen. „Ein großes Kind," sagte Porsch. Die Herren warteten noch eine Weile, sahen nach der Uhr, schimpften ein bißchen. Dann schmausten sie. Porsch hatte immer etwas an den Gast heranzurücken und ihm vorzulegen. Da endlich, als man schon fast fertig war, klingelte es draußen stürmisch und rhythmisch, diesmal sogar merkwürdig zeitig; auch das kam gelegentlich vor.

„Dicker!" sagte Porsch halb befriedigt, halb entrüstet.

„Schimpfe nicht, Kleiner. Sei still. Ich bin ein Schuft, ein gemeiner, wortbrüchiger Kerl — Auswurf. Mir fehlen die stärksten, neuparlamentarischen Ausdrücke. Nein, danke, ich habe gegessen. Bin vollkommen satt! Den Rum nehme ich, wenn ich bitten darf, in einem Gläschen extra, Kleiner," sagte der Dicke verschämt; „bitte nicht in den Tee — mir ist nicht sonderlich gut — das Herrz — brauche eine Herrzstärkung," meinte er mit scharfem r. Porsch schmunzelte verständnisvoll. Und jener machte sich, trotz seinem Protest, an den vollen Teller, denn er konnte auch gewaltig essen.

Dann war auch der Dicke fertig. Man saß vor den leeren Tellern bei Pfeife und Zigarre. Ladewig erhitzte sich politisch gewaltig, obwohl er bedeutend ahnungslos in dem Punkt war, er hatte eben in der Bahn einen Leitartikel gelesen, morgen gefiel ihm ein anderer — ach, das war nichts, und Ladewig schloß etwas unsicher, aber sehr überzeugt seine Rede. Dann stand er erfrischt und heiter auf.

‚Eine gute, männliche Luft!' dachte Herr Imelmann lächelnd und erschien sich selbst im Augenblick, wenn er auf die letzten Stunden und Tage zurücksah, in einem phantastischen Lichte. Von fünf Uhr ab war er heute nachmittag zerstreut durch die Straßen gelaufen, den Linden zu, um — die Mädchen nicht zu verfehlen, war zu früh an die Neustädtische Kirchstraße gekommen und gleichmütig, gelangweilt, ärgerlich und belustigt bis zur Markgrafenstraße gegangen, aber schon vorher wieder umgedreht, um jene Ecke im Auge zu behalten. War er verrückt geworden, heute, gestern? Er hatte es noch niemals so klar und grell empfunden, so schien es ihm jetzt. Voll Ohnmacht und beschämenden Zwangs.

Er schritt umher, öffnete einladend das Klavier, das Porsch nur für den Dicken angeschafft hatte, denn er selbst war trotz der alten Freundschaft recht unmusikalisch, aber er saß still dabei und war auf seine Art entzückt.

Nein. Herr Imelmann hatte bislang noch nichts von Hanne und Dina erzählt. Aber nun trieb es ihn doch, ihre Grüße auszurichten und von ihnen zu schwatzen.

„Warum haben Sie sie nicht mitgebracht, Imelmann?" fragte Porsch.

„Sie hatten keine Zeit. Dina Hamacher wurde daheim erwartet..."

„Dina..." sang der Dicke lauschend; aber das wurde nicht beachtet.

„Sehr schade," Porsch sah sich um, als stelle er sich ihren Glanz im Zimmer vor. Sie waren schon öfter hier gewesen,

Digitized by Google

Sonniger Herbst. Gemälde von Prof. Hermann Göhler

(Münchner Kunstausstellung 1922)

Digitized by Google

Digitized by Google

wenigstens Hanne und Helwine und hatten staunend in alle Winkel gespäht. O ja... dann hätte er noch ganz anders hier aufgewartet und Kästen und Schübe geöffnet, die waren immer voller Sächelchen und Schätze, er stapelte zahllose Dinger auf, um sie jederzeit für seine Gebegelüste zur Hand zu haben.

„Ich habe da übrigens ein paar Kleinigkeiten," sagte er mit zartem Lächeln. „Wir wollen nachher daran denken, Imelmann. Wann fahren Sie wieder hinaus? Ich möchte mal wieder mitfahren. Es kam in letzter Zeit immer etwas dazwischen. Das sollte nicht sein — nein, das sollte wirklich nicht sein...!" Und er blickte ein bißchen verträumt durch die Brille. Auch er hatte die Mädchen riesig gern — besonders Hanne, die schmale, helle, reizende Hanne hatte er ins Herz geschlossen, sie war von jeher sein Verzug gewesen, von einer gewissen Zeit an immer mehr — ja, darüber war nichts weiter zu sagen. Er war ein verständiger Herr mit einer humoristischen Stirnfalte. Freilich, die half nicht immer und jedem.

„Sie werden sich nicht so viel aus euch machen, die jungen Damen. Wenn ihr auch stattliche Herren seid!" meinte Ladewig satt und friedlich; auch er wußte in der Krähe gut Bescheid und war schon oft ihr dankbarer Gast gewesen.

Das reizte Herrn Imelmann in einem Gemütswinkel.

Doch Ladewig merkte das nicht. Er legte in seinem Stuhl die Arme bequem hinter den Kopf, atmete stärker und sah zur Decke hinauf, in eine Ferne.

„Übrigens — die Dame Dina Hamacher ist ein wundervolles Weib," sagte er nach einer Weile langsam, fast feierlich, als schmecke er etwas Kostbares, und sprach zugleich mit herrischem Nachdruck und dabei zwinkerte er mit den Lidern, was einen nahezu tückischen Ausdruck hatte, zu Herrn Imelmann hin. „Herrlich..." beschrieb er aus dem Gedächtnis. „Man steht vor ihr und verrichtet eine Andacht. Da scheint alles vollkommen und unnahbar — es gibt so etwas. Natürlich ist es bloß Maske. Weiber. Man kennt das — —!"

„Ach Dicker..." tadelte Porsch.

„Immerhin... ihr seid unbeweibt, glückhaft fessellos — verzeiht, daß ich so plebejisch mit euch spreche. Ihr seid große, erfahrene Herren; ich bin bloß ein Prolet, ein gefesselter Proletheus, ein Kleinbourschois und habe nicht mitzureden."

Herrn Imelmann war das Gespräch geheimnisvoll erwünscht und doch ärgerlich und störend. Das war nicht die rechte Art, von Hanne oder Dina zu sprechen! „Sie haben eine famose Frau, lieber Ladewig..." sagte er verweisend.

Der lächelte geschmeichelt. „Der Alltag hat Flecke, Meister. Vor fünfzehn, zwanzig Jahren — manches verblaßt inzwischen, wird Alltag, Gewohnheit; ein System von Egoismen, schlechter Laune, Gereiztheit, flauer Gutmütigkeit, fernen Erinnerungen, Haftpsychosen und galvanisierten Blutswallungen."

Herr Imelmann schwieg. Ach ja, das waren diese billigen Cynismen. Nicht ganz falsch, man hatte selbst einiges davon gründlich erlebt oder alles. Daheim ging der Dicke natürlich sehr brav an der Strippe — Dina...

„Ja. Trotzdem —" sagte Herr Imelmann nachdenklich und setzte sich tiefer in seinen Sessel, wobei sich seine Schläfen sacht röteten, aber das kam von dieser Bewegung. „Kommt — ja — kommt man los vom Glauben, ihr Leute?..." fragte er munter und spöttisch. „Sobald man frisch ist, irgendwie und -wo aus Versunkenheit oder Lebensfesselung die Augen öffnet: das Mysterium ist da. Spannung, Glaube und Gewißheit in einem Untergrund — — wie? Auch heute noch!" Herr Imelmann streckte die Beine aus und kreuzte sie lässig und lächelnd anders; es war angenehm, jetzt darüber zu sprechen.

Porsch hob die Brauen über der Brille und machte runde Augen. Er sprach nicht viel über diese Dinge, besonders wenn sie ihn selbst und seine nähere Umgebung angingen.

„Ich habe bei Bismarck, vom älteren Thackeray und Beethoven einiges gelesen, das außerordentlich stark ist," fuhr Herr Imelmann lässig, widerstrebend und unzufrieden mit sich selbst fort.

Der Dicke setzte sich langsam mit rotem Kopf auf. „Emanationen des letzten Triebs, wer kennt sie nicht? Sie sind immer stark in der Formel. Euphorie vorm Niedergang, hüten Sie sich, Meister — —!" Doch gleich danach war er wieder äußerst manierlich. Er pflegte trotz aller Freundschaft und allen Spotts ausgesucht höflich mit Herrn Imelmann umzugehen, jener war ein berühmter Mann, worauf der Dicke im Innern pfiff — kurzum, es machte ihm Spaß und Herrn Imelmann ebenfalls; und Porsch pflegte genießerisch zuzuhören.

Ladewig stand in zu kurzen, röhrenhaften Hosen zwischen ihnen, sein halblang geschorenes graugesprenkeltes Haar und sein Backenbart sträubten sich, seine Weste war hochgerutscht, keine sehr elegante Erscheinung.

Digitized by Google

du lieber Gott, in dieser Zeit! Er war kein großer Herr wie die anderen beiden, pflegte er zu sagen. Nun griente, lachte er dröhnend ohne besonderen Grund, nur weil er sich wieder oder eigentlich immer wohl und glücklich in seiner Haut fühlte, und weil Porsch mit einem Fläschchen hantierte.

Er sang mit schmelzendem Ton den Trovatore und wandelte theatralisch-geschäftig hin und her; Porsch freute sich und steckte ihm im Vorübergehen ein Päckchen Tabak, das ihm gerade zur Hand lag, in die weite Jackentasche. „Grazie!“ Auch die Verstimmung Imelmanns begann sacht zu weichen, brannte nur noch ganz unten wie eine Reue — wozu schwatzte man? Was wußte und vermutete der Dicke — der feiste, reine Tor? Er wußte gar nichts! Aber er hatte manchesmal solche hellseherischen, boshaften Anwandlungen. Musik!

Ladewig nahm Platz und spielte verhalten Eigenes, Fremdes. Dann stärker, mächtiger. Und danach kam er wieder zu seinem besonderen Liebling Verdi — den sang er mit südlicher Verve und Hingegebenheit, mitunter mit süßem Pianissimo und grellflackerndem Kehllaut, kokett phrasierend und mit leicht parodistischer Verschleppung. Die Luft wurde weich, die Wände wichen, die Welt ward weit und blau, Meer rauschte, Pinien und Zypressen ragten, ein Paradieseshimmel wölbte sich, Schmeichellüfte wehten, voll Dufts, rein und still, und ein rotes Segel leuchtete.

Dina ... klang das Pianissimo und das schmetternde Forte, daß das Herz tief unten erschrak. Und ihre weiße Haut mit den dunklen Sternen schimmerte und ihre beglückenden Hände im Schoß. Es war eine Vision, kaum sichtbar und verschwebend, erschütternd und beklemmend.

Porsch rauchte still und freute sich über seine Gäste. Nach einer Weile erhob sich der Dicke, noch immer singend, schluckte das frisch gefüllte Glas, und zündete sich eine neue Zigarre an.

„Es gibt nur eines, meine Herren,“ erklärte er erfrischt und plötzlich wie umgewandelt und überzeugt, mit innigem Versöhnungswillen dicht vor Herrn Imelmanns großem Stuhl stehend, er sprach leise, wie mit innerstem Vertrauen: „— — Das Weib! — Nichts über ihm, Meister Imelmann. Stern der höchsten Höhe. Kunst ist Krampf und Ruhm ist Blech. Aber das Weib! ... Knien und anbeten. Es ist die Wahrheit und die Sehnsucht. Das tiefste Leben und seine äußerste Erfüllung. Verweile doch! Und es ist wahr! In ihm ist Zeit und Ewigkeit beschlossen, Versinken und seligste Wachheit, Ewigkeit im irdischen Augenblick, Mirakel. Glück und Sinn des Lebens, solange das Blut noch singt und rauscht! Wer es versäumt hat, ist tot. Wer es erlebt hat, war Herr der Welt. Noch ist Zeit — noch — noch — —“ nun, er war der Jüngste von ihnen. Er hielt Porsch das leere Gläschen wieder hin, der füllte es. Und dann strahlte wieder seine Stimme, diesmal den einzigen Don Giovanni; er stand, das gefüllte Glas in der Hand, mit kurzen Röhrenhosen, hochgerutschter Weste und verschobenem Schlips, Feuer auf den dicken, bärtigen Wangen und Seligkeiten in den blauen, feucht glänzenden Augen. Herr Imelmann griff schmunzelnd zum Zeichenstift.

Das alles war hübsch und erfrischend gewesen. Erst nach zwölf trennte man sich. Porsch gab ihnen ein Stück das Geleit und bedankte sich. Dann stieg Herr Imelmann auf langen Beinen zufrieden heim. Dina ... sang es einmal, als ein Baum duftete und rauschte, ein Flüstern ihn traf und zwei Menschen bleich und stumm standen. Sie waren nun längst daheim in Dossen — fern. Dort mußte die Nacht stiller und schöner sein. Süßer. Nachtigallen zerbarsten in Tönen. Gefühlvoll und störend. „Geh schlummern,“ sagte er zu sich selber.

⌘ ⌘ ⌘

Gegen Abend, wenn es dämmerig wurde, pflegte Dina ins Freie zu gehen. Es kam dann etwas Rastloses über sie. Sie lief sehr rasch durch den Stadtpark, am liebsten allein, bis zum alten Jagdschlößchen, das gelb und blank über einem kleinen See lag, dann bog sie in den Sommerweg nach Riezke ein, der schattig zwischen Ebereschen und Kirschbäumen hinlief. Dort hatte man einen weiten Blick über Felder und blühende Wiesen, auf denen Vieh stand, das machte freier.

Nun würden die Riezker Herren bald hier ständig werden. Herrn Heydeckers Schwester, Frau Lissy Wendhausen, weilte mit ihrer Freundin und Gesellschafterin, Fräulein Picht, schon in Riezke. Das würde ganz hübsch sein, Dina hatte große Verhältnisse gern; ein Park, ein Herrenhaus, das fast ein Schloß war, weite Ställe, viel Vieh, das gut und gesund roch, ein großer See, das würde sommerliche Freiheit geben; auch ein Tennisplatz war zum Toben da. Sie hatte Heydecker neulich einmal auf dem Markt getroffen, er hatte sie ein Stück begleitet und mit seinem kargen, manchmal aufreizenden Lächeln davon gesprochen, daß sie im Juli zusammen Enten schießen würden, und er meinte, daß sie prächtig zu Pferde sitzen müßte — schon möglich; sie hatte es noch nicht versucht.

Digitized by Google

Ja, das wäre ganz nett. Aber noch war es nicht so weit.

Da fuhr Dina öfter nach der großen Stadt. Sie kam morgens beim Tee unbefangen damit heraus: „Ihr müßt euch heute ohne mich behelfen, Großmutter, ich bitte um Urlaub. Ich will in die Stadt."

Dagegen ließ sich laut nichts sagen, denn sie hatte eine selbständige Art. Großvater brachte sie selbst, die Arbeit an der Neuauflage eines seiner berühmten Kommentare unterbrechend, anmutig storchend zum Bahnhof — im stillen neugierig auf das, was sie jetzt immer vorhatte, denn er bildete sich ein, daß sie zu ihm als Mann mehr Zutrauen hätte als zur Großmutter. Dina mußte doch fühlen, daß er sie — prachtvoll fand. Aber es gab eigentlich gar keine Geheimnisse. Die Heidelberger Freunde hatten eine Kulturschau, wie sie es selbstgefällig nannten, und die natürlich zwei- bis dreimal länger dauerte als beabsichtigt war, verabredet. Sie bestand in der Besichtigung neuester Kunst, dem Anhören neuester Vorträge, neuester Musik und neuester Dramatik mit Tees reihum bei einzelnen Teilnehmern und belebten Aussprachen natürlich, die sich auf neueste Weltanschauungen oder ‚Bewegungen' bezogen.

Eines Tages hatte Dina selbst wieder genug davon. Auch von der neuesten Kunst, die sich ja wohl noch häuten würde. Und die Heidelberger Leutchen? Allzu nahe ging ihnen nichts, sie waren zum Teil schon in tapferen Berufen, um sich über Wasser zu halten, auch die Damen; aber gerade die schienen in der Mehrzahl diese männliche Atmosphäre zu brauchen — ‚komplementäre Erfahrungen' zu suchen, wenn auch bloß grundsätzlich und gefühlsmäßig, freilich nicht immer nur so. Eine hier und da etwas schwüle Atmosphäre, von geistreicher, unverantwortlicher, sich kühn gebärdender Schwatzhaftigkeit — eine Weile anregend, aufrüttelnd und unterhaltsam, besonders nach Pausen und Fernsein, wenn man selbst auf Neues begierig und des Stillsitzens überdrüssig war. Und die Herren? Den Doktor Ollendorff hatte sie einmal hochmütig und knapp zurechtweisen müssen; und Doktor Harald Merl, genau so erlesen, bloß noch betonter, der allem Neuesten mit Überlegenheitsgeste und ‚wachem Blick für Äußerstes' interessiert nahetrat — er verkehrte auch in theosophischen und kommunistischen Zirkeln, obwohl ihm im Grund das alles recht gleichgültig war — er war vorsichtiger, je nach den Umständen vornehm desinteressiert. Männer? Nun ja. In einem Punkt sicher. Und sie würden bald gute Karriere machen und sich niemals verplempern.

Sie sprach daheim nur wenig davon. Und nun hatte sie genug. Es hatte sie belebt und gefesselt wie ein Exzeß, nun war sie entspannt und ernüchtert. Nein, das war nichts auf die Dauer.

In dieser Zeit hatte sie auch wieder an eine Aufgabe, an einen Beruf gedacht. Der erlesene aber lebenskluge Doktor Harald Merl wollte im Herbst oder Winter seine Assistentenstelle bei der Galerie aufgeben und mit einem anderen einen Kunstsalon eröffnen. Das wäre etwas. Sie hatte in Heidelberg auch in dieser Richtung gehört. Man würde sehen. Oder es fand sich noch etwas anderes, im Herbst oder Winter.

Von dieser Aussicht erzählte sie nun beim Morgentee etwas. „So, du willst —" Großvater stellte die große Tasse nieder und war sofort beunruhigt. Natürlich fand er es richtig, außerordentlich verständig. Seine Pension war jämmerlich. Und von Dinas Zinsen nahm er mit spitzen Fingern nur das nötigste als Pensionspreis — dennoch ging das Geld, ihre unvermeidlichen Extraausgaben eingerechnet, ratzibus drauf, ein so reichliches Taschengeld er unbeirrt für sie herauszuwirtschaften suchte. Ihr Vermögen, von der verstorbenen Mutter her, war einmal ganz stattlich gewesen — aber jetzt, wenn die Geldentwertung so weiter ging . . . Sehr vernünftig von Dina. Hm—m! Nein, danke. Er trank nicht mehr. Er stand mit steifen Beinen auf und steckte seine Pfeife an.

Danach konnte Dina wieder, mit Eifer und einem Seufzer, wahrhaft geschickt und erfinderisch im Hause hantieren, was in dieser Sparsamkeitszeit gewiß löblich war. Sie machte alles heil, wagte sich selbst an die Jalousiezüge, von edleren, virtuosen Künsten zu schweigen; auch Großvater erlebte Wunder, fand eines Abends seine Joppe an den schadhaftesten Stellen mit prächtigen Schnüren verziert, sogar seine Mütze, hm—m. Und hinterher saß sie fein und ergriffen, als wäre nichts geschehen, über ihren Büchern, half auch dem Großpapa wieder an seinem Schreibtisch. Nur müßig konnte sie nicht sein.

In die Krähe war sie in den letzten Wochen selten oder gar nicht gekommen. Nun zog es sie wieder mächtig hinaus, als wäre sie aus einer kühlen, leeren Fremde zurückgekehrt und untreu gewesen. Dort war es doch immer am besten, dort galt man am meisten und wartete das ehrliche, warme Leben auf einen und nahm kein Versäumnis übel. — Auch Herr Imelmann war wieder da, er schien sich jetzt immer dauernder hierherzugewöhnen; war fleißig in seiner kühlen, stillen Werkstatt, in der man manchmal wie

Digitized by Google

du lieber Gott, in dieser Zeit! Er war kein großer Herr wie die anderen beiden, pflegte er zu sagen. Nun griente, lachte er dröhnend ohne besonderen Grund, nur weil er sich wieder oder eigentlich immer wohl und glücklich in seiner Haut fühlte, und weil Porsch mit einem Fläschchen hantierte.

Er sang mit schmelzendem Ton den Trovatore und wandelte theatralisch-geschäftig hin und her; Porsch freute sich und steckte ihm im Vorübergehen ein Päckchen Tabak, das ihm gerade zur Hand lag, in die weite Jackentasche. „Grazie!" Auch die Verstimmung Imelmanns begann sacht zu weichen, brannte nur noch ganz unten wie eine Reue — wozu schwatzte man? Was wußte und vermutete der Dicke — der feiste, reine Tor? Er wußte gar nichts! Aber er hatte manchesmal solche hellseherischen, boshaften Anwandlungen. Musik!

Ladewig nahm Platz und spielte verhalten Eigenes, Fremdes. Dann stärker, mächtiger. Und danach kam er wieder zu seinem besonderen Liebling Verdi — den sang er mit südlicher Verve und Hingegebenheit, mitunter mit süßem Pianissimo und grellflackerndem Kehllaut, kokett phrasierend und mit leicht parodistischer Verschleppung. Die Luft wurde weich, die Wände wichen, die Welt ward weit und blau, Meer rauschte, Pinien und Zypressen ragten, ein Paradieseshimmel wölbte sich, Schmeichellüfte wehten, voll Dufts, rein und still, und ein rotes Segel leuchtete.

Dina ... klang das Pianissimo und das schmetternde Forte, daß das Herz tief unten erschrak. Und ihre weiße Haut mit den dunklen Sternen schimmerte und ihre beglückenden Hände im Schoß. Es war eine Vision, kaum sichtbar und verschwebend, erschütternd und beklemmend.

Porsch rauchte still und freute sich über seine Gäste. Nach einer Weile erhob sich der Dicke, noch immer singend, schluckte das frisch gefüllte Glas, und zündete sich eine neue Zigarre an.

„Es gibt nur eines, meine Herren," erklärte er erfrischt und plötzlich wie umgewandelt und überzeugt, mit innigem Versöhnungswillen dicht vor Herrn Imelmanns großem Stuhl stehend, er sprach leise, wie mit innerstem Vertrauen: „— — Das Weib! — Nichts über ihm, Meister Imelmann. Stern der höchsten Höhe. Kunst ist Krampf und Ruhm ist Blech. Aber das Weib! ... Knien und anbeten. Es ist die Wahrheit und die Sehnsucht. Das tiefste Leben und seine äußerste Erfüllung. Verweile doch! Und es ist wahr! In ihm ist Zeit und Ewigkeit beschlossen, Versinken und seligste Wachheit, Ewigkeit im irdischen Augenblick, Mirakel. Glück und Sinn des Lebens, solange das Blut noch singt und rauscht! Wer es versäumt hat, ist tot. Wer es erlebt hat, war Herr der Welt. Noch ist Zeit — noch — noch — —" nun, er war der Jüngste von ihnen. Er hielt Porsch das leere Gläschen wieder hin, der füllte es. Und dann strahlte wieder seine Stimme, diesmal den einzigen Don Giovanni; er stand, das gefüllte Glas in der Hand, mit kurzen Röhrenhosen, hochgerutschter Weste und verschobenem Schlips, Feuer auf den dicken, bärtigen Wangen und Seligkeiten in den blauen, feucht glänzenden Augen. Herr Imelmann griff schmunzelnd zum Zeichenstift.

Das alles war hübsch und erfrischend gewesen. Erst nach zwölf trennte man sich. Porsch gab ihnen ein Stück das Geleit und bedankte sich. Dann stieg Herr Imelmann auf langen Beinen zufrieden heim. Dina ... sang es einmal, als ein Baum duftete und rauschte, ein Flüstern ihn traf und zwei Menschen bleich und stumm standen. Sie waren nun längst daheim in Dossen — fern. Dort mußte die Nacht stiller und schöner sein. Süßer. Nachtigallen zerbarsten in Tönen. Gefühlvoll und störend. „Geh schlummern," sagte er zu sich selber.

⁂ ⁂ ⁂

Gegen Abend, wenn es dämmerig wurde, pflegte Dina ins Freie zu gehen. Es kam dann etwas Rastloses über sie. Sie lief sehr rasch durch den Stadtpark, am liebsten allein, bis zum alten Jagdschlößchen, das gelb und blank über einem kleinen See lag, dann bog sie in den Sommerweg nach Riezke ein, der schattig zwischen Ebereschen und Kirschbäumen hinlief. Dort hatte man einen weiten Blick über Felder und blühende Wiesen, auf denen Vieh stand, das machte freier.

Nun würden die Riezker Herren bald hier ständig werden. Herrn Heydeckers Schwester, Frau Lissy Wendhausen, weilte mit ihrer Freundin und Gesellschafterin, Fräulein Picht, schon in Riezke. Das würde ganz hübsch sein, Dina hatte große Verhältnisse gern; ein Park, ein Herrenhaus, das fast ein Schloß war, weite Ställe, viel Vieh, das gut und gesund roch, ein großer See, das würde sommerliche Freiheit geben; auch ein Tennisplatz war zum Toben da. Sie hatte Heydecker neulich einmal auf dem Markt getroffen, er hatte sie ein Stück begleitet und mit seinem kargen, manchmal aufreizenden Lächeln davon gesprochen, daß sie im Juli zusammen Enten schießen würden, und er meinte, daß sie prächtig zu Pferde sitzen müßte — schon möglich; sie hatte es noch nicht versucht.

Digitized by Google

Ja, das wäre ganz nett. Aber noch war es nicht so weit.

Da fuhr Dina öfter nach der großen Stadt. Sie kam morgens beim Tee unbefangen damit heraus: „Ihr müßt euch heute ohne mich behelfen, Großmutter, ich bitte um Urlaub. Ich will in die Stadt."

Dagegen ließ sich laut nichts sagen, denn sie hatte eine selbständige Art. Großvater brachte sie selbst, die Arbeit an der Neuauflage eines seiner berühmten Kommentare unterbrechend, anmutig storchend zum Bahnhof — im stillen neugierig auf das, was sie jetzt immer vorhatte, denn er bildete sich ein, daß sie zu ihm als Mann mehr Zutrauen hätte als zur Großmutter. Dina mußte doch fühlen, daß er sie — prachtvoll fand. Aber es gab eigentlich gar keine Geheimnisse. Die Heidelberger Freunde hatten eine Kulturschau, wie sie es selbstgefällig nannten, und die natürlich zwei- bis dreimal länger dauerte als beabsichtigt war, verabredet. Sie bestand in der Besichtigung neuester Kunst, dem Anhören neuester Vorträge, neuester Musik und neuester Dramatik mit Tees reihum bei einzelnen Teilnehmern und belebten Aussprachen natürlich, die sich auf neueste Weltanschauungen oder ‚Bewegungen' bezogen.

Eines Tages hatte Dina selbst wieder genug davon. Auch von der neuesten Kunst, die sich ja wohl noch häuten würde. Und die Heidelberger Leutchen? Allzu nahe ging ihnen nichts, sie waren zum Teil schon in tapferen Berufen, um sich über Wasser zu halten, auch die Damen; aber gerade die schienen in der Mehrzahl diese männliche Atmosphäre zu brauchen — ‚komplementäre Erfahrungen' zu suchen, wenn auch bloß grundsätzlich und gefühlsmäßig, freilich nicht immer nur so. Eine hier und da etwas schwüle Atmosphäre, von geistreicher, unverantwortlicher, sich kühn gebärdender Schwatzhaftigkeit — eine Weile anregend, aufrüttelnd und unterhaltsam, besonders nach Pausen und Fernsein, wenn man selbst auf Neues begierig und des Stillsitzens überdrüssig war. Und die Herren? Den Doktor Ollendorff hatte sie einmal hochmütig und knapp zurechtweisen müssen; und Doktor Harald Merl, genau so erlesen, bloß noch betonter, der allem Neuesten mit Überlegenheitsgeste und ‚wachem Blick für Äußerstes' interessiert nahetrat — er verkehrte auch in theosophischen und kommunistischen Zirkeln, obwohl ihm im Grund das alles recht gleichgültig war — er war vorsichtiger, je nach den Umständen vornehm desinteressiert. Männer? Nun ja. In einem Punkt sicher. Und sie würden bald gute Karriere machen und sich niemals verplempern. Sie sprach daheim nur wenig davon. Und nun hatte sie genug. Es hatte sie belebt und gefesselt wie ein Exzeß, nun war sie entspannt und ernüchtert. Nein, das war nichts auf die Dauer.

In dieser Zeit hatte sie auch wieder an eine Aufgabe, an einen Beruf gedacht. Der erlesene aber lebenskluge Doktor Harald Merl wollte im Herbst oder Winter seine Assistentenstelle bei der Galerie aufgeben und mit einem anderen einen Kunstsalon eröffnen. Das wäre etwas. Sie hatte in Heidelberg auch in dieser Richtung gehört. Man würde sehen. Oder es fand sich noch etwas anderes, im Herbst oder Winter.

Von dieser Aussicht erzählte sie nun beim Morgentee etwas. „So, du willst —" Großvater stellte die große Tasse nieder und war sofort beunruhigt. Natürlich fand er es richtig, außerordentlich verständig. Seine Pension war jämmerlich. Und von Dinas Zinsen nahm er mit spitzen Fingern nur das nötigste als Pensionspreis — dennoch ging das Geld, ihre unvermeidlichen Extraausgaben eingerechnet, ratzibus drauf, ein so reichliches Taschengeld er unbeirrt für sie herauszuwirtschaften suchte. Ihr Vermögen, von der verstorbenen Mutter her, war einmal ganz stattlich gewesen — aber jetzt, wenn die Geldentwertung so weiter ging... Sehr vernünftig von Dina. Hm—m! Nein, danke. Er trank nicht mehr. Er stand mit steifen Beinen auf und steckte seine Pfeife an.

Danach konnte Dina wieder, mit Eifer und einem Seufzer, wahrhaft geschickt und erfinderisch im Hause hantieren, was in dieser Sparsamkeitszeit gewiß löblich war. Sie machte alles heil, wagte sich selbst an die Jalousiezüge, von edleren, virtuosen Künsten zu schweigen; auch Großvater erlebte Wunder, fand eines Abends seine Joppe an den schadhaftesten Stellen mit prächtigen Schnüren verziert, sogar seine Mütze, hm—m. Und hinterher saß sie fein und ergriffen, als wäre nichts geschehen, über ihren Büchern, half auch dem Großpapa wieder an seinem Schreibtisch. Nur müßig konnte sie nicht sein.

In die Krähe war sie in den letzten Wochen selten oder gar nicht gekommen. Nun zog es sie wieder mächtig hinaus, als wäre sie aus einer kühlen, leeren Fremde zurückgekehrt und untreu gewesen. Dort war es doch immer am besten, dort galt man am meisten und wartete das ehrliche, warme Leben auf einen und nahm kein Versäumnis übel. — Auch Herr Imelmann war wieder da, er schien sich jetzt immer dauernder hierherzugewöhnen; war fleißig in seiner kühlen, stillen Werkstatt, in der man manchmal wie

Digitized by Google

in eine besondere Welt und Luft eintreten konnte, um in dem großen Stuhl zu sitzen, Neues, ganz Frisches zu sehen, lächelnd zu bestaunen und klug und bedächtig zu reden. Das waren immer erlesene, nicht auszuschöpfende Augenblicke, oft die hübschesten...

Dina sah und ahnte ja wohl einiges. Was weiter? Ach nichts, gar nichts. Ein Künstler, ein besonderer Mann und Hanne's Papa. Und Dina war das gewöhnt. Sie tat nicht viel dazu. Natürlich nicht. Sie atmete bloß, war da und freute sich, in ihren Zauber gehüllt. Sie summte leise und vergaß es wieder. Aber es war manchmal unabweisbar, wie ein hübscher Reiz mehr, der die Krähe ihr noch wärmer, ihr zugeneigter und noch mehr zu eigen zu machen schien.

Heute nachmittag wollte sie also hinausgehen und bis zum Abend bleiben. Sie freute sich herzlich darauf und konnte die Zeit kaum erwarten. Nein, sie konnte am ersten Tage nicht daheim sitzen. Daran mußte man sich erst wieder gewöhnen.

⌘ ⌘ ⌘

An diesem Morgen war Herr Imelmann nach einer unfreundlichen Nacht erwacht; es hatte an der Gewitterluft gestern abend gelegen und an dem und jenem, es lag bei ihm leicht an etwas. Er war ein fremder Herr, ein ältlicher Herr in diesem blanken Morgenlicht, stellte er vor dem Spiegel fest und betrachtete sich mit stiller Verachtung. Er machte ein paar Hantelübungen und stützte die Hände ein und machte Rumpf- und Kreisbewegungen — er hegte seit einiger Zeit die gespensterhafte Befürchtung, daß er fetter würde — einen — einen Bauch ansetzen könnte! Hoho, Gott behüte. Diese Übung machte ihn heute unerfreulich atemlos, wie ihn dünkte, sie geschah wohl zu hastig. Auf den Müll mit ihm. Er ließ seine Armmuskeln spielen und dehnte sich in der Brust, gut, noch straff, prall und hart — na also. Affe! Und er lachte und war freundlicher gestimmt.

Die Luft auf dem Hof war frisch, das machte sich schon besser. Helwine segelte mit ihrer Mappe eben zur Hoftür hinaus, und Hanne war, wie stets, noch nicht gegenwärtig.

Er streckte die Beine von sich und griff zur Zeitung, die scharf nach schlechtem Petroleum roch, Zinke rasselte mit seiner Karre aus der Lawendelgasse heraus und rückte an der Kappe, der stand immer fest und gemütlich in seinen dicken Stiebeln, aß, trank, schlief, karrte, ein friedliches, erfülltes Leben, angenehm. Ah, da kam der Kaffee, Bohnenkaffee. Gottlob. „Die Zeitungsfrau brachte einen Zettel von Frau Dina mit..." sagte Fräulein Zeese, mit kühn gebauschtem Haarbusch, um mit einer netten Neuigkeit aufzuwarten.

„Hat einen Zettel geschickt?" fragte Herr Imelmann zerstreut und schnitt sein Ei auf. Gott sei Dank, hier wurde alles wichtig und zum Ereignis. „Delikat der Kaffee, liebes Fräulein Zeese. Ganz vorzüglich. Wollen vermutlich zusammen wieder ausrücken, die Damen. Man sollte da doch mal einen Riegel vorschieben, Fräulein Zeese, was meinen Sie?"

Die Zeese bewegte mit kleinen, koketten Stößen den Kopf. „Hanne fährt heute nicht in die Stadt. Erst morgen wieder. Frau Dina will heut nachmittag herauskommen. Sie habe Sehnsucht — große Sehnsucht. Weiter nichts."

Weiter nichts? Diese — diese gestreckte Berliner Kulturschau — eine Vokabel wie Blendol oder Schuhcrème — war nun wohl geschlossen. Waren sie hier draußen der schönen Dame wieder gut genug? O — o — — Nett von Dina.

Darauf begab sich Herr Imelmann federnden Schritts in sein Studio. Er warf die kleine, kurzbeinige Magd hinaus, obwohl sie gerade rasch ein bißchen wischen wollte, das fehlte noch, die gute Stimmung wegschrubbern — gottogott, was würde die Zeese dazu sagen? Herr Imelmann reckte die Arme, daß die Sehnen knackten, nun wollte er arbeiten!

Er hatte sich privatissime den Peter Schlemihl vorgenommen — eine köstliche Sache, mozartleicht, voller Waldesrauschen und Mondschein hinter dunkelm Tann, voll blauer Fernendüfte und spöttischer Rokokophantastik. Die stillen Krähenabende hier und die Gänge draußen, wenn der Mond durch die hohen, rauschenden Bäume glänzte, die Frösche quakten und Dommel und Käuzchen schrie, das paßte gut, schloß auf und machte die Phantasie hellsichtig. Er hatte feine Blättchen zustande gebracht, voll zärtlich spöttischen Lebens — diese abseitigen Sachen wurden ihm immer lieber, besonders hier draußen! Die Abende und Nächte, wenn Fenster und Tür der Werkstatt weit offen standen, waren am fruchtbarsten gewesen, selbst der gestrige Abend mit seinem Wetterleuchten. Er war noch lange draußen schmauchend umherspaziert, ganz langsam, nur in Hose und Hemd, die Luft war warm, weich und feucht wie ein Bad gewesen. Dinas Schlafzimmerfenster hatte offen gestanden — dahinter war es leer. Haus und Hof schliefen.

Auch für die Zeitung hatte er fleißig geschuftet, jokose Sachen, allmenschliche Vor-

Digitized by Google

gänge, die im Allzuirdischen und Derben spielten. Wie sagt der Moralist? Zwischen einem großen Denker und seinem Schuster kann ein Unterschied klaffen, aber hinsichtlich des Gefühlslebens ist er äußerst gering. Dies war der Sinn.

Einmal indes, er dachte jetzt beim Beginn der Arbeit daran, war er Dina während dieser zwei Wochen in Berlin begegnet. Er war im eiligen Vorübergehen — halb aus Zufall und nicht ganz ohne Absicht — im Kronprinzenpalais eingekehrt, um auch seinerseits die Artefakte der Neuesten, die dort ausgestellt waren, zu betrachten. Dabei hatte er in einem Nebenraum einen Kreis junger Herren und Damen, die auf den sonoren Klang eines Kunstdeutlers lauschten und auf seine malenden, synthetisch bauenden, mystisch gliedernden, expressiven Hände sahen — es war sicherlich Herr Harald Merl — dabei hatte Herr Imelmann Dina gesehen, die in ihrer aufrechten Haltung, unbewegten Gesichts, aber mit etwas erstaunter, kluger Unterlippe zwischen den anderen stand, und hatte ihr plötzlich heiter von weitem zugenickt und zugewinkt. Sie war wie aufgewacht aus einer Starrheit mit einem strahlenden Lächeln, o, lieber Herr Imelmann! — aber er hatte bloß noch ein paarmal beschwörend telegraphiert — laßt euch nicht stören — und war hastig und eigentümlich gekränkt und eifersüchtig wieder davongelaufen, ohne viel von den Künsten gesehen zu haben. Wie sagte der Moralist: Zwischen einem gescheiten Mann und einem Schuster — zwischen einem grünen Jüngling und einem ... kein großer Unterschied —

Am Nachmittag gegen vier nahm Herr Imelmann plötzlich seinen Block, seine Stifte, seinen Stock und seinen Strohhut und ging, wie es öfter geschah, nach der benachbarten Försterei davon. Ja.

Helwine sagte entrüstet auf dem Hof: „Zum Tee gibt es Pf—annkuchen!“

Das wußte er. „Hebt mir einen auf. Ich habe da draußen einiges zu tun. Etliche nette Motive, weißt du — ja. Grüß' schön inzwischen. Wer kommt noch? Gut, gut. Ich hoffe, ihr werdet die Leutchen über Abend festzuhalten wissen.“ Das klang leutselig und liebenswürdig, er kam sich angenehm entschlossen und überlegen vor. Er machte einen Umweg, das Laufen in der frischen Luft hier draußen tat gut, er ging rüstig über Riezke und in einem Bogen um das Vorwerk Türcke und an der alten Mühle, hoch im Busch vorüber, die den Riezker Heydeckers als Jagdhütte diente, jetzt besonders des Nachts. Nun ja ... Lene Uchte, das große, blonde Mädchen mit festen Brüsten über der losen, rosa Leinenjacke und nackten Beinen stand zwischen grellen Blumen in dem Garten ihrer Mutter und beschattete die Augen mit der Hand vor der Sonne. Herr Imelmann nickte, weil ihm das gewaltsam farbige Bild gefiel, und sie verzog grienend den roten Mund. Das war ein Schlag, strotzte von Leben und Saft, solche gab es hier noch mehr. Er ging am Riezker See zurück.

Die Brennesseln und der Ginster am Wege rochen scharf und waren bestaubt. Eine grünschattige Platanenallee, in der Sonnenlichter funkelten, führte dann hinter der Wiese auf das alte Fachwerkhaus mit dem Spießergeweih zu.

Die beiden Dackel machten Lärm und meldeten den Gast an, jajaja, man tat sehr gefühlvoll miteinander. Seitwärts war ein grünes Staketentürchen, dort ging Herr Imelmann hinein, an den in der Sonne knisternden Stachel- und Himbeerbüschen hin. Ein paar blanke Hühner raunzten und pickten auf den Wegen, dicke Pfingstrosen blühten und zerfielen, und von den Hagebuttensträuchern kam ein köstlich scharfer Honigduft. Herr Imelmann nahm an einem der beschatteten Tische Platz, holte sein Buch aus der Tasche, stopfte die Pfeife, streckte die Beine nach dem Marsch und begann wieder zu zeichnen. Es war ihm unterwegs allerlei Neues eingefallen, er war jetzt immer voller Bilder. Bienen summten in den Pflaumenbäumen, dicke Hummeln bummelten behaglich durch die Luft, blanke Fliegen sausten vorüber und verschwanden im Jasmin und Goldregen, das störte nicht. Die Stille läutete. Und die Hühner raunzten. „Guten Tag, Frau Quandt. Ick bün all hier, sagt Swinegel.“

Die hübsche, feste Witwe mit den weißgrauen, dunkelgesprengelten Augen unter hellen, von der Haut rötlichen Brauen, lachte. Sie war die Tochter Förster Panses und führte ihm wieder das Haus. Sie brachte schon, wie üblich, wenn er hier weilte, rasch über den Kies gehend, die frische, schäumende Buttermilch in einem hohen Tulpenglas und setzte es vor Herrn Imelmann auf den Tisch.

„Stör' ich?“

„Aber Lowiseken,“ sagte Herr Imelmann gemütlich im Zeichnen.

Sie verzog wieder die festen Lippen, legte die Knie übereinander und begann zu nähen. Sie war immer erfreut, wenn um diese Stunde ein Gast kam. Sie war gelbblond wie ein Lupinenfeld im Sonnenschein und hatte drei, vier heitere Sommersprossen auf der Nase und einen farbigen Mund. Frau

Digitized by Google

Quandt nähte und sah eine Weile nicht auf. Man schwatzte gemütlich, dazu das Summen, und drüben krähte der beleidigte Hahn, den Luise eben mit seinen langbeinigen Hennen hinausgejagt hatte.

Dann war er mit seinen Notierungen fertig. Das Weitere kam später; übrigens war er faul, fühlte sich ungeheuer wohl in der lauen, rieselnden Luft, in der es nach Jasmin und heißen Kräutern duftete, und war im Innern auf etwas gespannt — heute abend? Wenn er jetzt aufstünde und heimginge? Es würde ihn seltsam süß erschüttern. Ach behüte. Auch Luise Quandt war angenehm. Sie hatte etwas Tröstliches, ungeheuer Gesundes in ihrer Art, wußte genau, was sie wollte und sollte, was ihr zukam, was nicht, durch Instinkt und natürliche Klugheit, ihr rotes, rumorendes Blut rakkerte sie müde und genoß dann zufrieden rastend die Stille. Er hatte das straffe, starkhaarige Mädchen schon vor ihrer Ehe mit dem Karziner Schulmeister gekannt, leider ein Phtisiker, dazu heftig und eifersüchtig; jetzt war wieder so ein knochiger, lauter Lehrer in Sicht, der Riezker Witwer mit drei Jören — der würde's wohl in absehbarer Zeit werden — oder ein anderer, schade.

„Der Riezker Herr war heute morgen hier. Ende des Monats soll alles fertig sein. Dann zieht auch der andere Herr heraus. Bloß seine Frau kommt nicht," setzte Frau Quandt hinzu und lächelte. „Frau Plate meint ..." das war die Inspektorsfrau. Frau Quandt nähte und hielt den Kopf plauderhaft schräg. Herrn Imelmanns ‚soso' störte sie gar nicht, auch wenn er dabei mit der Hand über den Spitzbart strich. „Sie soll sehr stolz sein. Das gibt es —!" betonte Frau Quandt mit einem undurchsichtigen Gesicht; „sie stammt aus einem sehr frommen Haus ... eine Gräfin Jacksch, aber nicht sehr reich."

„Und Sie meinen —?" — „Auch Frau Plate meint. Es sickert immer mehr durch — daß er ein — ein rücksichtsloser Mann ist. Sieht auch so aus." — „Frau Plate ist immerhin sechzig." — „Wer sehen kann, sieht schon," sie senkte wieder das Kinn und wurde um die Augen röter. — „Ja," sagte Herr Imelmann und sah tragisch in die Luft.

Sie nähte rascher, ärgerlich und bekämpfte ein Lachen. „Frau Plate weiß noch einiges mehr. Sie war gestern hier —" Herr Imelmann paffte langsam seine Pfeife. Wie diese Weiber hineinspürten; auch die Mädchen daheim taten es auf ihre kluge Art — aber sie hielten es mehr mit Heydecker, der ihnen zusagte. Der Ungeduldige, Heftigere hat die Schuld, natürlich, das logen die Weiber. Es war sehr gleichgültig, wenn man träge in dem warmen Bienengesumm und Jasminbad saß. — „Sie soll ihn trotzdem noch lieb haben," meinte Frau Quandt nach einer Weile leiser und nähte fleißig. „Und — er sie vielleicht auch."

„Da kann man nix machen. Was für gelbes Haar Sie haben. Jetzt im Schatten ist es mattgelb wie Bienenwachs." Frau Quandt lächelte ärgerlich, wobei ihre Unterlippe voller wurde. „Und wie geht es im Riezker Schulhaus?" Er meinte den verwitweten Lehrer.

„Alles wohl." — „Ja —" Herr Imelmann steckte die Hände tiefer in die Hosentaschen. „Man sitzt gut hier. Sie haben so etwas Gesundes, ich will nicht sagen einlullend Beruhigendes, Luise. Auch wir zwei waren einmal jünger, ich freilich in geringerem Maße. Einmal zu Pfingsten, vor zehn Jahren, wissen Sie noch?"

Sie sah ruhig lächelnd unter den Wimpern auf und schob einen Faden zwischen die Lippen. Das war nicht viel gewesen: er hatte sie in einer blauen Pfingstnacht hier im Garten zwischen den Fliederbüschen beim Pfänderspiel abgefaßt und derb geküßt — recht unvollkommen. Ein paar Wochen später hatte sie geheiratet.

Jetzt huschten ein paar Drosseln mit schnalzendem Flöten über die glitzernden Gartenwege und störten die Stille. Herr Imelmann betrachtete Luise, hübsch, straff, blond, gesund, was mehr? Ach ja. „Das sollte alles viel einfacher sein, Luise. Da sitzen viele, da sitzen Hunderte, Tausende, Zehntausende mit Seelen und Sinnen, Männer und Frauen hinter lauter Kompliziertheiten." Er klopfte seine Pfeife aus.

Frau Quandt sah aus schmalem Auge prüfend auf den bequem sitzenden, gemütlich plaudernden Herrn mit dem leicht angegrauten Spitzbart und den feinen, nervösen Händen. „Übrigens habe ich keineswegs von mir gesprochen, Frau Quandt." Und er lachte tief vor sich hin, setzte sich auf und sah nach der Uhr. „Hübsch hier, Bürgerin Luise. Jasmin blüht, Hummeln brummen, Hühner kakeln trotz Revoluzzerei und Wirrwarr — und das Menschliche geht weiter, im Guten und Schlimmen. Bleibt immer dasselbe. Glauben Sie, daß ein oller Ägypter sich anders gebläht, anders geliebt und anders gehaßt, gemogelt und gerafft hat als ein Weltbeglücker von heute oder ein Kapitalist von gestern oder morgen? Ich nicht. Was für weiße Ohren Sie haben, Luise, aber sie hören gut — menschlich. Hm."

Sie sahen sich lächelnd an. Der Hahn krähte. Und Herr Imelmann stand langsam

Digitized by Google

und träge auf. „Wissen Sie, Frau Quandt, siebzig sollte man sein — siebzig! Und kein Phantasiemensch. Sonst hilft es nicht viel. Rubens," sagte er zerstreut, „war Mitte fünfzig, als er es zum zweiten Mal versuchte, und die schöne Helene Fourment war sechzehn. Er bereute es, glaube ich, nicht, soweit derlei historisch festgestellt wird. Das wird nur selten historisch festgestellt. Der Mann hieß freilich Rubens..." Damit setzte er sich den Strohhut auf, schüttelte Frau Quandt herzlich die Hand und ging wieder seiner Wege. —

Als Herr Imelmann heimkam, schien die Sonne milder. Die Blätter der Bäume und Büsche leuchteten, und im Garten hinterm Haus sangen die Mädchen. Das klang melodisch in dem Frühabendlicht.

Herr Imelmann hörte es im Hof als müder und bestaubter Wandersmann. Die weiße Front seines Häuschens stand in angenehmem Schatten, die Fenster glänzten blau, und Vater Zinke saß auf seiner kleinen Bank und schmauchte. Der Gesang war ernst und geheimnisvoll fern hinter dem Hause. Die helle, klare, energische Stimme, das war natürlich Helwine, die lässigere und die zartere, das waren Villa Hehns und Hannes Stimmen; und darunter war ein weicher, tönender Alt, der es mit Helwine hielt und das Ganze schön und dunkel umrahmte — das war Dina.

Herr Imelmann stützte sich fester auf den Stock. Golo wedelte und winselte leise, und Herr Zinke nahm das Pfeifchen aus dem Mund, um es behutsam frisch zu stopfen. Plötzlich lachten die Mädchen. Dann war es eine Weile still. Frau Zinke kam befriedigt aus dem Ziegenstall, wo Klärchen Wochen hielt, und Großpapa Zinke tat einen langen Zug und wagte laut und behaglich zu husten.

Herr Imelmann ging erst mal in seine Werkstatt, betrachtete seine Skizzen mit pedantisch gerunzelter Stirn und legte sie für den Abend beiseite. Dann stieg er langsam in seine Kammer hinauf, um sich zu säubern und zu glätten. Hier oben, durch das offene Fenster, hörte man noch deutlicher und besser, was hinter dem Hause im Garten vor sich ging. Man sah über dem Dach ein paar dichte Baumwipfel wehen.

Jetzt sang eine Männerstimme hinterm Haus zu einer brummenden, näselnden Gitarre, ein heller, gaumiger Tenor: „Schatz, reise nicht so weit von hier, im Rosengarten, will ich dein wa—arten —" und die Mädchen fielen sentimental und schwer ein; Herr Imelmann unterbrach, die Brauen runzelnd und lauschend, seine Tätigkeit; aha, das war Fritz Wiese, der Vetter im Haus, das nette, verquere Jungchen, die Mädichen sollten ihn nicht so verwöhnen!

Nun lärmte man wieder. Man schien lachend um die Zupfgeige zu ringen. Jemand schien jetzt Sieger geworden zu sein, denn es wurde mit einem Male still. Und nach einer Weile spielte und sang Dina allein, tief, langsam und getragen: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr. Drum sag's ich noch einmal, schön sind die Jugendjahr, schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr... Es blühen Rosen, es blühen Nelken, es blühen Blumen, sie welken ab, drum sag's ich noch einmal, schön sind die Jugendjahr...!"

Sie lachten von neuem, das klang hell, fern und boshaft in der mildbesonnten Luft. Da ging Herr Imelmann hinunter.

⁂ ⁂ ⁂

Dina, Villa und Fritz Wiese blieben über Abend. Und nach dem Essen unter der dämmerigen Kastanie im Hof erschien auch Doktor Leo Nippold, der Herr Amtsrichter, verbindlich lächelnd mit seinen kleinen, scharmanten Verbeugungen. Er und Fritz waren Schulkameraden, freilich fünf, sechs Jahre auseinander; Fritz, der gegenüber allen fertigen Leuten in Amt und Würden äußerst empfindlich und kritisch war (Leo hatte mitunter eine wohlwollende Art), fand ihn wieder lächerlich selbstgefällig und betulich — einfach schnieke!

Dann war es dunkel. Ein dünner, blanker Mond stand drüben über Riezke, und überall glommen Sterne auf, die grell glitzerten.

Der Garten hatte viele Wege, die ineinander gingen und von einander wegliefen. Von den Bäumen kam manchmal ein weiches Rauschen, und überall quoll starker Duft, der berauschte.

Doktor Nippold spazierte jetzt mit Villa und Hanne; man hörte seine gepflegte, gewinnende Stimme und sein helles, hübsches Lachen durch die zarte Dunkelheit. Fritz und Helwine schlenderten gemütlich, freundvetterlich hinterdrein, blieben stehen, bogen ab und hatten plötzlich am äußersten Zaun etwas zu suchen oder zu besichtigen, wo es kühl und harzig nach dem dunkeln Tannengang roch und nach den feuchten Wiesen draußen.

Man begegnete einander, trennte sich zerstreut und ernst wieder, um die unterbrochenen Gespräche fortzusetzen.

Villa Hehn, bequem und geheimnisvoll, machte ihre empfindsamen Augen und pflückte mitunter mit sachter Bewegung eine Blume. Auch Leo Nippold, der stattlich und schwingend einherschritt, fühlte, daß es Stunden

Digitized by Google

gab, in denen einem zauberhaft, lind und doch bezwingend klar wurde, was Harmonie bedeutete; man wurde selbst wertvoll dabei, bis in die verborgensten Tiefen, Melancholien und jähzornigen Dämonien hinab, die zuzeiten in einem lauerten, stiller, besser, wahrer, förmlich reiner; auch Bismarck hatte ausgesprochen, daß erst die Frau — ja. Und er sprach, von dem starken Gedanken erhoben, klug und angenehm, mitunter reizend lachend weiter und wiegte sich in den Hüften.

Da entfernte sich Hanne von den beiden. Ihre schlanke, weiße Gestalt glitt sacht und unauffällig in einen schmalen Weg hinein, der dämmerhell von den Jasminbüschen war. Villa sah ihr mit einem ruhigen, empfindsam lächelnden Blick zerstreut über die weiche Schulter nach. Leo beachtete es kaum, die Luft zwischen ihm und seiner Dame wurde nur noch dichter, beziehungsreicher. Der Garten war stark und hold um sie beide, rauchte aus Jasmin- und Goldregenbüschen.

Hanne blieb an der Buchenhecke des Gartens vor den Wiesen stehen. Über die glänzende Mondsichel zogen jetzt rasch ein paar dunkle Wolken, sie sahen wie graue, blitzend beschwingte Schwäne aus, die in die Ferne flogen. Sie legte die Hände sacht auf das kühle, feuchte Laub der Hecke, daß ihre Haut erschauerte, und strich zärtlich darüber hin; ihr heller Blick hing weit und sehnsüchtig an dem fernen Glanz des Horizonts und an den enteilenden Wolkenschwänen, und es war, als ob der Abend da draußen, die aufsteigende, fast sommerliche Nacht sie plötzlich überwältigte, ihre Augen wurden feucht. So stand sie lange, unmerklich schwankend, wie in einem leichten Schwindel, schmal und weiß mit dunkeln Lippen und leisem, sehnsüchtigem Atem. Morgen würde sie wieder in der Stadt sein.

So schwang sich der Reigen im Garten, trennte und einte. Fern hinter den Wiesen sangen mit leidenschaftlichen Pausen die gefühlvollen Frösche. Stimmen raunten und lachten, mitunter rief man sich, es klang wie Singen, als schwängen sich klingende Brücken hinüber und herüber. Helle Kleider schimmerten auf, und über allem war der wie ein magischer Nebel ziehende und strömende Duft und die dunkelnde blaue Stille.

An dem bleichen Phloxbeet stand Dina, ihr Gesicht schimmerte weiß und die klaren Brauen waren fast schwarz; die hellen Hände griffen in die vom Abendtau feuchten Blütenbüschel. Herr Imelmann hatte ihr eben mit milder Stimme Vorhaltungen über ihr doch etwas unfreundschaftliches Verhalten während der letzten Wochen gemacht. Er hatte sie geneckt. „Natürlich wären da auch junge Herren gewesen. Elegante, reizende und fabelhaft gescheite junge Herren, wie Dina? Das können wir hier natürlich nicht darstellen. Weder das eine, noch das andere; oder bloß einen dürftigen Ersatz."

Dina hatte gelächelt und nichts geleugnet. Sie antwortete nur: „Warum verschwanden Sie so plötzlich, damals im Kronprinzenpalais? Ich hätte Sie gern bekannt gemacht."

„Ich hatte bloß wenig Zeit, Dina. Ich weiß es nicht mehr genau. Vielleicht fürchtete ich auch, Sie zu stören. Sie gehörten so dazu, standen fest eingeschlossen in dem Kreis, daß ich Sie zuerst kaum erkannte. Wer war der kluge Herr, Doktor Merl, wie? Ja, auch das war mir beängstigend."

„Er ist ganz gescheit," sagte Dina ruhig.

„Unzweifelhaft. Die Harald Merls sind immer ganz gescheit; wissen alles ganz genau und noch besser, auch das, was man nicht wissen kann."

„Sie sollten mir lieber sagen, was Sie selbst über diese Sachen denken. Ich wollte Sie einmal fragen."

„Nicht sehr viel, liebe Frau Dina. Was ich denke? ... nun, man wird eine neue Einfachheit finden, und mit ihr das Leben neu und reicher sehen, so war es immer; das ist selbst sehr einfach. Ein großer Impressionist schrieb mal, als er zu sich selbst gekommen war: ich begann die Intimität im Bilde zu suchen. Das ist dasselbe; das gilt immer; im übrigen haben sich die wirklich Gesalbten immer untereinander die Hände, nach rückwärts und vorwärts gegeben. Aber das beschäftigte mich gar nicht, Dina. Sie schienen mir kostbarer als die andern, ich darf das schon sagen. Wollen Sie da nun weiter untertauchen?"

Da hatte ihn Dina aufmerksam angesehen. Er schien gegen sie spöttisch zu eifern im Schutz dieses weichen Abends. „Ach, das ist alles nicht so ernsthaft," hatte sie langsam und leichthin geantwortet.

„Sicherlich nicht. Aber für manch einen ist schon diese Atmosphäre zu künstlich oder wertlos. Ich glaube nicht, daß das der richtige Rahmen für Sie ist, und gerade Sie sind ohne Rahmen nicht denkbar. Keine Frau — die kostbar ist."

Dina hatte ein wenig beleidigt den Kopf gehoben. Sie ging ein paar Schritte schweigend an dem langen Beet hin, einen halben Schritt voraus, die Frösche quarrten lauter hinter den Wiesen, und oben in der Luft, zwischen Haus und Birnbaum jagten sich die lautlos flatternden Schatten der Fledermäuse.

Weiche, langsame Gestalten bewegten sich zwischen den Büschen heran. Da war Leo

Digitized by Google

„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt.“ Gemälde von Erich M. Simon
(Ausstellung der Sezession, Berlin 1923)

Digitized by Google

gab, in denen einem zauberhaft, lind und doch bezwingend klar wurde, was Harmonie bedeutete; man wurde selbst wertvoll dabei, bis in die verborgensten Tiefen, Melancholien und jähzornigen Dämonien hinab, die zuzeiten in einem lauerten, stiller, besser, wahrer, förmlich reiner; auch Bismarck hatte ausgesprochen, daß erst die Frau — ja. Und er sprach, von dem starken Gedanken erhoben, klug und angenehm, mitunter reizend lachend weiter und wiegte sich in den Hüften.

Da entfernte sich Hanne von den beiden. Ihre schlanke, weiße Gestalt glitt sacht und unauffällig in einen schmalen Weg hinein, der dämmerhell von den Jasminbüschen war. Villa sah ihr mit einem ruhigen, empfindsam lächelnden Blick zerstreut über die weiche Schulter nach. Leo beachtete es kaum, die Luft zwischen ihm und seiner Dame wurde nur noch dichter, beziehungsreicher. Der Garten war stark und hold um sie beide, rauchte aus Jasmin- und Goldregenbüschen.

Hanne blieb an der Buchenhecke des Gartens vor den Wiesen stehen. Über die glänzende Mondsichel zogen jetzt rasch ein paar dunkle Wolken, sie sahen wie graue, blitzend beschwingte Schwäne aus, die in die Ferne flogen. Sie legte die Hände sacht auf das kühle, feuchte Laub der Hecke, daß ihre Haut erschauerte, und strich zärtlich darüber hin; ihr heller Blick hing weit und sehnsüchtig an dem fernen Glanz des Horizonts und an den enteilenden Wolkenschwänen, und es war, als ob der Abend da draußen, die aufsteigende, fast sommerliche Nacht sie plötzlich überwältigte, ihre Augen wurden feucht. So stand sie lange, unmerklich schwankend, wie in einem leichten Schwindel, schmal und weiß mit dunkeln Lippen und leisem, sehnsüchtigem Atem. Morgen würde sie wieder in der Stadt sein.

So schwang sich der Reigen im Garten, trennte und einte. Fern hinter den Wiesen sangen mit leidenschaftlichen Pausen die gefühlvollen Frösche. Stimmen raunten und lachten, mitunter rief man sich, es klang wie Singen, als schwängen sich klingende Brücken hinüber und herüber. Helle Kleider schimmerten auf, und über allem war der wie ein magischer Nebel ziehende und strömende Duft und die dunkelnde blaue Stille.

An dem bleichen Phloxbeet stand Dina, ihr Gesicht schimmerte weiß und die klaren Brauen waren fast schwarz; die hellen Hände griffen in die vom Abendtau feuchten Blütenbüschel. Herr Imelmann hatte ihr eben mit milder Stimme Vorhaltungen über ihr doch etwas unfreundschaftliches Verhalten während der letzten Wochen gemacht. Er hatte sie geneckt. „Natürlich wären da auch junge Herren gewesen. Elegante, reizende und fabelhaft gescheite junge Herren, wie Dina? Das können wir hier natürlich nicht darstellen. Weder das eine, noch das andere; oder bloß einen dürftigen Ersatz."

Dina hatte gelächelt und nichts geleugnet. Sie antwortete nur: „Warum verschwanden Sie so plötzlich, damals im Kronprinzenpalais? Ich hätte Sie gern bekannt gemacht."

„Ich hatte bloß wenig Zeit, Dina. Ich weiß es nicht mehr genau. Vielleicht fürchtete ich auch, Sie zu stören. Sie gehörten so dazu, standen fest eingeschlossen in dem Kreis, daß ich Sie zuerst kaum erkannte. Wer war der kluge Herr, Doktor Merl, wie? Ja, auch das war mir beängstigend."

„Er ist ganz gescheit," sagte Dina ruhig.

„Unzweifelhaft. Die Harald Merls sind immer ganz gescheit; wissen alles ganz genau und noch besser, auch das, was man nicht wissen kann."

„Sie sollten mir lieber sagen, was Sie selbst über diese Sachen denken. Ich wollte Sie einmal fragen."

„Nicht sehr viel, liebe Frau Dina. Was ich denke? ... nun, man wird eine neue Einfachheit finden, und mit ihr das Leben neu und reicher sehen, so war es immer; das ist selbst sehr einfach. Ein großer Impressionist schrieb mal, als er zu sich selbst gekommen war: ich begann die Intimität im Bilde zu suchen. Das ist dasselbe; das gilt immer; im übrigen haben sich die wirklich Gesalbten immer untereinander die Hände, nach rückwärts und vorwärts gegeben. Aber das beschäftigte mich gar nicht, Dina. Sie schienen mir kostbarer als die andern, ich darf das schon sagen. Wollen Sie da nun weiter untertauchen?"

Da hatte ihn Dina aufmerksam angesehen. Er schien gegen sie spöttisch zu eifern im Schutz dieses weichen Abends. „Ach, das ist alles nicht so ernsthaft," hatte sie langsam und leichthin geantwortet.

„Sicherlich nicht. Aber für manch einen ist schon diese Atmosphäre zu künstlich oder wertlos. Ich glaube nicht, daß das der richtige Rahmen für Sie ist, und gerade Sie sind ohne Rahmen nicht denkbar. Keine Frau — die kostbar ist."

Dina hatte ein wenig beleidigt den Kopf gehoben. Sie ging ein paar Schritte schweigend an dem langen Beet hin, einen halben Schritt voraus, die Frösche quarrten lauter hinter den Wiesen, und oben in der Luft, zwischen Haus und Birnbaum jagten sich die lautlos flatternden Schatten der Fledermäuse.

Weiche, langsame Gestalten bewegten sich zwischen den Büschen heran. Da war Leo

Digitized by Google

„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt." Gemälde von Erich M. Simon
(Ausstellung der Sezession, Berlin 1923)

Digitized by Google

gab, in denen einem zauberhaft, lind und doch bezwingend klar wurde, was Harmonie bedeutete; man wurde selbst wertvoll dabei, bis in die verborgensten Tiefen, Melancholien und jähzornigen Dämonien hinab, die zuzeiten in einem lauerten, stiller, besser, wahrer, förmlich reiner; auch Bismarck hatte ausgesprochen, daß erst die Frau — ja. Und er sprach, von dem starken Gedanken erhoben, klug und angenehm, mitunter reizend lachend weiter und wiegte sich in den Hüften.

Da entfernte sich Hanne von den beiden. Ihre schlanke, weiße Gestalt glitt sacht und unauffällig in einen schmalen Weg hinein, der dämmerhell von den Jasminbüschen war. Villa sah ihr mit einem ruhigen, empfindsam lächelnden Blick zerstreut über die weiche Schulter nach. Leo beachtete es kaum, die Luft zwischen ihm und seiner Dame wurde nur noch dichter, beziehungsreicher. Der Garten war stark und hold um sie beide, rauchte aus Jasmin- und Goldregenbüschen.

Hanne blieb an der Buchenhecke des Gartens vor den Wiesen stehen. Über die glänzende Mondsichel zogen jetzt rasch ein paar dunkle Wolken, sie sahen wie graue, blitzend beschwingte Schwäne aus, die in die Ferne flogen. Sie legte die Hände sacht auf das kühle, feuchte Laub der Hecke, daß ihre Haut erschauerte, und strich zärtlich darüber hin; ihr heller Blick hing weit und sehnsüchtig an dem fernen Glanz des Horizonts und an den enteilenden Wolkenschwänen, und es war, als ob der Abend da draußen, die aufsteigende, fast sommerliche Nacht sie plötzlich überwältigte, ihre Augen wurden feucht. So stand sie lange, unmerklich schwankend, wie in einem leichten Schwindel, schmal und weiß mit dunkeln Lippen und leisem, sehnsüchtigem Atem. Morgen würde sie wieder in der Stadt sein.

So schwang sich der Reigen im Garten, trennte und einte. Fern hinter den Wiesen sangen mit leidenschaftlichen Pausen die gefühlvollen Frösche. Stimmen raunten und lachten, mitunter rief man sich, es klang wie Singen, als schwängen sich klingende Brücken hinüber und herüber. Helle Kleider schimmerten auf, und über allem war der wie ein magischer Nebel ziehende und strömende Duft und die dunkelnde blaue Stille.

An dem bleichen Phloxbeet stand Dina, ihr Gesicht schimmerte weiß und die klaren Brauen waren fast schwarz; die hellen Hände griffen in die vom Abendtau feuchten Blütenbüschel. Herr Imelmann hatte ihr eben mit milder Stimme Vorhaltungen über ihr doch etwas unfreundschaftliches Verhalten während der letzten Wochen gemacht. Er hatte sie geneckt. „Natürlich wären da auch junge Herren gewesen. Elegante, reizende und fabelhaft gescheite junge Herren, wie Dina? Das können wir hier natürlich nicht darstellen. Weder das eine, noch das andere; oder bloß einen dürftigen Ersatz."

Dina hatte gelächelt und nichts geleugnet. Sie antwortete nur: „Warum verschwanden Sie so plötzlich, damals im Kronprinzenpalais? Ich hätte Sie gern bekannt gemacht."

„Ich hatte bloß wenig Zeit, Dina. Ich weiß es nicht mehr genau. Vielleicht fürchtete ich auch, Sie zu stören. Sie gehörten so dazu, standen fest eingeschlossen in dem Kreis, daß ich Sie zuerst kaum erkannte. Wer war der kluge Herr, Doktor Merl, wie? Ja, auch das war mir beängstigend."

„Er ist ganz gescheit," sagte Dina ruhig.

„Unzweifelhaft. Die Harald Merls sind immer ganz gescheit; wissen alles ganz genau und noch besser, auch das, was man nicht wissen kann."

„Sie sollten mir lieber sagen, was Sie selbst über diese Sachen denken. Ich wollte Sie einmal fragen."

„Nicht sehr viel, liebe Frau Dina. Was ich denke? ... nun, man wird eine neue Einfachheit finden, und mit ihr das Leben neu und reicher sehen, so war es immer; das ist selbst sehr einfach. Ein großer Impressionist schrieb mal, als er zu sich selbst gekommen war: ich begann die Intimität im Bilde zu suchen. Das ist dasselbe; das gilt immer; im übrigen haben sich die wirklich Gesalbten immer untereinander die Hände, nach rückwärts und vorwärts gegeben. Aber das beschäftigte mich gar nicht, Dina. Sie schienen mir kostbarer als die andern, ich darf das schon sagen. Wollen Sie da nun weiter untertauchen?"

Da hatte ihn Dina aufmerksam angesehen. Er schien gegen sie spöttisch zu eifern im Schutz dieses weichen Abends. „Ach, das ist alles nicht so ernsthaft," hatte sie langsam und leichthin geantwortet.

„Sicherlich nicht. Aber für manch einen ist schon diese Atmosphäre zu künstlich oder wertlos. Ich glaube nicht, daß das der richtige Rahmen für Sie ist, und gerade Sie sind ohne Rahmen nicht denkbar. Keine Frau — die kostbar ist."

Dina hatte ein wenig beleidigt den Kopf gehoben. Sie ging ein paar Schritte schweigend an dem langen Beet hin, einen halben Schritt voraus, die Frösche quarrten lauter hinter den Wiesen, und oben in der Luft, zwischen Haus und Birnbaum jagten sich die lautlos flatternden Schatten der Fledermäuse.

Weiche, langsame Gestalten bewegten sich zwischen den Büschen heran. Da war Leo

Digitized by Google

„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt.“ Gemälde von Erich M. Simon
(Ausstellung der Sezession, Berlin 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wieder, der mit milder, reizender Stimme Bedeutendes sprach, er war ein unbestechlicher Seelenspürer und Menschenkenner; Billa schien träumerisch und etwas müde. Und hinter den Spiräen wieselten Fritz und Helwine, schwatzend und natürlich streitend, und da war auch weiß, schmal und still Hanne. Sehr bleich mit wunderlich großem, silberdunkelm Blick.

„Wir wollen hineingehen und Türen und Fenster offen lassen; man muß auch wieder Licht haben," schlug Hanne vor. Dina konnte sich ans Klavier setzen, und Fritz und Leo sollten singen, Hanne wollte ihre Geige herunterholen, sie kam jetzt leider selten zu ihr. Sie standen an den fahlblauen Hortensien, und Dina kühlte sich wieder die Hände in den feuchten Blättern.

Herr Imelmann schwieg, als denke er über seine Worte nach oder als schiene ihm das alles hier ziemlich unwirklich und absonderlich. Er runzelte die Stirn und strich mit der Hand schweigend seinen Bart.

Plötzlich wurden Dinas Hände kalt, die Feuchtigkeit wurde ihr lästig. „Nein, lieber Herr Imelmann," sagte sie halblaut und lächelnd, „es hat auch mir nicht sehr gefallen. Ich wollte nur nicht unkameradschaftlich scheinen. Unten in Süddeutschland war das alles anders."

Herr Imelmann nickte zerstreut. „Natürlich. Verzeihen Sie," sagte er, als dächte er bloß noch halb oder auch gar nicht mehr daran. „Wir mußten Sie doch ein bißchen strafen, Dina," scherzte er. „Ja — wir wollen hineingehen, so schön es hier draußen ist. Ganz wundervoll. Der Garten macht heute betrunken. Wo sind die andern? ... Später muß ich noch ein paar Striche tun. Aber das hat Zeit."

Dina betrachtete wieder sein kühnes Profil, das einen gespannten Zug hatte; sie stand sehr nahe bei ihm. Auch Hannes Blick bekam für eine Sekunde etwas Prüfendes, nein, das kam von diesem Rausch in der Luft.

„Kommen Sie, Onkel Imelmann! Ihr andern — wo seid ihr? Wir gehen ins Haus!" rief Dina klingend und nahm in einer übermütigen Regung seinen Arm.

Er rief gebieterisch mit und ergriff dabei flott ausschreitend ihre noch kühle Hand. Aber ihre Anrede gefiel ihm diesmal nicht.

Helwine und Fritz kamen geschäftig und etwas atemlos herbei und waren merkwürdig erhitzt. Und Leo und Billa sangen gefühlvoll Antwort.

⌘ ⌘ ⌘

Das Wetter war sehr unbeständig. Der Wiesenschnarcher hatte schon am frühen Morgen seinen Regenruf geknarrt. Dann wurde es unerträglich schwül und nach Tisch ging ein schweres Gewitter zuletzt mit Hagelschlag nieder, unter dem die Wände bebten. Fräulein Zeese hatte alle in die Mitte des großen Wohnzimmers gerufen und Fenster und Türen des Hauses fest geschlossen; bloß Herr Imelmann war in seiner Werkstatt geblieben, für ihn war der Losbruch eine Befreiung. Draußen rauschten Gießbäche, die niedrige, dreifenstrige Stube war abwechselnd schieferschwarz oder schwefelgelb, die Zeese bewegte die Lippen, als bete sie, und beschwor Helwine, die gemütlich am Fenster stand und zusah, dort wegzugehen — ja — ja — hier draußen war das kein Spaß, o Gott! — die Zeese schloß die Augen und bereute das Wort ‚Spaß'; „Helwine —" „Das war prachtvoll." Nein, die war nicht ängstlich. Hanne war still und hatte nervöse Pupillen.

Bald nach Tisch mußte Hanne in die Stadt. Sie hatte noch in guter Laune eine Weile mit Fräulein Zeese in der heißen Küche Stachelbeeren eingekocht. Nun genoß sie die herrliche Frische in ihrer weißen Spinnwebbluse, die Jacke trug sie überm Arm. Es war jetzt nicht bloß frisch, es war mitten im Juni plötzlich rauh und kalt geworden, ein grober Wind stülpte die silberigen Unterseiten der Blätter nach oben. Hannes heiße Haut schauerte und fröstelte, als sie zur Bahn ging, aber sie beachtete es nicht, das war gesund. Die Fahrt in die Stadt machte sie immer kühn und lebensfroh wie ein erregendes Erlebnis und Abenteuer.

Indessen schon auf dem Gang zur Bahn, kurz vorm Markt, war ihr die groteske, wie ein Alräunchen gekrümmte und vertrocknete Buchbinderswitwe Akelei aus dem Armenhaus, die nicht mehr richtig war, hart mit dem Stock auftippend und laut vor sich hinächzend und schimpfend über den Weg gelaufen; Hanne sah weg, hätte am liebsten kurz abgedreht, um in ein Seitengäßchen einzubiegen, wie vor einer schwarzen Katze, aber sie schämte sich — Fritz Wiese, der Übergescheite, hatte den Unfug in der Krähe aufgebracht: er hätte jedesmal hinterher Unglück oder Verdruß oder sonst eine fatale Stunde gehabt, so oft sie ihm über die Fußspitzen gelaufen wäre! Was wisse man denn vom Zusammenhang der Dinge! Die arme, geplagte Kreatur, dachte Hanne mitleidig und fühlte doch ein Unbehagen und erschauerte wieder unter einem Windstoß in ihrer dünnen Bluse.

Da hatte man's! In der Nacht darauf ging Fräulein Zeese mit phantastisch eingewickeltem Haar in der Schlafstube der Mädchen herum, fühlte Hände und Backen und

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wieder, der mit milder, reizender Stimme Bedeutendes sprach, er war ein unbestechlicher Seelenspürer und Menschenkenner; Villa schien träumerisch und etwas müde. Und hinter den Spiräen wieselten Fritz und Helwine, schwatzend und natürlich streitend, und da war auch weiß, schmal und still Hanne. Sehr bleich mit wunderlich großem, silberdunkelm Blick.

„Wir wollen hineingehen und Türen und Fenster offen lassen; man muß auch wieder Licht haben," schlug Hanne vor. Dina konnte sich ans Klavier setzen, und Fritz und Leo sollten singen, Hanne wollte ihre Geige herunterholen, sie kam jetzt leider selten zu ihr. Sie standen an den fahlblauen Hortensien, und Dina kühlte sich wieder die Hände in den feuchten Blättern.

Herr Imelmann schwieg, als denke er über seine Worte nach oder als schiene ihm das alles hier ziemlich unwirklich und absonderlich. Er runzelte die Stirn und strich mit der Hand schweigend seinen Bart.

Plötzlich wurden Dinas Hände kalt, die Feuchtigkeit wurde ihr lästig. „Nein, lieber Herr Imelmann," sagte sie halblaut und lächelnd, „es hat auch mir nicht sehr gefallen. Ich wollte nur nicht unkameradschaftlich scheinen. Unten in Süddeutschland war das alles anders."

Herr Imelmann nickte zerstreut. „Natürlich. Verzeihen Sie," sagte er, als dächte er bloß noch halb oder auch gar nicht mehr daran. „Wir mußten Sie doch ein bißchen strafen, Dina," scherzte er. „Ja — wir wollen hineingehen, so schön es hier draußen ist. Ganz wundervoll. Der Garten macht heute betrunken. Wo sind die andern? ... Später muß ich noch ein paar Striche tun. Aber das hat Zeit."

Dina betrachtete wieder sein kühnes Profil, das einen gespannten Zug hatte; sie stand sehr nahe bei ihm. Auch Hannes Blick bekam für eine Sekunde etwas Prüfendes, nein, das kam von diesem Rausch in der Luft.

„Kommen Sie, Onkel Imelmann! Ihr andern — wo seid ihr? Wir gehen ins Haus!" rief Dina klingend und nahm in einer übermütigen Regung seinen Arm.

Er rief gebieterisch mit und ergriff dabei flott ausschreitend ihre noch kühle Hand. Aber ihre Anrede gefiel ihm diesmal nicht.

Helwine und Fritz kamen geschäftig und etwas atemlos herbei und waren merkwürdig erhitzt. Und Leo und Villa sangen gefühlvoll Antwort.

⌘ ⌘ ⌘

Das Wetter war sehr unbeständig. Der Wiesenschnarcher hatte schon am frühen Morgen seinen Regenruf geknarrt. Dann wurde es unerträglich schwül und nach Tisch ging ein schweres Gewitter zuletzt mit Hagelschlag nieder, unter dem die Wände bebten. Fräulein Zeese hatte alle in die Mitte des großen Wohnzimmers gerufen und Fenster und Türen des Hauses fest geschlossen; bloß Herr Imelmann war in seiner Werkstatt geblieben, für ihn war der Losbruch eine Befreiung. Draußen rauschten Gießbäche, die niedrige, dreifenstrige Stube war abwechselnd schieferschwarz oder schwefelgelb, die Zeese bewegte die Lippen, als bete sie, und beschwor Helwine, die gemütlich am Fenster stand und zusah, dort wegzugehen — ja — ja — hier draußen war das kein Spaß, o Gott! — die Zeese schloß die Augen und bereute das Wort ‚Spaß'; „Helwine —" „Das war prachtvoll." Nein, die war nicht ängstlich. Hanne war still und hatte nervöse Pupillen.

Bald nach Tisch mußte Hanne in die Stadt. Sie hatte noch in guter Laune eine Weile mit Fräulein Zeese in der heißen Küche Stachelbeeren eingekocht. Nun genoß sie die herrliche Frische in ihrer weißen Spinnwebbluse, die Jacke trug sie überm Arm. Es war jetzt nicht bloß frisch, es war mitten im Juni plötzlich rauh und kalt geworden, ein grober Wind stülpte die silberigen Unterseiten der Blätter nach oben. Hannes heiße Haut schauerte und fröstelte, als sie zur Bahn ging, aber sie beachtete es nicht, das war gesund. Die Fahrt in die Stadt machte sie immer kühn und lebensfroh wie ein erregendes Erlebnis und Abenteuer.

Indessen schon auf dem Gang zur Bahn, kurz vorm Markt, war ihr die groteske, wie ein Alräunchen gekrümmte und vertrocknete Buchbinderswitwe Akelei aus dem Armenhaus, die nicht mehr richtig war, hart mit dem Stock auftippend und laut vor sich hinächzend und schimpfend über den Weg gelaufen; Hanne sah weg, hätte am liebsten kurz abgedreht, um in ein Seitengäßchen einzubiegen, wie vor einer schwarzen Katze, aber sie schämte sich — Fritz Wiese, der Übergescheite, hatte den Unfug in der Krähe aufgebracht: er hätte jedesmal hinterher Unglück oder Verdruß oder sonst eine fatale Stunde gehabt, so oft sie ihm über die Fußspitzen gelaufen wäre! Was wisse man denn vom Zusammenhang der Dinge! Die arme, geplagte Kreatur, dachte Hanne mitleidig und fühlte doch ein Unbehagen und erschauerte wieder unter einem Windstoß in ihrer dünnen Bluse.

Da hatte man's! In der Nacht darauf ging Fräulein Zeese mit phantastisch eingewickeltem Haar in der Schlafstube der Mädchen herum, fühlte Hände und Backen und

Digitized by Google

sagte ganz hinten und hoch ja — ja — ja! Helwine lag rosig mit einem dicken, blonden Zopf im weißen Bett, zeigte eine Weile milde Teilnahme und schlief gleich darauf wie ein großes Schulmädel mit einem gelinden Seufzer tief ein: „Wird schon vorübergehen, mein Hühnchen —" Die kleine, zarte Hanne, die einen halben Kopf größer war, bekam allzu leicht einen Knaks.

Am nächsten Tag ging es nicht besser, die Temperatur stieg, da mußte für alle Fälle zu Doktor Viebahn geschickt werden. Der appetitliche Kreismedizinalrat, mit rosigen Backen und rosiger Kopfhaut unter dem geschorenen weißblonden Haar, kam gegen Mittag auf kurzen Beinen angetrippelt, saß zufrieden am Bett, und sah sich Hanne durch die kleine, goldene Brille an; er roch sauber nach Karbol, wie sich das gehörte, und schnaufte behaglich durch die Nasenlöcher.

„Kleine Grippe, natürlich ein bißchen in Schweiß geraten, dann ins rauhe Wetter hinaus — ein wahrer Wettersturz! Hm—m— die feineren Luftwege etwas angegriffen — wozu man immer neigte — wir wollen doch auf der Hut sein, doctissima, und da war auch mal so eine — Insuffizienz des Herzens, wie?" Er sprach es rasch und rund, förmlich verliebt in das Wort. „Damit waren wir schon nett zu Rande gekommen. Aber wir wollen doch lieber mal nachsehen —" und er zog das greuliche, schwarze Hörrohr aus der Brusttasche, und die Zeese wurde wieder kriegerisch und feindselig. Danach mußte der goldene Füllfederhalter eilig kratzen. „Bettruhe" — sagte Herr Doktor Viebahn und sah Fräulein Zeese streng an — das braucht seine Zeit — vierzehn Tage; dann würde man weiter sehen, Doktor Viebahn machte den Mund spitz, weil er die Augen weit und tröstlich öffnete und ging heiter und behaglich atmend davon. Hanne war das vollkommen gleichgültig, sie lag müde und fieberig still.

Man nahm so etwas keineswegs leichtfertig in der Krähe, damit war nicht zu spaßen, und zu einem rechten Leben gehörte eine vernünftige Umständlichkeit, ja. Die Freunde kamen nachfragen, sprachen behutsam tadelnd mit dem unverständigen Golo; Herr Imelmann machte sein ernstes Gesicht, wenn er gerade sichtbar war, gab auf- und abschreitend unter der Kastanie oder im Garten Auskunft und freute sich öfter am Tage seiner guten, väterlichen Gefühle. Es verlief gottlob normal. Man mußte es abwarten, es war langweilig und störend; nur Hanne war leider sehr ungeduldig bis in ihre nächtlichen Fieberträume hinein.

Anfang Juli etwa würde Lutze nach Riezle übersiedeln, dazu wollte sie wieder gesund sein! Da schrieb sie ihm an einem Morgen ein paar rasche Zeilen, und darauf beruhigte er sie und schickte Bücher mit und eine seltene Blume, die im Krähengarten nicht wuchs. Die stand lange auf dem Tischchen neben dem Bett, bis sie nur noch ein dürrer Stengel war. „Wir können sie wohl wegnehmen, Hanne?" fragte Fräulein Zeese. „Ach, sie steht da ganz gut," antwortete Hanne zerstreut und kurz, und machte ihr eigensinniges Gesicht; und dann nahm sie sie selbst fort und benutzte sie als Lesezeichen.

So ging auch dieser Monat zu Ende. Und dann begann der prächtige Juli, auf den sich alle freuten und dem man diesmal das schönste Wettergesicht zutraute. —

Fritz Wiese kam aus der Lindenstraße, wo er beim Postdirektor eine griechische Stunde gegeben hatte. Diese Mittagszeit machte ihn besonders unruhig. Er ging elastisch wippend durch die leere Webergasse, in der die Sonne wie ein dicker, gelber Nebel stand, nach der Spree hinunter. Er hatte heute abend vor einer Jugendgruppe einen Vortrag über Wendensiedelungen in der Mark zu halten, dieser Gedanke belebte ihn.

Solche Antriebe hingen mit seiner jeweiligen eifrigen Lektüre zusammen, die er leihweise und umsonst von seinem Freund Wenzel Eichhorn, dem alten, leberkranken Buchhändler in der Breiten Straße bezog. Im vorigen Sommer hatte er im Sultanat Ulungwa, Ukunne, Ruanda, Urundi ebenso Bescheid gewußt wie in der Priegnitz oder auf dem Brieselang und hatte den King von Morogoro, die Bibi Njasso und die fette Ibi Discha höher geschätzt als die brandenburgischen Markgrafen.

Daneben hatte er sich im Winter auch ein paarmal journalistisch versucht, aber seine grüblerischen, überladenen Artikel aus den Gebieten der Literatur, Geschichte, Politik und Lebensphilosophie waren verstümmelt bloß im Dossener Anzeiger oder überhaupt nicht gedruckt worden. Es folgte immer bald ein peinliches Erwachen, Ernüchterung und Ermüdung. Und dann stand das schreckhafte Examen wieder vor ihm und die endlose Wartezeit.

Da unten an den flimmernden Weiden kam Helwine. Sie ging auf einem Umweg in die Stadt, sie hatte dort ebenfalls eine Privatstunde zu geben.

Kein Mensch war in der Nähe, Fritz Wiese schritt eifriger aus und schwang die Arme, und dann standen sie voreinander still und gingen zusammen unten um die Wiese herum. Sie waren alte Freunde, fast Vetter und Base, das wußte alle Welt; ja,

Digitized by Google

das waren sie; doch eines Tages im letzten Winter, als sie allein in der Krähe unten im Wohnzimmer waren, es war schon ein wenig dämmerig, da hatte Helwine vor dem großen, schmalen Spiegel schweigsam, ernst und müde, wie selten, ihren Hut abgenommen, und während sie so mit erhobenen Armen stand, hatten sie sich beide im Spiegel angesehen; von dem Augenblick an war es anders geworden. Ein paar Tage drauf im Garten hatte er in der Dunkelheit plötzlich erregt tastend ihre Hände fester gefaßt, und dann waren sacht seine Wange und dann seine Lippen in schwerem Schweigen, auf ihren widerstrebend harten, heißen und dann mütterlich zarten und entschlossenen Mund gesunken.

Was sollte daraus werden? Sie waren keine Kinder mehr. Helwine grübelte viel, so unverändert ruhig, fest und fröhlich blühend sie äußerlich blieb. Sie war niemals für Halbes, immer für Weg und Ziel. Das war schwierig mit Fritz, doch gerade deshalb liebte sie ihn vielleicht noch mehr. Er war ein schlechter Examensmensch, gescheit und selbstbewußt, aber leicht fassungslos vor jeder Plötzlichkeit und nicht ganz zuverlässig in seinem Gedächtnis, es kam immer auf die gute Stunde bei ihm an, dann ging es glänzend; nun hatte ihn der Krieg um viele Jahre zurückgebracht, dazu war er als Zugführer schwer verschüttet worden, auch das war ihm nachgegangen. Er war oft völlig mutlos; die vier Semester in Berlin waren leidlich nachgeholt, aber sollte man noch jahrelang ins Ungewisse streben? Dazu die Examina, er war zu alt, das war schwierig und quälend für sein nervöses Temperament, und er hing an der frischen, starken, hübschen Helwine, war leidenschaftlich, phantasievoll, nahm immer gern die Zukunft in seinen Vorstellungen voraus.

Die Wiesen summten und waren weiß und gelb überschäumt. Lerchengeschrill stand in der flimmernden Luft, und drüben an den Weiden klapperten ein paar Wagen. Fritz Wiese hatte rasche Stimmungen, die Zukunft erschien ihm plötzlich lichter und gewisser in dem heißen Geruch, der aus Gras und Blume quoll, und durch die warme Hand, die fest in seiner Hand ruhte. Er erzählte behaglich von seinem Vortrag heute abend, natürlich würde er ihn ablesen, des freien Worts war er leider nicht mächtig. Helwine hörte zu und sah in die flimmernde Luft.

„Wirst du nach Frankfurt schreiben?" fragte sie nach einer Weile.

Fritz Wiese wurde an der Stirn rot. „Ich habe mehrere Konzepte gemacht, Helwine. Schreiben ist immer besser als reden. Wenn sie einen Brief vor die Nase bekommt, dann kann sie sich langsam daran gewöhnen. Es ist natürlich ein Entschluß," sagte er gedämpft; er meinte den Brief.

„Ja, natürlich. Du selbst willst es."

„Ja, Helwine. Ich will es. Ich denke energisch daran — auch unsertwegen! Selbstverständlich muß etwas geschehen. Wie gesagt, ich habe in der Nacht an dem Entwurf gebastelt. Es lockt mich unabänderlich stark, du darfst es glauben. Die akademische Laufbahn? Du liebe Zeit, ein Vorurteil, eine Eitelkeit schließlich. Aber hat es solange gedauert, dann kommt es auf ein paar Tage mehr doch nicht an — wie?"

Helwine schwieg und hatte ein klares Gesicht. „Gewiß nicht. Du mußt deiner Sache völlig sicher sein!"

„Ja!" antwortete Fritz schon wieder befreit und zärtlich. In Frankfurt a. O. saß eine Wiesesche Erbtante ... darauf fußte der Plan. Fritz spielte seit einiger Zeit mit dem Gedanken — nein, es war ihm vollkommen ernst damit, in die tüchtige Buchhandlung seines alten Freundes Wenzel Eichhorn in der Breiten Straße einzutreten, das lockte Fritz, das war ein Wirkungskreis, der ihm zusagen würde, geistiger und praktischer Art ... man könnte das moderne Sortiment und den sichern Schulbuchhandel übernehmen, Eichhorn zog sich vorderhand auf sein weithin bei Sammlern geschätztes Antiquariat zurück, er war Fritz wohlgesinnt und brauchte eine Entlastung, wollte auch nicht seinen Schnitt dabei machen, er war Junggeselle, und für das Antiquariat, das Fritz natürlich mächtig anzog, dürfte sich späterhin noch eine Annäherungsmöglichkeit finden. Schließlich kein Beinbruch für die reiche Frau und ihre prächtige Tuchfabrik, die sie wie ein Mann verwaltete, man konnte es mäßig verzinsen, wenn sie wollte, bloß Mutter hatte Angst, sie hatte einen Heidenrespekt vor der Stiefschwester Paalzow, von der sie Unterstützungen zu ihrer Witwenpension bezog, und fürchtete zornige Abstriche von deren Benefizien.

Fritz dachte sich das in seiner raschen Art mitunter köstlich, den feinen Laden, ein nettes, nach eigenen bescheidenen und geschmackvollen Bedürfnissen eingerichtetes Kontor, man schaffte an, beeinflußte den Geschmack, empfahl, man würde späterhin Vortragszyklen und Konzerte im Saal der ‚Krone' veranstalten, das geistige Zentrum der Stadt sein, ein geschätzter, wertvoller Bürger; hinterm Haus war ein netter, gemütlicher Garten, im Stockwerk darüber würde Helwine frisch, blühend und resolut regieren und das Staubtuch zum Fenster hinaus-

Digitized by Google

wedeln! Heutzutage hatten sich viele ‚umzustellen‘, Majore, Generale und Geheimräte wurden Banklehrlinge und Agenten — — aber wenn er daran dachte, es doch noch mit dem Examen zu wagen, dann wurde ihm hundemäßig elend zumute, daß ihn das Grauen und Zittern mitten aus dem Schlafe auftrieb: nein, das war kein Leben! Was hatte er davon? Immer bloß Bücher, Bücher, in denen er sich selbst oder ein Ziel suchte oder sich betäubte; innere Unzufriedenheit und Selbstverachtung, dann wieder jähe Hoffnung, Pläne, die entzündeten und seine Phantasie erschlafften, dazu knappes Essen, mehr als bescheidene Kleider, an denen er nett herumbesserte, man lebte in einer Wüste, das war überhaupt kein Leben, das ließ Ekel, Wut, dumpfes Verzagen in einem aufsteigen wie Blasen aus einem Sumpf: man war bloß eine Frage ans Leben, nach dem man dürstete, wartete immer auf etwas, auf morgen, aber es kam nicht. Gewiß, man sollte nicht warten, man sollte das Leben anpacken —!

Vom fernen Rathausturm schlug es drei, die Marienkirche tickte grämlich nach; auf der Brücke drüben knallte eine Peitsche. Das machte die Luft noch stiller und stärker.

O, Helwine kannte Fritz Wieses geschäftig eilende Phantasie. Sie summte leise. Sie würde ihn schon zu lenken wissen, ihn bei dem hübschen, ganz vernünftigen Gedanken mit Eichhorn festzuhalten wissen, um seiner selbstwillen! Und ein bißchen auch ihretwegen, o gewiß. Sie sah ganz klar: aus dem Abschluß seines Studiums würde nie etwas Gescheites werden, daran war leider nicht zu denken. Er war überaltert. Sollte man sich darüber innerlich verbrennen und zermürben? Kein angenehmer Gedanke.

„Fröhlich?“ fragte Fritz von der Seite und streifte ihre herabhängende, warme Hand. Er hielt sie wieder einen Augenblick.

Sie nickte und sah mit einem empfindsamsinnlichen Glanz ins Weite, es wallte stürmisch in ihm auf. Er fühlte förmlich die vollen, warmen Lippen, atmete den Duft der sonnenwarmen Haut und mußte an sich halten. Wie gut, sicher, frisch und hübsch sie war — Helly? Ja — ja — er wollte und mußte! Da gab es kein Geflacker mehr! „Ich freue mich jetzt täglich auf das Baden. Es ist köstlich,“ sagte er leise. Sie nickte. Sie badete auch.

„Man müßte auch mehr turnen und sportsmäßiger laufen. Im Körper ist mehr Seele als man denkt.“ Er lief schon viel auf seinen alten, schweren Nagelstiefeln aus dem Felde, um Sohlen zu sparen. Er achtete ein bißchen reichlich auf seinen Körper und seine Seele. „Ja, Helwine. — Und — ich denke, ich werde heute nacht mit dem Konzept für Tante Paalzow fertig werden. Ich glaube, ich werde die richtigen Worte finden. Es kommt immer darauf an, suggestiv zu wirken.“

Helwine war auch damit einverstanden. Dann erzählte sie ihm, daß heute Doktor Lutze nach Riezke übersiedeln würde. Er hätte am Morgen angerufen und sich zu kurzer Visite angemeldet. Dina hätte noch vorgestern die letzten Übertragungen in die Neustädtische Kirchstraße zurückgebracht. Die Pause wäre dafür ganz gut gewesen. Sie hätten schrecklich wichtig damit getan.

Das alles schien Fritz wieder zu stören. Er kannte Lutze flüchtig, ein etwas bedeutender Herr, der sich Haltung gab, so von weitem ganz angenehm. „Ihr werdet nun öfter in Riezke sein, fürchte ich.“ — Helwine lachte. „Ich hoffe, daß auch du einmal dabei bist.“

„Meinst du? Ich habe nichts anzuziehen,“ sagte er kurz. „Im übrigen ist das gleichgültig. Steht so etwas bevor?“ — „Warum nicht, man darf sich doch nicht abschließen. Ich habe leider auch die Neigung, aber ich wehre mich dagegen.“ — „Mir liegt jetzt nicht so viel an den Menschen. Aber du hast vielleicht recht. Es ist alles so wichtig, wie man es macht,“ sprach er lächelnd und sah sie sehnsüchtig an.

Sie bog nach dem schmalen Weg zum Mühlenwehr ein. Am Untern Tor trennten sie sich mit festem Blick und kurzem Händedruck. Fritz Wiese stieg die Töpfergasse hinauf, in der Seele erquickt. Auch er summte jetzt. Nun würde er sich daheim wieder an seinen Vortrag machen, ja — und wieder an den Brief denken. O, wenn etwas daraus würde, daraus — dann würde alles ganz leicht und einfach und wundervoll sein, innen und außen, ohne Selbstquälerei mehr, ohne Selbstvorwürfe, Sorge und Zorn um versäumte und vertane Stunden! Nein — die Alelei war nicht in Sicht, die schnarchte wohl noch in einer Ecke ihres Spitals, gottlob, sein Vortrag stand auf dem Spiele, der Brief — mehr — viel mehr —! und er lächelte behaglich. —

Nun war es Abend. Über den Riezker Feldweg strich ein kühler Hauch vom See her. Die Frösche waren heute toll vor Sehnsucht, sangen tief und stark, entsetzlich wehleidig. Dina und Hanne gingen Arm in Arm, Dina ließ Hanne nicht los, auch als die ein paarmal steifer neben ihr schritt.

Übermorgen würde sie zum erstenmal mit Nöhl nach Riezke fahren.

Das Korn rauschte weithin; wenn man die Hand darüber hielt, war die Luft merkwürdig kühl, fast kalt, und wenn man dann an

Digitized by Google

eine Wiese kam, dann war es, als träte man in ein warmes Zimmer. Dina sprach von Lutze und daß sie gern die paar Male den Weg zu ihm gemacht hätte: er wäre ein eigener Mensch, ein Mensch von Atmosphäre, der einen in seinen Bann zöge, ein prinzlicher Mann. Das schwänge auch in dem Jugendlichen seines Wesens — mitunter Jünglingshaften, das immer einmal durchkäme oder da wäre. Dina unterstrich manches und wählte besondere Worte. Sie wußte, daß Hanne es gern hörte und dabei den verräterischen blaßsilbernen Glanz in die Augen bekam.

„Ihr spracht viel?"

„Sehr viel. Das Weibliche macht immer produktiv —" sagte Dina mit ihrem Lächeln, „Geist und Eros, im sublimsten Sinne..."

Hannes kühler Arm löste sich, sie hatte etwas an ihrem Haar zu nesteln. Ein Nachtvogel dicht neben ihnen schwang sich von einer schiefen Weide und strich mit einem heisern Schrei übers Feld. Drüben in der Mühle blinkte ein Licht auf, es hatte einen starken, goldenen Glanz und sah groß aus in der ruhigen Luft. Ein paar Mägde von den Ausbauten sangen zweistimmig, langsam und getragen, es klang hübsch und rein, trotz allem Schleppen, sie meinten es ehrlich mit ihren dicken Gefühlen.

Dina schlang ihre Finger zwischen Hannes Finger. Dann fragte sie, den Kopf senkend: „Hast du ihn gern, Hanne?" Die schwieg. Und der gefühlvolle Gesang klang lauter, klagender. Kühles, kluges Hannekind?

Es war dunkel geworden, der Weg wurde schmäler, und war von Büschen und Bäumen überwölbt. Hier mußten sie umkehren. Der Mond schimmerte versteckt durch die Zweige und machte den Weg fahl.

„Ich glaube, daß auch in ihm Sehnsucht und Leidenschaft ist — denk' an die Diotimakapitel des armen Hölderlin. Das ist verräterisch."

„Ach dir wohl, Dina, dir vielleicht," sagte Hanne spöttisch. Die Sterne brachen jetzt einer nach dem andern durchs Firmament, sobald man fest hinsah, wurden es immer mehr, zahllose, kleine, flimmernde Sterne. Da gingen die beiden schlanken Gestalten rascher zurück. Als sie wieder in die Krähe kamen, war auch Fritz da; er war nach seinem Vortrag in der alten Schule am Tor, der schon um neun zu Ende war, doch noch rasch herausgelaufen. Sie saßen alle im Hof bei Zinkes, auch Meta Zeese, und machten nun im Dunkeln große Politik. Das Werkstattfenster war hell und stand oben offen, Herr Imelmann war bei der Arbeit. Dina sah hinüber und hörte verwundert zu, als käme sie weither, Fritz war noch im Feuer, genoß seine unduldsamen Worte und fühlte sein Publikum, zu dem nun auch Dina und Hanne gehörten; Zinke, der um diese Stunde schon schläfrig war, verstand nicht alles. Helwine aber schwieg und sah ruhig und zerstreut ins Dunkle, in dem die anderen saßen, bloß die Esse über dem Hof leuchtete wie Silber. Sie dachte an Tante Paalzow und an Fritzens suggestiven Brief; sie hatte Fritz vorhin kräftig am Arm gefaßt und hierher geführt. Nicht immer küssen — nein, sie wollte es ihm verbieten. Mutter Zinke aber machte schon ein Nickerchen auf der Bank.

Als Dina sich umsah, war Hanne verschwunden, als wären ihr Fritzens Anschauungen nicht so wichtig. Da ging sie langsam zu der Werkstatt hinüber und klopfte. „Darf man hinein?"

„Ah Dina!"

„Nur einen Augenblick. Ich will ein wenig stillsitzen und Gutenacht sagen."

⌘ ⌘ ⌘

Jetzt trabte der dicke Fuchspony Nöhl aus der Krähe jeden zweiten Nachmittag gegen halb drei nach Riezke, gewissermaßen als Flügelroß, fauler, feister Nöhl, du ahnst nicht, was du vorstellst! In knapp zwanzig Minuten war man draußen. Man fuhr in einem netten, offenen Wägelchen, für Regenwetter war ein Regenschirm und Gummimantel da, Vater Zinke kutschierte, der immer Wichtiges mit Inspektor Plate zu besprechen und im Dorf Riezke, wo er gute Freunde besaß, zu erledigen hatte; gegen Abend brachte sie ein Riezker Einspänner zurück.

Es war unvermeidlich, daß auch die anderen Damen sich jetzt da draußen zeigten, denn es waren Ferien; die beiden Pädagoginnen Helwine und Villa schlenderten mit bürdelosen Schultern einher und suchten nach dem ersten wunderbaren Ausschlafen und Trödeln nach einer anderen Verwendung für ihre freie Zeit.

In Riezke war jetzt auch die ältere Schwester Heydeckers, Lissy Wendhausen, die verlebte seit zwei Jahren jeden Sommer bis zum späten Herbst auf dem Familiengut, wenn sie nicht irgendwo die Kur gebrauchte; sie war Witwe und leidend, hatte an den grellen Nachmittagen oft Stunden, in denen sie kein Sonnenlicht vertrug und bei geschlossenen Vorhängen und Augen im kühlen Halbdunkel abweisend dahindämmerte. Eine ältere, energische Freundin und Gesellschafterin war um sie, ein stattliches, gemütliches Fräulein Picht.

Auch den beiden Damen waren die jungen Herrschaften willkommen in Riezke.

Digitized by Google

Wenn Hanne draußen zu tun hatte, dann holten die andern sie gern einmal ab; oder sie waren einfach alle vier zu Tennis, Fischfang oder Kuchenschmaus, den die rüstige, vergnügte Frau Plate besorgte, eingeladen, Hanne freilich hatte meist erst gegen sechs Uhr Zeit.

Auch Heydecker zeigte sich weniger zurückhaltend, als es bisher den Anschein gehabt hatte. Er erklärte zum Beispiel höflich und bestimmt vor Dina: von morgen ab werden wir Enten schießen; und dabei sah sein braunes schmales Gesicht sehr artig und entschlossen, ja jugendlich erwartungsvoll aus, so daß selbst Dina nicht viel Widerrede vorzubringen wußte. Oder er rief einfach in der Krähe an und sagte dann zu Hanne und Helwine: ‚Bitte es auch der gnädigen Frau zu bestellen.' Na ja — Dina, sie ist mal wieder die Hauptperson, erklärte Helwine neidlos; der Herr schien seinem einsamen Herumstreichen mit Malkasten und Gewehr zu Fuß oder zu Pferd und dazwischen seiner agronomischen Leidenschaft an Plates Seite für eine Weile Genüge getan zu haben — der Dilettant; vielleicht ein Lebensdilettant! Helwine irrte.

Auch die jüngeren Freunde der Krähe waren als Spielpartner schon draußen gewesen. Leo gefiel das alles außerordentlich gut: das alte, gelbgetünchte Chateau, das man vom Sehen kannte, zweistöckig, mit gebrochenem Ziegeldach und merkwürdigen, dicken, niedrigen Türmen an den Ecken, die spitze Zinkhüte aufhatten; davor wuchs aus dichtem Taxusgebüsch eine geräumige, vorn offene Glasveranda empor, zu der an der Seite Stufen hinaufführten: eine erfreuliche, angenehme Sache. Schlicht märkisch, altväterisch und wohlhabend, das liebte Leo, wie andere Verständige auch — alles Angenehme und sehr Wohlhabende!

In dem einen Turm hauste Doktor Lutze, famos; Leo Nippold behandelte den gelehrten, liebenswürdigen, etwas zarten Herrn, von dem er übrigens noch nichts gelesen hatte, (er hatte sich bereits von Fräulein Hanne und Frau Dina das eine oder andere Buch ausgebeten) mit ausgesuchter Hochachtung; in dem andern Turm regierte der derzeitige Hausherr: der Name Heydecker imponierte Leo noch viel mehr, der war Goldkapital, die Heydeckerwerke in Tegel und Fürstenwalde, gehorsamster Diener! Man war der jüngste Bruder der Firma, Außenseiter, vielleicht nicht ganz im Einklang mit den geschäftig nüchternen, energischen Brüdern — aber das spielte im Patriziat keine gewichtige Rolle, man vermied zu Vermeidendes, herzlich, brüderlich!

Fritz Wiese aber dachte bloß: diese selbstgefälligen, ihren Launen und Lüsten lebenden Erbprinzen hatten eigentlich keine Existenzberechtigung mehr, hatten nie eine gehabt! Das war seine Ansicht! Gewisse Berufsnöte dieses Herrn konnte er seinerseits nicht sehr ernst nehmen. Er selbst war hier bloß Anhängsel, Komplementärerscheinung der Damen mit seinem blanken Gehröckchen, wenn's mal feierlich wurde, das zu dem eleganten Cut und der zarten wasserfarbenen Weste Leos nicht passen würde — nein, er würde für diese Art Feierlichkeit danken. Aber er war doch leicht beglückt und eifrig, wenn die Herren liebenswürdig zu ihm waren, sofort gefangen und mitgezogen, trotz Kritik und Bedenken, die sich nachträglich wieder regten, besonders daheim.

Die Riezker Herren kamen auch gelegentlich in die Krähe; ließen sich am Sonntag gegen Abend, wenn die Luft langweilig wurde, blicken oder erschienen einmal zum Tee; Erich Heydecker spazierte auch in der Woche auf seinen Wegen vorüber und machte am Zaun einen längeren Hals, stieß einen merkwürdig hellen und energischen Fieplaut, der gar nicht zu seinem ernsten Gesicht paßte, aus, eh' er näher kam, und dann war meist auch Dina vorhanden.

Da war es jetzt in der Krähe zeitweilig wieder stiller. ‚Gut so!' dachte Herr Imelmann zufrieden und richtete sich danach ein. Die eine oder andere Einladung würde leider auch für ihn und von ihm aus unvermeidlich sein.

Er hatte sich das Haar an den Schläfen und den Bart sommerlich kurz schneiden lassen, das stand ihm vorzüglich, das angegraute Haar machte sich sehr nobel und hübsch. Er hielt überhaupt sehr auf sich, fast mehr noch als sonst.

Er saß viel in seinem Lehnstuhl und entwarf mit geschlossenen Augen, die Hände überm Magen gefaltet, Skizzen von der holdseligen, klugen Scheherezade ... Dina, so wünschte er, — sollte — müßte ihm dazu sitzen, im märchenhaften Seidengewand, mit nackten Armen und Füßen, man würde ein paar Farbentöne dazu nehmen müssen, dachte er, Dinas wegen, der Seide wegen! — er hatte da vor kurzem eines Abends hier draußen die alten, kostbaren Bände der Tausendundeinen Nacht in die Finger bekommen und bis nach Mitternacht geschmökert, indes der runde blaue Mond durch die offene Tür auf seinen Pfeifenrauch schien: — nach dem Schlemihl die groteske Zauberwelt Bagdads! Lustig, diese heiterphantastischen, gegenwartsfernen Dinge zogen ihn nun noch mehr an, daß ihn die anderen lebensnäheren jetzt manchmal langweilten, das war natürlich ganz unge-

Digitized by Google

hörig und hing mit dem besonderen neuen Rhythmus seines Lebens zusammen ... Dina als Scheherezade auf dem seidnen Pfühl des grausam seinen schwarzen Kinnbart streichenden Kalifen, der eigentlich ein indischer König war; aber das Wort Kalif gefiel Herrn Imelmann besser! Er würde sich selbst zeichnen als tückischen Tyrannen mit seidenen Pantoffeln und herrlichem Schlafrock und die Wesirstochter in immer neuen Wandlungen als Mittelpunkt der Geschichten, das beschäftigte ihn jetzt ... er hatte in seinen Berliner Mappen allerhand Zeichnungen stecken, die er in ferner, prähistorischer Zeit im Orient gemacht hatte, z. B. die Porträtskizzen nach einem alten, weisen Scheich, der sich, als ihm seine junge Frau untreu geworden war, die Augenlider abgeschnitten hatte, damit seine Augen immer offen stünden, er interessierte ihn sehr, dieser weise, verrückte Scheich ... auch von Dina gab es Stiftstenogramme aus neuester Zeit, und er hatte noch Köstlicheres von ihr im Kopf, es sollte auch in den andern schönen, zärtlichen und wilden Damen viel Dina sein — und daneben Grausamkeit, männliche Härte, die zwang und zerbrach, höhnte und anbetete mit und ohne Schlafrock, seidnen Pantoffelpuscheln und riesigen Tschibuks, und der Kalif, der sie in jeder Nacht ängstigte, hatte einen buschigen Knebelbart und eine lange Tyrannennase und hieß Herr Imelmann.

Aber mitunter, wenn ihn sein Spaziergang an Riezke vorüberführte, trat er gern einmal freundnachbarlich ein, um einen Gruß auszutauschen und väterlich nach dem Rechten zu sehen. Meist war dann in dieser leichtfertigen Ferienzeit ein Tennisspiel im Gange mit Heydecker und einem jungen Freunde des Hauses, der Ivo Meyer hieß und Ingenieur war, als Partnern, wenn Leo und Fritz nicht zur Stelle waren, denn Lutze schlug bloß ein paar Bälle in den Himmel und ging dann lächelnd als zufriedener Zuschauer allein oder mit dem behäbigen Fräulein Picht oder Hanne um den Platz spazieren, das war nichts für ihn, das war ihm verboten. Helwine aber tobte sich aus, lärmte wie ein Junge, öffnete den roten Mund, daß man ihren gesunden Gaumen sah, und Dina — prachtvoll, wenn sie schlank gereckt hochsprang, sich duckte oder biegsam zurückwarf, um scharf den Ball zu fassen — das riß dann auch Herrn Heydecker aus seiner übertrieben aufmerksamen Beobachtung.

Ein paarmal, am Anfang, hatte Herr Imelmann, rasch entzündet, mitgetan; aber er war es nicht mehr gewöhnt, das verlangte Übung; er wurde leicht atemlos und heiß, gerade wenn er mit Dina spielte, indes Herr Heydecker, sehnig, würdig, ruhig und trocken wie ein Wüstenscheich — ein jüngerer — unweiserer! — ihm gegenüberstand; dann wurde er mißtrauisch vor Dinas Blick und spottete über ihren eifernden Zorn — „nein, danke," sagte er später, sah heiter zu und machte einige sachliche Striche in seinem Notizbuch.

Ein andermal fand er Heydecker mitten auf der Wiese hinterm Hof stehen, wo er ein Pferd an der Leine gehen ließ; auf dem Pferd aber, in einem alten, knirschenden Damensattel saß eine der Damen, während die anderen bösartig hetzten. Sie waren alle merkwürdig mit biederlangen Röcken kostümiert, die wohl aus den bejahrten Beständen der Dame Plate oder Fräulein Pichts stammten. Helwine saß nicht allzu anmutig, aber unverzagt da oben. „Das ist gar nichts!" erklärte sie lachend. Dina machte das besser, hatte im Rücken Draht und Stahl, sie würde das bald heraushaben. Billa, die fahlblonde Häsin, war ängstlich, das hübscheste an ihrem Ritt war ihr Lachen und ihre feste Büste, wenn das Pferd sie zurückwarf; gut, daß Leo nicht da war, er würde für einen Augenblick ein paar seiner scharmanten Grübchen einbüßen. Hanne aber kletterte gleich wieder herab, sehr rot, nein, sie machte sich nicht gern lächerlich vor den andern, obwohl Doktor Lutze mit einer Weidengerte recht jugendlich und munter das Pferdchen auf die Backen schlug.

Allmählich indes spann sich Herr Imelmann in seine Arbeit ein. Seine Werkstatttür war fest geschlossen; mitunter hörte man durch die offene obere Fensterklappe einen scharfen Pfiff, wenn der Hund draußen zu sehr lärmte und ihn störte. Die anderen Geräusche und Stimmen des Hofes waren ein angenehmes Plätschern. Nein, er ließ sich von niemand stören, fragte nach niemand. Er war neutralisiert, fanatisiert, in ein warmes Strömen versunken, in dem er sich ungeheuer wohl fühlte wie in einem Bade. Mitunter stand er auf, reckte die Arme, stieß die Tür auf und ging hinaus, sprach ein paar gemächliche Worte mit Menschen und Tieren, lief durch den Garten und war plötzlich mit langen Beinen wieder in seinem Gehäuse verschwunden. Zuweilen, wenn es still war und er sich auf dem Hof eine neue Pfeife ansteckte, dachte er daran, hinterm Garten einen Tennisplatz für die Mädchen anzulegen; das könnten sie doch auch hier haben! nicht bloß in Riezke oder sonstwo, er hatte schon früher einmal daran gedacht. Aber Zinke war dagegen gewesen; die Wiese gibt gutes Heu, „wie Kuchen!"

Ja, diese jungen Leute — das Weib, die

Digitized by Google

Männer. Das tastete nach ihr, und sie spürte es natürlich mit geheimen Schauern. Lutze, das war nichts, aber der andere. Diese Dina, so gescheit sie war, hatte etwas Pflanzenhaftes, wie oft diese schlankgliedrigen, großen Frauen mit weichem, schwebendem Gang und geheimnisvollem Lächeln über allem Stolz, ihre Brauen waren seidig und dunkel. Was hatte sie in ihrer kurzen Ehe erlebt, erlitten? Ein schöner, brutaler, weichlicher Mann, dem die Uniform Heldenhaltung gegeben hatte, und der bald danach in der Etappe verdorben und gestorben war, daran mußte er jetzt öfter denken, sie hatte ihn im Lazarett und im Haus von Großvater Hamachers Bruder, der damals noch in Heidelberg als Professor lebte, kennen gelernt, was weiter? — ihr gräßliches, aufwühlendes Geheimnis. Man fühlte sich wie mit Brennesseln gestrichen, wenn man daran dachte; für die eigene Tochter sieht man nicht so scharf, ihre Empfindungssphäre ist immer ein bißchen Tabu, hier war man erfahrener oder auch rücksichtsloser. Was weiter? Hinterm Riezker Wald in der Nähe der toten Mühle war die große flachsfarbene Lene Uchte ... ein Pferd sollte oft des Nachts dort am Zaune stehen, wie Panse wußte; und im Rahnower Krug, wo ein gewisser Herr ebenfalls jagte und malte, war die schwarze Lina Gracht mit der prallen Leinenjacke und den weißen, schlanken Beinen — undelikat, undelikat! ereiferte er sich und lehnte diesen merkwürdigen Herrn gereizt ab.

Gegen Abend ging er mit dem Hund hinten zum Garten hinaus, müde und muskelfrisch, nach Bewegung begierig und tief befriedigt. Ja, das war ein netter Tag, alter Golo! so sollt's immer sein — wozu war man noch Mensch? das war störend, minderwertig und eigentlich untermenschlich, verstanden, Golo, du Hund? Der blaffte. Er lief, die Büchse an der Schulter, nachdenklich mit Golo am Graben hin nach der Försterei zu Vater Panse. Es war Blattzeit, Panse hatte ein paar prächtige, alte Junggesellenböcke festgestellt, die sich's noch in der Stille und Einsamkeit der Schonzeit schlemmerhaft wohlsein ließen, denen wollte man ein paar Fieplaute ins stürmische Geblüt flöten. Auch die Schnepfen quarrten in den Wiesen; die Füchse steckten im Getreide und kamen in der Dämmerung hungrig heraus — die Hasen aber hielten noch Flitterwochen.

Oder er erzählte sich bloß etwas mit Luise Quandt. Riezke? ... O ja, dort war reges Leben! Auch Luise schien etliches Interesse an Riezke zu nehmen, was Herrn Imelmann langweilte. Dann bekam Luise Augen wie eine Häsin, sie standen ganz seitwärts vor Behagen und tückischer Neugierde. Eine von den Damen sollte mit besonderem Eifer und Geschick im Sattel sitzen, wie sie von Frau Plate gehört hatte, das frühere Fräulein Hamacher ... Das konnte schon sein! Sie hatten dort genug Pferde. Luises hübsche, weiße Haut schimmerte aufreizend zu ihm her, weil das Gespräch ihn ärgerte, und dann zündete sie die Gaslampe an, daß die Stube ein kleinbürgerliches, ödes Leben bekam.

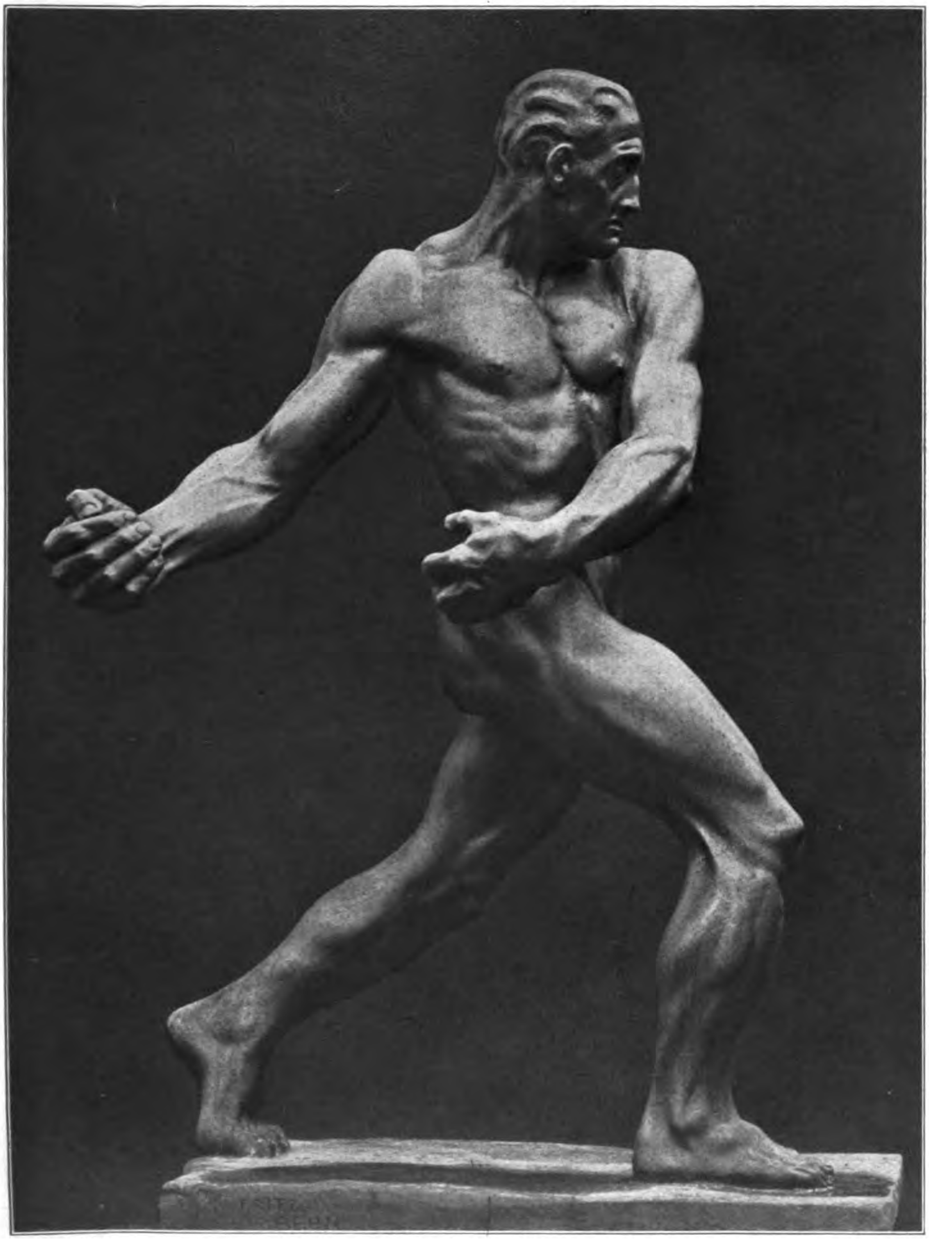
⌘ ⌘ ⌘

Dina hatte heute weiß Gott in ihrem Tatendrang im Balkonzimmer tapeziert, wenigstens das Stück nach dem Fenster hin, es war an ein paar Stellen schadhaft gewesen. Sie hatte den halben Nachmittag mit Handschuhen auf der Leiter gestanden und hatte mit einer harten Bürste merkwürdige Klopftöne hervorgebracht. Bertha Preterect, das langsame Mädchen, hatte unten auf die Leiter aufgepaßt. „Wenn es bloß hält," sagte sie. „Natürlich hält es! Sie werden in dieser schwierigen Zeit niemals heiraten können, Bertha!" „Je nachdem," antwortete Bertha Preterect mit ihrem Lieblingswort, ältlich und tantenhaft, ‚reif im Blut', nun, damit war es wohl nicht schlimm, trotzdem sie erst dreißig zählte.

Großvater stelzte im Zimmer umher, erklärte ihr hundertmal, die Sache selbst machen zu wollen, ohne sie sich im geringsten zuzutrauen, und war voll Bewunderung, gab Ratschläge und hielt neben Bertha die Leiter fest: „Fall' bloß nicht herunter, Dina." Er legte den Kopf zurück und zeigte den hagern, weißbehaarten Adamsapfel: wie sie hantierte, immer Dame, eine Schönheit — sie kann tun, was sie will!

Am Nachmittag, als Dina die letzten Meisterstriche tat, schlenderte Herr Imelmann durch die Parkstraße, blieb vor der weitgeöffneten Balkontür stehen und sagte eine Weile gar nichts; Bertha Preterect, die nie zu viel sah, dachte bloß: ‚Da steht ein Mann, wird schon wieder weggehen.' Aber er ging nicht. „Guten Tag, Frau Dina," sagte er. „Herrje," sagte Bertha und errötete; Dina lachte und bewegte sich noch anmutiger, sie setzte sich dann auf die oberste Stufe der Stehleiter, ganz große Dame, um zu plaudern. ‚Je nachdem,' dachte Bertha voll bewundernder Anerkennung. Er wußte es natürlich von Helwine, aber kaum war er weg, denn Dina konnte nicht ewig oben auf der Leiter kluge Konversation machen, da tauchte Leo Nippold mit elegant schwingendem Gang vor der Tür auf und lächelte mit schelmischen Wangengrübchen und verbindlich anerkennenden Bewegungen. Dina

Digitized by Google



Der Sämann. Bildwerk von Fritz Behn

(Glaspalast-Ausstellung, München 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

mußte wieder für eine Weile hoheitsvoll Platz nehmen und plaudern, eh' sie den Gast vor der Tür gnädig entließ. Allein, als sie dann gerade dabei war, mit hochgereckten Armen die letzte Borte festzuklopfen, da blieb auch Herr Erich Heydecker draußen stehen und machte sein ernstestes Gesicht, in dem bloß die weißen Zähne schimmerten. „Da steht wieder einer," sagte Bertha entrüstet, und Dina erschrak und wurde wirklich rot — diesmal war es Zufall; Erich Heydecker kam vom Bahnhof und wollte zu Fuß nach Riezke ... auf diesem kleinen, nicht gerade üblichen Umweg durch die Parkstraße. „Sie machen das außerordentlich hübsch," stellte er fest.

Vor diesem dunklen, sehnigen Gesicht war sie unsicherer, die Situation war ungewöhnlich, und der Blick dieses Herrn war nicht so harmlos freundschaftlich wie der der andern beiden. Nun, er hatte sie schon in kühneren Situationen gesehen und ihr mit festen, starken Händen aufs Pferd hinauf und davon heruntergeholfen. Das hier war nicht viel anders. Dann sprang Dina herab und schlug in die Hände: fertig! Sie stand noch eine Weile in der Tür und sah mit dunklem Blick hinaus, als warte da noch jemand. Aber er war weg, sie waren weg, alles leer, bloß ein dicker Herr schnaufte drüben mit einem kleinen, dicken Hund über die Promenade, und das war traurig und voll Einsamkeit. Dieser gleichgültige, nüchterne Alltag tat ihr für eine Sekunde weh, war ohne die geringste geheimnisvoll-warme Schwingung!

Am Abend packte Dina in ihrem Zimmer, denn sie wollte morgen früh für ein paar Wochen nach der Krähe übersiedeln. Das war längst verabredet worden, und alle freuten sich darauf, am meisten Dina, die alles mit verschwiegener Leidenschaft bis auf den Grund zu erleben verstand.

Großmutter saß wie immer sehr gerade am Tisch mit ihren Patiencekarten und beobachtete Dina. Großvater, der auch ein Patiencekünstler war, seine Stärke waren der ‚Zopf' und die ‚Fliege', schielte unruhig über seine Zeitung, die immer voll schandhafter Nachrichten war — sie paßte eben nicht auf, sie sah immer dazwischen auf Dina und sprach mitunter leise Worte zu ihr. Nun schob sie die beiden Spiele zusammen.

„Stimmt es nicht?"

„Die Partie ist nicht interessant." Sie hatte so nebenher an den Doktor Nippold gedacht, der am Nachmittag vorübergegangen war; sie hatte auch das Gespräch von ihrem Fenstersitz aus beobachtet, die Lorgnette an den Augen. Großvater fand ihn politisch nicht entschieden genug; aber das redete er von jedem, und darauf kam es nicht an, ihr mißfiel er nicht gerade, gute Manieren, aus leidlichem Haus, etwas zu dick, das mochte sie an Männern nicht, unappetitlich. Dina lachte natürlich bloß und ließ sich doch bewundern. Nun waren die Riezker an der Reihe.

„Ihr werdet viel auf dem Gute sein?" fragte die zierlichaufrechte, alte Dame und glitt mit der Hand über ihre weißen Scheitel. „Frau Wendhausen ist leidend, ihr werdet nicht immer nur mit den Herren zusammensein wollen."

Dina sah auf. O, man ging heute nicht mehr mit weißen, selbstgestrickten Wollstrümpfen, drei Unterröcken und vierfacher Angst in der Welt herum!

Großvater schmunzelte. „Aber man müßte in Riezke vielleicht einmal seine Aufwartung machen," sagte er korrekt. — „Sie werden sich freuen."

Nun lächelte Großmutter. „Man wird eine feierliche Visite kaum erwarten," sagte sie mild; „man ist dort auf dem Land. Dann müßten sie zuerst zu uns kommen."

„Ich werde mal dort vorüberlaufen," sagte der Großvater überlegen. „Sonst sieht es so aus, als kümmerten wir uns überhaupt nicht um die Leute und um Dina." — „Ja, tu das, Großvater. Du sollst sehen, wie festlich wir dich empfangen werden."

„Und du willst den — Reitrock mitnehmen?" inquirierte die Großmama weiter.

Dina lächelte. „Ich habe mir einen alten Rock zurechtgemacht, natürlich ist es kein Reitrock. Daß wir Beine haben, weiß man ja. Die Maskerade aus den Beständen Frau Plates und Fräulein Pichts mit Sicherheitsnadeln und Heftzwirn — Fräulein Picht ist auch nicht mager — nein, es muß alles seine Form haben."

„Nimm dich nur in acht, Dina," mahnte die Großmutter ernst und strich behutsam mit der seidentrockenen Hand über die Tischdecke. „Ich weiß nicht, Kind — nimm es mir nicht übel, aber ist es überhaupt richtig in dieser Zeit?"

Großvater räusperte sich scharf und trommelte mit den Fingern auf den Tisch. „Das fehlte noch, Mama," sagte er entrüstet. „Es gibt Pferde, und es gibt Menschen, die sich daraufsetzen wollen. Das sind unumstößliche Tatsachen. Basta."

„Ich meine, daß noch schwerere Zeiten kommen können, die uns jeden, auch den harmlosesten Luxus verbieten."

„Warten wir's ab — hoffentlich nicht das Tollste. Nein, Kanaan werden wir zwei nicht mehr sehen, Mama! Aber Luxus — das ist auch so ein tendenziöses Wort. Alles

Digitized by Google

was über die niedrigste, menschliche Notdurft hinausgeht, alles erst Menschenwürdige ist jetzt Luxus — bloß — das Autofahren und die dreizehnte Gehaltsklasse und darüber der Herren Nichtexzellenzen ist keiner! Setz' dich ruhig aufs Pferd, Dina. Nun gerade."

„So wichtig ist es nicht," meinte die zerstreut und abweisend und packte ihre Arbeit weg, und Großmutter ging hinaus und holte für jeden zwei schmale Scheiben Kuchen aus ihrem Vorrat. Der alte Herr blinzelte Dina zu: „Sie sehnt sich schon jetzt, Dina; ich kenne sie; und dann findet sie allerlei —" setzte er entschuldigend hinzu, als wollt' er sagen: Mach' dir nichts draus! „Sie wird manchmal wunderlich, die gute Mama!" meinte er vertraulich. Dann kam die alte Dame zurück, und die beiden machten brave Gesichter. Der Alte legte die Karten aus, Großmutter murmelte die Kartennamen und legte zärtlich die Hand auf Dinas Hand, die lesend dabei saß; sie dachten oder wünschten sich etwas, wenigstens die Damen; aber da stand Großvater plötzlich schmunzelnd und schweigend auf, er hatte noch ein Fläschchen Malaga drüben stehen, eine gute, reine Sorte, bloß als Medizin. für Erkältungen, niemals würde er sich den kleinsten Extraschluck gestatten, fast niemals — hmm — Als Großvater hinaus war, um das Fläschchen zu holen, lächelte auch Großmutter vor sich hin.

„Er muß natürlich sein Abschiedsfest haben, schon, damit ich mit meinem Kuchen nicht allein glänze. Er wird nun da draußen herumspazieren; er ist manchmal wunderlich, das gute Papachen!" Und sie drückte zärtlich Dinas Hand, während der alte Justizpräside hager, steif und strahlend mit seinem Fläschchen wieder hereintänzelte. „Was sagt ihr nun, ihr beide? Das ist nicht bloß gegen Krankheit und Tod gewachsen!"

„Es gibt keinen Tod, Großvater! Ich glaube an keinen!"

„Was sagst du da?" fragte der strenge Kantianer und sah starr auf das blühende Wesen. Aber als er Dinas schönes, lächelndes, geliebtes Gesicht sah, da begriff er doch, was sie meinte. Nein, sie konnte nicht daran glauben — für sie war er unfaßbar! —

In der Krähe begann am nächsten Morgen ein festlicher Tag.

Die Fahne flatterte auf dem Haus.

Hanne stellte Blumen in Vasen und Gläsern auf, Helwine war in der Lawendelgasse zwischen der Casa Zinke und den Ställchen beschäftigt, wo sie ein Loch in die Erde grub und jedem bei Todesstrafe verbot, hier entlang zu gehen, Fräulein Zeese huschte in einer besonders hübschen Schürze durch Haus und Hof und hatte in den Giebelstuben immer noch etwas zu rücken. Herr Imelmann aber saß in seinem Studio auf der Lauer, „dummes Zeug," sagte er gleichmütig und hielt eine bunte, spitze Zuckertüte aus Glanzpapier, die er noch gestern abend heimlich bei Bindseil im Städtchen erstanden hatte, bereit; selbst Zinke war aufgeregt, verbarg die alte, verbeulte Trompete, die er mal kurze Zeit beim Leibregiment in Frankfurt a. O. geblasen hatte, auf dem Rücken — und plötzlich, auf einen Wink Helwines blies er aus Leibeskräften falsch und gefühlvoll: Muß i denn zum Städtle hinaus — Golo weinte ergriffen, die Kuh auf der Weide brummte, die Schweine ächzten, und dann ging in der Lawendelgasse ein fürchterlicher Böllerschuß los, der Helwine die Nase schwärzte und die Hände verbrannte, so daß sie aufsprang und nur noch vergnügter war, und nun fuhr das Wägelchen, das Fritz Wiese lenkte, in den Hof, und in ihm saß Dina, huldvoll grüßend.

Vater Zinke konnte nichts anderes blasen, sein inniges Abschiedslied verlor immer mehr die Tonart, Mutter Zinke vor ihrer Casa traten die Tränen in die Augen, und ihre stattliche Brust und ihr Bauch wackelten vor Lachen, und nun sprang Dina herab, breitete mit einem königlichen Gruß die Arme, Hanne bekam über einem Schüsselchen mit — Schlagsahne, das sie auf silbernem Tablett trug, einen entzückten Kuß, Helwine bekam einen Kuß auf die geschwärzte Nase, Meta Zeese bekam einen, und nun trat Herr Imelmann gravitätisch mit seinem bunten Tütenrohr heran und gab Dina auch einen Kuß mitten auf den Mund, was selbst Zinke erfreute, daß er gielste und Dina erröten ließ, Meta legte die Hand an den Mund, und Herrn Imelmann befiel ein köstliches Schwindelgefühl vor ihren Lippen, die lächelten oder erschrocken waren, aber ihre Bewegung, die unzweifelhaft ein kräftiger Kuß war, sank wie eine zu süße und zu schwere Speise in seinen Magen hinab.

So. Schluß. Nun war sie da. •

So dachte auch Herr Imelmann und sah den Damen in einer leichten Betrunkenheit nach. Dann ging er in seine Werkstatt zurück, die ihm jetzt ohne die herrliche, negerhafte Zuckertüte kahler und frostiger schien.

Er sah auf die Wand, sah in den Rauchwolken ein Gespenst und fühlte wieder etwas Weiches, Warmes, Duftiges, Schwellendes, Erschütterndes, Berauschendes auf seinen Lippen, das ihn selig und sterbenselend machte — das hätte er lieber nicht tun sollen. Das nicht. Das nicht... (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Mystische Strömungen der Gegenwart

Von Prof. D. Hilbert

Das geistige Leben der einzelnen Persönlichkeiten wie das der Völker ist durchflutet von mannigfaltigen, ja entgegengesetzten Strömungen. Oft bilden sich starke Spannungen, die das Innere qualvoll zu zerreißen drohen. Oft auch glückt es der mächtigeren Strömung, die schwächere zu unterdrücken, so daß sie völlig verschwunden zu sein scheint. Doch angeborne Seelenkräfte lassen sich nicht unterdrücken, und geistige Lebensmächte lassen sich nicht totschlagen. Sie können nur verdrängt werden von der Oberfläche in die Tiefe, aus dem bewußten Leben in das unbewußte; dort leben sie weiter, bis die herrschenden geistigen Strömungen sich ausgelebt und erschöpft haben — dann bringen die scheinbar erstorbenen Kräfte und Richtungen allmählich oder plötzlich wieder aus der Tiefe an die Oberfläche, breiten sich machtvoll aus und verdrängen, was ihnen zuwider ist.

Vor einem solchen Umschwung des geistigen Lebens stehen wir wieder in der Gegenwart. Der himmelstürmende Idealismus der Nachfolger Kants, er war zusammengebrochen unter dem Ansturm des Materialismus. Das stolze Gebäude subjektivistischer Gedankenspekulation ward zertrümmert durch die Ergebnisse der exakten Forschung. Ist aber das mit den Sinnen Wahrnehmbare das allein Wirkliche, so gibt es keine Geheimnisse mehr: alles Seiende läßt sich zurückführen auf Schwingung der Atome, und diese Bewegung läßt sich in mathematische Formeln fassen. „Es gibt nichts Irrationales, es gibt nichts Übervernünftiges."

Doch Geist und Seele sind Wirklichkeiten, die sich nicht ignorieren lassen. Früher oder später mußte den Menschen das Grausen überfallen über diese entseelte und entgottete Welt, die ihm angepriesen war als das allein Wirkliche. Früher oder später mußte den Menschen die Wut packen wider eine Philosophie, die ihm das große Rätsel des Lebens so gar nicht zu deuten vermochte, mußte er irre werden an einer Wissenschaft, die für das Leben, das er im eigenen Innersten sich regen spürte, so gar kein Verständnis besaß. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts — jetzt verstand er seinen Goethe: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen —" und damit war er reif für die Mystik!

Schon seit Jahrzehnten bereitete sich ihr Kommen vor; zu der das Geistesleben geradezu bestimmenden Macht ward sie durch den Weltkrieg und seine Schrecken. Jetzt ward die Sehnsucht übermächtig: ich will frei werden von dieser furchtbaren Welt, die mich leiblich und seelisch zerdrückt, frei von der Ohnmacht und Enge des individuellen Lebens, frei von all der inneren Zerrissenheit und Zersplitterung, die die Folge ist unsrer buntscheckigen Kultur. Das Endliche sucht Ruhe im Unendlichen. Das ist die herrschende Stimmung der Gegenwart: sie ist mystisch geworden!

Doch was ist eigentlich Mystik? Das Ziel ist immer das gleiche: der Mystiker will das Einssein mit dem Unendlichen, das Einssein mit dem Urgrund der Welt, das Einssein mit der Gottheit. Der Mystiker will nicht nur ein Wissen von „Gott", er will „Gott" haben, er will eine wirkliche Vereinigung mit „Gott".

Dabei ist ohne weiteres klar: nicht alles Mystische ist Mystik. Mystisch ist jedes Empfinden für das Geheimnis des Lebens, für das Heimliche und Unheimliche, für das Rätselhafte und Irrationale, für das, was sich mit den fünf Sinnen nicht ergreifen noch begreifen läßt. Zur Mystik aber wird dieses mystische Gefühl erst, wenn dazu der Wille tritt, sich diesem Geheimnisvollen hinzugeben und mit ihm in unmittelbare Lebensgemeinschaft zu treten: sie ist „die Flucht des Einsamen zum Einsamen" (Plotin). Religiös endlich wird diese Mystik erst dann, wenn damit akosmische Erlebnisse sich verbinden, wenn nicht diese Welt der Erscheinung als das wahrhafte Sein, das Ewige und Göttliche begriffen und ergriffen wird, sondern das Hintersinnliche und Übersinnliche, das Übernatürliche, Übergeschichtliche, Überweltliche.

Wenn wir nunmehr den Blick auf das Leben der Gegenwart lenken, so treten uns vor allem drei mystische Strömungen entgegen*). Diejenige geistige Strömung, die sich uns zunächst aufdrängt, ist der sogenannte Okkultismus. Man unterscheidet einen exoterischen und einen esoterischen Okkultismus. Ersterer, der Spiritismus, sucht mit mechanischen Hilfsmitteln, wie die exakten Wissenschaften sie zur Erforschung der Körperwelt anwenden, einzudringen in die verborgene geistige Welt, die hinter der Welt der Erscheinungen liegt. Der esoterische Okkultismus dagegen, die Theosophie und Anthroposophie, glaubt, mit Hilfe der sogenannten magischen Fähigkeiten der Seele die Welt des Geistes und der Geister erkennen und erforschen zu können.

Beide Bewegungen haben eine viel größere

---

*) Daß es im Rahmen eines kurzen Aufsatzes nur möglich ist, das Allerwichtigste in knappster Form herauszuarbeiten, liegt auf der Hand.

Digitized by Google

Zahl von Anhängern und Gläubigen um sich zu sammeln verstanden, als man gemeiniglich ahnt, und ohne Zweifel breiten sie sich noch immer weiter aus. Wer will die Massen zählen, die in Stadt und Land in geheimen spiritistischen Sitzungen sich sammeln? Daß aber vor allem Rudolf Steiners Anthroposophische Gesellschaft mehrere Tausende von Mitgliedern zählt, daß sie auch unter der akademischen Jugend begeisterte Zustimmung gefunden hat, ist allbekannt. Jedenfalls ist der Okkultismus, als Spiritismus wie als Theosophie, eine Macht geworden im Geistesleben der Gegenwart, an der man nicht mehr mit einem mitleidigen Achselzucken vorübergehen kann.

⌘ ⌘ ⌘

Was will der Spiritismus? Er will den Tatsachenbeweis in exakter, also unwiderleglicher Weise durch das Experiment erbringen, daß es eine Geisterwelt und eine Unsterblichkeit der Seele gibt, daß die Toten leben, daß sie mit den Überlebenden in Verkehr treten. Das ist ohne allen Zweifel mystisch: ein Einbruch in die übersinnliche Welt, ein Sich-Erschließen der geheimnisvollen, verborgenen Wirklichkeit, die der Untergrund dieser sichtbaren Welt der Körperlichkeit ist. Aber von eigentlicher Mystik kann nicht die Rede sein; denn alle diese „Forschungen" dringen nur ein in die Welt des Geistes, die uns umgibt, nicht aber erstreben sie ein unmittelbares Einssein mit dem Urgrund alles Seins, mit dem Universum, mit der Gottheit: sie bleiben nur an der Oberfläche — die Tiefe der Welt ist diesem Okkultismus verschlossen.

Danach bestimmt sich der Wert, den der Spiritismus für den nach Wahrheit und Leben ringenden Menschen besitzt. Selbst wenn der Spiritismus recht hätte mit seinen Behauptungen, was wäre damit gewonnen? Man muß sich immer aufs neue wundern über die unsagbare Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit derer, die sich mit diesen armseligen „Offenbarungen" aus der jenseitigen Welt zufrieden geben können, und über den naiven Optimismus, der darüber in Entzücken gerät! Was kommt denn heraus in all diesen Geheimsitzungen? Die Geister der Toten erscheinen in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt und treten mit den Zurückgebliebenen in Verkehr. Ich frage: ist wirklich die damit „bewiesene" Unsterblichkeit der Seele ohne weiteres und in jedem Falle ein Gut? Oder beweist das, was man von den Geistern sieht und hört, daß ihr Dasein beneidenswert ist? Das geistige Leben, das sie offenbaren, ist unsagbar armselig: nichts als Trivialität und Banalitäten, eitel Nichtigkeiten und Albernheiten! Davon, daß es im Jenseits eine Höherentwicklung des Geistes gibt, ein tieferes Erfassen der Wahrheit, ein wirkliches Eindringen in das Geheimnis des Lebens der Welt, der Gottheit, auch nicht eine Spur! Vor allem, wenn sie über religiös-sittliche Fragen sich zu äußern beginnen, welch ein ödes Salbadern! Und welchem tieferen Gemüt kann der oberflächliche, äußere Verkehr genügen, der hier mit der Welt des Geistes eröffnet wird! Das tiefe mystische Sehnen der Seele begehrt ein tieferes Einssein mit der Überwelt und wahrlich nicht nur mit den Geistern der Abgeschiedenen! Es mag sein, daß der Spiritismus manch einem im Materialismus seelisch Erstickten den Sinn wieder geweckt hat für die Tiefen des Daseins, für das Geheimnis des Lebens — wer hier aber seine letzte Befriedigung sucht, richtet sich selbst.

Dabei ist die Wahrheitsfrage noch gar nicht gestellt. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, sie so im Vorbeigehen zu erledigen. Nur kurz andeutend sei folgendes erwähnt. Es steht fest, daß der Spiritismus ein ergiebiges Feld für Betrüger ist. Ein Medium nach dem anderen wird entlarvt. Ein geschickter Taschenspieler kann die Klopftöne hervorbringen mit den Zehen, das Kratzen des Griffels auf der Schreibtafel mit den Fingernägeln, kann die Fesseln lösen, die ihn umschlingen, wie Tische und Stühle zum Schweben bringen und Materialisationen geistiger Vorgänge vortäuschen. Sorgen doch die Medien in der Regel dafür, daß eine sichere Beobachtung unmöglich wird; auch kennen wir jetzt erst die ungeheure Macht der Suggestion. — Andre Erscheinungen erklären sich aus uns bisher unbekannten Kräften unsrer Seele. Daß es ein Fernwirken und ein Fernsehen gibt, ist meines Erachtens eine Tatsache: die Seelen können miteinander in Verbindung treten und können Dinge wahrnehmen ohne Vermittlung durch die Sinne — wie viele geheimnisvolle Mitteilungen, die aus der „Geisterwelt" stammen sollen, lassen sich damit restlos erklären! Denen, die solche Offenbarungen empfangen, braucht dies durchaus nicht bewußt zu sein. Die Wissenschaft kennt heutzutage eine Zerspaltung des Bewußtseins: die innere Einheit kann soweit zerrissen werden, daß der Mensch geradezu ein seelisches Doppelleben führt. Besonders in der Hypnose und bei Hysterischen findet sich dieser Zustand.

Allerdings scheinen doch Tatbestände vorzuliegen, die bislang jeder wissenschaftlichen Erklärung spotten. Die Spiritisten erklären sie als „spiritistische" Phänomene, d. h. sie führen sie zurück auf das Eingreifen transzendentaler Subjekte, der „Geister". Die Wissenschaft lehnt solche Erklärungen ab. Jede echte Religion aber, vor allem Judentum und Christentum, verwirft das Befragen der Toten von vornherein und grundsätzlich als Magie. Denn Magie ist ihr nicht eine Vorstufe wahrer Frömmigkeit, sondern ihr Gegensatz. Wer mit der Geisterwelt Verbindung sucht, verliert darüber Gott.

⌘ ⌘ ⌘

Unvergleichlich tiefer als der Spiritismus ist die Theosophie, ist vor allem Steiners Anthroposophie — sie lehnt mit Recht jedes

Digitized by Google

Zusammenwerfen mit dem Spiritismus ab. Worin besteht ihr Wesen? Sie lehrt, die in jedem Menschen keimartig schlummernden höheren Geistesorgane zu wecken und zu entfalten und dadurch ihm die Fähigkeit zu verleihen zur Erkenntnis höherer Welten zwecks Höherbildung des Menschen wie des ganzen Kosmos. Steiners Anthroposophie ist demnach nicht eigentliche Mystik, d. h. sie will nicht zum unmittelbaren Einssein mit Gott führen; aber sie ist sehr stark mystisch geartet: sie will „Geheimwissenschaft" sein, sie will das Geheimnis des Menschen und das Geheimnis der Welt deuten, sie will „in dem Sinnlichen ein Übersinnliches unmittelbar anzuschauen" lehren. Jedenfalls meinen viele in dieser Geheimlehre Befriedigung zu finden für das mystische Sehnen ihrer Seele.

Steiner behauptet, daß es möglich und notwendig sei, in jedem Menschen die in ihm liegende Fähigkeit zum Hellsehen zu entwickeln. Die Seele muß dazu gelöst werden von dem Gehirninstrument; es gilt die Hellseherorgane zu entfalten, die „Lotosblumen" oder „Räder", die sich zwischen den Augen, in der Nähe des Kehlkopfes, in der Gegend des Herzens, in der Nähe der Magengrube und im Unterleib befinden, bis es zur Geburt des höheren Ich kommt.

Der Weg zur Heranbildung des höheren Bewußtseins, der Pfad der Erkenntnis ist ein vierfacher. Doch gehen ihm als Vorbereitung voraus der Pfad der Devotion und der der ethischen Schulung. Der Geistesschüler muß als Grundstimmung festhalten die Verehrung: nur wenn er es lernt, das kritische Urteil zurückzuhalten, nur dann kann er zur Höhe des Geistes geführt werden. Dazu müssen alle Eigenschaften, die die Entwicklung der höheren Fähigkeiten hemmen, wie Ungeduld, Unwahrhaftigkeit, Ehrgeiz u. dergl. unterdrückt: und alles, was sie fördert, fortgesetzt gepflegt werden. In dieser Geisteshaltung allein kann der Pfad der Erkenntnis erfolgreich beschritten werden.

Der erste Pfad der Erkenntnis ist die Konzentration — auf ihm lernt der Mensch sich selbst gehorchen. Ihm schließt sich an die Meditation — der Geheimschüler lernt das Denken des Denkens: während das gewöhnliche Bewußtsein rasch ermattet beim Festhalten eines Gedankens, werden hier alle dazwischenspringende Gedanken abgewehrt, bis die Gedanken das Wirkliche merken. Der dritte Pfad ist die Pflege des Traumlebens, durch die es gelingen soll, die Kontinuität des Bewußtseins zu bewahren. Endlich wird eine Umgestaltung des Innern bewirkt durch die besinnliche Lektüre „geistvoller Bücher". Geschieht dies also, dann kommt es zur Zerspaltung der Persönlichkeit: die höheren Wahrnehmsorgane werden frei von dem Gebundensein an die sinnlichen Organe: das Geistesauge sieht „geistige Linien und Figuren", sieht „seelische und geistige Farben"; der Mensch erschaut seine eigene Wesenheit, dann die der Welt und schließlich die wahre Heimat der Seele, „das Geisterland". — Zunächst schaut er das siebenfache Wesen des Menschen: er sieht nicht nur den physischen Leib, sondern den Lebensleib oder Ätherleib, den Seelenleib oder Astralleib und endlich das Ich, das den Menschen zum Menschen macht; darüber erhebt sich die „höhere Dreiheit des Menschen": der durchgeistigte Astralleib (Manas), der durchgeistigte Ätherleib (Buddhi), der durchgeistigte physische Leib (Atma). — Dementsprechend verläuft auch die ganze Weltentwicklung in sieben Stufen: das Saturndasein, Sonnendasein, Monddasein, Erdendasein — so weit sind wir jetzt; es folgen noch das Jupiter-, Venus- und Vulkandasein. Diese ganze Weltentwicklung liest der Hellseher ab aus der Akashachronik: er erkennt die Spuren der Vergangenheit wie die Keime der Zukunft. — Schließlich schaut der Seher noch das Geisterland: in ihm leben die Urbilder der irdischen Abbilder, die Urbilder der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, aber auch Wesenheiten rein geistiger Art. Hier im Geisterland bekleidet sich die geistige Wesenheit des Menschen mit dem Astralleib und Ätherleib und geht dann in den physischen Leib ein, den das Kind von den Eltern erbt. Im Tode legt das Ich einen Leib nach dem anderen allmählich ab und geht dann, bereichert um den Inhalt seines Erdenlebens, in die Geisterwelt ein; hier reift es weiter im Verkehr mit anderen Wesenheiten, um dann eine neue Inkarnation einzugehen bis zur Vollendung. Wie der Mensch, so ist die ganze Welt in stetem Aufstieg begriffen, bis zuletzt Gott sein wird alles in allem — Gott ist das geistige All. — Der, der diese Entwicklung durch Überwindung des bösen Einflusses Ahrimans zum Siege bringt, ist Christus. Er ist aber bei Steiner durchaus etwas andres als der biblische Jesus von Nazareth; vielmehr ist er eine „kosmische Individualität": Christus ist der Herr der Sonne, der nur bei der Taufe zum Ich Jesu ward, um ihn bei seiner Gefangennahme zu verlassen und im „Mysterium von Golgatha" zum Geist der Erde zu werden — Christus der Erde Geist, die Erde Christi Leib. Das Christus-Ich ist der Mittelpunktsgeist der Erde, jedes menschliche Ich findet in ihm seinen Urgrund.

Es ist ein gewaltiges Phantasiebild, das Steiner uns entwirft — ist es Wahrheit? Steiner behauptet, seine Anthroposophie sei „Wissenschaft". Er versucht auch ohne Zweifel, sie der Wissenschaft anzupassen; vor allem stammt sein optimistischer Glaube an die stete Höherentwicklung der Welt aus dem modernen Entwicklungsgedanken. Im großen ganzen aber steht seine Geheimwissenschaft mit ihrer grausen Phantastik in allerschroffstem Gegensatz zu wissenschaftlichem Denken und wissenschaftlichem Forschen — das bedarf gar keines Beweises. Er huldigt vor allem einem geradezu naiven Realismus: alle seine Schauungen nehmen er und seine

Digitized by Google

Zahl von Anhängern und Gläubigen um sich zu sammeln verstanden, als man gemeiniglich ahnt, und ohne Zweifel breiten sie sich noch immer weiter aus. Wer will die Massen zählen, die in Stadt und Land in geheimen spiritistischen Sitzungen sich sammeln? Daß aber vor allem Rudolf Steiners Anthroposophische Gesellschaft mehrere Tausende von Mitgliedern zählt, daß sie auch unter der akademischen Jugend begeisterte Zustimmung gefunden hat, ist allbekannt. Jedenfalls ist der Okkultismus, als Spiritismus wie als Theosophie, eine Macht geworden im Geistesleben der Gegenwart, an der man nicht mehr mit einem mitleidigen Achselzucken vorübergehen kann.

⌘ ⌘ ⌘

Was will der Spiritismus? Er will den Tatsachenbeweis in exakter, also unwiderleglicher Weise durch das Experiment erbringen, daß es eine Geisterwelt und eine Unsterblichkeit der Seele gibt, daß die Toten leben, daß sie mit den Überlebenden in Verkehr treten. Das ist ohne allen Zweifel mystisch: ein Einbruch in die übersinnliche Welt, ein Sich-Erschließen der geheimnisvollen, verborgenen Wirklichkeit, die der Untergrund dieser sichtbaren Welt der Körperlichkeit ist. Aber von eigentlicher Mystik kann nicht die Rede sein; denn alle diese „Forschungen" dringen nur ein in die Welt des Geistes, die uns umgibt, nicht aber erstreben sie ein unmittelbares Einssein mit dem Urgrund alles Seins, mit dem Universum, mit der Gottheit: sie bleiben nur an der Oberfläche — die Tiefe der Welt ist diesem Okkultismus verschlossen.

Danach bestimmt sich der Wert, den der Spiritismus für den nach Wahrheit und Leben ringenden Menschen besitzt. Selbst wenn der Spiritismus recht hätte mit seinen Behauptungen, was wäre damit gewonnen? Man muß sich immer aufs neue wundern über die unsagbare Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit derer, die sich mit diesen armseligen „Offenbarungen" aus der jenseitigen Welt zufrieden geben können, und über den naiven Optimismus, der darüber in Entzücken gerät! Was kommt denn heraus in all diesen Geheimsitzungen? Die Geister der Toten erscheinen in sinnlich wahrnehmbarer Gestalt und treten mit den Zurückgebliebenen in Verkehr. Ich frage: ist wirklich die damit „bewiesene" Unsterblichkeit der Seele ohne weiteres und in jedem Falle ein Gut? Oder beweist das, was man von den Geistern sieht und hört, daß ihr Dasein beneidenswert ist? Das geistige Leben, das sie offenbaren, ist unsagbar armselig: nichts als Trivialität und Banalitäten, eitel Nichtigkeiten und Albernheiten! Davon, daß es im Jenseits eine Höherentwicklung des Geistes gibt, ein tieferes Erfassen der Wahrheit, ein wirkliches Eindringen in das Geheimnis des Lebens der Welt, der Gottheit, auch nicht eine Spur! Vor allem, wenn sie über religiös-sittliche Fragen sich zu äußern beginnen, welch ein ödes Salbadern! Und welchem tieferen Gemüt kann der oberflächliche, äußere Verkehr genügen, der hier mit der Welt des Geistes eröffnet wird! Das tiefe mystische Sehnen der Seele begehrt ein tieferes Einssein mit der Überwelt und wahrlich nicht nur mit den Geistern der Abgeschiedenen! Es mag sein, daß der Spiritismus manch einem im Materialismus seelisch Erstickten den Sinn wieder geweckt hat für die Tiefen des Daseins, für das Geheimnis des Lebens — wer hier aber seine letzte Befriedigung sucht, richtet sich selbst.

Dabei ist die Wahrheitsfrage noch gar nicht gestellt. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, sie so im Vorbeigehen zu erledigen. Nur kurz andeutend sei folgendes erwähnt. Es steht fest, daß der Spiritismus ein ergiebiges Feld für Betrüger ist. Ein Medium nach dem anderen wird entlarvt. Ein geschickter Taschenspieler kann die Klopftöne hervorbringen mit den Zehen, das Kratzen des Griffels auf der Schreibtafel mit den Fingernägeln, kann die Fesseln lösen, die ihn umschlingen, wie Tische und Stühle zum Schweben bringen und Materialisationen geistiger Vorgänge vortäuschen. Sorgen doch die Medien in der Regel dafür, daß eine sichere Beobachtung unmöglich wird; auch kennen wir jetzt erst die ungeheure Macht der Suggestion. — Andre Erscheinungen erklären sich aus uns bisher unbekannten Kräften unsrer Seele. Daß es ein Fernwirken und ein Fernsehen gibt, ist meines Erachtens eine Tatsache: die Seelen können miteinander in Verbindung treten und können Dinge wahrnehmen ohne Vermittlung durch die Sinne — wie viele geheimnisvolle Mitteilungen, die aus der „Geisterwelt" stammen sollen, lassen sich damit restlos erklären! Denen, die solche Offenbarungen empfangen, braucht dies durchaus nicht bewußt zu sein. Die Wissenschaft kennt heutzutage eine Zerspaltung des Bewußtseins: die innere Einheit kann soweit zerrissen werden, daß der Mensch geradezu ein seelisches Doppelleben führt. Besonders in der Hypnose und bei Hysterischen findet sich dieser Zustand.

Allerdings scheinen doch Tatbestände vorzuliegen, die bislang jeder wissenschaftlichen Erklärung spotten. Die Spiritisten erklären sie als „spiritistische" Phänomene, d. h. sie führen sie zurück auf das Eingreifen transzendentaler Subjekte, der „Geister". Die Wissenschaft lehnt solche Erklärungen ab. Jede echte Religion aber, vor allem Judentum und Christentum, verwirft das Befragen der Toten von vornherein und grundsätzlich als Magie. Denn Magie ist ihr nicht eine Vorstufe wahrer Frömmigkeit, sondern ihr Gegensatz. Wer mit der Geisterwelt Verbindung sucht, verliert darüber Gott.

⌘ ⌘ ⌘

Unvergleichlich tiefer als der Spiritismus ist die Theosophie, ist vor allem Steiners Anthroposophie — sie lehnt mit Recht jedes

Digitized by Google

Zusammenwerfen mit dem Spiritismus ab. Worin besteht ihr Wesen? Sie lehrt, die in jedem Menschen keimartig schlummernden höheren Geistesorgane zu wecken und zu entfalten und dadurch ihm die Fähigkeit zu verleihen zur Erkenntnis höherer Welten zwecks Höherbildung des Menschen wie des ganzen Kosmos. Steiners Anthroposophie ist demnach nicht eigentliche Mystik, d. h. sie will nicht zum unmittelbaren Einssein mit Gott führen; aber sie ist sehr stark mystisch geartet: sie will „Geheimwissenschaft" sein, sie will das Geheimnis des Menschen und das Geheimnis der Welt deuten, sie will „in dem Sinnlichen ein Übersinnliches unmittelbar anzuschauen" lehren. Jedenfalls meinen viele in dieser Geheimlehre Befriedigung zu finden für das mystische Sehnen ihrer Seele.

Steiner behauptet, daß es möglich und notwendig sei, in jedem Menschen die in ihm liegende Fähigkeit zum Hellsehen zu entwickeln. Die Seele muß dazu gelöst werden von dem Gehirninstrument; es gilt die Hellseherorgane zu entfalten, die „Lotosblumen" oder „Räder", die sich zwischen den Augen, in der Nähe des Kehlkopfes, in der Gegend des Herzens, in der Nähe der Magengrube und im Unterleib befinden, bis es zur Geburt des höheren Ich kommt.

Der Weg zur Heranbildung des höheren Bewußtseins, der Pfad der Erkenntnis ist ein vierfacher. Doch gehen ihm als Vorbereitung voraus der Pfad der Devotion und der der ethischen Schulung. Der Geistesschüler muß als Grundstimmung festhalten die Verehrung: nur wenn er es lernt, das kritische Urteil zurückzuhalten, nur dann kann er zur Höhe des Geistes geführt werden. Dazu müssen alle Eigenschaften, die die Entwicklung der höheren Fähigkeiten hemmen, wie Ungeduld, Unwahrhaftigkeit, Ehrgeiz u. dergl. unterdrückt: und alles, was sie fördert, fortgesetzt gepflegt werden. In dieser Geisteshaltung allein kann der Pfad der Erkenntnis erfolgreich beschritten werden.

Der erste Pfad der Erkenntnis ist die Konzentration — auf ihm lernt der Mensch sich selbst gehorchen. Ihm schließt sich an die Meditation — der Geheimschüler lernt das Denken des Denkens: während das gewöhnliche Bewußtsein rasch ermattet beim Festhalten eines Gedankens, werden hier alle dazwischenspringende Gedanken abgewehrt, bis die Gedanken das Wirkliche merken. Der dritte Pfad ist die Pflege des Traumlebens, durch die es gelingen soll, die Kontinuität des Bewußtseins zu bewahren. Endlich wird eine Umgestaltung des Innern bewirkt durch die besinnliche Lektüre „geistvoller Bücher". Geschieht dies also, dann kommt es zur Zerspaltung der Persönlichkeit: die höheren Wahrnehmsorgane werden frei von dem Gebundensein an die sinnlichen Organe: das Geistesauge sieht „geistige Linien und Figuren", sieht „seelische und geistige Farben"; der Mensch erschaut seine eigene Wesenheit, dann die der Welt und schließlich die wahre Heimat der Seele, „das Geisterland". — Zunächst schaut er das siebenfache Wesen des Menschen: er sieht nicht nur den physischen Leib, sondern den Lebensleib oder Ätherleib, den Seelenleib oder Astralleib und endlich das Ich, das den Menschen zum Menschen macht; darüber erhebt sich die „höhere Dreiheit des Menschen": der durchgeistigte Astralleib (Manas), der durchgeistigte Ätherleib (Buddhi), der durchgeistigte physische Leib (Atma). — Dementsprechend verläuft auch die ganze Weltentwicklung in sieben Stufen: das Saturndasein, Sonnendasein, Monddasein, Erdendasein — so weit sind wir jetzt; es folgen noch das Jupiter-, Venus- und Vulkandasein. Diese ganze Weltentwicklung liest der Hellseher ab aus der Akashachronik: er erkennt die Spuren der Vergangenheit wie die Keime der Zukunft. — Schließlich schaut der Seher noch das Geisterland: in ihm leben die Urbilder der irdischen Abbilder, die Urbilder der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere, der Menschen, aber auch Wesenheiten rein geistiger Art. Hier im Geisterland bekleidet sich die geistige Wesenheit des Menschen mit dem Astralleib und Ätherleib und geht dann in den physischen Leib ein, den das Kind von den Eltern erbt. Im Tode legt das Ich einen Leib nach dem anderen allmählich ab und geht dann, bereichert um den Inhalt seines Erdenlebens, in die Geisterwelt ein; hier reift es weiter im Verkehr mit anderen Wesenheiten, um dann eine neue Inkarnation einzugehen bis zur Vollendung. Wie der Mensch, so ist die ganze Welt in stetem Aufstieg begriffen, bis zuletzt Gott sein wird alles in allem — Gott ist das geistige All. — Der, der diese Entwicklung durch Überwindung des bösen Einflusses Ahrimans zum Siege bringt, ist Christus. Er ist aber bei Steiner durchaus etwas andres als der biblische Jesus von Nazareth; vielmehr ist er eine „kosmische Individualität": Christus ist der Herr der Sonne, der nur bei der Taufe zum Ich Jesu ward, um ihn bei seiner Gefangennahme zu verlassen und im „Mysterium von Golgatha" zum Geist der Erde zu werden — Christus der Erde Geist, die Erde Christi Leib. Das Christus-Ich ist der Mittelpunktsgeist der Erde, jedes menschliche Ich findet in ihm seinen Urgrund.

Es ist ein gewaltiges Phantasiebild, das Steiner uns entwirft — ist es Wahrheit? Steiner behauptet, seine Anthroposophie sei „Wissenschaft". Er versucht auch ohne Zweifel, sie der Wissenschaft anzupassen; vor allem stammt sein optimistischer Glaube an die stete Höherentwicklung der Welt aus dem modernen Entwicklungsgedanken. Im großen ganzen aber steht seine Geheimwissenschaft mit ihrer grausen Phantastik in allerschroffstem Gegensatz zu wissenschaftlichem Denken und wissenschaftlichem Forschen — das bedarf gar keines Beweises. Er huldigt vor allem einem geradezu naiven Realismus: alle seine Schauungen nehmen er und seine

Digitized by Google

Gläubigen ohne weiteres für objektive Wahrheit. Wie steht es damit aus? Bürgt etwa der Yogaweg dafür? Gewiß, dies Hellsehen ist ein Schauen bei vollem Bewußtsein, eine stete Kritik der Schauungen durch den Schauenden selbst wäre an und für sich möglich. Aber ist nicht jede Prüfung mittels des Verstandes grundsätzlich durch die Natur des Objekts verwehrt, das „Okkult“, d. h. dem kritischen Verstand verborgen ist? Und wird nicht diese Kritik von vornherein durch die Forderung fortgesetzter Devotion unmöglich gemacht? Ist nicht diese ganze raffinierte Technik eine einzige Anleitung zur Selbstsuggestion? Gewiß ist das Hellsehen eine Tatsache, aber sonst handelt es sich um das Schauen von zweifellos objektiven Größen, hier aber handelt es sich um die übersinnliche Welt, die erst durch den „okkulten Training“ geschaffen werden muß. Denn nicht absichtslos, überwältigend, von oben erfolgt hier die Erkenntnis der höheren Welt, sondern sie ist ein Produkt mühseliger Selbstdressur. Bedenklich macht endlich die Tatsache, daß, wie jeder Kenner weiß, Steiners Geheimwissenschaft zum weitaus größten Teile aus Indien stammt; sie ist weder ursprünglich noch etwa aus germanischem Geist erwachsen, geschweige denn die Vollendung dessen, was ein Goethe und ein Schiller gewollt, wie man uns aufreden will. Daher auch das Kalt-Berechnende, das Schwunglose in dem ganzen System! Kurzum: es ist in keiner Weise gelungen, den Nachweis zu erbringen, daß diese Schauungen mehr sind als subjektive Halluzinationen, denen jegliche Objektivität abgeht.

Doch selbst wenn Steiners Geheimwissenschaft Wahrheit enthielte — ist wirklich das, was sie lehrt, so wertvoll für den Menschen, als es behauptet wird? Man rühmt, daß sie den Materialismus endgültig besiege; aber ist sie nicht in Wahrheit ein „übersinnlicher Materialismus“, der eine verzweifelte Ähnlichkeit besitzt mit dem Magismus der Primitiven? Steiner materialisiert den Geist und vergeistigt die Materie — beides im Widerspruch mit der Wirklichkeit des Geistes wie der Materie. Wie will man Materialismus wirklich überwinden und entwurzeln durch Materialismus? Das heißt in der Tat den Teufel austreiben durch Beelzebub. — Man rühmt ferner, daß Steiner die Basis schaffe für die Religion, für das Christentum, daß er die religiöse Empfänglichkeit stärke und verfeinere, ja, daß er den religiösen Glauben als wahr erweise durch seine „höhere Erkenntnis“. In Wahrheit aber bedeutet Steiners Geisteswissenschaft, die, wie er selbst lehrt, „an die Stelle des Glaubens das volle Wissen setzt“, eine Rationalisierung der Religion, d. h. ihren Tod; die Religion ist nicht ein Erkennen, sondern ein Erleben, nicht ein Haben der Überwelt im Intellekt, sondern ein Haben Gottes in objektiver Wirklichkeit. „Nicht das Wissen, sondern das Gewissen, nicht das Erkennen, sondern die sittliche Tat ist insonderheit dem Christentum der Weg zu Gott“. Inhaltlich aber betrachtet: wie soll eine Anschauung mit dem Christentum im Bunde übereinstimmen, die statt der Erlösung des Menschen durch Gott in Wahrheit die Erlösung Gottes durch den Menschen lehrt? — Man rühmt endlich die Anthroposophie wegen ihrer ethischen Kraft. Ohne Zweifel können die seelischen Übungen der sittlichen Entwicklung diensam sein; auch darf niemand den hohen sittlichen Ernst der Forderungen verkennen, die hier erhoben werden. Aber Tatsache bleibt, daß bei Steiner eine völlige Umwertung eintritt: ihm ist nicht das Intellektuelle ein Mittel zum Zweck des Ethischen, sondern das Ethische ein Mittel zum Zweck des Intellektuellen! Das Hellsehen selbst ist „jenseits von Gut und Böse“! Alles in allem: bei aller Anerkennung im einzelnen betrachtet ist Steiners Anthroposophie ein Indisierungsversuch unseres christlich-germanischen Geisteslebens. Würde er gelingen, so würde dieser Geist noch verwüstender für unsere geistige Kraft sein, als es in seinem Heimatlande der Fall war.

⁂ ⁂ ⁂

Zu Spiritismus und Theosophie, die beide aus mystischem Triebe erwachsen, aber doch nicht eigentliche Mystik sind, gesellt sich im Geistesleben der Gegenwart eine dritte starke Strömung: die sogenannte Neumystik. Allerdings: eigentlich ist es eine Vermessenheit, heute schon sie schildern und beurteilen zu wollen; denn unübersehbar breit ist ihr Strom, in allen Farben schillert ihr Bild, alles ist noch im Fluß. Gleichwohl werden sich gewisse gemeinsame Züge herausarbeiten lassen, so daß trotz aller Verschiedenheit die Zusammenfassung unter einem einheitlichen Namen gerechtfertigt erscheint.

Die Neumystik nahm ihren Anfang als Naturmystik. Während die Theosophie ein Fremdgewächs ist aus Indiens Wunderwelt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die deutsche Naturmystik aus selbständigem inneren Erleben stammt. Hier ist nichts von kühler Berechnung, sondern glutvollste Anteilnahme des innersten Gemüts: unsere Neumystiker schaffen mit dem Herzen. Das ist's, was an dieser Bewegung trotz allem, was sie Gefährliches in sich birgt, wohltuend berührt.

Bedeutsam ist, daß sie entstanden ist in monistischen Kreisen. Als ihr Begründer gilt Julius Hart; der Friedrichshagener Kreis hat sie vor allem getragen. Das erscheint mir kein Zufall: gerade der materialistische Monismus konnte tiefere und künstlerisch schöpferische Naturen auf die Dauer am wenigsten befriedigen. Die gesamte mechanistische Naturauffassung, die das All anschauen lehrte als einen toten Mechanismus ohne Leben und ohne Seele, mußte ihnen unerträglich werden. So ist es ungemein interessant, den mystischen, um nicht zu sagen religiösen Trieb in den früheren Schriften eines Bölsche zu beobachten. Der

Digitized by Google

Monismus verbannt das Wunder, Bölsche aber kann die Sehnsucht nach dem Wunder und dem Wunderbaren in sich nicht ertöten, so sucht er sie zu befriedigen in der Hingabe an die Natur. Julius Hart aber weist dieser Sehnsucht neue Ziele: nicht nach außen, sondern nach innen; er setzt echt mystisch das Ich wieder in den Mittelpunkt, aus dem es verdrängt worden war.

Dieses Ich wird nun aber nicht etwa isoliert oder in Gegensatz gebracht zu Gott und Welt, sondern Hart bleibt Monist auch als Mystiker: in diesem Ich wird Welt und Gott erkannt. „Gott, Welt und Ich sind ein einziges nur.“ Alle Schranken fallen dahin: „Jedes Molekül ist die Welt.“ „Du, du selber bist dieses All, und dieses All ist nichts als dein Ich.“ So kann das Ich sagen: „Ich bin das Ein-Ich, und außer mir gibt es nichts.“ „Ich bin alles.“ Wütend erhebt sich Hart wider den Gottesglauben: „Er, er allein ist der Inbegriff all eures Elends.“ „Ich bin das Welt-Ich.“ „Ich bin Gott.“ „Düsterprächtig ertönt durch alle Mystik der letzte Schrei der Freiheit: Gott ist Kot.“

Hier wird der innerste Trieb offenbar zu dieser Alleinheitslehre: der Trieb zur Selbstvergötterung. Man erklärt sich eins mit Gott und Welt, um das Ich zum Gott der Welt zu machen. Was ist dagegen Nietzsche? Der monistische Mystiker bekennt sich nicht nur als „Übermensch, sondern als Übergott“. Da Ich und Welt und Gott eins sind, so wird das Ich zum Weltenschöpfer. „Das Ich ist der große Dichter des Seins, und die Welt ist seine Dichtung.“ In diesem Glauben besitzt der moderne Mystiker die volle Erlösung. Er ist erlöst von der Furcht des Todes! Es gibt keine Gegensätze. Alle Widersprüche entstehen nur in unserem Denken, unserem begrifflichen Denken. Die moderne Mystik verwirft daher allen Rationalismus: Nicht die „Idee“, sondern die „Wirklichkeit“, nicht der Begriff, sondern die Anschauung, nicht die Logik des Verstandes, sondern die Logik des Herzens, nicht die Wissenschaft, sondern die Kunst. Es gibt keine Gegensätze, sondern alles ist Verwandlung: „Alles ist Ruhe — alles ist Bewegung. Alles ist Geist — alles ist Stoff. Alles ist Form — alles ist Wesen. Alles ist Sterben — alles ist Leben. Unablässig verwandelt sich eins ins andere, und Du bist Ich. Die Welt um mir ist die Welt außer mir.“

In diesem Glauben wird endlich auch überwunden: „der letzte Gott“. Es ist psychologisch ungemein interessant, was den Monisten bis zuletzt einengte und quälte: es ist „der Gott der Kausalität“, der allbeherrschende Begriff der modernen Wissenschaft. Kausalität ist nur reine Vorstellung; alles aber ist Anschauung. Damit ist die volle Erlösung erlebt im Sinne dieser monistischen Mystiker: die Erlösung nicht von der Sünde, sondern von dem Kausalnexus. „Die Lehre vom Welt-Ich ist die große Erlösung.“

Es liegt auf der Hand, daß diese Alleinheitslehre ebensogut wie die Grundlage der Selbstvergötterung, so auch die der Weltvergötterung sein kann. So erklärt sich die oft alles Maß überschreitende Welttrunkenheit. Eine Loslösung von der sinnlichen Welt zur Erhebung in die übersinnliche Welt gibt es dort nicht, wo Ich und Gott und Welt in eins gesetzt sind. Dann kann es keinen Kampf gegen die Sinnlichkeit geben. Vielmehr „alles Sein und Leben ist nichts als ewiges Zeugen und Gebären“. Das Geschlechtliche wird zum Heiligsten des Menschen, und „das Problem von der Zeugung ist das eigentlichste und innerlichst-religiöse Problem“. „Die Phallusreligion machte die Materie zur Gottheit, die Liebesreligion die Empfindung und den Geist.“ „Nie hatte der Priester ein solches Nahesein bei Gott, ein solches Geborgensein in ihm, ein solches Vergessen der eigenen Persönlichkeit gefühlt,“ heißt es im Ketzer von Soana, dem „Hohelied des Eros“. Wie wild der Haß dieser ästhetischen Mystiker wider keusche Geistigkeit sein kann, zeigt das Wort aus dem gleichen Werke Gerhart Hauptmanns: „Lieber einen Bock anbeten, als den Gekreuzigten.“ Trotz aller Geistigkeit und künstlerischen Bildung bleibt doch ihr Gott „künstlerisch verklärte Sinnlichkeit“. Ja, die Bewegung schäumt aus den Tiefen oft einen solchen Schmutz empor, daß einen der Ekel schüttelt!

Aber wenn nicht alles täuscht, vollzieht sich innerhalb dieser Neumystik eine innere Wandlung. Sehr bald versenkten sich die Führer der Bewegung in die deutsche Mystik der Vergangenheit, vor allem in die drei großen Mystiker Silesius, Eckhart und Novalis. Ihr Einfluß ist jetzt ohne allen Zweifel ein viel stärkerer als der der indischen Mystik, mit der man anfangs die eigene Naturmystik verband — wahrlich nicht zum Schaden der ganzen Bewegung! Muß doch jede tiefere Versenkung in das Rätsel des Lebens und der Welt dessen sehr bald inne werden, daß das Wesen der Dinge unmöglich in der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit als solcher liegen kann, sondern hinter ihr in ganz anderen Tiefen: der Monismus muß scheitern an den Tatsachen, die uns die Annahme einer „Zweiheit der Welten“ (Eucken) aufnötigen.

Daß die Neumystik sich gerade zu den genannten deutschen Mystikern der Vergangenheit hingezogen fühlt, wird man begreiflich finden. Gerade sie sind die großen Rufer zu tiefer Innerlichkeit, und in ihnen allen lag zum mindesten ein pantheisierender Zug. Vor allem in dem berühmten Spruch des „Cherubinischen Wandersmannes“ konnten die Neumystiker ihren Alleinheitsglauben ausgesprochen finden:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben.
Werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.
Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Doch glaube ich nicht, daß auch die Neumystik enden wird in Askese oder in Ekstase, im „Entwerden" der Welt und in der „Entselbstung". Gleichwohl kann es nicht ohne Wirkung bleiben, wenn die Mystiker unserer Tage sich so liebevoll hineinfühlen in die innere Welt jener Männer, deren Frömmigkeit doch schließlich entscheidend vom Geist des Christentums bestimmt ist und deren Leben ein steter Kampf war wider das Böse und um sittliche Reinheit. In der Tat urteilt ein genauer Kenner der Bewegung: „Die große Zahl der neuesten Mitglieder sind wenigstens in ethischer Beziehung stramme Dualisten." Vielleicht ist typisch für die gesamte Neumystik die eigentümliche Zusammenstellung von schrankenloser Sinnenfreiheit und völliger Freiheit von der Welt der Sinne, die Bonsels in der Schrift: „Eros und die Evangelien" vollzieht: „Es gibt zwei Morgen. Der eine bricht aus dem Blut hervor, der andere aus dem Geist ... Gott ist in beiden." Jedermann muß wünschen, daß in der Neumystik schließlich doch der Geist siegt über das Fleisch.

⁂

Versuchen wir zum Schluß noch ein allgemeines Urteil über die mystische Bewegung unserer Tage zu gewinnen. Ist das Erwachen mystischer Stimmungen in der Gegenwart ein Zeichen des Verfalls, des Todes, oder ein Zeichen neuer Jugend, neuen Lebens? Beides könnte der Fall sein. „Der Greis wird sich immer zum Mystizismus bekennen," sagt Goethe. Aber auch die Jugend ist mystisch gestimmt: sie hat Sinn für das tiefste und höchste Geheimnis, das Geheimnis der Gottheit, und begehrt das Einssein mit ihr, um das Leben meistern zu können in seiner Ganzheit. Wir sind ein geschlagenes Volk — sind wir auch ein innerlich zerbrochenes, das sich wie einst die Perser der süßen Mystik ergibt, weil Mut und Kraft ihm zermürbt sind für den harten Kampf mit dem erschreckenden Schicksal? Oder sind wir ein jugendfrisches Volk, dem der grauenhafte Zusammenbruch nur dient zu einer Selbstbesinnung auf die Wurzeln seiner Kraft, daß es wie ein Phönix aus der Asche ersteht? Vielleicht, daß beides zutrifft; hoffen wir, daß wenigstens die mystische Bewegung in der Jugend ein Anzeichen ist von einem neuen deutschen Tag.

Dann aber dürfen wir nicht in der Mystik stecken bleiben. Gewiß liegen in ihr verjüngende Kräfte: sie reißt die Gemüter zurück aus einer oberflächlichen, innerlich toten Außenkultur und schafft eine Verinnerlichung des ganzen Lebens, ohne die es keine echte Kultur, keine wahre Sittlichkeit und keine lebendige Frömmigkeit gibt. Aber sie beschwört gerade auch dadurch die große Gefahr der Wirklichkeitsfremde und sittliche Erschlaffung des Ästhetizismus und des Quietismus herauf. Das lehrt die Geschichte der Mystik auf allen ihren Blättern. Ganz besonders aber besteht diese Gefahr für die mystische Bewegung unsrer Tage. Mystik ist noch nicht Religion, wenn sie auch noch so lebendige und innige Religiosität ist. Der Mystik unsrer Tage als ganzer fehlt gerade das, was die Religiosität zur Religion macht: ihr fehlt die Überwelt, ihr fehlt Gott. Sie hat Gott nicht erlebt, Gott ist nicht über sie gekommen wie ein verzehrendes Feuer; sondern sie hat ihr eigenes Ich zur Welt erweitert und dann zum Gott erklärt. Das ist aber eitel Lug und Trug, eitel Selbstbetrug, ein Spott auf alle echte Religion. Den alten deutschen Mystikern ist Gott stets etwas Transzendentes; darin, daß sie sich zu diesem Gott zu erheben suchten, liegt ihre sittliche Kraft. Bleibt die Neumystik monistische Mystik, so versinkt sie rettungslos in Ichsucht und Weltsucht, da sie des Haltes entbehrt im Überweltlichen, an dem wir allein über Ich und Welt uns emporzuschwingen vermögen. Darum: die Mystik muß Religion werden, sie muß im Transzendenten verankert sein.

Doch auch damit nicht genug. Niemand kann verkennen, daß gerade auch den dualistischen Mystikern etwas Weibliches und Weichliches eignet: sie stehen nicht mit beiden Füßen fest in der Wirklichkeit, es fehlt ihnen die männliche Tat: selbst ein Eckhart hat am Schluß widerrufen. Woran liegt das? Auch Luther war Mystiker, ein Mystiker von stärkster Innerlichkeit und Gottinnigkeit, und doch war er ein Held, der männlich und kühn den Kampf des Lebens suchte und ausfocht. Worin besteht der Unterschied? Luther fand Gott nicht in der Natur und nicht im Seelengrund, so gewiß ihm Gott in allem war, sondern er fand Gott in der Geschichte: in der geschichtlichen Person Jesu Christi. Die Geschichte aber ist die Wirklichkeit des Menschen als Menschen. Weil er Gott in der Geschichte fand, darum entfremdete ihn die Religion nicht dem geschichtlichen Leben und seiner Wirklichkeit, sondern trieb ihn zu geschichtlicher Tat. Und weil er Gott in einer geschichtlichen Person fand, darum trug ihm sein Gott persönlichen Charakter: er konnte sein Ich nicht vergotten, wie die modernen Mystiker, er verlor es aber auch nicht im Abgrund Gottes wie die alten, sondern er fand in Gott sich selbst, er fand in Gott den Halt und den Inhalt seines persönlichen Lebens. Darauf aber kommt es schließlich doch an! Nicht Verzicht auf Persönlichkeit, sondern Sieg der Persönlichkeit, nicht Aufgehen des persönlichen Lebens im Alleinen, sondern Gottes gewiß und froh ein Herr und König des Lebens zu werden, und das war Luthers Mystik, wie Luthers Religion, dahin geht der Urtrieb aller kraftvollen Persönlichkeiten, aller gesunden, jugendfrischen Religion. Nicht die alten Mystiker, sondern Luther ist der religiöse Heros unsres Volkes, unser gottgegebener Führer zu echter Mystik, zu wahrer Religion.

Digitized by Google

Graf Leopold v. Kalckreuth ein deutscher Künstler

Von Prof. Dr. Gustav Pauli

Merkwürdigerweise wird von sonderlich deutscher Art viel mehr gesprochen, wenn von Malerei die Rede geht, als von Musik. Vielleicht, weil man unseres Vorranges in der Musik so sicher ist, daß jede Erörterung darüber als überflüssig erscheint, während man in der Malerei unsere eigentümlichen Vorzüge mit einer gewissen Gereiztheit zu betonen für nötig hält. Dabei werden von alters her Erfindung, Tiefsinn, Gemüt, kurz eben nicht das Malerische an der Malerei gepriesen. So haben es schon vor hundert Jahren die Romantiker gehalten, die sich freilich gegen eine hochmütige internationale Akademie ihrer Haut erwehrten und sich dabei auf ein Genie wie Runge berufen konnten. Die späteren Lieblinge unserer deutschen Schreiberzunft und diese Kritiker selber wurden allmählich unbeträchtlicher, und schließlich mußte man es sich gestehen, daß die Verherrlichung malender Poeten unserm Ansehn viel mehr geschadet als genützt habe. Was um so bedauerlicher ist, als wir bessere Ruhmestitel vorzuweisen haben als Phantastik und Sentimentalität. Verhaltene Leidenschaft, Ernst und liebevolle Hingabe an die Natur, um sie in ihrer Stofflichkeit zu beseelen und zu überwinden, sind in den Blütezeiten unserer Kunst deren hohe Tugenden gewesen. Anders war es auch im neunzehnten Jahrhundert nicht. In der langen Reihe der Meister, deren wir dabei gedenken, an deren Anfang wir auch hier wieder Runge setzen dürfen, zu denen Wilhelm Kobell, Menzel, Leibl, Liebermann zählen, gehört auch Kalckreuth — als einer

Vorfrühling. Gemälde um 1890. Sammlung Prof. Böhtlingk. Karlsruhe

Digitized by Google

Ringelreihen. Gemälde von 1886

der würdigsten Repräsentanten seiner Zeit. Und seine Zeit, die Zeit seines Werdens und Wachsens, ist die Spätzeit des neunzehnten Jahrhunderts. In ihrem Sinne, sich selbst getreu, ernst und schlicht in jeder neuen Arbeit ein neues Problem findend,

Leichenbegängnis über Wasser. Gemälde von 1887. (Barmen, Sammlung M. Schaller)

Digitized by Google

Ährenleserinnen. Sammlung Prof. Böhtlingk, Karlsruhe. Gemälde aus den Jahren 1890—95

Digitized by Google

Frau mit Kühen. Gemälde aus den Jahren 1890—95. Hamburg-Halstenbek, Sammlung W. Heins

schafft Kalckreuth weiter, längst als einer unserer Besten anerkannt. Das sechste Jahrzehnt seines Lebens wird bald vollendet sein, und das Alter, der ungebetene Gast, verleiht unserem Freunde neue Ehren, ohne ihm darum etwas zu nehmen.

Für Kalckreuths Ansehen ist sein Verhältnis zur jüngeren Künstlerschaft maßgebend. Er war in Weimar, Karlsruhe und Stuttgart ein ausgezeichneter und geliebter Lehrer, einer, der mit den Jungen jung war und jeden, der überhaupt etwas taugte, auf seine Art gewähren ließ — einer, der mehr durch das Ethos seiner Persönlichkeit und seiner Arbeit wirkte als durch Schulmeisterei im

Selbstbildnis. Gemälde von 1906
Hamburg, Kunsthalle

einzelnen. Seitdem er auf seine Lehrtätigkeit verzichtet hat, sah er im Expressionismus die radikalste aller künstlerischen Revolutionen sich vollziehen. Er hat ihr ohne Bitterkeit zugeschaut, vielmehr im redlichen Bemühen, den neuen Kräften gerecht zu werden. Und die Jugend hat es ihm gedankt. Sie weiß, daß sie in ihm einen besonnenen und wohlwollenden Richter findet.

Die künstlerische Entwicklung Kalckreuths hat sich ohne merkliche Konflikte und ohne geräuschvolle Bekehrungen so still und folgerichtig vollzogen wie das Wachstum eines Fruchtbaums. Als der Sohn eines vielgefeierten Landschaf-

Digitized by Google

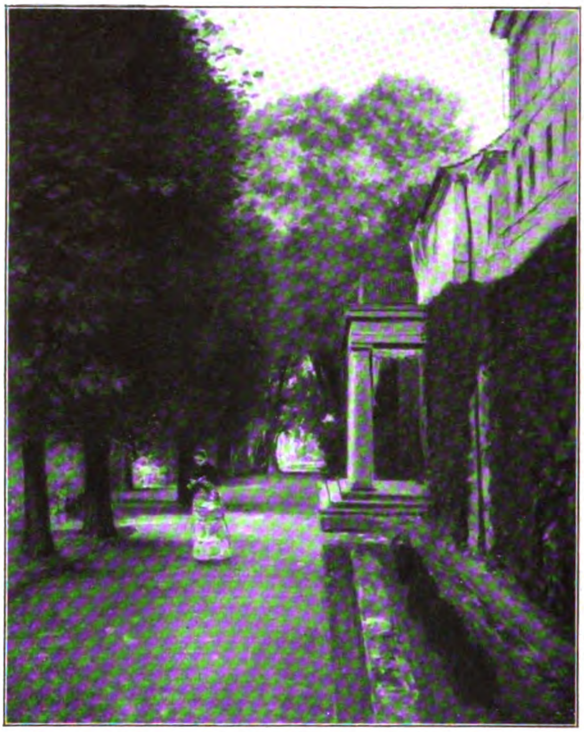
Mittelbild aus dem Triptychon ‚Das Leben'. Gemälde von 1898

ters und einer bekanntem Künstlerhause entstammten Mutter wuchs er in seinen Malerberuf hinein, als ob es nichts anderes für ihn gäbe. In Düsseldorf ist er 1855 geboren, in Kassel zur Schule gegangen, doch sieht er Weimar, wo er seine Jugend verlebte, als seine Heimat an. Die neu gegründete Kunstschule entwickelte sich eben damals unter der Leitung seines Vaters zu einer der regsamsten in Deutschland. Soweit die nicht reichlichen Mittel es erlaubten, betätigte man in Weimar den Ehrgeiz, an der Spitze der künstlerischen Bewegung in Deutschland zu marschieren. Gerade in Kalckreuths Jugend fiel die entscheidende Wendung zur Freilichtmalerei, zum programmatischen Impressionismus. Er war für unsern Kalckreuth kein Problem sondern Selbstverständlichkeit. In Weimar und in München begann man wie in Paris und im Haag hinauszuziehen, um unter wolkenverhangenem Himmel auf möglichst natürliche Art Alltäglichkeiten zu malen. Sonnenschein wurde vermieden und galt als eine Konzession der Natur an den Philistergeschmack. Man fühlte sich im stärksten Gegensatz zu den heroisch-theatralischen Gebärden oder zu der glatten Redseligkeit der von den Akademien und vom Publikum begünstigten Größen. An Stelle des Hochgebirges wurde das Flachland gemalt und an Stelle der historischen Berühmtheiten der Landarbeiter. Man stellte Tatsachen fest. Die Gefahr der neuen Manier lag in ihrer Natürlichkeit. Eine Kunst, die der Natur

Digitized by Google

allzu nahe zu Leibe rückt, läuft Gefahr, von ihr verschlungen zu werden. In den Freilichtbildern öffnete sich die Wand und man sah die graue Wirklichkeit — zumal das neue Programm womöglich auch natürliche Größe vorschrieb.

Die Gemälde dieser Periode der achtziger Jahre sehen sich in allen Ländern Europas ähnlich. Zu ihnen hat auch Kalckreuth einiges beigesteuert.



Ihm wie seinen Gesinnungsgenossen war Holland das gelobte Land — mehr noch die Natur als die Kunst. Bald trennten sich nun freilich die Wege, da jeder der schulgerechten Freilichtler allmählich den seinen fand. Kalckreuth hatte das Glück, durch seine Heirat mit der Gräfin Bertha Yorck, einer hochbegabten Frau, in Schlesien eine zweite Heimat zu finden. Hier verlebte er in der

Oben: Spaziergang im Park. Gemälde aus den Jahren 1890—95. Berlin, Gemäldegalerie
Unten: Erntezeit. Gemälde von 1900

Digitized by Google

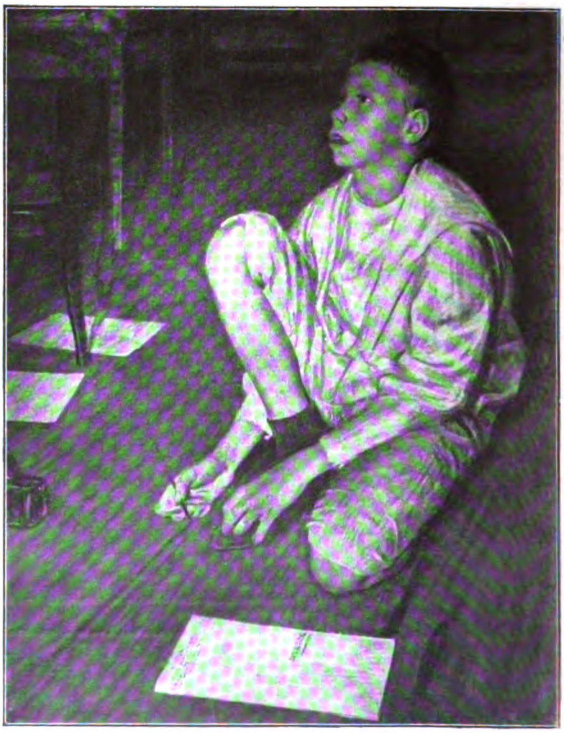
Spaziergang. Gemälde von 1896. Neue Staatsgalerie, München

Digitized by Google

Weihnachten. Gemälde um 1895

Nähe von Klein-Öls, der Besitzung seines Schwagers, sechs Jahre seiner jungen Ehe von 1890 bis 1895. In ihnen ist er vollends gereift. Die gelegentlichen Anwandlungen von Sentimentalität, denen wir in seinen frühen Bildern begegnen, wichen von ihm. Die Grundstimmung seiner schlesischen Bilder ist ein tiefes Einssein mit der Natur. Er verherrlicht sie als Maler, aber er versteht und liebt sie auch, wie ein Landedelmann seine Scholle liebt. Und ebenso fühlt er mit dem Volk, das seinen Acker bestellt.

Hier enthüllt sich nun der hohe Vorzug von Kalckreuths Kunst, die völlige Einheit des Künstlers und des Menschen. Man redet wohl von ihr, als verstünde sie sich von selbst. In Wahrheit bleibt sie aber das Kennzeichen weniger Erwählter. Die allermeisten betreiben ihre Kunst wie ein Gewerbe ihrer Geschicklichkeit und bringen irgend etwas hervor, von dem schlechterdings nicht einzusehen ist, warum gerade sie es hätten malen müssen. Und selbst bei der Minderzahl, deren Schaffen einer tieferen Notwendigkeit entspringt, ist die Einheit, von der wir reden, für gewöhnlich kaum merklich. Der Künstler steht neben seinem Werke, schlicht oder raffiniert, hoch gebildet oder ein naiver Autodidakt. Sein Bild verrät es uns nicht. Ihn persönlich kennen zu lernen, bereitet dem, der von seinem Werke kommt, meist eine Überraschung: „So also sieht der berühmte Mann aus!“ ... Anders Kalckreuth! Er ist ein deutscher Edelmann und ein Künstler, beides in eins verschmolzen. Und diese starke Einheit eines vornehm gesinnten, fein



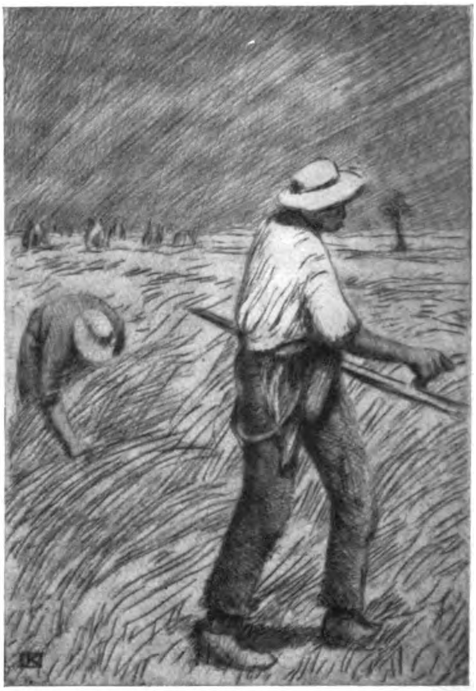
Bildnis Wolf. Gemälde von 1902

Digitized by Google

Kostümprobe als Velazquezprinzessin. Gemälde

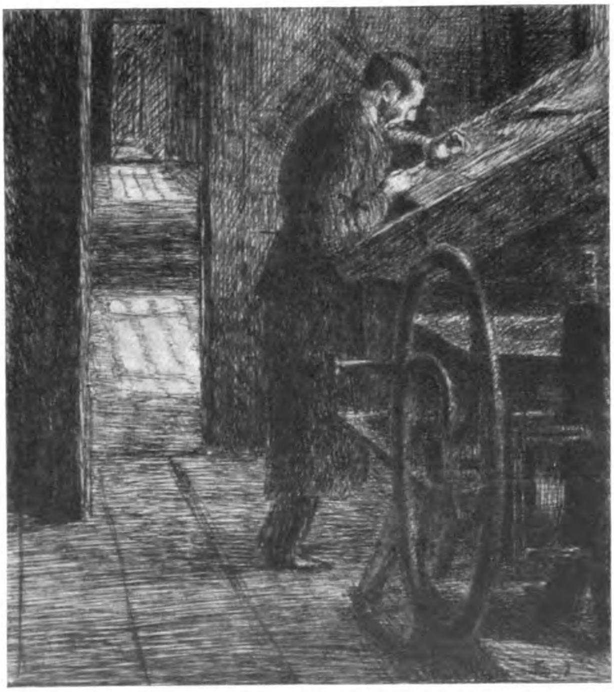
Digitized by Google

fühlenden und schlicht sich gebenden Mannes ist überall da — in seinem Auftreten, in seinem Gespräch, in seiner Lebensführung und in seiner Kunst. Die Bilder sind wie ihr Meister, und wer ihn nur persönlich kennte, ohne von seiner Malerei zu wissen, müßte ihn in jedem seiner Gemälde wiedererkennen.



Schnitter im Feld. Radierung

Freilich — nicht immer war es so. In seinen jungen Jahren hat wie jeder Lernende auch Kalckreuth nach links und rechts ausgeschaut, ist einem Meister oder einem Gefährten gefolgt. Das „Werde, der du bist“ erfordert Zeit. Der Sproß eines alten Geschlechts von ritterlichen Gutsherren mußte sich in dem häufigen Ortswechsel und in dem unsteten Treiben der Kunststädte auf die Dauer entwurzelt fühlen. Erst in dem breiten Leben der schlesischen Güter fand er sich selbst. Seither blieb er dort lange Zeit, auch während seiner Lehrtätigkeit in Karlsruhe und Stuttgart, verankert, bis er sich in der Nähe von Harburg ein eigenes ländliches Besitztum gründete. Seit 1907 lebt er mit den Seinen im stattlichen Hause zu Eddelsen, an einem der schönsten Punkte der bewaldeten Hügelkette, die nordwestlich die Lüneburger Heide begrenzt. Hier gibt es ein wenig Landwirtschaft, im Frühling weiß und rosig schimmernde Obstbäume und vor dem Hause einen kunstgerecht angelegten Blumengarten, der an einen mit Kiefern bestandenen Hügel grenzt. Von Haus und Garten sieht man weit über das Land hin — welch ein Land! Wer kennt in Deutschland die Lüneburger Heide außer ihren spärlichen Bewohnern und ihren Nachbarn anders als dem Namen nach! Die Heide, die dunkel, ernst und groß ist wie das Meer und dann wieder rot erglühend in ihrer herbstlichen Blüte und lieblich in ihren Dörfern und ihren grünen Oasen. Hier also haust und arbeitet Kalckreuth in einer Welt für sich, wenn auch nicht einsam, denn seinem Hause fehlen selten die Gäste.



Bildnis des Malers und Radierers Franz Hein
Radierung aus den Jahren 1895—99. (Ausschnitt)

Andere mögen die Vorwürfe ihrer Kunst suchen oder erdichten, für Kalckreuth bieten sie sich dar, denn er lebt in ihrer Mitte. Seine besten Bilder, die Träger seines

Ruhmes, die jede Nachwelt verstehen und ehren wird, sind die Bilder der Seinen, der Gattin, der Kinder, der nächsten Freunde, seines Hauses und Gartens oder des Landes und seiner Arbeiter. Alles das gehört zu ihm. Der Kreis ist nicht eng gezogen, denn hier ereignet sich gar vieles, und jedes Jahr und jede Jahreszeit bringen Neues herbei. Je näher Kalckreuth das Motiv zu Herzen geht, um so besser seine Malerei. Diese Kunst eines unbefangenen Bekenntnisses ist zugleich naiv und vornehm. Nie wird man bei ihm wie so oft bei den Franzosen die Malerei als eine Sache für sich von dem Erlebnis trennen können, und nie wird man auf den Gedanken kommen, in seinen Bildern werde Komödie gespielt. Eben deswegen bereiten ihm aber auch Aufgaben, die ihm von außen gestellt werden, ohne daß er sie sich selber hätte wählen mögen, besondere Verlegenheit. Er sucht sie wohl gewissenhaft zu lösen, aber sie zeigen immerhin die Spuren seiner Mühen, wofür dann freilich weniger der Künstler als sein Auftraggeber verantwort-

Aus den Märchenbilderzeichnungen zum ‚Meisterdieb'. (Inselverlag)

Gewitterwolken. Gemälde. Karlsruhe, Kunsthalle

Digitized by Google

Hamburger Hafen beim Grasbrook. Gemälde von 1901. Hamburg, Kunsthalle

lich zu machen wäre. In neuerer Zeit wird Kalckreuth häufig als Bildnismaler in Anspruch genommen, ohne daß er daran denkt, daraus eine Spezialität zu machen. Seine

Leubsdorf am Rhein. Gemälde

Digitized by Google

Heimkehrende Werftarbeiter auf der Elbe. Gemälde von 1894. Hamburg, Kunsthalle

Digitized by Google

Bildnis Schnütgen. Gemälde von 1910

Bildnisse sind, wie alles, was von ihm ausgeht, aufrichtige Bekenntnisse und, wenn eine tiefere Sympathie für den Dargestellten ihn beseelt, erheben sie sich zum Range des Besten der zeitgenössischen Porträtmalerei. Namentlich gibt es Kinderbildnisse von ihm, die in ihrer Frische und ihrem echten Mitgefühl mit aller Kindlichkeit unübertroffen sind. An ihnen gemessen erweist sich erst recht deutlich die Affektation gewisser bekannter Kinderspezialisten.

Der malerische Ausdruck Kalckreuths ist im Laufe der Jahre frischer und markiger geworden. In seinen frühen Bildern finden wir die matten, auf grau gestimmten Farben der internationalen Freilichtmalerei, dann gelangt er, namentlich in der Stuttgarter Zeit, zu einer weicheren Farbenstimmung, in der häufig ein dumpfes Blau die bevorzugte Note abgibt; seit seiner Niederlassung in Eddelsen hat sich seine Palette bereichert und seine malerische Technik zum Herberen und Derberen gewandelt. Er vermeidet die große Gebärde und alle Verführungen genialischer Pinselei. Selten, und dann in verhüllter Form, gewahren wir in seinen Bildern das Pathos, immer aber finden wir seine Haltung einfach und männlich. Was dies bedeutet, zeigt ein Vergleich mit den Franzosen ähnlicher Richtung, deren leichter Vortrag etwas ausgesprochen Feminines hat.

In den letzten Jahren bereitete unser verehrter Freund uns noch eine Überraschung, indem er als Illustrator auftrat, als Illustrator deutscher Volksmärchen und Volkslieder in den Büchern, die bei Bruno Cassirer in Berlin verlegt sind. Um es gleich zu sagen: sie gehören zum allerbesten, was wir in Deutschland an solchen Dingen besitzen. Nicht weil sie besonders kunstreich wären. Es gibt berühm-

Bildnis Fräulein K. Gemälde von 1914

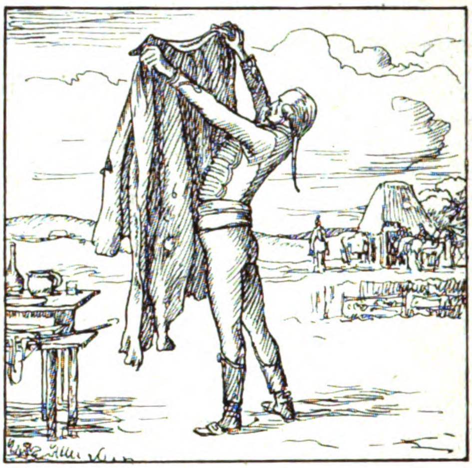
Frau Zacharias auf der Veranda. Gemälde von 1904. Hamburg, Kunsthalle

tere Illustrationen, die unsere Museen sammeln. Auch ist es nicht das bewußt Volkstümliche, worin sich Kalckreuth auszeichnet. In Thoma — von Schwind und Richter zu schweigen — steckt eine starke Dosis absichtlicher Einfalt, die ihm völlig fehlt. Er ist auch hier ganz naiv und zeichnet, durch Studien sorgsam vorbereitet, treulich auf seine Art, was er von

Aus dem Märchenbuch ‚Der Meister Pfriem'

Digitized by Google

unsern Märchen und Liedern hält. Da er sich nun aber als eines der wertvollsten Güter seiner Seele einen Rest von echter Kindlichkeit bewahrt hat und da er mit jeder Faser seines Wesens deutsch fühlt, so trifft er ganz von selbst den Volkston am allerbesten und stellt damit gerade die in Schatten, die sich darum bemühten. Man sieht ihm zu, wie man die Geschichten und Lieder liest, die man freilich lieber noch hören sollte, wie sie sich in lebendiger Rede vererben. Nur eines ist an diesen kleinen Meisterwerken zu bedauern: daß der Verleger es nicht über sich gewinnen konnte, sie in Holz schneiden zu lassen.


„Schier dreißig Jahre bist du alt." Federzeichnung aus den Illustrationen zum Volksliederbuch

Genie ist Charakter. Wenige erweisen die alte Wahrheit so deutlich wie unser Kalckreuth.

Weg durch die Saat. Gemälde von 1910. Köln, Sammlung Ed. Vohwinckel

Digitized by Google

Das Zimmer mit der Silbertapete

Von Karl Linzen

Ich will nicht behaupten, daß mein Vetter Owen, der Staatsanwalt, gerade der Inbegriff des Gesunden und Normalen wäre. Doch ist er auch nicht gerade pathologisch, wie wir Mediziner das nennen, nur in dem Maße überfeinert, zum Grübeln, Kombinieren und haarscharfen Unterscheiden der Tatbestände geneigt, als er eben ein tüchtiger Staatsanwalt ist.

Seit dem Spielerprozeß vor fünf Jahren, in welchem er die Anklage mit bemerkenswertem Geschick und Erfolg durchführte, hat Erich Owens Name einen gewissen Beigeschmack von Sensation. Er hat eine ‚Physiologie des Spielerauges' ausgesonnen, auf Grund deren man den Ritter von der gezinkten Karte ohne weiteres am Blick, am Verhalten von Iris und Pupille erkennen könne.

Was ich auf den folgenden Blättern von meinem Vetter erzähle, das hat sich übrigens schon vor dem Kriege begeben. Als Erich Owen ins Feld ausrückte, da lag in seinen merklich hart und verschlossen gewordenen Zügen nichts von Wiedersehenswunsch. Und doch — er ist wiedergekommen.

ꙮ ꙮ ꙮ

Es handelt sich natürlich um die Geschichte mit Miß Macpherson — Mabel Macpherson. Ein Abend Ende Januar. Gelbrot steht hinter den Bäumen von Schillings Garten der Himmel. Die Luft ist weich, von Tauwetter trächtig, aber die Eisbahn, trübweiß, tausendfach durchschlittert und durchfurcht, hält noch wie Glas. Was in unserer Residenz zur Gesellschaft zählte, das tummelte sich in eleganten, dunkelschwebenden Silhouetten auf den Buchten des Teiches. Ich hatte den Stuhlschlitten, in welchem ich onkelhaft ritterlich der Reihe nach die schönsten Backfische mit Hängezöpfen die Uferweiden entlang gefahren, soeben wieder auf den Standplatz gebracht, da sah ich, wie mein Vetter, der Staatsanwalt, vor Miß Macpherson kniete und gerade beschäftigt war, die Schlittschuhe von ihren allerliebsten Pelzstiefeln zu lösen. Sie neigte plaudernd den dunklen Kopf mit der Hermelinmütze ein wenig vor, und ich konnte trotz der Dämmerung wahrnehmen, wie gemmenzart und doch kühn jeder Linienzug dieses Profils gegen die Luft stand. ‚Halb Madonna, halb Schlange oder schöne Katze,' so hatte Doktor Amelang, der Kunstgeschichtler und Moqueur, neulich von Miß Macpherson gesagt. Übrigens ging es nun in den fünften Monat, daß Erich Owen, der sonst in bezug auf die Frauen als skeptisch galt, der Kalifornierin den Hof machte. Er verkehrte, ganz gegen Gewohnheit, eifrig im Hause ihres Vaters, des Colonels, und trug sich augenscheinlich mit so ernsthaften Absichten, als die glatte, kühle, ja manchmal reservierte Haltung Mister Lionel Macphersons es zuließ. Der Oberst hatte offensichtlich keine Eile, seine vielumworbene Tochter zu verheiraten, und Miß Mabel, wie gern sie auch die Teerosen und Huldigungen meines Vetters entgegennahm, schien auf das zärtlichste mit ihrem Vater verwachsen. Mister Macpherson legte Wert auf ein großes, gastfreies Haus, und was wäre denn wohl auch geeigneter gewesen, der in seinen Zimmerfluchten sich entfaltenden vornehmen Geselligkeit Anziehung und Mittelpunkt zu sein, als Miß Mabels reife und fremdartig zarte Schönheit?

Heute — an diesem Winternachmittag in Schillings Garten — hatte mein für derlei Dinge geschulter Blick ein neues Etwas zwischen Miß Mabel und Vetter Owen ausgespürt. Nicht daß sie bedrückt, schweigsam oder kalt gegeneinander gewesen wären. Erich zeigte sich aufmerksam und achtungsvoll verliebt wie nur je. Aber sein Benehmen schien mir doch beherrscht von einer gewaltsamen Resignation, die zu der tiefen, unruhigen Glut der Augen in einem bemerkenswerten Gegensatz stand. In Miß Mabels Antlitz, dessen matte Goldtönung wirklich an alte italienische Meister erinnerte, war in Momenten heitersten Geplauders etwas eigentümlich Starres, ihr Lachen klang gläsern, und einmal hatte ich wahrzunehmen geglaubt, daß sie den fortgewendeten Kopf Erich Owens mit einem langen, seltsamen Blick streifte. Etwas Schmelzendes, Schwimmendes, Aufsaugendes war in diesem Blick; mich deuchte: ein Loderschein von Liebe, eine heimliche Flamme; aber zugleich ein Ausdruck von Belauerung, von Feindseligkeit — ja, von Haß! Seit einer Stunde hatte ich beständig an das Rätsel dieser Mädchenaugen denken müssen, die traumhaft verschleiert und zugleich sonderbar wissend, bei aller Schwärze von einem eigentümlich fahlen Schein überglänzt waren und die dem harmlosen Sterblichen Rätsel aufgaben wie die Augen einer Sphinx.

Ich schloß mich dem Aufbruch der beiden um so bereitwilliger an, als ich nicht im

Digitized by Google

mindesten zu stören schien. Das Gespräch bewegte sich — bis auf kleine Abweichungen — in fast konventionellen Formen. An einer Wegbiegung im Garten standen wir einmal still und sahen schweigend den Rabenschwärmen nach, die mit Gekrächz über die alten Bäume, die bröckelnde Gartenmauer hinzogen und sich mit hundert schwarzen Punkten gegen den orangefarbenen Abendhimmel verteilten. Es war einer von den eigentümlichen Augenblicken, in welchen nichts geschieht und auf denen doch mit dunkler Schwere ein Menschenschicksal zu lasten scheint. ‚Nachtraben,‘ murmelte mein Vetter wie abwesend. ‚Der Tag ist aus. Man muß nun zu schlafen versuchen.‘ Auch Mabel Macpherson starrte. ‚Vögel der Unstete,‘ sagte sie langsam in ihrem Yankee-Akzent. ‚Der Flug geht nach Westen.‘ Und im Weitergehen zitierte sie mit ihrer leisen, sonoren Stimme aus einem englischen Gedicht ein paar Rhythmen, die das träge Geflatter, den melancholischen Schrei der Raben nachzuahmen schienen. Ein Fluidum von Schwermut — Aufbruchsstimmung war in der dunkelnden Luft und schwebte spürbar mit uns, die wir auf dem zusammengeschrumpften, nicht mehr glitzernden Schnee dem düstern Steintor zustrebten. Durch die Baumgerippe lugte die mächtige Mondscheibe herauf, die, ohne zu leuchten, kupferfarben am Himmel hing.

Es war an der Ecke des Promenadeplatzes, wo Vetter Owen zu mir sagte: ‚Ein Vorschlag, Viktor. Ich begleite jetzt Miß Macpherson nach Hause, du aber gehst einstweilen in meine Wohnung, machst es dir bequem und erwartest mich. Du weißt ja, wo die Zigarren stehen — ich empfehle dir die neue Cuba mit den Sommersprossen — und Friedrich kann einstweilen eine Flasche abstauben und Gläser bereitstellen. Ich meinerseits wäre für den schweren Burgunder — aber die Entscheidung soll bei dir sein. Guten Abend.‘

Das war sehr ruhig und vernünftig gesprochen. Nur die Blässe in Erichs Antlitz ließ auf eine Seelenkrisis raten. Ich küßte der schönen Miß Mabel mit gewohnter Ehrerbietung die Hand und schlug mich nach links durch die verschneiten Anlagen.

⁂ ⁂ ⁂

In des Vetters Arbeitszimmer blickte die Ofenglut behaglich durch Marienglasaugen. Ich nahm in dem geschnitzten Armsessel vor dem Schreibtisch Platz, versuchte kennerhaft die ‚neue Cuba mit den Sommersprossen‘ und hatte sie noch nicht zu Ende geraucht, da hörte ich, wie Erich Owen die Tür aufschloß. Er legte in der Diele Hut und Mantel ab und trat mit schnellen, fast geräuschlosen Schritten zu mir ins Zimmer. War mir schon am Nachmittag in Schillings Garten die Blässe seiner Wangen aufgefallen — jetzt kam er mir bleich vor wie ein Toter.

Mein Vetter schob, als ob ihn fröstelte, sich einen Klubsessel dicht zum Ofen. Zwischen ihm und mir befand sich das Rauchtischchen, auf welches ich, die Rolle des Wirtes übernehmend, die schon entkorkte Burgunderflasche nebst Gläsern stellte.

‚Vetter Erich,‘ hub ich an, ‚du hast, ohne daß ich zu fühlen brauche, in dieser Minute gegen hundert Pulsschläge, was nicht der physiologischen Norm entspricht. Du befindest dich also, nach meinem Gutachten, in einem Falle, wo vertrauliche Offenheit gegenüber einem nahen Freunde und Versippten dir überaus nützlich sein kann. Hier sind Streichhölzer — hier ist eine Cuba — und nun heraus damit: was ist's mit Mabel Macpherson?‘

Er war einen Moment von meiner Keckheit überrascht, ja peinlich berührt. Dann trank er sein Glas zur Hälfte leer und sagte in fast drohendem Ton: ‚Was es mit den Macphersons ist? Nun — nichts weiter, als daß ich Miß Mabel heute zum letzten Male gesprochen habe. Sie werden schon morgen abend unsere Stadt verlassen haben. Und zwar auf meinen eigenen Antrieb — ja, auf meinen Befehl hin!‘

Ich gestehe, daß ich überrascht — vielmehr betroffen war. Erich Owen sprach bestimmt und kurz. Gleichwohl machte ich Einwendungen. ‚Oberst Macpherson sieht nicht aus wie ein Mann, der sich Befehle erteilen läßt. Und außerdem — du liebst Miß Mabel, Erich —‘

Er zuckte zusammen, als hätte ich die wunde Stelle in seinem Wesen berührt. Dann sprach er tonlos: ‚Ich liebe sie, Viktor. Mehr — unendlich viel mehr, als ich jemals ein Weib geliebt habe. Vielleicht eben um der Rätsel willen, die sie mir aufgibt. Aber das besagt nicht, daß ich künftig mit ihr zu schaffen haben werde.‘

‚Deine Liebe wird, wie mir scheint, erwidert, Erich. Du selber gibst mir Rätsel auf.‘

Er seufzte tief. ‚Rätsel? Keines wie jenes, an welchem Miß Mabel Macpherson mich nun seit zweimal vierundzwanzig Stunden herumraten läßt.‘

‚Seit vorgestern abend? Was ist geschehen? Du warst bei dem Obersten zum Nachtessen.‘

‚Ich will versuchen, meine Beziehungen zu der Amerikanerin und ihrem Vater dir

der Zeitfolge nach zu entwickeln. Du wirst dann vielleicht verstehen, warum ich — gewissermaßen von Amts wegen — auf gewaltsames Ende dieser Beziehungen, auf Abreise und Nimmer-Wiederkehr dringe.'

Erich Owen lehnte sich in dem bequemen Ledersessel zurück und schloß zur Hälfte die Augen. Seine Stimme klang jetzt wie von ferne zu mir.

‚Ich brauche nichts über den Reiz von Miß Mabel Macphersons Persönlichkeit zu sagen, Viktor. Du kennst ja meine Vorliebe für eigenartige, geheimnisvolle Menschen, deren Wesen dem Beschauer nicht sogleich an der Oberfläche liegt. Eine gefährliche Vorliebe, wie ich jetzt einsehe — gefährlich insbesondere für einen kriminalistischen Grübler, für einen kompliziert gearteten Staatsanwalt, der, wie sehr er auf der einen Seite die Lockung des Dunklen, Rätselhaften empfindet, auf der anderen doch von der Sucht nach klaren, zweifelsfreien Tatbeständen besessen ist. Dieser Hauch von fremdartiger Poesie, der feine Abenteuerduft, das heimatlos Mignonhafte, der Zauber gemischter Rasse, wie er Miß Mabels Erscheinung umwittert, hat mich von der ersten Stunde an umstrickt. Ich habe dir wohl niemals deutlich über mein Gefühl für die Dame gesprochen, Viktor. Daß es nicht bloß der Farbenschmelz der kalifornischen Blume, daß es Liebe des Mannes zum Weibe war, was unwiderstehlich zu ihr zog — darüber bin ich mir selber ja erst ganz zuletzt klar geworden. Eigentlich erst seit zweimal vierundzwanzig Stunden — seitdem ich dem Colonel den — Befehl zur Abreise gab.

‚Mein Verhältnis zu Mister Macpherson, Viktor —? Du wirst die ausgezeichnet höfliche, kühle, im Innersten leise ablehnende Art, womit dieser Gentleman über meine Aufmerksamkeiten für seine Tochter quittierte, nicht mißverstanden haben. Der Oberst schätzte mich, er legte Wert darauf, mich — vielleicht gerade mich öfter als Gast in seinem Hause zu sehen. Was ihm aber gar nicht am Herzen lag, das war: Miß Mabel zu verheiraten. Das hatte seine Gründe. Mister Macpherson ist nicht der Mann, der etwas ohne Gründe tut.

‚Natürlich hatte ich längst bemerkt, daß im Hause des Colonels gespielt wurde. Um nicht geringe Summen, wie es hieß — was kümmerte es mich? Ich nahm an diesen Sitzungen mehrmals teil und fand sie ziemlich harmlos. Du weißt, Viktor, daß ich von Natur aus dem Spielteufel feind bin und ihm, wo eine gesetzliche Handhabe sich bietet, zu Leibe rücke. Aber abgesehen davon, daß hier — wie es bei einem so guten Hause sich von selber verstand — jedes kriminalistische Moment zu fehlen schien, so hatte ich ja bei meinen Gefühlen für Miß Mabel allen Anlaß, mich im Musiksalon, unter der farbig verhüllten Klavierlampe, bei Schubert und Chopin wohler zu fühlen als in dem unsympathischen, schmalen Zimmer. Du kennst es, Viktor — es ist das letzte in der Reihe und fensterlos; auf die mit Silberfäden durchwirkte Seidentapete fällt niemals ein anderes Licht, als das der fahlgrün abgedämpften Glühbirnen. Dieses Licht läßt die Gesichter der am grünen Tische Sitzenden von vornherein eigentümlich bleich erscheinen — man bemerkt es vielleicht kaum, wenn eines plötzlich noch bleicher wird. Du lächelst, Viktor — du hast an jenem selben Tische mehrmals kleine Summen gewonnen, die dir vielleicht gestatteten, einer Dame ein Geschenk zu machen oder eine Harzreise ins Auge zu fassen. Ich aber hefte seit zweimal vierundzwanzig Stunden — richtiger: seit Tagen, seit Wochen! — mein Auge unverwandt auf den dunklen Punkt des Macphersonschen Hauses: auf den Fall des jungen Stannius. Aller Wohlklang des wundervollen Bechsteinflügels, alle Sonatenmotive, die ich noch im Ohr habe, vermögen mich nicht taub zu machen gegen den letzten Seufzer des jungen Stannius. Du entsinnst dich vielleicht, Viktor, wie damals die Art, womit Miß Mabel seine etwas täppischen Huldigungen entgegennahm, meine Eifersucht in hellen Flammen weckte. Ich sage Eifersucht, obwohl damals meine Bekanntschaft mit Miß Mabel erst nach Tagen zählte und Rudi Stannius schon als Kavalier der Dame bei Spazierritten und Ausflügen galt. Du erinnerst dich weiter, Viktor, wie der junge Bankierssohn, der über viel zu reiche Mittel verfügte, in der Folge häufiger, zuletzt täglicher Gast in dem liebenswürdigen Hause ward — bis es eines Tages dann hieß: Stannius habe sich, durch Spiel ruiniert, in der vorhergehenden Gewitternacht erschossen. Das machte mich zuerst aufmerksam, mißtrauisch gegen das fensterlose, schmale Zimmer mit der Silbertapete, mißtrauisch gegen den Colonel zu einer Zeit, da mein lange erkaltetes Herz eben zu blühen begann, da ich in Miß Mabels Nähe die ersten Wunder neuer Liebe durchlebte. Sie wußte um meine Abneigung gegen die Karten, sie schien sie zu teilen.

‚Wir haben Stunden miteinander verlebt — Augenblicke, die ein Gewicht von Ewigkeit in der Erinnerung haben würden, wenn — wenn plötzlich nicht, durch Portièren gedämpft, aus dem silbertapezierten Salönchen ein gewisser Schall, das leise Rollen und Klirren von Goldstücken zu uns hergedrungen wäre.

Digitized by Google

‚Da war er wieder — der kaum beschwichtigte Argwohn — der verwünschte Verdacht! Ich wollte aufstehen — mich überzeugen. Das Blut des Kriminalisten war in mir rege — die Sucht nach dem Tatbestand. Aber war es Verzauberung, war es der süße, dunkle Schmelz dieser frauenhaften Mädchenstimme, der mich willenlos in den Sessel bannte? Miß Mabels Augen, die eben noch mit anmutvoller Sachlichkeit einen kolorierten Stich nach Tintoretto überprüft hatten, schienen feucht zu flehen. Hinzu kam für mich, um das Maß der Verlockung voll zu machen, dieses leise Weh der Mutterlosen, der Frühverwaisten, die melancholische Düsternis, wie man sie meist auf den Stirnen der fahrenden Leute trifft. Denn Fahrende in einem besondern Sinne waren ja die Macphersons: Zigeuner — wenn auch bloß des Dampfschiffes, des rollenden Schlafwagens, des immer wechselnden Salons. Einmal, während sie leise ein Notturno spielte, sprach Miß Mabel mit halb zurückgewendetem Haupte von ihrer Mutter. Und ich sah mit Augen des Geistes deutlich die Prärie zwischen Colorado und Rio Grande in der grünlichen Mondnacht liegen. Ich sah Mabel, das Kind, wie es sich, während die Pulverblitze noch durcheinanderzuckten, schreiend über die verblutete Mutter warf. Kannst du dir vorstellen, Viktor, wie ich leise, mit klopfenden Pulsen, die schmalen Hände ergriff und von den Klaviertasten löste — wie ich völlig wortlos die erregten Lippen auf den kühlen Marmor dieser Hände gepreßt hielt?

‚Zwischen Miß Mabel und mir war es in diesem Augenblick so still, daß wir das Blatt eines Gummibaums, das sich nebenan im Wintergarten vom Zweige löste, förmlich rauschen hörten. Es war wohl die tiefe, schicksalsvolle Stille, die entscheidenden Worten vorausgeht. Aber verwünscht — da drangen sie wieder an mein Ohr — die gedämpften Stimmen, die schwach klimpernden Laute, die ich nun schon fast gewöhnt war aus dem Zimmer mit der Silbertapete her zu vernehmen.

‚Du kennst mich, Viktor, du weißt, daß ich so etwas wie ein Grübler bin. Miß Mabel — der Tod des jungen Stannius — die Gestalt des Obersten waren die Pole, um welche meine Vermutungen und Schlüsse sich drehten bis in die wachen Nächte. Wie mein Herz und meine Sinne nach der Geliebten, so schrie mein Hirn nach dem Tatbestand! O, dieser Mister Macpherson — wie er mich gequält hat mit seinem kühlen Lächeln, mit seiner glatten Undurchdringlichkeit! Zuweilen entwand ich mich Miß Mabels Klavierspiel und suchte mir einen Platz unter den Herren am grünen Tische. Ich bemerkte nichts Auffälliges. Die Einsätze hielten sich in bescheidenen Grenzen; Mister Macpherson, der über meine Teilnahme besonders erfreut schien, verlor wiederholt etliche Goldstücke. Er habe sich das leidige Pokern ein bißchen angewöhnt in Ostasien, erzählte er mir in vertraulichem Tone; überall in Ostasien werde gepokert — in Maßen und mit lächelnder Ruhe, wie es dem Lande des großen Buddha wohl anstehe. Ein wenig Pokern, sofern es nicht um des rohen Gewinstes willen betrieben werde, sei ein vorzügliches Sedativum für die Nerven und befördere den Schlaf. So plauderte, leicht ins Anekdotische übergleitend, der Colonel und stumpfte mit dem glatten Kiesel seiner Worte ein und das andere Mal die Schärfe meines Argwohns ab. Was wollte ich noch? Mister Lionel Macpherson — dies war die Quintessenz meiner Schlußfolgerungen — zählte unter die gesittigten Ehrenmänner, die lediglich zu ihrer Unterhaltung spielen. Ich aber — zum Teufel! — war ein Monstrum von Überstaatsanwalt, ein ins krankhafte gesteigerter Professionist in Verdachtsspuren und Tatbestandsmerkmalen! So spottete ich meiner. Aber während ich in der nächsten trauten Stunde der schönen Miß Mabel meine Berufsgedanken heimlich wie eine Sünde abbat, da stieg schon wieder in dem großen Wandspiegel vor mir, drohend wie Banquos Geist, der Schatten des jungen Stannius auf. Nur in Miß Mabels Gegenwart fand ich Ruhe von meiner Sehnsucht und zugleich vorübergehend Beschwichtigung meines furchtbaren Verdachtes, der ihr und dem Vater die Ehre nahm. Unmöglich — es kann nicht sein, sagte ich mir beim Klang ihrer Stimme. Und wenn es doch so wäre? grübelte ich eine Stunde später. Wenn der Colonel mich mit Absicht in sein Haus zöge, weil meine berufliche Eigenschaft als Staatsanwalt ihm vor der Welt eine willkommene Fassade für sein lichtscheues Treiben dünkte? Und wenn es die wohlerwogene Aufgabe der Tochter wäre, mich durch Kunstgenüsse, die sie darbietet, und den Zauber ihrer Persönlichkeit zugleich zu fesseln und fernzuhalten — fernzuhalten von dem Dunkeln, von der Schande ihres Hauses?

‚Mein Herz sank in Dumpfheit und Lähmung. Aber die Unklarheit des Falles fraß mir weiter am Hirn und erzwang Momente eisiger Ruhe. Es kam darauf an, Verdachtsmerkmale zu finden, den Tatbestand auszubauen. Die ganze Gemächerflucht der Macphersons war mit mächtigen Wandspiegeln geschmückt, die durch ihren leuchtenden Wider-

Digitized by Google

schein die Räume erweiterten und die Pracht der Einrichtung vervielfachten. In dem schmalen, fensterlosen Zimmer sah man nichts von Spiegel. Spiegel sind — das war mir bekannt — dem gewerbsmäßigen Falschspieler verhaßt. Sie könnten ja stumme Verräter sein, wenn er beim Transportieren die falsche Karte zwischen dem Handballen und den gekrümmten Fingerspitzen verborgen hält oder wenn er bei der Filage sie mit kühner, blitzschneller Bewegung abzieht und aufdeckt.

‚Ich will mich kürzer fassen. Vorgestern abend war ich bei Macphersons zum Nachtessen. Während des zweiten Ganges — gefüllter Truthahn und Artischocken — bemerkte der Oberst scherzweise zu Herrn von Wittenrode, der mit unter den Gästen war, daß ihm die Nacht geträumt habe, Schloß Wittenrode sei renoviert und mit einem neuen, ganz vergoldeten Giebel ausgebaut worden. Die alte Geheimrätin Sauer, die das siebente Buch Mosis mit einem Anhang von Traumdeutungen besitzt, legte ihren dürren Mund in geheimnisvolle Falten. Dann orakelte sie: ‚Wenn es ein goldener Giebel war, so handelt es sich weder um Erbschaft noch um Lotteriegewinn. Denn diese Dinge kommen gewissermaßen angeflogen, während ein Giebel mit Plan und Bedacht gebaut wird. Sie müßten also schon selber etwas tun, Herr von Wittenrode, und das Glück beim Zipfel fassen.‘ Einige von den Gästen lachten. Der Schloßherr auf Wittenrode, der übrigens Miß Mabel in der etwas polternden Art weinliebender Gutsbesitzer den Hof machte, war als Pechvogel bekannt und hatte erst kürzlich geschworen, keine Karte wieder anzurühren. Nach aufgehobener Tafel gruppierte man sich im Musikzimmer. Die Tochter des Hauses spielte mit einem Zukunft verheißenden jungen Geiger, der wie ein Zigeunerknabe aussah, virtuos einige Kammerstücke. Ich stand neben ihr und wendete die Noten um. Ich sah die schmalen Hände über den Tasten schweben und erlag, wie schon oft, einer süßen Betäubung.

‚Auf einmal war ich allein. Man hatte sich in die Gemächer zerstreut; die Damen klapperten nebenan mit feinen Porzellanschälchen, die Herren rauchten, spielten Billard oder verloren sich unauffällig in der Richtung des letzten Zimmers — des spiegel- und fensterlosen. Miß Mabel war, um eine Stickerei zu zeigen, mit einem der weiblichen Gäste soeben in ihrem Boudoir verschwunden, dessen Tapetentür, nur lose angelehnt, den wohlbekannten Teerosenduft in stärkeren Wellen ausströmte. In diesem Augenblick kam er über mich, der Dämon der Spürsucht, wie nie zuvor. Ich hätte gelassen träumen und, die Musik nachkostend, darauf warten können, daß Miß Mabels Schatten wieder neben mich zum Flügel glitt. Aber ein plötzlicher Heißhunger nach Gewißheit trieb mich aus dem Sessel. Ich weiß nicht mehr, wie ich in das Zimmer mit der Silbertapete gekommen bin, doch ich entsinne mich, daß ich ein Gefühl des Unstatthaften, des Gastrechtbruches in mir unterdrücken mußte, als ich mich lautlos auf dem weichen Teppich hinter Mister Macphersons Stuhl aufpflanzte. Er mischte gerade die Karten und ahnte wohl nicht das mindeste von meiner so aufdringlich nahen Gegenwart. Mir klopfte — warum soll ich es leugnen? — das Herz bis in den Hals — ich hatte eine Empfindung, als ob meine Augen, aus den Höhlen tretend, an Stielen säßen und jede der geschmeidig sichern Bewegungen des Hausherrn im Krampfe mitmachen müßten. Das Übermaß von Erwartung jagte mir einen Frostschauer nach dem andern über die Haut. Aber, was ich sah, ging korrekt. Der Oberst gab die Karten — ganz neue französische Whistkarten — und das Spiel nahm geregelt seinen Fortgang. Herr von Wittenrode verlor. Er verdoppelte den Einsatz — verlor wieder. Nun schob er — nachdem er bleich geworden und mehrere Gläser Rotwein hastig hinuntergestürzt — eine Anzahl versiegelter Goldrollen zu je tausend Mark in die Mitte der grünen Tischplatte. Die Adern auf seinen Schläfen waren, während er ins Leere stierte, geschwellt bis zum Bersten. Es wird dir bekannt sein, Viktor, daß die Verhältnisse auf Schloß Wittenrode nicht eben günstig stehen.

‚Der Oberst mischte. Ich beugte mich, von keinem der angestrengt Spielenden beachtet, weiter als schicklich war über seine schmächtige Schulter und wollte schon, halb Wohlgefühl, halb peinliche Resignation im Herzen, die Möglichkeit, ein im Sinne des Strafgesetzes erhebliches Moment aufzudecken, preisgeben.

‚Da sah ich, wie der linke Zeigefinger des Colonels prüfend über den Rand einer Karte glitt. Niemand, auch wenn er streng Obacht gegeben, hätte wohl aus dieser harmlos spielenden Bewegung einen Anlaß zu Verdacht schöpfen können. Niemand außer mir, den das Schicksal zwischen seiner kriminalistischen Sucht und der Liebe zu dem Kinde dieses verdächtigea Mannes nun seit Wochen hin und wieder hetzte und dessen Augen durch den Wahnwitz eines so qualvollen Zwiespaltes ins Unnatürliche geschärft waren. In dem Bruchteil einer Sekunde erriet ich

Digitized by Google

den häßlichen Sinn von Mister Macphersons unmerklicher Fingerübung. Dann stand ich noch zwei Minuten — und verließ das Spielzimmer, noch ehe Herrn von Wittenrodes Goldrollen den Besitzstand des Hausherrn vermehrt hatten.

‚Eine Viertelstunde später war alles wieder im Musiksalon. Eine auswärtige Sängerin — irgendeine Schiffsbekanntschaft der Macphersons — trug Balladen und Lieder vor. Dann plauderte man und stand oder saß in Gruppen durcheinander. Miß Mabel hatte Hausfrauenpflichten: es sollte Punsch serviert werden. So konnte es nicht weiter auffallen, daß ich mich in das letzte Zimmer stahl. In das Zimmer mit der Silbertapete. Es war dunkel und stickig wie ein Verlies. Ich drehte Licht an. Da lagen noch die einzelnen Kartenspiele; nur der Platz des Hausherrn war leer. Ich ließ die Blätter durch die Finger gleiten — prüfte — tastete — fand nichts Verdächtiges. Ich zog da, wo Mister Lionel Macpherson zu sitzen pflegte, eine Schublade auf. Der französischen Whistkarte, die sich darin befand, glaubte ich in meiner Überreizung ohne weiteres ansehen zu können, daß sie nicht einwandfrei war. Aber ich täuschte mich. Es bedurfte meiner genauen, fachkundigen Untersuchung, um festzustellen, daß das vom Obersten benutzte Kartenspiel zum Teil an den Rändern künstlich angerauht, zum andern Teil pointiert, d. h. an gewissen Stellen mit einer in fließendes Wachs getauchten Nadel gekennzeichnet war. Auch wies die Rückseite mehrerer hochwertiger Blätter ganz schwach die Spuren von Bimssteinpulver auf.

‚Von diesem Augenblick an war ich nur noch Beamter. Alles Menschliche lag wohl irgendwo in mir tot. Tot wenigstens für Stunden — scheintot. Über alles, was mit Miß Mabel und meinem Gefühl für sie zusammenhing, irrten meine Gedanken bloß flüchtig und mit einer Art von Stumpfheit. Sehr lebhaft und deutlich aber empfand ich, ohne dadurch glücklich zu sein, die Sättigung meines Hungers nach Tatbestand. In den Salon zurückgekehrt, benutzte ich eine Gelegenheit, den Hausherrn beiseite zu nehmen. Wir traten unbemerkt in den behaglich durchwärmten Wintergarten, durch dessen Scheiben so viel Glanz des Kronleuchters hereinfiel, daß wir unsere Züge gegenseitig in einer Art von Zwielicht erkennen konnten. Ohne Umschweif nahm ich das Wort. Ich sagte: ‚Herr Macpherson — in Ihrem Hause wird falsch gespielt.‘

‚Er fuhr auf wie unter einem Peitschenhieb. Seine dunkle Stirn, drohend gesenkt, nahm einen olivenfahlen Schein an. Doch sagte er beherrscht und ruhig: ‚Ich bin es nicht gewohnt, Sir, in meinem Hause Beleidigungen entgegenzunehmen. Daher wäre es mir durchaus lieb, wenn Sie morgen vormittag einen Herrn, den ich beauftragen werde, erwarten wollten.‘

‚Unsere Augen bohrten sich ineinander. Ich entgegnete: ‚Sie irren, Herr Macpherson. Ein Beruf wie der meinige bringt es hierzulande nicht mit sich, daß man mit Leuten, die einer strafbaren Handlung zu überführen sind, auch noch Kugeln wechselt.‘ — Ich verschärfte meine Stimme und sagte dringend leise: ‚Sie sind ein Falschspieler, Herr Macpherson.‘

‚Er biß sich weiße Flecke auf die Lippen und stützte, wie Halt suchend, die Hand auf einen Topf mit Orchideen. Die grauen Augen, die an Granit erinnerten, starrten mich kalt, von unsäglichem Haß erfüllt an. ‚Mein Herr —‘ wollte er entgegnen, während eine schleichende Wut jeden Nerv seines Körpers durchbebte.

‚Ich ließ mich nicht beirren. ‚Sie werden, Herr Macpherson,‘ fuhr ich mit verzweifeltem Nachdruck, immer in demselben leisen Diskantton fort, ‚von heute ab in drei Tagen unsere Stadt verlassen haben. Wenn nicht, dann leite ich das Ermittelungsverfahren ein und erhebe die Anklage. Sie sehen: ich trenne den Menschen und das Amt. In meiner beruflichen Eigenschaft als Staatsanwalt weiß ich nichts — heute noch nichts von der Sache. Aber in drei Tagen würde ich davon wissen. Ich selber würde die Rolle des Zeugen zu übernehmen haben.‘ Bei den Worten zog ich das gezeichnete Kartenspiel aus der Tasche. ‚Übrigens mein Kompliment, Herr Macpherson. Sie sind Meister in Ihrem Fach und haben da gewissermaßen einen Schulfall von Maquillage auf die Beine gestellt. So etwas von subtiler, jedem Laienauge unsichtbarer Arbeit —‘

‚Er verbeugte sich mit einer Miene, welche Hohn gegen Hohn setzte. Über seine Stirn spielte ein Lichtreflex; etliche Schweißtropfen wurden sichtbar. In diesem Moment erschien mir Mister Lionel Macpherson älter, viel älter und gefurchter als sonst. Bleifarben weiteten sich die Augenhöhlen; von den Mundwinkeln nach den Wangenknochen zog sich ein Ausdruck von Gram. Was mich verzerrt lächelnd anstarrte, war das verstürmte Gesicht eines Abenteurers. Er bewegte die bartlosen Lippen und raunte gedämpft wie aus einer Maske: ‚Sie sind im Vorteil, Herr Staatsanwalt — Sie haben die Trümpfe voraus. Daher werde ich nicht umhin können, Ihnen zu willen zu sein.

Digitized by Google

Obwohl auch ich einen großen Trumpf in meinem Spiel habe —' Er blickte mich feindselig lauernd, mit prüfender Geringschätzung von der Seite an. Es war wieder dieser strafwürdige Gewerbsblick, der blitzartig aus den Augenwinkeln den Gegner beschleicht. — ,Ja, einen großen Trumpf. Sie werden diese Anklage niemals erheben, Herr Staatsanwalt. Schon um Miß Mabels willen nicht —'

,Ich mache kein Hehl daraus, Viktor, daß ich gezittert habe, als Mister Macpherson, der gewerbsmäßige Faschspieler, in diesem Zusammenhang den Namen seiner Tochter vor mir nannte. Vor meinem Auge stand sogleich der rote Aktendeckel mit der ehrvernichtenden Aufschrift:

„,Strafsache gegen den Obersten Lionel Macpherson und — Genossin wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels bzw. Beihilfe.'

„,Nein, Herr Macpherson,' erwiderte ich tonlos, ,ich werde diese Anklage nicht erheben — um Miß Mabels willen nicht. Sie aber werden gehen — um Miß Mabels willen.'

„,Abgemacht, Sir,' sagte Mister Macpherson. Er richtete sich zierlich auf und schlug plötzlich wieder in seinen gewohnten jovialen Gentleman- und Plauderton um. ,Wir haben beide ein ziemlich lebhaftes Interesse daran, daß nicht das mindeste Aufsehen entsteht. Kommen Sie also, lieber Doktor' — er schob vertraulich seinen Arm in den meinigen — ,die Gäste sollen uns nicht länger vermissen. Ich habe da einen vorzüglichen neuen Wein aus kalifornischen Trauben im Keller, den mir Hwei-tsung, mein Chinese, dieser Tage geschickt hat. Es ist eigentlich ein Dessertwein, und Sie sollen auch bloß einmal Ihren Wahrspruch abgeben, Doktor. Ich lege immer Wert auf das Urteil einer Kennerzunge —'

Er redete ganz lebemännisch wie sonst; nur schien es mir, als ob er die Worte ,Wahrspruch' und ,Urteil' leise spöttisch betone. Aber ich kann mich getäuscht haben.

,Der letzte Teil des Abends verlief unter angeregten Gesprächen. Herr von Wittenrode hatte die Gesellschaft heimlich verlassen. Mister Macphersons selbstgebauter Kalifornier erschien in goldgeränderten Spitzgläschen; für die Damen wurde eine Erfrischung von Granatapfel und Zitrone kredenzt. Der Colonel machte den Wirt mit glänzender Höflichkeit und erzählte humorvoll eine Spielergeschichte, die er vor vielen Jahren drüben in Frisko erlebt haben wollte und bei welcher er die Rolle des gerupften ,Hühnchens' übernahm. Ich fühlte mich wie mit Hohn übergossen. Miß Mabel war ruhelos. Ihre feine Gestalt glitt bald hier bald dort in den Spiegeln; ihre Augen — bei aller Dunkelheit fahl, ganz Milchstraße — überirrten mich fragend. Einmal richtete ich das Wort an sie. Aber es war eine Eiseskälte zwischen uns. Auf Verlangen der Gesellschaft setzte sie sich kurz vor Mitternacht noch einmal an den Flügel. Aber sie brach — totenbleich — mitten im Spiel mit einem schreienden Mißakkord ab.

,Als mir der Wirt zum Abschied die Hand reichte, fühlte ich ein Billett zwischen meinen Fingern. Ich las es unter der nächsten Laterne. Der Inhalt lautete in englischer Sprache:

„,Damit Sie ruhig schlafen können, mein Herr, so werde ich, ohne freilich eine Verpflichtung hierzu anzuerkennen, die dreitausend Taler dem Manne, der sie heute abend verlor, mit nächster Post wieder zustellen. Der drohende Konkurs auf Wittenrode wird hierdurch nicht abgewendet, sondern bestenfalls um einige Tage verzögert.'

,Das alles war vorgestern abend. Morgen abend sind Macphersons nicht mehr in unserer Stadt. Meine Erzählung ist zu Ende.'

Erich Owen atmete tief und lehnte sich im Sessel zurück. Die Ofenglut beschien sein übernächtig blasses Gesicht.

,Und was hast du heute mit Miß Mabel gesprochen?'

,Nichts, was auf die Sache Bezug gehabt hätte. Auch die Abreise wurde mit keinem Wort erwähnt. Wir verstanden uns schweigend. Oder vielmehr: ich verstand Miß Mabel nicht und werde sie niemals verstehen — niemals ergründen, wes Art und Wesens sie von Natur aus ist. Hat sie teil an der strafbaren Schuld ihres Vaters? War sie ,Schlepperin' und brachte dem Obersten mit kalter Berechnung die ,Freier, zu — war sie Köder für die zappelnden Fische? Ein Dummkopf, der daran zweifelte, Viktor — und doch widerspricht dem alles, was mich die Monate hindurch an dieser Fremden bezaubert hat. Kaltes Grausen überläuft mich, so oft ich im hastigen Gang meiner Schlußfolgerungen auf den Punkt komme: das ganze Geheimnis dieses bestrickenden Geschöpfes bestünde vielleicht darin, daß sie eine – gemeine Schwindlerin wäre.'

Die Hand meines Vetters zitterte, während er den Burgunder neu eingoß.

,Und wie war — auf ihrer Seite — der eigentliche Moment des Abschieds?'

,Stummblickend wortlos — doppelsinnig die Mitte haltend zwischen resignierter Kühle und wehem Lächeln — rätselhaft wie alles. Wie ich schon sagte: ein Abschied, den wir

Digitized by Google

in gegenseitigem Einverständnis als solchen absichtlich verschleierten. Kein herzlicher Ton, der von unsern Lippen drang. Ein Lebewohl ohne — Lebewohl. Als ich vor einer Stunde allein nach Hause schritt, da kam mir der Zwiespalt meines Ich erst voll zum Bewußtsein. Anklage und Groll in der einen Herzkammer, in der andern ein Gefühl, als hätte ich um kalter Prinzipien willen dem besten, liebsten Menschen das Glück ermordet.'

,Glaube mir, Viktor, daß ich nie an ein Weib so magisch gekettet war wie an diese Fremde. Und doch hat uns eine Atmosphäre des Anrüchigen getrennt: die mondäne Pest, die in Lackschuhen über spiegelnde Parketts gleitet. Du wirst vielleicht sagen, ich hätte in meiner Eigenschaft als Staatsanwalt diesen Glücksritter verfolgen sollen. Natürlich habe ich über meine Verpflichtung hierzu nachgedacht. Aber ich bin zu dem Schlusse gekommen: daß ich als Mensch in dieser trüben Sache mehr denn genug — als Beamter nichts weiß. Übrigens — wem hätte ich wohl durch Anlegung eines Aktenstückes ,Macpherson' genützt? Der junge Stannius ist tot, Herr von Wittenrode hat zum wenigsten sein letzthin verlorenes Geld wieder, und der Colonel wird, bestraft und entehrt oder nicht, auf alle Fälle weiter durch die Länder reisen und seinem glattlächelnden Laster frönen. Glücksspieler sind durch Gesetze nicht zu bessern. Mich selber aber hätte ein Prozeß gegen Mabel Macpherson innerlich zugrunde gerichtet. Denn das ist das Furchtbare an dieser Sache, daß das lichtscheue Treiben des Vaters und der lockende Liebreiz der Tochter dem Auge des Paragraphenkünstlers notwendig verwachsen sind. Als Mensch sage ich: vielleicht ist sie unschuldig — als Staatsanwalt lache ich über so glimpfliche Mutmaßung Hohn. Das Resultat, das für meine kommenden wachen Nächte bleibt, ist der Zweifel. Du kennst meinen Tatbestandshunger — den vielleicht krankhaften Forschertrieb, der beständig darauf aus ist, die Konstruktionen des Gesetzes in die Wirrsale des Lebens zu projizieren. An Mabel Macphersons Rätselhaftigkeit reiben sich meine Gedanken wund. Denn ihre Mitschuld ist — so überlegen der Staatsanwalt in mir lacht — nicht erwiesen. Die Tochter braucht nicht unbedingt gewußt zu haben, daß der saubere Herr Vater aus den gezinkten Karten ein eigentliches Gewerbe macht. Es ist nicht gerade die Natur der Frauen, daß sie in moralischen Dingen übermäßig philosophieren. Frauen sind wie dumpfer Frühling; sie haben nichts von der klaren, septemberlichen Objektivität des Mannes, nichts von dem großen, kritischen Bedürfnis, das den Schlummer scheucht und immer raunt: distinguo — distinguo — Das Weib ist naiv und gibt gerade darum uns Männern hundertmal mehr Rätsel auf als der Mörder, den ich übermorgen vor dem Schwurgericht anklagen werde. Das Weib ist dunkel wie der Urgrund der Natur; wir Männer aber dürsten nach den faßlich Klaren, und darum werden wir in Ewigkeit mit dem Weibe nicht fertig. Weibliche Einfalt ist arglistiger als der verschlagenste Mann. Wie wäre solcher Unschuld auf gerechte Weise mit Gesetzesparagraphen beizukommen? Ebene ist das Weib und Abgrund —'

Ich kannte meinen Vetter Erich und seine Neigung, aus erlebtem Geschehen kühne Nutzanwendungen, abstrakte Formeln herzuleiten. Jetzt stand er mit einer sonderbaren Hast aus dem Sessel auf, nahm aus dem getriebenen Silberrähmchen auf dem Schreibtisch Mabel Macphersons Bild und ließ es, ohne noch einen Blick darauf zu tun, in die Kohlenglut gleiten.

,Trinke, Viktor,' sagte er mit fiebernden Augen. ,Du weißt, ich muß noch arbeiten.'

Vom ärztlichen Standpunkt aus war hier wenig zu machen. Ich beschränkte mich auf die Mahnung, ein Bromsalz zu nehmen und bald schlafen zu gehen. In Seelendingen ist der Schlaf ein mächtiger Arzt. Der Schlaf — und die Zeit.

⁂ ⁂ ⁂

Am anderen Tage verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, der Colonel suche nach seiner Tochter. Mabel Macpherson habe ihn heimlich verlassen.

Dann reiste — etwas später als ihm die Frist gestellt war — der Spieler ab.

An dem regentrüben Februarmorgen, in dessen Frühe er mit vielen Koffern aus der Residenz entschwand, erhielt Staatsanwalt Dr. Owen, der sich eben zum Schwurgericht fertig machte, durch Miß Mabels verabschiedete Zofe einen Brief übermittelt, auf dessen feinem Quartbogen in englischer Sprache zu lesen war:

,Dear Sir'

Das Verhängnis, in das ich gestellt bin, ließ mir nur einen Weg. Sie sind von mir gegangen — ich gehe von meinem Vater. Ich werde keinem von beiden wieder begegnen. Mögen Sie so glücklich sein zu vergessen —

Mabel Macpherson.'

Digitized by Google

Die Münchnerin

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Wenn es wahr ist, daß diejenige Frau die beste ist, von der man am wenigsten spricht, dann hat die Münchnerin unter den Frauen der deutschen Städte und Landschaften den Anspruch auf Einreihung in die Klasse der höchsten Qualität. Wer spricht von ihr? Wer kennt sie? Was bedeutet der Begriff „Münchnerin“ neben den Begriffen „Berlinerin“, „Wienerin“, „Rheinländerin“? Mit diesen Begriffen verbindet sich eine ganz klare Vorstellung, und diese Vertreterinnen ihrer Städte und Landschaften sind sozusagen „Typen“. Die Wienerin stellt man sich stets elegant, beschwingt, wohl auch mit dem Einschlag des Epikuräertums vor, die Berlinerin schlagfertig, witzig, gewandt, dazu ein wenig „schnodderig“ und salopp in ihrem Ton, die Sächsin gemütlich, die Rheinländerin laut, fröhlich, dem Lebensgenuß zugetan, sorglos in ihrer Welt- und Lebensanschauung.

Aber die Münchnerin? Was sag' ich da?

Ja, wenn es um den Münchner ginge! Bei dem Aufruf seines Namens stellt sich für die nicht-münchnerischen Deutschen immerhin eine Vorstellung ein, ankernd in dem Versuch, einen gemeinsamen Nenner für Kunst und Bier zu finden, den Hofbräuhäusler und den Schwabinger Bohemien zu einer ach, wie harmonischen Gemeinsamkeit zu verschmelzen!

Haben die Berlinerin und die Wienerin durch ihre beherrschende Rolle, die sie in der Roman- und Dramenliteratur spielen, als „Heldinnen“ nämlich, ihre Festigung als Typen erfahren, so kann sich dessen die Münchnerin nicht rühmen oder doch nur in sehr bescheidenem Maße. Ich nehme an, daß damit in erster Linie die Verschwommenheit und Unklarheit des Begriffes „die Münchnerin“ zusammenhängt. Ja, wenn die Münchnerin ihren liebevollen, poetischen Schilderer gefunden hätte, wie er der Berlinerin aller Schichten in dem prachtvollen Theodor Fontane erstand! Wohl ist, seit Heyse und Hopfen den Bann brachen, die Münchnerin roman- und dramenfähig geworden. Conrad, Thoma, die beiden Mann, G. Dukama-Knoop, Ruederer, Bierbaum, Wolzogen, Wedekind und mit besonderer Liebe wiederholt Wilhelm Weigand haben Münchnerinnen in ihre literarischen Werke gestellt. Aber ist eine dieser Münchnerinnen in Romanen, Novellen und Dramen eine wirklich echte Münchnerin, ein Vollblut-Münchner Kindl, geistig und psychisch mit Isarwasser getauft, erfüllt von jenem Wesen eines Volkstums, das so urwüchsig und gesund ist, weil es dem Bauerntum und der Scholle so nahesteht, umspielt von dem hellen Licht des Alpenvorlandes, umbraust von der Luft aus dem Süden, schon mit Zügen des Südlandes an sich? Nein, was sich so an Weiblichkeiten durch die Münchner Romane bewegt, das ist

Mary, des Künstlers Tochter
Gemälde von Prof. Franz von Stuck

Digitized by Google

Die Nußkatl im alten Pschorr-Bräu zu München. Gemälde von J. G. Perlberg. 1837

Walburga Hitzelsberger, die Wirtin vom Grünen Baum
Miniatur von Spitzer. 1826

Faschingsvolk, das sind kostümierte Münchnerinnen, leichtfertige Geschöpfchen, die gern Sekt trinken, auf den Redouten im Bierstübl ununterbrochen Weißwürste verschlingen, leicht an Sitten und immerzu in irgend etwas Männliches verliebt. Oder es sind blasierte Schwabinger Kunststudentinnen, die besser in die Umwelt von Dostojewskis Romanen als auf den Marienplatz oder sonstwohin in den Bannkreis der Frauentürme und ihrer grünpatinierten Dickschädel passen. Oder es sind gar jene aus den Karikaturen der „Fliegenden“ und des „Simplizissimus“ bekannten, indessen für München nichts weniger als charakteristischen, aufgedunsenen Klatschbasen mit dem Horizont der Hinterhäuslerin. Alles ohne Sinn und Zusammenhang mit dem wahren Münchnertum. Zumeist sind diese Gestalten eben ganz und gar unbodenständig. Es sind gar keine „echten“ Münchnerinnen. Nun will ich damit freilich nicht sagen, daß eine Frau nur dann als Münchnerin anzusprechen

Digitized by Google

Maria Anna Josepha Charlotte, Gemahlin des Herzogs Clemens Franz von Bayern
Gemälde von George de Marées

Digitized by Google

ist, wenn sie in dieser Stadt geboren ist. Es gibt auch für die Frauen so etwas wie ein ‚Wahlmünchnertum‘, eine herzliche, aus einer Art Erkenntnis von Wesensgleichheit sprießende Einbürgerung in den kulturellen Komplex Münchens, ein Aufgehen, Schenken und Nehmen in und an und von dieser Stadt, das

Oben: Amalie von Schintling. Gemälde von Joseph Stieler

eine ganz enge, ganz herzliche Gemeinschaft bewirkt. Solche „Wahlmünchnerinnen“ waren die Frauen der „Berufenen“, jener Gelehrten, Künstler und Dichter, die die drei ersten Könige Münchens um ihre Akademien und Hochschulen versammelten oder sonstwie mit ansehnlichen Ämtern begabten und in ihre Nähe

Unten: König Max und Königin Maria auf der Alm. Ausschnitt aus einem Gemälde von Philipp Foltz

Digitized by Google

Gräfin von Bacinetti geb. Tambosi. Steinzeichnung von J Melcher. 1848

zogen; solche Wahlmünchnerinnen waren besonders auch Bayerns Königinnen und die Frauen der bayrischen Prinzen; es waren es aber auch die berufstätigen Frauen und Mädchen, die in München die Basis fanden, ihre Lebens- und Wirkenslinie nach oben zu kurven, und die dies dankbar und gern anerkannten und um ihres geistigen und seelischen Gewinnes willen der Isarstadt die Treue hielten. Sie alle will ich einbezogen wissen, wenn ich von der Münchnerin schlechthin spreche, von ihr, die so anders ist, als sie in den Romanen und Dramen erscheint. Gott sei Dank — sage ich als Münchner — so anders!

Wie aber ist sie denn, die Münchnerin? Leicht ist es nicht, eine Formel für sie zu finden. Von der Wienerin, Leipzigerin, Berlinerin, Kölnerin weiß man sie schnell — die Münchnerin zu analysieren, schafft mir Pein. Denn die Münchnerin ist nicht eigentlich ein Typus. Vielmehr mischen sich in ihr die widersprechendsten Züge und Eigenschaften. Es ist keine eigentliche Einheit der Rasse da, wenn auch die Neigung zum Brünetten, ein Schuß Südländertums viel-

Cornelia Vetterlein
Gemälde von Joseph
Stieler

die allzeit verliebten Wäschermad'ln Bierbaums, den Kellnerinnen verwandt, die in derber, heischender Fülle Wilhelm Trübner auf seine Bilder setzte, dürften doch recht isolierte Erscheinungen sein. Die Münchnerin — da sage ich es — ist mehr auf Individualität als auf Typus gestellt. Ein auf Dialekte sehr fein reagierendes Ohr will im Dialekt der jetzt im Stadtganzen längst aufgegangenen südlichen Vorstadt Sendling andere Klänge hören, als wenn drüben in Bogenhausen, an der Nordostperipherie der Münchner Stadtgrenze, ein Bodenständiger seinen Ururdialekt spricht; ebenso kennt der feine Beurteiler charakteristischer körperlicher Erscheinungen der Frau Unterschiede innerhalb der Gesamtweiblichkeit Münchens leicht, bezeichnend ist. Thomas Mann spricht in einer Novelle von den lieben, netten, süßen Münchner Mädeln mit den brünetten Haarbandaux und den etwas großen Füßen, mit den unbesorgten Sitten, die zu ihrem untersetzten Typus passen. Mann trifft damit kaum den Typus einer gesellschaftlichen Schicht und eines Lebensalters. Begreiflich: es existiert eben kein „Typus" der Münchner Frau. Weder physisch noch psychisch. Denn auch die Faschingsprinzessinnen Wolzogens geben nur die Attrappe der Münchnerin, nur ihre Februarmaske, und

Des Künstlers Braut, Josephine Sutner. Gouache von W. v. Kaulbach

Frau Gedon-München. Gemälde von Wilhelm Leibl
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg)

Digitized by Google

unter dem Gesichtswinkel der Topographie: den Au-Vorstädterinnen z. B. sagt man als besondere Eigenart nach, daß sie, wenn sie einer „echten" Auer Familie angehören, die nach allen Seiten hin seit drei Generationen in der Lilienstraße oder in ihren Ausstrahlungen seßhaft war, an ihren besonders kleinen und zierlichen Händen zu erkennen seien. Und so schattiert sich auch die geistige und seelische Struktur der Münchnerin überaus mannigfaltig und individuell ab. Nicht allein im Sinn der gesellschaftlichen Schichtung. Da vielleicht sogar am allerwenigsten. Denn es war stets eines der schönsten Vorrechte Münchens, daß es sich frei hielt vom sogenannten „Kastengeist". Hier ist man in erster Linie Mensch, erst in zweiter Oberregierungsrat oder Professor oder Handwerksmeister. Hier herrscht eine gewisse soziale Gleichheit, ein Aufheben der Standesunterschiede. — Das hat vor allem Heyse erkannt und ausgesprochen, als er, der Berliner, seine Landsleute und die Einwohner seiner Wahlheimat München aneinander maß.

Münchner Kellnerin. Steinzeichnung von G. Groos. Um 1830

Digitized by Google

Charlotte von Hagn
Gemälde von Joseph Stieler

Digitized by Google

Frau von Keller
Gemälde von Albert von Keller

Diese Tatsache aber gilt auch für die Münchnerin, und vielleicht dürfen wir darin einen besonderen Zug ihres Wesens erkennen: sie ist nicht hochmütig, sie ist frei vom Standesdünkel. Man muß einmal hören, was die alte Frau Geheimrat Dürck von ihrer Mutter, der in München, im Schatten von St. Peter geborenen Frau Wilhelm von Kaulbachs, erzählt: . wie sie freundschaftlich mit der alten Theatinerbäckin, der Frau Seidl, verkehrte, wie gute Beziehungen mit der Schwabinger Viewegg-Bäuerin bestanden, und wie die gleiche Frau, einer Fürstin gleich, zu repräsentieren verstand und einem Hauswesen vorstand, das in hoher Gastlichkeit die Blüte der deutschen und internationalen Geistesaristokratie um sich zu versammeln und zu einer Art geistig-geselliger Gemeinsamkeit Münchner Prägung zu verschmelzen verstand.

Aber auch in anderem Sinn: welche Mannigfaltigkeit! Wenn ich mir die drei Königinnen vergegenwärtige, die seit 1806 an der Spitze der Münchner Frauenwelt standen, oder die schillernde Buntheit der hohen Aristokratie in seinem weiblichen „Bestand" — wie reiht sich da Charakterkopf an Charakterkopf! So auch in den Kreisen der Künstlerfrauen und der Künstlerinnen selbst, die ja nun freilich den Hauptanspruch auf Eigenart und Individualität erheben dürfen! Wie gern möchte man da Namen nennen, die und jene Lebensgeschichte mit ein paar Strichen umreißen und das spezifisch Münchnerische an ihr aufdecken! Aber dies führte zu sehr ins Detail; und hier kommt es nicht darauf an, zu erzählen, wie mannhaft die Herzogin Maria Anna, die Gattin des Herzogs Clemens und Freundin Friedrichs des Großen, für ihr Bayern kämpfte, und damit auch München seinen urtümlichen Charakter bewahrte, oder wie die Prinzessin Amalia, die Tochter Max' I. und Gattin

Digitized by Google

Bildnis von Fräulein M. Cramer, München
Gemälde von Albert von Keller

Digitized by Google

Frau von Keller
Gemälde von Albert von Keller

Diese Tatsache aber gilt auch für die Münchnerin, und vielleicht dürfen wir darin einen besonderen Zug ihres Wesens erkennen: sie ist nicht hochmütig, sie ist frei vom Standesdünkel. Man muß einmal hören, was die alte Frau Geheimrat Dürck von ihrer Mutter, der in München, im Schatten von St. Peter geborenen Frau Wilhelm von Kaulbachs, erzählt: wie sie freundschaftlich mit der alten Theatinerbäckin, der Frau Seidl, verkehrte, wie gute Beziehungen mit der Schwabinger Viewegg-Bäuerin bestanden, und wie die gleiche Frau, einer Fürstin gleich, zu repräsentieren verstand und einem Hauswesen vorstand, das in hoher Gastlichkeit die Blüte der deutschen und internationalen Geistesaristokratie um sich zu versammeln und zu einer Art geistig-geselliger Gemeinsamkeit Münchner Prägung zu verschmelzen verstand.

Aber auch in anderem Sinn: welche Mannigfaltigkeit! Wenn ich mir die drei Königinnen vergegenwärtige, die seit 1806 an der Spitze der Münchner Frauenwelt standen, oder die schillernde Buntheit der hohen Aristokratie in seinem weiblichen „Bestand" — wie reiht sich da Charakterkopf an Charakterkopf! So auch in den Kreisen der Künstlerfrauen und der Künstlerinnen selbst, die ja nun freilich den Hauptanspruch auf Eigenart und Individualität erheben dürfen! Wie gern möchte man da Namen nennen, die und jene Lebensgeschichte mit ein paar Strichen umreißen und das spezifisch Münchnerische an ihr aufdecken! Aber dies führte zu sehr ins Detail; und hier kommt es nicht darauf an, zu erzählen, wie mannhaft die Herzogin Maria Anna, die Gattin des Herzogs Clemens und Freundin Friedrichs des Großen, für ihr Bayern kämpfte, und damit auch München seinen urtümlichen Charakter bewahrte, oder wie die Prinzessin Amalia, die Tochter Max' I. und Gattin

Bildnis von Fräulein M. Cramer, München
Gemälde von Albert von Keller

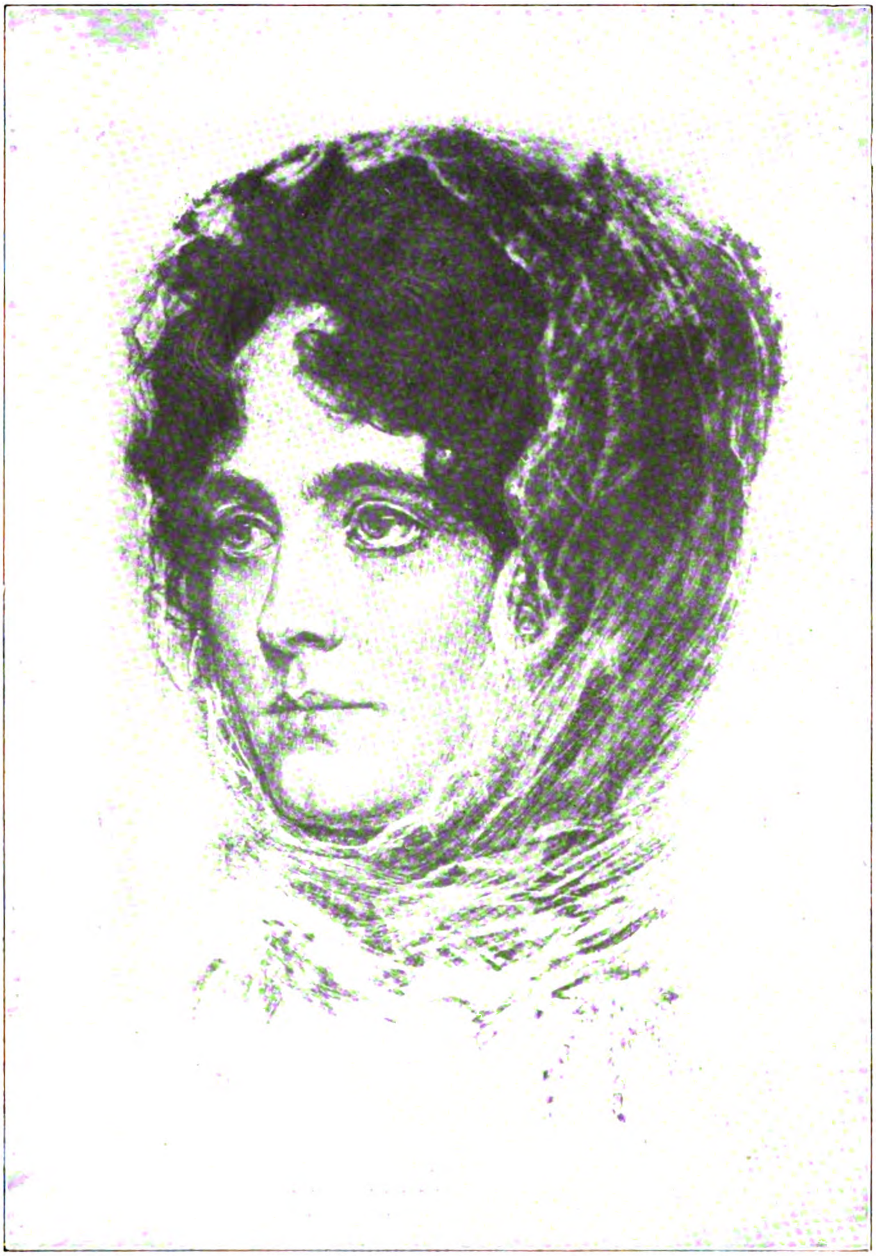
Digitized by Google

Vignette zu einem Münchner Bockwalzer
Radierung von G. Habenschaden. 1838

schränkung zeigt sich erst — die Münchnerin, möchte man sagen. Die Münchnerin, die ihre Vaterstadt liebt und sich auf ihr Münchnertum etwas zugute tut, die es deshalb auch nicht erlauben will, daß sich eine Lola Montez, trotz königlicher Gunst und trotz der Meriten einer bestrickenden Körperlichkeit, in dieser Stadt festsetzte, die auch, viel früher als die vom Glanz des Goldes geblendeten Männer, die Schwindelmanöver der Adele Spitzeder, der Gründerin der berüchtigten „Dachauer Bank“, durchschaut, und diesen Abenteuerinnen, so amüsant sie die Männer finden mochten, das Handwerk legte und sie nicht im Münchnertum Wurzel fassen ließ. Die echte Münchnerin des bürgerlichen Schlages, die als Mädchen Stieler malte und die, in reiferen Jahren, ihrer Erscheinung wegen, einen Spitzweg zu einem biedermeierlichen Idyll anspornte, ist häuslich und in sich gekehrt, eine brave Frau und gute Mutter. August Lewald, der in seinem „Panorama von München“ den Münchnern des hochgemuten Eugen Beauharnais, ein vornehmes Mäzenat echtest wittelsbachischer Art zum Vorteil Münchens übte. Hier handelt es sich darum, die Gemeinsamkeitsnote aller Münchnerinnen zu enthüllen. Und dazu taugen die „Prominenten“ nicht, mögen sie auch, wie diese Fürstinnen oder wie Künstlerinnen von hohem Rang — eine Metzger-Vespermann, Klara Ziegler, Therese Vogl, Maria Conrad-Ramlo — oder Künstlerfrauen von innigstem Verstehen der Leistung ihrer Männer, der Münchnerin die besten Freunde gewonnen haben. Dazu muß man in die ausgesprochen bürgerliche Schicht sich versetzen, in die Welt des Handwerksmeisters und Gewerbetreibenden, des Handelsmannes und des mittleren und kleinen Beamten. In der Be-

Mutter und Kind. Gemälde von F. A. von Kaulbach

Digitized by Google



Münchnerin
Steinzeichnung von Karl Bauer

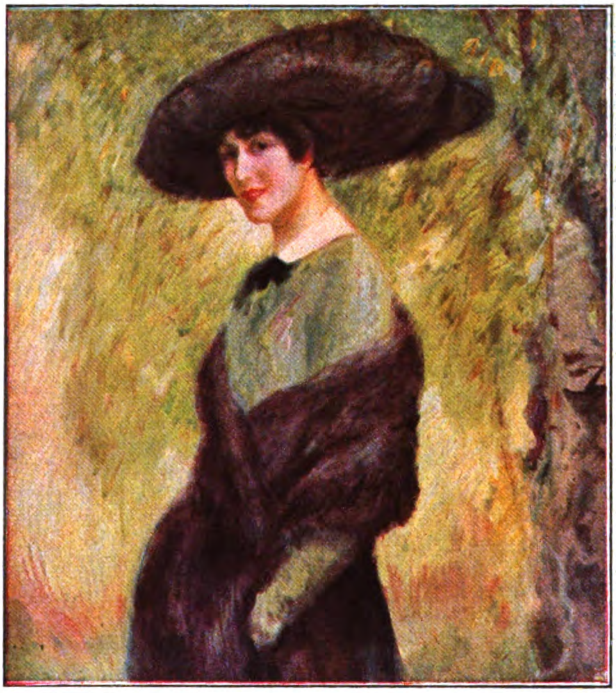
Digitized by Google

von 1840 soviel „hinzureiben" weiß, macht der Münchner Bürgerin ein freundliches Kompliment und bestätigt ihr, daß sie nicht nur dem Haushalt gut vorstehe, sondern auch Handel und Wandel des Eheherrn betreue, der gar zu gern bei Frühschoppen, Tertel im Café, bei Dämmertrunk und im „Verein" verweile. Er lobt ihre Geschäftstüchtigkeit, ohne zu verkennen, daß sie auch den Freuden des Lebens zugetan ist und gern eins trinkt. So läßt auch Heine die Münchnerin in der Gestalt des schönen Nannerl, der Bockbier kredenzenden Schenkin vom Montgelasgarten in Neuberghausen, in seiner „Italienischen Reise" erscheinen, und Dahn und andere, die in ihren Erinnerungen die Münchnerin auftreten und eine Rolle spielen lassen, sind der Verbindung der Isarathenerin und des Maßkrugs nicht abgeneigt. In der Tat spielt das Kellerleben und der gute Trunk im Leben der Münchnerin eine Rolle, sie macht gern „Landpartien", bei denen man nicht hungern und dürsten will, aber es ist grundfalsch, sie geradezu als eine Alkoholikerin zu kennzeichnen. Auch hier darf von Ausnahmen nicht auf die Gesamtheit geschlossen werden, und wenn die Münchnerinnen ihre Männer gern zum angestammten Trunk begleiten — nun, muß es denn dann wirklich um des Trunkes, kann es nicht vielleicht um des Mannes willen sein, dem die mahnende Gattin oder Freundin vielleicht zur „Korrektur" seines Quantums zwar nicht immer willkommen,

Tänzerin. Münchner Bildnis. Gemälde von Prof. Carl von Marr

Digitized by Google

aber durchaus förderlich ist? Der gleiche Lewald ist ein Lobredner der Schönheit der Münchnerin. Er bezieht sich dabei auf die damals eben entstandene „Schönheitsgalerie", die Ludwig I. für seine Residenz in München durch seinen Hofmaler Stieler malen ließ. Achtunddreißig schöne Frauen und Mädchen sind in diesem platonischen Serail versammelt; alle Nationalitäten und alle Stände, und ein beträchtlicher Bruchteil dieser Schönheiten ist „Münchner Wachstum". Auch hier gibt es, echt münchnerisch, keinen Unterschied der Stände. Neben dem Auslaufmädchen der Modistin hängt das Bild der Kronprinzessin, Gräfin und Tänzerin, die wohlbehütete Beamtenstochter und die Abenteuerin, die biedere Wildbrethändlerstochter und die geniale Bühnenkünstlerin



Münchner Bildnis. Von Paul Rieth

Die Tochter des Künstlers
Gemälde von Professor Hermann Groeber

hausen schwesterlich beisammen; das Ringelhäubchen, das Symbol der bürgerlichen Biedermeier-Münchnerin, und die Fürstinnenkrone vertragen sich aufs beste — vor der gleichmachenden Macht der Schönheit, eben ein echt münchnerischer Gedanke, daß es etwas gibt, das über alle sozialen Unterschiede siegt und erhaben ist. Manche der „Schönheiten" Ludwigs I. sind erst als würdige Matronen am Ausgang des 19. Jahrhunderts gestorben; manche hat ihre Schönheit überlebt, nicht aber ihre Liebenswürdigkeit. Denn das ist einer der anziehendsten Züge der echten Münchnerin: sie weiß nicht nur ein putziges, frühreifes Kind zu sein, nicht nur ihr Mädchentum gut in Szene zu setzen, nicht nur, wie jene Münchner Freundin Hebbels, Beppi Schwarz, mit einem geliebten, armen Studenten den letzten Pfennig zu teilen, nicht nur eine tüchtige, resche Ehefrau und gute, treffliche Hausmutter zu sein, sondern sie versteht es auch, ihr

Digitized by Google

Professor Franz von Stuck und seine Frau

Alter würdig zu tragen, fern aller Xantippenhaftigkeit und sogar mit einem Schuß Humor, der, auf frischem, keckem Mutterwitz beruhend, eines der köstlichsten Besitztümer der Münchnerin ist; nicht zuletzt der alternden, die jenseits der „G'schamigkeit" steht. Mit den Jahren wachsen die Interessen der Münchnerin, manche der feinen alten Damen, die man regelmäßig bei den Konzerten klassischer Musik im Odeon trifft, hat zu Hause eine Lektüre, die man bei Frauen sonst nicht so leicht antrifft. Da fällt mir jenes alte Stiftsfräulein in dem streng katholischen Münchner Pensionat ein, von der Gabriele Reuter erzählt, daß sie bei ihr Nietzsches „Fröhliche Wissenschaft" auf dem Tisch gefunden habe und von ihr zu Nietzsche hin und in sein Verständnis hineingeführt worden sei. Das war eine Münchnerin, wie deren viele, von den Malerinnen, den Priesterinnen der angestammten Muse Isar-Athens zu schweigen, in Literatur und Philosophie tätig sind, selbst Vorkämpferinnen von Richtungen und „Strömungen": ein Beweis, daß die Münchnerin kein Aschenputtel und keine Hausurschel ist, und daß ihre Interessen über den Maßkrug hinausgehen, daß auch sie dahinstrebt, wo des Lebens und der Kultur höchste Güter thronen.

Digitized by Google

Babette Horschelt geb. Eckner. Gemälde von Joseph Heigel

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Freundesbriefe an Richard Voß

Herausgegeben von Dr. Paul Weiglin

* *

„Er gab zu sehr sein Herz" — dieses Wort aus dem berühmtesten Roman von Richard Voß, der „Villa Falconieri", steht auf dem von Joseph Kopf geschaffenen Bildnisrelief des Dichters, das den feierlichen Platz unterhalb des Zypressenteiches im Park des leuchtenden Hauses schmückt. Kein Wort konnte treffender gewählt werden. „Er gab zu sehr sein Herz" — das war eines der Leit- und Leidmotive dieses an Arbeit und Freude, an Erfolgen und Enttäuschungen reichen Lebens. Schon der ersten leidenschaftlichen Freundschaft des Knaben war diese Erkenntnis gereift. Aber wenn es ein Fehler war, sich ohne Vorbehalt auszuströmen: Voß hat diesen Fehler der Uneigennützigkeit und der Begeisterungsfähigkeit immer von neuem begangen und trug den Segen davon, daß er noch kurz vor seinem Tode, als neue Männer das literarische Leben beherrschten, unverbittert die phantastischen Linien seiner menschlichen und künstlerischen Entwicklung aufzeichnen konnte. In diesem an ergreifenden Zügen reichen Buch bekennt der Dichter: „Ein heißes Glück- und Dankgefühl durchströmte mich, wenn ich empfand, daß die Menschen mich liebten. Ich bemühte mich um die Liebe der Menschen, warb um ihre Liebe. So war es in meiner Kindheit gewesen, so war es in meiner Jugendzeit, so ist es bis heute geblieben. Noch heute, als alter Mann, werbe ich um die Liebe meiner Freunde. Denn Liebe muß verdient werden. Dann aber gehört sie nicht nur zu unsern höchsten Gütern, sondern zu unsern Heiligtümern. Oft genug freilich gelang mir mein Liebeswerben nicht; oft genug mußte ich den bereits erworbenen Besitz wieder hingeben; oft genug mußte ich, nicht ohne leises Weh, aus ‚Wilhelm Meister' zitieren: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?'"

Richard Voß hielt mit seiner Gattin, in der er den Genius seines Lebens verehrte, ein gastfreies Haus. Wo er siedelte, zog er Menschen an sich, und wenn er unter seinen Freunden viele bedeutende zählte, so war das nicht bloß Glück, auch nicht bloß die Anziehungskraft, die ein genial veranlagter Mensch auf seinesgleichen ausübt, sondern es kam ihm die liebenswürdige und hochherzige Gabe zu Hilfe, daß es ihm leicht fiel, ja, daß es ihm eine Wonne war, fremdes Verdienst anzuerkennen, zu bewundern. Wohl erfuhr er auch Enttäuschungen, aber er hat das „Buch der Enttäuschungen", von dem er einmal spricht, nicht geschrieben, und wenn er den Schmerz erlebte, daß ihm das Leben, grausamer als der Tod, diesen und jenen Freund raubte: er hat die Trauer nicht durch Rechthaberei entweiht. Auch diese Verluste waren unentwirrbar gewirkt in das krause Bild seines phantastischen Lebens.

Voß war ein eifriger Briefschreiber. Man staunt, wenn man vernimmt, daß dieser fast immer kränkliche und oft todkranke Mann neben seinem aufreibenden Schaffen als Romandichter und Dramatiker noch Zeit und Kraft gefunden hat, sich täglich zwei Morgenstunden für den Briefwechsel mit seinen Freunden abzuringen. Er, der oft unter körperlichen Leiden, in schlaflosen Nächten seine Werke formte, der oft ermattet hingesunken wäre, hätte ihn nicht die Hand seiner Frau gehalten, hätte ihn nicht ihr Arm gestützt: er hielt es für schönsten Gewinn, nicht nur zu der großen, aber unbekannten Schar seiner Leser zu sprechen. Er wollte denen verbunden bleiben, um deren menschliche Teilnahme zu werben ihm lohnend schien. Er wollte sein Herz nicht nur in poetischer Vermummung verschenken, sondern so, wie es war. Er sprach von seinem Werk wie Tasso: „Nehmt es hin!" Er sprach aber auch von sich: „Nehmt mich!"

Er hat auch als Mensch starken und reinen Widerhall gefunden. In den Briefen, die seine Freunde an ihn schrieben, lebt neben ihrem Wesen auch das seine, und diese Hefte danken der Witwe des Dichters, daß sie sich entschlossen hat, aus dem treubewahrten Reichtum eine kleine Auswahl zu veröffentlichen. Durch diese Briefe, die sich oft zu Bekenntnissen weiten, blickt der Leser in eine Welt, die in demselben Jahre 1918 zugrunde ging, in dem der Dichter starb. Wir haben diese Welt oft äußerlich und herzlos gescholten, und manchem ist sie heute besten Falles ein Schlaraffenland. Aus Aufzeichnungen wie den folgenden ersehen wir, daß sie besser war als ihr Ruf, und vielleicht dürfen wir hoffen, daß es mit der Gegenwart ähnlich bestellt ist.

⌘ ⌘ ⌘

Als die heilige Dreifaltigkeit seiner Freunde nennt Voß: Wilbrandt, Wildenbruch und Heyse. Unter Wilbrandts förderndem Einfluß entschied sich Voß für eine freie dichterische Laufbahn, und Wilbrandt war es, der den seltsamen jungen Menschen in die Welt der Gesellschaft und des Theaters einführte. Von Wildenbruch wird auf diesen Blättern später die Rede sein. Paul Heyse, den er zuerst in Wien, im Salon der Frau von Wertheimstein gesehen hatte, lernte er 1877 genauer in Rom kennen. Das Ehepaar Heyse hatte seinen geliebten Jungen verloren, und Voß gehörte zu den wenigen Vertrauten, die die Trauernden in ihrer Zurückgezogenheit häufig bei sich sahen. Am 30. Mai 1878 schreibt Heyse an Voß:

„Lieber Freund!

Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie uns oft fehlen, daß wir abends oft nach der

Klingel horchen, ob Ihre Hand sie nicht in Bewegung setzen möchte, wie in unserer guten römischen Zeit. Das graue, unholde Leben umspinnt uns hier wieder; wir entbehren allzusehr all der Erfrischungen, die uns im Süden unseren Tag überstehen halfen, wenn auch gewisse Schatten selbst in der Sonne des Palatins nicht weichen wollten. Ich nun vollends bin so um Sie gekommen, da ein wunderlicher Sturmwind Sie plötzlich hinwegriß. Nun habe ich Ihren ‚Savonarola' gelesen und sollte und möchte Ihnen darüber schreiben; aber meine tückischen Lebensgefährten, die Nerven, haben mich wieder in ihrer Gewalt, ich muß völlig auf jede geistige Arbeit verzichten. Und eine solche, und keine der leichtesten, wäre es doch, Ihnen schriftlich das Horoskop zu stellen. Sie werden mich indessen verstehen, wenn ich sage, daß es dem Gedicht an dem fehlt, wonach auch sein Autor noch zu ringen hat, an Ruhe, an stiller, sicherer Ausgestaltung der Charaktere. Sehr viel theatralischen Instinkt, sehr viel schwärmendes Feuer, das aber die sicheren Umrisse vielfach wegschmilzt und einen flackernden Schein über die Probleme verbreitet. Dann wieder Partien voll echter — nur nicht gerade historischer Stimmung, mit scharfen, harten Zügen. Gegen Ihre Wendung der Figuren und Verknüpfung des Schicksals läßt sich von Seite der Geschichte sicher viel einwenden, damit nehme ich's weniger genau; ich wünschte nur, daß ich überall in die Illusion käme, möchte es auch auf Kosten meiner historischen Vorkenntnisse sein. Aber Ihre Lukrezia ist mir unfaßlich, Ihr Savonarola selbst — bei allen schönen Details — noch nicht einig genug in seinem Mönchs- und Menschenwesen. Mit dem Schulausdruck: Ihr subjektiver Drang mischt sich noch überall zu jugendlich ein und stört den reinen Wuchs der Gestalten. Aber dennoch ist dies Drama mir das hoffnungsvollste von allem, was ich bisher von Ihnen gelesen, und glaube, daß der Poet, der in Ihnen steckt, ein dramatischer sein wird. Mehr kann ich vorläufig nicht sagen."

Die Freundschaft mit Paul Heyse blieb bis ans Ende ungetrübt, Heyse war es, der im Herbst 1878 dem jungvermählten Ehepaar Voß in München das Hochzeitsmahl ausrichtete und in wohlgefügten Worten den Glückwunsch des Freundes und Dichters aussprach. In seinen Briefen an Voß spricht er häufig von seinen wie des Freundes dramatischen Schöpfungen. Es ist bekannt, mit welchem Eifer und wie wenig Erfolg Heyse um den Lorbeer des Dramatikers rang. Wie glücklich ist er, wenn in Meiningen, in Weimar, im Berliner Lessingtheater ein Stück von ihm aufgeführt wird oder werden soll! Und wie kräftig schilt er über die kläglichen Münchner Verhältnisse, die ihn als Bühnendichter nicht aufkommen lassen! Auch Voß, der ungleich erfolgreichere, er, der wirklich Theaterblut hatte, mußte erleben, daß er in den Zeiten des Naturalismus auf die Theater verzichten mußte, und er bekennt, daß sich diese Entsagung unter Kämpfen und Schmerzen vollzog. Für sein Drama „Alexandra" war er zum Schillerpreis vorgeschlagen worden. Unter den Preisrichtern saßen neben Paul Heyse u. a. Erich Schmidt und Gustav Freytag. Aber es kam zu keiner Einstimmigkeit, und Heyse berichtet darüber in einem undatierten Brief:

„Du wirst aus den Zeitungen erfahren haben, daß alle unsere Liebesmüh umsonst war. Der kleinliche, engherzige Standpunkt einer heuchlerischen Staatsmoral hat sich wieder einmal geltend gemacht; von den zehn Mitgliedern der Kommission haben sich sechs — und wahrlich die gewichtigsten! — Stimmen für ‚Alexandra' und ‚Brigitta', vier dagegen ausgesprochen. Und diese vier sind gehört worden! Das ganze klägliche Verhältnis, in welchem unsere Literatur sich der Staatsgewalt gegenüber schon so lange befindet, ist wieder einmal deutlich illustriert worden. Diese Deine Dramen sind gewiß vielfach anfechtbar und ich hoffe und glaube, daß Deine Bahn noch zu höheren Zielen aufwärts führen wird — doch ist in den letzten Jahren nichts aufgetaucht, was des Preises würdiger wäre; und wenn man von drei zu drei Jahren immer einen neuen Klassiker erwartet, den Preis nur verleihen will, wenn ein Werk erscheint, dem die Unsterblichkeit verbrieft und besiegelt auf der Stirn steht, so wird die ganze Institution illusorisch."

Im Jahre 1890 feierte Heyse seinen sechzigsten Geburtstag. Voß litt schwer. Wahnideen, Selbstmordgedanken quälten ihn. Schlaflosigkeit verschlimmerte seinen Zustand. Er mußte in eine Nervenheilanstalt, nach Maria-Grün bei Graz. Die Genesung schritt langsam fort, in Bergfrieden bei Berchtesgaden, Vossens Sommersitz, in der Villa Carlotta am Comer See, wo Herzog Georg von Meiningen dem Dichter ein Asyl geboten hatte, und endlich im Deutschen Volkstheater in Wien, wo er den Erfolg seines im Januar 1891 vollendeten Dramas „Schuldig" erleben durfte, den größten Erfolg seines Theaterlebens, eine wahrhafte Auferstehung. Zwei Briefe Heyses aus dieser Zeit lauten:

„Bozen-Gries, 17. April 1890.

Von allem, was gute Menschen mir zur Feier dieses bedenklichen, das Alter ankündigenden Tages Freundliches erwiesen, hat mich nichts so gerührt und erfreut, wie Dein Brief, dessen Schriftzügen es so deutlich anzusehen ist, wie lange Du des Schreibens entwöhnt gewesen. Laß uns glauben, Lieber, daß dies nun der erste Schritt war, der Dich natürlich etwas kosten mußte, dem nun aber immer sicherere und leichtere folgen werden. Wir haben bei aller Bangigkeit,

Digitized by Google

mit der wir zu Dir hinüber dachten, nie die feste Zuversicht uns erschüttern lassen, Deine gute, junge Natur werde alle Lebensfeinde besiegen. Wie oft aber sagte ich mir: wenn ich nur bei ihm wäre, um ihn ohne jede ärztliche Mithilfe wieder herauszureißen. Freilich nicht in einer kurzen Woche, aber in einem langen Winter gewiß. Ich weiß ja Bescheid, habe denselben, wenn auch minder harten Kampf zu kämpfen gehabt, nun waren wir beide so weit getrennt! Und nicht einmal die Freude ward mir, Dich hier wieder zu sehen und Dir ‚den Rücken zu stärken' mit gutem Zuspruch. Wir fanden die herrlichen Blumen, die Frau Melanie zu unserer Begrüßung ins Zimmer gestellt, wie immer in schwerer Zeit auf Liebes und Liebliches für ihre Freunde bedacht. Und wie die Sonne am Morgen so tröstlich über der schönen Talweite aufging, dachten wir zu Euch hin mit hoffenden Gedanken. Es ist so schön hier, wir sind so trefflich aufgehoben in dem behaglichen Hause mit guter Gesellschaft; Freunde kamen von fernher, die Stille und gute Pflege tun meiner Frau Liebsten ersichtlich wohl und drei Wochen sollen noch den vollen Frühling bringen. Nichts fehlt, als daß wir gute Nachrichten von Dir erhalten. Tu das Deine, liebster Richard, daß sie uns zuteil werden! Ich schreibe nichts weiter, da ich nicht weiß, ob das Lesen Dir zuträglich ist. Ich hätte sonst von so vielem zu plaudern. Das will ich auf die Zeit versparen, die hoffentlich nahe ist, wo Du selbst Dich dem bunten Leben nicht mehr fremd fühlst. Ich umarme Dich herzlich und grüße Dein treues Weib. Daß sie bei Dir sein darf, wird Dir alle Plage der Kur erleichtern und den Erfolg erhöhen. Lebt wohl, liebe beide! Gedenkt in treuer Freundschaft Eures ältesten

Paul Heyse."

„München, 26. Januar 1891.

Ich bin noch ein schwacher Schreiber, liebster Richard, da die ausgestandenen großen Schmerzen immer mir noch in allen Nerven nachdröhnen. Aber ich bringe es nicht übers Herz, Dir meine tiefe, innige Freude über Deine Auferstehung nicht wenigstens mit einem flüchtigen Wort auszusprechen! Wir wußten ja freilich, daß es sich um die Erlösung durch eine neue Arbeit handelte, und hatten die Hoffnung nie aufgegeben, daß von eben daher, von wo das Unheil über Dich hereingebrochen, auch das Heil kommen würde. Daß es sich aber so glorreich an Dir bewähren würde, ist über Bitten und Verstehen, wie die Frommen sagen! Von einer unparteiischen Kritik Deines Stückes kann freilich nicht die Rede sein. Wir werden unsere Dankbarkeit, daß es Dir Dein Selbstgefühl, den Glauben an die Unverwüstlichkeit Deiner Jugendkraft wiedergegeben, während des Lesens beständig in uns lebendig fühlen. Und nun bitten wir nur eines: daß Du jetzt wieder stille halten möchtest, zu allem, was Dir heilsam sein kann, und auch in Zukunft haushalten lernst mit der wiedergewonnenen Kraft. Ein Kaufmann, der einen schweren Bankerott durchgemacht hat, muß ja auch klein wieder anfangen und allen Wagnissen aus dem Wege gehen. Nicht wahr, Liebster, Du fängst nun an, weise zu werden und vor allem Deinem treuen Weibe zu folgen, wenn sie Dir die Feder aus der Hand nimmt?!"

In einem „München, 1. Juli 1892" datierten Brief berichtet Heyse über Bismarcks Besuch bei Lenbach in München:

„In welchem Taumel wir hier die Tage und halben Nächte verlebt, wird Euch aus den Zeitungen kaum im vollen Maße klar geworden sein. Daß Ihr doch hier gewesen wärt! Lenbachs unermüdliche Güte und Gastfreundschaft wäre auch Euch zugute gekommen. Nach dem großen Fackelzug am ersten Abend saßen wir im Atelier noch eine Stunde mit dem Gewaltigen zusammen. Er zwischen Annina und Schreiber dieses, die wir uns bei aller behaglichen Liebenswürdigkeit des einzigen Mannes dennoch vorkamen wie Hündchen, die man zum Löwen in den Käfig getan. Denn er glich in der Tat dem olympischen Zeus, dessen Brauen den Erdkreis erschüttern, so freundlich er war, Ganymed anlächelte und sich zu Sterblichen herabließ. Mein Weib neben ihm nahm sich aber fürstlich genug aus. Sie trug — da Du nach ihrer Toilette frägst — ein ‚edles' Kleid aus braunem Atlas mit braunsamtnen Ärmeln, der Hals ein wenig frei, von weißlichgelben Spitzen eingefaßt, ihr hochzeitlichstes Gewand. Schweninger, der wußte, wie untröstlich sie über das Versäumnis in Berlin gewesen war, hatte ihr den schönsten Ersatz verschafft. Während des Zuges postierte er sie neben den Fürsten und gab ihr das Amt, wenn er von seinem Sitz sich aufrichtete, um das Haupt zum Dank zu entblößen, den Überrock, der ihm dann regelmäßig von den Schultern fiel, ihm wieder sorgsam umzuhängen, wofür er ihr in seiner ritterlichen Art wiederholt dankte. Noch immer zittert der Wellenschlag von jener Sturmflut von Begeisterung in allen Kreisen nach, und es ist von nichts anderem die Rede."

Heyses Glückwunsch zu Vossens Sechzigstem:

„München, 1. September 1911.

Liebster Freund!

Einem unwahrscheinlichen, wenn auch wohlverbürgten Gerücht zufolge, trittst Du nun auch in die ehrwürdige Gesellschaft der Jubilare. Doch wenn man versichert: mit 60 Jahren fängt's Alter an — so nimm das nicht tragisch, denn ich weiß aus Er-

Digitized by Google

fahrung, daß man jenseits dieser Grenze noch sehr viel Hübsches und Heiteres zu erleben hat und daß der Jungbrunnen noch eine gute Weile fortsprudelt. Du selbst hast in der letzten Zeit eine so fabelhafte Fruchtbarkeit entwickelt, daß man wirklich Mühe hat, zu einem Jubilarsheilsruf sich aufzuschwingen. Wir täten's aber gern in Person, wäre ich nicht an die Scholle gefesselt durch meine gichtischen Füße und meine Frau durch Ischias und elektrische Lichtbäder. Also müssen wir die Lampions und Böllerschüsse aus Villa Bergfrieden von fernherüber mitgenießen, zu dem Sekt, der auf Dein Wohl getrunken werden wird, uns begnügen, etwas Süßes beizusteuern. In alter, sehr fester und herzlicher Freundschaft umarmt Dich mit tausend guten Wünschen Dein getreuer

Paul Heyse."

Endlich ein Altersbrief des müden Dichters. Er fühlt sich reif, die „Oberprima des Lebens zu absolvieren". Krank und vereinsamt hat er gelernt:

„Was lehrt das Leben? Gib
Mir bündigen Bescheid!
Hingeben, was dir lieb,
Hinnehmen, was dir leid."

Aber der Alte, Getreue grüßt den Freund: „Fahren wir fort, uns auch in der Ferne nah zu bleiben."

In seinem ersten römischen Winter (1877) lernte Voß auch Stefan Sinding kennen, den großen nordischen Bildhauer, und schloß mit ihm, dem damals noch Unbekannten, herzliche Freundschaft. Er beschreibt ihn, wie er äußerlich etwas vom Wolfsmenschen hatte, das Deutsch nur gebrochen sprechend, aber in Flammen glühend, willenskräftig und künftigen Ruhmes sicher. Voß tat ihm einen großen Dienst; er verschaffte ihm den Auftrag zu seiner „Barbarenmutter". Rührend ist, wie er sich bei Ausbruch des Krieges fragt, ob der Norweger wohl auch den Verleumdungen unsrer Feinde Glauben schenken werde. Sindings Briefe, soweit sie uns Frau Melanie Voß vorgelegt hat, stammen aus einer Zeit, wo die Freundschaft zwischen ihm und Voß schon jahrzehntealt war, der erste aus Kopenhagen vom 10. Juli 1905.

„Du bist nicht aus unseren Gedanken, nicht aus unseren Reden gewesen, seit wir Dich sahen. Ergriffen sind wir gewesen. Du weißt es ja, wie lieb ich Dich immer gehabt habe, so was braucht man ja nicht zu sagen, aber jetzt, wo ich Dich nach allen diesen Jahrhunderten wieder sah, habe ich mich so klein gefühlt. Dir gegenüber, fast drückend klein! Du bist derselbe gewesen, aber wie bist Du auch anders geworden, größer. Was mußt Du erlebt haben in all diesen Jahren und durchgedacht und gedichtet. Was wirst Du mächtige Sachen bringen, Du schweigender Mann, wenn Du der Welt alles erzählst, was Du denkst und weißt. Und doch, wenn ich einmal wieder mit Dir zusammen bin, lässest Du mich wie in den jungen, wilden Tagen sprechen und hörst zu, als ob ich etwas zu sagen hätte und Du nicht. Das nächste Mal schweige ich still, bis Du zu reden anfängst. Denn Du sollst doch nicht glauben, daß immer bei mir nur Unsinn im Herzen sitzt. Will aber nicht weinen, wenn ich auch weinen möchte! Du lieber, unschuldiger, ernster Mann, der Du alles im vollen Ernst nimmst, und daran glaubst, wenn man so lustig macht und so großschnautzig schwatzt. Da ist doch Deine Frau viel klüger wie Du, sagt es aber nicht, wenn sie uns durchschaut. Wenn ein so grober, dickhäutiger Bildhauer unter solche feine Leuten kommt, dann sollte er fein still in der Ecke sitzen, mit der Mütze in der Hand und kein Wort sagen — aber meine Frau, die ist von feiner Rasse, die versteht es schon, wie man sich bei solchen Gelegenheiten betragen soll. Mein lieber Freund, glaube mir, es sitzt doch auch in mir ein warmes, großes, schweres Herz und hört das an, was Du nicht sagst, und lauscht nach dieser stummen Rede, wie vieles davon wir vielleicht doch verstanden, meine Frau und ich. Sie aber besser, denn sie ist besser, klüger und vornehmer, hundertmal besser wie ich, und das hast Du gleich verstanden, und deshalb möchte ich Dich noch lieber haben, wenn es möglich wäre."

In dem nächsten Brief (Berlin, 10. Februar 1906) ist besonders die Klage des nordischen Bildners fesselnd: in dem verhältnismäßig engen Kreis der Heimat gibt es keine ausreichende Gelegenheit namentlich zu monumentalem Schaffen:

„Wie ist es doch traurig, daß wir uns auch diesen Winter nicht sehen können. Wir könnten so vieles haben, das wir uns sagen könnten, so viel Freude uns gegenseitig machen, so viele gute Gedanken zusammen denken. Und unsere Frauen könnten sich gegenseitig so viel Trost und Kraft und Freude geben, zwei solche Perlen von Frauen, wie wir zwei sie glücklich erworben haben. Ich denke in dieser Zeit immer an Euch. Was schreibst Du doch herrliche Bücher, Du großer, weiser Mann. Ich weiß niemand, der in unserer Zeit so poesiereich ist und doch so lebenserfahren. Die anderen spekulieren, Du dichtest. Und dann baust Du Deine Gebäude mit der feinsten Kunst. Bist ja auch so unglaublich verehrt unter den Menschen. Wo ich auch hinkomme, wenn ich Richard Voß' Namen nenne, bekomme ich eine Antwort voller Ehrfurcht, wie es dem großen Dichter sein Recht ist.

Du frägst mich nach meinen Arbeiten und meinen Plänen. Ich habe in diesen Tagen eine Statuette gemacht, von einer Figur, die vor ein paar Jahren mir lebensgroß zusammenstürzte, so wie sie beinahe fertig war.

Digitized by Google

Du weißt aus der griechischen Mythologie, wer Lethe trinkt, vergißt alles. Ich habe eine weibliche Figur gemacht, grenzenlos müde, lebensmüde. Du kennst wie ich, wie grenzenlos müde, todesmüde ein Mensch sich fühlen kann, schriebst es ja selbst in Deinem letzten Briefe, bin dabei wieder von diesem Gedanken gepackt worden. Sie steht mit hängenden Schultern, alles an ihrem Körper ist matt und müde, oder noch mehr wie müde. In ihrem Gesicht ist alles erlöscht. Alles hat sie vergessen. Sorgen und Freude, Kinder und Mann und alle Menschen. Aber vor dem Trunk hat sie viel Schweres durchgemacht, das steht in ihren Zügen geschrieben. Es ist ja fast unmöglich, eine solche Figur darzustellen, meinst Du. Ich hätte sie Dir zeigen mögen. Du hättest es verstanden, was ich meine. Werde jetzt einige andere Skizzen machen en attendant. Es ist nämlich meine Absicht, eine Änderung von der Gruppe lebensgroß hier zu machen, von der ich Dir diesen Herbst schrieb. Werde sie jetzt ‚Lenz und Liebe‘ oder so was nennen. Die Vorarbeiten zur großen Gruppe nehmen einige Zeit. Bis dann werde ich skizzieren. Das, wozu ich die allergrößte Lust hätte, wäre ein Walkürenritt. Habe mich durch viele Jahre mit diesem Gedanken beschäftigt, aber ich Armer muß mir ja sagen, wie mit so vielen Plänen, es sind ja nur Träume, die unnütz sind. Aber das begreifst Du ja, an so etwas zu denken, wie der Walkürenritt, und so viele mächtige, plastische Gedanken habe ich in meinem Leben liegen lassen müssen. Das ‚Mächtige‘ habe ich immer umlernen müssen. Es ist so etwas, wie Kinder, die im Mutterschoß getötet werden, weil die Verhältnisse nicht reich genug waren, so kräftige Wesen zu unterhalten. Ach, Du, die Welt ist — genug, nicht daran denken. Ich will an Dich denken und an Deine Frau Melanie und an meine Frau und an meinen Jungen und die guten und vornehmen Menschen, die ich getroffen im Leben, und ich will alles Widerliche und Verhaßte, und Pöbelhafte und Judasliche — das alles werde ich in den Strom des Vergessens hineinspucken.

An Dich denken, was hast Du für neue Ideen? Sei doch glücklich! Du bist ganz einfach ein ganz großer Dichter, so einer, der nimmer stirbt. Was kann man mehr erreichen, wenn man das Allerhöchste erreicht hat? Glück — o ja, es möchte sehr angenehm sein, ganz glücklich zu sein, aber das Glück, das richtige, angenehme Glück, das ist für den Spießbürger, das können **wir** nicht haben! Aber bei den ewigen Göttern, die Spießbürger können auch das nicht haben, was **wir** uns erworben haben, und tauschen wollten wir nicht für alle guten Markstücke der Welt!“

Im Jahre 1911 war Sinding in Paris und nach langem Schweigen berichtet er dem Genossen auf Campagnawanderungen, dem Gastfreund von der Villa Falconieri. Er erzählt von Arbeiten, die ihn beschäftigen, und dann von Paris, der „wunderbaren Stadt“ auch für diesen Künstler. Hier kann er schaffen wie nirgend auf der Welt. Er lebt mit seiner Frau wie ein neuvermähltes Paar, was ihm sehr spaßhaft vorkommt. Dann fährt er fort, indem er von Voß und sich redet: „Wir zwei haben es so komisch mit den Briefen, Du und ich! Du weißt, ich hatte Dir seit ein paar Jahrhunderten nicht geschrieben, und wie ich es dann mochte, dann war es Dir und mir so frisch, als ob wir uns vor ein paar Stunden gesprochen hätten. Und darüber können wir alle beide stolz sein. Das kommt davon, daß wir ein Paar frische Menschenkinder sind!

Ach, ich könnte Dir soviel Schönes vom Leben hier in Paris erzählen, immer erlebt man was Neues, Menschliches, Novellistisches, Du! Elga und ich gehen fast jeden Tag zusammen spazieren, wozu ich früher fast nie Zeit finden konnte. Und wir haben so vieles uns zu erzählen, der eine sieht was und der andere was. Und zu Hause ist es so amüsant. Im Hintergrund von meinem Atelier ist eine große Erhöhung gebaut, mit Balustrade, da hat Elga ihr Boudoir und da kann sie sitzen und mit mir sprechen, wenn ich arbeite. Du hättest sehen sollen: vor einigen Tagen hatte ich die kleine Loulon als Modell, ein ganz niedliches junges Mädchen, die saß da in ihrer lieben Nacktheit und sang mir die ganze Zeit ununterbrochen vor, ganz leise, ganz leise, wie ein kleiner Vogel, mit einer ganz außergewöhnlich schönen Stimme und sehr musikalisch, feinfühlend. Oben auf dem Balkon hörte meine Frau zu und hinten in der Küche lauschten unsere zwei dänischen Mädchen.“

Schließlich Sindings Brief vom 22. März 1914 mit Äußerungen über J. P. Jakobsens Tod und die Arbeiten an der „Nacht“ und der „Walküre“. Ferner wird Vossens Reise nach Ceylon erwähnt.

„Ja, Jakobsens Tod ist mir ein großer Schmerz gewesen, er war ein ganz außergewöhnlicher, kraftvoller Mann, eine Energie, die durch viele Jahrhunderte wirken wird, die Menschen haben es nicht verstanden, er wußte es aber selbst. Mir war er durch die dreißig Jahre, die wir uns kannten, ein treuer Freund. Mein Bruder Otto ist vor drei Jahren gestorben, es war mir eine große Sorge, aber Jakobsens Tod — ich werde nie so ganz darüber hinwegkommen.

Aber das Leben soll weiter gelebt werden — und nicht zum Vergnügen; aber ich habe noch Arbeiten zu machen. Ein anständiger Soldat legt sich nicht mitten im Kampfe hin, um den Tod eines gefallenen Freundes und Kriegskameraden zu beweinen; er schreitet ruhig weiter. Das werde ich auch tun, bis meine Hand nicht mehr das Werkzeug führen kann. — Ich arbeite jetzt

Digitized by Google

an der Nacht' und ich glaube etwas Großes, Mächtiges aus diesen zwei Menschen machen zu können, etwas ewig Stilles, Feierliches. Die Gruppe geht aber in dieser Zeit nicht schnell vorwärts. Im Juni werde ich eine große Ausstellung in London von den größten Arbeiten meines Lebens machen — unter dem Patronat der Königin Alexandra. — Um zu dieser Ausstellung alles würdig fertig zu bringen, habe ich sehr stark arbeiten müssen. Die ‚Walküre' habe ich nachgearbeitet und an der Draperie nebst anderen Dingen Änderungen gemacht. Ich lasse sie jetzt zum zweitenmal gießen. Du siehst, ich bin ein dreister Mann, denn kriege ich sie nicht verkauft, ist es eine verflucht schlimme Sache!

Ich habe den ersten Teil dieses Winters geistig von den Büchern gelebt, die Du mir vor Deiner Abreise schenktest und ich habe mich sehr über Dich gefreut. Es ist eine unglaubliche Phantasie und unerschöpfliche Erfindsamkeit in allen diesen merkwürdigen Werken. Wenn ich sehe, wie die dramatischen Verfasser sich quälen, um etwas herauszuspekulieren, was sie schreiben könnten, und dann sehe, wie reich Du bist — ich finde es wunderbar!

Du schreibst mir von dem Schönen, was Du alles auf der Reise gesehen, das freut mich. Aber wenn Du sagst, daß Du das alles mit Deinen ‚alten Augen' gesehen, nein! Deine Augen sind nicht alt und was sie jetzt alles sehen, wird für den Menschen weiter leuchten, in Deinen Schriften weiter leben. Es ist eine stolze Beschäftigung, diese Dichterei, die wir alle beide treiben, Du, und dann ist es so ewig jung, es lebt immer weiter, wenn wir selbst weg sind. Möchte doch nicht lieber Spießbürger sein!"

Den Winter 1883 verlebte Voß in Berlin. Es war ihm schwer gefallen, sein tuskulanisches Eden zu verlassen, aber Erstaufführungen von einigen seiner Stücke nötigten ihn zu der Reise nach Deutschland. Er erzählt, daß er sich in der ersten Zeit fremd und bedrückt gefühlt habe, aber das wurde anders, als er auf einem Pressefest Frau Anna von Rath kennen lernte. Im Hause des Rathschen Ehepaares in der Viktoriastraße traf Voß auf alle geistig bedeutenden Menschen der Berliner Gesellschaft. Hier verkehrten Helmholtz und Mommsen, Dubois-Reymond und Dilthey. Hier knüpfte sich auch die Freundschaft mit Hedwig von Olfers und ihrer Tochter Marie. Er bekennt, daß die im Olfersschen Hause verbrachten Stunden zu seinen besten und glücklichsten gehören. Hedwig von Olfers hatte noch Heinrich von Kleist gekannt. Sie war die Vertraute des Prinzen Wilhelm in seiner Liebe zur Prinzessin von Radziwill gewesen. Er nennt diese gütige und weise Frau die Trösterin vieler Mühseligen und Beladenen, zu denen auch er gehörte. In einem Brief der Neunzigjährigen schreibt sie (27. September 1890): „Mir ist, als hätte ich eine Ewigkeit nichts von Euch gehört, weiß nicht einmal mehr, ob ich Voß für seinen freundlichen Brief gedankt, der mir doch um so lieber war, als die Stimmung darin so gut und herzlich wie immer. Mit mir müßt Ihr es schon nicht so genau nehmen, da ich wirklich nur noch das Viertel meiner selbst bin. Unser Wildenbruch ist nun auch über die Berge, ich weiß nicht, ob Ihr sein letztes allerliebstes Opus kennt: ‚Die Haubenlerche'. Er ist in sein eigentliches Fahrwasser hineingeraten, in das volle Menschenleben: ‚wo Ihr's packt, da ist's interessant'. Das Stück wird vortrefflich gespielt, rauschender Beifall, Hervorruf! Ich denke, er ist glorreich! Anderen Abends kommt er zu uns, verstimmt, niedergeschlagen, tief gekränkt durch ein paar Rezensionen, die er gelesen, dumme Kritteleien, die er doch wahrhaftig nicht wichtig nehmen sollte; und so ist er abgereist. O Ihr Dichter! Rechnet doch nur auf den Eindruck, den Ihr dem unverfälschten, natürlichen Menschenverstande macht und der dem Volk im allgemeinen nicht abzusprechen ist. Doch Ihr wäret wahrlich auch zu sehr vor allen anderen Menschenkindern bevorzugt, wäre Euch nicht eine so zarte Haut für Widerspruch und Grobheit gegeben."

Ein zweiter Brief, undatiert, wirkt fast seherisch mit seiner Ahnung des kommenden Niedergangs: „Obgleich nicht im Besitz einer guten Feder, noch weniger im Besitz guter Augen lasse ich doch ein Blatt an Sie vom Stapel laufen. Daß es unserem lieben Freund und Dichter wieder besser geht, hat mein Herz recht erfreut! Ich setze ganz meine Hoffnung auf das Alterwerden, das allen Menschen die notwendige Sparsamkeit mit inneren und äußeren Kräften lehrt. Liebenswürdiger wird man dadurch nicht, Ihr Teuren; aber von dieser Eigenschaft hattet Ihr beide auch soviel, daß noch immer genug davon übrigbleiben wird.

Wir genießen hier unsere märkische Natur in der ruhigen Seelenverfassung, die sie erzeugt. Lesen abends aus den Unglücksjahren der preußischen Geschichte und erbauen uns an der aufsteigenden Linie der Geschicke, wobei ich alte Unke mich nicht erwehren kann der Besorgnis: meine Nachkommen könnten einen Niedergang erleben, wie das im Wellenschlag der Historie gebräuchlich ist. Ach, Ihr Lieben! Hätten wir Euch wieder an unserem Teetisch und guckten nur zuweilen über den Zaun der gewöhnlichen Welt in die ideale hinüber! Wenn ich noch so dämlich werde: das Herz behält seine Klugheiten und Instinkte; damit tröste ich mich! Obgleich auch das ein zweifelhaftes Glück ist, und wo steht geschrieben, daß man dazu auf der Welt ist? Scheine nur, Sonne! Lacht, ihr Blumen! Laßt Euch lieben, teure Freunde! Es ist doch immer etwas dazwischen, um vollkommen beglückt zu sein. Und so lebt wohl und begnügen wir uns, teure Freunde!" (Schluß folgt)

Die wehmütige Geschichte vom Stein der Weisen

Von Bernhard von der Marwitz

Beatae ille qui pueriliter ludens
iam perspicare potest consectaria. —

Meine Damen — jawohl, ich kenne auch Ihre schönen, klangvollen Mädchennamen, Amalaswintha und Rosamunde, wie der Duft einer frühen Rose und wie der gehauchte Schwur eines Kusses, aber ich will Sie nicht so nennen, ich könnte mich sonst verführen lassen, noch mehr und Süßeres über die ominöse Bedeutung dieser Namen zu sagen — hören Sie zu!

Hören Sie die Geschichte eines ganz gewöhnlichen und sehr gemeinen Kieselsteins, wie er hier vor Ihren sichtbaren Augen an einem roten Wollfaden baumelt, und den Sie mit noch größerem Respekt ansehen werden, wenn Sie erst seine ganze schicksalsvolle Historie gehört haben werden. Und doch ist sie wahr, das schwöre ich Ihnen bei meinem Leben zu! Durch eine seltsame Fügung bin ich von einem guten Geiste erleuchtet worden, die ganze unabsehbare Folge — ja, wie soll ich sagen, ich wüßte es nur lateinisch mit „consectaria“ wiederzugeben — die ganze Kette unabwendbarer Ereignisse bis in seine äußersten Enden fast pueriliter ludens zu durchschauen.

Meine verehrten Zuhörerinnen, dieser Stein, glatt und von leidlicher Größe, wie er sich just für einen wohlgezielten Schleuderwurf am besten eignet, und als welchen, meiner Überzeugung nach, selbst David olim keinen geeigneteren für die riesige Eselstirn des Goliath hätte finden können, ward an einem sehr lauen und schwärmerischen Sommerabend — wie solche Tage mit ihrer eigentümlich schwermütigen Atmosphäre derartige Ereignisse besonders begünstigen —, durch irgendeinen Zufall von einem jungen Mann auf der Straße aufgehoben, der sich in Begleitung und ziemlich stillschweigender Gesellschaft einer gleichfalls jungen Dame befand; und nachdem er ihn in Gedanken eine Zeitlang mitgeschleppt und halb nachdenklich in seiner rechten Hand hin und her gedreht hatte, durchfuhr ihn mit einem Male blitzartig ein schrecklicher und gar nicht wieder loszuwerdender Gedanke. Sie waren eben beide an die Tür eines ziemlich hohen Hauses gelangt, das, sonst gar nicht bemerkenswert, mit geschlossenen dunklen Fenstern mitten in der Straße gelegen war; nur in dem obersten Stockwerk, dicht unter dem Dach, war ein kleines Fenster hell erleuchtet, wo irgendjemand noch in später Nachtstunde bei irgend einer tiefsinnigen Beschäftigung begriffen war. Das Nachdenken schien so intensiv, daß es ordentlich hörbar mit dem spärlichen Lichtschein in die lautlose Nacht hinausseufzte und die Fensterflügel leise wie Atemzüge hin und her bewegte. Es mußte von unwiderstehlichem Reiz sein, mit einer gewissen Härte diese Traumwelt da oben durch einen wohlgezielten Schuß explosiv zu zerstören, noch begreiflicher bei der Gemütsverfassung, in welcher sich der junge Mann gerade durch die eben mit besonderer Leidenschaft zu Ende geführte Unterhaltung mit der jungen Dame befand; und ohne sich der gräßlichen Folgen weiter bewußt zu werden, die sein plötzlicher Einfall entfesseln konnte, schleuderte er mit einer raschen Bewegung den Stein gegen das helle Fenster. Die Scheiben klirrten und kollerten splitternd das Dach hinunter, der Stein aber fiel, nachdem er erst mit solcher heftigen Gradheit sich den durchsichtigsten Weg zu seinem Ziel gebahnt hatte, mit einer unverschämten Absichtlichkeit genau in den offen stehenden Mund einer jungen Dame, die Amalia hieß. Sie war, angereizt durch die Lektüre eines aufregenden Kriminalromans, besonders erschreckt worden durch das Gebaren eines Zimmernachbarn, der in vorgerückter Stunde und wenig bekleidet, auf dem Flur eigentlich absichtslos lustwandelte und dabei Beschwörungen und Geisteranrufungen ausstieß (besonders hörte man die Namen Aladin! und heiliger Brahmaputra! zu verschiedenen Malen). Kurz, Amalia hatte sich entsetzlich gegrault und zu ihrer Beruhigung das Licht an ihrem Bett brennen lassen, war aber dann schließlich doch über dem Schrecken eingeschlafen. Jäh fuhr sie aus dem Schlummer empor, wollte eben: So 'ne verfluchte Gemeinheit! laut schreien, als sie in ihrem kleinen roten Mäulchen den dicken Stein fühlte, daß ihr die Stimme im Halse erstickte. Es war zwar noch gut abgelaufen, der Kiesel, der schon bedeutend an Schwungkraft eingebüßt, war nur ganz gelinde in das offene Spundloch hineingeplumpt, das Amalia nächtens dazu benutzte, um ihre Traumphantasien (es handelte sich meist um Hummerschwänze und Sardellenpastete) in ziemlich deutlich vernehmbaren Sätzen von sich zu geben, falls nicht bei allzu lebhaft sich entwickelnder Vorstellung dieser Genüsse ihr Mund sich sauersüß zusammenzog. Und selbst an den blendend weißen Schneidezähnen richtete er nicht den geringsten Schaden an. Gleichwohl erschrak natürlich Amalia äußerst heftig, spuckte und

Digitized by Google

krächzte ein paarmal, als ob ihr die Luft ausginge, dann aber gelang es ihr, den unverdaubaren Bissen loszuwerden, indem sie ihn mit zwei Fingern wie einen hohlen Backenzahn packte und mit einem nun aus ihrem Munde freigewordenen kräftigen Fluche in die Zimmerecke schleuderte. Dann schlief Amalia gleich wieder ein — solche Störungen von außen konnten ihre Seelengröße nicht erschüttern und waren ihr, wie sie sich selbst einmal ausdrückte, ganz „Loch". Und übrigens hatte sich unten auch der Attentäter ziemlich behende aus dem Staube gemacht, nachdem er den Erfolg seiner ballistischen Meisterschaft erkannt und überdies zu seinem nicht geringen Schrecken entdeckt hatte, daß ihm ja in gewisser Hinsicht jenes Haus und in dem Hause gerade jenes Fenster bekannt vorkam. —

Der Stein war aber nun durchaus nicht in die Ecke gefallen, wie denn die meisten Dinge, denen man seinen Ärger zugewandt hat, in ihrem Eigensinn immer einen anderen als den zugedachten Aufenthaltsort zu erwählen geneigt sind, sondern flog in Amaliens linken Schuh, den sie vorhin ausgezogen und mit dem rechten zusammen gegen den Schrank gestellt hatte. Er schlief ebenfalls darin ein, da er sich in der darin noch duftig zurückgebliebenen Wärme von Amaliens linkem Fuße leidlich behaglich fühlte. Am nächsten Morgen, als Amalia ihren Schreck ausgeschlafen und ihren Schuh anziehen wollte, kam sie von neuem in empfindliche Berührung mit dem Missetäter, der jetzt aus seinem bleierntiefen Schlummer aufwachte, sich ärgerlich auf die schärfste und drückendste Kante legte und ein knallendes Geräusch verursachte. Indessen schien es ihm klüger, sich vorläufig noch dünn zu machen und das weitere in Ruhe abzuwarten. Es gelang ihm, sich zwischen den kleinen und den Goldfingerzeh Amaliens einzuzwängen, die in ihrer leidenschaftlichen und hastigen Art (und außerdem hatte sie einen wichtigen Gang vor) mit einem Ruck den Schuh auf ihren kleinen Fuß zog und gar nicht weiter darauf achtete, da er sich zunächst ruhig verhielt. Amalia, die einen starken Drang zur Kunst besaß und zu ihrer Selbstbefriedigung Kunstgeschichte studierte, lief sehr eilig in ein Museum, das um zehn Uhr geöffnet wurde und nur sechs Stunden offen war. Unterwegs aber gefiel es dem Kieselstein durchaus nicht mehr in der Zwangslage, er fraß sich erst ein ziemliches Loch in den Strumpf und drückte dann mit aller Kraft, sich aufpustend, gegen die Zehen. Amalia fühlte einen heftigen Schmerz und kurzentschlossen zog sie den Schuh auf offener Straße aus (wobei dann eben das Loch zum Vorschein kam) und warf das Hindernis zum zweiten Male ärgerlich mit dem Ruf: „Gemein!" weg, um dann schmerzbefreit sich den edelsten Genüssen zu widmen.

Der Stein flog in eine Ecke, ein Hund roch an ihm, und schließlich wurde er von den Straßenkehrern mit anderem Zeug zusammengescharrt und kam unter einen großen Haufen von Steinen zu liegen, die ihn so schwer bedrückten, daß er sich sehr unwohl fühlte. Zum Glück lichtete eben im Hafen ein Segelschiff die Anker, das gerade nach Hinterindien ausrücken sollte, und noch einige verspätete Ladung aufnahm, die indes zur nötigen Belastung nicht ausreichen mochte (das Schiff sollte mit bedeutender Fracht, hauptsächlich mit Mohrenköpfen zurückkehren), denn der Kapitän befahl, noch Ballast mitzunehmen, und es traf sich, daß unter dem großen Haufen, der im Schiffsraum unten verstapelt wurde, auch der kleine Stein ziemlich obenan zu liegen kam. Unterwegs, als bei einem Sturm die Wellen hochgingen und in das Schiff schlugen, mußte ein großer Teil wieder über Bord geworfen werden. Wie durch ein Wunder blieb der Kleine, der flink nach unten durchrutschte, vorm Untergang bewahrt und landete an einem Freitag abend glücklich in Hinterindien. Beim Löschen der Ladung wurde er ziemlich unsanft in einem großen Karren herausbefördert und blieb einstweilen irgendwo in der Ecke liegen, ein dicker, gelber Kuli spuckte ihm gerade auf den Kopf, was ihm sehr widerlich war, und ein altes Weib mit einem großen Nasenlappen stolperte unversehens über ihn und schlug sich den Backenknochen entzwei, was er herzlich bedauerte, da es ganz unabsichtlich geschehen. Bei der Pflasterung des Hafenplatzes wurde er in der Schüttung mit verwendet und in ein seiner Größe beinah genau entsprechendes Loch gestopft. An einem Abend wurde er Zeuge eines fürchterlichen Raubmordes, indem betrunkene Matrosen über einen Fremden mit dem Messer hergefallen waren, der Unglückliche wurde in den Bauch getroffen, er stürzte gerade über der Stelle zusammen, wo der kleine Stein fest eingeklemmt saß, und ein dicker Strom von Blut bildete rings eine Lache um ihn. Die Mörder flüchteten, und als einzige Spur von ihnen blieb nur der kleine blutbefleckte Pflasterstein zurück, an dem deutlich die Male eines Fingerabdrucks haften blieben. Die Kriminalpolizei war sofort eifrig hinterher und bemächtigte sich aller Indizien, und da der Prozeß wegen der fremden Staatszugehörigkeit des Ermordeten in Europa verfolgt und entschieden werden mußte, kam das kleine Objekt im strengen Gewahrsam eines sehr listig aussehenden, im übrigen sehr höf-

Digitized by Google

Hinter den Hunden. Gemälde von Prof. Angelo Jank

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

lichen Polizeioffiziers wieder in seine Heimat zurück. Der erzeigte ihm alle nur erdenkliche Sorgfalt, bewahrte ihn in einer kleinen Schachtel in Watte, was ihm noch nie passiert war, und behandelte ihn, anscheinend wegen der blutigen Ehrenmale, die er bei der Affäre davongetragen hatte, sehr vorsichtig. Der Prozeß dauerte sehr lange. Derweilen blieb der kleine Stein viele Jahre ruhig in seiner Schachtel in einem mit dem Buchstaben Y bezeichneten Schubfach des Polizeibüros liegen, bis er später aus Anlaß einer während der Untersuchung zwischen zwei Gerichtssekretären ausbrechenden Meinungsverschiedenheit von dem sich tief gekränkt fühlenden Unterbeamten ergriffen und seinem Vorgesetzten gegen das Brillenglas seines rechten Auges geschleudert wurde, durch welches dieser soeben einen sehr strengen und zum Gehorsam verweisenden Blick zu entsenden sich bemühte. Er verlor sich dann bei Gelegenheit eines übrigens ziemlich nötigen Scheuerfestes in den Kanzleien unter dem Kehricht, wurde mit dem Abraum auf die städtische Müllabfuhrstelle gebracht und gelangte von dort in eine Papierfabrik, an welche der Schutt verkauft worden war. Hier zerbrach er einige Messer in der Schneidemaschine, verursachte bedeutenden Materialschaden und wurde bei Anlaß eines ausbrechenden Streiks von einem jungen Lümmel dem Herrn Kommerzienrat Müller ins Fenster geworfen, gerade in seinen Salon, wo eine Nachbildung der Venus von Medici in Gips auf einem schwarzen Sockel thronte, welche von der Zeit an einen großen Schandfleck gerade auf dem schönsten Teil ihres Körpers zeigte. Fritz Müller, der Sohn des Kommerzienrats, benutzte ihn eines Tages als Wurfgeschoß für sein Katapult und schmiß damit nach den großen goldenen Spiegelkugeln, die im Garten auf langen Stöcken spießten, traf aber nicht, sondern ungeschickterweise flog der Stein genau über die Mauer auf das jüngst angelegte Erbbegräbnis der Familie Schmidt selbigen Orts, und da in den nächsten Tagen just in der Schmidtschen Familie ein Trauerfall eintrat, indem ein gewisser Herr Nepomuk Schmidt plötzlich am Starrkrampf seine Schwiegermutter verlor, so ereignete es sich, daß bei der Leichenfeier, nachdem der Geistliche den Segen gesprochen hatte und der Totengräber den Spaten hielt, Herr Schmidt jun. gerade in der dritten Handvoll Sand den Stein faßte und ihn mit ziemlich energischer Bewegung in das offene Grab seiner Schwiegermutter schleuderte, welche ihm zeit seines Lebens die größte Feindin gewesen war und auf die er auch mit gewissem Anlaß a conto seiner trüben Ehe, welche jene lanciert hatte, unversöhnlich böse zu sein sich berechtigt fühlte. Dieses trat auch besonders bei dem darauf stattfindenden sehr ausgelassenen Leichenschmaus zutage, bei dem Herr Schmidt jun. mit dem Pastor Brüderschaft trank und von dem verzehrten Hummer in der Nacht Bauchgrimmen bekam. —

Lange, lange Jahre ruhte nun der Stein über den Resten der Schmidtschen Schwiegermutter und es war ihm, als ob mit der unter ihm schlummernden Verewigten auch ihm das Lebenslicht ausgeblasen wäre, und es war gar keine Hoffnung abzusehen, daß er jemals wieder ans Tageslicht gelangen würde. Da ereignete es sich am 13. November abends um 3/4 9 Uhr, daß die Trauerweide, die sich zärtlich über die Stätte der Entschlafenen beugte, just bei einem großen Sturm umgebrochen und der Länge lang quer über den halb vernachlässigten Grabhügel gestürzt wurde. Die Sache mußte wieder in Ordnung gebracht und dabei die Wurzel des zerbrochenen Baumes ausgerodet werden, und durch einen sonderbaren Zufall geschah es, daß der vom Schicksal so hin und her getriebene Kieselstein mit der ausgeworfenen Erde zusammen bei Gelegenheit irgendeiner Wegebesserung verwandt wurde und es sich abermals gefallen lassen mußte, unter Wahrnehmung seiner ihm angeborenen ursprünglichen Funktionen als wertloses Mineral von den Leuten mit Füßen auf den Kopf getreten zu werden. Eines Tages mußte es kommen, daß der Herr Gendarmeriewachtmeister, auf seinem Braunen in der Verfolgung eines übel berüchtigten Spitzbuben begriffen, im Galopp vorübergesaust kam, und daß sein Rößlein bei einem sehr hohen Satze, welcher den Reiter fast aus dem Sattel geworfen hätte, genau mit seinem rechten Hinterhuf auf den Stein trat, der sich derart in das Eisen festklemmte, daß der Braune, von dem Gendarm mit Sporen unentwegt vorwärtsgetrieben, sein Objekt eine ziemliche Strecke Wegs fortschleppte, wobei sich merkwürdigerweise ein locker gewordener Hufnagel so fest in den Stein einbohrte, daß ein ordentliches Loch darin eingegraben wurde. An einem Kreuzweg, wo ein sehr zweifelhafter Wegweiser stand, stieg der Wachtmeister vom Pferde, um ganz nahe die vom Regen verwaschene Inschrift zu entziffern, bemerkte dabei das Übel, kratzte den Stein mit seinem Säbel heraus und warf ihn fort. An jenem Dreiweg blieb der Stein eine ganze Zeit liegen und erlebte manche Abenteuer, z. B. einmal, wie eine Familie, die eine Landpartie in die Gegend gemacht hatte und vom Regen überrascht wurde, sich schleu-

Digitized by Google

nigst in die schmale Deckung des Wegweisers flüchtete, welcher weit und breit den einzigen Baum repräsentierte, weil das Familienoberhaupt, ein sehr braver Oberlehrer vom städtischen Realgymnasium, seinen Regenschirm auf dem Kleinbahnhof vergessen hatte (übrigens hatte er schon eine Unsumme für verschiedene Telegramme und Telephongespräche nach den Fundbüros ausgegeben).

Nun war es, daß in einer sehr schwülen Augustnacht eine Köchin, welche Emma hieß und in den Diensten einer gewissen gräflich W.schen Gutsherrschaft in Stallupönen stand und sehr an dem Herzen litt, eine fast schlaflose Nacht verbrachte und während des kurzen Schlummers, in den sie schließlich verfiel, im Traum den Fingerzeig empfing, daß sie in der Nacht der drei Könige an dem Kreuzweg der Straße Stallupönen-Kugladenjablanken einen Stein auflesen sollte, der mitten durchlöchert in den Stapfen eines linken Pferdehufes wenige Schritte von dem Wegweiser entfernt läge, und daß sie ihn an einer Schnur auf ihrer Brust tragen sollte, wodurch ihr Leiden gelindert werden würde. Die vielgeplagte Köchin ließ sich dieses göttlichen Geheißes angelegen sein, hob den Stein in der besagten Epiphaniasnacht auf und trug ihn von Stund an, tagaus, tagein an einem rosaseidenen Faden wie ein Labarmen gerade über ihrem empfindlichen Herzen. Des Nachts aber legte sie ihn stets auf die Kommode neben das Bett, auf der einige Postkarten mit herzlichen Grüßen staffelförmig aufgebaut standen und verschiedene rote Alexander-Kochäpfel zum Nachreifen neben der Schale, in welcher sich Stecknadeln und Haarnadeln befanden, ruhig aufgespeichert lagen. Mit der Zeit legte sich auch wirklich das Übel und sie durfte wieder die Besuche ihres Verehrers, eines Inspektors namens Knochensplitter, ohne für ihre Gesundheit Schaden zu fürchten, entgegennehmen, der sich täglich um 1/2 11 Uhr an ihrer Stubentür einfand. Als dieser einmal unvorhergesehen und in der Aufregung seines Liebesgeständnisses von einem heftigen Blutandrang gerade neben ihrem Himmelbette befallen wurde und beängstigend stark aus der Nase zu bluten begann, packte ihn Emma höchst bestürzt auf ihr grün bezogenes Kanapee, träufelte ihm etwas von ihrem Fliederduft in die Nase und beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, den Stein, dessen sie nicht mehr bedürfe, an sich zu nehmen, um sich gegen die Wiederholung solcher Anfälle zu schützen. Knochensplitter trug ihn denn auch fortan getreu in seiner rechten Hosentasche, wo er ging und stand. Aber natürlich, da steter Tropfen den Stein höhlt, ist es erklärlich, daß steter Stein auch die Tasche höhlt, und eines Tages war denn das anfangs nur ganz fadenscheinige Loch so groß geworden, daß der Blutstein durch das Hosenrohr unvermerkt hindurchschlüpfte und auf einem Kartoffelfelde liegen blieb, das der Gutsherrin Gräfin W. gehörte, deren rühriger Verwalter und Inspektor Herr Knochensplitter war. Dort lag er eine Weile, von den wachsenden Knollen ziemlich eifersüchtig betrachtet, die sich vergeblich bemühten, sein Kaliber zu erreichen, als just eines Nachmittags in einem sehr trockenen September die Gutsherrin, als eben das Feld umgepflügt und zur Bestellung fertig gemacht worden war, auf ihrer irischen Fuchsstute im Galopp über den Schlag dahergesprengt kam, und da sie überaus peinlich die Bestellung ihrer Äcker überwachte und höchst persönlich jede Kleinigkeit des Wirtschaftsbetriebes leitete, mußte ihr dieser Stein (obwohl er, wie Sie sehen, meine Damen, kaum größer als ein Sperlingsei) größtes Ärgernis erregen. Mit einem kühnen Satze sprang sie vom Pferde, ergriff den Schädling und warf ihn mit einem ziemlich agrarisch sauberen Fluche auf einen Steinhaufen am Wege und stellte später den armen Inspektor Knochensplitter sehr heftig darüber zur Rede, nicht ahnend, daß sie ihm die dort ganz und gar ungehörige Anwesenheit eines Objektes zum Vorwurf machte, welche eben jener ganz unabsichtlich selber verschuldet hatte, und der doch über diesen Verlust seines Talismans von Emma schon fast untröstlich war. Leider geschah es nun, daß der kleine weiße Spitz der Gräfin W. — sie hieß übrigens Gräfin Kreuzwendedich Winterschlaf und legte Wert darauf, bei ihrem Mannesnamen gerufen zu werden —, der ihr auf Schritt und Tritt zu folgen erzogen worden war, die Handlungsweise seiner Herrin gar nicht begreifen konnte, sondern sich spornstreichs bemühte, sie wieder rückgängig zu machen, indem er auf den Stein zuschoß, ihn aus dem Haufen richtig herauskratzte und freudestrahlend in seinem Maul hinter der galoppierenden Herrin dahintrug.

Es war nicht weiter verwunderlich, daß der kleine, erst sechs Jahre alte Sohn der Gräfin Winterschlaf, ein hübsches Kerlchen, das die schwarzen, strahlenden Augen des Winterschlafs geerbt hatte, als er seine schneidige Mutter von weitem einherbrausen sah, ihr entgegenlief, und daß ferner Spitzchen in der fröhlichen Aussicht, seine Beute auf eine anständige Art loszuwerden, ihm das Steinchen ganz gehorsam als seinem jungen Herrn vor die Füße legte. Vollrath bückte sich, steckte gleich seinen dicken kleinen Finger durch das Loch und hob ihn zu künftiger Be-

nutzung in seiner Schürzentasche auf, welche rot umrändert war und in Schnörkeln das Sprüchlein: Frisch! Fromm! Fröhlich! vereinigte. Beinah hätte er ihn später darin vergessen, aber eines Nachmittags holte er ihn zufällig wieder hervor und steckte ihn als Schwergewicht an die Spitze seines „vergifteten Indianerpfeils", um damit auf seinem Flitzbogen nach dem großen Godelhahn zu schießen, dem Staatskerl der gräflich Winterschlafschen, übrigens weithin rühmlichst bekannten Hühnerzucht, von dem sie eine sehr stolze Nachkommenschaft erwartete. Nun muß zunächst gesagt werden, daß auf dem gräflich Winterschlafschen Gute eine alte, entfernt verwandte Dame lebte, eine klapperdürre Jungfer von 47 Jahren, die trotz ihrer großen Frömmigkeit und unbeschadet ihres etwas eingekippten Doppelkinns noch ziemlich gut aussah und jedenfalls die Entzündlichkeit ihres Herzens noch gar nicht verloren hatte — in ihrer Jugend soll sie sogar sehr schön gewesen sein und einmal eine unglückliche Leidenschaft gehabt haben, aber das gehört nicht hierher. — Sie wohnte in einem Seitenflügel des Schlosses, hatte eine eigene Küche und war passionierte Liebhaberin von alten Tassen, besonders aus dem Rokoko und von gewissen zärtlichen Nippes, die auf einem Eckschränkchen standen und jeden Morgen von ihr persönlich abgestäubt wurden, redete hin und wieder in Erziehungsfragen des kleinen Vollrath mit, mit dem sie jeden Abend betete, und hieß übrigens Fräulein von Schelihah, von Vollrath Tante Halleluja genannt. Es traf sich, daß an jenem Nachmittag gerade Tante Halleluja vom Garten her, wo sie Aurikeln gepflückt hatte, über den Hof kam, und daß ihr auf ein Haar der steinbeschwerte, vergiftete Pfeil ins Auge gegangen wäre. Sie packte den kleinen Schützen, entriß ihm sein gemeingefährliches Projektil, seufzte leise von einem Schutzengel, der sie in diesem Augenblicke sichtbarlich behütet habe, und hielt dem Missetäter in ziemlich eindringlicher Predigt seine Todsünde vor, beschloß übrigens, den kleinen, durchlochten Stein bei ihren anderen Heiligtümern als ein „Andenken an ihre wunderbare Errettung" aufzuheben. Dort lag nun der Stein eine ziemliche Zeitlang und genoß die Sorgfalt der Tante Halleluja, welche die Geschichte niemals vergessen konnte, noch nachts manchmal vor Schrecken darüber aufschluchzte und endlich im stillen ein Gelöbnis tat, diese Reliquie an einer geweihten Stätte als dauernde Erinnerung festzulegen.

Es geschah, daß die fromme Gräfin Kreuzwendedich Winterschlaf als Patronin eine Kirche für ihre Gemeinde erbauen ließ, und heimlich nahm sich Tante Halleluja, welche sich mit größter Aufopferung an der Angelegenheit, übrigens auch mit Barmitteln, beteiligte, vor, das Steinchen an einer bestimmten, ganz verborgenen Stelle dem werdenden Gotteshause einzuverleiben, nämlich gerade unter ihrem Platze in das Mosaik des Fußbodens, welches abwechselnd aus Kringeln und Kreuzen bestand. Sie besorgte das wirklich einmal in aller Stille, als sie sich mit den Handwerkern unterhielt, wie sie das öfters mit dem heimlichen Vorsatze zu tun pflegte, in den armen Leuten das Bewußtsein von der Heiligkeit und Würde ihres Tuns zu erwecken und damit eine ihr vom Himmel zugeschriebene innere Missionsaufgabe zu erfüllen. Am Ausgange über der Kirchentür prangte später eine Marmortafel mit der Inschrift, daß der erste Stein in dem und dem Jahre von der Gräfin Winterschlaf gelegt worden sei, wobei Tante Halleluja natürlich im stillen an ihre „Grundsteinlegung" dachte.

Aber auch die fromme Tante Halleluja ging den Weg allen Fleisches. Einst wurde ihr Kirchenplatz leer und blieb es fortan, bis eines Sonntags bei einem ganz ungewöhnlichen Anlaß, nämlich bei der schon längst ausstehenden Vermählungsfeier Herrn Inspektor Knochensplitters mit Emma Zimperlich, der Vetter der Braut, ein gewisser Herr Chauffeur, namens Sauerkrug, in Unkenntnis der örtlichen Sitzordnung sich ohne zu fragen auf Tante Hallelujas verwaisten Platz setzte und schon bei der Liturgie einschlief. Erst von dem Klingelbeutel wurde er unliebsam geweckt, fühlte verlegen oder sozusagen zum Schein in seine leere Westentasche und fing gleichzeitig an, mit dem linken Fuß auf dem Mosaikboden zu kratzen, wobei es geschah, daß Tante Hallelujas Reliquie sich lockerte. Herr Sauerkrug bückte sich unauffällig, wie nach seiner Mütze und warf den Stein dann frech in den Klingelbeutel, wo die wenigen Kupferstücke, obgleich ihm an Wert kaum und wenigstens durchaus nicht an Reiseerfahrung überlegen, in einen Eckzipfel von ihm abrückten. Er blieb aber dickköpfig drin, bis nach der Predigt Herr Pastor Wurmfraß den Klingelbeutel revidierte, das gottlose Opfer bemerkte und einen höchst zürnenden Blick auf seine hochzeitlichen Lämmer warf.

Genauer besehen hatte aber Herr Pastor Wurmfraß eigentlich Ursache, über solche seltsame Opfergabe Freude zu empfinden, und er empfand sie auch, als er, der ein eifriger Altertumssammler und Heimatsforscher war, plötzlich in dem durchlöcherten Stein einen höchst kostbaren Fund zu entdecken glaubte,

Digitized by Google

nämlich ein ganz unzweifelhaft echtes Fossil aus der Steinzeit, das er mit ziemlicher Sicherheit seinem Alter nach auf das Jahr 5764 ante Christum natum feststellte (eine gewisse Keilform war freilich deutlich an ihm zu erkennen) und das er sich natürlich für berechtigt fühlte, seinem lieben Gott, der durchaus nichts damit anfangen konnte, zu entwenden. Sorgfältig hob er den Stein auf und verleibte ihn, ohne sich zunächst über den seltsamen Ursprung Rechenschaft ablegen zu können, sogleich seiner Altertumssammlung ein, die bei ihm in der Studierstube in dem obersten Schubfach seines Sekretärs sehr geheim und sicher aufbewahrt wurde, und auf die er ganz besonders stolz zu sein Ursache hatte. Oftmals betrachtete er mit stiller Freude seinen Reichtum, wog Stück für Stück in seinen Händen, als wären es pure Goldstücke, und vergaß darüber manches Mal, sogar einmal an einem Sonnabend, ganz, an seine Predigt zu denken, wobei es sich dann zum Glück am folgenden Sonntag, da er an seinem Halse eine leichte Heiserkeit verspürte, so einrichten ließ, daß der Lehrer eine schon früher einmal von ihm konzipierte, nicht üble Predigt vom Lesepult ablas und den angstgebadeten Pfarrherrn seiner Schwulitäten enthob. Nun geschah es, daß bei einer Gelegenheit, welche er übrigens sehr gerne herbeiführte, er einer jungen und für Kunstgegenstände und Altertumsreste lebhaft interessierten Freundin der Gräfin Winterschlaf, welche bei ihr zu Besuch weilte und von der ausgesuchten Sammlung des Herrn Pastors Wurmfraß gehört hatte, ihr diese seine Reichtümer umständlich zeigen und erläutern durfte. Diese junge Dame — meine verehrten Zuhörerinnen, erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen sagen muß, daß es eben dieselbe Amalia war, die schon einmal eine nähere und im wörtlichen Sinne mündliche Bekanntschaft mit dem Gegenstande gemacht hatte — geriet in eine solche schwärmerische Begeisterung über diesen seltenen Altertumsfund, in dem sie natürlich nicht im entferntesten ihren ehemaligen mit so groben Flüchen belegten Eindringling zu erkennen vermochte, daß sie unter wiederholten Ausrufen: „Nein! Himmlisch! Gott, wie ist das himmlisch!“ dem alten Herrn Pastor Wurmfraß fast um den Hals fiel, und diesen so gewaltig mit ihrem echten Begeisterungsfeuer rührte, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr denselbigen unter einem artigen lateinischen (leider nicht ganz verstandenen) Spruche zu dedizieren. —

Meine Damen! Sie wissen, daß ich manche Jahre lang in herzlicher, freundschaftlicher Beziehung zu Amalia gestanden habe, die trotz ihres leidenschaftlichen und sehr impulsiven Charakters, von dem ich oft viel zu leiden gehabt habe, doch von ziemlicher Dauer blieb und sich auch bis auf den heutigen Tag wie eine still glimmende Kohlenglut unter der Asche warm erhalten hat. — Durch sie gelangte denn auch damals leihweise der Stein in meine Hände, in dem ich zu meinem sprachlosen Erstaunen eben denselben (trotz des darin befindlichen Loches) erkennen mußte, mit dem ich einst im Vorübergehen in meiner Gedankenlosigkeit einen höchst schändlichen Bubenstreich vollführt hatte. Übrigens auch dies hatte mir Amalia längst verziehen, nachdem ich bereitwillig die zerbrochene Fensterscheibe bezahlt und sie unter reumütigen Tränen um Verzeihung gebeten hatte. Viele Male drehte ich das Monstrum fassungslos in meinen Händen hin und her, ohne recht zu wissen, was ich davon denken sollte. Aber plötzlich schien es mir, als wenn das so merkwürdig darin entstandene Loch doch nicht ganz ohne eine tiefere Bedeutung sein könne; ich hob den Stein an mein Auge und bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, oder jedenfalls bildete ich es mir ein, als könnte ich durch die Öffnung mehr als durch ein gewöhnliches Loch sehen, ja, als könnte ich die innerste Seele dieses Steins durchschauen und die unabsehbare Folge seiner heillosen Geschichte. Ich las darin wie in einer Augöffnung die Erfahrung eines ganzen Schicksals, und nach und nach fing der weiße Stein an, mir seine irrende Wanderung unter den Leuten und durch manche Länder und Erdteile zu enthüllen. Ganz unwillkürlich wollte ich ihn ans Ohr legen, um schärfer zu hören, da er nur leise murmelnde Laute von sich gab — darum, meine verehrten Damen, verzeihen Sie auch, wenn ich manches von seinen Schicksalen nur unvollständig und zerrissen wiederzugeben vermocht habe — da mit einem Male schloß sich geheimnisvoll die ominöse Öffnung, daß auch nicht die Spur einer Narbe davon zurückblieb, und als ich ihn eben noch fragen wollte, wie mir das unter dem Eindruck seiner wundersamen Geschichte so zu Sinn kam, wo er sich wohl von allen Orten, an denen er sich je, für lange oder kurze Zeit, befunden, am wohlsten und behaglichsten gefühlt habe, konnte ich nur noch einen schwachen Seufzer vernehmen: Bei — Emma!

(Die Schriftleitung hat die Erstveröffentlichung dieser im Nachlaß von Bernhard von der Marwitz vorgefundenen reizvollen Geschichte der freundlichen Vermittlung von Dr. Otto Grautoff zu verdanken, der im vorigen Jahrgang unserer Hefte die Dichternatur des so früh uns Entrissenen eingehend gewürdigt hat)

Digitized by Google

Alba. Von Prof. Dr. J. Hashagen

Wenn ein Mensch sein Ziel nicht in friedlicher Arbeit und gesetzmäßigem Streben erreichen kann, greift er leicht zur Gewalt, besonders wenn dies Ziel unerreichbar ist und er trotzdem durch seine Selbstüberhebung immer wieder auf dies Ziel hingelenkt wird. Auch bei ganzen Völkern und ihren verantwortlichen Leitern kann man das beobachten. Es ist nicht erst eine Erscheinung der gram- und haßerfüllten Gegenwart: auch die Vergangenheit bietet dafür mehr als ein eindrucksvolles Beispiel.

Als ein solches erscheint auch Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba (1508 bis 1582). Viermal hat er den leidenschaftlichen Versuch gemacht, die in den überseeischen Breiten schon maßlos ausgedehnte spanische Weltherrschaft auch in Europa in solchen Ländern festzuhalten und auszubauen, wo ein solches Unterfangen aus tausend Gründen eine Unmöglichkeit war: in Deutschland, in Italien, in Portugal und vor allem in den Niederlanden. Da Alba aber im Dienste seines Königs und seiner Kirche verhärtet war, so hat er sich in diesen Fällen die Unerreichbarkeit des Zieles niemals klargemacht, obschon er sonst vernünftigen politischen Überlegungen durchaus Raum gab und den wahnwitzigen Gedanken eines Angriffes auf England stets ablehnte. Wenn sich aber in jenen anderen Fällen die Hindernisse gewaltig vor ihm auftürmten, dann griff Alba zu den äußersten Mitteln und scheute weder den Wahnsinn noch das Verbrechen. Das konnte er nur bei einer unerbittlichen Härte und bei einer unbeugsamen Folgerichtigkeit, und weil in ihm wenigstens zuzeiten das ganze machthungrige spanische Volk seine Verkörperung zu finden glaubte.

Den Zusammenbruch seines blutigen Werkes in Deutschland und den Niederlanden hat Alba selbst noch erleben müssen. Aus Italien und aus Portugal wurden die Spanier erst später vertrieben. Aber aus Albas Taten erwuchs dem spanischen Volke und Lande ja noch weit größeres Unheil als der Verlust dieser Außengebiete des Weltreiches: diese Taten mit all ihren Begleiterscheinungen und Folgen übten auch auf die inneren Zustände Spaniens eine höchst verhängnisvolle Wirkung aus. Wer sich überhebt und übernimmt, der schädigt im letzten Grunde nur sich selber. Gerade an solchen Gestalten pflegt die Geschichte erbarmungslos Rache zu nehmen.

Albas Name ist unauflöslich verknüpft mit dem seines Königs, Philipps II. Man stellt sie sich gerne als eine religiös-politische Einheit vor, obwohl ihre Meinungen oft genug auseinandergingen und der königstreue Herzog vor der Ungnade seines Herrn niemals ganz sicher war. Auch kann man leicht übersehen, daß Alba beim Regierungsantritte Philipps II. schon fast ein Jahrhundert hinter sich hatte. Schon unter Karl V.

Herzog Alba. Gemälde von Antonis Mor

Digitized by Google

nämlich ein ganz unzweifelhaft echtes Fossil aus der Steinzeit, das er mit ziemlicher Sicherheit seinem Alter nach auf das Jahr 5764 ante Christum natum feststellte (eine gewisse Keilform war freilich deutlich an ihm zu erkennen) und das er sich natürlich für berechtigt fühlte, seinem lieben Gott, der durchaus nichts damit anfangen konnte, zu entwenden. Sorgfältig hob er den Stein auf und verleibte ihn, ohne sich zunächst über den seltsamen Ursprung Rechenschaft ablegen zu können, sogleich seiner Altertumssammlung ein, die bei ihm in der Studierstube in dem obersten Schubfach seines Sekretärs sehr geheim und sicher aufbewahrt wurde, und auf die er ganz besonders stolz zu sein Ursache hatte. Oftmals betrachtete er mit stiller Freude seinen Reichtum, wog Stück für Stück in seinen Händen, als wären es pure Goldstücke, und vergaß darüber manches Mal, sogar einmal an einem Sonnabend, ganz, an seine Predigt zu denken, wobei es sich dann zum Glück am folgenden Sonntag, da er an seinem Halse eine leichte Heiserkeit verspürte, so einrichten ließ, daß der Lehrer eine schon früher einmal von ihm konzipierte, nicht üble Predigt vom Lesepult ablas und den angstgebadeten Pfarrherrn seiner Schwulitäten enthob. Nun geschah es, daß bei einer Gelegenheit, welche er übrigens sehr gerne herbeiführte, er einer jungen und für Kunstgegenstände und Altertumsreste lebhaft interessierten Freundin der Gräfin Winterschlaf, welche bei ihr zu Besuch weilte und von der ausgesuchten Sammlung des Herrn Pastors Wurmfraß gehört hatte, ihr diese seine Reichtümer umständlich zeigen und erläutern durfte. Diese junge Dame — meine verehrten Zuhörerinnen, erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen sagen muß, daß es eben dieselbe Amalia war, die schon einmal eine nähere und im wörtlichen Sinne mündliche Bekanntschaft mit dem Gegenstande gemacht hatte — geriet in eine solche schwärmerische Begeisterung über diesen seltenen Altertumsfund, in dem sie natürlich nicht im entferntesten ihren ehemaligen mit so groben Flüchen belegten Eindringling zu erkennen vermochte, daß sie unter wiederholten Ausrufen: „Nein! Himmlisch! Gott, wie ist das himmlisch!“ dem alten Herrn Pastor Wurmfraß fast um den Hals fiel, und diesen so gewaltig mit ihrem echten Begeisterungsfeuer rührte, daß er sich nicht enthalten konnte, ihr denselbigen unter einem artigen lateinischen (leider nicht ganz verstandenen) Spruche zu dedizieren. —

Meine Damen! Sie wissen, daß ich manche Jahre lang in herzlicher, freundschaftlicher Beziehung zu Amalia gestanden habe, die trotz ihres leidenschaftlichen und sehr impulsiven Charakters, von dem ich oft viel zu leiden gehabt habe, doch von ziemlicher Dauer blieb und sich auch bis auf den heutigen Tag wie eine still glimmende Kohlenglut unter der Asche warm erhalten hat. — Durch sie gelangte denn auch damals leihweise der Stein in meine Hände, in dem ich zu meinem sprachlosen Erstaunen eben denselben (trotz des darin befindlichen Loches) erkennen mußte, mit dem ich einst im Vorübergehen in meiner Gedankenlosigkeit einen höchst schändlichen Bubenstreich vollführt hatte. Übrigens auch dies hatte mir Amalia längst verziehen, nachdem ich bereitwillig die zerbrochene Fensterscheibe bezahlt und sie unter reumütigen Tränen um Verzeihung gebeten hatte. Viele Male drehte ich das Monstrum fassungslos in meinen Händen hin und her, ohne recht zu wissen, was ich davon denken sollte. Aber plötzlich schien es mir, als wenn das so merkwürdig darin entstandene Loch doch nicht ganz ohne eine tiefere Bedeutung sein könne; ich hob den Stein an mein Auge und bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, oder jedenfalls bildete ich es mir ein, als könnte ich durch die Öffnung mehr als durch ein gewöhnliches Loch sehen, ja, als könnte ich die innerste Seele dieses Steins durchschauen und die unabsehbare Folge seiner heillosen Geschichte. Ich las darin wie in einer Augöffnung die Erfahrung eines ganzen Schicksals, und nach und nach fing der weiße Stein an, mir seine irrende Wanderung unter den Leuten und durch manche Länder und Erdteile zu enthüllen. Ganz unwillkürlich wollte ich ihn ans Ohr legen, um schärfer zu hören, da er nur leise murmelnde Laute von sich gab — darum, meine verehrten Damen, verzeihen Sie auch, wenn ich manches von seinen Schicksalen nur unvollständig und zerrissen wiederzugeben vermocht habe — da mit einem Male schloß sich geheimnisvoll die ominöse Öffnung, daß auch nicht die Spur einer Narbe davon zurückblieb, und als ich ihn eben noch fragen wollte, wie mir das unter dem Eindruck seiner wundersamen Geschichte so zu Sinn kam, wo er sich wohl von allen Orten, an denen er sich je, für lange oder kurze Zeit, befunden, am wohlsten und behaglichsten gefühlt habe, konnte ich nur noch einen schwachen Seufzer vernehmen: Bei — Emma!

(Die Schriftleitung hat die Erstveröffentlichung dieser im Nachlaß von Bernhard von der Marwitz vorgefundenen reizvollen Geschichte der freundlichen Vermittlung von Dr. Otto Grautoff zu verdanken, der im vorigen Jahrgang unserer Hefte die Dichternatur des so früh uns Entrissenen eingehend gewürdigt hat)

Digitized by Google

Alba. Von Prof. Dr. J. Hashagen

Wenn ein Mensch sein Ziel nicht in friedlicher Arbeit und gesetzmäßigem Streben erreichen kann, greift er leicht zur Gewalt, besonders wenn dies Ziel unerreichbar ist und er trotzdem durch seine Selbstüberhebung immer wieder auf dies Ziel hingelenkt wird. Auch bei ganzen Völkern und ihren verantwortlichen Leitern kann man das beobachten. Es ist nicht erst eine Erscheinung der gram- und haßerfüllten Gegenwart: auch die Vergangenheit bietet dafür mehr als ein eindrucksvolles Beispiel.

Als ein solches erscheint auch Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba (1508 bis 1582). Viermal hat er den leidenschaftlichen Versuch gemacht, die in den überseeischen Breiten schon maßlos ausgedehnte spanische Weltherrschaft auch in Europa in solchen Ländern festzuhalten und auszubauen, wo ein solches Unterfangen aus tausend Gründen eine Unmöglichkeit war: in Deutschland, in Italien, in Portugal und vor allem in den Niederlanden. Da Alba aber im Dienste seines Königs und seiner Kirche verhärtet war, so hat er sich in diesen Fällen die Unerreichbarkeit des Zieles niemals klargemacht, obschon er sonst vernünftigen politischen Überlegungen durchaus Raum gab und den wahnwitzigen Gedanken eines Angriffes auf England stets ablehnte. Wenn sich aber in jenen anderen Fällen die Hindernisse gewaltig vor ihm auftürmten, dann griff Alba zu den äußersten Mitteln und scheute weder den Wahnsinn noch das Verbrechen. Das konnte er nur bei einer unerbittlichen Härte und bei einer unbeugsamen Folgerichtigkeit, und weil in ihm wenigstens zuzeiten das ganze machthungrige spanische Volk seine Verkörperung zu finden glaubte.

Den Zusammenbruch seines blutigen Werkes in Deutschland und den Niederlanden hat Alba selbst noch erleben müssen. Aus Italien und aus Portugal wurden die Spanier erst später vertrieben. Aber aus Albas Taten erwuchs dem spanischen Volke und Lande ja noch weit größeres Unheil als der Verlust dieser Außengebiete des Weltreiches: diese Taten mit all ihren Begleiterscheinungen und Folgen übten auch auf die inneren Zustände Spaniens eine höchst verhängnisvolle Wirkung aus. Wer sich überhebt und übernimmt, der schädigt im letzten Grunde nur sich selber. Gerade an solchen Gestalten pflegt die Geschichte erbarmungslos Rache zu nehmen.

Albas Name ist unauflöslich verknüpft mit dem seines Königs, Philipps II. Man stellt sie sich gerne als eine religiös-politische Einheit vor, obwohl ihre Meinungen oft genug auseinandergingen und der königstreue Herzog vor der Ungnade seines Herrn niemals ganz sicher war. Auch kann man leicht übersehen, daß Alba beim Regierungsantritte Philipps II. schon fast ein Jahrhundert hinter sich hatte. Schon unter Karl V.

Herzog Alba. Gemälde von Antonis Mor

hatte sich Albas Wesen voll entwickelt, als des Verkörperers uralter spanischer Gedanken, wie sie in dem Ideale des Religionskrieges gipfelten. Sein Vater war gegen die Mauren gefallen. Der Sohn wurde dann vom Großvater wesentlich militärisch erzogen und hatte schon unter Karl V. öfters Gelegenheit, in kriegerischen Heldentaten zu glänzen. Schon mit sechzehn Jahren focht der junge Alba gegen die Franzosen. Daran schlossen sich abenteuerreiche Kämpfe gegen die Türken und in Tunis und Algier. Taktisch, organisatorisch und strategisch muß der Offizier es bald zu hohen Fähigkeiten gebracht haben: unter den spanischen Militärs nahm er die erste Stelle ein.

Die Statthalterin der Niederlande Margarete von Parma, Tochter Kaiser Karls V. Gemälde von Antonis Mor

Nur daß man sich ihn schon in jungen Jahren nicht nur als reinen Militär vorstellen darf. In einer Instruktion, die Karl V. bei seinem Scheiden von Spanien dem von Alba mit erzogenen Kronprinzen Philipp 1543 zurückließ, empfahl er den Herzog nicht nur für den Krieg, sondern auch für die äußere Politik. Alba gehörte zu den damals weit verbreiteten Typen von politischen Generälen und war als solcher zu großen Schlägen, aber auch zu großen Fehlschlägen besonders befähigt.

Es war dem Herzoge vergönnt, den Höhepunkt der Macht Karls V. nicht nur zu erleben, sondern ihn militärisch zu schaffen: durch seinen glänzenden Sieg über die deutschen Protestanten auf der Lochauer Heide an der Elbe bei Mühlberg (1547). Er war diesmal vom gewohnten Zaudern zu kühner Initiative übergegangen und hatte alle seine militärischen Machtmittel zielbewußt eingesetzt. Aber vorher und nachher war er auch der politische General, der, mit dem frischen Lorbeer des Siegers geschmückt, im Rate des Kaisers eine gewichtige Stimme hatte. Wenn Alba auch die Hinrichtung des gefangenen sächsischen Kurfürsten widerriet, so war er doch schon damals fast überall für die äußerste Schärfe. Er soll gewünscht haben, das Grab Luthers zu öffnen und die Asche des vor Jahresfrist verstorbenen Reformators in alle Winde zu zerstreuen. Aber der Kaiser winkte ab: er führe mit den Toten keinen Krieg, sondern nur mit den Lebenden. Auch Alba tat das natürlich, aber auf seine Art. Als sich der Landgraf von Hessen eben in Halle gedemütigt hatte, lud er ihn freundschaftlich aufs Schloß ein und ließ ihn verhaften. Das war doch selbst den geduldigen Deutschen zu viel. Es ist mit auf die zahllosen Mißgriffe Albas zurückzuführen, auf seinen Mangel an taktvoller Vornehmheit und auf eine psychologische Verständnislosigkeit gegenüber den Besiegten (er suchte etwas darin, seine Feinde vor den Kopf zu stoßen), wenn sich die deutschen Fürsten schließlich gegen diese Tyrannei erhoben. Sie schüttelten die „viehische Servitut", wie ihr kühner Führer Moritz von Sachsen sagte, ab und retteten den deutschen Protestantismus, weil sie es endlich über sich gewannen, den Feind mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Das erste Unternehmen Albas war gescheitert. Er berannte indessen 1552/53 vergebens das von den Franzosen genommene Metz. Es war ein bitteres Memento.

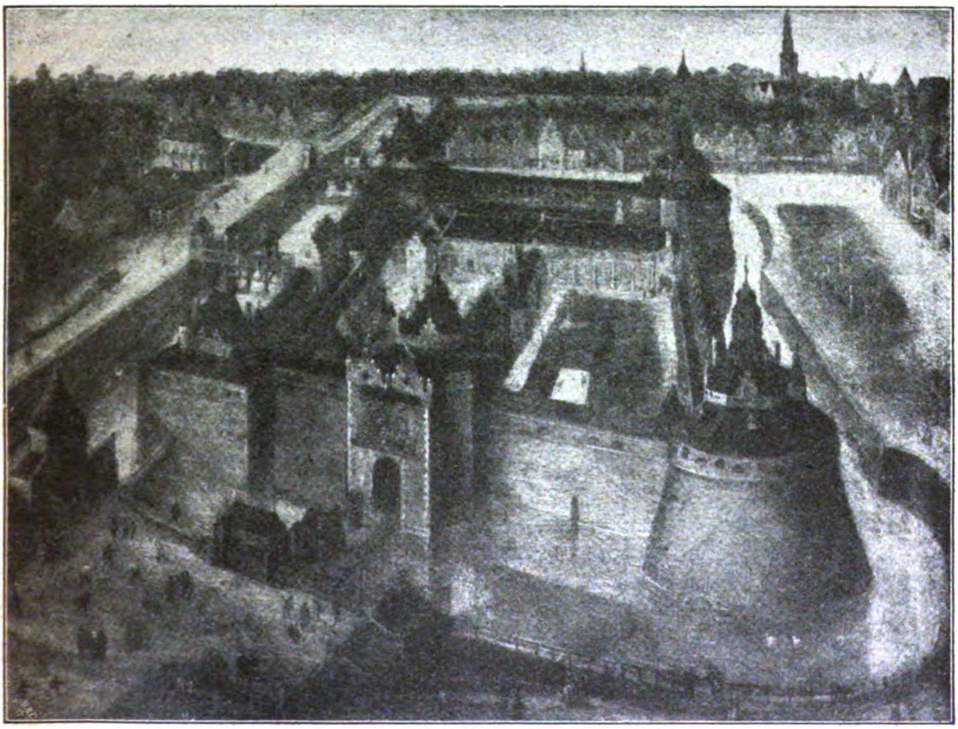
Aber der eiserne Herzog stand seit dem Tage von Mühlberg beim spanischen Herrscherhause in hohem Ansehen. Philipp II. machte ihn zum Gouverneur von Neapel und beauftragte ihn mit dem merkwürdigen Kriegszuge, den der treuste Sohn des römischen Stuhles 1556/57 gegen den franzosenfreundlichen Papst Paul IV. Caraffa unternehmen ließ. Man konnte ihm das gewiß nicht verdenken. Denn der Papst verzehrte sich trotz alles sonstigen kirchlichen Reformeifers in antispanischer italienischer Territorial- und kurialer Weltpolitik und ließ sich gegen seinen wertvollsten Anhänger, den spanischen König, zu den wildesten Schmähungen und schnödesten Gewalttaten hinreißen. Philipp II. mußte durchgreifen. Alba gehorchte, wie immer, wenn er auch ungern genug gegen das Haupt der Christenheit die Waffen erhob. Drohend erschien

Digitized by Google

er vor Rom. Die wilden Tage des Sacco di Roma schienen sich erneuern zu wollen. Da gab der Papst nach und konnte bald den um Vergebung flehenden frommen Herzog zu seinen Füßen sehen. Dieser seltsame Krieg war nicht nach Albas Geschmack. Er trug auch keine Frucht. Der törichte Papst zwar mußte sich den Spaniern politisch unterwerfen. Aber er war nicht ihr einziger Feind in Italien. Es war dem Herzog nicht gelungen, die spanische Herrschaft in Italien für die Dauer zu befestigen.

Einige Jahre später, 1565, zwang der König seinen gefügigen Diener wieder an den diplomatischen Verhandlungstisch. Die Königin-Mutter von Frankreich, Katharina von Medici, sollte zu restlosem Kampf gegen ihre eigenen Protestanten, die Hugenotten, eingespannt werden. Alba, seit der Teilnahme an den Friedensverhandlungen von Cateau-Cambrésis und seit seiner erfolgreichen Werbung um die schöne Prinzessin Elisabeth für Philipp V. (i. J. 1559) mit den französischen Verhältnissen vertraut, hatte den diplomatischen Feldzugsplan ausgeklügelt und war dann im Sommer zu persönlicher Rücksprache mit Katharina auf französischem Boden, in Bayonne, erschienen. Wenn es ihm auch gelang, die streng-katholischen französischen Untertanen ganz auf die spanische Seite hinüberzuziehen, indem er gegenüber diesen Gesinnungsgenossen die bei ihm zweifellos vorhandenen diplomatischen Fähigkeiten zur Entfaltung bringen konnte: so fand er doch in dem in Treulosigkeit undurchsichtigen Herzen der Mediceerin seinen Meister. Sie ließ sich gegenüber dem mit gewohnter Unbeugsamkeit und „bedingungsloser Glaubenstreue“ auftretenden spanischen Granden nur zu halben Versprechungen herbei und vergaß sie bald, als der unbequeme Mahner außer Landes war. Alba rühmte sich zwar später ihr gegenüber, er habe schon damals in Bayonne eine Bartholomäusnacht gegen die hugenottischen Häupter in Vorschlag gebracht. Aber das gehörte zu den kirchlich-frommen Prahlereien, denen man in Albas Munde auch sonst begegnet. Ein gemeinsamer Mordplan gegen den Protestantismus wurde in Bayonne nicht ausgeheckt. Albas Diplomatie war zu steif und zu schwerfällig und ferner durch echt spanische Glaubensleidenschaft zu sehr behindert, als daß er die nötige Voraussetzung dafür hätte schaffen können: die Ausgleichung des säkularen machtpolitischen Gegensatzes zwischen den Häusern Habsburg und Valois. (1559 hatte Alba seine Pariser Reise auch in den Dienst antifranzösischer Spionage gestellt.)

Dieser die ganze damalige internationale Politik beherrschende Gegensatz war noch voll entwickelt, als dem Herzog von Alba



Kastell Vredenburch bei Utrecht, ein Beispiel niederländischer Befestigungen im 16. Jahrhundert
Nach einem Gemälde im Reichsmuseum zu Amsterdam

Digitized by Google

Waffenspiele zur Siegesfeier Albas auf dem Brüsseler Marktplatz

von seinem königlichen Herrn die schwerste Aufgabe seines Lebens gestellt wurde: die Unterwerfung der Niederlande. Während fünf blutiger Jahre, von 1567 bis 1573, hat der Herzog alle Minen springen lassen, um die niederländischen Wasserburgen zu nehmen. An Erfolgen fehlte es ihm und seinem „Blutrate" nicht. Egmont und Hoorne, die katholischen Führer der Opposition, wurden nach einem nur zum Scheine angestrengten, allem Rechte Hohn sprechenden Prozesse, für den auch der König die volle Verantwortung übernahm, auf dem Großen Markte in Brüssel enthauptet. Ihnen folgten zahllose Ketzer und Nichtketzer, wahllos, jahrelang. Der bleiche Schrecken regierte und schien zum Ziele zu führen. Die leeren spanischen Kassen schienen sich mit den Erträgnissen der konfiszierten Güter der Hingerichteten zu füllen. Vier kriegerische Einfälle seines Todfeindes, Wilhelms von Oranien, in die Niederlande brachte Alba mit überlegener Kriegskunst zum Scheitern. Es sollte ganze Arbeit geleistet und das unglückliche Land, coûte qui coûte, bei der Krone Spanien festgehalten werden. Wie Alba die deutschen

Niederländische Volks- und Kostümszene des 16. Jahrhunderts
Ausschnitt aus einem Gemälde der flämischen Schule im Reichsmuseum zu Amsterdam

Digitized by Google

Protestanten niedergeworfen hatte, um das wehrlos gemachte deutsche Reich in die habsburgische Weltpolitik einzugliedern, so sollte jetzt, nachdem das Haus Habsburg zwanzig weitere Jahre vergebens um die Weltherrschaft gekämpft hatte, mit den reichen niederländischen Provinzen das gleiche geschehen. Daß der deutsche Versuch so kläglich gescheitert war, kümmerte weder den Herzog noch seinen Herrn. Wie sie 1547 nicht an Moritz von Sachsen, so dachten sie 1567 nicht an Wilhelm von Oranien. Gerade ein Mann wie Alba schien vielmehr alle Eigenschaften in sich zu vereinigen, die zur Vollführung des großen Werkes erforderlich waren: die Niederlande vereinigte die Merkmale eines Kreuzzugs gegen die Ungläubigen mit denen eines kolonialen Beutezugs. „Es galt, das Banner des Kreuzes auf den eroberten Zinnen von dreihundert ungläubigen Städten aufzupflanzen, und es galt, einen Strom des Reichtums, breiter als der, welcher aus den Minen Mexikos und Perus floß, aus den unerschöpflichen Quellen der Konfiskationen in die königlichen Kassen zu leiten.“ Was aber die Konfiskationen immer noch nicht leisteten, sollten die neuen Steuern, die Alba nach spanischem Muster dem unterworfenen Lande auferlegte, erzielen. Mit diesen beiden Mitteln, mit dem Religions-

Szenen auf dem Marktplatz nach der Einnahme Haarlems durch spanische Truppen 1573

soldatischen, die absolutistisch-bürgerfeindlichen, die spanisch-antiniederländischen und vor allem die kirchlich-antiprotestantischen. Alle diese Eigenschaften wurden zusammengehalten durch eisernes Pflichtgefühl. Wenn Alba den Schrecken auf die anscheinend ganz wehrlosen Niederlande losließ, so handelte er im Dienste dieses Pflichtgefühls. Als Spanier konnte es ihm nicht schwer fallen, die Niederländer so wie die Mauren oder wie die Indianer zu behandeln. Die weiße Rasse brauchte man in einem Feinde nicht mehr zu achten, der den rechten Glauben verloren hatte. Wie der scharfblickende amerikanische Geschichtsschreiber des Abfalls der Niederlande, John Lothrop Motley, es ausdrückt: Albas Unternehmen gegen die

drucke und mit dem Steuerdrucke werde man, das war Albas hartnäckig festgehaltene Hoffnung, die Niederlande in eine wirklich gefügige spanische Provinz verwandeln können. Was König Philipp bisher nur erstrebt hatte, schien in den fünf blutigen Jahren der niederländischen Statthalterschaft Albas wirklich erreicht zu werden: die gewaltsame Unterdrückung aller Ketzer und die finanzpolitische und damit auch die politische Beugung der elf Provinzen unter das spanische Joch. Es ist das spanische System in seiner Reinkultur, welches die Säuberung des Landes von den Ketzern und die gleichzeitige finanzielle Ausbeutung des Unterworfenen verlangt. Glaubensdruck und Steuerdruck schienen in ihrer grausamen

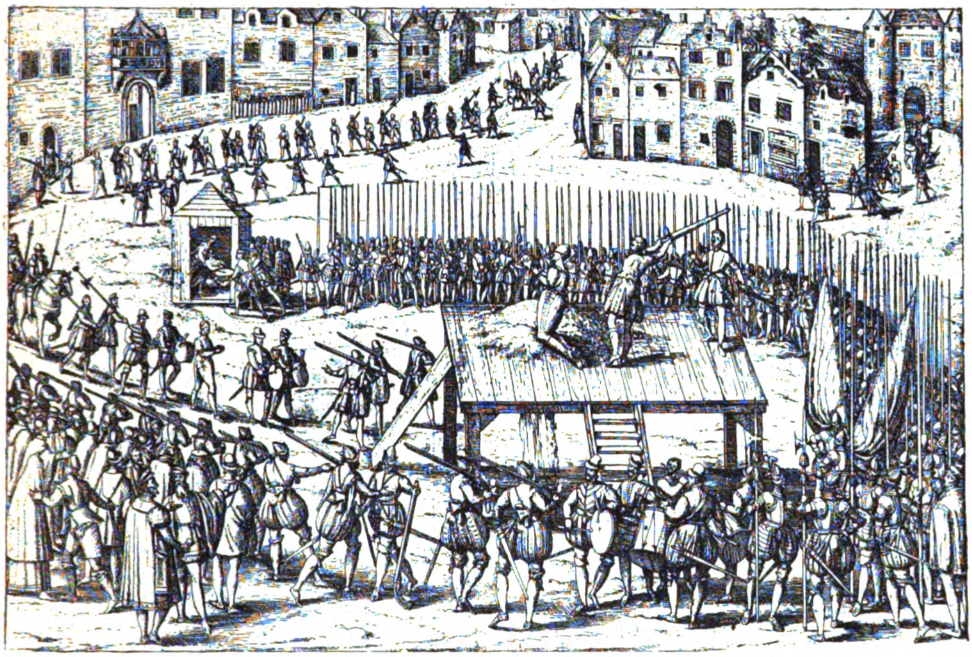
Digitized by Google

Wechselwirkung dem ohnehin schon besiegten Volke den Rest zu geben. Die Scheiterhaufen brannten noch, als die Steuerempfänger Albas mit ihren brutalen Dienstanweisungen das Land durchzogen.

Aber die Hoffnungen, die sich an diese selbst im barbarischen Jahrhundert der Religionskriege beispiellose Gewaltpolitik knüpften, gingen nicht in Erfüllung und konnten nicht in Erfüllung gehen. Besonders Albas kurzsichtige und blindwütige Finanzpolitik ruinierte nicht nur das blühende niederländische Wirtschaftsleben, sondern trug auch vom spanischen Standpunkte einen selbstmörderischen Charakter. Man schlachtete die Henne, deren Eier man essen wollte! Die spanische Politik in den Niederlanden ähnelt in ihrer blinden Habgier und in ihren rein politischen und kirchenpolitischen und gar nicht wirtschaftlichen Grundlagen der Ausbeutungspolitik, die dieselben Spanier der Neuen Welt gegenüber vielfach zur Anwendung brachten. Eine Politik aber, die sich mit den elementarsten Grundgesetzen des Wirtschaftslebens in dauernden Widerspruch setzt, kann sich in ihren „Erfolgen" nur gegen ihre Urheber selbst kehren und muß scheitern. Außerdem hatten die Spanier die Kraft des passiven Widerstandes ihrer niederländischen „Untertanen" weit unterschätzt. Schon bei der Eintreibung der neuen Steuern Albas kam er vielfach zum Ausdruck. Er gewann aber erst an Boden, als er sich entschloß, den erbarmungslosen Feind mit den gleichen Waffen zu bekämpfen. Die Waldgeusen und die Wassergeusen traten in die Geschichte ein. „Wenn sie an der Küste landeten, ermordeten sie die katholischen Pfarrer der kleinen, in den Dünen verstreuten Dörfer, und an der Spitze ihrer Masten

Wilhelm von Oranien. Stich von Abraham de Bruyn

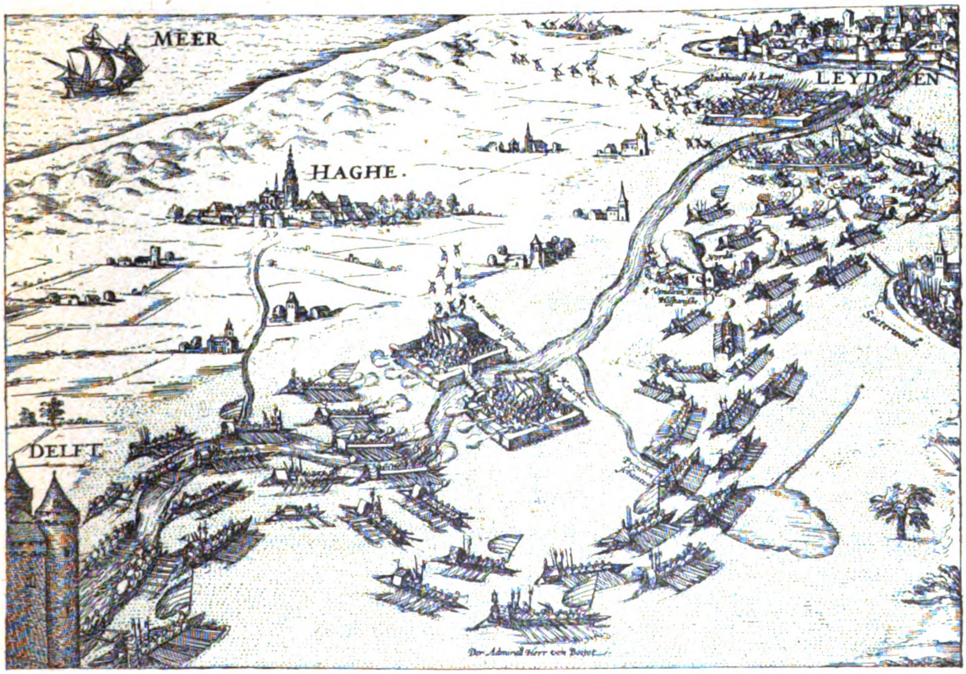
Digitized by Google



Hinrichtung von Edelleuten nach Albas Spruch auf dem Roßmarkt zu Brüssel

ließen sie trotzig die Fahnen der von ihnen geplünderten Kirchen im Winde flattern..." Albas blutige Saat schoß in die Halme.

Daß Albas niederländische Politik auf Selbstmord hinauslief, wurde schließlich auch dem immer mehr unter den Einfluß der höfischen Feinde des Herzogs geratenden, im übrigen in seinen spanischen Schlössern



Der Entsatz von Leiden durch Oranische Galeeren 1574. Vor der Küste die holländischen Meerdünen

Digitized by Google

der Welt entfremdeten Könige klar, so daß er ihn abberief und seine ganze Ungnade fühlen ließ. Aus nichtigen Gründen wurde dem Herzog sogar eine förmliche Verbannung auferlegt. Aber er trug sie mit Würde und verstand es zu warten, da er wußte, daß sein Lebenswerk noch nicht vollbracht war und der König seiner wieder bedürfen würde. In der Tat erinnerte sich Philipp II. seines alten Dieners, als es 1580 galt, das benachbarte Portugal zu unterwerfen. Alba wurde mit dem Oberbefehl betraut und besiegte in einem Feldzuge von wenigen Wochen jeden Widerstand, wenn sich vor dem Gefürchteten nicht sofort die Tore der Festungen öffneten. Das hinderte ihn aber nicht, die bewährten Register alter Grausamkeit noch einmal zu ziehen und beispielsweise die Anhänger des rechtmäßigen portugiesischen Herrschers hinrichten zu lassen.

Notgeld der Geusen. (Leiden, Museum)

Nachdem Alba die Vorstädte Lissabons seinen Soldaten zur Plünderung preisgegeben hatte, residierte er inmitten eines besiegten Volkes im königlichen Schlosse. Dort wurde er 1582 im vierundsiebenzigsten Jahre seines Alters vom Tode ereilt. „Mit Befremden bemerkte man, daß sein Herr ... schon am nächsten Tage feierlich vor allem Volke tafelte, ohne ein Zeichen der Bekümmernis über den Tod des alten Kriegers zu bekunden ...“ Und doch sank mit Alba ein Stück altspanischer Kraft und Größe ins Grab. Aber es war mehr verzehrende als schöpferische Größe. Schöpferisch kann nur sein, wer den Grundgesetzen menschlichen Gemeinschaftslebens nicht entfremdet ist. Die brutale Gewalt vermag viel, besonders wenn sie den Rechtsbruch als Recht ausgibt. Aber sie vermag nicht alles und schädigt und stürzt schließlich ihren Träger.

Auch Alba hat diese alte Erfahrung nicht ungestraft in den Wind geschlagen, und sein eigenes Volk, das ihn zeitweise vergötterte, hat schwer dafür büßen müssen.

Die Oranischen vor Ruremonde 1572

Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Fritz Demuth: Der junge Tod, Roman (Stuttgart) — Alfred Döblin: Die drei Sprünge des Wang-lun, Roman (Berlin) — Leopold von Wiese: Nava, Erzählung (Jena) — Max Brod: Franzi oder eine Liebe zweiten Ranges, Roman (München) — L. Andro: Der Klimenole, Roman (Stuttgart) — Friedrich Gundolf: Heinrich von Kleist (Berlin)

Der geistige Entwicklungsstrom ist so ätherischer und empfindlicher Natur, daß er wie die magnetischen Erdströme kommende Katastrophen vorausahnen läßt, und zugleich so tief im Innern der Menschen eingebettet, daß er von äußeren Ereignissen nicht unmittelbar und nur langsam berührt wird. Daraus erklärt sich, daß gegenüber den gewaltigen Veränderungen im äußeren Antlitz Deutschlands der innere Wandel des deutschen Menschen durch den Krieg viel schwerer nachzuweisen ist. Gewisse Veränderungen zerstörender Art sind zwar auch hier auffällig genug, doch liegt deren Ursache mehr an dem Emportauchen einer früher verborgenen Menschenschicht als an dem Wandel der deutschen Seele selbst. Der neue deutsche Mensch, den das Schicksal bestimmt, die augenblicks verworrenen Charakterzüge eines doch großen Volks in ihrer Reinheit und Stärke wieder herzustellen und seine weltgeschichtlichen Aufgaben lösen zu helfen, dieser neue Mensch wurde mit seinem tastenden Drang schon vor dem Kriege geboren, aber noch ist er nicht genügend erstarkt, um vorbildlich und herrschend ans Licht zu treten.

Die Bücher, von denen im folgenden die Rede sein wird, sind Nachkriegsbücher in dem Sinne, daß in ihnen fast ausnahmslos ein neues Suchen, Abkehr vom Hergebrachtem, in Ferne schweifende Sehnsucht, vertiefte Einkehr zu spüren ist. Wenn ich den Roman „Der junge Tod" von Fritz Demuth voranstelle, so möchte ich seine Bedeutung nicht überschätzen: er ist ein liebenswertes, kein starkes Buch. Es erzählt von der Umwandlung eines Mannes durch ein Kind; der seelenverändernden Kraft des Krieges ist eine große Bedeutung darin gegeben. Die Eltern der kleinen Marie Luise sind Gesellschaftsmenschen. Der Vater ein Kunstgelehrter, nicht von der schöpferischen, sondern eher von der geschmäcklerischen Art; die Mutter ist in der römischen Aristokratie aufgewachsen. Die Ehe der beiden war weniger auf Liebe gegründet, als auf Vergnügen berechnet, „Irrtum vorbehalten", und ihr Auseinandergehn vollzieht sich auf höfliche Weise. Nur ein ganz kleiner Kampf flackert dabei fast stillschweigend auf: um das Kind. Ach, nicht darum, wem es gehören, nur darum, wer die Last der Erziehung auf sich nehmen soll. Der Vater als der kernhaftere Charakter entschließt sich dazu. Und nun wird sehr hübsch und fein geschildert, wie das Kind diesen wesenhaften Kern aus den Schalen der Konventionalität, den Schlacken oberflächlicher Gefühlsspielerei befreit und den Vater zu vertiefter Menschlichkeit erzieht. Auf einer gemeinsamen Reise in Italien wird dem gelehrten Ästheten selbst seine Kunstwelt durch die ungelehrte, aber reine Ergriffenheit des Kindes um neue Ausstrahlungen bereichert. Der Krieg bricht aus. Marie Luise verliert ihr Herz an einen fast gleichaltrigen, bescheidenen Offizier ohne große Aussichten. Der Vater hegt ehrgeizigere Pläne für seine Tochter und widersetzt sich dieser Neigung. Das Verhalten der beiden jungen Menschen nun, die nicht trotzig leichtsinnige, aber tapfere Unbedingtheit ihrer Liebe, ihre herzhafte Tüchtigkeit im Bunde mit einem doch nicht verstiegenen Idealismus verrät schon etwas von dem, was mir als das Wesen des neuen deutschen Menschen charakteristisch erscheint. Das Buch ist etwas schwächlich im Vortrag, aber aus einer warmen Empfindung geschrieben und spricht deshalb auch zum Herzen.

In zusammengefaßter Kraft Vorwärtsstürmende, ein volles Jahrhundert hindurch, blinde Entwicklungsgläubige eher als nachdenkliche Zielsucher, wie wir es waren, und dann in jähem Prall aus den Strängen Geschleuderte, Geräderte unter den gegeneinandergebäumten Kräften, wie wir es heute sind — was Wunder, daß so viele dem sehnengespannten Gott der Entwicklung absagen und Erlösung hoffen von der in unzerstörbarem Sein verharrenden Kultur Asiens. Das ist die Grundstimmung, die Döblins gewichtigen Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun" trägt und als Wahrzeichen der Zeit hebt, wenn es vielleicht auch nicht die Grundstimmung des Verfassers selbst ist. Denn, der, aller faustischen Spannungen müde, das Lächeln Buddhas liebkoste und der gelassenen Weisheit des Konfuzius, des Lao-tse lauschte, sah und vernahm den Osten doch mit europäischen Organen, und unversehens wurde ihm das stille ‚Bleibe in der Bahn!' ein Sprung zur Tat. — Da sitzt am Dorfrand ein Fischer mit der Würde, die ihm seine Körperfülle, sein Wissensreichtum um Dämonenspuk und Zauberkünste verleihen; vor ihm hocken, ehrfürchtig lauschend, seine bezopften Söhnchen. Der eine springt auf,

Digitized by Google

schreitet groß dahin, wird Spitzbube, Freund aller Straßenlumpen, Till Eulenspiegel der Großstadt, Wang-lun. Aber die Flut der Unbekümmertheit, die ihn trug, ebbt durch die Ermordung eines Freundes jäh zurück, er watet in tiefem, grüblerischem Sande. Er rächt den Freund, flieht ins Gebirge, wird Führer von Räubern und Wegelagerern. Winterstrenge macht die Ausgestoßenen zum Rudel Wölfe, die aus den todbringenden Schneefeldern sich auf ein Dorf stürzen. Das neu vergossene Blut, der Tod von Kameraden vertieft Wang-luns Schwermut und gesellt ihn zu Ma-noh, dem Einsiedler mit den goldenen Buddhas. Dieser Mönch, der sein Kloster verließ, weil allzu wacher Ehrgeiz ihm die Pforte zur Entrückung verstellte, sieht voll Neid, wie Wang-lun mühelos in sie eingeht. Jünger Buddhas nun, Erleber und Weiser seiner Lehre, schart Wang-lun Bettler und Räuber um sich als die „Wahrhaft Schwachen", die dem Schicksal nicht Widerstrebenden. Wunderbare, reine Menschlichkeit, befreit vom Zwang der Triebe, verbindet diese Brüder und Schwestern, die, andächtige Bettler, arbeitende Wohltäter, singend den Weg zum westlichen Paradiese wallen. Wang-lun selbst aber ist plötzlich verschollen. Die „Wahrhaft Schwachen" bleiben unter Ma-nohs Führung. Verborgen glühende Liebessehnsucht heißt den Mönch das Gesetz der Entsagung aufheben. Ein Teil trennt sich von den „Wahrhaft Schwachen" und folgt ihm unter dem Namen „Gebrochene Melone" als ein Zug Liebeberauschter, die Schwestern als heilige Hetären. Die Geschichte dieser Sekte wächst zu historischer Breite, umfaßt Landschaften und Städte, nimmt alle Menschentypen des Riesenreiches in sich auf, seinen kaiserlichen Hof, seine Mythen und Kulte, eine Menge schlitzäugiger Gesichter; Scharen von Dämonen mitten unter ihnen, durch den Glauben an sie fast verwirklicht, und die Menschen unter ihren Masken versteckt. Ehrgeiz treibt den Ma-noh weiter auf seinem Wege. Mit Aufrührern verbündet, herrscht er in einer Mongolenstadt als König seiner Schar. Da tritt Wang-lun aus abenteuerlichem Zwischenleben in Dämmerhelle, springt ins volle Licht mit einer Tat von furchtbarer Größe. Die Schar der „Gebrochenen Melone" ist von kaiserlichen Truppen in der Stadt eingeschlossen. Als Wang-lun sieht, daß nichts sie retten kann, verschafft er sich als Wasserträger Eingang zu ihnen und vergiftet alle. Wie das Gift zu wirken beginnt mit der winzig komischen Geste eines einzelnen, um sich greift mit Fieberdelirien und Krämpfen in dem zusammengepferchten Knäuel, das ist Döblinsche Kunst, bizarr zugespitzt, doch eindringlich. Daneben bleibt Wang-lun selbst verschleiert, man sieht nicht den Ansatz seines Sprunges, nicht wie er landet. Nur in kurzen Augenblicken blitzt sein Bild auf: wie er, in der Gebeugtheit seines Jammers noch groß, neben dem kleinen, neidischen, doch liebeglühenden Mönch sitzt, fühlt man sein dumpfes Getriebensein. Noch einmal muß er aus Ansässigkeit und Ehe den letzten Sprung tun. Der Kaiser hat die Verfolgung der „Wahrhaft Schwachen" eingestellt, bis Verschwörungen gegen die Dynastie, ihnen zugeschoben, ihre endgültige Vernichtung veranlassen. Nun verbündet Wanglun sich mit der Schar der „Weißen Wasserrose", greift an und wird noch einmal zum Mörder. Aber angesichts des sicheren Unterganges erfüllt sich ihm doch das Glück der wahrhaften Schwachheit: „Ertragen, angeschmiegt an die Ereignisse wie Wasser an Wasser." Alle kommen um. Die Sekte wird ausgelöscht. In Frage klingt es aus: „Stille sein, nicht widerstreben, kann ich es denn?" — Das Buch gibt mehr als ein China auf der Weltausstellung, als ein Panorama des Buddhismus, es atmet wirklich die Seele Asiens. Es zu lesen, ist nicht leicht. Das Verwirrende liegt an Döblins Kunst der Vordergründe, bei der man oft vergebens nach dem Körper unter dem Gewande greift. Aber wenn man unwillig den Rest des Buches mit drei Sprüngen nehmen möchte, wird man jedesmal von wundervollen Partien festgehalten und erkennt zum Schluß, daß es doch Wang-luns gewaltiger Leib ist, der diesen Mantel trägt, durchwirkt mit allen Farben, bestickt mit allen Wundergestalten des fernen Orients.

Nach diesem Buch wird man bei der Erzählung „Nava" von L. von Wiese den Eindruck exotischer Europaware nicht recht los. Zwar die Farbe der Nava scheint mir echt zu sein, aber etwas affektiert wirken die beiden Freunde, die, übersättigt von weißer Erotik, in der Dunkelfarbigen alle Erfüllung sehen. Das heißt, zunächst gilt das nur von dem einen, dem Pflanzer auf einer einsamen Farm auf Ceylon, den sein Freund, der Erzähler der Geschichte, besucht. Auf der Veranda liegend, mit dem Blick in die tropische Nacht, berichtet der Pflanzer dem Freunde von seiner neuen, jungen Frau, Nava, einem Rodiamädchen. Die Rodias stammen von einer singhalesischen Königstochter, die verbannt wurde, weil sie Menschenfleisch aß; sie sind deshalb unrein und verachtet, ihre Frauen sind Beute für jedermann, aber ihr Blut erhielt immer wieder edle Zufuhr, da alle Prinzessinnen, die einen Fehltritt begingen, zu den Rodias geschickt wurden. So vorbereitet, sieht der Freund Nava selbst aus der Nacht hervortreten wie ein Tier des Urwaldes, und ihre dunkle Schönheit übertrifft alle seine Erwartungen. Sie scheint ihm der Inbegriff des Weibes: Eva, Aphrodite, Maria, Zigeunermädchen sind in ihr vereint, von keinem Wissen gesondert. Der Pflanzer muß verreisen und überläßt Nava dem Schutz des Freundes, da er dem zurückbleibenden singhalesischen Diener mißtraut. Der Freund ehrt das Vertrauen. Während er Nava Märchen erzählt, breitet sich eine süße Schwermut über

Digitized by Google

ihre tierhafte Kindlichkeit, als löse sich ihr Bewußtsein von der Natur ab, und in ihren Augen scheint ein Ahnen seelischer Liebe. Da er aber ihren Anschmiegungen widersteht, kommt jäh der Umschwung ins Wilde. Nackt tanzt sie die Tänze ihres Stammes. In der Nacht hört der Europäer ihr Hilfeschreien und findet sie als Beute des Dieners, der auf sein Recht der Rodia gegenüber trotzt. Die beiden entfliehn in das Gewölbe eines indischen Tempels; der Europäer tappt in dunkle Gänge, hört hinter einer Mauer grausam wollüstige Laute, dann ein Aufklatschen von Wasser — der Singhalese hat Nava in einen Brunnen geworfen ... Der Grundblock wirkt stärker als das ausgeführte Relief: zu viel Schrift, zu wenig Bild ist darin.

Ein echtes Buch der Zeit ist Max Brods „Franzi oder eine Liebe zweiten Ranges", nicht hervorgeholt freilich aus der beklommenen Not und dem befreienden Trotzdem der Mittentiefe der Zeit, sondern geschöpft aus ihren Randtümpeln, aus dem schaumigen Gequirl ihres Oberflächenlebens, doch aufgefangen mit äußerst sensiblen Organen. Um aber das einfache Skelett dieser verzwickt sich gebärdenden Geschichte bloßzulegen, so befindet der Berichterstatter seines Schicksals, ein junger Beamter aus Prag, sich im letzten Stadium des Zugrundegehens an einer Frau, einer Bankiersgattin, deren Wesen so diamantrein und diamanthart ist wie die Boutons in ihren Ohren. Er liebt sie, und sie kann in erster Aufwallung seine Liebe wohl erhören, aber auf die Dauer nicht erwidern, denn ihr makelloses Ich sucht ein ebenso untadeliges Du. Das Du aber ist eine höchst zweifelhafte Legierung, ach, ein Teig aus den fremdartigsten Ingredienzien gemischt, eine Molluske. Wirkungslos prallt das glühheiße Gebläse seiner Leidenschaft gegen dies stählerne Herzenssafe ab und verbrennt nur ihn selbst. Es kommt zum Bruch. Da wird ihm Gutes durch einen Bösen: ein Vetter, ein bösartiger Schuft und Schieber, schiebt ihm seine verlassene Geliebte zu, jene Franzi, ein Manikurefräulein, ein Dirnchen ihrer wahren Profession nach, eines jener Geschöpfe, die, wie von der Natur dazu bestimmt, sich im Lasterpfuhl tummeln, sich dabei aber nicht nur ein glattes Gefieder, sondern auch eine gewisse kindliche Gutmütigkeit des Herzens bewahrt haben. Und nun begibt sich dies: der an der hohen Minne Darbende, moralisch tief Hinabgedrückte, lebt im Genuß der niederen auf, wird glücklich und vergnügt, trotz seiner Bewußtheit von der Inferiorität seines Glücks. Noch mehr begibt sich: solange er die Tugend übte, war er ein Pechvogel, lebte sich selbst und seinen Nächsten zur Pein. Jetzt aber, im Lasterpfuhl, schlägt alles nicht nur ihm zum Glück aus, sondern sein Tun verbreitet Behagen, Freude, Segen über alle, mit denen er zu schaffen hat. Ist das nicht, um an Gottes Gerechtigkeit irre zu werden? Und da der Held kein skrupelloser Genießer, sondern ein kritischer, spitzfindiger, fürwitziger Jude ist, hebt er den Finger und ruft: Gott, wo bleibt deine Gerechtigkeit? Er fühlt sich als eine Art Anti-Hiob, als einen Hiob des Glücks und des Genusses. Es hieße, das Gewicht des Buches überschätzen, wollte man da von moralischem Nihilismus sprechen. Einmal wird an einer Stelle die Frage berührt von der ewigen Polarität des Dunkels und des Lichts, der Schuld und der Größe, des Lasters und der erlösenden Menschlichkeit. Aber mit dieser unergründlich-göttlichen Verknüpftheit haben weder die kleinen Unanständigkeiten, noch die leichten Rätselfragen des Helden etwas zu tun. Er verwechselt einfach Weltverstand und Weltvernunft, und sein Wundern dreht sich nur darum, daß Gottes Gerechtigkeit nicht die des Missionsblättchens und der Kinderstube ist. Das Buch ist witzig, aber flach in seiner Ethik und schwach in seiner menschlichen Gestaltung. Die große Tugendheroine ist ein langweiliges Kleidergestell, der brünstig Verliebte ein infantiler Knabe. Hiob, der klagende und anklagende, weckt ein Echo in jeder Menschenbrust, weil über alle Ratio hinaus das leidgequälte Herz sich Luft schaffen muß. Das Kichern des epigonenhaften Anti-Hiob aber gleicht dem Benehmen eines Schuljungen, der hinterm Rücken seines Lehrers dumme Streiche begeht und ängstlich frech herumtanzt, weil die erwartete Maulschelle ihn nicht gleich trifft. Trotzdem hat dies teils salopp, teils feuilletonistisch glänzend geschriebene Buch seinen Wert als Spiegel einer an die Oberfläche der Zeit gedrängten, verwirrten und verwirrenden Menschenschicht.

Nach diesem brodelnden Tanzdielenlärm der Zeit tritt man in die zeitlose Welt der Frau Andro wie in ein verborgenes Interieur, worin ein zarter, als Duft kaum spürbarer Hauch und eine doch leis klingende Stille einen umschwingt. Der Titel ihres Romans „Der Klimenole" ist der dritten Reise Gullivers entnommen, der auf der Insel Laputa eine Gesellschaft von Gelehrten antrifft, die so tief in Meditation versunken sind, daß sie einen Diener, Klimenole genannt, bei sich haben, der sie mit einem Stab anrühren muß, wenn sie angesprochen werden. Aber nicht darum eigentlich handelt es sich, nicht um die Erweckung aus Traum zum Leben, sondern was diesem Buch seinen gedämpften Grundton gibt, ist die Bescheidung: nicht säuerliche Resignation oder spießerliche Dumpfheit, sondern die fröhliche Bescheidung des Wissenden, den das Erlebnis der Vergänglichkeit einmal tief betroffen hat und der nun gerade darin das Wesen der Welt erkennt und ihren zauberhaften Reiz. Wie über eine uferlose Brücke geht solch ein Mensch, jeden Augenblick gefaßt zu versinken, aber die aus dem Strom flüchtig auftauchenden Erscheinungen desto liebevoller umschließend. Da ist der Einäugige. Zwei Menschen be-

Digitized by Google

schreitet groß dahin, wird Spitzbube, Freund aller Straßenlumpen, Till Eulenspiegel der Großstadt, Wang-lun. Aber die Flut der Unbekümmertheit, die ihn trug, ebbt durch die Ermordung eines Freundes jäh zurück, er watet in tiefem, grüblerischem Sande. Er rächt den Freund, flieht ins Gebirge, wird Führer von Räubern und Wegelagerern. Winterstrenge macht die Ausgestoßenen zum Rudel Wölfe, die aus den todbringenden Schneefeldern sich auf ein Dorf stürzen. Das neu vergossene Blut, der Tod von Kameraden vertieft Wang-luns Schwermut und gesellt ihn zu Ma-noh, dem Einsiedler mit den goldenen Buddhas. Dieser Mönch, der sein Kloster verließ, weil allzu wacher Ehrgeiz ihm die Pforte zur Entrückung verstellte, sieht voll Neid, wie Wang-lun mühelos in sie eingeht. Jünger Buddhas nun, Erleber und Weiser seiner Lehre, schart Wang-lun Bettler und Räuber um sich als die „Wahrhaft Schwachen", die dem Schicksal nicht Widerstrebenden. Wunderbare, reine Menschlichkeit, befreit vom Zwang der Triebe, verbindet diese Brüder und Schwestern, die, andächtige Bettler, arbeitende Wohltäter, singend den Weg zum westlichen Paradiese wallen. Wang-lun selbst aber ist plötzlich verschollen. Die „Wahrhaft Schwachen" bleiben unter Ma-nohs Führung. Verborgen glühende Liebessehnsucht heißt den Mönch das Gesetz der Entsagung aufheben. Ein Teil trennt sich von den „Wahrhaft Schwachen" und folgt ihm unter dem Namen „Gebrochene Melone" als ein Zug Liebeberauschter, die Schwestern als heilige Hetären. Die Geschichte dieser Sekte wächst zu historischer Breite, umfaßt Landschaften und Städte, nimmt alle Menschentypen des Riesenreiches in sich auf, seinen kaiserlichen Hof, seine Mythen und Kulte, eine Menge schlitzäugiger Gesichter; Scharen von Dämonen mitten unter ihnen, durch den Glauben an sie fast verwirklicht, und die Menschen unter ihren Masken versteckt. Ehrgeiz treibt den Ma-noh weiter auf seinem Wege. Mit Aufrührern verbündet, herrscht er in einer Mongolenstadt als König seiner Schar. Da tritt Wang-lun aus abenteuerlichem Zwischenleben in Dämmerhelle, springt ins volle Licht mit einer Tat von furchtbarer Größe. Die Schar der „Gebrochenen Melone" ist von kaiserlichen Truppen in der Stadt eingeschlossen. Als Wang-lun sieht, daß nichts sie retten kann, verschafft er sich als Wasserträger Eingang zu ihnen und vergiftet alle. Wie das Gift zu wirken beginnt mit der winzig komischen Geste eines einzelnen, um sich greift mit Fieberdelirien und Krämpfen in dem zusammengepferchten Knäuel, das ist Döblinsche Kunst, bizarr zugespitzt, doch eindringlich. Daneben bleibt Wang-lun selbst verschleiert, man sieht nicht den Ansatz seines Sprunges, nicht wie er landet. Nur in kurzen Augenblicken blitzt sein Bild auf: wie er, in der Gebeugtheit seines Jammers noch groß, neben dem kleinen, neidischen, doch liebeglühenden Mönch sitzt, fühlt man sein dumpfes Getriebensein. Noch einmal muß er aus Ansässigkeit und Ehe den letzten Sprung tun. Der Kaiser hat die Verfolgung der „Wahrhaft Schwachen" eingestellt, bis Verschwörungen gegen die Dynastie, ihnen zugeschoben, ihre endgültige Vernichtung veranlassen. Nun verbündet Wanglun sich mit der Schar der „Weißen Wasserrose", greift an und wird noch einmal zum Mörder. Aber angesichts des sicheren Unterganges erfüllt sich ihm doch das Glück der wahrhaften Schwachheit: „Ertragen, angeschmiegt an die Ereignisse wie Wasser an Wasser." Alle kommen um. Die Sekte wird ausgelöscht. In Frage klingt es aus: „Stille sein, nicht widerstreben, kann ich es denn?" — Das Buch gibt mehr als ein China auf der Weltausstellung, als ein Panorama des Buddhismus, es atmet wirklich die Seele Asiens. Es zu lesen, ist nicht leicht. Das Verwirrende liegt an Döblins Kunst der Vordergründe, bei der man oft vergebens nach dem Körper unter dem Gewande greift. Aber wenn man unwillig den Rest des Buches mit drei Sprüngen nehmen möchte, wird man jedesmal von wundervollen Partien festgehalten und erkennt zum Schluß, daß es doch Wang-luns gewaltiger Leib ist, der diesen Mantel trägt, durchwirkt mit allen Farben, bestickt mit allen Wundergestalten des fernen Orients.

Nach diesem Buch wird man bei der Erzählung „Nava" von L. von Wiese den Eindruck exotischer Europaware nicht recht los. Zwar die Farbe der Nava scheint mir echt zu sein, aber etwas affektiert wirken die beiden Freunde, die, übersättigt von weißer Erotik, in der Dunkelfarbigen alle Erfüllung sehen. Das heißt, zunächst gilt das nur von dem einen, dem Pflanzer auf einer einsamen Farm auf Ceylon, den sein Freund, der Erzähler der Geschichte, besucht. Auf der Veranda liegend, mit dem Blick in die tropische Nacht, berichtet der Pflanzer dem Freunde von seiner neuen, jungen Frau, Nava, einem Rodiamädchen. Die Rodias stammen von einer singhalesischen Königstochter, die verbannt wurde, weil sie Menschenfleisch aß; sie sind deshalb unrein und verachtet, ihre Frauen sind Beute für jedermann, aber ihr Blut erhielt immer wieder edle Zufuhr, da alle Prinzessinnen, die einen Fehltritt begingen, zu den Rodias geschickt wurden. So vorbereitet, sieht der Freund Nava selbst aus der Nacht hervortreten wie ein Tier des Urwaldes, und ihre dunkle Schönheit übertrifft alle seine Erwartungen. Sie scheint ihm der Inbegriff des Weibes: Eva, Aphrodite, Maria, Zigeunermädchen sind in ihr vereint, von keinem Wissen gesondert. Der Pflanzer muß verreisen und überläßt Nava dem Schutz des Freundes, da er dem zurückbleibenden singhalesischen Diener mißtraut. Der Freund ehrt das Vertrauen. Während er Nava Märchen erzählt, breitet sich eine süße Schwermut über

Digitized by Google

ihre tierhafte Kindlichkeit, als löse sich ihr Bewußtsein von der Natur ab, und in ihren Augen scheint ein Ahnen seelischer Liebe. Da er aber ihren Anschmiegungen widersteht, kommt jäh der Umschwung ins Wilde. Nackt tanzt sie die Tänze ihres Stammes. In der Nacht hört der Europäer ihr Hilfeschreien und findet sie als Beute des Dieners, der auf sein Recht der Rodia gegenüber trotzt. Die beiden entfliehn in das Gewölbe eines indischen Tempels; der Europäer tappt in dunkle Gänge, hört hinter einer Mauer grausam wollüstige Laute, dann ein Aufklatschen von Wasser — der Singhalese hat Nava in einen Brunnen geworfen ... Der Grundblock wirkt stärker als das ausgeführte Relief: zu viel Schrift, zu wenig Bild ist darin.

Ein echtes Buch der Zeit ist Max Brods „Franzi oder eine Liebe zweiten Ranges", nicht hervorgeholt freilich aus der beklommenen Not und dem befreienden Trotzdem der Mittentiefe der Zeit, sondern geschöpft aus ihren Randtümpeln, aus dem schaumigen Gequirl ihres Oberflächenlebens, doch aufgefangen mit äußerst sensiblen Organen. Um aber das einfache Skelett dieser verzwickt sich gebärdenden Geschichte bloßzulegen, so befindet der Berichterstatter seines Schicksals, ein junger Beamter aus Prag, sich im letzten Stadium des Zugrundegehens an einer Frau, einer Bankiersgattin, deren Wesen so diamantrein und diamanthart ist wie die Boutons in ihren Ohren. Er liebt sie, und sie kann in erster Aufwallung seine Liebe wohl erhören, aber auf die Dauer nicht erwidern, denn ihr makelloses Ich sucht ein ebenso untadeliges Du. Das Du aber ist eine höchst zweifelhafte Legierung, ach, ein Teig aus den fremdartigsten Ingredienzien gemischt, eine Molluske. Wirkungslos prallt das glühheiße Gebläse seiner Leidenschaft gegen dies stählerne Herzenssafe ab und verbrennt nur ihn selbst. Es kommt zum Bruch. Da wird ihm Gutes durch einen Bösen: ein Vetter, ein bösartiger Schuft und Schieber, schiebt ihm seine verlassene Geliebte zu, jene Franzi, ein Manikurefräulein, ein Dirnchen ihrer wahren Profession nach, eines jener Geschöpfe, die, wie von der Natur dazu bestimmt, sich im Lasterpfuhl tummeln, sich dabei aber nicht nur ein glattes Gefieder, sondern auch eine gewisse kindliche Gutmütigkeit des Herzens bewahrt haben. Und nun begibt sich dies: der an der hohen Minne Darbende, moralisch tief Hinabgedrückte, lebt im Genuß der niederen auf, wird glücklich und vergnügt, trotz seiner Bewußtheit von der Inferiorität seines Glücks. Noch mehr begibt sich: solange er die Tugend übte, war er ein Pechvogel, lebte sich selbst und seinen Nächsten zur Pein. Jetzt aber, im Lasterpfuhl, schlägt alles nicht nur ihm zum Glück aus, sondern sein Tun verbreitet Behagen, Freude, Segen über alle, mit denen er zu schaffen hat. Ist das nicht, um an Gottes Gerechtigkeit irre zu werden? Und da der Held kein skrupelloser Genießer, sondern ein kritischer, spitzfindiger, fürwitziger Jude ist, hebt er den Finger und ruft: Gott, wo bleibt deine Gerechtigkeit? Er fühlt sich als eine Art Anti-Hiob, als einen Hiob des Glücks und des Genusses. Es hieße, das Gewicht des Buches überschätzen, wollte man da von moralischem Nihilismus sprechen. Einmal wird an einer Stelle die Frage berührt von der ewigen Polarität des Dunkels und des Lichts, der Schuld und der Größe, des Lasters und der erlösenden Menschlichkeit. Aber mit dieser unergründlich-göttlichen Verknüpftheit haben weder die kleinen Unanständigkeiten, noch die leichten Rätselfragen des Helden etwas zu tun. Er verwechselt einfach Weltverstand und Weltvernunft, und sein Wundern dreht sich nur darum, daß Gottes Gerechtigkeit nicht die des Missionsblättchens und der Kinderstube ist. Das Buch ist witzig, aber flach in seiner Ethik und schwach in seiner menschlichen Gestaltung. Die große Tugendheroine ist ein langweiliges Kleidergestell, der brünstig Verliebte ein infantiler Knabe. Hiob, der klagende und anklagende, weckt ein Echo in jeder Menschenbrust, weil über alle Ratio hinaus das leidgequälte Herz sich Luft schaffen muß. Das Kichern des epigonenhaften Anti-Hiob aber gleicht dem Benehmen eines Schuljungen, der hinterm Rücken seines Lehrers dumme Streiche begeht und ängstlich frech herumtanzt, weil die erwartete Maulschelle ihn nicht gleich trifft. Trotzdem hat dies teils salopp, teils feuilletonistisch glänzend geschriebene Buch seinen Wert als Spiegel einer an die Oberfläche der Zeit gedrängten, verwirrten und verwirrenden Menschenschicht.

Nach diesem brodelnden Tanzdielenlärm der Zeit tritt man in die zeitlose Welt der Frau Andro wie in ein verborgenes Intérieur, worin ein zarter, als Duft kaum spürbarer Hauch und eine doch leis klingende Stille einen umschwingt. Der Titel ihres Romans „Der Klimenole" ist der dritten Reise Gullivers entnommen, der auf der Insel Laputa eine Gesellschaft von Gelehrten antrifft, die so tief in Meditation versunken sind, daß sie einen Diener, Klimenole genannt, bei sich haben, der sie mit einem Stab anrühren muß, wenn sie angesprochen werden. Aber nicht darum eigentlich handelt es sich, nicht um die Erweckung aus Traum zum Leben, sondern was diesem Buch seinen gedämpften Grundton gibt, ist die Bescheidung: nicht säuerliche Resignation oder spießerliche Dumpfheit, sondern die fröhliche Bescheidung des Wissenden, den das Erlebnis der Vergänglichkeit einmal tief betroffen hat und der nun gerade darin das Wesen der Welt erkennt und ihren zauberhaften Reiz. Wie über eine uferlose Brücke geht solch ein Mensch, jeden Augenblick gefaßt zu versinken, aber die aus dem Strom flüchtig auftauchenden Erscheinungen desto liebevoller umschließend. Da ist der Einäugige. Zwei Menschen be-

Digitized by Google

stimmten seine Jugend in Liebe und Haß. Gereift muß er erkennen, daß, den er als Vater liebte, es nur dem Namen nach war, und den er haßte, Erzeuger und Erhalter seines Lebens war. Das läßt ihn zweifeln und fragen, was all unser Wissen bedeutet, wenn selbst der allwissende Instinkt lügt. Das macht ihn scheu, trennt ihn von den Menschen — deshalb nimmt er sich den Klimenole. Der ist ein Schriftsteller, ein starkes, seiner selbst frohes Talent, in dem aber plötzlich die Kraft versiegt ist. Dies Paar nun vertauscht Bühne mit Zuschauerraum und läßt des Lebens wechselvolles Panorama an sich vorbeiziehen, in den verschiedensten Ländern und Städten. Ein wenig locker, mit weiblicher Unbekümmertheit sind Bilder und Gestalten aneinandergereiht und sind doch alle — die robuste Alida, mit der herrlichen Stimme, der Gott das Gnadengeschenk der Kunst gab und die das nie wissen wird, die, ganz in ihre helle, bürgerliche Welt gestellt, nie die Magie ihrer Tiefe erleben wird; die töricht kluge Geneviève, die, ichbefangen, an der Umwelt nur leidet und im Wahn ihre Nebenbuhlerin ersticht; und jene Namenlose, die sich selbst verloren hat, und die, als sie ihres Rätsels Lösung endlich findet, dem Klimenole, der ihr in Berlin begegnet ist, Qual und Glück ihrer nicht erhellten Erscheinung hinterläßt — sie sind doch alle zusammengehalten von diesem leichten, atmosphärischen Band des Helldunkels, das über ihnen webt. Das Buch ist von einer sehr gepflegten und klugen Hand geschrieben, von einer Frau, die den Reiz der Nebensätze kennt und den Zauber, den die Worte gewinnen, wenn man im gleichmäßigen Vortrag die Stimme ein wenig senkt, statt sie zu heben, wie elegante Frauen ihre strahlendsten Spangen gern unter ihrem Haar leicht verbergen.

In einer Zeit, da im Kollektivismus die Künstler ihre Eigenart auslöschen möchten, und der Glaube an die allein werteschaffende anonyme Masse die Geister bedrängt und verwirrt, ist es doppelt erquickend, seinen Blick zu einer menschlichen Höhe aufrichten zu können. Diese befreiende und erhebende Wirkung geht aus von dem Buch Friedrich Gundolfs „Heinrich von Kleist". Gundolf verschmäht es, den Dichter, „dessen Eigenkraft gefärbt, aber nicht getragen ist von den Elementen seines Zeitalters", durch seine Umwelt irgendwie verdeutlichen zu wollen, sondern stellt ihn gegen den großen Hintergrund der menschheitlichen Repräsentanten, Dante, Shakespeare, Goethe. Wenn vor dieser leuchtenden Wand die Dunkelheiten und tiefen Risse in Kleist noch dunkler und tiefer erscheinen, so hat Gundolf seine vulkanische Gestalt doch mit so mystisch glühendem Zauber umrissen, daß dieser Schatten Kleist eindringlicher, blutvoller, wesentlicher dem Geist sich einzwingt, als alle früheren Gestaltungsversuche. Während die früheren Deuter im Augenblick, wo sie an den dunkelsten und doch leuchtendsten Kern dieses wunderbaren Menschen stießen, entweder bestürzt sich abwandten oder in krampfhafter Verzückung niederknieten, läßt Gundolf weder so noch so sich blenden: die ganze Herrlichkeit der „Penthesilea" durchfühlt er und weiß doch, daß sie die steile Flamme aus der Besessenheit einer Einzelseele ist, nicht ein Zentralfeuer aus Menschheitstiefen. Er nennt Kleist den ursprünglichsten deutschen Dramatiker und stellt ihn, allein, in die Nähe Shakespeares, insofern sein Drama den schönen Schein des Klassizismus zu durchbrechen und wieder zu sein versucht, was es in seinen größten Zeiten war: „mythisches Bild der höchsten Lebenszustände, deren man sich fähig fühlt." Zugleich aber nennt er ihn den „geschichtlich äußersten Ausdruck der Tragik einer volks- und götterlosen Seele" und sagt, daß nicht so sehr die Fülle des Daseins, ein von vornherein dramatisch bewegter Inhalt widerstreitender Weltkräfte, ihn zum Dramatiker gemacht habe, als vielmehr der Drang, ein gleichviel von welchen Inhalten beladenes Inneres auszudrücken. Das als den Urgrund seines Schaffens aufdeckend und daraus erklärend „die erhabene Taktlosigkeit des Amphitrion" und „den erotischen Furor der Penthesilea", verengt er sich doch dadurch nicht den Blick, sondern wächst mit dem wachsenden Dichter, der in der „Hermannschlacht" und im „Prinzen von Homburg" den leidenschaftlich gesuchten Grund von überpersönlichem, volkartigem, welthaftem Dasein gefunden hat.

Wenn dies Buch auch von einem Manne geschrieben ist, dem die zeitlos Großen näher und wirklicher sind als die Größen der Zeit, so klingt doch ein starker Ton der Zeit darin, aber im Schmerz um ihre Not weist es zugleich darüber hinaus.

Meisen. Von Manfred Hausmann

Wo die Reben von der Mauer hängen,
Schweben wieder blaue Meisen,
Küssen sich und jagen sich mit leisen,
Ängstlichen Gesängen,

Gleiten selig in den ausgespannten,
In den großen Sommermorgen,
Ducken sich und sind verborgen
Hinter funkelnden Girlanden.

Streift ein Flügel kaum die Reben,
Tropfen gleich die Perlengüsse
Und bespritzen kleine Küsse
Und erschrecken holdes Schweben.

Digitized by Google

Der Walchensee. Gemälde von Fritz Scherer

(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Des Norddeutschen Lloyd neuester Doppelschraubendampfer „München“: Blick in den Speisesaal 1. Klasse — Schauspieler und Schauspielkunst in Japan — Tanzende Bauern, Zeichnung von Adriaen Brouwer — Tülltuch, Lampenschleier von Grau-Künstler — Exotische Diana, Zeichnung von Franz Christophe — Mutter Gottes und Talheimer Altar, aus dem Stuttgarter Museum vaterländischer Altertümer — Scherenschnittbildnisse von Eveline von Maydell — Pavian, Bildwerk von Harry Christlieb — Zu unsern Bildern

Sommeranfang in Bremerhaven! — Nach grauen Regenzeiten blinzelt die Sonne durch jagendes, weißes Gewölk. Viele Tausende umsäumen die Ufer der Unterweser. Ein mächtiger Schiffsleib baut sich auf dem Wasser auf, festlich weiß, fünf, sechs, sieben Stockwerke hoch, drei mächtige Aufbauten streben vom Hauptdeck empor, aus allen Fenstern und Bullaugen gucken Gesichter, auf dem Promenadendeck, auf den Treppen und Brücken Hunderte von Schiffsgästen, die weiblichen mit Blumen geschmückt, alle mit Tüchern in der Hand, um Abschiedsgrüße zu winken, wenn die letzten Taue, die den Ozeanriesen noch festhalten, gelöst werden. Die „München“ ist's, der erste Doppelschraubendampfer, den der Norddeutsche Lloyd für den eigenen Seeverkehr auf dem Stettiner „Vulkan“ hat bauen lassen. Das ist ein Festtag und Feiertag nicht nur für die große Bremer Reederei, sondern für ganz Deutschland. Der Krieg und der „Friedens“-Vertrag hatten den Norddeutschen Lloyd seiner ganzen Flotte beraubt. Die „München“ ist ein erstes Wahrzeichen des deutschen Wiederaufbaus. Ja, Deutschland arbeitet, Deutschland verläßt sich weder auf die Großmut der „Sieger“, noch auf die Hilfe der Neutralen — Deutschland baut wieder Schiffe, um Handel und Verkehr wieder aufzunehmen, um seinem Volke Brot zu geben. Und um die tückische Hoffnung derer an den Pranger zu stellen, die da hofften, der Norden und der Süden Deutschlands würden unter den Peitschenschlägen und Mörderschüssen an Ruhr und Rhein auseinanderfallen, hat Bremen München gebeten, Pate zu stehn bei der Taufe dieses starken, wohlgeratenen, schönen Schiffs, das nun den Namen der jedem Deutschen teuren Kunststadt am Fuß der deutschen Alpen über die Meere hinaustragen wird. Süddeutsche, insbesondere

Des Norddeutschen Lloyd neuester Doppelschraubendampfer „München“: Blick in den Speisesaal 1. Klasse

Digitized by Google

Samurai mit Mino (Strohmantel)
auf der Außenveranda in der „Tochter des Daimyo"

Münchner Künstler wurden zum künstlerischen Innenausbau und Schmuck der „München" berufen. Prof. Paul Ludwig Troost hat die Entwürfe für die Einrichtungen der Gesellschaftssäle geliefert. Wir zeigen umseitig einen Blick in den festlichen Speisesaal der 1. Klasse, der mit seiner imponierenden Höhe, dem Kristallüster an der Decke, mit seiner Weite und seiner behaglichen Gliederung kaum mehr an einen Schiffsaufenthalt denken läßt. Im schönsten Hotel des vornehmsten Seebades läßt sich's nicht angenehmer weilen. Auch die 2. Klasse weist äußerst behagliche Gesellschaftsräume und luftige, bequeme Wohnkammern auf. Ganz besonders ist die vorzügliche Einrichtung der 3. Klasse hervorzuheben, die das ehemalige Zwischendeck ersetzt, nun aber durch die Unterbringung der Fahrgäste in Kammern von 2—6 Betten, durch den freundlichen Speisesaal, das anheimelnde Damenzimmer und den gemütlichen Rauchsalon auch für ein Publikum in Frage kommt, das auf Lebenskultur Anspruch macht und Anrecht besitzt, ohne mit Geldgütern bedacht zu sein. Die stets freundliche Schiffsbesatzung des Lloyd und die vorzügliche Verpflegung, die er seinen Schiffsgästen zuteil werden läßt, erfreut sich in der ganzen Welt des besten Urteils. Unter dem vortrefflichen Kapitän Rehm hat die „München" wohl schon mehrmals

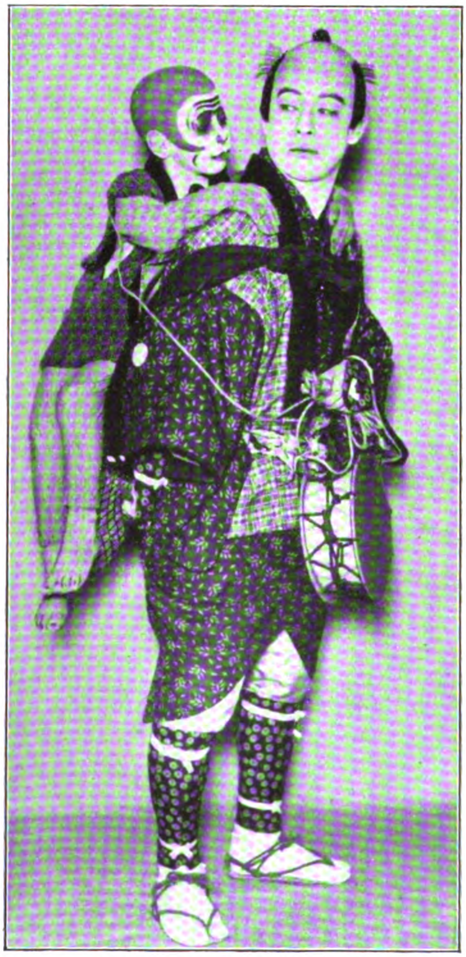
Kikugoro als Edeldame Sarashima Hime

Kikugoro in der Rolle ‚Skeroku'

Digitized by Google

Szene aus dem Yashiwara

Gyon und Shobe von Usugumo getrennt



Kikugoro in Osomé-Hisamatsu

den Ozean gequert, wenn diese Zeilen erscheinen. „Wir verloren den Krieg, weil wir die See nicht kannten,“ meint Kapitän Rehm, „Schiffahrt ist mehr denn je notwendig für unser deutsches Vaterland.“

Unser Gruß gilt dem Schiff und seiner ganzen Besatzung, vor allem aber den Männern, die in dieser Zeit ärgster Not den Mut und die Arbeitskraft aufbrachten, dies neue Schiffsbauwerk zu schaffen, dessen stolze Kräfte unsern haßerfüllten Feinden und allen zögernd abseits stehenden Neutralen die Überzeugung einhämmern sollen: Deutschland kann nicht untergehen!

Paul Oskar Höcker.

Unsere illustrierte Rundschau führt auf diesen beiden Seiten auf ein hier noch nicht berührtes Gebiet. Ein Freund unserer Hefte, Herr A. M. Karlin, übersendet uns eine Reihe japanischer Schauspielerbilder, von denen wir die wirkungsvollsten hier wiedergeben. Seinen Ausführungen entnehmen wir: Die ältesten dramatischen Vorstellungen entstanden nicht unter dem einfachen Volke, sondern am Hofe des göttlichen Mikado mehr als tausend Jahre zurück, und die Schauspieler, die auch Frauenrollen spielten, waren selbst Adelige hohen Ranges. Diese Vorstellungen waren aber nicht Dramen in unserem Sinne, sondern dramatisierte Tänze. Die Schauspieler trugen Masken — oft Teufelsmasken. Das waren die No-Tänze ältester Form. Erst in der Tokugawazeit, also ungefähr dreihundert Jahre zurück, entwickelte sich das eigentliche Drama, das allmählich gegen das Ende der versteinernden Tokugawaperiode im bürgerlichen Trauerspiel seine Entwicklung

Samurai mit Mino (Strohmantel) auf der Außenveranda in der „Tochter des Daimyo"

Münchner Künstler wurden zum künstlerischen Innenausbau und Schmuck der „München" berufen. Prof. Paul Ludwig Troost hat die Entwürfe für die Einrichtungen der Gesellschaftssäle geliefert. Wir zeigen umseitig einen Blick in den festlichen Speisesaal der 1. Klasse, der mit seiner imponierenden Höhe, dem Kristalllüster an der Decke, mit seiner Weite und seiner behaglichen Gliederung kaum mehr an einen Schiffsaufenthalt denken läßt. Im schönsten Hotel des vornehmsten Seebades läßt sich's nicht angenehmer weilen. Auch die 2. Klasse weist äußerst behagliche Gesellschaftsräume und luftige, bequeme Wohnkammern auf. Ganz besonders ist die vorzügliche Einrichtung der 3. Klasse hervorzuheben, die das ehemalige Zwischendeck ersetzt, nun aber durch die Unterbringung der Fahrgäste in Kammern von 2—6 Betten, durch den freundlichen Speisesaal, das anheimelnde Damenzimmer und den gemütlichen Rauchsalon auch für ein Publikum in Frage kommt, das auf Lebenskultur Anspruch macht und Anrecht besitzt, ohne mit Geldgütern bedacht zu sein. Die stets freundliche Schiffsbesatzung des Lloyd und die vorzügliche Verpflegung, die er seinen Schiffsgästen zuteil werden läßt, erfreut sich in der ganzen Welt des besten Urteils. Unter dem vortrefflichen Kapitän Rehm hat die „München" wohl schon mehrmals

Kikugoro als Edeldame Sarashima Hime

Kikugoro in der Rolle ‚Skeroku'

Szene aus dem Yashiwara

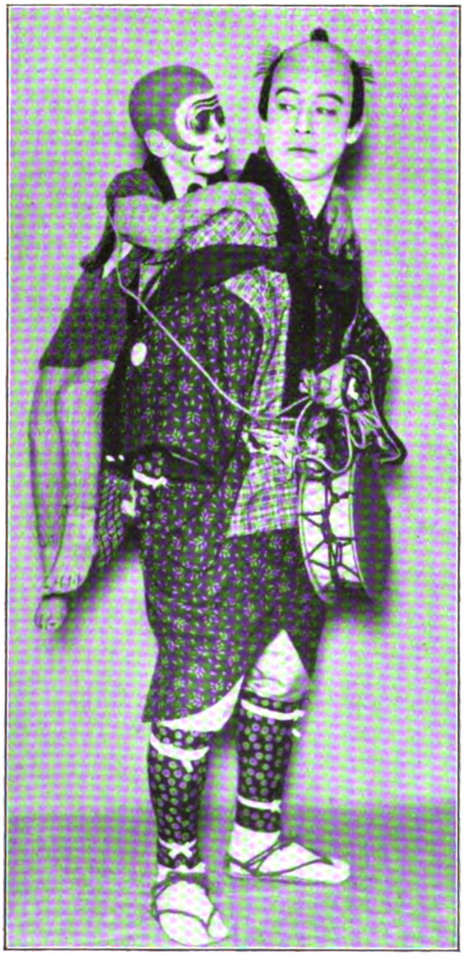
Gyon und Shobe von Usugumo getrennt

den Ozean gequert, wenn diese Zeilen erscheinen. „Wir verloren den Krieg, weil wir die See nicht kannten," meint Kapitän Rehm, „Schiffahrt ist mehr denn je notwendig für unser deutsches Vaterland."

Unser Gruß gilt dem Schiff und seiner ganzen Besatzung, vor allem aber den Männern, die in dieser Zeit ärgster Not den Mut und die Arbeitskraft aufbrachten, dies neue Schiffsbauwerk zu schaffen, dessen stolze Kräfte unsern haßerfüllten Feinden und allen zögernd abseits stehenden Neutralen die Überzeugung einhämmern sollen: Deutschland kann nicht untergehen!

Paul Oskar Höcker.

Unsere illustrierte Rundschau führt auf diesen beiden Seiten auf ein hier noch nicht berührtes Gebiet. Ein Freund unserer Hefte, Herr A. M. Karlin, übersendet uns eine Reihe japanischer Schauspielerbilder, von denen wir die wirkungsvollsten hier wiedergeben. Seinen Ausführungen entnehmen wir: Die ältesten dramatischen Vorstellungen entstanden nicht unter dem einfachen Volke, sondern am Hofe des göttlichen Mikado mehr als tausend Jahre zurück, und die Schauspieler, die auch Frauenrollen spielten, waren selbst Adelige hohen Ranges. Diese Vorstellungen waren aber nicht Dramen in unserem Sinne, sondern dramatisierte Tänze. Die Schauspieler trugen Masken — oft Teufelsmasken. Das waren die No-Tänze ältester Form. Erst in der Tokugawazeit, also ungefähr dreihundert Jahre zurück, entwickelte sich das eigentliche Drama, das allmählich gegen das Ende der versteinernden Tokugawaperiode im bürgerlichen Trauerspiel seine Entwicklung



Kikugoro in Osomé-Hisamatsu

Tanzende Bauern. Zeichnung von Adriaen Brouwer (Aus Bredt, Erfolgreiche Künstler)

fand und besonders in Osaka gepflegt wurde, der Stadt der Kaufleute, die auch noch heute die eigentliche Theaterstadt ist; ihr Puppentheater bleibt jedenfalls unübertroffen. Diese Dramen entnehmen den Stoff unmittelbar dem täglichen Leben Japans und sind ganz modern, wie das Stück Osome-Hisamatsu, in dem die Tochter des reichen Kaufmanns sich in den Gesellen verliebt, der im väterlichen Hause die Handlung studiert und nach östlicher Sitte fast wie ein Kind des Hauses behandelt wird. Sie wissen aber beide, daß ihre Liebe hoffnungslos ist, und treffen sich, um vereint zu sterben. Hisamatsu beschwört Osome, in das Haus des Vaters zurückzukehren, aber sie bleibt fest, ihm in den Tod zu folgen, um so auf ewig mit ihm vereint zu sein. Da kommt der Affenspieler mit Trommel und Affen und rät den Liebenden, sich die Sache wohl zu überlegen, da man immer sterben könne, jedoch nur ein Leben habe. Vergeblich! Entschlossen nehmen sie Abschied von der Welt und stürzen sich in den Fluß Sumida. — Ein ähnliches Liebesdrama vollzieht sich zwischen dem jungen Samurai und der schönen Tochter des Daimyos. Auch da keine wilden Gebärden, keine Tränen. Nur ein Ergeben in das Ingwa. — Unserem westlichen Verstehen näher liegt das alte und berühmte Liebesdrama „Kirare Yosaburo“. Ein Liebesverhältnis zwischen einer Ehefrau und dem Freund des Gatten, die unvermeidliche Entdeckung und die hereinbrechende Strafe. — Die No-Tänze endlich sind in etwas modernere Tänze übergegangen. Doch liegt im Tanze eine größere Ruhe. Jede Gebärde ist ein getanztes Gedicht, die Hände sind von einer unbeschreiblichen Beredtheit. Jeder Finger spricht eine eigene Sprache. Dazu die aufreizende Trommelmusik oder das scharfe, klirrende Taktgeben des Samisens. So spricht im Löwentanz Raubsucht, Hoheit, Ruhe, Lauern, Kampfesmut und unterdrückte Wildheit aus dem Heben des nackten Fußes, dem Strecken des Kimonoärmels, einer kurzen Handbewegung, einem plötzlichen Sichniederkauern. Es schimmert die Seide wie Wüstenfelsen bei Sonnenuntergang. — Verschieden wie die Stücke von den unserigen ist das Leben und Spiel der Schauspieler. „Schauspieler werden geboren“ muß hier wörtlich genommen werden, denn der Beruf vererbt sich vom Vater auf den Sohn, und schon im zartesten Alter spielt der Kleine mit — zuerst wohl nur als Affe auf des Vaters Rücken, später als Diener — und immer im Theater und unter Spielenden bildet sich das vererbte Talent. — Masken tragen Schauspieler einzig in den alten No-Tänzen, in den alten Dramen tragen sie eine Perücke mit der üblichen geschorenen Fläche bis zum

Tülltuch. Von Grau-Künstler

Digitized by Google

Exotische Diana. Zeichnung von Franz Christophe

Zopf auf dem Scheitel, und die Augenbrauen und Augenumrisse werden künstlich verlängert, was dem Gesicht einen eigentümlich wilden, entschlossenen Ausdruck verleiht. Frauenrollen, außer in ganz modernen Stücken, werden immer von Männern gespielt. Zu den berühmtesten Künstlern dieser Art gehören Utaemon, der erste Schauspieler Japans, heute schon 65 Jahre alt, und sein ebenfalls berühmter Sohn Fukusuke, der indessen manchmal auch Männerrollen übernimmt, während Kisugoro der beste Tänzer der Gegenwart sein soll, selbst von Tänzern anderer Völker unübertroffen.

Die temperamentvolle Szene der tanzenden Bauern entstammt einem ganz allerliebsten Büchlein, das Prof. Dr. E. W. Bredt, unser verehrter Mitarbeiter, in G. Hirths Verlag herausgegeben hat: „Erfolgreiche Künstler und andere“ nennt er's. Es ist der wohlgelungene Versuch, von einigen Künstlern in aller Kürze das zu sagen, was meist nicht in den Kunstgeschichten steht und was doch jeden Ringenden und Schaffenden fesselt, nämlich: wie sie sich durchsetzten oder durchzusetzen versuchten. Die das Büchlein schmückenden Zeichnungen beruhen zum Teil auf sonst schwer zugänglichen Vorlagen. — Zu der Wiedergabe des Schleiertuches von Frau Käte Grau-Künstler in Zoppot schreibt uns die Dichterin Frida Schanz: Welch eine geniale, aus dem Kunstgewerbe blühende Kunst — oder auch: welch ein aus echter Kunst blühendes Kunstgewerbe! Lampentücher, Decken, Tanzgewänder von duftigem, ätherischem Reiz und Farbenspiel! Eine ganz einfache Idee und Erfindung im Grunde. Nur kann niemand die Sache nachmachen, weil niemand etwas so Schönes, ganz Persönliches zustande brächte, und für Versuche ist das Material zu kostbar. Frau Käthe Grau-Künstler legt zwischen zwei Lagen verschiedenfarbigen Schleierstoffes ihre geschnittenen, auf Stoff schön gemalten Motive — so z. B. zwischen

Digitized by Google

weißen und rosaroten Schleierstoff entzückende, große, gegen das Licht transparente Rosen, die zu schweben scheinen im rosigen Licht. Allerlei Blumen, Schmetterlinge, Seetiere malt sie und heftet sie mit unsichtbaren Stichen zwischen ihren luftigen Stoffen fest. Sehr rasch hat die moderne Tanzkunst diese reizvolle Idee ergriffen. Aber auch über große Nachtlampen geworfen, wo ihnen eine leise Beweglichkeit bleibt, sehen diese Tücher zauberhaft zart und lebensvoll aus. Das gelungenste Beispiel ihrer ganz ureignen, beseelten Kunst gibt Frau Künstler in einem großen Lampentuch aus blau-schwarzen, luftzarten Flören, zwischen denen sich wie in weißer, dunkler Meerflut leuchtende, golden-bläulich-grünliche Schleierschwänze im haschenden Spiele und verschwenderisch reicher Bewegung der elegant bauschenden, großen Flossen voll unbeschreiblicher Grazie tummeln. —

Das Museum vaterländischer Altertümer in Stuttgart, aus dem wir die beiden wertvollen Stücke zeigen, ist wohl eine der reichsten Landesanstalten Deutschlands, was heimische Kunst- und Altertumsdenkmale betrifft. Ganz natürlicher Weise! Ist doch die Kultur des Schwabenlandes selbst eine der ältesten und eigenartigsten im Gebiet des Deutschen Reiches. Aber leider ist diese wertvolle Sammlung seit etwa 50 Jahren „provisorisch" im Gebäude der württembergischen Staatsbibliothek untergebracht. Bei dem unterdessen immer mehr wachsenden Verständnis für die im Lande zerstreuten und allerlei Gefahren ausgesetzten alten Kunstschätze, mehrte sie sich noch fortgesetzt. So ward der kleine zur Verfügung stehende Raum schließlich zwar vollgepfropft mit kostbaren Werken, namentlich auch der berühmten Blütezeit schwäbischer Holzplastik aus der Gotik, aber jede Übersicht und jede Möglichkeit, die

Oben: Mutter Gottes. Niederschwäbisch. Um 1340. Unten: Talheimer Altar. Ulmer Schule. Um 1515
Museum vaterländischer Altertümer, Stuttgart

Digitized by Google

Scherenschnitt-Bildnisse. Von Eveline von Maydell

Werke zu genießen, ging verloren. Dicht aneinandergedrängt stehen sie in halbdunkeln Räumen, wie in einer Versteigerungshalle, gegenseitig sich totmachend. Da tut baldige Hilfe dringend not!

❧ ❧ ❧

Reizende Scherenschnitt-Bildnisse zeigen wir auf den letzten beiden Seiten, Proben einer Begabung, die lange schlummerte, bis Kriegsnot sie weckte und fruchtbar machte. — Ganz zum Schluß noch ein köstliches Bildwerk von Harry Christlieb. Der Künstler ist 1886 in Cincinnati geboren und dreijährig mit den Eltern nach Deutschland übergesiedelt. Infolge Scharlachs verlor er auf der Überfahrt das Gehör. Erziehung in der Taubstummenanstalt, Lehre bei einem Stukkateurmeister, Abendunterricht im Modellieren und Aktzeichnen, Tageskunstgewerbeschule — und auf Grund der eignen Leistungen die Aufnahme in der Münchner Akademie als Schüler von Professor Kurz: in diesen paar Worten liegt schon ein Künstlerleben.

Außer der graziös im Rokokogeist gezeichneten Szene „Exotische Diana" von Franz Christophe, die unsere Rundschau wiedergibt, ist noch der selbständigen Kunstbeilagen zu gedenken. An der Spitze marschiert Meister Stuck mit seinem farbenjungen inhaltlich spannenden Bilde „Der Straußenfang". — Joseph Oppenheimers Gemälde zeigt die be-

Familienbildnis. Stark verkleinerter Scherenschnitt von Eveline von Maydell

kannte Künstlerin Erna Morena. Die fabelhafte Wirkung des gelben Kleides, des interessanten Kopfes, war in der Sezession festzustellen: das Werk beherrschte den ganzen Ausstellungssaal wie mit einem Siegerlächeln. — O. Wolfgang Breuers Zeichnung „Wellen" geben wir in Tiefdruck. Mit scheinbar ganz geringen Mitteln ist eine starke Wirkung erzielt. — Den „sonnigen Herbst" von Prof. Hermann Göhler genießen wir wie ein liebes Geschenk, einen Zusammenklang von Farbe und Weite und Freude. — Dem aus Körperkraft zu geistiger Bedeutung wachsenden Sämann von Fritz Behn und dem Jagdbild von Prof. Angelo Jank folgt das possierlich graziöse

Pavian. Bildwerk von Harry Christlieb

„Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt" von Erich M. Simon. Ein liebes, altes Klein-Deutschland taucht auf ... Bis zum letzten Wölkchen, zum letzten Pflasterstein und Dachziegel ist dies Bild mit Liebe und Fleiß und zärtlichem Geschmack gemalt. — Mehr ins Breite und Große geht Fritz Scherer-München in seinem „Walchensee". Der Künstler fahndet in der Richtung des Expressionismus nach neuen Wegen. — Viele künstlerische Gaben der Alten und der Jungen harren der Vorführung im neuen Jahrgang unserer Hefte. Mögen sie wie die im ersten Heft gebotenen Proben freundliche Aufnahmen bei alten und neuen Freunden finden! H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Velhagen & Klasings Monatshefte

Oktoberheft zum Grundpreise von 2.— Mark, vervielfacht mit der Buchhändler-Schlüsselzahl.

Auslandspreis: 2,50 Schweizer Franken, für das übrige Ausland entsprechend.

Inhalt des Oktoberheftes:

	Seite
Albrecht Altdorfer. Von Dr. Georg Jacob Wolf. Mit zwanzig ein-, zwei- und vierfarbigen Wiedergaben von Gemälden und anderen Arbeiten des Künstlers .	121
Herrn Imelmann's Krähe. Roman von Viktor v. Kohlenegg (Fortsetzung)	137
Erinnerung. Gedicht von Hans-Martin Eckert	185
Freundesbriefe an Richard Voß. Herausgegeben von Dr. Paul Weiglin. (Schluß) . .	186
Carl Hagenbeck. Von Paul Wittko. Mit sechzehn Abbildungen . .	192
Die Ursachen der Weltkrise. Von Prof. Dr. P. Mombert. .	203
Das Kinderboot. Gedicht von Adolf Holst	205
Der Gefährte. Von Heinrich v. Schullern	206
Mein Engel. Gedicht von Karl Curt Wagner	207
Die Bildsprache des Kindes. Eine Betrachtung von Prof. Dr. Gustav E. Pazaurek. Mit vierzehn Abbildungen	208

IRARY
THE
OF ILLINOIS

Digitized by Google

Seite

Der Schmetterling. Novelle von E. Ernst 217

An Edith Gedicht von Hans Findeisen 224

Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 225

Illustrierte Rundschau: Bildwerke der Akademie-Ausstellung 1923, Berlin — „Der Tanz" aus Lotte Pritzels Lithographienfolge — Ankesas-Spitze — Scherenschnitte von Barthel-Mürau, München — Zu unsern Bildern . . . 229

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die Schöne Maria von Regensburg. Farbenholzschnitt von Albrecht Altdorfer . . Titelbild

Stilleben. Gemälde von Prof. Hans Purrmann . . . 152—153

Bildnis von Frau Wiertz. Gemälde von Willy Jaeckel 176—177

Badende. Gemälde von Prof. Paul Plontke . . . . 216—217

Brunftzeit. Gemälde von Arno Holz-Düsseldorf . . . 224—225

Kunstbeilagen in Tondruck:

Bildnis eines jungen Mannes. Gemälde von Sabine Lepsius . . . . 144—145

Zwei Katzen. Bildwerk von W. S. Resch . . . . 160—161

Im chinesischen Theater. Gemälde von Alexander Jakowlew . . . . 168—169

Bootzieher. Gemälde von Franz Reinhardt . . . . . . 184—185

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die schöne Maria von Regensburg
Farbiger Holzschnitt von Albrecht Altdorfer

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

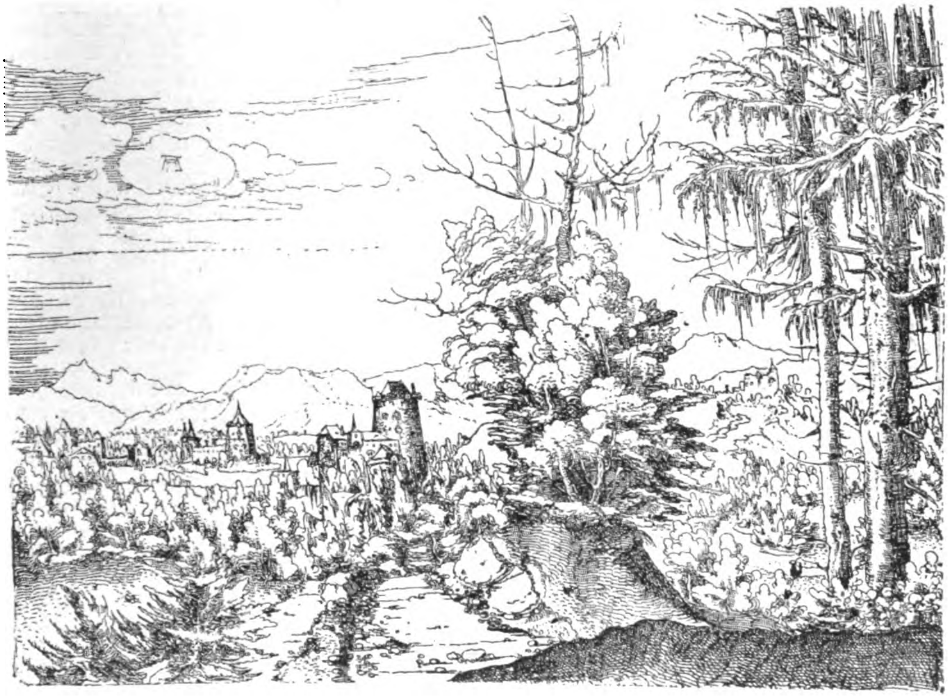
38. Jahrg. / Oktober 1923 / 2. Heft

Albrecht Altdorfer

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Jacob Burckhardt bezeichnet als eines der entscheidenden Merkmale der Renaissance die Entdeckung der landschaftlichen Schönheit, der das Erwachen des Naturgefühls auf dem Fuße folgte. Aus dem Empfinden für die Natur der nächsten Nähe, aus dem Vordergrund-Verstehen wachsen Blick und Sinn in Weite und Ferne: Perspektive und Hintergrund tun sich auf. „Mit dem 15. Jahrhundert rauben dann auf einmal die großen Meister der flandrischen Schule, Hubert und Jan van Eyck, der Natur ihr Bild. Und zwar ist ihre Landschaft nicht bloß Konsequenz ihres allgemeinen Strebens, einen Schein der Wirklichkeit hervorzubringen, sondern sie hat bereits einen selbständigen poetischen Gehalt, eine Seele, wenn auch nur in befangener Weise. Der Eindruck derselben auf die ganze abendländische Kultur ist unleugbar" (Burckhardt).

Zwischen Flandern und Italien in der Mitte gelegen, ist für alle Regungen und



Landschaft mit Burg. Radierung

Digitized by Google

Das heilige Abendmahl. Gemälde

Strömungen der Kultur von jeher das bayerische Donautal mit seinem Vorort Regensburg bedeutungsvoll gewesen. Seine kulturellen Beziehungen und seine Handelsverbindungen machten es zu einer Brücke von Süd nach Nord. Hier kreuzten sich Strebungen und Einflüsse seit früher romanischer Zeit, aber sie stießen auch auf kernhaftes, schollewüchsiges Volkstum, das Fremdes nicht wahllos übernahm, sondern es sich sinnvoll einzukörpern, es zu verarbeiten und weiterzubauen verstand im heimatlichen oberdeutschen Geist. Das, was die Kunstwissenschaft den „Donaustil" oder die „Donaumalerei" nennt, ist, so verstanden, die Auswirkung des in der Frührenaissance besonders in Italien erstarkten Naturgefühls und der Entdeckung der Landschaft. Was sich jenseit der Alpen anspann, was sich in Antwerpen und Gent in den Schöpfungen der genialen Brüder Eyck bekundet, das wird auch im Donautal, an der alten Völker- und Kulturstraße und in der Völkerherberge Regensburg schaubar, faßt Wurzel und ist in seinen frühesten Regungen verspürbar in den Miniaturen des sogenannten „Mettener Mönchs", der 1414 seine Regula Sancti Benedicti malt. Da sieht man Landschaften als Schauplatz heiliger und legendärer Begebenheiten, die vor der Natur entstanden zu sein scheinen, denn man schaut hier ins Donautal und auf die fern blauenden Berge des Bayerwalds. „Er freut sich an den Burgen auf steiler Höhe, an den Kirchen und Dörfern auf den Hügeln und im Tal, an der Wiese im Vordergrunde, an den bestimmt vortretenden Anhöhen mit ihren kräftigen Farben, ebenso wie an den duftigen Fernen, den zarten Tönen der entlegenen Berge. Es regt sich der Sinn für Luftperspektive, geahnt wird der Reiz der Stimmung, des Wechsels des Lichtes, wie schon der Versuch zeigt, die aufgehende Sonne zu malen, die einmal hinter einem Hügel, ein anderes Mal über dem Dach einer Kirche bei bewölktem Himmel emporsteigt" (Berthold Riehl).

Dieser Mettener Mönch, dessen Namen wir nicht kennen, dessen Codex aber als eine besondere Kostbarkeit in der Münch-

Maria mit dem Kinde in der Glorie. Gemälde. Um 1530. München, Ältere Pinakothek

ner Staatsbibliothek bewahrt wird, ist der Vorläufer des Regensburger Malers und Stadtbaumeisters Albrecht Altdorfer; er ist der Verkünder und Prophet des Donaustils. Über den Miniaturisten und Illuminator Berthold Furtmayr, gleichfalls in Regensburg tätig, führt der Gang der Entwicklung von der Regula Sancti Benedicti lückenlos zu den Landschaftsbildern Altdorfers; führt weiter zu den Altdorfer geistesverwandten Meistern Hans Pruckendorfer und Wolf Huber in Passau. In diesen Künstlern, vornehmlich aber in Albrecht Altdorfer erfüllt sich der Donaustil und in ihm für die deutsche

Digitized by Google

Bildnis Martin Luthers
Radierung

Die Rache des Zauberer Vergil
Radierung

Mucius Scävola seine Hand
opfernd. Radierung

Kunst das Renaissance-Ideal des Natur- und Landschaftsgefühls. Es klingt überschwänglich und superlativisch, wenn Oskar Hagen sagt, während der letzten fünf Jahrhunderte sei niemals ein Künstler eigenartiger und deutscher organisiert gewesen als Altdorfer — aber die Wahrheit steckt in dieser Behauptung.

Die Gegenwart ist der Persönlichkeit und dem Werke Albrecht Altdorfers näher gerückt, hat ihnen mehr Verständnis und liebevolles Eingehen gewidmet als das Jahrhundert vor uns, das Altdorfer in die Reihe der „Kleinmeister" verwies und ihn in beträchtlichem Abstand hinter Albrecht Dürer und Lucas Cranach marschieren ließ. Nun hat man Grünewald erkannt und mit gutem Blick überschaut, wie nahe ihm in gewissem Sinne Altdorfer steht, wie in beider Schöpfungen das große Renaissance-Ideal der Befreiung, der Vermenschlichung und Versinnlichung sich auswirkt, und seitdem steht der einst so beiläufig behandelte, im Haufen mit den anderen abgetane, nie so recht als markante, scharf geprägte Individualität erfaßte Albrecht Altdorfer in der vordersten Reihe der deutschen Meister, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts blühten. Wir kennen heute — es ist das Ergebnis eifriger kunstwissenschaftlicher Forschung — von Albrecht Altdorfer neben zahlreichen Handzeichnungen etwa hundert Radierungen und dreißig für den Meister absolut gesicherte Gemälde, wir kennen darüber hinaus seine Einwirkung auf die sogenannte „Donauschule" und wissen um viele Dinge seines bürgerlichen Lebens. Ja, wir wissen sogar, wie er ausgesehen hat: Eine Miniatur, die von Hans Mielich stammen könnte, zeigt eine Sitzung des Regensburger Rats in einem Raum, den eine stattlich-graziöse Türe nach Altdorfers Entwurf und ein verlorenes Bild seiner Hand, Christus als Weltenrichter darstellend, schmückte, und man erblickt auf der Miniatur neben Altdorfers Wappen ihn selbst, einen unbärtigen, vornehmen Herrn in reicher, heller Kleidung, der etwas lässig und dandyhaft inmitten der bärtigen, dunkler gekleideten übrigen Ratsherren, der Aichinger, Saller, Paumgartner und wie sie sonst hießen, sitzt.

Altdorfers Geburtsdatum ist uns unbekannt. Man setzt im allgemeinen das Jahr 1480 als Altdorfers Geburtsjahr an, denn 1505 kam er um die Verleihung des Regensburger Bürgerrechts ein, und Söhne der Stadt pflegten dies in ihrem fünfundzwanzigsten Lebens-

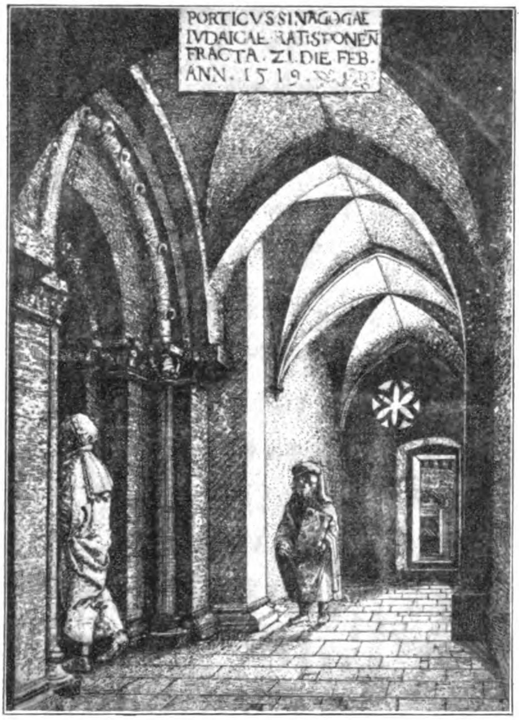
Entführung einer Nymphe. Radierung

Gethsemane. Zeichnung. 1509. Berlin, Kupferstich-Kabinett

jahr zu tun. Altdorfer ist also um neun Jahre jünger als Dürer, um acht jünger als Cranach und um sieben jünger als Burgkmair; Tizian wurde drei, Giorgione zwei Jahre vor ihm geboren, Raffael drei Jahre später und Hans Holbein d. J. gar siebzehn Jahre nach ihm. Altdorfers Vaterstadt ist Regensburg, aber er verlebte einen beträchtlichen Teil seiner Jugend in der Regensburg nahe gelegenen Stadt Amberg, wohin Altdorfers Vater mit seiner ziemlich zahlreichen Familie, wie es scheint, um seinen Gläubigern auszukommen, verzogen war. Wenn Altdorfer manchmal als „Maler von Amberg" bezeichnet wird und deshalb dann und wann gar mit Christoph Amberger, dem um zwanzig Jahre jüngeren Maler der Augsburger Schule, verwechselt wird, so muß man es mit dem Umstand dieses Jugendaufenthalts erklären.

Altdorfers Rückkehr nach Regensburg scheint im letzten Jahrfünft des 15. Jahr-

Digitized by Google



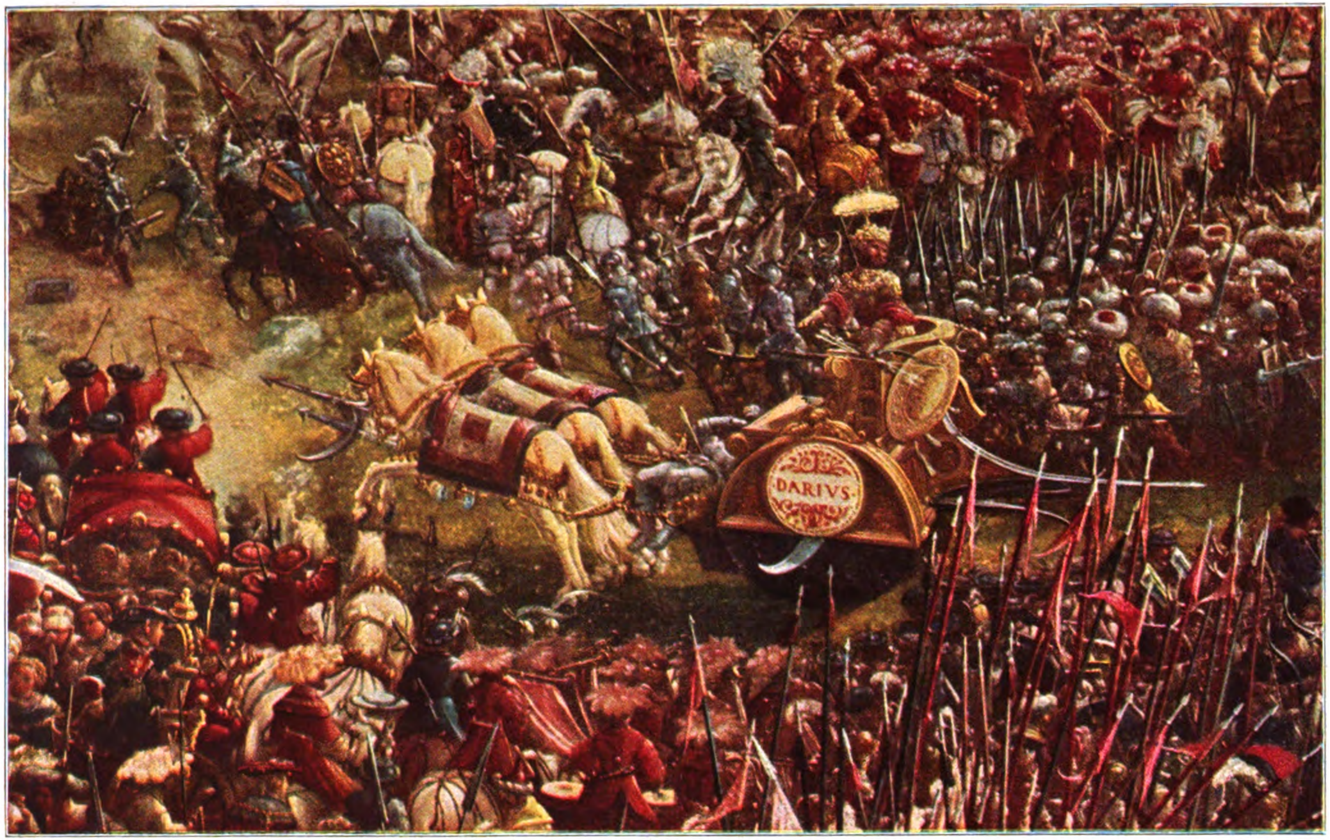
Die Vorhalle der Synagoge von Regensburg. Radierung. 1519

hunderts geschehen zu sein. Man nimmt im allgemeinen an, daß er bei einem Miniaturenmaler in die Lehre trat: Dieser Zweig der Kunst blühte damals in der Donaustadt, die in ihrem St. Emmeram-Kloster, in dem der berühmte, vorbildliche Codex aureus aufbewahrt wurde, eine hohe Schule der Miniaturmalerei und in Furtmayr einen Vertreter dieses Faches von weitestem Rufe besaß. Bei welchem Miniator Altdorfer gelernt haben soll, ist nicht zu ermitteln. Da im übrigen der Meister später als „Stadtbaumeister" erscheint, auch erwiesener Maßen einige Zweckbauten aufgeführt hat und bei dem strengen, zünftigen Wesen alter Reichsstädte wohl nicht ohne gehörige Lehrzeit in die Zunft aufgenommen worden wäre, so muß man in Erwägung ziehen, ob Altdorfers Jugend nicht etwa im Schatten der Dombauhütte verlief und ob nicht vielleicht der feurige Dombaumeister Wolfgang Roritzer, der später in die politischen Wirren seiner Vaterstadt eingriff und 1514 den Tod durch Henkershand erlitt, der Lehrherr des jungen Altdorfer gewesen ist. Früher hat man ganz einfach Dürer als den Lehrer Altdorfers bezeichnet, eine Behauptung, die durch nichts gestützt werden kann, selbst wenn es wahr wäre, daß Dürer dem jüngeren Kunstgenossen im Jahre 1509 eine Zeichnung geschenkt hätte.

Im Jahre 1505 kam also Altdorfer um das Bürgerrecht ein, und vom Jahre 1506 sind uns seine frühesten monogrammierten und datierten Stiche erhalten. Ins Jahr 1511 ist Altdorfers berühmte Donaureise zu setzen, die er gemeinsam mit Wolf Huber aus Feldkirch, der später in Passau seßhaft wurde und Altdorfers begabtester Schüler und Nachfolger ist, ausführte. Sie ging weit ins Österreichische hinein und scheint die beiden Maler, die fleißig skizzierten, geraume Zeit auf der Donau selbst ins fremde Land hineingeführt zu haben. Eine weitere Reise führte Altdorfer kurz nach seiner Donaufahrt nach Tirol und in die österreichischen Alpenlande, vielleicht drang er sogar bis an die Pforten Oberitaliens vor. Ob Altdorfer (1520 oder 1521) in Italien war, wie zuweilen behauptet wird, läßt sich nicht ermitteln. Eine gewisse Stilwandlung, die sich von dieser Zeit

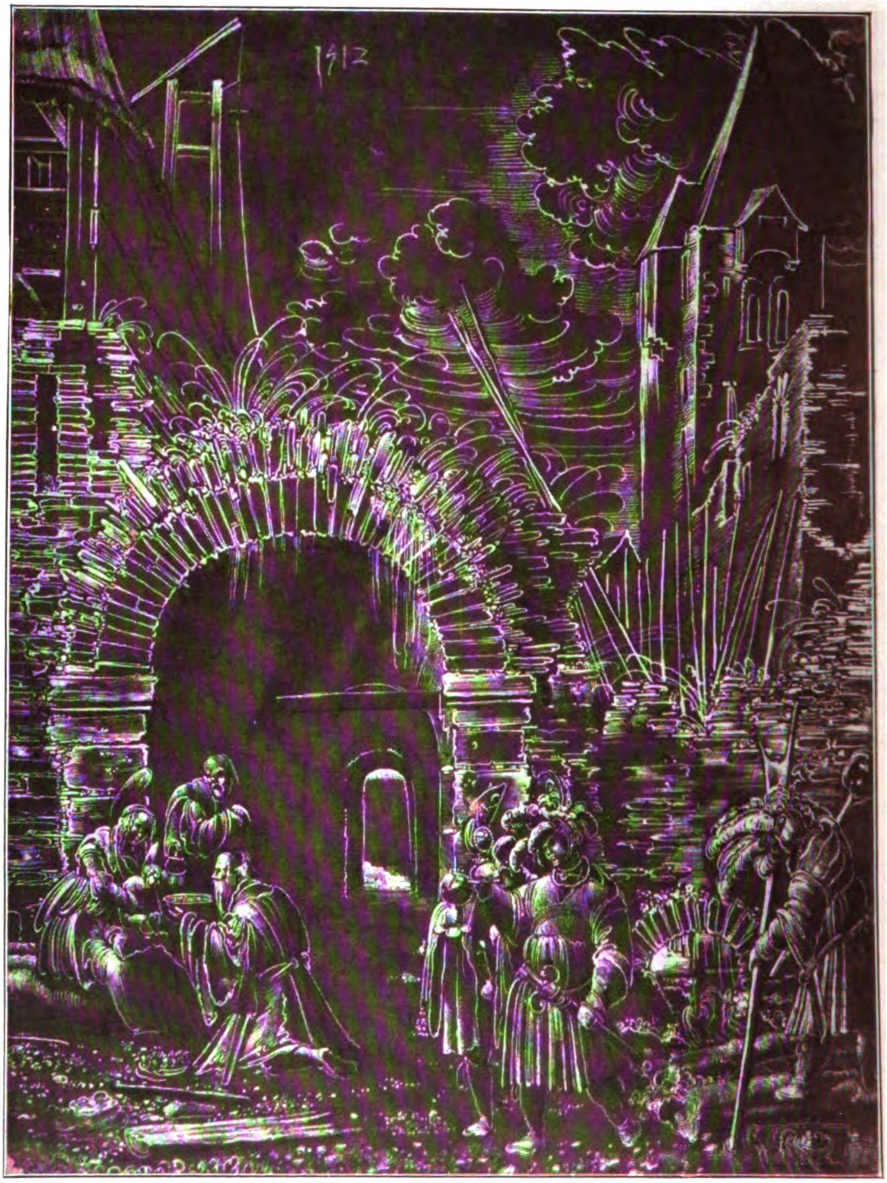
Der Fahnenträger in Landschaft. Holzschnitt

Digitized by Google



Der Schlachtwagen des Darius. Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Schlacht bei Arbela" (Alexanderschlacht). 1529. München, Altere Pinakothek

Digitized by Google



Die Anbetung der heiligen drei Könige. Zeichnung. 1514. Berlin, Kupferstich-Kabinett

an in seiner Kunst wahrnehmbar macht und die auf italienische Vorbilder hinweist, kann auch durch andere Einflüsse bewirkt sein. Im Jahr 1513 hatte Altdorfer hinter der Augustinerkirche ein Wohnhaus erworben, das man noch auf Merians Regensburger Ansicht sehen kann (E 157); einige Jahre später erfahren wir von einem weiteren Hauskauf Altdorfers; dieses Haus (A 169) lag südlich von Sankt Leonhard, am sogenannten „Judenstein", und in dieser Behausung hat Altdorfer sein Leben beschlossen. In den „äußeren Rat" seiner Vaterstadt wurde Altdorfer 1519 berufen — in unruhiger und bewegter Zeit, da innere Kämpfe und Zwiste das reichsstädtische Gemeinwesen zerfasern, die Woge der Reformation hochgeht, Judenverfolgungen in Regensburg zu drastischen Ausschreitungen führen und der Kultus der „Schönen Maria" von Regensburg, eine fanatisch propagierte Wallfahrts- und Wundergeschichte, die ganze Stadt in einen Taumel intensivster Religiosität versetzt. Auch Altdorfer huldigt der „Schönen Maria"; sein prächtigstes künstlerisches Weihgeschenk an diese neu erwählte Königin der Reichs-

Digitized by Google

Der heilige Andreas. Zeichnung. Etwa um 1510. Berlin, Kupferstich-Kabinett

stadt ist der üppige, in reichen ornamentalen Rahmen gefaßte Sechsfarbenholzschnitt, der das Madonnenbild darstellt. Die Schrifttafel trägt in dreimaliger Wiederholung die Inschrift: „Gantz schön bistu mein freundtin und ein mackel ist nit in dir. Ave Maria", dazu zur Linken das Stadtwappen Regensburgs, die gekreuzten Schlüssel auf rotem Feld, zur Rechten Altdorfers Monogramm, dem Dürers ähnlich, die beiden ineinandergeschobenen A ganz architektonisch gebaut, und oben im Standrahmen den kaiserlichen Doppeladler.

Altdorfers Ansehen steigt, seine Geltung als Künstler dringt über Regensburg hinaus. Kaiser Maximilian zieht ihn in den Kreis der Künstler, die er mit seinen gelehrtkünstlerischen, humanistisch-weitläufigen Aufträgen beehrt. Altdorfer schafft Holzschnitte für die sogenannte „Ehrenpforte". Auch die bayrischen Herzöge treten mit Aufträgen an ihn heran. Er malt für die bayrische Kunst-

Digitized by Google

Aus der Bilderfolge der Quirinus-Legende: Die Auffindung der Leiche des Heiligen. Um 1520
Nürnberg, German. Nationalmuseum

kammer jene wundervollen Gemälde, die heute zu den erlesensten Kostbarkeiten der Alten Pinakothek in München gehören: „Susanna im Bade“ und „Die Schlacht bei Arbela“. 1526 tritt Altdorfer in den „inneren Rat“ ein; im gleichen Jahre wird er zum Stadtbaumeister bestellt. Aber wie es das Schicksal sonderbar will: dieser Künstler, der auf seinen Gemälden Bauwerke von phantastischen Formen, von bizarrster Seltsamkeit und märchenhafter Herrlichkeit emporwachsen ließ, war dazu bestimmt, nüchterne Zweckbauten aufzuführen: den Weinstadel und das Fleischhaus mit hohem malerisch wirkendem Giebel, das erst der Neuerungssucht der jüngeren Vergangenheit zum Opfer fiel. Auch an der Stadtbefestigung, die 1529, in der Türkenzeit, mit fieberhafter Eile verstärkt wurde, hat sich Altdorfers Ingenium betätigt; ebenso mögen aus diesem Bereich seines Wirkens seine Entwürfe für Grabdenkmäler (u. a. für Caspar Gumpenberger im Domkreuzgang), für Altäre (Obermünster) und für Innenarchitekturen erwähnt sein.

Im Jahr der Türkengefahr wollte die Reichsstadt Altdorfer zum Bürgermeister haben, aber er lehnte ab: Vestigia terrent, die Hinrichtungen des trefflichen Ratsherrn Lyskircher und des Dombaumeisters Roritzer

Digitized by Google

Der Abschied der Apostel. Gemälde. Um 1525. Kaiser Friedrich-Museum, Berlin

hafteten noch frisch im Gedächtnis, und überdies mußte der allmählich alternde Altdorfer mit seiner Zeit geizen; seine künstlerische Arbeit forderte immer mehr und stets gebieterischer den ganzen Menschen.

Am 12. Februar 1538 machte Altdorfer sein Testament, in dem er seinen Bruder Erhard, Hofmaler und Architekten, „Bürger von Schwerin" (er stand im Dienste des Herzogs von Mecklenburg), und zwei Schwestern als Haupterben einsetzte. Angeblich am 14. Februar 1538 ist Altdorfer gestorben. Seinen Ruhm hat er nicht überlebt. Zahlreiche Werke seiner Hand, malerische, bauliche, kunstgewerbliche, legten in Regensburg für ihn Zeugnis ab, bis die Gemälde in alle Welt hinausgingen und die Zierde der bedeutendsten Kunstsammlungen Europas wurden. Nur ein ganz bestimmt für Altdorfer zu haltendes Bild, die beiden Johannes in der Landschaft, monogrammiert und mit der Jahreszahl 1520 datiert, heute im Katharinenspital zu Stadtamhof, eben dort, wo die berühmte steinerne Brücke auf dem nördlichen Donauufer Boden gewinnt, verblieb neben Schul- und Atelierbildern in der Vaterstadt des großen Meisters.

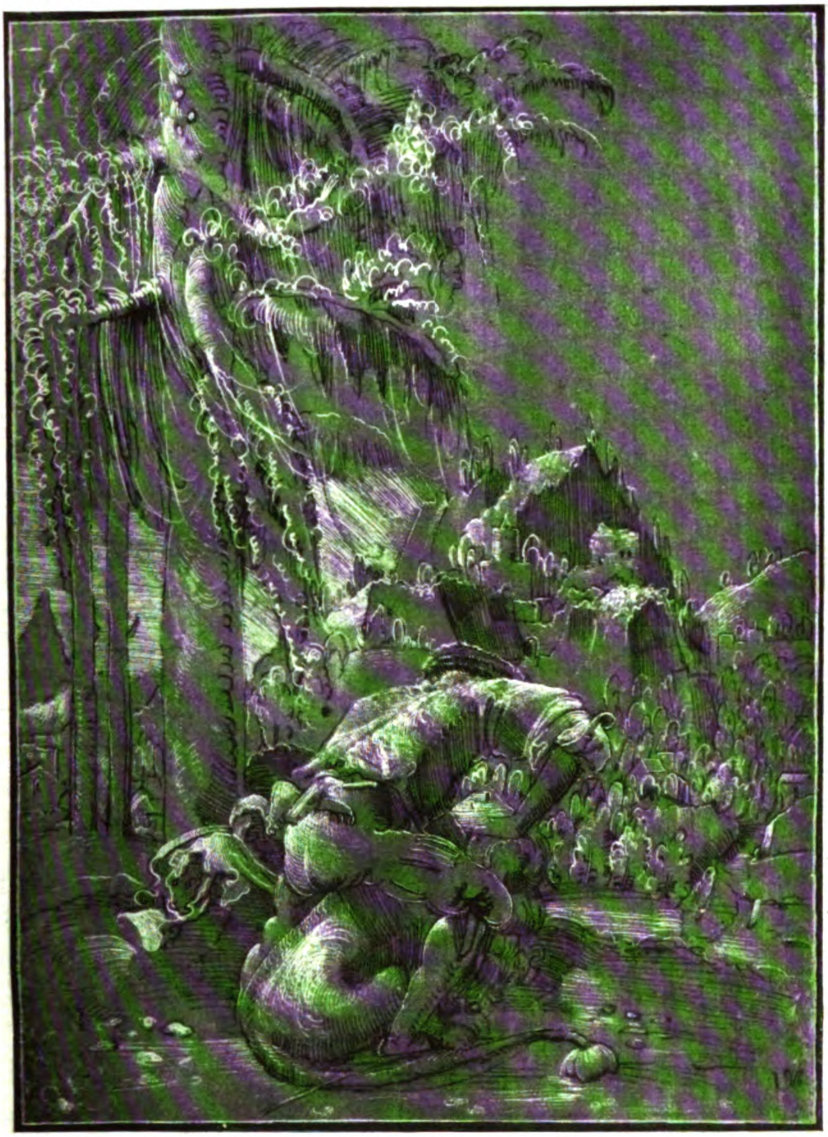
Altdorfers Schaffen umspannt etwa dreieinhalb Jahrzehnte. Mit graphischen Arbeiten, die zuweilen noch recht schüchtern und unbeholfen anmuten und beinahe auf autodidaktische Versuche schließen lassen

Digitized by Google

Hubertus-Bekehrung. Gemälde

möchten, setzt um 1506 Altdorfers Werk ein. An Gemälden entsteht in dieser ersten Periode die im Berliner Kaiser Friedrich-Museum befindliche Doppeltafel mit den Heiligen Franziskus und Hieronymus, ebendort die „Satyrfamilie" und die „Heilige Nacht" in der Bremer Kunsthalle, die erste Fassung dieses Lieblingsthemas Altdorfers, das in Varianten auch in Wien und Berlin vorkommt. Nach der Donaureise von 1511 folgt ein starker Aufstieg, der sich in größerer Freiheit der Komposition, in völliger Beherrschung der Form auch bei großformatigen Bildern bekundet. Es ist die Zeit, da er den Flügelaltar für das Kloster St. Florian bei Enns in Oberösterreich malt, da die Wiener „Heilige Nacht" und die „Anbetung der Könige" in Sigmaringen entstehen. Die „Geburt Mariä" mit dem herrlichen, wie eine Girlande um den Säulenkranz des Tempels sich schwingenden Engelsreigen, ein Hauptwerk der Münchner Pinakothek, die Berliner „Ruhe auf der Flucht", laut einer Spruchtafel in der linken Ecke des Bildes von dem frommen Regensburger Meister der Gottesmutter inbrünstig gewidmet, der Drachenkampf des heiligen Georg, ein Legendenstück, das in einem märchenhaften

Digitized by Google



Herkules erwürgt den Löwen. Zeichnung. Berlin, Kupferstich-Kabinett. Etwa um 1517

Farrenwald spielt, die „Heilige Nacht“ in der Berliner Fassung, die herrlichen beiden Johannes in der großartigen Landschaft und die heute leider weit zerstreuten Bilder der Quirinuslegende (in Augsburg, Nürnberg und Siena) — sie alle gehören in die fruchtbare Schaffensperiode, die bis zum Jahre 1520 reicht und vielleicht die poetischeste in Altdorfers Entwicklung genannt werden darf. Hier schon ist er der Meister der fabelhaften Naturstimmungen, die seinem ganzen Schaffen wie jedem einzelnen Bild den Charakter geben: das Abseitige und ganz und gar Persönliche. Es sei etwa an die „Auffindung des Leichnams des heiligen Quirinus“ erinnert: diese eigenartige Abendlandschaft mit dem blutroten Sonnenuntergang und der tiefen Schwermut in der Natur, die so unübertrefflich mit der Stimmung des dargestellten Vorgangs zusammengeht.

Der dritten Entwicklungsperiode Altdorfers gehören seine bekanntesten, die eigentlich „Altdorferischen“ Gemälde an, die ohne formale Verwischungen und ganz frei von Ungelenkheiten sind, klar und leuchtend im Kolorit, von Licht durchdrungen, delikat und zärtlich in der Ausführung, gleichsam mit der feinsten und sensibelsten Pinselspitze geschriebene kalligraphische Wunderwerke. Je-

Digitized by Google

Pokal vor einer Nische
Radierung

Münchner Pinakothek-Landschaft von 1530, die das erste deutsche Landschaftsgemälde „an sich“ ist, die erste richtige, staffagelose Landschaft: ein ungewöhnlich starkes Einfühlen in das „Erdleben“ und zugleich im Darüberhinauswachsen, denn diese Landschaft ist natürlich künstlerische Übersetzung des Geschauten, nicht sklavisch treue Wiedergabe des Wirklichen und Tatsächlichen. Auf der wundervoll gemalten, wie ein Juwel behandelten Tafel mit der Geschichte der Susanna schwingt die hohe Freude am Vegetativen sich zu einem bis aufs höchste gesteigerten Ausdruck empor: jedes Kräutlein scheint dem Meister zur Freude zu blühen, die Lilie in der Hand der Dienerin ist bis zur letzten, feinsten Einzelheit durchgestaltet, in der Bildung der Königskerze dokumentiert sich das Interesse des Botanikers, jedes Blatt zittert in erschaudernder Freude, und wie leises Windrieseln scheint es durch das Buschwerk zu gehen. Daneben der majestätisch-phantastische Palazzo, ein Traumgebilde des Architekten, und, ganz nebensächlich, in dieser Pracht die winzigen Menschlein. Ein verwandtes Gebilde ist das allegorische Berliner Bild „Der Bettel sitzt der Hoffart auf der

Falkenjagd. Zeichnung. Um 1515

des Ding erscheint auf diesen späteren Bildern in runder, plastischer Form, aber dies bedingt zuweilen auch eine gewisse Härte und schließt die schummerige, ins Unwirkliche weisende Stimmung mancher Frühwerke aus. Trotzdem ist es weder Stagnation noch eine nach abwärts weisende Entwicklung, was in den Bildern des älteren Altdorfer schaubar wird. In einem steigt die Linie sogar gewaltig an: in der immer stärkeren Betonung des Landschaftlichen, in dem jauchzenden Naturgefühl. Landschaftsradierungen, rein um ihrer selbst willen, ohne Staffage, führen zu der

Digitized by Google

„Schleppe", und gleichfalls in die Spätzeit gehört die Madonna in der Gloriole (München, Pinakothek), ein Bild, das so unendlich

Susanna im Bade. Ausschnitt aus dem umstehenden gleichnamigen Gemälde in der Älteren Pinakothek zu München. Um 1526

musikalisch und poetisch ist wie kaum ein anderes aus dieser schaffensfrohen Zeit deutscher Kunst. Das Schönste an ihm ist, wie das Konzert der jubilierenden und musizierenden Engel übergeht in den Nimbus, in die Fülle des Lichtes. Diese das heiße, leidenschaftliche Naturgefühl Altdorfers besonders kennzeichnende Phantastik in der Darstellung atmosphärischer Ereignisse, der sozusagen dramatischen Begebenheiten am Himmelszelt, erfährt ihre letzte Steigerung

Digitized by Google

Susanna im Bade. Gemälde. Um 1526. München, Ältere Pinakothek

in der 1529 gemalten Alexanderschlacht bei Arbela. Nicht auf das Geriesel und Gewimmel von kämpfenden Menschen da unten, gnomenhaft klein und doch ein Geblitze von Waffen und Brünnen, Helmen und Büschen und Fahnen und Federn, kam es dem Meister an, sondern auf den Kampf hoch in den Lüften, auf den Kampf zwischen aufgehender Sonne und sinkendem Mond, auf den Durchbruch des Lichts durch die Wolken, auf das Feuerwunder des glühenden Goldes, auf den Glanz draußen im Meer.

Hier ist der Schritt getan vom idyllischen Naturgefühl des Vordergrunds, von der Freude am Vegetativen und Botanischen zum monumentalen Naturgefühl des Himmelsschauspiels, zum Maestuoso formgewordener religiöser Andacht vor dem Wunder der Allmacht. Aus dem Naturgefühl wird Naturgottesdienst, edelster Pantheismus — und nun versteht man es, was dieser Regensburger Maler, der pictor Ratisponensis, wie er sich selbst auf seinem Bild der „Ruhe auf der Flucht“ nennt, für die deutsche Kunst bedeutet: er gab ihr die entscheidende Wendung in der Darstellung der Natur, indem er sie von der Abschilderung des Tatsächlichen hinkehrte zur philosophisch-religiösen Vorstellung und dieser den ihr gemäßen malerischen Ausdruck fand.

Digitized by Google

Herrn Imelmann's Krähe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Fortsetzung

Frau Wendhausen liebte es nicht, im Freien zu speisen, so daß ihr die Vögel zusahen und der Wind ihr Staub und Blätter an die Lippen und in die Suppe blies, das machte sie nervös.

Hanne und Dina waren zu Tisch geladen. Es war heute für Hanne kein Diktiertag, Helwine aber war mit Fritz und Mutter Wiese zu einem wichtigen, geheimnisvollen Besuch nach Frankfurt gefahren.

Die beiden Damen warteten schon und gingen vorm Haus auf und nieder. Frau Wendhausen war anfangs meist unlustig, wenn ein Besuch in Aussicht stand. Sie war groß, elegant, zu breit in den Hüften, vom vielen Sitzen und Liegen, brünett und grau und hatte schöngeschwungene Lippen und dunkelsamtige, flache Augen mit unruhigen Pupillen; ihre Hände waren fast männlich, aber edel. Fräulein Ida Picht, die neben ihr ging, war nicht jünger, eher älter, Anfang Vierzig, blond und stämmig, kurzbeinig und entschlossen heiter; nein, sie war nicht hübsch.

„Wo bleiben sie?"

„Die Herren haben sie in Empfang genommen. Sie sind in Doktor Lutzes Turm, Fräulein Imelmann hatte einiges abzuliefern."

„Sind wir nichts, Ida? Ein merkwürdiger Eifer bei Erich. Diese Dame Dina scheint sehr sicher. Sie weiß, was sie will."

Ida Picht sah auf den geschorenen, weiten Rasenplatz vor dem Haus, der saftig-grün nach dem Park zu abfiel, und auf dem rechts und links breite, bunte Beete in der heißen Sonne glommen. „Ich glaube, sie ist so sicher, weil sie ihrem Gefühl vertraut und folgt."

„Das klingt sentimental, Picht."

„Die meisten haben bloß Gefühlchen, das ist was anderes und wie ein zerbrochener Spiegel. Das Gefühl ist ganz."

Die andere bewegte einmal nervös die Lider. „Etwas sentenziös, Picht. Sie haben diese Neigung. Sie waren zu lange Gouvernante." Ida Picht lachte, und um ihre hellen, farblosen Augen zuckte es verschwiegen. „Da sind sie."

Frau Wendhausen war sofort angeregt und nahm die Damen an sich, betrachtete besonders Dina aufmerksam und schob ihre Hand in ihren Arm. Ja, das Leben war lebendiger als jede Vorstellung. Ida Picht hatte recht.

Sie sprach lebhaft, etwas zu hastig; wenn sie es merkte, brach sie ab und lauschte ihren Worten wie einem unruhig flackernden Echo mit starrerem Blicke nach. Sie zeigte ihre Freude, war aufgeschlossen und unternehmungslustig, machte sofort ein heiteres Programm — Fräulein Picht kannte das; plötzlich mitten im Plänemachen, konnten Spannung und Lust jäh umschlagen.

„Also zu Tisch, meine Lieben. Wer fehlt noch?"

„Meyer," sagte Erich Heydecker ernst mit tiefer Stimme.

„Richtig, Ivo. Wir haben ihn gebeten," wandte sie sich mit Würde und Vertraulichkeit zu den Damen. „Ein angenehm frischer, hübscher, gescheiter Junge — ein wenig zu gesund," sie brach ab.

Ivo Meyer, ein junger Freund des Hauses, war Ingenieur in den Fürstenwalder Tochterwerken. Er kam stets auf seinem knatternden Motorrad herübergesaust, meist wenn die Dossener Damen da waren. Ein sehr irdischer, junger Herr; Fräulein Picht, die die Menschen gern registrierte, sagte: einer, der an alles herzhaft und naiv herangeht und es kaltblütig erledigt. Er hatte einen reichen Vater in der Industrie und war den Herren Heydecker empfohlen; übrigens einer, der auch an seine Aufgaben herzhaft und kaltblütig heranging, gemütlich mit schwitzenden Arbeitern schwitzte; nach der Arbeit nahm er ein Bad, setzte sich aufs Motorrad und war ein Herr, ebenso selbstverständlich und kaltblütig. Auch das imponierte den Herren Arbeitern. Von den jüngeren Damen schien er keine zu bevorzugen; er war zu allen kameradschaftlich, als wären sie junge Männer, bloß aus kostbarerem Stoff. Aber er war gern Dinas Partner im Spiel, und stand und schritt meist unbekümmert in ihrer Nähe.

„Da kommt er," sagte Doktor Lutze, der nachdenklich und unruhig auf dem Kiesweg hin- und herging und die heißflimmernde Luft des hohen Mittags nach der einsamen, strengen Arbeit in der kühlen Stubenhaft wohlig genoß, sich in ihr auflöste.

Sie lauschten auf das rasch näherkom-

Digitized by Google

mende Knattern der Maschine, sahen sie auf einem der Wege des Parks sehr schräg einen scharfen Bogen nehmen. Dann sprang der Erwartete ab, ein sehniger, junger Herr mit hellem, starkem, knappem Haar, er trug einen Sommeranzug mit Kniehosen, das war hier draußen gestattet; er konnte Anfang aber auch Ende der Zwanzig sein, mit seinem frischen, bartlosen Knabengesicht; der Blick war offen, die Nase etwas zu kurz, der Mund rot und energisch. Er reichte die weiße, kräftige Hand, die warm und fest zugriff.

„Bitte um Verzeihung. Es gab noch im letzten Augenblick zu tun." Er sah auf die Uhr an seinem starken Handgelenk. „Es ist noch nicht zwei," sagte er und lächelte. „Ich wollte eine Minute vor zwei hier sein. Wollen Sie bitte feststellen, Herr Heydecker."

„Schon geschehen."

Oben auf der Terrasse erschien mahnend die kurze, dicke Gestalt Finkes, des Dieners, in der Tür, da ging man langsam hinauf.

Die Tür und die breiten Schiebefenster nach der Terrasse standen offen. Man sah vom Tisch aus weiße Wolkenballen im türkisblauen Himmel schwimmen und breite, grüne Laubmassen sich sacht und majestätisch davor wiegen — festlich. Es gab einen feisten Rehbraten, den Heydecker geschossen hatte, mit sehr süßem Orangenmus auf kleinen Muscheln rings auf der Schüssel. Danach eine märchenhafte Charlotte.

Obst und Kaffee nahm man draußen.

Frau Wendhausen hatte eine zarte Röte auf den dunklen Wangen, und ihre Augen waren blanker. Sie schlug bald, prächtig angeregt, eine Ausfahrt nach Türcke vor, dem Vorwerk; man könnte auch den Kahn nehmen, auf besonntem, plätscherndem Wasser oder im Schatten der stark nach Saft duftenden Hängeweiden hin; jawohl, das dachte sie sich im Augenblick wundervoll für sich und ihre Gäste, eine erfrischende Siesta. Fräulein Picht schwieg dazu, es würde besser sein, wenn Lissy sich nach Tisch legte; das konnte man später machen — wenn noch Neigung dazu war! zu viel blanker Sonnenschein verstimmte und erbitterte sie wie schriller Lärm; aber Frau Wendhausen fühlte sich immer gern als die Hauptperson.

Erich Heydecker sprach halblaut mit Dina; er erzählte ihr von der Jagd gestern nacht. Der großartige Plate wäre dabei eingeschlafen — nun ja, die Erntezeit; er und Panse hätten ihn schlummern lassen und wären davongeschlichen. Dina lächelte und sah auf das weite Grün des Rasens vor den Fenstern. Sie würde gern einmal dabei sein, so im geheimnisvoll flüsternden, gespenstischen Dämmergrau; Herr Imelmann hatte's ihr schon einmal versprochen; aber es schien ihn jetzt in der Arbeit zu stören; oder aus einem anderen Grunde unbequem, es war wohl anstrengend. Sie erzählte davon.

„O, nicht sehr. Das wollen wir machen," meinte Heydecker eifrig. So ein klarer Sonnenaufgang wirke wie ein Bad im See, sehr erfrischend. Er hätte danach bis zum Frühstück gemalt — ein wenig träge; aber das gäbe die rechte Schwere; Sparsamkeit und Darüberstehen. „Wenn man zu munter ist," meinte er lächelnd „übersteigert man sich selbst — will zu viel, und das ist immer zu wenig. Etwas Müdigkeit — das ist wie Reife und Alter." Dina glaubte es zu verstehen und sah auf das eigenwillig gespannte Profil. Nein, sehr viel Müdigkeit war nicht darin.

Ivo Meyer erzählte Fräulein Picht und Hanne, daß er unterwegs dem Rektor Ferdinand Bröse begegnet wäre; er hätte den alten Herrn in der Eile leider etwas einstauben müssen, setzte er bedauernd hinzu, was jenen bei aller Sanftmut erbost habe. Bröse, früher in Dossen, lebte als Emeritus im Dorf, er war Spiritist. Ja, das gab es auch hier. Frau Wendhausen bewegte sofort nervös die Brauen. Sie hatte schon öfter auf ihren Spaziergängen mit dem alten Herrn gesprochen, sein Spuk zog sie unheimlich an.

Nun sprachen sie davon.

„Es kommt bloß darauf an, daß einiges einwandfrei bestätigt wird und daß man ihm in der Welt der Erscheinungen einen Platz anweisen kann," erklärte Ivo Meyer.

„Sie haben es versucht? Interessiert es Sie?"

„Warum nicht? Ich hatte ein paar Gelegenheiten. Eine Lebenstatsache wie jede andere. Die vermeintliche esoterische Besonderheit oder die Furcht der andern begünstigt bloß den Schwindel. Wenn ich lese oder höre, daß jemand einen neuen Stoff oder eine neue Kraft gefunden hat, dann sehe ich es mir an."

Ida Picht nickte; das war Ivo Meyer. „Und was fanden Sie?"

„O, nicht viel. Es blieb alles sehr bemerkenswert im Irdischen, Allzuirdischen, bei schärferer Betrachtung. Selbst die manchmal erstaunlichen Fernsinnigkeiten. Geister? Ich für meine Person möchte mir verbitten, nach meinem Tode zur Befriedigung der Neugierde beklommener oder geschäftstüchtiger Gemüter als unbeträchtlicher Prophet oder Klopfgeist, Illuminator oder sonst was zitiert zu werden — ich wünsche nicht gestört zu werden, ich wünsche, vulgär zu

Digitized by Google

sprechen, liegen zu bleiben, nachdem ich mir die harte Mühe des Sterbens gemacht habe. Überhaupt glaube ich, daß es mindestens ebenso wichtig und wahrscheinlich viel heilsamer für die Menschheit ist, synthetisches Eisen oder künstliche Kohle herzustellen oder das Sonnenlicht einzufangen. Das dürfte uns dem goldenen Zeitalter der Chiliasten näherbringen als jener kärgliche Zauber, an dem dies und jenes noch aufzuklären sein mag. Finden Sie nicht?" fragte er ruhig und bat um noch einen Schluck Kaffee.

Man lächelte über die schlichte, herzhafte Art Ivo Meyers. Fräulein Picht sah den frischen, resoluten Jungen, nun, er war etwa achtundzwanzig, zärtlich an. Bloß Doktor Lutze räusperte sich nachdenklich oder kritisch, als störe ihn etwas an der allzu summarischen, großartigen Sicherheit Ivos. Dann sagte er in seiner leicht magistralen Art freundlich: „Man sollte zum mindesten gegen jede Mode mißtrauisch sein."

„Haben Sie andere Erfahrungen gemacht, Herr Doktor?" fragte Ivo Meyer aufmerksam.

„Das nicht. — Aber ist es nicht merkwürdig, daß der große Physiker und Satiriker Lichtenberg jeden Tag ganz ernsthaft hundert Orakel befragte, ja sogar jeden Regenwurm, der ihm über den Weg kroch, für ein Omen nahm? Eine rein metaphorische Bemerkung. — Ich glaube, es wird immer delikate Grenzbezirke geben, um es so zu sagen, mehr oder minder ernst zu nehmende. Nicht bloß in seelisch verstörten Zeiten."

Ivo sah Lutze prüfend und schweigend an.

Man stand auf.

Hinten auf dem Hof lag der Sonnenschein grellflimmernd auf den Steinen und Dächern. Als Frau Wendhausen an Ivo Meyers Arm das heiße Pflaster überquerte, wurde sie im nächsten Augenblick müde und unlustig, ganz krank, ohne jeden Übergang, daß sie gereizt schwieg und sich leidenschaftlich nach Einsamkeit und Schatten sehnte. Ja, das war nett hier, ihr jungen Leute; aber gräßlich, langweilig und unerträglich für sie selbst! Herr Plate, massig, ungeheuer würdig und schwer mit gelber Leinwandmütze und derbem Stock, machte die Honneurs, strich schmunzelnd und eitel den langen, gelbgrauen Backenbart und zeigte den Damen wieder mal seine besten Stücke. „Tjä, gnädige Frau — die Wanda kuckt. Sie möchte woll'n kleinen Ritt machen," sagte er zu Dina. Mägde mit nackten Beinen, goldflaumigen Armen und schwankenden Miedern streiften lächelnd vorüber. Da nickte Frau Wendhausen Ida Picht ungeduldig, von allem angewidert und gepeinigt zu, und als die andern auf die glühende Koppel hinaus traten, gingen die beiden Damen rasch, fast fluchtartig Arm in Arm über den vom Sonnenschein überprallten Hof, auf dem kaum ein Taubenflügel einen Schatten warf, ins Haus zurück.

Zum Reiten kam es heute nicht. Es war zu heiß auf der Wiese. In der Fohlenkoppel empfahl sich auch Lutze, der einen Atemzug Ruhe und Stille brauchte nach den Arbeitsstunden am Morgen; Hanne, die neben ihm stand, dachte ebenfalls an einen stillen, kühlen Platz. „Wollen Sie ein Buch haben, Fräulein Imelmann? An der Spiräenhecke sind Liegestühle ..." Da nickte Hanne. Sie würde sich selbst oben in seinem Turm ein Buch aussuchen und begleitete ihn langsam. Die steinerne Treppe war auch jetzt kühl und knirschte; Hanne war manchmal noch befangen, wenn sie hier heraufstieg zwischen den dicken, alten Mauern, die die Welt abschlossen, etwas verwunschen kam es ihr vor. Es war luftig hier oben, helle Holzmöbel standen da, der Bücherschrank war eigentlich ein Gewehrschrank, der Diwanbezug war ein farbiger Kretonnestoff, und auf dem Boden lagen helle, bunte Matten — sommerlich. Man sah von dem großen Schreibtisch aus auf die Wipfel des Parks hinab, auf die geschorene Wiese vorm Haus und auf ein Stück blauen und blitzenden Sees. Lutze half Hanne beim Suchen, sprach rasche, geschliffene Worte, den feinen, hübschen, bartlosen Kopf mit der weißen Stirn etwas schräg zur eigentümlich geraden knabenhaften Schulter neigend, was die biegsame, blondhaarige Hanne etwas größer machte. Sie hatten vorhin einen kleinen, wissenschaftlichen Streit gehabt, der noch nicht ganz ausgetragen war, das stimmte sie ernst. Aber jetzt war keine Zeit dazu. „Denken Sie darüber nach?" — „Ja, ich glaube, Sie haben recht ..." Er sah sie hell und durchdringend an.

„Darf man Ihre Bilder sehen?" fragte unten Ivo Meyer Herrn Heydecker. „Ich war nie in Ihrer Werkstatt."

Der sah kurz mit schmalen Augen ins brennende Licht. Auch Dina war noch nicht dort oben gewesen.

Sie stiegen ähnliche, etwas ausgetretene Steinstufen hinauf, die kühl und kellerig rochen wie die drüben im Lutzeschen Südturm. Der rundliche Raum war kahl und nüchtern; es stand nur das darin, was zur Arbeit gehörte. Die Wände waren mit einer warmen, gelblichen Farbe gestrichen, weiße Drellvorhänge, die von unten nach oben gezogen wurden, hingen an den Fenstern. Das gefiel Ivo Meyer; alles Sach-

Digitized by Google

liche, Zweckmäßige. Die Türme mit ihren spitzen Zinktüten waren von außen gesehen verrückt. Er blickte sich in dem angenehmen Licht um. Er wußte auch in diesen Dingen ganz nett Bescheid, war an die neueren Bestrebungen ‚herangetreten'. Natürlich konnte nicht eine Generation wie die andere malen; früher hatte man sich in die Haut der Dinge verliebt, den Glanz und den Fleck jeder Fläche gepinselt; des war man müde — er begriff, daß man nun für eine Weile das Summarische mochte; die Überlegenheit, Freiheit, die entfesselte und hart zwingende Willkür der Hand. Bis man's wieder satt hatte. Er sprach das nicht aus; er fragte bloß; aber aus seinen Fragen hörte man seine Ansicht.

Dina betrachtete ihn bequem von einem Korbstuhl aus. Ein netter Junge; niemals kleinlaut und immer ehrlich. Ob er bei diesen Dingen auch etwas fühlte? Nicht übermäßig viel, dachte sie. Kunst war ihm nicht so wichtig. Eine Maschinenkonstruktion und sein Motorrad und was sonst noch zum wahren Leben gehörte, interessierten ihn mehr. Ein sicherer Jüngling, tüchtig und gar nicht dumm. Im Krieg war er Offizier gewesen und schwer verwundet worden. Davon sprach er nicht; wie zahlreiche seiner Generation, die ganz vorn gewesen, hielt er nicht mehr allzuviel von der sentimentalen Kultur, in der so etwas möglich war. Das hatte ihn wohl so selbständig und etwas nüchtern und unsentimental gemacht, daß er gelegentlich mit dem Drahtbesen hantierte. Seine Frau würde es einmal gut bei ihm haben, kam es ihr in den Sinn. Doch das ging sie nichts an. Die Mädchen in der Krähe nannten ihn Ivo, den Jüngling, und lächelten, wenn sie von ihm sprachen, wie über etwas angenehm Nettes, fabelhaft Geschicktes, Sauberes, Verläßliches, das niemals übelnahm und stets unbekümmert seine Meinung sagte.

Ein dicker Brummer flog gemächlich zwischen den Staffeleien und füllte die Pausen in dem Gespräch. Das klang schläfrig, man hörte die gelassenen, knappen Worte Ivos und die noch kargeren Antworten Heydeckers, die er mit dünnen Lippen und eigentümlich unlustiger Stimme gab. Ivo Meyer betrachtete das schmale, dunkle Gesicht und schwieg dann. ‚Er will nicht davon reden; gut.' Nur der Brummer schlenderte lärmend umher. Das klang sommerlich, wie das breite, weiche Rauschen der Bäume draußen, ein Meer von blitzenden, schwankenden Wipfeln.

Heydecker bot Zigaretten an und brachte eine Fahrt nach Türcke, dem Vorwerk, in Anregung. Draußen war man bei der Ernte. Oder wollte man sich rücklings ins Grüne strecken? Nein.

Dina betrachtet die Bilder auf den Staffeleien und an den gelben Wänden, während sie die Augen vor dem Zigarettenrauch zukniff. Sie waren grell und gewaltsam, ja, brutal. Man vermutete ein hartes Suchen und die zähe Freude am leuchtenden Ausdruck und an der kargen, geballten, stürmisch gepackten Form. Viel mehr sagten sie ihr nicht; man atmete nicht freier davor, wie vor einer Welt auf anderer, köstlicherer Ebene. Wohl nicht das letzte, noch lange nicht das Eigentliche! fühlte sie beunruhigt und beleidigt und beachtete die wilde, stürmische und rohe Nacktheit in all der Grellheit nicht. Dazwischen aber schimmerten einige helle Bilder, die überraschend einfach und stark waren, als könnte sie bloß Einer so neu und erschöpfend gesehen haben, daß man davor erschrak — es waren wohl die Sachen, von denen er bei Tisch erzählt hatte, daß er sie nach der Jagd bei Sonnenaufgang, etwas träge, angenehm müde — innerlich schwer, hellsichtig und reif — gemalt hätte.

Sie stiegen wieder die hallende Rundtreppe hinab; die Stufen zischten bei jedem Schritt, als wäre das ganze Treppenhaus voll Menschen. Draußen war wieder der Sommer, ein heißes Bad, in dem die Haut schauerte und die Augen groß und starr blickten. Man bewegte langsam die Beine und Arme darin.

Sie sahen Hanne an den Spiräen sitzen, in einer grünen Luft; sie ruhte in einem Liegestuhl und blätterte bedächtig mit kühler Hand in einem Buche oder träumte. Sie schien vom Bienengesumm eingehüllt. Sie hörte die andern gar nicht oder wollte sie nicht hören.

Die Herren spannten selbst die braune Wanda, Dinas Leibpferd, in die Gabel. Der leichte Kippelwagen schnitt durch Sand und Schatten, man hatte Laubwald in Riezke, einen hellgrünen Buchenwald mit vom Licht getigerten Stämmen und golddurchwirktem Boden.

Ivo, der Jüngling, sah Dina mit seinen zuversichtlichen Augen an und lächelte, als fände er die spaßigzwecklose Stegreiffahrt äußerst erfreulich in ihrer Gegenwart. Aber so sah Ivo vielleicht alle hübschen Mädchen und Frauen an, sogar auch die andern — Frau Plate, die stumpfe Nase Fräulein Pichts und Frau Wendhausens malade Damenweltheit.

Einmal dachte sie, Ivo Meyer ist recht häufig da und scheint manchmal auf etwas

Digitized by Google

zu warten. Ein lächerlicher Gedanke. Er war auch schon oft durch die Parkstraße geknattert, hatte gehupt und gegrüßt und war in der Krähe gewesen, ganz ohne Umstände: er hatte gerade Zeit gehabt, war auf seinem Rad vorübergeflitzt; guten Tag, meine Damen. Er mußte doch auch wissen, wie es da und überall aussah; und da es hübsch und unverstellt dort zuging, war er ohne Umstände wiedergekommen: „Wie geht's? Ich kam vorbei.“ Auch Herr Imelmann gefiel ihm; netter älterer Herr; auch Ivo hatte Humor und sah mit fröhlichem Behagen überall Groteskes und Verkehrtes — famos!

Da waren die Ausbauten, eine davon lag ganz abseits. Ein großes blondes Mädchen mit bloßer Brust stand wieder am Zaun, zwischen dicken, gelben Sonnenblumen und rosa Malven, es hatte einen breiten, roten Mund und prächtige, weiße Zähne, es blickte dem Wägelchen mit einem verlegenen Lachen nach. Ein unbehaglicher Anblick, so empfand es Dina, wie konnte man so groß und wenig bekleidet in der Sonne stehen. Heydecker hatte bloß auf den blanken, braunen Pferderücken gesehen.

Dann kam die Tote Mühle weit drüben im Wald; sie gehörte zu Türcke; eine Ruine ohne Flügel, sie ragte schwarz auf kleiner Anhöhe gegen den flimmernden, lavendelblauen Himmel; eine dichte Wald- und Buschwildnis umzog sie rings bis dicht an das Treppchen. Dahinter lag eine große sumpfige Wiese und ein Stück des Sees.

Hier hatte Heydecker sein Jagdquartier. Dina war noch niemals in einer Mühle gewesen, auch noch nicht in dieser ruinenhaften. Sie wünschte sich das anzusehen. Es war dunkel in der ehemaligen Mahlstube, nur durch die Tür fiel ein staubig gelber Lichtstreifen herein. Steine und Wellen waren herausgenommen; ein paar Holzstühle, ein Feldbett in der Ecke, ein paar leere Flaschen, das war alles, dazu ein heißer, dumpfer Holzgeruch. Heydecker stieß den Laden auf; das gab einen erfrischenden Zugwind und einen entzückenden Blick auf die Wiese, auf die umschilfte Seeecke und auf den ansteigenden Wald drüben.

Hier nachts allein zu sitzen, das mußte abenteuerlich und reizvoll sein, dachte Dina wieder; aber etwas unheimlich stellte sie es sich vor; nun er würde meist Gesellschaft haben, Panse und Plate und andere. Er lachte, als er ihr nachdenkliches Gesicht sah. „Es gefällt Ihnen hier nicht. Eine nüchterne, schmutzige Baracke. Nichts für schöne Damen!“

„O,“ sagte sie und errötete, „dazu gehört bloß eine andere Beleuchtung.“ Sie saßen eine Weile an dem kleinen Tisch vor dem Fenster, Dina auf der kurzen Wandbank, die Herren auf Schemeln. Ivo war kein Jäger, er machte sich nichts draus, aber er angelte gern, höchst methodisch und erfahren und am liebsten allein. Dinas Hände lagen matt und sehr weiß auf dem grauen Holztisch, Heydeckers Blick ruhte mitunter auf ihnen. Als sie es wieder bemerkte, erhob sie sich. Ihr leichtes Kleid rauschte und ließ eine kostbare Frische aufwehen; sie ging an die Treppenleiter zurück, der heiße, scharfe Holzgeruch war trotz dem Zugwind und dem Blick ins Freie bedrückend und seltsam erregend; der Raum war zu eng und zu niedrig und mit einemmal voll beängstigender, unheimlicher Gesichte. Ivo Meyer sprang an ihr vorüber hinunter und reichte die kräftige Hand herauf. Aber auch ihr Griff war ihr eine Sekunde lang unbehaglich.

In Türcke war man stürmisch beim Einfahren. Alles war gelb und grell von der Sonne und in flirrende Staubwolken gehüllt, die großen, hochgetürmten, schwankenden Garbenwagen, die Jacken, Kopftücher und nackten, heißen Glieder der Frauen oben auf dem Korn und überall unten auf der heißen Erde. Erich Heydecker ging hinüber und ließ sich berichten. Es war jetzt nicht immer leicht mit den Leuten, besonders nicht mit den fremden Arbeitern. Aber sie wußten alle, daß er sich nicht fürchtete und daß er gerecht und ungewöhnlich stark war. Auch Plate stand seinen Mann.

Das Wägelchen wartete mitten auf dem Hof, Wanda reckte den Hals und blähte wiehernd die Nüstern. Die Frauen sahen herüber zu Dina und zu Ivo Meyer und machten laute Bemerkungen, sie stießen sich mit den nackten Armen an und lachten grell. Und nach einer Weile kam ruhig und lässig ein dunkelhaariges, hübsches Mädchen mit hohen, bloßen Beinen und schlanken, braunen Armen herüber, ihre Unterlippe war spöttisch oder trotzig vorgeschoben; sie brachte ein paar Hände Grünfutter für Wanda. „Da, Wanda, friß. Is gut!“ Das Pferd spann wie eine Katze, und das Mädchen streichelte ihm die warmen Nüstern, ohne den Blick zu heben.

„Gib ihm, daß er bei Kräften bleibt, Mine Gracht,“ riefen ein paar breite Mädchenstimmen, und dann kreischte es.

Erich Heydecker achtete nicht darauf. Er sprach gerade mit dem Vorarbeiter und schickte einen Jungen zu Plate. Als er zurückkam, begegnete er dem Mädchen. Er sah es ruhig und fest an, daß sich ihr spöttisches Lächeln verlor. „Na Mine Gracht, Futter gebracht? Ich möchte das nicht; —

Digitized by Google

es ist zu frisch!" sagte er kurz und herrisch. Ihr nackter, blanker Hals wurde rot und stolz, und dann lief sie hastig zur Scheune hinüber.

⁂

Nach sechs fuhren die Damen wieder ab. Lissy Wendhausen hätte sie gern noch über Abend dabehalten; man könnte musizieren, würde alle Zimmer hell machen — ja. Sie war nach kurzem Ruhen strahlend frisch und heiter gewesen. Aber es schien Hanne und Tina nun genug; in noch einer Stunde langweilte man sich und war einander am Ende zuwider.

Ivo Meyer knatterte eine Weile neben dem Wagen her. Auch Erich Heydecker fuhr ein Stück mit, die Büchse zwischen den Beinen; der Hund lief neben dem Wagen.

Am Grenzgraben stieg er ab. Und an der nächsten Biegung stand Herr Imelmann groß, auffallend grau und wie ein schreckhafter Wächter mit einem ernsten, bösen Gesicht. Er trug ebenfalls das Gewehr am Riemen, und Golo benahm sich aufgeregt und gehässig.

„Steig auf, Papa!"

„Nein; ich möchte nach Hause laufen, kommt mit und schickt den Wagen zurück."

„Ich habe noch für morgen zu tun," sagte Hanne, die auch faul war. Da stieg Dina ab, die immer gern die Glieder regte.

Man hörte Heydeckers Hund noch bellen, und sah die schlanke Gestalt dunkel und übergroß auf dem starken Licht über die Höhe schreiten. Dina beschattete die Augen mit der Hand, als sie einmal zurückblickte.

Herr Imelmann war verschlossen, zum mindesten einsilbig. Er hob die Spitze seines Spazierstockes sehr hoch beim Gehen; Golo trottete gelangweilt hinter ihnen, mitunter den Behang hebend und ein dumpfes Schimpfen ausstoßend, wenn der Riezler Kollege bellte, verdammter Köter.

„War es nett?"

Herr Imelmann sah sie von der Seite an. Sie blickte ruhig und schmerzhaft schön vor sich hin auf den dürren Grasweg mit den trocknen Löwenzahnbüscheln und den staubig roten Kleeblüten. „Wunderhübsch."

Er lachte. Dann fragte er plötzlich eigentümlich ungeduldig und händelsüchtig: „Was ist das eigentlich mit Helwine und Fritz? Man kann doch nicht so einfach zusehen, Dina. Ich sah heute morgen zufällig — ich sah weg, machte kehrt im Garten und pfiff, daß die Tauben vorn vom Dach stoben. Was soll man da tun?"

Er nahm vertraulich ihren Arm und sprach inquisitorisch und sorgenvoll mit ihr. Sie gingen im Gleichschritt. Sie war nicht viel kleiner als er, er sah ihre seidenhaften Brauen, ihren feinen Nasenrücken eine halbe Spanne unter sich. Das fesselte und zerstreute ihn.

„Sehen Sie mal die Enten. Prachtvoll. Schwimmen förmlich im Golde. Ja, diese jungen Leute — ganz unglaublich —! Natürlich hat man längst so etwas erwartet und nicht bloß erwartet. Aber nun — —" und er sprach weiter von Helwine und Fritz.

Sie blieben wieder stehen. In Herrn Imelmann drängte und stach jetzt allerlei, als bewege man sich auf falschem oder ungewohntem Boden. Auch auf der eignen Haut fühlte er sich äußerst unbehaglich, als trüge er dicke, scharfhaarige Wolle am Leibe. Er war heftig unzufrieden mit der Welt und mit sich selbst. „Ach, ihr Mädchen —!" sagte er dann ungehalten.

„Wie?"

Auf den Wiesen schrie es fern und jämmerlich, da war wohl das Raubzeug auf Junghasen aus. Sie sahen gespannt über die wogende, silberige Haferflut. Dann war es wieder still, nur ein paar Feldgrillen schrillten.

„Ihr solltet alle etwas vorsichtiger sein, ihr Mädchen," sagte Herr Imelmann nach einer Weile abschließend und verdrossen und tippte bei jedem Schritt den Stock härter auf die Erde. „Das ländliche Leben in diesem Sommer macht euch die Seelen etwas lose! Seht euch vor —"

„Die meinige sitzt fest," spottete Dina. „Sie haben heute Ihren pädagogischen Abend, lieber Herr Imelmann. Das kannte ich noch gar nicht an Ihnen, es paßt auch gar nicht zu Ihnen — o, verzeihen Sie!" Sie schien erschrocken.

„Natürlich, was Sie selbst tun, geht mich nichts an. Das ist selbstverständlich. Obwohl ich Sie als älterer Freund und erfahrener Mann immerhin ein wenig warnen dürfte — still, Golo! Und Sie können nichts Falsches tun. Aber mit Helwine muß da mal ein freundschaftliches Wort gesprochen werden, wie mir scheint..."

Dina machte ein stolzes und belustigtes Gesicht. Das war sehr merkwürdig und eigentlich unglaublich. Sollte sie darauf antworten? Ach nein, das verlangte er gar nicht, und dazu hatte sie nicht die geringste Lust. Sie schritt gemächlich und leicht aus und betrachtete zufrieden und heiter genießend den verklärten Spätnachmittag. Aber dabei spürte sie unversehens, während ihre Lippe sich verzog, in einem evahaften Gemütswinkel eine nicht bloß eitle Freude über seinen Eifer und was sich dahinter versteckte — es war vermutlich nicht nur der Gedanke an

Digitized by Google

Hely, ach nein. Aber auch Hely tat nichts Falsches ...

Danach schwiegen sie. Sie waren schon dicht an den Wiesen vor der Krähe. Allein Herr Imelmann wußte selbst ganz genau, was da am stärksten in ihm war — Eifersucht, die unter einer Dumpfheit höhnte, stach und bohrte, simple, gemeine, unmögliche und doch nicht ganz unbegründete Eifersucht und auch menschliche Sorge — ja wohl! Er blickte sehr scharf vor sich hin und in sich hinein. Warum sprach man nicht einfach von Mensch zu Mensch — sieh dich vor, du hast schon einmal eine Niete gezogen, meine liebe Dina! Aber dazu hatte er erst recht kein Amt; das tat man nicht, das war allzu übersichtig. Was hatte das mit Helwine zu tun? Nicht viel, ein so würdiges Gesicht er dazu machte. Ach was, Würde, er pfiff auf Würde ...

Da kam ihnen an einer hohen Hecke Hanne still in ihrem hellen Sommerkleid entgegen, ihre Augen schienen ernster und leuchtender in dem blassen Gesicht. Sie hatte sich noch nicht an die Arbeit setzen wollen nach dem erlebnisreichen Tage.

⌘ ⌘ ⌘

Am Morgen darauf traf Herr Imelmann seine Nichte Helwine im Garten. Sie schlenderte gerade zwischen den üppigen Johannisbeerbüschen, summte zerstreut, aß nachdenklich und schien möglichst wenig oder gar keine Notiz von ihrem herannahenden Onkel nehmen zu wollen. „Prachtvoll süß!“ sagte sie bloß unpersönlich und geschäftig und wandte sich entschlossen ab.

Herr Imelmann betrachtete sie von der Seite aus dem Augenwinkel, so wie er ein nettes Motiv zu erfassen pflegte. Er hatte eigentlich Dina hier in der Nähe vermutet, aber die war eben wieder mit ihrem weißen Hut zur Heckenpforte hinausgegangen — wer weiß, wohin! O, er wußte's schon; richtig dort zwischen den Ebereschen schimmerte ihr Kleid und ihr Hut, das war verstimmend und beleidigend. Hanne war heute zur Abwechslung mal schon am Morgen in Riezke. Auch das gehörte zu dieser neuesten Zeit.

Ganz gut so. Das gab endlich die richtige Stunde, den rechten Augenblick.

Er kümmerte sich nicht sehr um Helwines ablehnende Zerstreutheit. Auch er pflückte sich die Hand voll roter prallbeeriger Trauben und schob dazwischen etliche in den Mund. „Sehr süß,“ sagte er, bis er vollkommen unbekümmert neben Helwines festem Rücken stand. „Ausgezeichnet ... So allein, Helwine? Dina ist ja wohl Hanne entgegengegangen? Lockte es dich nicht auch? — Übrigens wie war es gestern in Frankfurt? Hm—m —?“

Sie schwieg erst und zerdrückte mit Hingebung ein paar Beeren mit der Zunge am Gaumen. „Ja,“ sagte sie. „Sehr hübsch.“ Natürlich hatte Dina gestern etwas verraten müssen. Ein paar Worte fallen lassen, ein paar Farben bekennen müssen. In Gottes Namen, das war ganz gut so, das war ihr vollkommen recht und einerlei. Dina hatte ihr von allem berichtet.

„Fritz hat ein wenig viel Zeit für solche Sachen, finde ich. Arbeitet er eigentlich —? Ich meine ... siehst du, ich habe ja selbst kein richtiges Examen gemacht, nicht mal auf der Akademie. Aber manch einer muß das doch schließlich, nicht wahr?“ erklärte Herr Imelmann umständlich, verschlagen und versöhnlich an seinem Johannisbeerbusch.

Hely hatte wieder Beeren im Munde. „Es kommt auf den besonderen Fall an.“

„Nun ja. Das kommt es wohl, da hast du recht, Helwine. Aber es wäre gerade ihm allerdings zu wünschen — ich meine einen ordentlichen Schritt vorwärts —“ sagte Herr Imelmann, und er aß ebenfalls mit einigem Genuß aus seinem Handteller. „— — Vielleicht auch dir ein wenig, Helwine —! Was meinst du?“ Er sah sie unter seinem Strohhutrand vorsichtig und scharf, förmlich streng an.

Helwine wurde rot um die Brauen, und ihre üppigen Lippen zuckten, aber man konnte nicht sagen, ob von einem Lachen oder aus Ärger. Sie wandte sich wieder den Beeren zu und versank völlig mit dem Kopf in den Zweigen. Sie schien den letzten Satz ihres Onkels überhört zu haben. „Was — meinst — du — dazu?“ fragte Herr Imelmann nochmal, zwischen den vier Worten saftige Beeren in den Mund schiebend.

„Freilich, Onkel Hannes. Es wäre wünschenswert.“

„Sonst — fürchte ich — wäre es ziemlich aussichtslos oder abwegig, Helwine — sozusagen. Findest du nicht? bitte schön. Oder habt ihr etwa noch andere, ernst zu nehmende, ordentliche Pläne im Auge?“

„Ja, Onkel Hannes.“

„— Sage, Helwine. Habt ihr es euch auch ganz vernünftig und wirklich gründlich überlegt? Es ist für ein hübsches Mädchen in deinem Alter —“

Helwine war ganz unten in einem Johannisbeerbusch, und was man von ihrem Halse sah war von den roten Johannisbeeren nicht leicht zu unterscheiden. „Wir haben es überlegt,“ kam es rauh und zornig zurück.

Herr Imelmann begriff, was sie da unten

Digitized by Google

suchte, obwohl da eigentlich nichts wuchs, bloß Laub.

„Das beruhigt mich etwas, siehst du. Denn schließlich — nicht wahr — ja," Herr Imelmann erklärte seine Gründe und Sorgen und zog sich im nächsten Augenblick eine dichtbesetzte Traube durch die Zähne. „Wir meinen es doch gut miteinander, Helwine. Sehr gut sogar! Darum geht es mich ein bißchen was an. Ich habe natürlich mit niemand darüber gesprochen, ich meine: nicht mit Fräulein Zeese — bloß mit Dina zufällig gestern, ganz natürlich und freundschaftlich. Sie wird es dir erzählt haben."

Helwine kam nun wieder empor und sah ihren Onkel Imelmann ruhig und rot an; um ihre Lippen schien wieder das vergnügte Lächeln zu sitzen. Das gab ihr etwas von ihrer alten Haltung und ihrem hieb- und stichfesten Gleichmut. „Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen, Onkel Hannes. Wir haben es gut und ehrlich überlegt und überlegen es noch. Ich denke, es wird sich nun bald eine noch andere, sehr vernünftige, tüchtige und auch aussichtsreiche Lösung finden. Es ist alles noch im Fluß, aber es hat nun sein Ziel und eine feste, zuverlässige Form."

„Eichhorn?"

„Ja. Ich danke dir, Onkel Hannes. Tante Paalzow läßt dich sogar grüßen, ganz allgemein und menschlich, für den Fall, daß du ein Interesse an ihr nähmest —"

„So so. Nun und?" Sie aßen wieder Beeren und suchten beide besonders in den tiefer gelegenen Zweigen. „Die gelben sind noch süßer, Helwine; freilich nicht so groß und saftig. Ganz vorzüglich."

„Das müsse sie sich noch einige Zeit überlegen. Das müsse erst noch gründlicher geprüft werden. Und Fritz müsse sich erst dafür bewähren. Aber sie hat nicht nein gesagt — keineswegs nein. Sie ist sehr praktisch und gewissenhaft."

„Also Buchhändler? Warum nicht... könnte mich sogar locken. Sie haben auf jedes gute Buch Einfluß und brauchen sich selbst darum nicht anzustrengen. Angenehm. Eichhorn hat sogar einen Namen als Antiquar, trotz Dossen — das bedeutet gar nichts: in Kolberg sitzt der beste und geschätzteste Gobelinkenner und Sammler. So ist das Leben. Na also. Und du meinst, daß Fritz sich eignen und bewähren wird?"

„Ich glaube es, Onkel Hannes! Mehr als an das andre," sagte Helwine mit größter Bestimmtheit und blickte energisch auf.

„Das wollt' ich bloß wissen. Also ganz ernsthaft, Helwine? Das beruhigt mich. Es ist ja wohl in diesen Zeitläuften nicht ganz leicht für manchen, besonders nicht für Fritz und seine einigermaßen — schwierige Art. Ihr seid alt und verständig genug und habt euch lieb. Das ist ein starkes Argument. Jedenfalls können wir noch mal umständlicher davon reden, wenn ihr es nicht übereilt. Aber das werdet ihr natürlich nicht, dafür wird schon Tante Paalzow sorgen, das ist sehr gut... Also auf später. Gib mir 'n Kuß. So... Hättest mal den Mund auftun sollen, Helwine, ja ja ja! Dort kommt Fräulein Zeese mit einer mächtigen Schüssel für die Einmachebeeren. Da wirst du wohl helfen müssen. Ich drücke mich. Das war ein guter Schmaus, ich meine nicht den Kuß, aber der war auch gut, das hast du raus; aber nun muß ich Bilderchen machen. Djüs, Hely."

⌘ ⌘ ⌘

Die Krähe war still — völlig ausgestorben. Herr Imelmann wischte ein paar schrecklich boshafte Sachen für die Zeitung hin und schwamm dann eine Stunde lang hinterm Wehr in der Spree. Das hätten doch auch die Mädchen hier in der Nähe haben können; die alte Badebude drüben am See oder die Badeanstalt oben am Wehr war ihnen doch sonst gut genug, die war sogar frisch gestrichen, sauber und geräumig und nicht übermäßig belebt, wenn man hinausschwamm. Aber sie mußten immer etwas Besonderes haben.

Ja, das mußten sie.

Sie lagen jetzt auf dem Dach des hübschen neuen Badehauses am Wupatzsee, an dem immer Sommergäste weilten, und ließen sich, vestalisch in ihre weißen Tücher gehüllt, von der Sonne braten. Helwine lag auf dem Rücken und schien zu schlafen. Dina und Hanne starrten leicht aufgestützt und träumerisch auf das blitzende Wasser, in dem rote und blaue Badekappen schwammen. Sie waren träge nach der starken Bewegung im Wasser. Ihre Haut war kühl, und nun spann die heiße Sonne köstliche Schauer darüber. Sie dehnten sich manchmal wohlig mit kleinen müden Bewegungen und sprachen mit langen Pausen.

Alle paar Minuten kam aus dem Wald bei Türcke ein Schuß in die Stille, als zerplatze da drüben die Luft. Etliche Male wehte der Wind auch Musik herüber, ein paar schreckliche Blechtöne und das Näseln eines Leierkastens; dann blickte Dina aufmerksamer in die flimmernde Luft, nach Türcke hin und schien zu lauschen. Danach versank sie wieder in das angenehme, zeitlose Hindämmern, in dem man nur mit der Haut lebte und atmete und darunter seinen

Digitized by Google

Bildnis eines jungen Mannes. Gemälde von Sabine Lepsius
(Ausstellung der Akademie 1923, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

kühlen Körper wie etwas Vollkommenes fühlte.

Helwine blinzelte, kam mit den festen weißen Armen heraus und legte sie hinter den blonden Kopf. „Das ist gut so," sagte sie dumpf, als schlucke sie den Augenblick als etwas unvergleichlich Erquickendes. Sie war mit Dina um die Wette geschwommen, weit hinaus, so daß die Badefrau gepfiffen hatte; es hatte sie nicht gestört. Helwine war stark, auch Dina war stetig und sauber wie ein schlanker Hecht neben ihr hergeschwommen und hatte sich manchmal, bei ganz leichten Bewegungen ihres Körpers, vom Wasser tragen lassen — gerade dabei wurde man ein ganz einfacher, tiefzufriedener Mensch. Der Himmel und das Wasser waren von reinstem Blau, die Sonne stand wie das Auge Gottes groß und mächtig darin. Dann waren sie langsam zurückgeschwommen; Hannes fliederfarbener Badekittel hatte derweil blank an der roten Tonne geleuchtet, sie hielt sich am Strick fest, tauchte auf und nieder, sie ermüdete leicht beim Schwimmen und fröstelte. Dann waren sie hier heraufgestiegen bis aufs Dach, Dina hatte die Augen beschattet, Hanne erschrak, und plötzlich sauste Helwine im Sitz auf der breiten, schräg ins Wasser verlaufenden, mit glasblankem Eisenblech beschlagenen Rutschbahn nochmals ins Wasser, lautlos, und versank unten in einem gewaltigen Gischtwirbel, aus dem sie erst nach einer Weile prustend wieder auftauchte; das war ihr Schlußpunkt, und dann kam sie gesittet und hochatmend wieder herauf.

Ein leichter Wasserwind kühlte. Dina hatte einen Schleier übers Gesicht gelegt, um ihre weiße Haut zu schützen; Hanne verbrannte nicht so leicht, aber auch sie umwand sich wie die Dame von Sais.

Helwine lachte. „O, die Haremsdamen. Ich habe Hunger und Durst, meine Lieben. Frau Plate hat uns zu Kaffee und Kuchen eingeladen; hoffentlich sind ein paar Bohnen drin. Wollen wir?"

Alle drei starrten, als hätten sie keinen Willen mehr, sie warteten nur auf ihn, es war ein Schmerz. Dann polterte Helwine dumpf auf den Planken; da erhob sich auch Dina anmutig in ihrer langen schleppenden Hülle, und ihre Brauen bewegten sich hochmütig und empfindsam fraulich unter den träge blinzelnden Blicken der andern lungernden Badegäste.

Danach war der Wald besonders kühl, selbst der graue Sandboden schien voll Frische. Die drei Damen bogen mit ihren weißen Rollen in den Weg nach Türcke ein.

Die Schüsse platzten immer näher. Man hörte das Gedudel und Blechgeplärr deutlicher, als zerrisse mitunter die Luft zwischen den Stämmen. Geschrei und Lärm wehte mit dem Schimmer bunter Frauenkleider heran. An einer einsamen Wegkreuzung standen vier Männer mit farbigen Papiermützen auf dem Kopfe und sangen, auf unsicheren Beinen stehend, aber gefühlvoll, uneinig und tiefernst von Wald- und Jägerlust, einer von ihnen taktierte mit einem Sonnenschirm und einer Säuglingsflasche, und die andern sahen ihn mit treuen Augen an. Als die Damen herankamen, gerieten sie in Feuer, der Tenor schmetterte und überschlug sich und die andern eilten ihm stürmisch nach und der Schlußkadenz zu, die klang weithin hallend und melancholisch. Dann stellten sie sich in eine Reihe und senkten die Papiermützen, im Gefühl ihrer Würde als Festteilnehmer. Die Damen dankten hoheitsvoll und ernst, als wären sie ergriffen.

Bauernmädchen kamen ihnen Arm in Arm entgegen, versperrten den Weg und machten bloß säumig Platz; das flachsweiße Haar leuchtete, die Luft wurde dicker von scharfem, warmem Seifenduft. Sie musterten die Damen neugierig und feindselig und sahen sich laut schwatzend um. War das nicht wieder das Mädchen, diese Große, Volle, das einmal mit sorglosem weißem Fleisch zwischen den gelben Sonnenblumen gestanden hatte? Dina erinnerte sich flüchtig. In ihrem Sonntagsstaat sah sie weniger gut aus, diese Mädchen waren nur schön im Alltagszustand. Nein, sie mochte nichts Näheres von ihnen wissen.

Frau Plate, glührot in der grünen Musselinbluse, winkte, an einem Tische stehend, heftig und zärtlich mit ihrem Taschentuch. Hoffentlich gab es keine saftigen und impulsiven Küsse, gegen die mußte man sich manchmal wehren, und die waren weniger beliebt als ihre fetten Blechkuchen und Honigsemmeln. Da war auch Herr Plate, strich würdig seinen graugelben langen Bart, machte Verbeugungen und ritterliche Augen. Und da saß auch das herzhafte, gemütliche Fräulein Picht vor einer mächtigen Kaffeetasse und nickte mit vergnügter Knopfnase. Frau Wendhausen hatte sich im letzten Augenblick nicht entschließen können, so eifrig sie am Morgen dafür gewesen war; sie fürchtete, launisch und schnell geängstigt, Lärm und Hitze und vielleicht auch Unbotmäßigkeit. Ida Picht fürchtete nichts. Die Bauern und alten Leute überwogen; die jungen Kerle mochten sich die Schädel einschlagen — bitte; die Welt verlor nichts. Aber ein breiter, saftiger Mädchenmund war gewiß auch ihnen lieber.

Digitized by Google

Helwine versank sofort durstig in die bauchige Tasse. Entsetzlich war bloß die Knallerei. Aber die war bei einem Schützenfest die Hauptsache. Plate verschwand mitunter selbstgefällig lächelnd, um gewissenhaft seinen Schuß zu tun. Da war auch Förster Panse und seine Tochter Luise Quandt; sie saßen an einem Tisch in der Nähe, an dem auch der verwitwete Riezker Lehrer Stülpe Platz genommen hatte, ein junger Vierziger, hager und knochig mit großen, starken Händen. Sie hatten herüber gegrüßt, Luise sah gut aus in ihrem gestreiften Sommerkleid, etwas zu rot, derb und steif; Stülpe sprach viel und lärmend auf sie ein, vielleicht war das schuld.

Die Tanzmusik schrillte lockend im Saal, nicht sehr schön, aber ehern im Takt. Die Damen tippten ein paarmal mit den Fußspitzen und summten, auch Fräulein Picht und Frau Plate bekamen bewegte Schultern. Aber ihre Kavaliere fehlten noch. Erhitzte Mädchen quollen tücherwedelnd mit nassem Haar aus der Tür. „Nun, meine Damen — wollen Sie sich ein wenig umtun?“ ermunterte Herr Plate, der sich verantwortlich fühlte. Da erhob man sich. Fräulein Picht nahm Dinas Arm und sagte mit tiefer Stimme: „Gott sei Dank. Man brütet Küken aus.“

Es gab Herrlichkeiten. Ein Karussell mit Perlenbehang auf grellrotem Tuch, schimmernde Glücksbuden, eine Luftschaukel, lärmende Schaubuden, eine Riesendame mit muskulösen Armen und Beinen wie ein Mann und einer hellen, schrillen Stimme und noch vieles andere — ach, auch das war unvergänglich und bekam erst am Abend, bei Lichterglanz, seinen höchsten Reiz. Man verweilte am Schießstand und an den aufregenden Schaustätten, lauschte den Anreißern, sah in den Tanzsaal, in dem die Luft wie in einem Dampfbad stand . . . sie tanzten die neuesten verwegensten Tänze, tiefernst und innig hingegeben, die Herren bewegten sich wie Nußknacker.

Gegen sechs hörte man das scharmante Lachen und die weiche, gewinnende Stimme Leo Nippolds irgendwo im Hintergrund. „O, das ist ja reizend, ganz entzückend, mein lieber Herr Plate!“ Und dann vertiefte sich der angenehme Herr flüsternd in ein vertrauliches Gespräch, sondierte vermutlich das Terrain, immer Amtsrichter und vorausschauend, ein kluger Mann auch hier — was für Leute? Fremde —? in der Mehrzahl unsere Leute? gut, gut. Einige aus den Fabriken — wenig? nicht der Rede wert. Haha. Famos. Eine erfreuliche, harmonische, ländliche Sache. Und nun erst begrüßte er mit verbindlichem Feuer auch die Damen und setzte sogar sein Monokel ein, das er gelegentlich zum schärferen Sehen und besonders beim Schießen brauchte, denn natürlich würde auch er nachher einige Schüsse abgeben — Ehrensache, er war hier Ehrengast, alle Welt begrüßte ihn und war stolz, befriedigt von seinem Erscheinen, o es gab noch guten, erfreulichen Geist im Vaterländchen!

Er war mit Villa Hehn, die am Nachmittag Teebesuch gehabt hatte, und Fritz Wiese zu Fuß gekommen; Villa hatte ein verführerisch warmes Rot auf Wangen und Lippen vom beschwingten Laufen durch Wald und Feld, und Fritz Wiese schüttelte herzlich Panse und Plate und Ida die Hände, o, das gefiel ihm vorzüglich, er haßte alles Steife und — ‚Abgestempelte‘, das hier war Leben — und da war auch Helwine mit ihrem himbeerfarbenen Kleid und ihrem blonden Haar und rosig erhitzten Gesicht, etwas ganz Helles, Strahlendes für ihn in dem Gewimmel, überwältigend wie ein zu süßes Stück Torte.

Dann wurde es sacht dämmerig unter den breiten, schweren Bäumen, und die phantastisch flackernden Windlichter und Laternen flammten blendend weiß und zauberisch gelb auf; Perlenvorhänge wogten und blitzten, die Baßtöne der Drehorgeln dröhnten tiefer und stürmischer, die Blechmusik im Saal grellte sehnsüchtiger. Der Festzug mit dem neuen König ging um, Doktor Nippold, das Einglas im Auge, schritt ein kleines Stück elastisch und heiter neben dem Monarchen, er hatte ebenfalls wundervoll geschossen, außer Konkurrenz, und hatte eine Flasche Steinhäger gespendet, dann schwenkte er diskret bei den Damen ein — „man muß ein bißchen mitheulen,“ sagte er vertraulich lachend zu Villa; „übrigens scharmante Leute!“ Fritz saß mit Helwine im Karussell, in einem überirdisch silbernen Schwan mit ausschweifend steifem Hals, der hoch und beängstigend schräg in der Luft flog; Nachtmotten und Fledermäuse umschwirrten sie, ganz märchenhaft.

Hanne war still in diesem schrillen Jahrmarktsglanz, sie war auch noch müde vom Bade. ‚Ob sonst niemand aus Riezke kam?‘ dachte sie einmal und ließ die Augen empfindsam schweifen, deren Pupillen groß und schwarz waren. Jeder dauernde Lärm weckte in ihr ein Bangen und eine Unruhe, eine unbestimmte nervöse Sehnsucht.

Sie stand vor dem Karussell neben Fräulein Picht und sah in das kreischende Schweifen und Glitzern. Die resolute Ida Picht lachte eben hell unter spitzerem Nasenknopf,

Digitized by Google

herzlich und jung, als hätte sie eine unbezwingliche Lust, auch mal da oben mitzufliegen, wenn sich Dina oder eins von den andern anschlösse — nein, Hanne mochte jetzt nicht, es war ihr zu gewaltsam. Aber sie glaubte plötzlich, daß Doktor Lutze ganz gern mal in diesem wilden Kleinbürgerspuk stehen würde, lächelnd und verzaubert, in dieser Glitzerwelt mit ihren billigen Illusionen, ihrem heisern Lebensschrei, ihrem dampfenden Lebensatem und schäbigen Schwindel, eine winzige Romantikerstaffage, eine grinsende E. T. A. Hoffmannwelt, in die man bizarre Magie und Gespenster, einen Peregrinus Tyß, den genarrten Kanzleisekretär Tußmann, Klein Zaches hineinsehen konnte — ach, das war unabänderlich in seiner Wirkung durch die kindische Erinnerung, wie jeder lächerliche Zirkus oder jede geheimnisvoll-unheimliche Zaubererbude. Sie lächelte und blickte frischer und belebter um sich.

Tanz! Tanz! Die Riesendame schenkte man sich, auch vorläufig die andern Sensationen und die verlockenden Glücksbuden. Tanz. Leo wünschte sich auch hier lieblich zu machen, auch die Damen etlicher Festoptimaten würden einen Schwenker mit dem Herrn Amtsrichter zu schätzen wissen, man mußte sich opfern! Er seufzte kummervoll und lachte hell — und verneigte sich erst mal vor Villa, die neben ihm stand und deren graue Augen jetzt tiefblau waren, das erschütterte ihn, er hatte dieses betörende Farbenspiel schon früher einige Male festgestellt. Fritz Wiese und Helwine schmolzen bereits in einem Boston dahin.

Wo war Dina? Sie stand zwischen Männern und Mädchen, deren Wärme und Dunst sie betäubte und erstarrte, förmlich willenlos machte. Die Musik war nicht mehr so laut, der Blechbläser schien über verschiedenen Schnäpsen unpäßlich geworden zu sein, man hatte ihn nach kurzem Streit hinausbefördert, Geige, Klavier und Baß machten ihre Sache um so braver mit wahrhaft gefühlvoll verstimmtem Rubato.

Da sah Dina, zufällig bei einer Bewegung, wie Hanne, die mit mütterlich weichem, fast leidendem Gesicht in ihrer Nähe stand, leicht zusammenzuckte; Dina blickte sich um, sie war größer als die meisten ihrer Nachbarn, und da bemerkte sie, wie Waldemar Lutze langsam von der Seite herantrat, nun stand er, noch frisch und unberührt vom Fest, nahe bei Hanne und betrachtete, sich unbeobachtet wähnend, aufmerksam und eindringend, ja, leidenschaftlich die Versunkene; und da spürte Dina plötzlich selbst ein Ziehen in ihrem Herzen, einen wunderlich süßen, stürmischen Schmerz wie eine schnürende Spannung, Erwartung. Freude? Was war das? Sie erschrak, ferne Erinnerungen wachten auf, die sie ängstigten, entsetzten und empörten, alles unnennbar rasch wie eine Augenbewegung, rascher als ein Gedanke und doch lebendig; ihre Hände waren kühl und von einem leichten Schauer belebt, sie hingen schlicht und schlaff herab — das war Irrsinn, dachte sie ruhig und klar und doch noch dumpf im ganzen Körper.

Sie wandte sich langsam um. Herr Heydecker verneigte sich. Ihr Gesicht und ihre Hand waren perlblaß in der rauchigen Luft. Sein dunkles Gesicht schien ihr wieder eigentümlich gespannt, wie jetzt oft; hatte auch er sie schon längere Zeit beobachtet? Nun sprachen sie. Aber sie wollte im selben Augenblick nicht, daß er sie jetzt um einen Tanz bäte und empfand gleich darauf die rasche Abneigung als störend, quälend und übertrieben. Sie wollte hinausgehen, diese dicke, schwere, heiße Menschenluft bekam ihr nicht.

Dann tanzten sie doch. Dabei sprach er leise zu ihr. Es war eng und gerade in diesen Ecken furchtbar heiß; man schritt förmlich am Platze.

Dinas weiße, lange Hände lagen lose auf seiner Schulter und auf seinem Arm, aber so leicht die Berührung war, er fühlte sie. Auch ihre Körper berührten einander, Dina hielt sich sehr gerade; es ging in allem Dunst und aller Hitze etwas köstlich Fremdes, etwas Kühles, Frisches von ihr aus, das sich auch aus ihren Kleiderfalten mitteilte, nichts verwelkt, verknittert; Heydecker atmete ihren zarten Heliotropduft, der ihm nun schon lange untrennbar von ihr war, der geheimnisvoll aus Kleid und Gliedern stieg und auch in ihrem dunklen Haar nistete, ein kühlwarmer, beglückender Frauenduft, der andächtig stimmte und im Verschwiegensten erregte.

Jetzt wurden sie noch enger zusammengedrängt. Dina wollte die Hände von ihm nehmen, doch er hielt sie, preßte sie in dem Gedränge an sich, daß er ihren schlanken Körper in den dünnen Kleidern spürte und daß ihr eine Sekunde lang schwindelte. „Wir müssen aufhören," sagte sie laut, mit tieferer, rauherer Stimme. Er schien es zu überhören und führte sie sorglich weiter, und sie ließ es merkwürdig fühllos oder gleichgültig und doch umstrickt geschehen. Nun tanzten sie wieder, und der freiere Raum wirkte wie eine Entspannung, ja, wie ein Glück auf sie, in dem ein quälender Zwang entwich.

Er sprach wieder auf sie nieder. Noch

Digitized by Google

niemals, so glaubte er, hatte er diese eigentümlich bleiche und doch gesunde Haut so nahe gesehen, ihren Mund — es war in manchem Augenblick ein wissender, durstiger Mund, nein, nicht durstig; ein erwartungsvoller Mund, weich, schwellend, um Geheimnisse wissend und verschwiegen, von einer reinen, seidenhaften Farbe. So betrachtete er sie, durchspürte er sie, genoß sie. Sie schien es zu merken. Ein Luftzug zwischen Tür und Fenster traf sie, und das war wie ein Erwachen.

„Ja, ich wünschte heute zu tanzen," sagte er. „Ich saß über meinen Ernteabschlüssen; die sachlich verzögernde Arbeit machte mir sogar Freude; alle zögernde Erwartung macht Freude, daß man sich selbst vergnügt oder beglückt die Hand schütteln möchte — kennen Sie das? Ich rauchte meine Pfeife dabei, saß im Blusenhemd wie ein Trapper oder amerikanischer Clerk und hörte die Bäume durchs offene Fenster rauschen —"

„Ich dachte nicht, daß Sie so bewußt genießen," spottete sie.

„O doch. Sehr bewußt. Oft zu bewußt. Aber plötzlich hörte ich Musik; es war vermutlich Einbildung, denn so weit konnte der Wind kaum tragen; aber auch das war möglich. Da wurde ich unruhig. Ich — sah Sie alle, die drei, vier Damen, und ich fand es sträflich, Rechnungen abzuschließen. Mit einem mal sah ich Sie alle ganz deutlich in dem Gedudel und Geplärr, und das machte die Arbeit trocken und lästig, unmöglich." Er blickte wieder auf die Brauen und Wimpern und auf den ausdrucksvollen, warmen Mund nieder. „Freund Lutze war sofort dabei; er pfiff gerade unter meinem Fenster und knirschte im Kies. Er hegte die gleichen Gesichte und Gedanken. Er wünschte sogar zu fahren, so eilig hatte er es, auch er hatte sich über seinen Büchern und Notizen versessen." Wieder gerieten sie in ein Knäuel. Er fühlte ganz nahe ihren warmen Atem, und in seinem Arm war eine kaum merkliche Härte, ein Zittern, noch nie hatte er sie so wirklich getrunken.

„Dort ist Fräulein Picht," sagte sie kurz, wie erfreut, und löste sich los.

„O, die tanzt nur Polka oder Tyrolienne," sagte er gleichmütig.

Fräulein Picht betrachtete sie beide einen Augenblick aufmerksam mit ihren kleinen, farblosen, kaum bewimperten Augen und nickte Herrn Heydecker zu. Dina' strebte ins Freie. Sie atmete tiefer und hätte wieder ins Wasser laufen mögen, bis es ihr höher, höher, kalt und kälter, atemberaubend bis über die Brust stiege! Man kam aus einem Backofendampf, man glaubte selbst zu dampfen und in seinen Kleidern zu brennen.

Draußen war es herrlich kühl, rauschten die prachtvollen Bäume, dröhnten die Drehorgeln, strahlten die lächerlichen Lichter und Flitter, und das war wieder ein Glück.

Da fiel alles von ihr ab, ein Spuk. Sie verstand sich kaum noch. O, man kannte das ja, auch andere überfiel es in einer Sekunde wie ein Rausch und eine Angst, stieg aus tiefsten Verschwiegenheiten, Beherrschtheiten und seligem Glauben auf, aber niemand sprach davon...

Unter den dunkelnden Kastanien sah Dina Hanne und Waldemar Lutze lustwandeln, sie gingen langsam mit kleinen, nachdenklichen Schritten und sprachen wohl weise Dinge; sie gingen ganz nahe beieinander, ihre Schultern, Arme und Hände mußten sich bei diesem Gehen manchmal berühren oder lagen tastend und suchend still aneinander; vielleicht gingen sie deshalb so langsam und behutsam.

Auch Heydecker erkannte sie und schien zu lächeln. Sollte man sie stören? Er sagte nichts. „Wollen wir Karussell fahren?"

Nein, Dina versprach sich nicht viel davon. Sie war nicht feige, aber es paßte ihr jetzt nicht; das wilde Schwingen und Kreisen würde in ihre Haut und in ihre Nerven schneiden.

„Die Riesendame?"

„Ach nein."

„Dann ist unter anderen Großartigkeiten noch ein Schwarzer mit einer Schlange und einem Affen da. Beinahe Hagenbeck. Wie denken Sie darüber?" Doch auch gegen den Schwarzen schien Dina Bedenken zu haben. Das Beste und Lustigste waren die beglückten Menschen, die mit breiten, heißen Mündern überall staunten, lachten und kreischten und einander noch tausend andere und herrlichere Seligkeiten verhießen und verschwiegen. „Wir wollen an das Glücksrad gehen," schlug Dina vor, „dort geht es am lautesten zu."

„Gut. Sie können wunderbare Dinge gewinnen. Schmuck, Kompottschalen, sogar eine Ente. Sie haben sicherlich Glück. Wer so schön ist, kann etwas vom Glück verlangen — es soll eine Probe sein."

Dina zog die Brauen hoch.

„Hallo!!" rief es hoch oben in der Luft. Sie sahen erstaunt hinauf und lachten. Es war Ivo Meyer, der ganz allein in einem Kahn gen Himmel fuhr.

„Gute Reise!"

„Danke. Wiedersehen."

Ivo, der Jüngling, war doch recht erfrischend, so schien es Dina; eine Mischung

Digitized by Google

von guten Nerven, frischer Wäsche, vortrefflicher Kinderstube und großartigem Kehrmichnichtdran. Mitunter störend und komisch. Aber sein Anblick und Ruf hatte sie eben merkwürdig erquickt und befreit, als könne gerade er hier eine gute Figur spielen und dem Ganzen eine nüchterne Festigkeit und eine vergnügliche Höhe geben. Er würde natürlich nachher auch die Riesendame besichtigen, wenn das nicht schon geschehen war, und mit dem Schwarzen englisch sprechen, wenn der nicht das Hamburger Platt oder den Berliner Dialekt besser beherrschte. Hoffentlich kam Ivo wieder aus dem Himmel herunter, sie hatte ein lächelndes Verlangen nach seinem kräftigen, sachlichen Händedruck und nach seiner unerschütterlich vergnügten, kameradschaftlichen Verläßlichkeit.

Sie ging zögernd und wartend weiter. Sie hatte eben drüben am Glücksrad, wo das meiste Leben herrschte, diese Lene Uchte oder Mine Gracht wieder erkannt; sie stand in grellstem Licht, gerade unter ein paar flackernden Windflammen mit ihrer üppigen Brust in der zu engen, roten Bluse. Dina hatte plötzlich eine starke Abneigung gegen das große Mädchen, fast einen Widerwillen, als warte es, breit lächelnd, ebenfalls zum Glücksrad geführt zu werden.

Da kam Ivo mit seinem langen Indianerschritt. Nun würde man also die Ente gewinnen oder eine Brillantbrosche. Ivo hatte sicherlich Glück, der fand immer die silberne Bohne im Hochzeitskuchen.

⌘ ⌘ ⌘

Herr Imelmann hatte also, wie schon den Damen heute mittag im Garten erklärt worden war, für die Zeitung arbeiten müssen, und dann hatte er durchaus keine Lust mehr zum Nachkommen gehabt. Als er an diesem Abend zu seiner Zerstreuung durch das Städtchen ging und eine Weile am Bahnhof stand, wo um diese Stunde ein großes und erregtes Leben herrschte, weil ein Zügle aus Berlin gekommen war, da trat ein kleiner Herr mit runden Brillengläsern und leichtgekrümmten Beinen an ihn heran.

„Tag, Imelmann."

„Tag, Porsch. Sie kommen wie eine Programmnummer. Ich wartete beinahe auf Sie."

„Das wußte ich."

Doktor Porsch trug eine große Aktenmappe aus Krokodilleder, die einen Bauch hatte; und eine geschwollene, gelbe Ledertasche in den Händen. Herr Imelmann nahm ihm die gelbe Tasche ab.

Die Ladenherren dienerten schon von weitem, als sie den prächtigen Herrn Syndikus erkannten — guten Tag, ihr Leute; er hob die Nase und sog die gute, gehaltreiche Dossener Luft ein. Er erschien schon seit vielen Jahren hier, früher fast jede Woche, jetzt etwas seltener, man wurde bequemer und dies und das.

Als die Herren zum Tor hinaustraten, hob Porsch wieder die Nase: „Prachtvolle Luft!" Die Krähe stand noch da, merkwürdig, und wartete auf ihn. Hanne und die anderen Damen waren aus, in Türcke zu einem ländlichen Fest? Das wäre auch etwas für ihn gewesen! So so. Nach neun kämen sie bestimmt zurück. Sehr hübsch. „Ich komme doch nicht ungelegen? Ich wollte erst anrufen, aber das macht sich zu wichtig." Er war bescheiden, aber er liebte auch die Überraschungen. Konnte man ihn in der Krähe nicht brauchen, was noch nie vorgekommen war, dann würde er in der Krone einkehren. Er war auch mit der Mutter Buchweiz herzlich befreundet.

„Aber Porsch!"

Herr Imelmann schien, alles in allem, ein bißchen zerstreut und blieb es auch. Allein der kleine Herr war ihm außerordentlich willkommen, den hatte der Himmel gesandt oder ein weiser Zufall, was vielleicht dasselbe war. Er stieg also in der Krähe vorläufig einmal in den Keller hinab und traf dort eine nachdenkliche Wahl.

Kurz nach neun aber bog ein schwerbeladenes Wägelchen in die Krähe ein. Man saß eng beieinander, und manchem gefiel das.

Leo Nippold kam sich zwischen Dina und Billa wie ein heiter-dämonischer Tantalos vor — nein, diesen immerhin kleinlauten Vergleich machte er nicht, aber er zeigte vertiefte Grübchen. Helwine kutschte, und Fritz Wiese stand hinten drauf auf dem breiten Trittbrett und schwang kluge Reden. Bloß Nöhl war höllisch verstimmt, trotz dem Bummelschritt, den man ihm menschenfreundlich gestattete, die Herren waren bis zu den abschüssigen Wiesen nebenhergelaufen. Sie sangen allesamt bei der Einfahrt entschlossen und gefühlvoll, daß ihnen o wie wohl am Abend sei, bim bam, Leos Bariton bimmelte wie eine Feuerglocke und mußte gezügelt werden, und Nöhl nieste und wieherte ungnädig, gar nicht wohl — bim bam — juimhä—ä—ä — —

„Nanu?" fragte Helwine mitten im Bimbam. „Alles-hell unten? Besuch?" Sie reckten die Hälse und verstummten. Golo tobte auf dem Hof. Die Tür tat sich auf — und da stand — da stand in Lebensgröße, vom hellsten Lichte wie von einer Gloriole umrahmt, der kleine Herr Doktor Porsch.

Digitized by Google

„Hallo!“ rief Helwine und stürzte vom Bock, auch Hanne stieg hastig ab und hatte strahlende Augen und heiße Wangen, und die andern folgten belebt.

Sie umringten den angenehmen Herrn und waren nahe daran, sich an den Händen zu fassen und ihn zu umtanzen. Alle Bimbam-Empfindsamkeit war weggeblasen. Herr Doktor Porsch lächelte: Serviteur, meine jungen Damen und Herren! Nun wollen wir uns noch einen angenehmen, prächtigen Abend machen! Das hat uns lange gefehlt — trotz dieser Zeiten, wir können sie nicht ändern und wollen uns erst morgen wieder ärgern und sorgen! so schien sein mild lächelndes Antlitz zu sprechen. Seine Glatze schimmerte.

„Ich habe da ein paar Kleinigkeiten — nicht der Rede wert —“ sagte seine Brille verschämt, als man dann im Wohnzimmer versammelt war, und wies unmerklich zum Tische, der eine kleine Weihnachtsbescherung von Päckchen zeigte. Das war für Hanne, das für Helwine, das für Fräulein Zeese und das wieder für Hanne, ei, ei, das Hannekind wurde entschieden bevorzugt —! und diese Kleinigkeit, o er hatte alle Zufälle und Möglichkeiten bedacht, bitte sehr, Frau Dina — gnädige Frau — haha, Fräulein Hehn, gestatten Sie gnädigst, nicht der Rede wert, selbst Leo Nippold bekam eine gelbe Zigarrenspitze aus Galalith und Fritz Wiese einen Pfeifenstopfer.

„O, Onkel Porsch, o, Onkel Porsch,
Wie voll sind deine Taschen!
Du schenkst nicht bloß zur Winterszeit,
Nein, auch im Sommer, wenn's uns freut —
O, Onkel Porsch, o, Onkel Porsch,
Wie voll sind deine Taschen!“

so sangen die Mädchen in alter Weise wunderschön, und Herr Imelmann, der eine Tüte Extrazigarren und ein paar Bleistifte bekommen hatte, sang grundfalsch und Fritz schmetternd und Leo Nippold scharmant gefühlvoll mit. Der kleine Herr Porsch stand inmitten des Kreises, errötend, gerührt, ein wenig eitel und sich seines menschlichen Wertes lächelnd bewußt. —

* * *

Nun aber war es spät geworden. Die beiden jüngeren Herren waren mit der Dame Villa abgezogen, und die Krähenweiblein waren selbdritt in ihren Giebel hinaufgestiegen. Die beiden älteren Herren Imelmann und Porsch indes spazierten noch eine Weile bedächtig durch den Hof, auf dem man Vater Zinke schnarchen hörte, und nahmen dann für ein letztes abschließendes Rasten und Nachschmecken des Tages in der Werkstatt Platz.

„Sagen Sie, Porsch, ich hatte da dieser Tage einen Gedanken —“

„Ja, Sie sollten einmal ausspannen, Imelmann. Sie waren heute ein paarmal zerstreut, fiel mir auf.“

Herr Imelmann räusperte sich und beschäftigte sich mit einer Rauchwolke. „Ich möchte in der Tat einmal heraus. Man muß mal einen Einschnitt machen, einen Punkt. Man ist kein Tretmüller.“

„Wohin?“

„Ich dachte an die See. Sie wissen, ich habe eine Robbenseele, wie viele Binnenländer, besonders Berliner. Wie denken Sie darüber?“

„See. Ich denke acht bis vierzehn Tage ließen sich herausschlagen. Ladewig muß natürlich mit — ich werde das machen.“

„Famos. Sie sind ein brauchbarer Mensch, Porsch.“

„Ein wenig. Sie hatten sich etwas heftig hier eingesponnen. Zu viel gearbeitet, wie?“

„Es gibt solche Zeiten, Porsch. Aber nicht nur das. Diese — diese weibliche Atmosphäre, diese warme Mädchenluft mit Lachen, Schwatzen und Sichdehnen von früh bis zum Abend bekommt auch bejahrten Leuten auf die Dauer nicht. Man verlangt einmal nach härteren Akzenten, nach männlichem Geruch, Weltluft — See. Man wird selbst dabei weich und empfindsam wie ein Jüngferchen in dieser mit Wünschen und geheimen Sehnsüchten beladenen Atmosphäre.“

„So so.“ Doktor Porsch blies ein dünnes Rauchwölkchen durch die spitzen Lippen und sah schärfer schräg durch die Brille auf den befreundeten Herrn. „Kann ich nicht beurteilen, Imelmann. Mir fehlt die ähnlich laufende Erfahrung. Ich glaube aber, mich würde es nicht so stören,“ sagte er ernsthaft.

„Sie haben Ihren nüchternen Beruf und als Jurist eine Hornhaut an den Herzwänden,“ sagte Herr Imelmann nicht sehr freundlich.

„Mag sein. Übrigens kein ganz unzuträglicher Zustand für ältere Herren in bestem Mannesalter.“

Nun räusperte sich Herr Imelmann wieder scharf und sah merkwürdig schlicht und ehrlich in die ziehende Luft. Im Stall rasselte Nöhl, noch im Traume gekränkt und entrüstet schnaufend. Das Giebelfenster drüben im Haus wurde mit lautem Klappen geöffnet. Man hörte dabei ein Lachen und helle Stimmen und eine dunklere. Sie sprachen noch, wohl in ihren langen, weißen Gewändern, in die Nacht hinaus — schwatzten, lachten, dehnten sich in warmer Mädchen-

Digitized by Google

luft. Dann war es weg. Alles still. Bloß Zinke schnarchte. Es war zuerst Hannes Stimme gewesen. Porsch hatte sie deutlich erkannt. Und er blickte ebenfalls schlicht und ernst in die Luft — gefaßter und verständiger, mit einem Lächeln.

Die alte Uhr in der Ecke rasselte und schlug tief. Es war spät. Der runde Mond schien mitten überm Hof und machte die Luft in dem offenen Werkstattfenster silbern.

Nun schliefen auch bald die Mädichen, dachte der Doktor Porsch gerührt und sah ernst und herzlich auf seinen Freund Imelmann. Der rauchte noch immer schweigend mit seinem ehrlichen, ein wenig gequälten Gesicht.

„Wann?"

„Ich mache so etwas gern rasch," sagte Herr Imelmann; „ziehe die Stiebel an und setze den Hut auf."

„Auch mein Geschmack. Aber ich muß vorher noch ein paar Sachen erledigen, Urlaub nehmen. Übermorgen?"

„Gut. Ich fahre morgen früh mit Ihnen nach Berlin in meinen Palazzo. Ich habe noch einiges in der Zeitung abzuliefern."

Doktor Porsch blickte wieder in die weißen, breiten Wolken. „Merkwürdig. Ich wollte Sie eigentlich heute zu so etwas bereden, Imelmann — war mit ein Grund meines Herkommens. Aber Gustav Ladewig muß mit."

„Muß mit."

Darauf schwiegen sie noch eine Weile, Pörschchen war da, und Imelmann war da, gut so. Das war riesig angenehm, das machte die Welt sicherer und das Schicksal friedlich, stumpf und ohnmächtig. „Man könnte auf jeden Schlummer verzichten; es ist schade um jede bewußtlose Stunde hier draußen —" meinte Porsch ehrlich und bedauernd, als die Uhr dröhnend Eins schlug; darauf gähnte er ein wenig durch die Nase und dachte seufzend und genießerisch an das frische Gastbett mit rasengebleichtem Linnen in dem wunderbar ländlichen, blitzsaubern, kleinen Gartenzimmer drüben. Auch diese herrliche linnendurchduftete Schlafstille mit Bäumerauschen, Erdgeruch und Blumenhauch vorm offenen Fenster gehörte für ihn zur Krähe.

Da brachte Herr Imelmann seinen Gast hinüber ins Fremdenzimmer, das unten auf der Gartenseite des Hauses lag. Darauf schritt er selbst noch einmal langsam durch den Garten. Porschs Fenster schimmerte nun hell. Das betuliche Herrlein hatte wohl noch einiges zu kramen, es mußte auch diese letzten Minuten gehörig ausschöpfen und mit der guten stadtfernen Müdigkeit bedächtig sympathisieren. Dann verlosch auch sein Licht. Das Haus war dunkel. Das Fenster des Gartengiebels stand halb offen, von dem weißen Vorhang bewacht, der sich mitunter im lauen Wind wie atmend bewegte. . Auch Dina schlief.

⁂ ⁂ ⁂

Die Herren hausten in dem stattlichen Fachwerkhaus des Schiffers Köwe, der ein weißblonder Herr war mit zahllosen Wetter- und Sonnenfältchen im Gesicht; sonst sagte er nicht viel. Er war Porschs Freund von früheren Zeiten her. Halb acht morgens begann das Wecken durch Porsch. Die Herren bewohnten die drei Oberstuben des Hauses, die elektrisches Licht und gewaltige Federbetten hatten, die entsetzlich warm waren. Er selbst war schon um sieben auf, atmete tief durchs Fenster, sah seitlich auf die blanke, schäumende See hinaus, unterhielt sich mit Köwes oder den Mägden durchs Fenster, lockte Hühner und Enten, rasierte sich mit einem langen Spieß und begann dann pfeifend in einem zebraartig gestreiften Schlafanzug die Runde bei den Freunden. Herr Imelmann rauchte bereits die erste Pfeife und notierte sich allerlei Bemerkenswertes in seinem Zeichenbuche, natürlich im Bett, die Beine hochgezogen, sämtliche Fenster standen nach außen offen und waren mit ihren langen Haken festgemacht — ein äußerst behaglicher Anblick, der Herrn Doktor Porsch befriedigte. Er brachte eine riesenhafte Zigarette oder ein Stück bittre Männerschokolade mit und besah sich den Meister durch seine eigene, sarkastische Brille: der sah schon gelassener und dem nüchternen Leben nähergerückt aus, als in Berlin.

„Gut geschlafen?"

„Sehr gut, Pörschchen. Etwas heiß."

„Köwe war schon auf Fang draußen. Hat kolossal gelohnt. Die Weiber sind eben an den Strand, um die Beute zu bergen. Prachtvolle Butten und Flundern. Das nächste Mal fahre ich mit —"

„Und der Dicke?"

„Schnarcht."

Da erhob sich auch Herr Imelmann in einem ähnlichen zebraartigen Schlafanzug, und sie gingen selbander zu dem Dicken hinüber, der höchst malerisch, ein Bein draußen in der angenehmen Kühle auf den herangeschobenen Stuhl und seine Kleider gestützt, in den Posen lag und mörderlich schnarchte. Imelmann blies ihm ein duftiges Rüchlein unter die Nase, und Porsch sah gespannt zu. Der Dicke grunzte und blickte verstört mit runden puppenblauen Augen aus einem verschlafenen Kindergesicht, an dem ein Vollbart hing. „Ich bin

Digitized by Google

„Hallo!" rief Helwine und stürzte vom Bock, auch Hanne stieg hastig ab und hatte strahlende Augen und heiße Wangen, und die andern folgten belebt.

Sie umringten den angenehmen Herrn und waren nahe daran, sich an den Händen zu fassen und ihn zu umtanzen. Alle Bim-bam-Empfindsamkeit war weggeblasen. Herr Doktor Porsch lächelte: Serviteur, meine jungen Damen und Herren! Nun wollen wir uns noch einen angenehmen, prächtigen Abend machen! Das hat uns lange gefehlt — trotz dieser Zeiten, wir können sie nicht ändern und wollen uns erst morgen wieder ärgern und sorgen! so schien sein mild lächelndes Antlitz zu sprechen. Seine Glatze schimmerte.

„Ich habe da ein paar Kleinigkeiten — nicht der Rede wert —" sagte seine Brille verschämt, als man dann im Wohnzimmer versammelt war, und wies unmerklich zum Tische, der eine kleine Weihnachtsbescherung von Päckchen zeigte. Das war für Hanne, das für Helwine, das für Fräulein Zeese und das wieder für Hanne, ei, ei, das Hannekind wurde entschieden bevorzugt —! und diese Kleinigkeit, o er hatte alle Zufälle und Möglichkeiten bedacht, bitte sehr, Frau Dina — gnädige Frau — haha, Fräulein Hehn, gestatten Sie gnädigst, nicht der Rede wert, selbst Leo Nippold bekam eine gelbe Zigarrenspitze aus Galalith und Fritz Wiese einen Pfeifenstopfer.

„O, Onkel Porsch, o, Onkel Porsch,
Wie voll sind deine Taschen!
Du schenkst nicht bloß zur Winterszeit,
Nein, auch im Sommer, wenn's uns freut —
O, Onkel Porsch, o, Onkel Porsch,
Wie voll sind deine Taschen!"

so sangen die Mädchen in alter Weise wunderschön, und Herr Imelmann, der eine Tüte Extrazigarren und ein paar Bleistifte bekommen hatte, sang grundfalsch und Fritz schmetternd und Leo Nippold scharmant gefühlvoll mit. Der kleine Herr Porsch stand inmitten des Kreises, errötend, gerührt, ein wenig eitel und sich seines menschlichen Wertes lächelnd bewußt. —

⁂

Nun aber war es spät geworden. Die beiden jüngeren Herren waren mit der Dame Villa abgezogen, und die Krähenweiblein waren selbdritt in ihren Giebel hinaufgestiegen. Die beiden älteren Herren Imelmann und Porsch indes spazierten noch eine Weile bedächtig durch den Hof, auf dem man Vater Zinke schnarchen hörte, und nahmen dann für ein letztes abschließendes Rasten und Nachschmecken des Tages in der Werkstatt Platz.

„Sagen Sie, Porsch, ich hatte da dieser Tage einen Gedanken —"

„Ja, Sie sollten einmal ausspannen, Imelmann. Sie waren heute ein paarmal zerstreut, fiel mir auf."

Herr Imelmann räusperte sich und beschäftigte sich mit einer Rauchwolke. „Ich möchte in der Tat einmal heraus. Man muß mal einen Einschnitt machen, einen Punkt. Man ist kein Tretmüller."

„Wohin?"

„Ich dachte an die See. Sie wissen, ich habe eine Robbenseele, wie viele Binnenländer, besonders Berliner. Wie denken Sie darüber?"

„See. Ich denke acht bis vierzehn Tage ließen sich herausschlagen. Ladewig muß natürlich mit — ich werde das machen."

„Famos. Sie sind ein brauchbarer Mensch, Porsch."

„Ein wenig. Sie hatten sich etwas heftig hier eingesponnen. Zu viel gearbeitet, wie?"

„Es gibt solche Zeiten, Porsch. Aber nicht nur das. Diese — diese weibliche Atmosphäre, diese warme Mädchenluft mit Lachen, Schwatzen und Sichdehnen von früh bis zum Abend bekommt auch bejahrten Leuten auf die Dauer nicht. Man verlangt einmal nach härteren Akzenten, nach männlichem Geruch, Weltluft — See. Man wird selbst dabei weich und empfindsam wie ein Jüngferchen in dieser mit Wünschen und geheimen Sehnsüchten beladenen Atmosphäre."

„So so." Doktor Porsch blies ein dünnes Rauchwölkchen durch die spitzen Lippen und sah schärfer schräg durch die Brille auf den befreundeten Herrn. „Kann ich nicht beurteilen, Imelmann. Mir fehlt die ähnlich laufende Erfahrung. Ich glaube aber, mich würde es nicht so stören," sagte er ernsthaft.

„Sie haben Ihren nüchternen Beruf und als Jurist eine Hornhaut an den Herzwänden," sagte Herr Imelmann nicht sehr freundlich.

„Mag sein. Übrigens kein ganz unzuträglicher Zustand für ältere Herren in bestem Mannesalter."

Nun räusperte sich Herr Imelmann wieder scharf und sah merkwürdig schlicht und ehrlich in die ziehende Luft. Im Stall rasselte Nöhl, noch im Traume gekränkt und entrüstet schnaufend. Das Giebelfenster drüben im Haus wurde mit lautem Klappen geöffnet. Man hörte dabei ein Lachen und helle Stimmen und eine dunklere. Sie sprachen noch, wohl in ihren langen, weißen Gewändern, in die Nacht hinaus — schwatzten, lachten, dehnten sich in warmer Mädchen-

Digitized by Google

luft. Dann war es weg. Alles still. Bloß Zinke schnarchte. Es war zuerst Hannes Stimme gewesen. Porsch hatte sie deutlich erkannt. Und er blickte ebenfalls schlicht und ernst in die Luft — gefaßter und verständiger, mit einem Lächeln.

Die alte Uhr in der Ecke rasselte und schlug tief. Es war spät. Der runde Mond schien mitten überm Hof und machte die Luft in dem offenen Werkstattfenster silbern.

Nun schliefen auch bald die Mädichen, dachte der Doktor Porsch gerührt und sah ernst und herzlich auf seinen Freund Imelmann. Der rauchte noch immer schweigend mit seinem ehrlichen, ein wenig gequälten Gesicht.

„Wann?"

„Ich mache so etwas gern rasch," sagte Herr Imelmann; „ziehe die Stiebel an und setze den Hut auf."

„Auch mein Geschmack. Aber ich muß vorher noch ein paar Sachen erledigen, Urlaub nehmen. Übermorgen?"

„Gut. Ich fahre morgen früh mit Ihnen nach Berlin in meinen Palazzo. Ich habe noch einiges in der Zeitung abzuliefern."

Doktor Porsch blickte wieder in die weißen, breiten Wolken. „Merkwürdig. Ich wollte Sie eigentlich heute zu so etwas bereden, Imelmann — war mit ein Grund meines Herkommens. Aber Gustav Ladewig muß mit."

„Muß mit."

Darauf schwiegen sie noch eine Weile, Pörschchen war da, und Imelmann war da, gut so. Das war riesig angenehm, das machte die Welt sicherer und das Schicksal friedlich, stumpf und ohnmächtig. „Man könnte auf jeden Schlummer verzichten; es ist schade um jede bewußtlose Stunde hier draußen —" meinte Porsch ehrlich und bedauernd, als die Uhr dröhnend Eins schlug; darauf gähnte er ein wenig durch die Nase und dachte seufzend und genießerisch an das frische Gastbett mit rasengebleichtem Linnen in dem wunderbar ländlichen, blitzsaubern, kleinen Gartenzimmer drüben. Auch diese herrliche linnendurchduftete Schlafstille mit Bäumerauschen, Erdgeruch und Blumenhauch vorm offenen Fenster gehörte für ihn zur Krähe.

Da brachte Herr Imelmann seinen Gast hinüber ins Fremdenzimmer, das unten auf der Gartenseite des Hauses lag. Darauf schritt er selbst noch einmal langsam durch den Garten. Porschs Fenster schimmerte nun hell. Das betuliche Herrlein hatte wohl noch einiges zu kramen, es mußte auch diese letzten Minuten gehörig ausschöpfen und mit der guten stadtfernen Müdigkeit bedächtig sympathisieren. Dann verlosch auch sein Licht. Das Haus war dunkel. Das Fenster des Gartengiebels stand halb offen, von dem weißen Vorhang bewacht, der sich mitunter im lauen Wind wie atmend bewegte. . Auch Dina schlief.

⌘ ⌘ ⌘

Die Herren hausten in dem stattlichen Fachwerkhaus des Schiffers Köwe, der ein weißblonder Herr war mit zahllosen Wetter- und Sonnenfältchen im Gesicht; sonst sagte er nicht viel. Er war Porschs Freund von früheren Zeiten her. Halb acht morgens begann das Wecken durch Porsch. Die Herren bewohnten die drei Oberstuben des Hauses, die elektrisches Licht und gewaltige Federbetten hatten, die entsetzlich warm waren. Er selbst war schon um sieben auf, atmete tief durchs Fenster, sah seitlich auf die blanke, schäumende See hinaus, unterhielt sich mit Köwes oder den Mägden durchs Fenster, lockte Hühner und Enten, rasierte sich mit einem langen Spieß und begann dann pfeifend in einem zebraartig gestreiften Schlafanzug die Runde bei den Freunden. Herr Imelmann rauchte bereits die erste Pfeife und notierte sich allerlei Bemerkenswertes in seinem Zeichenbuche, natürlich im Bett, die Beine hochgezogen, sämtliche Fenster standen nach außen offen und waren mit ihren langen Haken festgemacht — ein äußerst behaglicher Anblick, der Herrn Doktor Porsch befriedigte. Er brachte eine riesenhafte Zigarette oder ein Stück bittre Männerschokolade mit und besah sich den Meister durch seine eigene, sarkastische Brille: der sah schon gelassener und dem nüchternen Leben nähergerückt aus, als in Berlin.

„Gut geschlafen?"

„Sehr gut, Pörschchen. Etwas heiß."

„Köwe war schon auf Fang draußen. Hat kolossal gelohnt. Die Weiber sind eben an den Strand, um die Beute zu bergen. Prachtvolle Butten und Flundern. Das nächste Mal fahre ich mit —"

„Und der Dicke?"

„Schnarcht."

Da erhob sich auch Herr Imelmann in einem ähnlichen zebraartigen Schlafanzug, und sie gingen selbander zu dem Dicken hinüber, der höchst malerisch, ein Bein draußen in der angenehmen Kühle auf den herangeschobenen Stuhl und seine Kleider gestützt, in den Posen lag und mörderlich schnarchte. Imelmann blies ihm ein duftiges Rüchlein unter die Nase, und Porsch sah gespannt zu. Der Dicke grunzte und blickte verstört mit runden puppenblauen Augen aus einem verschlafenen Kindergesicht, an dem ein Vollbart hing. „Ich bin

Digitized by Google

sofort unten!" sagte er und warf sich auf die andere Seite. Aber das half ihm nichts, er wurde energisch ins tätige Leben gerufen.

Sie hatten ungeheuren Hunger. Porsch, in elegantem Leinenanzug, war schon in den Ställen, inspizierte die Räucherei, der kleine Schlachtraum schwamm in Fett und stank, ein taubstummer Tagelöhner bediente die Öfen, Doktor Porsch unterhielt sich mit ihm in lebhafter Fingersprache.

Danach stiegen die drei Herren mit ihren dicken Baderollen zum Meer hinab. Dort standen in weißem Sand ein paar alte Strandkörbe, hinter denen sie sich auszogen, und darauf legten sie sich in die heiße gelbe Sonne und schmorten, bloß Porsch spazierte noch ein Weilchen in seinem herrlichen geblümten Bademantel, wie ein türkischer Pascha und fütterte die Möwen, die schon auf ihn warteten; dem Dicken hing nur ein rotes Badehöschen am muskulösen Männerleib, und Imelmann lag lang ausgestreckt auf dem Rücken und schwieg träge in den strahlend blauen Himmel hinauf, in dem ein paar dicke, weiße Wolken standen und wo die gierigen Möwen die weißen Flügel blitzernd regten — weitab, alles weitab, auch die übrige Welt weitab, am weitesten Dossen an der Spree und die Krähe, dachte er. Gab es das noch? Ein Traum. Unwirklich. Nur was greifbar und sichtbar ist, ist da. Und dann dachte er doch an die Mädchen, stellte sich vor, was sie jetzt machten, sah Dina ... ganz nahe, spürte ihren Hauch, von dieser heißen Strandsonne gewärmt und gelockert, und da überrann mit dem brennenden Sonnenschein eine andere Welle seinen Leib, überrieselte seine Haut bis zum Magen und vergrub sich da, daß er hätte brüllen mögen; er war so frisch, er war so stark, so jung in dieser himmlischen Luft und See-Entfesselung, er atmete die Luft mit allen Poren; stark und jung zum äußersten, zum Knien und Anbeten vorm Leben! ... Seine weitgeöffneten Augen brannten, ihr Spiegel wurde feucht, die Luft flimmerte weiß und silbern und seine Brust hob sich in langen, mächtigen, inniggierigen Atemzügen — so liegen, ewig, verschweben, verdämmern — verklingen in der silbernen, blitzenden Luft. Da schloß er die Augen und hatte sich lieb; alles wurde wieder ferner, wich zurück und war weitab, am weitesten die Krähe — wie selige, holdbelebte Gefilde, von denen man einen Augenblick köstlich geträumt; der heiße Sonnenschein summte, und die Möwen schrien, weh und gierig wie das Leben — fern.

„Hallo!" sagte der Türke Porsch, ließ den Schlafrock fallen und stand auf leichtgekrümmten Beinen mit bläulicher Wasserbrille und in schwarz und violett gestreiftem Badeanzug in der Sonne. Da öffnete Herr Imelmann die Augen, sah erst alles dunkler, fast schwarz, dann nüchtern grell, dann herrlich blau und golden, und am prächtigsten das Pörschchen, er sprang auf, versetzte dem Kleinen einen klatschenden Schlag auf die Rückseite und lief mit einem dionysischen Schrei ins Wasser, es stieg, stieg, kühlte, schreckte, nahm den Atem, dann warf man sich hinein wie in die weichen Arme einer Geliebten, die einen zauberisch brennend, warm und beseligend umschlossen. Er schwamm weit hinaus, Ladewig, der Triton, stürmte ihm mit mächtig greifenden blanken Armen nach, lange Wellen hoben einen hoch und ließ einen sinken, Gischt sprühte, man ließ sich tragen und fühlte sich gut und glücklich, war nur Leib, nur Atem und Augenblick im herrlichen Element, nichts weiter, ein seliges Tier, ein glückhaftes Wesen. Hinter ihnen zog gemächlich prustend mit glänzendem Robbenkopf Freund Porsch.

Zuzeiten, wenn sie die Weltlust stach, pilgerten sie in das üppige Weltbad, fünfundzwanzig Minuten Strandwegs ab. Dort stiegen die Damen mit Sonnenschirmen, Hüten, Strümpfen und Handschuhen ins Wasser und die Luft duftete wie ein Ballsaal, jede Achselbewegung entzündete Wohlgerüche. Porsch betrachtete sich das aufmerksam und gelassen durch seine große Brille, des Dicken Kinderaugen waren rund und veilchenblau vor Entzücken, und manchmal lachte er grundlos laut und hell und saß dann wieder ganz still mit behaglich zitterndem Bauch. Imelmann spürte ein Gemisch von Widerwillen und Bangen und sehnte sich heftig etliche Male nach seinem Zeichenbuch, um ein paar gehässige Striche zu machen, denn manches, vieles war ungeheuer lächerlich, gräßlich in dieser modischen Luxushaut, Fett schwankte, derbe Kehlstimmen verdunkelten den süßen Glanz der Perlen. Dazwischen aber schwebten schlanke, blonde und dunkle Wunder, die auf hohen Ephebenbeinen schritten — ja, ja, das wirkte hold und belebend, goß wieder Lebensmut und Zuversicht und Sehnsucht, Sehnsucht in Ader und Seele. Aber es war nicht so zuträglich für einen älteren Herrn, der einige Empfindsamkeiten vergessen, oder als belächelnswürdig und etlichermaßen gleichgültig abtun wollte — der seine Ruh' haben wollte, zum Teufel! sei' Ruh'! sei' Ruh'!

Man schüttelte es ab, man schwamm weit über den Strick hinaus, wohin sich die Hüte, Schirme, Handschuhe und güldnen Arm- und Knöchelbänder nicht trauten, wo junge Meer-

Digitized by Google

Blumenstilleben. Gemälde von Prof. Hans Purrmann
(Ausstellung der Freien Sezession 1923, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

weiber sich entfesselt mit jungen Tritonen tummelten, aber auch hier hatte das Wasser oft etwas Aufreizendes, als wüsche es den blanken Nixen eine brennende Essenz ab — ja, der ferne, einsame Badeplatz mit den schäbigen windschiefen Strandkörben, den schreienden Möwen und Porschs einsamer Schlafrockpracht war gesünder und erfrischender. Dies war ein Feriensodom.

Am Nachmittag aber, wenn sie nicht segelten oder in die kühlen Laubwälder gingen, wo sie die Jacken wie Handwerksburschen auszogen, und am Abend waren sie häufig einmal in dem wimmelnden, lichterfunkelnden Seebabel. Es gab hier gute, sogar vortreffliche Musik und man sah — sah — sah — o, ihr Tartüffes, man will immer mal wieder sehen, sehen, und auch in der Einsamkeit das vermaledeite, verdrehte, lasterhafte Leben belächeln, höhnen, spüren und schlürfen, und dann geht man schaudernd, gelangweilt und gewaltig überlegen durch die mit Sternen besteckte Nacht am ernst rauschenden, fahlschimmernden Meere heim. Vorher und hinterher ist man immer der bessere Mensch. Herr Imelmann fand mancherlei Stoffe, auch in und an sich selbst.

Heute waren sie wieder mit dem Segelboot draußen. Sie lagen sehr schräg, die Gaffelklaue knarrte über ihnen, und die steife Leinwand polterte. Schiffer Praehn mit struppigem, strohweißem Bart und Transtiefeln saß am Steuer und spuckte. So flogen sie hinaus. Die See war bewegt, sie sanken in Täler hinab und glitten über geschwungene, schäumende Hügel. Mitunter stand Praehn auf und machte einen furchtbaren Spektakel mit dem Segel; der Dicke, der in dieser starken Luft immer Muskelkraft loswerden mußte, half eifrig, und Porsch, in gelber Ölhaut, schwarzem Südwester und hohen Stiefeln, stand wie der Fliegende Holländer emsig daneben und rauchte eine Stummelpfeife.

Herr Imelmann saß vorn im schweren Kahn und schaute auf die besonnte Weite, das Wasser war grün wie dickes Flaschenglas, ferne Rauchfahnen lagen als schwarze Striche in der Luft und darunter kroch schwer und langsam ein Dampferchen. Die Luft wurde freier, leichter, salziger hier draußen, winzig klein schimmerte rückwärts der wüstengelbe Streifen des Lasterbadestrands mit seinen bunten, kribbelnden Punkten und heiter kindlichen Fahnenklecksen — dahinter gleißten die öden, hohen weißen Kulissen der Karawansereien und die lächerlichen Villentempel der Lebenspfründner.

Herr Imelmann hatte den Arm aufgestützt und den Hut abgenommen. Der Wind flatterte wie ein knatterndes Tuch um sein Gesicht und durchdrang seine Kleider kalt und feucht bis auf die heiße Haut.

‚Noch weiter hinaus — noch weiter weg!' dachte er erfrischt, ergrimmt und beschwingt. Aber man war und blieb auch hier draußen in sich selbst gefangen, stieß sich die innern Flügel und mußte sie schleifen lassen. Unsinn! er hob sein Glas und beobachtete einen großen Raddampfer.

Der Dicke sang mit gewaltig tragender Stimme aus dem Fliegenden Holländer, den er in hellgelber Fassung und wohlig träumerisch als Doktor Porsch vor sich hatte. Praehn machte runde, andächtige Augen, legte die haarigen Pranken mit den dicken rissigen, gelben Hornnägeln breit auf die Knie und saß wie in der Kirche, denn das war sicher kein Spaß, der Herr sang mit leidenschaftlichem, stürmischem Ernst. Am Bug spritzte der Gischt, und dann sank man in ein Tal, Imelmann saß tief unten, und hoch oben mit wehender Ölhaut stand der fliegende Porsch. Nun stiegen die flackernden Kehllaute venezianischer Gondellieder auf, klanggierig schmachtend und theaterwild, und plötzlich sang Ladewig leise und schwellend in dem Knarren der Gaffel und dem Donnern der harten Leinewand, als stünde er hoch im Mast, dann, stark und inbrünstig wiederholend, daß es einen überschauerte und ins Mark drang: „Westwärts schweift der Blick; ostwärts streicht das Schiff. Frisch weht der Wind der Heimat zu: mein irisch Kind, wo wei—lest du?" Herr Imelmann stützte sich breiter auf, lag mit dem Oberleib auf dem Bootsrand, daß ihm der Gischt hart und kalt ins Gesicht sprühte. Weiter, Dicker, weiter! Und er schloß vor dem scharfen Meerwind die Augen, daß sie tränten, und spürte den Wind bis in das Blut hinein brausen. Mein irisch Kind, wo weilest du? — —

Porsch kam schräg nach vorn und setzte sich zu Imelmann. Gleißende Möwen segelten seitwärts aus der besonnten Unendlichkeit heran und kreisten schreiend über ihnen. „Das ist besser als das da drüben!" sagte Porsch laut und zufrieden mit rauschender Ölhaut. Imelmann knurrte und stützte die Hand fester gegen das Kinn. Singen, Dicker! sing weiter! Praehn saß kirchenstill am Steuer und schob verschwiegen einen neuen Stift in die Backentasche, spuckte und lauschte, und plötzlich sah er mißtrauisch in die Höhe, stand derb auf und begann polternd an den Tauen zu ziehen, das Boot tanzte wie eine Nußschale, dem Dicken schwollen die Muskeln und Adern, sie wendeten und dann kreuzten sie zurück.

Herr Imelmann blickte mit erwachten Augen ins Boot. „Ja, Porsch. Wir nehmen gleich Kurs auf die Seebrücke." Er spürte

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

weiber sich entfesselt mit jungen Tritonen tummelten, aber auch hier hatte das Wasser oft etwas Aufreizendes, als wüsche es den blanken Nixen eine brennende Essenz ab — ja, der ferne, einsame Badeplatz mit den schäbigen windschiefen Strandkörben, den schreienden Möwen und Porschs einsamer Schlafrockpracht war gesünder und erfrischender. Dies war ein Feriensodom.

Am Nachmittag aber, wenn sie nicht segelten oder in die kühlen Laubwälder gingen, wo sie die Jacken wie Handwerksburschen auszogen, und am Abend waren sie häufig einmal in dem wimmelnden, lichterfunkelnden Seebadel. Es gab hier gute, sogar vortreffliche Musik und man sah — sah — sah — o, ihr Tartüffes, man will immer mal wieder sehen, sehen, und auch in der Einsamkeit das vermaledeite, verdrehte, lasterhafte Leben belächeln, höhnen, spüren und schlürfen, und dann geht man schaudernd, gelangweilt und gewaltig überlegen durch die mit Sternen besteckte Nacht am ernst rauschenden, fahlschimmernden Meere heim. Vorher und hinterher ist man immer der bessere Mensch. Herr Imelmann fand mancherlei Stoffe, auch in und an sich selbst.

Heute waren sie wieder mit dem Segelboot draußen. Sie lagen sehr schräg, die Gaffelklaue knarrte über ihnen, und die steife Leinwand polterte. Schiffer Praehn mit struppigem, strohweißem Bart und Transtiefeln saß am Steuer und spuckte. So flogen sie hinaus. Die See war bewegt, sie sanken in Täler hinab und glitten über geschwungene, schäumende Hügel. Mitunter stand Praehn auf und machte einen furchtbaren Spektakel mit dem Segel; der Dicke, der in dieser starken Luft immer Muskelkraft loswerden mußte, half eifrig, und Porsch, in gelber Ölhaut, schwarzem Südwester und hohen Stiefeln, stand wie der Fliegende Holländer emsig daneben und rauchte eine Stummelpfeife.

Herr Imelmann saß vorn im schweren Kahn und schaute auf die besonnte Weite, das Wasser war grün wie dickes Flaschenglas, ferne Rauchfahnen lagen als schwarze Striche in der Luft und darunter kroch schwer und langsam ein Dampferchen. Die Luft wurde freier, leichter, salziger hier draußen, winzig klein schimmerte rückwärts der wüstengelbe Streifen des Lasterbadestrands mit seinen bunten, kribbelnden Punkten und heiter kindlichen Fahnenklecksen — dahinter gleißten die öden, hohen weißen Kulissen der Karawansereien und die lächerlichen Villentempel der Lebenspfründner.

Herr Imelmann hatte den Arm aufgestützt und den Hut abgenommen. Der Wind flatterte wie ein knatterndes Tuch um sein Gesicht und durchdrang seine Kleider kalt und feucht bis auf die heiße Haut.

‚Noch weiter hinaus — noch weiter weg!' dachte er erfrischt, ergrimmt und beschwingt. Aber man war und blieb auch hier draußen in sich selbst gefangen, stieß sich die innern Flügel und mußte sie schleifen lassen. Unsinn! er hob sein Glas und beobachtete einen großen Raddampfer.

Der Dicke sang mit gewaltig tragender Stimme aus dem Fliegenden Holländer, den er in hellgelber Fassung und wohlig träumerisch als Doktor Porsch vor sich hatte. Praehn machte runde, andächtige Augen, legte die haarigen Pranken mit den dicken rissigen, gelben Hornnägeln breit auf die Knie und saß wie in der Kirche, denn das war sicher kein Spaß, der Herr sang mit leidenschaftlichem, stürmischem Ernst. Am Bug spritzte der Gischt, und dann sank man in ein Tal, Imelmann saß tief unten, und hoch oben mit wehender Ölhaut stand der fliegende Porsch. Nun stiegen die flackernden Kehllaute venezianischer Gondellieder auf, klanggierig schmachtend und theaterwild, und plötzlich sang Ladewig leise und schwellend in dem Knarren der Gaffel und dem Donnern der harten Leinewand, als stünde er hoch im Mast, dann, stark und inbrünstig wiederholend, daß es einen überschauerte und ins Mark drang: „Westwärts schweift der Blick; ostwärts streicht das Schiff. Frisch weht der Wind der Heimat zu: mein irisch Kind, wo wei—lest du?" Herr Imelmann stützte sich breiter auf, lag mit dem Oberleib auf dem Bootsrand, daß ihm der Gischt hart und kalt ins Gesicht sprühte. Weiter, Dicker, weiter! Und er schloß vor dem scharfen Meerwind die Augen, daß sie tränten, und spürte den Wind bis in das Blut hinein brausen. Mein irisch Kind, wo weilest du? — —

Porsch kam schräg nach vorn und setzte sich zu Imelmann. Gleißende Möwen segelten seitwärts aus der besonnten Unendlichkeit heran und kreisten schreiend über ihnen. „Das ist besser als das da drüben!" sagte Porsch laut und zufrieden mit rauschender Ölhaut. Imelmann knurrte und stützte die Hand fester gegen das Kinn. Singen, Dicker! sing weiter! Praehn saß kirchenstill am Steuer und schob verschwiegen einen neuen Stift in die Backentasche, spuckte und lauschte, und plötzlich sah er mißtrauisch in die Höhe, stand derb auf und begann polternd an den Tauen zu ziehen, das Boot tanzte wie eine Nußschale, dem Dicken schwollen die Muskeln und Adern, sie wendeten und dann kreuzten sie zurück.

Herr Imelmann blickte mit erwachten Augen ins Boot. „Ja, Porsch. Wir nehmen gleich Kurs auf die Seebrücke." Er spürte

Digitized by Google

jählings eine Sehnsucht nach Menschen wie nach einem Einsamkeitsexzeß — nach bunten, holden Menschen, die lachend sprachen und die Glieder anmutig und betörend in losen, zarten Kleidern, frisch von der meeresfeuchten Haut darunter, regten. „Nach der Seebrücke, Meister Praehn!" schrie Herr Imelmann munter, reckte gebieterisch den Arm und zündete sich die erkaltete Pfeife wieder an und ging schwankend im Boote spazieren. Leider konnte man nicht singen, aber schreien hätte man können vor Wohlgefühl und neuer Lebensspannung, brüllen hohohoho! Er tat es und schlug dem Dicken gewaltig auf die starke Schulter. So war der Mensch. Ungleich sind die Stunden.

Gegen Abend saßen sie unter kleinen grünen Bäumen in den Anlagen, wo die Berliner Philharmoniker spielten. Vor ihnen promenierten die Leute, Botokuden und Botokudinnen, neben ihnen auf den dicht stehenden Stühlen lehnten schlanke weiße Frauen und Mädchen; Herr Imelmann war still, eine von ihnen war groß und hatte sanft abfallende, königliche Schultern, ihre Haut war lichter, verräterisch weiß unter dem leichten Goldton der Seefärbung, ihre Brauen waren dunkel und schön und über den innern Augenwinkeln reicher. Sie lauschte lächelnd mit einem weich geschwungenen Mund. Einmal bewegte sie sich, und da gab es ein feines Geräusch unter dem Batist, als knacke eine Sehne. Ein lächerlicher Ton, aber er erschütterte Herrn Imelmann. Er stand auf.

„Wir wollen heimgehen," sagte er ernst.

Er wollte den Mädchen noch heute einen Brief schreiben. Er hatte ihnen lange nicht geschrieben, überhaupt nicht. Nur einmal eine Karte mit einer boshaften Karikatur von sich, Porsch und dem dicken Gustav Ladewig geschickt. Der Brief würde auch heute nicht lang werden, nein. Immerhin, er mußte ihn schreiben; er hatte dieses Bedürfnis und zugleich das sichere Gefühl, als hätte er sich das schon längst vorgenommen.

So weilten sie fast vierzehn Tage hier und vergaßen der Zeit und etlicher persönlicher Beschwerden.

Eines Abends erklärte Herr Imelmann, daß er nun wieder heim müsse. Er hätte einen Brief bekommen. Eigentlich waren es drei Briefchen; am kürzesten hatte sich Helwine gefaßt, am ausführlichsten hatte Hanne mit ihrer raschen, stetigen Handschrift berichtet, und am nettesten hatte wohl Dina geschrieben, mit steilen, anmutig gezogenen Buchstaben, wie sie die anspruchsvollen Damen heute lieben — jahaa. Er war allein mit langen, belebten Schritten nach dem Strand hinab gegangen, hatte sich abseits in eine tiefe Sandkute in die heiße Sonne gelegt, kein Mensch konnte ihn sehen, und hatte nach einer Weile den Brief, die Brieflein aus der Tasche gezogen. Hm — Helwines Epistel roch nach Tinte, Hannes herzliche Lebensschilderung leicht nach Veilchen, nicht weiter bemerkenswert, aber Dinas Brieflein duftete rein, köstlich durchdringend und zart nach Heliotrop — gar nicht alltäglich, Gott behüte, es war der neueste, feinste Duft; man konnte den Brief mit geschlossenen Augen lesen, und er blieb einem in den Fingerspitzen, daß sie gesegnet und geweiht waren. Sie berichtete unter anderm, daß sie sich immer nach Tisch in seine Werkstatt zurückzuziehen liebe und in seinem großen Stuhle läse oder auch schlummere, wenn es nötig wäre; dort wäre es am stillsten, kühlsten, Sanktuarium, eine Luft, die ihr wohltäte und die sie zu sich selber brächte: Man müsse am Tage immer einmal allein sein, schrieb sie mit ihren hübschen, steil verschwiegenen Buchstaben. Das liebe Mädchen. Sanktuarium, schrieb sie; am kühlsten, stillsten. — Sie sollte den Stuhl nicht wieder zurechtrücken! So, wie sie ihn bei ihrem Rasten rückte, so stand er recht, so sollte er bleiben, sie sollte auch anderes verrücken, Spuren hinterlassen, der Teppich, den ihr Fuß verschob, war heiliger Boden — hm. Der Heliotropduft war zu zart und zu stark, förmlich betäubend in dem Sonnenbrand. Die silbernen Stranddisteln zitterten in dem heißen Wind. Die See rauschte eintönig und schwer mit immer gleichem, abschließendem Zischen. Er sah sie nicht in seiner Mulde. Er sah in den heliotropfarbenen Himmel hinauf — alles heliotropblau, und legte die Hand mit dem Brief, zum Schutz gegen die Sonne, auf die Augen. So schlief er ein.

Er war sehr gestärkt und sehr rot, als er wieder zum Vorschein kam, war laut, ungeheuer zerstreut und unternehmungslustig.

An diesem Abend erklärte er nach einigem Schweigen, während um ihn her Musik rauschte, Licht flutete, Menschen schwatzten, daß er wieder zurück müsse... Es täte ihm leid ... kurzweg und nachdenklich. Seine Arbeit — die Redaktion — die Zeitung.

„Wann dachten Sie?" „Morgen —" sagte Herr Imelmann.

„Wir fahren natürlich zusammen. Mein Urlaub läuft am Montag ab. Es ist dir doch recht, Dicker?"

Der sah mit seinen runden Kinderaugen von einem zum andern, er dachte niemals angestrengt oder über Gebühr beunruhigt über des Lebens Dinge, die außerhalb der Musik lagen, hinaus, und war mit jeder Lebenslage und Aussicht zufrieden. Nur den

Digitized by Google

Augenblick ließ er sich nicht gern stören, und der war jetzt höchst erbaulich. Sie stießen klingend an, hatten einander lieb und waren boshaft gegen die andern. Bloß Herr Imelmann spürte manchmal einen Stachel der Reue in sich, als hätte er vorzeitig etwas aufgegeben, gestört — eine kluge Vorsicht, eine weise Gefaßtheit mutwillig zerstört, und fühlte eine wachsende, unweise Beklemmung.

⁂

Am Sonnabend in der Dunkelheit erschien Herr Imelmann wieder in der Krähe, gebräunt, lebhaft, erfrischt und eigentümlich mitteilungsbedürftig. Ja, auch das hier war doch außerordentlich hübsch!

Die Damen saßen unten im Wohnzimmer um den runden Tisch unter dem rot und violett gefleckten Lampenschleier. Die Fenster waren offen, auf dem Tisch stand der braune japanische Spankorb mit Birnen und Gravensteinern. Ein erfreuliches Bild, Herr Imelmann sah es vom Hofe. Sie hielten die Köpfe gesenkt und plauderten, Dina strickte etwas Jadegrünes, Bücher und Zeitungen lagen da. Er hatte seine Rückkehr nicht angemeldet, er hatte eine Karte schreiben, dann telegraphieren wollen; zuletzt hatte er auf einer Karte gezeichnet, wie er mit stürmischen Schritten, von behäbigen Tritonen, die Porsch und Ladewig ähnlich sahen, und von schlanken Nixen verfolgt, heimwärtsstürmte; die Karte hatte er heute morgen eingesteckt, sie würde also morgen früh mit der ersten Post kommen.

Golo war vermutlich auf Liebespfaden, Herr Imelmann konnte sich ungestört dem Hause nähern. Ein friedliches Bild, kein Botokudenlärm, der mit dem singenden Meeresrauschen und dem harten Eisenbahngeknatter noch in seinen Nerven schwang; eine klare und warme, schlicht erinnerungsreiche Luft, die einen mütterlich umschloß. Man hatte sie für eine Weile unwiederbringlich versäumt.

Sie lachten. Helwine griff nach einer Birne und biß hinein. Hanne saß sehr gerade und machte akkurate Stiche. Dina, die zwischen ihnen saß, und auf derem braunen Haar das Lampenlicht besonders weich und farbig lag, betrachtete mit geneigtem Kopf ihre Arbeit, ihre Hände schimmerten hell in dem Lichtkreis auf der grünen Wolle. Nun hob sie das Gesicht und lauschte beunruhigt zum Fenster hin.

Ein Schritt hatte im Sande geknirscht, und nun lehnte ein bärtiges, verbranntes Männergesicht im Fenster.

„O Gott!!“ Helwine blieb der Bissen in der Kehle stecken, Hanne erschrak; Dina saß noch gerader aufgerichtet und blickte mit großen, starren Augen zum Fenster. Was für Augen das Mädchen hatte, sie drangen einem ins Innerste.

„Guten Abend.“

„Guten Abend, Onkel Hannes,“ sagte Helwine gemütlich und schluckte den stockenden Bissen zu Ende. „Bist du denn zurück?“

„Ich glaube,“ sagte er zärtlich und legte die Arme breiter ins Fenster. „Habt ihr meine Karte nicht bekommen?“

„Nein, Papa!“

„Schon möglich.“

Nun kam er ins Zimmer, das ihm niedriger dünkte als sonst, stellte den Ledersack auf den Stuhl an der Tür, legte den Hut darauf, gab Hanne einen väterlichen Kuß, gab Helwine die Hand und einen Kuß und gab Dina die Hand, küßte die Hand, nichts weiter. Er erinnerte sich: einmal — es war eine zu süße, schwere Speise gewesen.

Dann saß auch er an dem Tisch, und das war wundervoll.

Ja, es ginge ihnen gut. Auch in Riezke war alles in Ordnung. Dina ritte jetzt mit Herrn Heydecker weiter hinaus, ohne Leine; er male sie auch und Wanda, das Pferd, aber auch allein. Male sie — soso, das Pferd. Er hörte darüber hin. Nett das, sie wußten zu leben; sie saß da, als wiege sie sich auch jetzt im Sattel.

Und Fritz Wiese und die andern? Nun wurde Helwine über den dicken, blonden Brauen röter. Sie machte ein vollkommen gleichgültiges Gesicht und einen noch volleren Mund, unglaubhaft hochmütig, so wie sie es früher einmal bei Fräulein Alice Pambusch, Schule für Grazie und Tanz in Dossen, mit geringem Erfolge gelernt hatte, und berichtete kurz.

„Das ist ja prächtig,“ sagte Herr Imelmann.

Leo ... sie lächelten. O, der angenehme Leo wäre vorige Woche in voller Schönheit ins tiefe Wasser gefallen, drüben im See, hinter der Wiese; er hätte zu ihnen in den Kahn springen wollen, ganz gegen seine gemessene Art, elastisch und kühn, trotz ihrer Warnung, aber der Kahn wäre abgeglitten; nahezu eine Katastrophe; Billa wäre totenblaß geworden und hätte leise gejammert, wäre kaum zu erkennen gewesen, weitab von ihrer schönen Ruhe, hätte fast die Hände gerungen, Helwine — unglaublich — hätte geschrien: „Da sinkt er hin in Fleischespracht!“ und Dina hätte darüber lachen müssen und Leos mit Lebensgefahr ergriffene Hand zum Glück für sie beide wieder losgelassen. Es wäre recht komisch gewesen, weniger für Leo, der doch sehr eitel sei und zwischen den Weiden mit einem

Bein ins Wasser geraten wäre. Fräulein Zeese hätte ihn in ein paar Imelmannsche Hosen, Strümpfe und Stiefel gehüllt.

Ja, es gab auch hier Wasser. Man durfte den Rücken nicht wenden. Dina hatte herzlos laut gelacht, und Billa hatte bleiche, kleine Schreie ausgestoßen und die weißen, verliebten Hände gerungen.

Sososoſo. Das hatten sie alles erlebt inzwischen.

Also Dina ritt mit Heydecker in Flur und Wald, auf der frommen Wanda, schlank und stolz. Das konnte er sich vorstellen: mit wippendem, weißem Strohhut, ländlich sorglos, auch das war sie gern — nicht bloß Dame und ‚Weib‘. Und jener malte sie seit kurzem, warum nicht? Die Hummeln wußten zu leben, Honig zu schlecken und dazu zu summen und zu schlendern. Sollten sie hier Strümpfe stricken?

Und das ‚Buch‘, Hanne? Ja, auch danach mußte mit milder Strenge und väterlicher Teilnahme gefragt werden.

Man käme vorwärts, trotz einer augenblicklichen Stockung oder Krise, berichtete Hanne; auch ihr Gesicht hatte einen röteren Schimmer vom Lampenschleier oben und war tiefer über die Arbeit geneigt.

Es war unwahrscheinlich, daß Herr Imelmann heute morgen noch die See hatte rauschen hören und schäumen sehen in Freund Porschs und des guten Dicken erbaulicher Nähe — unwahrscheinlich, daß er vor kurzem noch hierher gedacht hatte, im heißen Sande liegend, einen Brief in der Hand oder auf dem Gesicht, der nach Heliotrop duftete! Dieser Lebenshauch war ihm jetzt näher.

Danach stand er würdig wieder auf, um auch anderwärts nach dem Rechten zu sehen.

Er schloß drüben die Tür der Werkstatt laut auf und machte geschäftig Licht. Hier also, so entsann er sich, hatte Dina nach Tisch gesessen, hatte gelesen, geträumt, auch einmal geschlummert, reizend geschlummert, ‚so weit es nötig war‘. Sanktuarium. Zufluchtstätte zu Sammlung und Einkehr. Nein, nichts war verrückt, keine Teppichfalte zu sehen, ihre Hände, ihre Füße hatten alles wieder geordnet. Er runzelte die Stirn und war unzufrieden mit dieser sauberen Leere — mit dieser peinlich unpersönlichen, toten Ordnung.

Aber da lag noch ein Buch; das lag vermutlich noch für morgen da, sie hatte sich hier eingerichtet. Das freute ihn von neuem. Er nahm in dem Stuhle Platz, streckte die Beine von sich und nahm das Buch zur Hand. So saß er eine Weile untätig und hatte eine deutliche Vorstellung von sich selbst mit ausgestreckten Beinen im Ohrenstuhl, das Buch auf dem Magen. Es gab, so erinnerte er sich flüchtig, ein Bild vom edlen Donquichote ... ja, ja, das gab es. Er warf das Buch flach auf den Tisch zurück, daß es darüber hinglitt und hart zu Boden fiel, das tat ihm leid. Er stand mit umwölkter Stirn auf und sah auf einen großen Haufen lästiger Postsachen, die neben ihm auf dem Tisch lagen. Da dachte er mit einer Art grimmiger Sehnsucht an Porsch und Ladewig, an Köwe, Schiffer Praehn, an die strahlende, rauschende, salzig wehende Feriensee zurück, in deren Licht und Luft man die Welt mit anderen Augen sah, an Möwengeschrei, Segelgeknatter, an Seeberlin und Botokudien, wo um diese Stunde die weißen Mädchen unter den kleinen, grünen Bäumen saßen. Das hier war wieder Alltag. Unverrückt und unverändert dies alles hier und er selbst mit seinen hundertunddrei Beklemmungen und kleinlauten Selbstbespähungen. So war das immer. Er versuchte pfeifend ein weises, zynisches Gesicht zu machen und reckte die ausgeruhten, kräftigen Arme, um, ja sich selbst mit — Ehrerbietung zu begrüßen.

⁂

Der heiße Feriensommer hatte die Menschen unruhig und unternehmungslustig gemacht. Das war sein gutes Recht.

Selbst Doktor Lutze hatte eines Tages für eine Weile die Feder ausgespritzt, so daß sein Gesicht sich sacht rötete und die schlimmen Herzattacken vergessen waren, sie hatten hier draußen nahezu ganz aufgehört. Er war mit den andern außerordentlich jung gewesen, auf seine besondere Art, ein wenig bequem, lächelnd, mit klug gespitztem Wort und immer gern einmal abseits gehend.

Allein, er war ein schlechter Schläfer, der sich des Nachts erhob und am Fenster tief die kühle, reine Luft einatmete, den weiten Sternenhimmel betrachtete und seine unendliche Ruhe genoß — die Natur rein und mit metaphysischem Hintergrund. Er lauschte dann auch auf das Rauschen der Bäume, auf die seltsam erregenden, fernen Naturlaute des Kampfes und der Liebe nächtlicher Tiere in der tiefen Stille. Und mitunter hörte er leichte Schritte knirschen, ein Flüstern und Lachen zwischen den Büschen und Bäumen. Dann wurde sein Gesicht streng und spöttisch. Die Natur schlief nie, kam nie zur Ruhe, nicht in Kampf und Liebe; das Leben wuchs dauernd, grausam und brünstig, und er stand einsam und still an seinem Rande, mit einiger Bitterkeit und Sehnsucht lauschend. Dann las er noch ein paar Sätze in seinem Freund Lichtenberg, der auch ein

Digitized by Google

brüchiger, abseitiger und obendrein häßlicher Mensch gewesen oder in einem andern überlegenen Geiste, zimmerte mit behutsam prüfenden Händen an seiner Weltanschauung, die immer bedrängt, vom Leben bedroht wurde und deren Hilfen dem gefährlichen, belächelten und geliebten Leben gegenüber ihm unentbehrlicher dünkten als unbesorgteren Menschen.

Mitunter begleitete er des Abends seinen Freund Heydecker ein Stück, der, das Gewehr an der Schulter, weiterging oder sich sein Pferd herausholte; der zierliche, schlanke Mann stand dann in den Feldern und sah die dunkle Silhouette in der Ferne verschwinden oder hörte den Hufschlag verklingen, wissend, spöttisch und doch mit etwas müderem Gesicht. Er ging langsam, einsam und nachdenklich zurück und noch lange in den dunklen Wegen, saß auf der Bank am Teich, auf dem das Mondlicht flimmerte, hörte den Fröschen zu und den späten Grillen und spürte wieder das Ziehen im Herzen und die Bitterkeit ... Dann dachte er sehr klar an Hanne Imelmann. Sah sie hell sich aus den dunkeln Wegen herausbewegen, in dem silbernen Lichtnebel überm Teich schweben; dann stand er auf und strich mit einer raschen Bewegung das Haar aus der weißen Stirn. Nun hörte er überempfindlich alle Geräusche, jedes Knistern in den Büschen, jedes ferne Knirschen im Kies, jedes Schreien und Locken der Kreatur und jedes Lachen in der Ferne. Ein paarmal ertönte weit drüben hinter den Leutewohnungen Mädchengesang, mehrstimmig und getragen, dann brach er ab, die Stille war wie ein Schmerz um ihn.

Konnte man nicht mitlachen und mitsingen? flog es ihm durch den Sinn. Nein, man war ein Patrizier des Geistes geworden; fern und scheu durch Krankheit, feige vor dem unbekümmerten Leben, ungeschickt und blöde vor Besonderheit und vor immer wacher Bewußtheit. Er verachtete sich ein bißchen. ‚Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen, das gilt von Leib und Seele — ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien‘, sagte sein Freund Lichtenberg. Ja. Er lächelte verächtlich und stand sehr gerade in dem blassen Mondlicht mitten auf dem Wege. Und er sah wieder eine zarte, helle Gestalt auf dem Wege schweben. Es war doch ein Unterschied, dachte er erregt und zornig. Ein Mysterium und eine Holdheit. Seine Stirn war heiß.

Die beiden Jugendfreunde waren merkwürdige Gegensätze in allen physischen Dingen, und jeder bespöttelte das Zuviel oder Zuwenig des andern. Da hatte Lutze eines Tages in dieser letzten Zeit beobachtet, wie Heydecker mit Dina Hamacher von den Türcker Wiesen herüberritt; es war flott gegangen, Stute war ein braves Tierchen, Heydecker hatte seinen mageren Falben zurückgehalten, aber plötzlich, nach einem kurzen Ruf war er von ihr losgezogen, und die fromme Wanda hatte hart den Schritt gewechselt und war dem hübschen Falben nachgaloppiert, bis an die Koppel heran, die Hofmädchen lachten und riefen, Plate strich besorgt und schmunzelnd seinen Bart und kniff ein Auge zu, Frau Dina schien erschrocken und ängstlich; dann schien es ihr einerlei, ob sie fallen würde, sie mochte gewiß nicht lächerlich aussehen in dieser harten, gewaltsamen Bewegung, die jeden Willen zerstieß und zerbrach, sie lehnte sich zurück und riß an den Zügeln; es hatte bloß eine Minute gedauert, dann stolperte die Stute, sofort parierte er und griff in ihre Zügel und halb um Dinas Gestalt, und dann hob er sie mit kurzem Lachen, dicht und fest an sich herab; da war sie noch blasser gewesen.

„Warum tatest du das?“ hatte Lutze gefragt.

Heydecker hatte schmal vor sich hingeblickt· „Sie muß doch einmal Mut zu sich selbst gewinnen, Kleiner,“ und Lutzes Blick war hell über das hochmütige, hübsche Gesicht des Freundes hingeglitten.

Heydecker hatte früher einmal bittere Worte über seine Gouvernantenerziehung unter einer launischen Mutter gesprochen, als wäre das nicht gut für sein rasches, leicht entzündliches Blut gewesen. Seine Stiefbrüder waren erheblich älter, Herren mit energischen, breiten Händen und festen Backen und Kinnen. Lutze kannte auch die Geschichte seiner Ehe und seiner Frau, der ‚Gräfin‘, einer hohen, schmalrassigen Blondine mit blauen, kühl flimmernden Augen, stolz und festlich, durch ängstlich puritanische Erziehung herb, scheu, empfindlich und selbstgerecht; nicht so leidenschaftlich hingegeben, wie er es wohl wünschte. Das hatte ihn — unzuverlässig gemacht. War er überhaupt auf die Dauer zu fesseln? Es kam auf die Frau an — nun ja. Er liebte sie vielleicht noch und sie ihn. Wenn auch gerade in diesen Wochen alles auf Biegen oder Brechen stand. —

Auch der angenehme Leo Nippold verlebte seine Ferien in Dossen und stand in allerhand zarten Erwägungen. Papa Hehn, der ihn schätzte, hatte ihm kürzlich in einer vertraulichen Stunde in der Krone von gewissen Importgeschäften während des Krieges erzählt und von der Börse geplaudert —

Digitized by Google

kurzum, der Villavater war durchaus kein leichter Mann, was übrigens für Leo bloß den Untergrund einer ‚unumgänglichen Wertergänzung' bedeuten konnte. Villas Benehmen neulich auf dem See hatte ihn zuinnerst, ja, aufrüttelnd berührt; und oft wirken solche kleinen, gewissermaßen lächerlichen Zufälle geheimnisvoll Fäden oder Maschen ins Schicksalsgewebe . . .

Nun aber waren die lieblichen Ferien für die Mehrzahl leider zu Ende. Morgen begann fast überall wieder Arbeit und Plage, auch in Riezke, wo man eine Pause gemacht hatte. Dina würde heimkehren.

So waren die Freunde heute noch einmal beisammen.

Man nahm das Spalierobst im Krähengarten ab, duftende, herrliche Äpfel, eine symbolische Tätigkeit, wie Leo in gewinnender Emsigkeit dachte.

Das gab ein bewegtes Leben auf der Wiese und im Garten. Leitern wurden angelegt. Oben standen die Herren, unten die Damen. Mitunter stieg man in den Baum hinauf. Helwine saß mit in den Zweigen. Und Herr Imelmann stelzte inspizierend umher und war unzufrieden, wenn er Dinas Baum den Rücken kehrte. Er kümmerte sich nicht um sie, fast gar nicht. „Sieh mal, Onkel Imelmann," sagte sie wie ein großes, schönes Gör und lachte ihn strahlend an, sie zeigte ihm einen prachtvollen, riesigen Gravensteiner. Er wollte eben zerstreut vorübergehen, ganz gleichgültig gegen die beiden Leutchen. Nun blieb er förmlich gerührt stehen, sah die Hand, den Apfel, das Gesicht und hätte immerzu so stehen können — „ja, Dina, den schenke ich dir; weil du lieb und schön bist und weil du fort gehst," sagte er wie ein lieber, guter Onkel, und seine Stimme klang leise und traurig, daß ihr Lächeln langsam verschwand. Danach gab es Fische zu essen, die Zinke im kleinen See gefangen hatte, prachtvoll dicke, weißäugige Schleien mit frischer Petersilie in den verdrossenen Mäulern. Ein wahrer Segen. Dazu trank man Pfirsichbowle. „Darf man heut so bevorzugt sein?" fragte Fritz, der manchmal zu rasch sprach und erst hinterher grübelte, gegen Ende des Mahls, er war stark gesättigt von den fetten Fischen und belebt von der würzigen Bowle und sah über den Tisch hin herausfordernd die andern an; doch niemand antwortete, und Fritz ärgerte sich; auch über sich selbst und über die Beklemmungen seiner Magenseele.

Das Klavier stand im grünen Zimmer, das nach dem Garten lag.

Alle Fenster waren offen, die steifen, blassen Malven und die fetten, breiten Dahlien hörten andächtig zu. Hanne geigte mit strengem Gesicht etwas sauber Schwebendes von Grieg, Dina begleitete; Friedel Wiese sang etwas Schmetterndes, Kehliges und Tremolierendes, eine stürmische Ballade von Löwe und den ‚Leiermann'; Ivo Meyer hörte gelassen zu und betrachtete Dinas Profil zwischen den beiden Kerzenflammen, er war nicht übermäßig musikalisch, aber natürlich konnte er auch Klavier und ein bißchen Cello spielen. Er gab einen prächtigen Niggersong mit Ernst und Energie zum besten.

Auch Leo Nippold ließ sich hören; er war feurig gestimmt, er sang gefühlvoll und männlich, wobei er ein Doppelkinn machte, die Brauen zuckend bewegte und sich in der Höhe auf die linke Fußspitze hob. „Wenn ich von deinen Nächten träume im Mondschein, Geliebte . . ." und „Ich ging durch Wetter und Blitz, die schwä—ärende Qual im Herzen . . ." Es war sehr ergreifend. Helwine biß sich in die Lippen. Villa sah ihn bei den ausdrucksvollsten Stellen an und senkte dann den Blick wieder langsam, ihr Gesicht hatte einen weichen Ausdruck im Licht der grün verschleierten Lampe, und wenn er schwieg, räusperte sie sich leise und sagte mit starren Augen etwas Lächelndes, weil sie seinen Blick fühlte. Meta Zeese war tief bewegt und sah über dankbar und fest geschlossenem Munde die singenden Herren an.

Der Garten wurde immer stiller, und der Mond lugte neugierig durch die dunklen Bäume und stieg langsam höher.

Herr Imelmann setzte sich auf einen der weißen Holzstühle hinter den Beeten. Gerade dem Klavier gegenüber, das jenseits des Fensters stand. Die gelben Flammen der Kerzen waren steil und spitz und bewegten sich kaum, dazwischen war Dinas Profil. Sie war aufmerksam und ernst, auch bei den gefühlvollsten, stürmischsten Stellen, und ihre Hände griffen sicher und mit Kraft. Ein Menzelsches Bild — dachte er — zwischen den Kerzen und dem Glanz der Politur über den weißen und schwarzen Tasten. Leo hob sich wieder auf die Fußspitze und strömte seinen gebieterischen, aus rundgewölbtem Mund strömenden Bariton mit zuckenden Brauen über alle hin: „— mich schreckt nicht Blitz und We—tter — ich weiß, daß du mich liebst und um mich lei—edest . . ." Dina wühlte hart im Baß, hatte eine tragische Falte zwischen den Brauen und blätterte eilig um.

‚Die putzigen, jungen Leute!' überlegte Herr Imelmann. Da sitzen sie reglos vor diesen künstlichen, entsetzlichen Schmerzen, vor denen sie im Leben davonlaufen würden. Bloß Ivo schien skeptisch und leicht gelang-

Digitized by Google

weilt, schien Mitleid mit Dinas hübschen Fingern zu haben, runzelte die Stirn und betrachtete aufmerksam das zerfließende Fräulein Zeese, deren Busen unter einem tiefen Atemzuge wuchs.

Jetzt kam auch Friedel Wiese heraus, erhitzt vom Gesang, besonders vom eigenen und von der Bowle. Er fand, daß Leo sich lächerlich kraftvoll in Szene setzte und wahre Sirupsbäche vergoß, schamlos affektiert; Fritz sog heftig an einer Zigarette, verschluckte gierig den Rauch und blies ihn dünn von sich. Da sah er Onkel Imelmann mit langen Beinen auf seinem Holzstuhl sitzen.

„Sind Sie geflüchtet?" fragte er ironisch und verlegen, als hätte er seine Gedanken verraten.

Herr Imelmann rauchte seine Pfeife.

Fritz nahm in der Nähe auf einem ähnlichen Stuhl Platz. Die Stimmen drinnen schwirrten streitend auf, Dinas weicher Alt beherrschte das Chaos und dann sang Leo wieder.

‚Entsetzlich,' dachte Fritz. Er sah Helwinens Gesicht mit der kurzen Nase und den vollen Lippen, alles rosig und hell, am hellsten das seidig blanke Haar; sie schien weder Gram noch Ärger zu empfinden, nahm jede Stunde, wie sie fiel.

Der Mond stieg höher und besah sich die beiden. Das Blumenbeet begann zu flimmern und über den Weg legte sich ein bläulicher Hauch.

„Na Fritz. Wie steht es mit der Dame Paalzow?"

„Sie kommt in der nächsten Woche. Solche umfangreichen Damen brauchen Zeit zu allem. Aber nun bestimmt."

„Ist mir lieber so," sie hatten inzwischen wenig oder gar nicht darüber gesprochen, aber so dichtebei war man eben auch mal Onkel. Poi. Punkt.

Friedel war aufgestanden und langsam näher herangekommen. „Ich freue mich. Ich will selbst aus — aus all dem heraus — auch Helns wegen! Aus Halbheit und Versteckspielen und aus diesem ganzen gequälten und gehetzten Lodderleben — Herrgott!"

„Natürlich."

Auch Herr Imelmann stand auf und machte sein strenges Gesicht. Da drin war man nun wohl fertig. Dina hatte sich von dem Kasten abgedreht und hielt die Hände im Schoß, und Ivo sah zum Fenster heraus.

„Ist der Mondschein angesteckt?" fragte er. „Meine Damen und Herren, der Mondschein ist im Gange," sagte er zu den andern. Da kamen sie heraus. Die Damen gingen Arm in Arm, sehr dicht, wie überschauert vom Mondlicht, das ihr Haar silbern färbte und die Gesichter schön und bleich machte, die Lippen waren dunkel und die Augen hatten einen sehnsüchtigen Glanz. Leo, der alle Unrast ausgeströmt hatte, sah verklärt und entschlossen aus.

Sie schritten alle zum See hinab. Ivo Meyer wünschte hinauszufahren. Aber es war zu viel Wasser im Kahn. „Nein, danke," sagte Leo ernsthaft; „ich habe meinen besten Anzug an." Dann bog Leo mit Billa langsam nach der Wiese und nach Vater Zinkes Bohnenstangen ab. Wie still und friedlich es war. Kröten krochen aus den Erdbeerbeeten über den Weg. Im See unten quarrte mitunter ein Frosch, tief und melancholisch, und dann antwortete ein anderer Herr, aber die grünen, feuchten Burschen, deren Köpfe vereinzelt wie silberne Blasen auf dem Wasser lagen, waren heute meist stumm. Ein blasser Lichtnebel hing in der Luft und machte die Welt tagesklar, nur die Bohnen ragten dunkel und hoch.

Die anderen waren noch mit dem Boot beschäftigt, man hörte sie sprechen. Dina sah sich einmal mit großen, dunkeln Augen um. Hinter den Bohnen war ein breiter Schatten.

Nun schritt Heydecker neben Dina. Sie gingen alle ein Stück am See hin und dann zurück. An den Bohnen war es still. Wo waren Leo und Billa? Heydecker sprach halblaut, als wäre das in diesem Lichte natürlich; er bedauerte mit angenehm herzlich klingender Stimme, daß diese reizende Zeit morgen zu Ende wäre; man würde nun vermutlich weniger zwanglos sein, warum eigentlich? Auch das Bild wäre noch nicht fertig ... nein, es gefiel ihr nicht sehr; es war zu gewaltsam in der Farbe und im Ausdruck. „Ja, und Wanda?" fuhr er lächelnd fort; „sie wundert sich seit ein paar Tagen. Sie glaubt nicht, daß Sie furchtsam sind."

„Ich bin es auch nicht. Aber ich liebe es nicht, dazu gezwungen zu werden."

„Also abgeschworen?"

„Das ist ein zu großes Wort. Es gibt jetzt wieder Pflichten," sagte sie mit einem Lippenzucken.

„Sehr hübsch ... Sehen Sie, gnädige Frau, ich kannte einmal einen Herrn, der, gleichgültig unter welchen Umständen, einer schönen Frau ernsthaft zugetan war — und sie vielleicht auch zu seiner Freude gewonnen hatte. Er zeigte es ihr unverstellt, vermutlich zu rücksichtslos, unsentimental, unverlogen, aber da trat leicht ein spöttisches, kühles Lächeln auf ihre Lippen, erst scheu, empfindlich und ängstlich, vielleicht unehrlich, aber unbesieglich fremd, und zuletzt aufreizend und herrschsüchtig; das schuf Mißverständ-

Digitized by Google

nisse, Bitterkeiten und eine Kluft. Jener Herr fürchtete seitdem die leisen Gesten, die manchmal nur ein Lippenzucken sein können. Eine Anekdote, verzeihen Sie."

„Sehr merkwürdig," meinte Dina zerstreut. Warum erzählte er das? Das war lächerlich, das gefiel ihr nicht. Sprach er von sich selbst und seiner Ehe —? Er hatte leise und zuletzt spöttisch gesprochen, eigentümlich nahe.

Dina sah starr gespannt über die Buchenhecke in den Garten und ging dann stolz und fern neben ihm.

Nun saß Ivo Meyer mit seinen festen Händen am Klavier, die Mädchen dehnten sich rhythmisch und spürten eine Erlösung. Sie tanzten erst allein, Dina und Hanne, schritten und drehten sich auf ganz kleinem Raum, es war, als klängen ihre Glieder.

Die Herren kamen sich wie schwerfällige Kentauren vor, und Waldemar Lutze stand nahe der Tür, scheinbar voll friedlichen, lächelnden Behagens, und sah mit einem glückhaften Schmerz auf Hannes feinen Nacken, über dem das helle Haar zitterte. Das war schwer zu ertragen.

„Wir müssen hinein," sagte nun Leo, der nie die Form außer acht ließ, zwischen den Bohnen und lauschte. Auch Villa floß der Rhythmus ins Gefühl und entzündete eine noch süßere und übermütigere Melodie in Blut und Herzen. Leo hielt sie umfangen, ernst, schlicht, bloß noch ein Mensch, dem weh und heiß zumute war, und der nur noch von ferne beglückt und erhoben, als stünde er geborgen auf Felsgrund, an den goldsicheren Papa in der Apotheke am Markt dachte. In den Bohnen raschelte es, die Büsche auf der anderen Seite rauschten, durch ihre Zweige flimmerte von weit drüben das Licht des Hauses aus dem grünen Zimmer. „Wollen wir es gleich sagen, Liebling? Vielleicht erst morgen —" Villa lächelte gleichgültig; die Stille, Spöttische, scheinbar Bequeme legte die Arme um seine Schulter und die warmen, ernsten Lippen fest, stark und leidenschaftlich auf seinen Mund und küßte ihn lange. „Ach die andern!" Sie war herrlich — ein volles, köstliches Weib, jubelte es in Leo; seiner wert, durchaus wert!

Dann gingen sie hinein. Das Licht blendete, die Wände, Stühle, selbst die Töne, alles schien zu lächeln. Leo war befangen, so forsch er auftrat und zeigte seine Grübchen. „Tanz?" fragte er scharmant.

„Was ist?" fragten die Mädchen, nicht bloß mit den Augen, sie hatten sofort die rechte Witterung und waren eine Sekunde lang scheu, geblendet und fast erschrocken.

Villa nickte mit roten Wangen und verbiß ein Lachen, das wie ein Weinen mit glücksblanken Augen aussah. Da waren die Mädchen um sie, und Leo verneigte sich in einem fort und sah plötzlich wieder einfach und nett aus und doch darunter — unauslöschbar — großartig. Ivo Meyer spielte einen orchestralen Tusch, und Herr Imelmann, dem nun seine Pflichten als Hausherr schwer aufs Gewissen fielen, ging rasch hinaus zu Fräulein Zeese: „Ja, das hilft nichts, Fräulein Zeese, wir müssen eine neue Bowle ansetzen."

„Was ist denn —?" fragte sie erschrocken.

„Verlobung."

„Dina?"

„Wieso Dina?" sagte Herr Imelmann schroff. „Sie denkt nicht daran. Es gibt doch noch andere, die dazu geeignet sind, besser geeignet in diesem Fall."

„Gott sei Dank," sagte die Zeese gedankenlos. „Ja — ja — Villa — —" Und er ließ die irre redende Dame stehen.

Tatata — nun war man mit Leib und Seele dabei. Der brave, unermüdliche Ivo wurde mitunter abgelöst, was ihm zu gönnen war, denn er machte seine Sache vorzüglich.

„Nett so eine Verlobung," sagte er später einmal angeregt zu Dina, als sie die Hand auf seine Schulter legte. „Sie macht Menschen und Dinge gefühlvoller, zugänglicher, herzlicher finde ich. Schließt auf. Aber der Anlaß dazu ist vermutlich eine entschlossene Stegreifsache, muß es sein. — Was meinen Sie dazu?"

„O nein. Das gibt es nicht immer. Meist ist es ganz anders."

„Lange Vorbereitung nötig?"

„Sehr lange, Doktor Ivo ... Mitunter hoffnungslos lange."

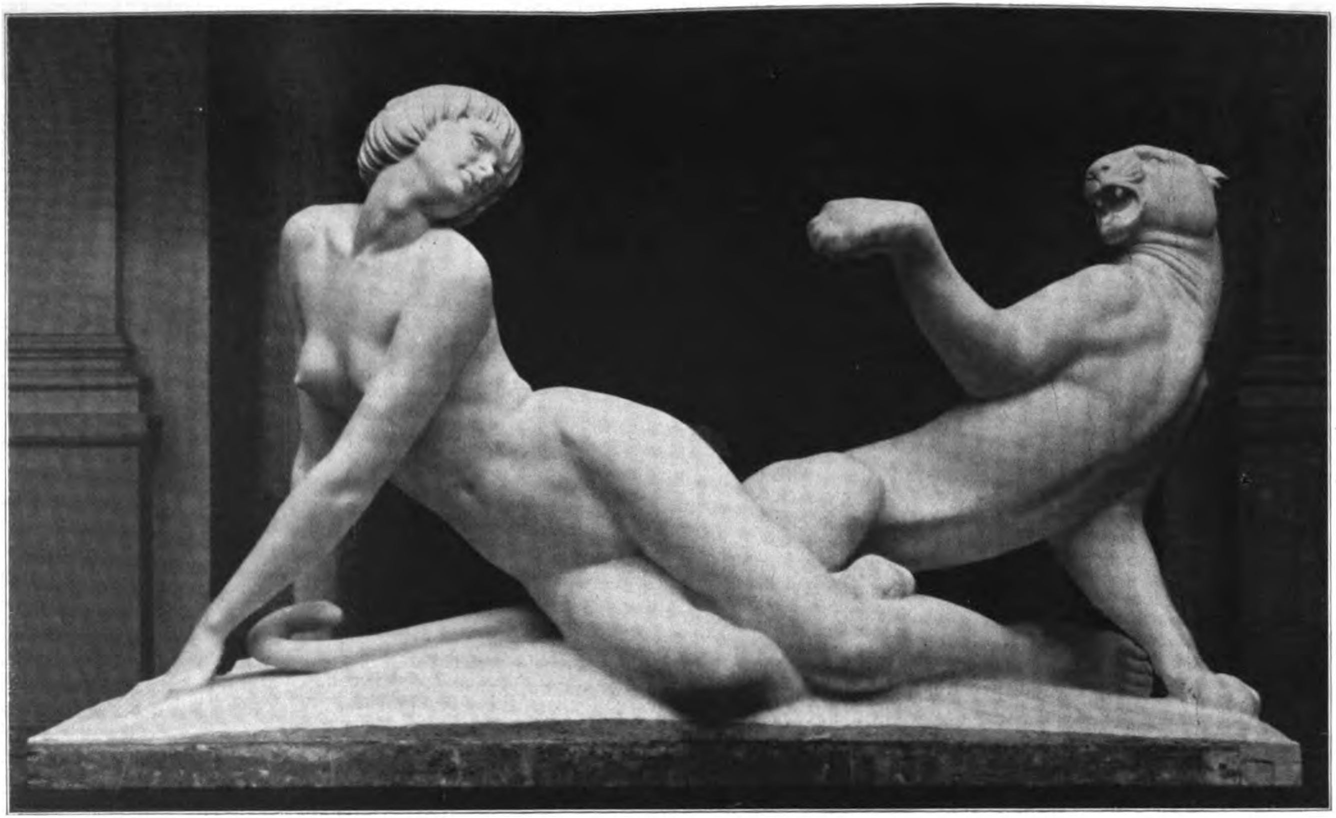
„Das Wort schätze ich nicht. Dann muß man also noch warten und vorbereiten ..." sagte er unerschütterlich ernsthaft zu seiner Tänzerin und lächelte entschlossen. „Mitunter hilft es doch am Ende."

Auch sie lächelte und lachte.

Sie sah zu ihm auf. Er war ganz ruhig und auch jetzt sehr sachlich, das nette, verständige Jungchen. Sie sah ihn in diesem Augenblick eigentlich zum ersten Male so menschlich nahe, gefühlvoll und aufgeschlossen, wie er selbst gesagt hatte. Aber Ivo nahm niemals übel und tanzte herzlich und anmutig weiter.

Nun trat Heydecker an sie heran. Da war sie für eine Sekunde verwirrt. Sie war sehr schön mit dem Glanz auf Wangen und Lippen. Das merkwürdig kühne, kaum verständliche Geständnis von vorhin fiel ihr

Digitized by Google



Zwei Katzen. Bildwerk von Walter Sebastian Resch
(Ausstellung im Glaspalast 1923, München)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wieder ein — und alles, und das machte sie mit einem Male weich und müde.

Vorm Fenster raschelten die Blätter, als regne es, sie waren blank vom Mondlicht, wie naß.

‚Bei den Wilden ist der Tanz Gottesdienst, aber man ist kein Hanake,' dachte Herr Imelmann und kostete die neue Bowle. Als er sich dann draußen von Arbeit und Anstoßen wieder erholt hatte, gespensterte da noch einer auf dem Wege. Friedel? Nein, der desperate Mensch vollführte drin seine Hanakentänze. „Na, Herr Doktor Lutze? Es regnet Mondschein. Eine angenehm kühle Sache."

„Ich sah einmal eines Nachts in Sorrent einen Herrn," sagte der Doktor in seiner besinnlichen und scherzhaft dozierenden Art, „der in paradiesischem Kostüm Mondbäder nahm. Er entschuldigte sich und erklärte mir, daß nichts so sehr die Nerven und das Blut beruhige, wie das Mondlicht mit seinem erborgten, kalten Licht. Es war natürlich ein Russe."

„Haben Sie es einmal probiert?"

„Nein. Ich war noch nicht in der Lage, die den Versuch unbedingt erforderte," sagte Waldemar Lutze lächelnd und sah ebenfalls zum Mond hinauf, schlank, geisterhaft hell; er sah krank aus.

„Kommen Sie, Doktor, wir wollen nach der Bowle sehen," sagte Herr Imelmann gutmütig. „Wie hübsch sie tanzen, unsere Mänaden," er zeigte nach den Fenstern.

„Nein, danke; das ist mir leider nicht immer zuträglich. Auch ich habe ein wenig getanzt — es bekam mir nicht. Ich will ein paar Schritte hier gehen, wenn Sie gestatten."

„Zu viel gearbeitet?" lenkte Herr Imelmann bereitwillig ab.

„Auch das vielleicht," sprach der andere mit seinem geheimrätlichen Lächeln. „Man ist hier und da unzulänglich, gerade wenn man es einmal nicht wahr haben will. Es geht vorüber. Natürlich."

Vielleicht war auch diesem Herrn der Anblick des Frischen, Starken, Hübschen da drin nicht — ‚zuträglich', vielleicht wollte auch er ein Mondbad nehmen, nicht ganz so entschlossen wie sein verrückter Sorrent-Oblomow, dachte Herr Imelmann mißtrauisch und mit einer plötzlichen väterlichen Strenge, die ihn herb ablenkte. Gut, jener wollte allein sein, abseitig, er tat recht daran, und das erfrischte ihn selbst eigentümlich, daß er seine gesunden, starken Glieder mit wohliger Spannung fühlte. Er machte lange, kräftige Schritte, als könnte das etwas helfen.

Eine Weile später huschte Hanne mutig und scheu, schmal und weiß durch den Garten.

Doktor Lutze saß unter dem Birnbaum auf der Bank. Nur seine Füße und Beine waren vom Lichte beschienen. Er nahm sein Mondbad.

Hanne ging rasch vorüber und blieb dann stehen. „Ich suchte Papa —" sprach sie unsicher. „War es Ihnen drinnen zu laut, Herr Doktor?"

„Nicht so sehr. Ich liebe diese alten, großen Gärten. Man ist leider immer literarisch infiziert und denkt an Eichendorff. Die Musik und die Stimmen klingen hier besonders zauberisch; fern und fremd. Unwirklich."

„Unwirklich — ach nein. Wir freuen uns über Villa!" sagte sie rasch und laut. „Ich glaube, daß sie gut zusammenpassen."

„Sehr gut, alles so einheitlich, Geist und Körper. Stark und gesund. Eine einfache, restlos aufgehende Gleichung. Wollen Sie ein wenig Platz nehmen, Fräulein Imelmann? Sonst müßte ich — Ihr Herr Papa begegnete mir vor einer Weile."

„Ja. Er wird ins Haus gegangen sein. Er denkt immer, wir verdursten." Sie nahm auf der Bank Platz und faltete die Hände im Schoß. So saßen sie einen Augenblick schweigend und hörten die Blätter rascheln und das Mondlicht rieseln.

„Man spürt sich selbst — fühlen Sie es? Man ist wie ein Punkt, in dem alles ruht. Das befreit. Die weisen Inder haben ein raffiniertes System daraus gemacht."

Sie nickte. Sie fror auf der Haut, so warm ihr war. — „Ist Ihnen nicht gut, Herr Doktor?" fragte sie nach einer Weile leise und tapfer.

„Die Arbeit quält mich, als wüchse sie über einen weg. Derlei setzt sich mitunter ins Körperliche um."

„Sie sollten eine längere Pause machen — vielleicht fortreisen."

„Das würde nichts vorwärtsbringen."

„Es ging doch bis zuletzt oft gut —" tröstete Hanne herzlich und schwesterlich. Freilich, er war ungleich seit einiger Zeit, und oft plauderten sie, statt zu arbeiten.

„Ja. Aber dann änderte ich wieder und quälte Sie."

„Sie quälen mich doch nicht. Vielleicht störten Sie die häufigen Besuche der andern. Und ich blieb manchmal im Rückstand mit der Abschrift."

„Das ist es nicht ..." er schwieg.

Er sah auf das blasse Gesicht neben sich im Dunkeln. Dann legte er den Kopf zurück und stand auf.

Digitized by Google

„Es ist nichts. Ich werde doch reisen. Es ist nicht so wichtig. Es ist gleichgültig, wann das Buch fertig wird. Es scheint mir oft gleichgültig, daß es überhaupt fertig wird. Das mag Ihnen undankbar klingen, aber es ist so. Ich möchte mich auch wieder nach einem festen Beruf umsehen. Das beschäftigte mich in letzter Zeit immer stärker im bukolischen Riezke. Man möchte allmählich wieder festeren Boden unter die Füße bekommen und auch wieder an seiner Zukunft bauen können. Bücher schreiben und auf den Zufall warten, bei ein wenig Wartegeld und schwindendem bescheidenen Vermögen, das ist nichts! Man kann nicht immer zu Gaste sein," sagte er ungewöhnlich frei und erregt. „Doch das wird nicht leicht sein. Man hat zu viel Auswahl unter — intakten Leuten." Er schwieg einen Augenblick. — — „Man müßte hier für immer heraus — —"

„Warum?" fragte sie neben ihm stehend, und ihre Stimme klang fremd und schwankte.

Da streichelte er über ihre Hand. Die zitterte, Hanne ließ ihm die Hand. „Nein, ich darf nicht — es darf ja nicht sein, verzeihen Sie. Nun werden Sie nicht mehr kommen."

„Warum soll ich nicht mehr kommen?" fragte sie mit rauher Stimme.

„Man müßte — man müßte vielleicht mehr Mut zu sich selber und zum Leben haben! Es ist schwer. Es war alles zu schwer . . ."

„Ja," sagte Hanne kindlich und flammte.

Da küßte er ihre kühle Hand. So stark war das Gefühl, daß der Boden unter ihnen weich wurde und schwankte. Der Garten war verzaubert, das Dunkel, das Licht. Sie selbst waren verzaubert. Er preßte ihre Hand und küßte sie wieder, dankbar inbrünstig und zaghaft. Sie hörten Klänge und vom Hause Stimmen und das Flüstern des Baumes, das war weitab, in einer kreisenden Ferne. Ein unerträgliches Glück.

Dann erwachten sie, Hanne war ganz ruhig, ganz sicher. Ihr Mund blühte dunkel, als wäre er erwacht, sie lächelte. Und dann gingen sie betrunken hinein.

⌘ ⌘ ⌘

Die Tür zwischen den beiden Giebelstuben stand offen. Die Mädchen saßen verträumt vor ihren Spiegeln und plauderten.

„Also Leo sind wir los," sagte Helwine und flocht ihr Haar. „Wie mag er sich dabei gemacht haben? Er spricht in ernsten Augenblicken sehr bedeutend. Vielleicht verlangt das diese Situation."

Das war den andern einerlei. Wahrscheinlich sprach man in dieser Lebenslage überhaupt nicht viel. Hanne war still; nein, man sprach dabei nicht viel, aber jedes Wort war schwer wie berauschender Wein, und hatte einen zersprengenden Klang wie niemals vorher. Leo war ihr gleichgültig. Aber wie mochte Billa — jetzt — zumute sein . . .? Würde sie selig einschlummern — zufrieden?

„Weißt du so gar nichts von diesen Dingen, Helwine?" fragte Dina.

„Leo liebt das Besondere wie sich selbst. Er wird jedes Wort vorher bedacht und poliert haben, abgewaschen und abgesüßt, wie Lutze gern zitiert. Du bist still, Hanne."

„Müde."

„Ja, es war aufregend. Ivo hatte eine Kummerfalte auf seiner sorgenfreien Stirn. Und Lutze sah wie verklärt aus. Wie ein Heiliger — ich glaube, er ist auch einer."

„Unsinn, Helwine."

„Du bist gereizt, Dina."

„Nicht sehr gereizt." Aber Dina und Hanne waren jetzt für eine Weile beschäftigt.

„Du solltest Heydecker heiraten," sagte Helwine dann plötzlich mürrisch in das Schweigen, denn sie bückte sich gerade sehr tief nach einer Nadel, die zu Boden gefallen war, und stand danach seufzend auf.

„Du bist vollkommen irrsinnig."

„Weshalb? Er kann sich doch scheiden lassen —" sie sank gemütlich ins Bett und deckte sich sorglich zu. Diese Rückenlage war außerordentlich wohltuend. Sie gähnte zufrieden und bewegte die Lippen, als schmecke sie etwas Gutes. „So wie es jetzt ist, ist es noch irrsinniger. Er braucht, glaube ich, eine sehr — eine kolossal anspruchsvolle, hübsche und — leidenschaftliche Frau, Dina. Meinst du nicht auch? Daran hat es wohl auf der Gegenseite gehapert, wie man hört. Immerhin riskant. Ich würde mich bedanken. Ich will wissen, was ich habe. Das Leben ist eine zu einmalige Angelegenheit."

„Ich glaube, Hely, du hast zu viel Bowle getrunken."

„Ein wenig viel, Dina. Sie war vorzüglich. Unser Papa war munifizent und mehr im Keller als oben, glaube ich. Er bekam einen feurigen Kuß von mir, aber er war zerstreut dabei. Hast du dich auch bedankt — Dina?"

„Anders."

„Er hätte es verdient. Familiengefühle sind weniger ausdrucksvoll."

Dina klirrte am Spiegel und erhob sich. „Du solltest nun einschlummern, Helwine!"

„Man kann es versuchen. Die Welt ist

Digitized by Google

voll Widersinns, es ist nicht meine Schuld, Dina. Aber die Natur ist gut und weise und bloß gewaltsam durch uns selbst." Es klang sehr dunkel.

Hanne an dem zweiten Spiegel hatte kein Wort mehr gesagt, hatte gar nicht zugehört. Sie sah wie eine schmale, blasse Nonne aus, aber sie hatte fieberblanke Augen, die starr und fremd in den Spiegel blickten, und deren Silber dunkler war.

„Hanne spielt Narziß. Warum? Gute Nacht, Narzissa!" sagte Helwine und legte den Schlummerarm unter das Kopfkissen: „Du siehst so eigentümlich verstört aus, Hanne. Du lieber Gott, sie werden Kinder kriegen — das ist alles."

In der Mitte des Zimmers küßten sich die beiden weißen Gestalten; Hanne tat es mit gesenkten Lidern. „Gute Nacht, Dina — für heute zum letztenmal in der Krähe.

„Gute Nacht, Hanne. Deine Hände sind kalt."

„Wie heiß du bist, Dina," sagte Hanne lächelnd.

Helwine blinzelte rosig und blond. „Gute Nacht, ihr törichten Jungfrauen. Nehmt eure Lämpchen und gehet heim." Sie schlief wirklich schon ein wenig.

Dann war es still in den beiden Stuben und im ganzen Hause.

Aber Dina und Hanne lagen noch lange wach. Der Vorhang war zu hell vom Mondlicht.

⌘ ⌘ ⌘

Eines Abends war Dinas Großvater eilig und geheimnisvoll verschlossen von seinem immer dürftiger werdenden Abendschöppchen heimgekommen, hatte den schlappen Hut mit einem Schwung an den alten Kleiderständer im Flur gehängt und war, mit den Fingern auf dem Rücken schnippend und mit seiner schönen, tiefen Stimme summend, in seinem Studierzimmer hin- und hergegangen, hatte dann vorsichtig die Tür seiner Stube eine Hand breit aufgemacht und mit glänzendem Kneifer durch den Spalt gesehen. „Dina — möchtest du mal einen Augenblick hereinkommen? Es ist nichts Besonderes. Höre, Dina, mir ist da etwas zu Ohren gekommen; Großmutter braucht es nicht gleich zu wissen; ich saß mit dem Oberbürgermeister zusammen: sie machen da im Rathaus jetzt schrecklich viel in Humanioribus und — suchen eine Dame. Wäre es etwas für dich? Ich dachte flüchtig daran. Vielleicht wäre dir so eine Aufgabe nicht unangenehm, du sprachst gerade in letzter Zeit öfter den Wunsch nach — nach einem strengeren Pflichtenkreis aus — da dachte ich an dich. Natürlich steht es vollkommen in deinem Belieben, Dina." Er schloß die nur angelehnte Tür behutsam.

„Wird es auch bezahlt?"

„Recht gut. Die Auswahl für diesen Posten," sagte er großartig, „ist klein. Es ist etwas Besonderes."

„Ja, Großvater. Das wäre vielleicht etwas."

Nun hatte Dina schon seit geraumer Zeit ihren Platz in der Nähe des dicken Stadtsekretärs Hampe in einem kleinen sauberen Erker und Verschlag und zwar für sich allein. Das gesamte Kollegium übertrieb die Arbeit nicht, das war nicht magistratliche Sitte, wenigstens nicht in Dossen. Die behäbigen Herren Sekretäre oder Assistenten in hellen Bürojacken bewegten sich mit ihren Zigarren viel auf luftigen Korridoren, gingen fortwährend von einer Tür in die andere, hatten etwas nachzusehen oder zu fragen, zu erzählen oder sie frühstückten auf ihren eingesessenen Schreibstuhlkissen, schälten Birnen, sahen ein wenig in die Zeitung, blätterten dann wieder gewissenhaft knisternd in den Akten und schrieben mit angenehm flüssiger Tinte. Wenn jemand kam, mußte er eine Weile warten, die neue Zeit hatte hier nicht viel geändert; auch die zahlreichen jüngeren und älteren Damen hatten das bald eingesehen. Dina selbst versah vielerlei saubere, selbständige, nicht gerade alltägliche Arbeit, sprach mit zahlreichen Leuten, was manchen überraschenden Einblick gewährte, sie machte sich nicht viel aus trägen Stunden. Die jüngeren Herren des Amtes störten sie leider auffällig oft mit Zetteln und Erkundigungen, wollten immer etwas von ihr wissen, sie waren ihr gleichgültig. Auch der Zinkesche kommunistische Neffe, der noch immer eine Rolle im Stadtbetrieb spielte, war wohlwollend und artig, ein junger Herr mit einem Bäuchlein, roten, frauenhaften Lippen und dem Sowjetstern an der Messinguhrkette — „der Deubel soll ihn barbieren!" sagte Zinke.

Eben trat Dina mit ihrer Mappe wie aus einer Verzauberung auf den Markt. Sie spürte das Spiel der Bewegung in ihren Gliedern wie eine Enthaftung, atmete die freiere Luft, und alles hatte eine tiefere, leuchtende Farbe. Da oben glich die Welt einem mattfarbenen Bild, aber hier unten war alles wieder greifbar nahe, jedes Haus, jeder Schornstein, Baum, Mensch, Hund und Laternenpfahl. Sie schritt rasch aus, die Krähenmädchen liefen jetzt hier nicht herum, Billa drüben in der Apotheke hielt, mit einem Buch, kühle Mittagsrast, sie sollte sich hüten, sie würde einmal zu dick davon werden in Leos Wigwam. Leo speiste

Digitized by Google

noch in der Krone, und die Riezler — die kamen um diese Stunde selten durch Dossen. Herr Imelmann aber hatte vor vielen Wochen das letzte Mal unten auf dem Markt einen langen Hals gemacht, gerufen, sogar gepfiffen und dann tief den Hut gezogen und verführerisch nach der Krähe zu gewinkt. Er war in Berlin und ließ sich überhaupt nicht mehr blicken.

Vor der Eichhornschen Buchhandlung traf sie auf Fritz, der eben ungeheuer eilig durch die klappernde Glastür herauskam und verstört die Breitestraße hinabwippte.

„Fritz!"

„Ach Sie, Dina. Die bürgerliche Dame, Verzeihung. Was macht der Tintenfinger? Hat es Zulage gegeben?"

„Seien Sie bitte nicht auch verrückt. Das verbitte ich mir. Ich bin keine Porzellanfigur."

„Nein. Viel zu warm und lebendig."

Dina war ärgerlich. „Wohin stürmen Sie denn?"

„Bahnhof, Tante Paalzow kommt."

„O wirklich?"

„Ja, es wird Zeit. Ich habe sie mit zeitgemäßer, invektiver Rhetorik angefaßt. Mutter ist beim Kuchenbacken und fürchtet, daß die rechthaberische Dame den echten Bohnenkaffee als Luxus — wenigstens für uns — benörgeln wird."

„Sie sprechen lieblos, Fritz."

„Ja, man wird so. Es soll auch eine Expedition nach der Krähe unternommen werden. Hely hat Onkel Imelmann durch einen Eilbrief zitiert. Er dürfte kneifen."

„O nein. Helwines Stil ist unwiderstehlich."

Fritz lachte zärtlich und geschmeichelt; ja, Helwine gelangen die wunderlichsten Wendungen, kurz und bündig.

„Nun und dann?"

„Dann? Ich denke, es bleibt dabei. Ich trete erst mal bei Eichhorn ein bis zu Ostern oder bis zum nächsten Herbst. Dann wird man mit Gottes und Tante Paalzows Hilfe weitersehen."

„Ich glaube, es wird Ihnen Freude machen, Fritz!"

Er schien jetzt Feuer und Flamme. Helwine hatte wohl gutes, hartes Holz nachgelegt, wenn er noch einmal ins Flackern gekommen war. Dina fühlte wieder aus seinen raschen Worten die beginnende Befreiung vom Zwiespalt, und wie diese frische, unverbrauchte und doch ehrliche Kraft nach einem Ziele drängte, die Tür eines verläßlich festen Hauses erwartungsvoll aufriß, um endlich unter ein sicheres Dach und zu einem gescheiten lebenswerten Leben zu kommen.

„Und dann?" fragte sie lächelnd und blieb stehen, um über den alten Wall nach der Parkstraße abzubiegen. Fritz Wieses Lippen wurden wieder schmal. „Dann? Noch lange hin — viel zu lange, Dina, für einen, ‚warmen, lebendigen Menschen!' Auch ich werde mir den Tintenfinger schwarz machen, Dina Hamacher — ich denke, daß es auch bei Eichhorn etliche befriedigende oder kräftige und befreiende Arbeit geben wird!"

Dina gab ihm kühl die Hand. Nein, Fritz Wiese war nicht immer geschmackvoll.

Am Nachmittag ging Dina auf eine Stunde in die Krähe hinaus. Sie hatte sich in der ganzen Woche dort nicht blicken lassen, jetzt war sie auch neugierig und voll Teilnahme für Helwines Geschick. Es war schon nach sechs. Sie hatte nicht erwartet, die stattliche Dame aus Frankfurt noch anzutreffen. Aber die saß noch da, es gefiel ihr offenbar recht gut hier. Sie war ungewöhnlich stattlich, ihre breite Nase schien keinen Knochen zu haben, ihre Stimme war männlich rauh; sie fragte nach allem ohne Umschweife, was die Zeese anfangs erbittert hatte und ließ sich alles zeigen. Sie wußte genau, was sie wollte und hatte einen derben, gemütlichen Humor. Auch Friedels Mama war da, stilleifrig, verlegen und verdrückt unter ihrem verjährten Strohhütchen mit den verschossenen Primeln, mit welken Zügen und blassen Augen, die Mut und Selbstvertrauen und ein winziges Lebensbehagen bloß spürte, wenn sie allein war; die Stiefschwester erdrückte sie schon körperlich. Fritz war still und mit einem strengen, hochmütigen Gesicht höflich, denn er hatte mit verwandtschaftlicher Überkritik an der Paalzowin viel und eigentlich alles auszusetzen, ihr sackartiges Kleid, ihre dicken Männerhände, ihr graues, dünnes Haar mit dem komischen Rattenschwanzdut, ihre breiten, flachen Stiefel, ihr Lachen und lautes Fragen, es war peinlich, lächerlich und verletzend für die andern, als wäre er selbst dafür verantwortlich; aber die andern fanden es nicht gar so schlimm, sie dachten wie Zinke: sie ist nicht bezaubernd, aber sie wird mit dem Leben, ihrer Wollfabrik und mit den dämlichsten Stänkern auf eine herzhafte Manier fertig.

Herr Imelmann aber war wirklich nicht gekommen. Er hatte heute mittag einen Eilbrief geschickt: Unmöglich, wichtige Besprechung, beste Empfehlung an Frau P. und guten Verlauf. Die nahm nichts übel. Was sie wissen und sehen wollte, erfuhr sie auch ohne ihn.

„Ich möchte sie nicht immer um mich haben," sagte später Hanne zu Dina. „Sie glaubt, daß sie die Welt regieren kann."

Digitized by Google

„Man kann auch so etwas langsam um den Finger wickeln," meinte Dina zuversichtlich.

„Sie ist zu dick für meinen Finger. Und ich glaube, sie trägt auch im Sommer Wolle."

Dina lachte, und dann ging sie langsam und zufrieden durch den Abend wieder heim. Die Luft war spätsommerlich und friedlich, und selbst in den Straßen flogen ein paar Fädchen Mariengarn, die sich in Brauen und Wimpern fingen. Als sie hinterm Markt in die schmale, winklige Seilergasse einbog, kam ihr mild beschienen und elegant das schönste Brautpaar entgegen: Leo und Villa, die eben von ihrem flotten und nachdenklichen Spaziergang im Park zurückkehrten; sie winkten schon von weitem und blieben dann stehen, sie strahlten wie immer, sprachen heiter und betonten ihr Glück; besonders Leo betonte: ach, Dina vermutete längst, daß er inzwischen seiner Braut offen und tiefgründig, wie er es liebte, sein früheres Schwanken gestanden hatte... nein, Dina hatte, von allem andern abgesehen, nicht die richtige, zärtlich weibliche Tiefe, in der ein ernster tätiger Mann Anker werfen und seinen Hafen suchen könne. Er sprach so hübsche Sachen gern und Villa, die recht klug war, hatte ihm schweigend einen Kuß gegeben. Dina gönnte ihn ihr von Herzen. Sie würden entzückende Zimmer mit hübschen Lampenschleiern und geheiligtem Behagen haben, und Leo würde dazu eine bequeme Hausjoppe tragen. Sie würden mit Überzeugung Karriere machen, sehr gut essen und allmählich dick werden, so daß Leos scharmante Grübchen allgemach flacher wurden. Jetzt glänzten sie bräutlich, förmlich schlank und beseelt, sehr hübsch.

Sie ging lächelnd weiter. Sie hatte eben durch ein paar stillere abendliche Gäßchen schlendern wollen, um nicht grüßen und danken oder gar Rede und Antwort stehen zu müssen; nun zog sie das Leben, das ihr in Leo und Villa so zuversichtlich prangend begegnet war, wieder an.

Eine Weile später, in der Breiten Straße ratterte es heller und heller hinter ihr, und ein paar rasche Pferde schnoben heran. Sie glaubte den herrischen Hufschlag zu erkennen und ihr Herz pochte stärker, sehr stark. Aber sie sah sich nicht um. Dann war der Wagen mit seinem scharfen Rollen dicht neben ihr, da wandte sie das Gesicht zur Seite; Theodor legte die große Hand mit den weißen Zwirnhandschuhen an die Tressenmütze. Es war der offene Riezker Wagen. Erich Heydecker saß darin und senkte ehrerbietig den Hut; er blickte zurück und rief ihr, winkend und erfreut, etwas zu. „Auf Mittwoch... auf Mittwoch!" rief er. Ja, da würden sie wieder einmal in Riezke sein, die Damen waren feierlich gebeten worden. Er mußte jetzt wohl rasch zum Zuge. Dina hatte mit einem Lächeln gedankt und hatte dann doch das Gefühl, als wenn sie übertrieben ernsthaft, abweisend und steif gewesen wäre; das dünkte sie mit einem Male furchtbar falsch und töricht. Sie war lange nicht in Riezke gewesen. Sie hatte ihn in der Zwischenzeit nur ein paarmal hier in der Stadt und einmal an einem Nachmittag in der Krähe getroffen, und dabei hatte er ihr mit seinem kurzen Spott, aber doch verstimmt und einmal verwöhnt und erregt Vorwürfe gemacht. Und zuletzt war er ein paar Wochen lang verreist gewesen.

Nun flog der leichte Wagen mit hartem Klingen wieder davon. Dinas ruhiger Blick folgte dem blanken, blauen Schimmer und der Gestalt, bis alles an einer Straßenbiegung verschwunden war. Da zog sich ihr Herz tiefunten schwer zusammen und dann in einem unbezwinglichen Groll und Schmerz, in einer Not und unverständigen Sehnsucht — wohin fuhr er?

Herr Imelmann aber saß ein paar Tage darauf in der Berliner Sigismundstraße in der Morgensonne.

Er hatte sich ganz gut wieder eingewöhnt. Man hatte so etwas wie ein Rinascimento erlebt. Nun schön. Das also war vorbei. Das sollte, mußte vorbei sein, das war sein ernster Entschluß gewesen, und deshalb saß er hier. Dort draußen hatte die Zeit langsamer getickt oder hatte ganz still gestanden. Man lebte da langsamer — alterte langsamer, kümmerte sich nicht darum. Ein gesegneter und gesunder Zustand im allgemeinen. Hier und da erquickend. Aber nun war man wieder — ein älterer Herr mit einem Janusköpfchen zwischen Jugend und Alter. Und nun saß man hier und drehte den Daumen.

Die Kaffeemaschine klappte nieder, der Saft tropfte und rann, und es duftete stark. Er war auch wieder ungeheuer fleißig gewesen. Das war immer die beste Kur. Nun war er für ein paar Tage fertig, frei und ledig. Er war gern einmal faul. Faulheit war ungeheuer wichtig. Gewissensbisse, die man dabei manchmal hatte, selten hatte, waren ein Laster, ein bösartiges geheimes Philisterlaster, ein widerwärtiger Atavismus. Bloß Faulheit war fruchtbar.

Jetzt wollte er erst einmal Kaffee trinken. Er rückte alles voll Behagens heran, danach

war er sehr munter, und hatte plötzlich den ganzen hellen Tag vor sich.

Sollte er einmal wieder in der Krähe zum Rechten sehen?

Er blickte offenen Mundes in die Sonne, kein sehr geistreicher Ausdruck für einen sarkastischen Herrn.

Er hätte, so dachte er entschuldigend, Helwine etliches abzubitten, bei ihr wiedergutzumachen. Die Paalzowmadam war längst mit Sack und Pack wieder abgerückt — er hatte kein Wort mehr von ihnen gehört. Er würde die tüchtige Dame einmal mit Helwine und Fritze Wiese in Frankfurt heimsuchen. Abgemacht. Das Helychen würde ihm einen Flunsch ziehen und die kurze Nase entrüstet heben: ‚das war lieblos, mein Herr! das war nicht nett, Onkel Imelmann! Es war immerhin wichtig —‘ War es auch, nicht nett und für Hely wichtig. Aber er hatte oft im Leben gerade das Wichtige versäumt und eine merkwürdige schicksalhafte Neigung zum Unzeitgemäßen und Unangebrachten gehabt. Weg damit. Er würde Helwine hernach ein nettes Briefchen schreiben, das hatte er schon vor vielen Tagen tun wollen, und würde etwas Gutes dazu packen. Porsch würde es sachgemäß für die Post einwickeln und zuschnüren und vielleicht selbst vorher ein Ei dazulegen.

Oder sollte er heute — wie? Er stand im Zimmer und seine Stirn mit den grauen Schläfen war zornig umwölkt.

Er zündete sich erst einmal eine Pfeife an, um beschäftigt zu sein.

Es war prachtvolles Wetter, sonnig und frisch, schon fast frühherbstlich, spätsommerlich. Es war noch nicht neun. Gegen zehn pflegte ein Zügle zu gehen — ein Zügle —! dachte er spaßend nebenbei und geringschätzig und spürte einen warmen Druck bis zum Magen hinab.

„Nein!“ Er schritt mit steifen Beinen, in denen sein Entschluß sich dokumentierte, in dem hellen Raum umher. „Denke gar nicht dran. Es gefällt mir hier sehr gut — aus — ge—zeichnet.“

Er war sich ganz klar über alles geworden. Zuerst einmal, wie sich das gehörte, im allgemeinen.

Es gab natürlich alte Tanten und erfahrene Lebensbetrachter, die jeden Tag überzeugt, förmlich entzückt sagten: o ja! ach ja! das gibt es, so ein Altersunterschied macht fast gar nichts, bietet die strahlende Gewähr für eine dauerhafte Ritterlichkeit auf der einen und unbeschränkte Dankbarkeit auf der anderen Seite, das geht gut, idealhaft gut — vortrefflich, solche Ehen. Dazu siebzehn Beispiele. Aber diese Weisheit und Lebenskunde genügte ihm nicht. Er selbst kannte einen Fabrikanten, einen Landwirt, sogar einen General, die zwischen Fünfzig und Sechzig den großen Schritt gewagt hatten — hm; der General verstarb nach wenigen Jahren unter seinem Birnbaum im Garten eines glücklichen Herzschlags, der Fabrikant schien immer gereizt, und der Landwirt hatte Hände und Arme wie Dreschflegel. Dazu gehörte viel Robustheit oder Blindheit, am besten beides.

Und dann —:

Herr Imelmann legte die Pfeife weg und spürte wieder einen kühleren Hauch im Rücken. Es war ganz klar, daß Heydecker — das ging ihn nichts mehr an! Eigentlich unerhört. Es wäre seine Pflicht, auch heute noch Dina zu warnen. Warum heute? Heydecker sah so aus, wie einer, der an unstillbarem Hunger litt und rücksichtslos zugriff; seine merkwürdige Ehe schien dem nicht zu widersprechen.

‚Vielleicht bloß ein Reiz mehr!‘ dachte Herr Imelmann spöttisch. ‚Jeder kann seine Meisterin finden, derlei kann sehr ernsthaft gemeint sein,‘ höhnte er. Er hatte geglaubt, daß Dina durchsichtig wie Glas wäre. Wie feinstes, reinstes Glas, kein Riß, kein Bläschen. So eine Bilderbuchgestalt. Natürlich war auch sie bloß ein Mensch — eine Frau — ja — ach ja! ... wie andere, sogar leidenschaftlicher unter der klaren Außenseite. War sie das? sehr menschlich, weiblich erwacht — entzündet? Er sah manchmal ganz schwarz, wie wenn man zu lange auf einen Punkt starrt. Auch so eine Bilderbuchgestalt aus der schwarzen Philisterfibel! Ein warmer Mensch mit kühler, weißer Haut und Hintergründen. Wie? Weiber!

Er hatte besseres zu tun, zum Henker. Heute gar nichts, und das war noch immer erfreulich.

Er setzte sich bedächtig an den hellgelben Schreibtisch ans Fenster, unter dessen gelbem Birnbaumholzstuhl ein schöner, bunter Teppich lag, und schrieb sehr kurz aber herzlich an Helwine. Er ließ auch Dina grüßen. Und — ja, sie möchten ihn doch mal in seiner Einsamkeit und ent—setzlichen Arbeitsplage, die ihm kaum zum Atmen Zeit ließe, besuchen, die Mädchen. Da stand es. Er betrachtete es nachdenklich. In Gottesnamen. Er freute sich sogar in einem Winkel. So war der Mensch und gelegentliche Menschendurchschauer.

Da klingelte es, und gleich darauf stand der erfreuliche Doktor Porsch in der Tür.

„Tag, Pörschchen.“

„Muß ins Esplanade hinüber. Eine

Konferenz mit Argentinien. Ich habe noch eine Stunde Zeit." Er hatte die unvermeidliche Krokodillledertasche unterm Arm und sogar die gelbe Reisetasche in der Hand. Sie schien diesmal besonders schwer. Herr Imelmann schälte den kleinen Herrn aus dem leichten Mantel, setzte ihn auf einen Stuhl. „Na," sagte er, stützte die Hände auf die Schenkel und sah den andern an. „Was schleppen Sie denn da?" Porsch hob den Zeigefinger. „Dante!" Ach richtig, davon wußte Herr Imelmann, dem guten Porsch war ein begabter, junger Bildhauer über den Weg gelaufen, dem es wie manchen unpraktischen Leuten heute nicht hervorragend gut ging; und nun konnte man ihn des öftern mit beschwerter Tasche durch die Straßen wandeln sehen; einmal war eine tanzende Mänade darin, ein andermal ein trinkender Faun oder irgendeine Kallipygos; den Dante gedachte er wohl den Argentiniern anzuschmeicheln.

„Sie werden sich unbeliebt machen," warnte Herr Imelmann.

„Argentinien ist weit."

Dann betrachtete Porsch erst mal Herrn Imelmanns neueste Bosheiten. Es waren vier lange Reihen äußerst witziger und kaustischer Lebensbetrachtungen, sehr frisch, sehr stark, reif und gefaßt, einen neuen, erstaunlichen, heiter-gelassenen Aufschwung kündend. Er war in der Tat sehr emsig und schöpferisch gewesen. Es war wohltuend für den Meister, dabei wie ein gemächlicher Emeritus am Fenster zu sitzen, zu rauchen, mit den Fingern zu trommeln, den andern schmunzeln zu sehen und die Arbeit loben und preisen zu hören; denn von diesen Sachen verstand der kleine Herr etwas. Herr Imelmann blinzelte verlegen in der Sonne.

„Sie könnten ein zufriedener Mann sein," sagte Porsch.

„Man kann so sagen. Als ich gestern abend Schluß machte und heute morgen aufstand, ja, da hatte ich mich und die Welt eine Weile lieb. Aber so auf die Dauer — eigentlich langweilig."

Porsch betrachtete ihn. „Es gehört zu allem Technik, sehen Sie. Wer sich den ganzen Tag im Spiegel betrachtet, der schießt sich tot."

„Ich denke nicht dran. Ich werde heute nachmittag wahrscheinlich zum Zahnarzt gehen. So ist das; man verschiebt das immer, und wenn man endlich einen guten Tag hat, dann denkt man daran. So ist das. Ebenfalls mangelhaft."

„Nicht so schlimm."

Imelmann fuhr mit der Zunge tastend über seinen Zahn. „So? Es gehört aus dem und jenem Grunde zum Fatalsten. Ein Vermodern bei lebendigem Leibe," sagte er merkwürdig gereizt.

„Nicht so wichtig."

„Warum nicht? Das ist noch lange wichtig, Porsch. Gerade darum ärgert es einen — dies und anderes."

„Man beachtet es nicht so."

„Es drängt sich leider auf, dies und anderes. Wenn ich die Treppe hier herauf etwas forsch und rasch steige, man betont mitunter seine Jugendlichkeit, Porsch, ist der Atem plötzlich weg. ‚Was tut sich da? Ein Defekt in der Maschinerie?' denkt man. Wenn man sich im Bett umdreht, spürt man einen Riß — nanu? Was ist da los? Beginnen die bösen Sachen? In unsern Jahren nicht ganz ausgeschlossen. Man bemerkt eine Ader an den Schläfen, befühlt sie mißtrauisch — Ekelhaft. Wenn man bloß noch zeichnen wollte, dann wäre es einem egal. Dabei stört es nicht sonderlich. Es gibt einem sogar Abseitigkeit, Seßhaftigkeit. A—ber, es gibt immer Momente, Tage — an denen einen so ein vermeintliches Abbröckeln — und das hörbare oder spürbare Davonsausen der Zeit stört und erschrickt. Man denkt sogar, daß ältere und alte Leute etwas Widernatürliches, Erledigtes, Überflüssiges sind und daß bloß frische, gesunde Jugend ein Daseinsrecht habe," sprach er höhnisch und rauchte in der prächtigen Sonne.

„Mich hat bislang kein Jahrzehnt erheblich enttäuscht. Im Gegenteil, jedes war wichtig und verlief immer besser und erfreulicher, als ich dachte. Ich kenne Ihre Gründe nicht genau —"

„Gründe?" Ich habe keine besonderen Gründe, Porsch. Unsereins hat bloß eine empfindlichere Haut und einen mißtrauischeren Blick, das ist es."

„Kleine Melancholien, bester Imelmann, die unsereinen gelegentlich nicht übel anstehen. Übrigens, wenn ich vergleichsweise so sagen darf, finde ich, daß der Nüchterne oft weiser ist, als der in der Magie des Lebens Befangene; und als Jurist hat man obendrein einen ungetrübten Blick vor dem, was man Anspruchsverjährung nennt."

Herr Imelmann sah ihn mit großen, bösen Augen an. „Auch so ein Wort der Asbestseelen."

„Sehen Sie, Imelmann, ich habe mir auf den Rat eines Kollegen schon vor geraumer Zeit so eine Art Geheimbuch ein Abschreibekonto zugelegt, wo ich alles abschreibe, was sich nicht eintreiben oder restlos auflösen läßt. Auch gewisse Fragen z. B. Unergründliches, Metaphysisches, wenn Sie wollen. Und auch mancherlei Menschlicheres. Ich

Digitized by Google

empfehle Ihnen so ein Konto. Es bewährt sich mit der Zeit, und die Eintragungen gehen einem allmählich überraschend leicht von der Hand. Das ist wenigstens meine Erfahrung."

„Abschreibekonto? So so. Nicht ganz übel. Ihr Abschreibekonto, Porsch; gar nicht ganz übel. Dies Wort gefällt mir besser, lag auch mir schon auf der Zunge. Aber es muß ausgesprochen werden; darauf kommt es an. Ich werde einmal darüber nachdenken."

„Werden Sie nun bald wieder nach der Krähe fahren?"

„Nein, vorläufig nicht. Ich glaube nicht, Porsch. Obwohl der Spätsommer und Frühherbst nirgends so schön ist wie dort. Ich glaube nicht, Porsch . . ."

Gegen vier kam Herr Imelmann zurück. Er hatte sich doch etwas Besonderes und Besseres als den Zahnarzt als Belohnung vergönnt; eine wundervolle, sättigende Labe. Er hatte in den Mappen des Kupferstichkabinetts gestöbert, war untergetaucht in Zeitlosigkeit; aus Wirrnis, Mode, krampfhafter Wollung und trockener Rezeptverderbnis des Tags in ein blühendes Kanaan des Könnens gewandert. Das verstattete er sich mitunter, wenn er mit sich selbst zufrieden war oder gelangweilt in der Gegenwart stand. In den Zeichnungen und Verwandtem gab es keine Epochen, da gab es bloß Echtheit, unmittelbarstes Augen-, Hand- und Seelenerlebnis. Expression, meine Guten — jaha! ihr ‚naiven' Trecentisten und Feuerländer. Die Welt ist rund. Gleichgültig. Er hatte sich gelabt und schritt nun verjüngten Auges durch die Welt, ebenso menschlich erfrischt und von der lebendigen Gegenwart tief entzückt, als wäre auch sie neu geworden. Er hatte einen ganzen Kursus durchschmarutzt, von Rembrandt bis in die neueste Zeit. Nichts bestätigte ihn mehr vor sich selbst und stärkte ihn, wie Gutes, Bestes, Meisterliches. Ein großer Zunftgenosse hatte ihm einmal gestanden, daß ihn nichts sicherer und fruchtbarer mache als die Betrachtung von Geringerem, Mittelmäßigem; dann sage er sich, das könne er besser, das gäbe ihm Schwung und Kraft, das Meisterliche entmutige ihn. Bei Imelmann lag es umgekehrt, ihn entmutigte das Schwächere, es ängstigte ihn geradezu, er sah sich selbst in seinen Mißlungenheiten, Müdigkeiten, Starrheiten, in seinen Zweifeln, Leeren und Mutlosigkeiten darin, sie zogen ihn herab, entmutigten umgekehrt ihn, diese kümmerlichen Sachen. War das Schwäche, war das Stärke? Natürlich Stärke! dachte er jetzt. Und dann, es gab gerade auch hier Unzulänglichkeiten, Menschlichkeiten, die ihn auf eine andre und doch ähnliche Art entzückten: wie sie oft tasteten, suchten, die großen Herren, aus kleinen, wirren Notizen, Strichen entwickelten, änderten, verwarfen, grimmig durchstrichen und rastlos neu begannen. Das vergaß man für sich selbst leider immer wieder; mitunter war eine eigene Stunde flau und tot, und man quälte sich unzufrieden, gereizt, verzagt — da war so eine Erinnerung, wenn sie gleich zur Hand war, ungeheuer tröstlich und aufrüttelnd.

Er hatte dann rasch und zerstreut in einem Bierhaus gegessen und war danach durch den Tiergarten gelaufen, schon wieder produktiv, auf neue Lebenseindrücke erpicht; es floß und strömte in ihm, und er hörte die Melodie seiner selbst. Aber heute war Rasttag, auch morgen, solange es ihm paßte. Es paßte ihm freilich nie sehr lange, er freute sich bloß darauf, als auf seinen besten Lohn. Ein gut angewandter Tag. Und der Abend? Man würde sehen.

Herr Imelmann summte einige heitre Töne, als er wieder zu seinem Himmelsgeschoß emporstieg. Er war heute morgen als zufriedener Mann aufgestanden, hatte ein ehernes Lebensbehagen gespürt, von einem Lebensgipfel um sich geschaut: war man nicht ein Kerl und alles andre gleichgültig, Wurscht, farcimentum?

Ja, das war es. Man verneigte sich voll Hochachtung vor sich selbst und schien nun endlich auch als Mensch gefestigt, niet- und nahtlos fertig auf diesem Wandelstern zu stehen. Man hatte das zwar schon öfter von seinen Wünschen und seinem Leben geglaubt. Aber meist hatte es hinterher nicht ganz gestimmt, so war eben das wirkliche Leben. Einmal indessen würde und mußte es natürlich stimmen: denn darauf wartete man unablässig wie auf einen starken, geruhsamen, erfreulichen Punkt, den eigner Wille und Geschick, Dämon und Tyche, in das lebendige Fließen setzten.

Herr Imelmann war ein unbestechlicher Menschenkenner, durchschaute insbesondere sich selbst vorzüglich, alle Schliche und Schlüfte seines Wesens — trotzdem, und das war vermutlich ein psychologisches Gesetz, war er den Zeitgenossen gegenüber in der Regel und im Augenblick beträchtlich skeptischer und klarer gestimmt, vielleicht aus sarkastischer Bosheit oder weil sie ihn weniger nahe angingen oder auch weil sie ihm in der Struktur ihres Wesens meist allzu simpel und in ihren Trieben allzu alltäglich schienen . . .

Jetzund gedachte er sich erst einmal für eine oder zwei Stunden aufs Ohr zu legen und zufrieden mit einem halben Auge auf

Digitized by Google

Im chinesischen Theater. Gemälde von Alexander Jakowlew

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

den gut verbrachten Tag zurückzublinzeln und dabei einschlummernd auch der ganzen letzten Vergangenheit und beruhigt der friedlichen und gefestigten neuen Zukunft zu gedenken — eine angenehme Aussicht, die seinen Schritt auf den Treppenstufen wohltuend fest und jede seiner Bewegungen behaglich stark und bedächtig sicher machte.

⁂ ⁂ ⁂

Ein paar Wochen später fielen die ersten gelben Blätter von den Linden vor der Krone in Dossen und flatterten über den Markt. Man hatte noch herrlichen Sommer und war doch schon im köstlichen Herbst mit hohem Himmel und klarblauer Ferne und dem herben Duft der reifen Nüsse.

Herr Imelmann war bei Wenzel Eichhorn, dem Buchhändler in der Breiten Straße, eingetreten, klingling. Herr Eichhorn hatte in seiner Kontorstube ein paar Stufen höher gehüstelt, und Fritz Wiese war behende und mit stolzer, akademischer Zurückhaltung über den Stufen zum Vorschein gekommen, immer noch ein bißchen verlegen vor den Leuten, besonders vor jüngeren, am meisten vor den jungen Damen, der dumme Kerl, aber würdig, verständig und sachlich. Nun war er rot geworden, vielleicht vor Freude und hatte gelacht: „Onkel Imelmann —!"

Der grüßte ernst. Sah gar nicht auf. Sah sich Bleistifte, Radiergummis, Reißzwecken durch die Glasscheibe in den Kästen an. „Ich brauche einige Bleistifte... 2B, möglichst weich ... haben Sie Kohinooor? ... Auch einen Fabergummi. Wollen Sie mir bitte einiges vorlegen. Wie stellen sich die Preise heute? Wird immer toller wahrscheinlich, nicht wahr. Ich habe einige Eile, bitte. Wie meinen Sie — —?" Herr Imelmann schob das Hütchen aus der Stirn und schien durchaus keine Ahnung zu haben, wer hinter dem Ladentisch stand.

Fritz Wiese lächelte schwach verletzt und hatte rote Ohren, das waren Witze, damit spielte man doch nicht, wie mit einer Kinderei, Meister Imelmann hatte mitunter so herrische, gleichgültige und grausam scherzhafte Gesten gegen die ganze Welt! Fritz lächelte und klappte den Glasdeckel auf. „Befehlen der Herr grün oder gelb polierte Stifte?"

„Grün poliert, wenn ich bitten darf. Grün macht sich freundlicher, oder auch gelb — Kohin — — Ach Sie, Fritze. Guten Tag. Was machen Sie denn hier?" Herr Imelmann war ungeheuer erstaunt und sah ihn mit offenem Munde an, völlig verständnislos.

„Tag, Onkel Imelmann."

„Tag, Fritz. Ja, sage mal..."

„Also ernsthaft, wollen Sie wirklich Bleistifte — hahaha!"

„Hahaha! Natürlich will ich Bleistifte, glauben Sie, ich laufe zum Spaß in die Läden, mein Herr? ... Verstehen Sie aber auch etwas davon? Das sind schwierige Sachen. Ich lasse mir nichts anschmieren. —" Er sah sich ernsthaft im Laden um. „Ich habe möglicherweise noch einige andere Wünsche, vorausgesetzt, daß das Lager verständig komplettiert ist. Bitte, führen Sie auch die Bilderbücher von — von — na, wie heißt der Kerl doch: Imelmann?"

„Bitte sehr. Wir dürften so ziemlich alles an Lager haben. Darf ich vorlegen oder haben der Herr einen bestimmte Wunsch?"

„Hähä."

„Gerade dieser Tage ist auch der illustrierte Prospekt über das neueste Imelmannsche Bilderbuch eingetroffen. Sie dürften ihn im Fenster gesehen haben. Der Verlag hat es diesmal gewaltig eilig; soviel ich weiß, ist das Werk buchtechnisch noch lange nicht fertig; der Künstler soll es erst in diesen Sommerwochen ungewöhnlich rasch geschaffen haben. Aber man rührt bereits die Trommel. Man darf keine Zeit verlieren, die neuen Raffer legen jeden Preis an, man muß der Konkurrenz zuvorkommen, Kunstdrucke, Luxusdrucke — ungeheuer gefragt. Darf ich vorlegen? Die Auflage soll bereits im Voraus gezeichnet sein. Auch wir haben einige Bestellungen."

„Einige?"

„Ein — zwei —. Die billige Buchausgabe und das kostbare Mappenwerk erscheinen erst im Winter. Darf ich bitten? Scheint eine ausgezeichnete Arbeit zu sein — nicht ganz so lustig und witzig wie die früheren, wie es nach den drei, vier Bildproben auf dem Prospekt aussieht, hier und da hold empfindsam, — es lag vielleicht an dem Modell der Scheherezade — eine neue Note, möcht' man sagen —"

Herr Imelmann hatte wieder den Mund offen stehen und machte ein verteufelt ernsthaftes Gesicht. So'n Kiekindiewelt! So'n Bengel! Tat, als wenn er das Gras wachsen, die Fische schwatzen hören könnte — hold empfindsam — Modell neue Note — Imelmanns Augen bekamen ihren cholerischen Glanz. „Ich muß sagen, die Suade haben Sie raus, Fritz, wenn es auch Blech ist. Modell — natürlich Modell, immer Modell, nicht mehr als sonst, mein Lieber. Ich werde Sie nächstens hier einmal auf die Bleistiftspitze nehmen, weniger hold empfindsam ... haben Sie gut gemacht, mein Sohn," und er lachte herzlich und kräftig.

Nun schlurrte da oben hüstelnd der alte Herr Eichhorn in die Tür, gelb und dürr wie eine Fadennudel.

Digitized by Google

„Diener, Herr Eichhorn. Wollte mal nach dem Neveu sehen. Wie macht er sich? Ist er brauchbar? Arbeitet er?"

„Danke, Herr Imelmann. Ihr Diener. Er macht sich gut. Man hat viel Interesse und Eifer und auch Freude daran ... Sehr viel Eifer, wir sind ja Freunde. Es geht ausgezeichnet."

„Das ist recht." Fritz sah auch ihm frischer aus, straffer, hatte einen helleren Blick mit festeren Pupillen, und nicht mehr die nervöse, gequälte Falte zwischen den Brauen. Es bekam ihm wohl. Feste, geregelte Tätigkeit, mit festen Zäsuren, früh in den Sielen, spät heraus und abends eine ordentlich zufrieden machende Müdigkeit, die in den Beinen und im Rücken schmerzte. Da oben in und hinter dem Stübchen war das geschätzte, nicht unberühmte Antiquariat mit dem umständlichen Karteikatalog, hier unten das Geschenk- und Schulbücherlager, Papier, Schreib- und Zeichenutensilien ꝛc. Nicht übel. Hinter diesem Papier und Schreib- ꝛc. machte sich Fritz Wiese offenbar noch etwas linkisch, als verletze es seine Vergangenheit — auch das würde sich geben. Na also. Man mußte bloß beim Rockhenkel genommen werden, sich selbst daran nehmen, dann ging es schon. Es sind immer bloß die Anfänge, die den Chimborasso markieren. Er war vorläufig „Volontär". Fritz Wiese sprach außerm Hause gern von seiner Volontärstellung.

Herr Imelmann kaufte zwei Bleistifte und feilschte mit dem Neveu. Aber der war hart wie Granit und war nahe daran, seinen sogenannten Onkel mit einer Mark fünfzig übers Ohr zu hauen, hoho!

Der ließ den Neveu nun auf der Bücherleiter hinauf- und herabspringen, fragte nach Preisen und Verlegern, gemütlich plaudernd und seinen längsten Hals machend; er wollte doch mal sehen, wie weit es Fritze Wiese in seiner neuen Praxis schon gebracht hatte — nicht übel. Wenn er so ein Buch herabnahm und vorlegte — „vorlegte hihi" — dann hatte er ganze delikate Bewegungen; manche der Sachen freilich legte er lässig, mit einem Achselzucken und verächtlichen Schweigen hin.

Herrn Imelmann zuckte es eine Sekunde lang um die Lippen, eine Frage nach den zwei Bestellern seines Wunderwerks zu tun. Vielleicht war es bloß einer oder gar keiner, das hatte er bloß geflunkert — das Mappenwerk konnte sich Dossen überhaupt nicht leisten, das war für Sammler und Raffinskys, Gott segne sie. Ob Dina — ja, die dürfte schon in dem Prospekt geblättert haben, hier im Laden unter Fritzens strenger Aufsicht — sollte sie das eine Exemplar gezeichnet haben? Behüte. „Wer hat denn wohl — ?" lächelte Meister Imelmann verschämt.

„Herr Heydecker."

„Aha." Nein, er wunderte sich nicht im geringsten und strich sich den Spitzbart mit flacher Hand wie sein grausamer, blutdürstiger Kalif nach vorn. Soso. Hm. Hold empfindsam! ... Was für'n Blödsinn.

Er hatte eigentlich eins der vorgelegten Bücher kaufen wollen. Er kaufte gern Bücher. Nun ließ er es. Verstimmt oder gleichgültig oder um zu strafen. Er nahm bloß die Stifte und verabschiedete sich kurz und heiter von Herrn Eichhorn und seinem — neuen Volontär. „Wiedersehen. Lassen Sie sich blicken, Neveu. Naja — vorläufig noch als Bräutigam — gam soll noch daraus werden!" Da hatte er seinen Gegenhieb, hehe — hold empfindsam.

Ob sie wirklich so ähnlich war die kluge, herzhafte Wesirstochter? Und der Herr Kalif, wie er ihn eigensinnig nannte, mit eigentümlich boshaftem Spitzbart. Sie traten zusammen im Einleitungsbild auf und dann immer in Vignetten und Zwischenstücken, als Zuschauer und gelegentliche Helden mit wechselndem Mienen- und Gliederspiel, heiter, leidenschaftlich, „holdbewegt," entsetzt, traurig, grotesk, zornig und grausam, schüchtern und herzhaft übermütig. Modell — dummes Zeug. Das redete das Bürschchen. Hier und dort eine Ähnlichkeit, ein Strich, der herrlich traf — wer sehen wollte, sah natürlich. Sie wußten es eben, er hatte kein Hehl daraus gemacht, Dina hatte ein paarmal wie ein Lämmchen gesessen, eitel und zufrieden. Von Modellähnlichkeit konnte keine Rede sein, so schaffenseng und geschmacklos war man nicht, ehäm! war man nicht und war es nicht. Punkt. Und Heydecker — warum nicht? Jeder konnte's kaufen. Auch das Mappenwerk, so er's sich leisten wollte. Der Herr Kalif war ein grotesker älterer, grausamer Herr. Na also. Es war von Olims Zeiten an erlaubt, über sich selbst zu lachen ...

Er war seit ein paar Tagen wieder im Städtchen.

Das prächtige Wetter mit seinen frischen, besonnten Winden und weiten blauen Himmeln hatte ihn doch herausgelockt; es war unwiderstehlich gewesen. Er liebte diese reife, besonnte Übergangszeit besonders, in der das Laub seidenhaft angegilbt war vom langen heißen Sommer und bunt wurde. Er war ja nun mit gewissen, unzeitgemäßen, dicken Gefühlen und Erinnerungen fertig geworden, damit inzwischen ein für allemal ins reine gekommen. Da reizte es ihn, ja, es war ein Gebot vorsorgender Weisheit und Pflicht und verständiger Gewöhnung.

Digitized by Google

die Probe aufs Exempel zu machen. Er wollte sich heiter und gelassen dazwischen setzen und halkyonisch an dem schönen Scheine nippen wie an einem Glase köstlichen Weins. Dies Bild schien ihm treffend und reizvoll.

Dina Hamacher würde übrigens in der nächsten Woche wieder für etliche Wochen hinausziehen. Das war vor kurzem im Familien- und Mädchenrat ohne sein Wissen beschlossen worden. Ihre Großeltern wollten noch ein billiges Moorbädchen mit Dauerbetrieb aufsuchen, weil die alte Dame einen neuen schlimmen Anfall ihres schmerzhaften Hüftleidens kurieren mußte. Aber das war ein immerhin netter, nicht ungewöhnlicher Zufall; selbstverständlich, daß Dina in der Krähe unterkroch. Auch er billigte das völlig. Sie war willkommen. Und das ergab die läßlichste Bewährungsmethode; man konnte dabei mit völlig ungezwungener Gebärde seine Gefaßtheit zeigen und den angenehmen Lebenswein schlürfen.

⌘ ⌘ ⌘

Herr Imelmann fuhr, wie sonst, ein oder das andere Mal in der Woche nach Großberlin und zeigte allen seine Überlegenheit. „Sie sehen brillant aus, Meister Imelmann!" sagte man neidisch. „Jaha!" antwortete der schmunzelnd; „man muß sich auf etliche Lebenskünste verstehen."

Er hatte auch für seine persönliche „außerdienstliche" Tätigkeit wieder eine hübsche Aufgabe ins Auge gefaßt, an Neues gedacht. Kühlere, neutrale, männliche Sachen, die weit ab von allen Scheherezaden und Kalifen lagen. Er hatte sich den gallig lachenden Dechanten von St. Patrick Jonathan Swift neu angesehen, vorläufig mal Gullivers Reise nach Liliput; vielleicht kam später die Reise nach Brobdingnag zu den Riesen dran und die zu den Houyhnhmms, den edlen Pferden, und zu den Jahoos, den Menschenaffen; eine, wenn man wollte, heitere oder bitter boshafte Sache, bei der man manchen Ärger, Grimm und Spott losbinden würde. In Liliput würde er vielleicht wieder dies und jenes der Mädichen und manchen andern nahen Zeitgenossen einherspazieren lassen; aber sehr von oben, verzwergt gesehen; nichts war bekömmlicher als die spaßige Weltbetrachtung aus der Höhe.

Helwine blühte und sang durchs Haus, wütete unnachsichtlich mit roter Tinte in den Heften und war viel bei Fritz Wieses Mama, wo es schon allerlei für die Zukunft zu beraten gab. Sie hatte lange Konferenzen mit Meta Zeese, denen auch Dina und Hanne beiwohnten, vor Wäschekisten und -kasten, die noch von ihrer Mutter stammten; das alte Leinen, zum Teil noch ungebraucht, wie aus Stahldraht gewebt, sollte irgendwie verwendet werden; ja, ja! hauchte die Zeese mit leidenschaftlichem Interesse; Dina ging an manchem Nachmittag sehr energisch und kunstvoll mit Bandmaß und Schere um und bewegte flüsternd die Lippen, diese abwesenden, abweisenden, strengen Gesichter veranlaßten Herrn Imelmann zu lieblosen Karikaturen — Dina und Helwine im Scherenkampf mit einer zornig geblähten Altedamenhose. „Du gehst zu Tante Wiese? Bitte, grüße schön," sagte Herr Imelmann befriedigt, wenn Helwine davon ging; da verkrochen sich die andern nicht in den Leinwandberg.

Hanne war nie so frisch und reizend gewesen wie in diesen ersten festlichen Herbsttagen, auch nie so liebenswürdig. Ihr etwas langer, hübscher Mund war leuchtend rot und lachte gern, ihre Stimme war hell. Nur am Abend war sie oft still und krankhaft blaß, stand mitunter schweigend auf, einen weichen, feuchten Glanz in den Augen und ging hinaus, als ertrüge sie das Zimmer und die andern nicht mehr.

„Wie weit seid ihr nun?" hatte Herr Imelmann ein paarmal gefragt.

„O, sehr weit, Papa. Nun schon bei den Schlußabschnitten."

„Gott sei Dank!" Das überhörte Hanne; ihr schmales Gesicht war ganz fest und steinern geworden, ihr Blick starr, und die zarten Hände förmlich spitz und spinnig.

Die Herren Heydecker und Lutze machten sich rar. Sie hatten stark zu tun. Heydecker war nun wieder leidenschaftlich mit seiner Architektur beschäftigt; er entwarf und leitete die umfangreiche Anlage einer Siedlerstadt auf dem Ödland zwischen Riezke und Behlanz, das nahm ihn vollauf in Anspruch. Er schien sich auch nicht mehr viel um Plates Landwirtschaft zu kümmern. Das alles war ja bloß Spielerei und Notbehelf gewesen; auch er fand sich nun langsam und zäh ins alte Gleis zurück, wie andere vom Krieg und sonstigen Erlebnissen verstörte Leute. Man traf ihn seltener mit der Flinte im Feld, hörte ihn, wie es hieß, nicht mehr so oft des Nachts an den Ausbauten vorüber durch den Wald reiten. Aber er hatte häufig in Dossen auf dem Rathaus zu tun, wo er dann mit spöttischem Ernst zu Dinas Bürofenster hinaufgrüßte und ihr gern oben einen kurzen Besuch abstattete. Ein paarmal waren sie gemeinsam nach Dienstschluß aus der Stadt geschlendert gekommen.

Mitunter in dieser Zeit waren Hanne und Dina auch wieder gemeinsam zum Tee bei Frau Wendhausen und Fräulein Picht, die ein paar Wochen in Pyrmont verbracht

Digitized by Google

hatten, in Riezke, und dann waren natürlich die Herren vorhanden.

Aber Dina ritt nicht mehr. Auch die immer etwas komische Reitrockmaskerade paßte ihr nicht mehr. Und manches andere.

Sie schossen Enten im Kahn, er hatte noch ein leichteres Gewehr und stützte mitunter, dicht hinter ihr stehend, Dinas Arm und Hand oder sie gingen im Park. Er versprach ihr dabei, sie bald einmal nach der Siedlung zu führen; darauf freute sie sich. Er zeigte ihr auch die Pläne und Zeichnungen in seinem Turm, wo die gewaltsam bunten Bilder jetzt beiseitegeschoben in einem toten Winkel verstaubten, darunter auch ihr halbfertiges Bild; das kränkte sie, so unzufrieden sie mit dem kreischenden Konterfei war, er schien es vollkommen vergessen zu haben.

Eines Tages hatte Dina mit Lutze auf dessen Lieblingsbank im Park gesessen; Frau Wendhausen war mit Hanne und Fräulein Picht eifrig plaudernd in einen Nebenweg abgekommen; Heydecker selbst war an den Fernsprecher gerufen worden. Sie hatten ihm nachgesehen, als er eben mit raschem Sprung, um den Weg abzukürzen, über ein breites, flammendes Verbenenbeet setzte. Dina hatte gelächelt.

„Sie beide sind sehr verschieden, Herr Doktor?“ sprach sie, und es klang ein Forschen in der Frage.

Da hatte ihr Lutze in seiner deutsamen Art, die gern und nicht ohne Eitelkeit Menschliches aufblätterte, einiges erzählt. „In aller Freundschaft, besonders in der Jugend, ist viel Zufall, gnädige Frau, und Erinnerungen verbinden und verpflichten dann. Wir verloren einander öfter durch Leben und Geschick. Aber er schrieb dann immer gern wieder sehr hübsche kurze oder lange Episteln. Das tu' auch ich gern.“ Dina hatte gespannt zugehört, war aber in ihren Gedanken schon viel weiter gewesen; dann hatte sie plötzlich von seiner Ehe gesprochen und eine spöttische Bemerkung über ihn und mancherlei Gerüchte gemacht. Lutze hatte geschwiegen und in die grüne Baumdämmerung gesehen. Dann hatte er geantwortet: „Darüber läßt sich wenig sagen, gnädige Frau. Das ist ein Sondergebiet. Das ist neben dem Mann oder unter ihm — gehört häufig nicht zu seinem Bild oder Wesen, wie Glück oder Tragik — und Mißgeschick. So ähnlich. Ich weiß von allen diesen Dingen nicht viel, darüber spricht er wenig oder nichts.“

Das hatte seltsam hell in ihr nachgeklungen mit Lutzes kluger Stimme, beschwichtigend und befreiend, daß sie wieder über die Macht ihres Gefühls erschrak. Alles wurde lichter, ruhiger, einheitlicher.

Wenige Tage später war Dina bei Herrn Imelmann in die Werkstatt eingetreten, um ihm die Post zu bringen. Dina war heute nicht im Amt; dort streikte die Beamtenschaft auf Befehl irgendeines ‚Rats‘, und Dina mußte mitstreiken.

„Das haben Sie davon,“ erklärte Herr Imelmann. „Wie ich hörte, soll ein Protestumzug veranstaltet werden; alle Damen sollen ein Plakat um den Hals tragen und die längste von ihnen — Sie natürlich, Dina, — soll eine Standarte mit Inschrift schwingen: ‚Nieder mit die Burschoaverwaltung!‘ Werden Sie auch reden? Ich werde mich auf dem Markt vor der Krone aufstellen.“

„Das würde mich nicht stören, Onkel Imelmann.“

„Alle Petrolösen brauchen ein Publikum.“

„Ach, ich würde enttäuschen. Ich würde sprechen: Sie alle wollen im Grunde Bürger sein und werden, über die Masse hinaus, so weit Sie es können, meine Damen und Herren. Ein guter, unzerstörbarer Instinkt. Die eigentliche soziale Angelegenheit. Die Richtung ist immer: von unten nach oben, nicht umgekehrt. Bewahren Sie sich das, auf Wiedersehn.“

„Nicht übel. Das härene Proletariergewand soll mehr für uns sein, Dina, für Sie und mich und Hanne und Leo. Ein Mißverständnis, wie mir scheint.“ Dina nahm in dem Lehnstuhl Platz, und Herr Imelmann freute sich wohlwollend über die frische Gestalt in seiner Nähe. „Im übrigen,“ fuhr sie behaglich fort, „ist dieser freie Vormittag sehr befriedigend; hoffentlich streiken wir noch eine Weile. Ich habe das lange nicht so empfunden, als wäre die Schule ausgefallen. Man schlendert umher und hat alles lieb.“ — Wie hübsch sie das sagte — „hat alles lieb“.

„Sie arbeiten etwas Neues?“

„Ein wenig, Dina. Man versucht dies und das.“

„Wir haben dann drüben zu backen. Darf ich einen Augenblick hier sitzen? Ich sehe gern zu. Sie haben mir früher manches gezeigt. Aber Sie waren lange fort. Sie sind, wie ich anzunehmen guten Grund habe, jetzt weniger zugänglich, Onkel Imelmann.“

„Bin ich das?“

„Es war früher gemütlicher, wenn ich das respektvollst sagen darf.“

„Ach, kleine Dina. An Respekt liegt mir nicht viel.“

Ein Lichtstreifen ließ ihr Haar leuchten, er kam von dem hohen Fensterchen in der

Digitized by Google

Rückwand, dessen Vorhang nicht zugezogen war. Ihre Wimpern warfen einen langen Schatten. Herr Imelmann beobachtete diese seltene Erscheinung. Nun blinzelte sie wieder zufrieden.

„Nein. Es lag vielleicht daran, daß Sie immer weniger Zeit für diesen Stuhl hatten, gnädige Frau."

„Daran?" Sie betrachtete ihn aufmerksam. Sein Gesicht stand ebenfalls in der Sonne, und die kurzen Schläfenhaare glänzten silbern. Es sah gut aus, männlich und eigen und gab einem Vertrauen. Man fühlte sich geborgen hier und kreuzte die schlanken Beine. Wie meinte er das? O, sie verstand es schon, sie mußte wieder ganz wenig lächeln, und es war eine kleine Angst dabei. Und plötzlich sah sie ein fernes, ein dunkles, leidenschaftliches, verschlossenes, spöttisches Gesicht und ein Paar schmale Hände, die voll rücksichtsloser Kraft schienen, und sie erstarrte, saß regungslos, wie vor einer Vision; ihre Hände lagen müde auf den Stuhllehnen. Da wurde Herrn Imelmanns Nähe wieder angenehm. Es war still. Sie räusperte sich, daß ihre weiße Kehle sich bewegte.

„Kommen wir — komm' ich wieder drin vor?" Sie wies mit dem Blick auf den Arbeitstisch.

„In der Masse. Anders."

Das Wort Masse gefiel ihr nicht besonders. „Anders?"

„Seien Sie nicht eitel, Dina."

„Doch, ich bin es, es ist Ihre Schuld," sie lachte. „Als ich Großvater den neuen Verlagsprospekt zeigte und ihm sagte: ‚Das bin ich,' da sah er ganz bestürzt aus vor Schreck und Neugierde und seine weißen Brauendächer wurden gotisch; er hat sich dann die Blätter öfter geholt. Großmutter betrachtete sie sehr steif und sagte: ‚Es ist nicht ganz dezent; gottlob nicht gerade ähnlich. Und was er dich für Grimassen schneiden läßt —' Sie sind den alten Herrschaften unheimlich geworden, Onkel Imelmann."

„O, nicht viel mehr als sonst," sagte er zerstreut. Er schob seine Arbeit beiseite, er hatte jetzt das vollkommen väterliche Verlangen, ihren Arm zu nehmen und mit ihr in dem frischen, sonnigen Morgen durch den Garten zu gehen. „Kommen Sie, Dina," sagte er angeregt und legte alles weg.

„Ich habe nur wenig Zeit. Ich muß in Rufweite bleiben." — „Ach was!" — „Ich sagte zu Fräulein Zeese, ich bin bei Herrn Imelmann. Werden Sie nun übrigens übermorgen die Jagd in Riezke mitmachen?"

„Bitte? — ach übermorgen. Schon möglich, Dina. Ja, ich denke, es wird sich übermorgen einrichten lassen. Werden die — Damen doch von Anfang an dabei sein? Ich möchte noch einmal ernstlich davor warnen."

„Wir haben vorhin beschlossen, erst am frühen Nachmittag nachzukommen."

Sie hatten beschlossen. Nun gut, sie waren nicht immer ganz so unvernünftig, wie sie vorgaben. Die Herren, manche der Herren würden auch am Nachmittag dadurch nicht besser schießen. In Gottes Namen. Ihm war es einerlei, ihn würden sie nicht sonderlich stören, die Damen, und er griff nach seiner dicksten Pfeife.

Als sie gleich darauf auf den Hof hinaustraten, kletterte gerade Zinke bedächtig eine Leiter hinauf und schnitt an den Reben.

Da regte sich auch in Herrn Imelmann ein heftiger Tätigkeitsdrang; er ließ sich erst mal von Dina eine glashelle Frühtraube zum Kosten aus Zinkes Korb geben, dann hieß er sie munter einen anderen Korb nehmen und kletterte selbst vor ihr her bis auf die gefährlichsten oberen Sprossen hinauf, behende und kühn, so daß Dina unten den Kopf weit zurücklegte und ohne triftigen Grund ängstlich wurde, und Vater Zinke von der Seite her runde Augen machte und leise pfiff.

Kleinigkeit! tat Herr Imelmann mit Rücken und Beinen und kam dann erfrischt und voll jugendlich schwellender Kraft wieder herab, stand, ein frisches Rot auf dem Gesicht, neben der bewundernden Dina und bedauerte, daß der Wein nicht bis übers Dach hinaus gewachsen war.

✠ ✠ ✠

Dina hatte heute geringe Freude an ihren Amtsstunden. Sie saß da in ihrem Verschlag gefangen, der Schreibärmel war lächerlich, der Tintengeruch säuerlich und die vergilbten abgegriffenen Akten mit den trüben Schwänzen in den gelbpolierten Fächern boten einen trostlosen Anblick. Der dicke Stadtsekretär Hampe mit der süßlichen, aufdringlichen Verbindlichkeit und den kurzen weißen Fingern, an denen der Ehering auffallend goldig glänzte, war ihr zuwider wie ein lästiger Courmacher; alles grenzenlos lästig. Sie hatte übrigens ihren Tisch schon vor einiger Zeit so gerückt, daß man sie von unten nicht mehr sehen konnte, als wünsche sie gewisse Grüße zu vermeiden.

Sie möchte die Feder weglegen, um stumm davonzugehen. Das hier schmeckte nach Heringssalat, vor dem sie eine unüberwindliche Abscheu hatte. Ein Beruf, ach ja. Es gab wichtigere und glühendere Lebenszentren.

Daheim in der Krähe saß sie dann am Nachmittag lange am Klavier und kümmerte

Digitized by Google

sich nicht um die andern. Herr Imelmann strich einmal am Fenster vorüber, da sah sie fest auf die Noten; Helwine war eben laut summend in die Stadt gegangen, sie hatte das tragische Thema noch auf dem Hofe falsch und vergnügt mitgesungen; Hanne war unsichtbar, weilte in ihrem kleinen Zimmer neben dem Giebel.

Dina saß hinter den starken Tönen und dachte an gestern.

Bilder zogen rasch und schwer zögernd an ihr vorüber und verwoben sich mit den leidenschaftlichen Tönen... Der Rand der Riezker Tannenschonung, die Treiber klapperten und schrien in der Ferne; graue Krähen krächzten über ihnen; ein schmutziges Kaninchen lief querdurch, plötzlich hob sich ein schöner großer Fasan, rotgolden, wie durchsichtig in der Sonne, Heydecker schoß, der Vogel sank breit und plump in das Holz, sie hatte rufen wollen: ‚Schießen Sie nicht!' aber seine Hände waren so entschlossen gewesen, daß sie schwieg; da vergaß sie alles und bückte sich erregt neben ihm... Dann hörte sie sich halblaut sprechen, es war bloß ihre Stimme, fremdartig abgelöst von ihr, die sprach, und darin klopfte ihr Herz; sie waren alle weit draußen, Dina, Villa, Hanne, die Sonne begann überm See sich zu senken, die Luft schmeckte warm und feucht, Schüsse platzten fern in der Luft, hohoho! klang es weiter ab; die Ordnung hatte sich schon gelockert, man hörte die Jäger lachen, auch Dina war müde; sie hätte plötzlich weinen und schlafen mögen, sie war blaß in dem leichten Zwielicht, das die Sonne vergoldete, nun bog sie sich wieder hoch; durch den schönen, bunten Vogel war noch ein letztes Zucken und ein Krampf gegangen; die Schonung rauschte und flüsterte einsam, da war ein schmales, dunkles Gesicht ganz nahe an dem ihrigen gewesen, und sie legte steil und starr, während sie sich aufrichtete, den Kopf zurück. „Dina," hatte er zwischen den Zähnen gesagt, mit einem Zittern, das sie wie eine Flamme durchrann, es war kaum lauter gewesen als das Flüstern der Zweige, die Hunde lärmten, Zweige knackten. Drüben hinter der Schonung gingen Leo Nippold und Villa, Leo mit Gamaschen, Joppe und schrägem Hütchen, das Gewehr an der Schulter, ein stolzer, weidgerechter Anblick, Liebe und Jagdglück verklärten ihn, er schwang das Hütchen. „Halali — kein Büchsenlicht mehr!" rief er mit seiner wohllautenden Stimme und lachte. Dina ging hinüber. „Nicht querdurch!" befahl Heydecker, doch sie beachtete es nicht. Heydecker blies, hinter ihr gehend, die Jagd ab, der scharfe Ton erschreckte sie. Allegro di molto... Dina spielte mit harter Kraft. Der Riezker Dorfkrug, verqualmt, überall Lärm, die Damen waren aus dem Gutshaus auf eine Stunde herübergekommen. Frau Wendhausen hatte im Hause nicht die Wirtin spielen wollen. Grog, Tanz, Kartenspiel. Auch Luise Quandt und Stülpe waren da. An der Seite stand Herr Imelmann und strich den Kalifenbart, die Damen standen an der Tür, Frau Wendhausen war ungewöhnlich frisch und heiter: „Sie müssen tanzen," sagte sie eifrig zu Dina. Doch die mochte nicht. Dann tanzte sie doch — mit Fritz, mit Leo, nein, Herr Imelmann machte sich nichts daraus, dann mit Heydecker. „Ich bin jetzt müde," sagte sie. „O nein," bat er, und Fräulein Picht schüttelte das Gesicht mit der festen, stumpfen Nase. Es war wieder eng wie damals. Sie mußten acht geben und schweigen. Sie sah die erhitzten Gesichter der Dorfmädchen. Als man näher an sie herankam, verstummten die Mädchen mit großen, bösen Tieraugen.

„Es ist zu eng," sagte Dina und hörte wieder die von ihrem Wesen losgelöste Stimme. Da verlosch für ein paar Augenblicke das Licht, eine Störung, vermutlich ein Mutwille, es wurde gekreischt, die Musik verstummte, das Gedränge wurde derber, man machte Witze, und die Hitze und der Menschengeruch wurden betäubend; da fühlte sie, wie ein Paar Lippen auf ihren Wangen, ihrem Mund tasteten — ein Zufall, sie konnte sich nicht rühren in einem leichten Schwindel, der aus der Dunkelheit und Hitze floß, sie sprach ein zorniges Wort zu einem Mädchen, das um sich stieß, die anderen kreischten lauter; Dina fühlte sich hineingerissen in den Strudel, sie war wie die da, wie Lene und Mine, furchtsam und erregt und auf Abenteuer erpicht, ihre Halssehnen schmerzten, so weit neigte sie den Kopf zurück, ihre Lippen zitterten, sie spürte noch Heydeckers Hand auf ihrem Arm, stand an ihn gepreßt, er schien sie zu schützen und die anderen mit dem Arm energisch abzuwehren — — „Ah!!" schrien die. Da wurde es wieder hell.

Herr Imelmann sah gerade herüber. Dinas Blick starrte blind. Sie machte sich schweigend frei.

„Hat man Ihnen weh getan?" fragte Heydecker.

„Es ist genug," antwortete sie kurz und nestelte an ihrem Haar. Sie war wie die andern, zerzaust, ihre Kehle war trocken, ihr Herz schlug über ihren müden, schwankenden Knien. Niemand sah es, sie war die unnahbare Dame Dina mit kühler, weißer

Haut, doch der staubige Fußboden war merkwürdig weich und uneben, als sie sehr gerade darüber hinging.

„Bitte führen Sie mich hinaus — ach, Onkel Imelmann, was sind das für Menschen — man kann da nicht mit!“ Sie nahm vertraulich seinen Arm. Herr Imelmann stand älter da, wie es schien, besonders um die Augen, die einen harten Schimmer hatten und sein Kinnbart zeigte eine scharfe Spitze. „Ich habe Durst,“ sagte sie. „Ich bitte um ein Glas Wasser.“

Allegro vivace. Der Riezker Park hinterm Krug. Wo war Hanne?

Dina lief suchend durch die mondhellen Wege. Sie wünschte, daß man Nöhl anspannte. Sie mochte niemand mehr sehen. Sie ging rasch und war erhitzt, der Mond lief blausilbern jenseits der Baumstämme mit. Herr Imelmann konnte zu Fuß nachkommen, Fritz und Hely, Villa und Leo, das war genug Begleitung. Die Damen Wendhausen und Picht waren schon vor einer Weile wieder ins ‚Schloß‘ gegangen — man könnte Doktor Lutze zu Herrn Imelmann schicken und ihn bitten lassen, wenn Hanne durchaus wollte. Ein Kauz schrie. Ein paar Mädchen kamen im Mondlicht als kleine, lichte Figürchen vom Hause herab. Dina bog auf den weichen, feuchten Rasen ab und ging im Schatten der Büsche weiter, hastig suchend; oben war das ‚Schloß‘ mit den Türmen, ein paar Fenster waren hell, davor schimmerten die Rasenflächen wie Schnee; Grasdunst stieg vom Boden auf, der feucht und in der lauen Luft sehr kühl war; da hörte sie Stimmen hinter den dichten Büschen, dort stand eine Bank, Lutzes Bank...

„Du bist kühl und warm wie Elfenbein, in dem Blut und Leben rinnt —“ es war still; dann sprach die Männerstimme weiter: „Wir müssen noch viel Geduld haben; aber es wird sich etwas finden! Es wird mir gelingen, ich will es nun; einmal wird's gelingen! Du tapferer, gütiger Mensch.“ — „Wenn du es willst... ich bin nicht tapferer als andere!“ antwortete eine Frauenstimme; „ich kann nichts anderes wollen...“ Wieder war es still, als verriegelten Lippen den Mund. Dann sprach die halblaute Männerstimme wieder, und es klang eine Qual in den Worten: „Ich will fortgehen von hier inzwischen, Hanne. Wir dürfen uns nicht mehr sehen... es ist zu schwer für mich — du kennst das nicht — ich kann es dir nicht sagen — mein Leben war immer einsam. Nun bin ich seit damals überschüttet — es ist zu schwer, Hanne...! Warum soll man nicht menschlich sprechen, wir sind reife Menschen — bist du böse? Du bist nicht eng und klein. Um deinetwillen...“ Nun wieder Hannes herbe, leidenschaftliche Stimme, in der ein Mitleid und ein Außersichsein schwang: „Du darfst nicht leiden, du darfst dich nicht quälen, das darf nicht sein — du darfst auch deine Arbeit nicht im Stich lassen.“ — „Wir müssen — —“

„Nein!“ sagte die zitternde Stimme fanatisch und weich „— nein —! Ich bin bei dir. Ich will alles lind und süß machen — ich bin nichts ohne dich, ich bin tapfer um deinetwillen.“

Dina hatte nicht hören wollen, dann hatte ihr Fuß gestockt, und etwas hatte sie wie ein Lachen und Weinen überschauert. Die Nacht war warm und feucht und fieberte, große Sterne glänzten, und mitunter fiel einer in weitem Bogen und verlosch. Sie preßte die Hände auf die Brust und atmete, dann glitt sie rasch, fast laufend zurück und hätte dabei die Hände in die feuchten, kühlen Büsche tauchen mögen. Hanne — törichte, seltsame Hanne — sei nicht zu tapfer!

Dina saß still, ihre Hände waren schlaff im Schoß gefaltet, die Tasten dufteten kühl nach Holz und Bein, nach Elfenbein, in dem Leben rann — wie jener feierlich und preziös mit der Eitelkeit der Liebe gestammelt hatte. Dina beugte den Kopf tiefer. Sie hatte einmal — vor kurzem, geträumt, von einem Kuß, der sie im Innersten überschwemmt hatte. Damals hatte es ganz stark begonnen.

Adagio con espressione. Es floß weich und süß in die Dämmerung hinaus. Der Kalif, der durch den Garten schritt, hörte es.

Die Klänge aus der grünen Stube berührten ihn in dem sinkenden Licht seltsam fremd. Er war gestern abend, wie er sich erinnerte, durch das schlafende Dorf und das jaulende Hundespalier gegangen; die Dunkelheit hatte alles noch phantastischer und doch wahrer und unheimlich gestaltet, alles schwermütig begünstigt: er hatte ironisch darüber nachdenken, die Achsel zucken und die dicke, heiße Tanzluft loswerden wollen. Der Mensch wurde niemals viel anders; er war immer da; es war immer da wie Schicksal; es war nicht zu ändern und mußte bis zum Ende durchlebt werden...

Auch er sah die Bilder vor sich, sah den Riezker Krugsaal Es war ihm da drin in Qual und Hitze überwältigend klar geworden, daß trotz weiser Vorsicht, Gefaßtheit und vorangegangener Karenz ihr Eindruck unauslöschlich war — ach, nicht erst da drin, Stück um Stück war sein Panzer abgeschmolzen. Es erinnerte ihn an ganz frühe, jugendliche Erlebnisse, auch darin, in allem, war der Mensch unveränderlich...

Digitized by Google

Adagio appassionato. Sobald er ihren Namen hörte, etwas sah, das ihr gehörte, das Wehen ihres Kleides sah, ihre Stimme hörte, sie selbst erblickte, war es da: ein Zauber, der alles andere verzehrte, es drang in ihn hinein, wie Schmerz und Glück. Er hätte genug Hilfen des Hohns, des Zweifels zur Hand gehabt, er kannte alle Kehrseiten des Gefühls, der Vollkommenheit, Alltag und Allzumenschliches, das einen in Trauer, Widerstreben und Grauen stürzte, er hatte Unzählige lächeln und lachen gemacht, verspottet und getröstet ... ach, die sarkastischen Leute sind oft die gläubigsten, die bloß aus zu viel Gläubigkeit spotten.

‚Ich will sie gewinnen! Ich will sie nehmen, mein Leben mit ihr zum letztenmal erfüllen und berauschen. Was kann mich hindern? Und wenn es bloß für Jahre wäre! Es ist Schicksal. Ich will sie vor jenem bewahren. Ich will es ihm verbieten, ich will sie ihm entreißen, mich vor sie stellen mit starken Händen!‘

Scherzo ... Auf dem Landweg draußen rollte rasch ein Wagen; der Riezler Theodor im hohen Tressenhut fuhr die älteren Stiefbrüder Heydecker zur Bahn zurück. Feste, breite Gestalten mit vollen, roten, heitern Gesichtern, joviale und gewaltsame Herren, die auf Lissy Wendhausen und Erich Heydecker mit herzlichem Achselzucken sahen und sie gleichmütig hinnahmen. Das Rollen und Rattern klang hart und nüchtern.

Herr Imelmann trat ans Fenster und klopfte. Dina wandte den Kopf, nickte und lächelte; aber sie spielte weiter — ihr Gesicht war schön, kaum zu ertragen. Scherzo grazioso ...

Als Dina eine Weile später in Hannes schmales Zimmer trat, saß die mit tränenüberströmtem Gesicht am Tisch. „Hanne — was ist?“ fragte Dina betroffen.

„O — nichts,“ sagte Hanne und lächelte, wobei alles an ihr erschauerte und zitterte, als hätte Dinas Eintreten sie erschreckt. „Ich habe heute meinen Tag. Man muß ein wenig heulen. Das ist gut wie ein Schnupfen.“ Ihre Hände waren eiskalt.

Dina ließ ihre Hände los und trat grübelnd ans Fenster. „Helwine sucht uns,“ sagte sie nach einer Weile sehr leise. Und dann ging sie rasch hinaus.

ℬ ℬ ℬ

„Du siehst so aus, als wenn du auf etwas wartetest,“ sagte Helwine zu Dina. Die wurde rot und lachte. „Wie sieht das aus?“ fragte sie.

Helwine dachte nach. „Dein Gesicht und deine Hände haben einen gefühlvollen Schimmer, als wären sie gepudert.“

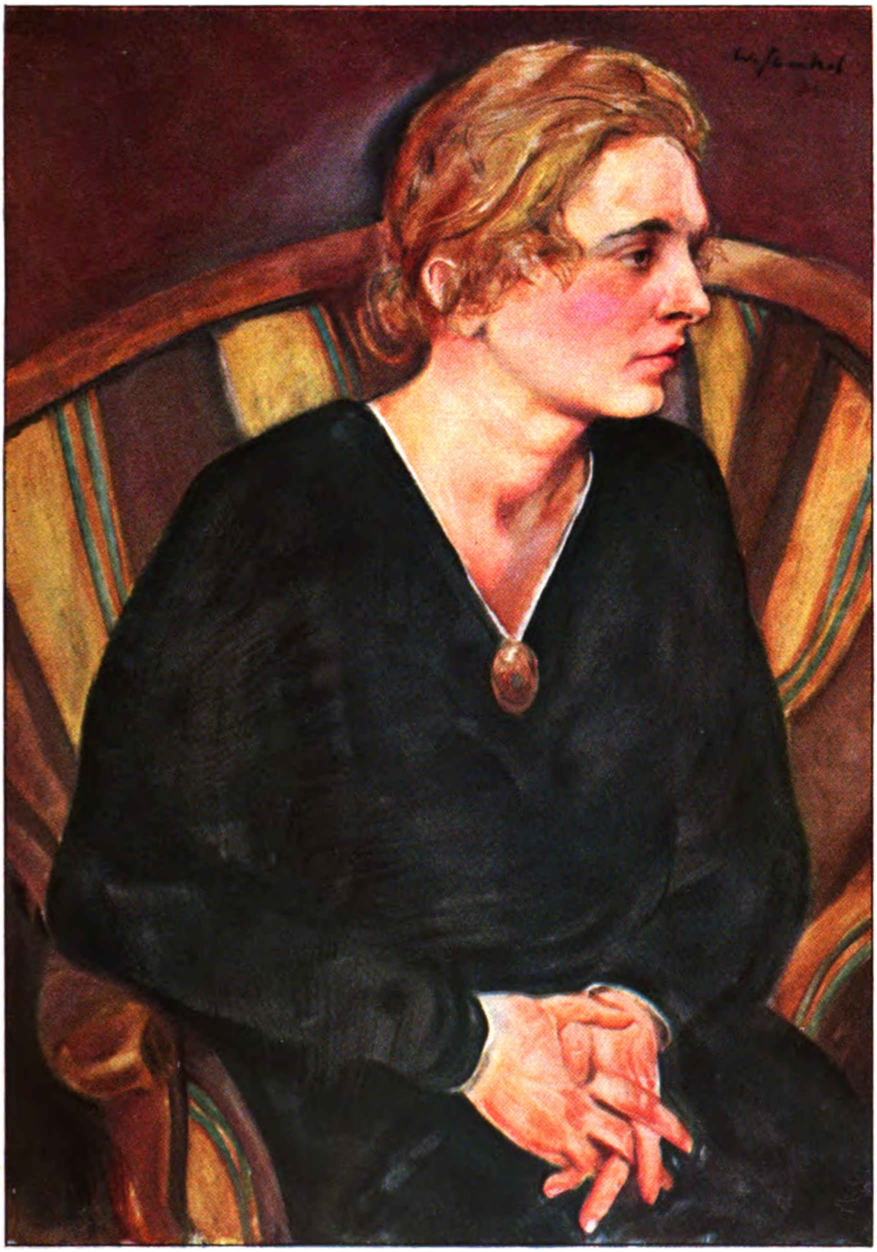
„Wie klug du bist, Hely.“

„Sehr klug. Und Hanne lächelt wie Leonore und lächelt wieder; bald blaß, bald rot. Sie singt sogar, wenn man nicht zuhört, und nachts spielt sie die weiße Dame am Fenster. Was ist denn mit euch los?“

Die beiden machten hochmütige Gesichter.

Helwine ging frisch und vergnügt mit ihrem roten Mund davon — alle hatten Geheimnisse, wenigstens taten sie so; sie hatte natürlich auch welche, aber sie machte das geringste Hehl daraus. Das mußte einmal festgestellt werden, denn Helwine fühlte sich ungewöhnlich zufrieden mit dem Leben. Fritz ‚bewährte‘ sich, darauf kam es an. Die ‚Bewährungsfrist‘ konnte vielleicht abgekürzt werden, sie wollte es schon machen, auch Tante Paalzow gegenüber. Der alte Eichhorn wurde immer gelber, und sein Atem pfiff immer bedrohlicher — der arme, alte Mann, aber auch das war von guter Vorbedeutung. So war der Mensch — ach, nicht gut! Sie wollte einmal in das hübsche fensterblanke, alte Eichhornsche Haus mit der breiten Treppe und den dicken Kachelöfen ziehen, sie sah sich schon durch die Fenster gucken und unten liefen die Leute vorbei und grüßten. Sie liebte die Krähe, aber das war nichts, so zwischen den andern, man wollte für sich sein, seine eigene Suppe kochen und essen, sich ungestört zanken und vertragen, haha; das Leben sollte neu sein, von vorn anfangen, blitzblank sein, es würden doch auch Kinder kommen, natürlich — hahaha — eine Menge Kinder — hahahaha! Onkel Imelmann würde erschrecken vor dem Rabäh und sich diese ewigen Veränderungen verbitten! ... wäre noch schöner! man wollte unter seiner eigenen Lampe sitzen, die Vorhänge zuziehen, die feinsten Bücher lesen, während die Kinder schliefen, oder Gäste haben — ja — Helwine zog die Schultern zusammen, schauerte vor Behagen und sah die vier Stuben zum Greifen deutlich, Eichhorn konnte aufs Land ziehen, er brauchte nicht gleich zu sterben! ... ihre Jungens hätten das Gymnasium in der Nähe, sie würde höllisch aufpassen, sie sollten mal tüchtige und bedeutende Männer werden, die zu ihren alten, schneeweißen Eltern respektvoll zu Besuch, Festtagsbraten und Weißwein kämen — hahaha!!! Sie lachte hell, daß der Seilermeister Binzeck am Untern Tor erschrocken einen Diener und langen Hals machte und mitlachte, als hätte das vergnügte Fräulein Imelmann einen außerordentlich guten Witz gemacht. Ach, das Glück — ja natürlich, lauter kleine Glücke und dazwischen mal ein großes, taumelndes, jauchzendes, atemloses. Das war es.

Digitized by Google



Bildnis von Frau Viertz. Gemälde von Willi Jaeckel
(Akademie-Ausstellung 1923, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Der Tag war trübe. Dicke, graue Wolken zogen darüber und machten das Licht seidig und die Luft feucht und warm, trotz dem Wind, der ging. Das reizte und ermüdete zugleich, machte träge und unruhig.

Hanne mußte am Nachmittag nach Riezke. Sie hatte am Morgen daheim mit ungeheurer Spannung und andächtigen Händen den ersten Korrekturbogen durchgesehen. Sie kannte jedes Wort, aber sie las nun doch alles, wie zum ersten Male, wieder, nun war es erst endgültig, flüssig, kostbar und meisterlich. Sie wollte die Bogen wie einen Schatz zurückbringen und dann mit Lutze nach dem Zettelkasten den Index in Angriff nehmen. Dina hatte versprochen, mitzukommen.

Nun war Dina wieder unschlüssig. Lissy Wendhausen nahm seit einiger Zeit ein merkwürdiges launisches, zärtliches Interesse an ihr — es war undurchsichtig und das war Dina unsympathisch.

„Du willst nicht mit?" fragte Hanne. Sie stand sehr blond und gewaltsam blühend vor ihr — lächelnd wie Leonore Sanvitale, die an Tasso dachte. O Helwine!

„Man weiß nie, in welcher Stimmung man Frau Wendhausen antrifft," erklärte Dina verschlossen. „Sie lebt zwischen Katastrophen. Ihr habt zu tun, nicht wahr? Heydecker ist auch nicht immer interessant. Man hat sich nichts Neues zu sagen."

Das tat ihr selbst weh. Sie wußte auch, daß sie mitkommen würde. Sie hatte sich schon beim Erwachen am Morgen hell und stark darauf gefreut. Hatte auf etwas ‚gewartet', wie die naseweise Helwine sagte. Hanne betrachtete sie erstaunt. „Du wolltest dir doch die Siedlung an der Behlanzer Grenze mit ihm ansehen. Vielleicht können wir nachkommen."

„Ach das. Ja, das wäre hübsch. Also gut." Sie war durch ihr ganzes Wesen gespalten, wie sie es nur selten oder niemals an sich kannte. Es war eine Mischung von Erwartung und geheimer Furcht, von drängender Lust und Unlust, starkem Wollen und schlaffer Willenlosigkeit, die sie nervös machte.

Nöhl wackelte ungnädig mit Ohren und Stummelschwanz, und das Wägelchen, in dem vorn leere Körbe und Töpfe standen, mahlte, von Zinke gesteuert, davon. „Nun wird Waldemar Lutze bald reisen?" fragte Dina nach einer Weile und sah einem Elsternpaar zu, das sich kreischend über den Weg schwang. — „Er will seinen Schwager in Württemberg besuchen. Er hat da auch einiges zu ordnen."

„Du sagtest mal, er wolle sich um Amt und Stellung bemühen."

„Er muß auch ausspannen," lenkte Hanne ab. Hanne hatte Dina ihre Neigung gestanden: niemand anders sollte noch darum wissen, aus vielen Gründen, die ihnen wichtig schienen. Der heikle Lutze hatte sie erst nicht an sein gebrechliches Leben binden und sie ihn nicht in einen quälenden und ihm vielleicht schädlichen Beruf treiben wollen; nun wünschte er seinem überall angreifbaren Lebenszustand vorher wenigstens diesen beruhigenden Aspekt zu geben. Sie wollten vielleicht auch nicht befangen vor den andern in ihrem Wollen und Tun sein, diese zarten Diener im Geiste und scheuen Kinder im Leben — und manches andere, was den Fall komplizierte und die Zunge band.

Die kleinen Räder knirschten im Sand, und Nöhl wackelte mit den Ohren. Es roch nach Staub und Leder und feucht nach Laub und Moos. Hanne würde keine Folter zum Reden bringen, dachte Dina feindselig und schmerzlich einsam auf dem harten Wägelchen.

Als die Damen dicht vor Riezke waren, kam ihnen in einem Bogen tacketacke eine Staubwolke entgegengerast. Sie entpuppte sich als Ivo Meyer. Er hupte einen stürmischen Gruß, hielt ganz sanft und stieg aus dem Sattel. Er käme auf dem kürzesten Weg aus Fürstenwalde und wolle nach Berlin, geschäftlich, sagte er, er hätte den nächsten Zug nicht erst abgewartet; er war aus der Badewanne aufs Motorrad gesprungen und sah sehr frisch und jugendlich aus, äußerst appetitlich. „Schade. Ich wußte nicht, daß Sie heute in Riezke sind. Was los da?" O nichts Besonderes. Und dann fuhr er ungebrochen und mit hohem Hupenton wieder ab. Tacketacketacke.

„Ein hübscher Junge," sagte Hanne wohlwollend. „Sehr reich."

„Recht hübsch." Natürlich, gegen Waldemar Lutze war er nichts, ungeistig und zu gesund. Er baute schwierige Maschinen, du liebe Zeit, was war das gegen ein differenziertes Hoffmann- oder Hölderlinbuch? Nicht viel.

In Riezke fuhr man auf den großen Hof, zwischen flatternde Gänse, Enten, Hühner, quiekende Ferkel und lachende Mädchen. Alles schien sich über den dicken Nöhl oder die Damen zu freuen. Plate strich seinen Patriarchenbart und legte mit eleganter Verbeugung zwei Finger an die Mütze. Er rief einen Knecht. Frau Plate winkte zärtlich und heftig mit dicken, weißen Armen, deren Ärmel hochgestreift waren und mit fettglänzenden Händen, sie hatten heute morgen ein Schwein geschlachtet, nun han-

Digitized by Google

tierte sie mit Wursthorn, Gedärm und Pieknadel an einem langen Tisch vor der Küche des Inspektorhauses, das sah lecker aus. Die Damen gingen rasch mal hinüber, sogen die guten Fleischdüfte, Muskat- und Nelkengerüche ein, Plate machte gravitätisch die Honneurs, er war noch erhitzt vom Wellfleischessen und freute sich schon auf die abendlichen Bratwürste. Mama Plate versprach ihnen ein Schüsselchen — was sie so ein Schüsselchen nannte! — zum Mitnehmen zurechtzumachen, eine Kleinigkeit — Plate runzelte die grauen, borstigen Brauen, er würde nachher 'n bisken aufpassen, er kannte Mutter, wenn sie in Rage kam und jemand ins leicht wogende Herz geschlossen hatte, dann ging das Ende weg, er war an solchen Tagen besonders gefräßig und mierig.

Hanne und Dina gingen in den Park hinüber. Dort war es still. In den Wegen harkte der Gärtner und seine Jungen. An den Wegseiten lagen bunte Laubhaufen. Amseln raschelten und äugten furchtlos. An Lutzes Turm empfahl sich Hanne. Sie hatte eben noch lebhaft gesprochen und viel Farbe im Gesicht gehabt, wie einen Widerschein der glühenden, starken Platemadam; nun war sie blaß unter den Bäumen. „Ihr geht also nach Vehlanz? Wir kommen vielleicht nach — wenn wir können; sonst treffen wir uns hier."

„Ob es regnen wird?" Dina sah zwischen den Bäumen nach dem grauen ziehenden Himmel, was auch ihr Gesicht bleicher machte.

Dann trennten sie sich. Ein verwunschener Turm, dachte Dina. Was ging dort vor? Wissenschaft natürlich. Es war ganz still, bloß das ferne Kratzen der Rechen und mal ein Blätterrascheln. „Was soll ich hier?" fragte sich Dina in einem bangen Einsamkeitsschauer.

Fräulein Picht kam ihr stämmig wie ein Mann entgegen. Man sah ihr an der kurzen Nase an, daß heute kein vergnügter Tag im Hause war. „Der drückende Himmel," sagte sie seufzend. „Kommen Sie herein. Lissy hat schon gefragt. Mitunter belebt es sie plötzlich."

„Wir wollten nach Vehlanz. Sie kommen doch mit, Fräulein Picht?" fragte Dina.

„O, ich möchte schon."

Frau Wendhausen lag auf dem Diwan unter einer rotseidenen Decke. Die dunklen Augen glänzten noch blanker und flacher als sonst, in dem brünetten Gesicht, auch das dunkle Haar lag flacher an den zarten Schläfen, und ihre großen Hände hatten einen welken, olivenblassen Ton. Es ging ein nervöses Flimmern durch ihre Lider, als erschrecke sie die Berührung. Gleich darauf lächelte sie belebt: „Ich habe keinen guten Tag. Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Wir wollen Tee trinken, liebe Picht. Ich kann leider nicht mit, ich habe Schmerzen." Sie lächelte kindlich anmutig, als bäte sie um Verzeihung. „Schicken Sie doch zu Erich, liebe Picht. Er erwartet Sie." Bücher lagen da, alles schien auf Dämmer und Dunkelheit zu warten, dann würde man alle Vorhänge zuziehen und viel Licht im Zimmer machen, an der Decke und auf dem Tisch hinter farbigen Schleiern. In Dina empörte sich etwas gegen diese Luft. Sie saß innerlich teilnahmlos und ablehnend da. Frau Wendhausen nannte sie jetzt gern Dina oder Frau Dina, das klang herzlich, vertraulich; aber auch das war nur Laune, kam wie aus flackerndem Impuls, so, wie sie ein Tier liebkoste — nein, das war häßlich gedacht, sie war eine kranke Frau. Sie sprach bloß hastig, hemmungslos in solchen Zeiten.

Sie fragte rasch nach Dinas Erlebnissen. Dann sprang sie wieder ab. „Ich freue mich so herzlich, daß Erich seinen alten Beruf, an dem er doch hängt, wieder aufgenommen und diese Aufgabe gefunden hat! Sie kostet freilich viel Geld, auch Land und Zeit. Das macht nichts. Das Malen — ach, das befriedigte und erfüllte ihn doch nicht, das war eine Ausflucht, eine Beschäftigung, wie die Landwirtschaft; er betäubte sich damit, so ernst er es nahm und damit rang, er war oft so ruhelos, rastlos — es hängt auch mit anderm zusammen."

Dina saß abweisend, und Frau Wendhausen legte nervös die rotseidene Decke anders. „Nun, Sie wissen es ja. Sie werden einiges gehört haben. Vielleicht Falsches. Er braucht ein breites, leidenschaftliches Temperament, das ihn hält und doch nicht gängelt und bemängelt, ihn in Freiheit und Bereitschaft zwingt." Dina errötete bei jedem Wort der Frau zur Frau. Man saß einander mit einem Male allzu vertraut — ungewöhnlich nahe, in einer wärmeren, schweren Luft. „Es quält ihn wieder. Die alte Geschichte. Alles. Er ist doch wieder unruhig; reitet des nachts," sprach Frau Wendhausen geheimnisvoll und rasch weiter...

Dina bewegte sich unhörbar. Etwas erbitterte sie; aber vielleicht liebte die Frau sie wirklich und sprach aus einem Wunsch... Nein! wehrte sie sich hastig und wild. Sie lauschte nach draußen, Schritte kamen näher, Türen gingen. „Hanne Imelmann und Doktor Lutze wollen nachkommen," sagte sie ruhig.

Digitized by Google

„Ach die Büchermenschlein," Lissy Wendhausen lachte leise und nervös vor sich hin und in sich hinein; es klang unheimlich: „Sie sind ja nun fertig. Es ist ein schönes Buch. Ich kenne einiges daraus. Aber ich liebe diese romantische Welt nicht, sie tut mir weh ... sie scheint mir gefährlich. — Sie wollen nachkommen?" — Da öffnete sich die Tür, und eine festklingende Männerstimme machte die Luft klar und natürlich. —

Sie gingen quer durch den Park. Dann schritten sie am See hin. Er lag grau da mit einem stumpfen Bleiglanz. Rechts von ihnen war Kiefernwald, an dessen Rand weiße Birken und große, dunkle Wacholderbüsche standen. Plate hatte kurz erklärt, es würde nicht regnen, es käme starker Wind, das Barometer stiege. Aber es war warm zwischen Wasser und Wald, und aus dem Schilf kam ein süßlichscharfer Brodem. Man hörte den Schrei eines Bläßhuhns auf dem Wasser und tiefer im Wald schnarrte ein Raubvogel. Über den frischen Trieben einer Tannenschonung war die Luft dick, so daß die großen, blauen Fliegen reglos darin standen. Dina trug ihren sandfarbenen Staub- oder Regenmantel, der leicht nach Gummi und warm nach Heliotrop duftete und bei jedem Schritt rauschte. Es war ein Fieber in ihr, das aus der laufeuchten und doch kühlen Luft kam und schwach betäubend mit süßem Rinnen aus ihrem Herzen aufstieg. Sie blickte unbewegt geradeaus, als lausche sie nicht bloß auf die Stimme ihres Begleiters, ihre Lippen schimmerten rot.

Ein paarmal dachte sie, es wird regnen. Sie hatte keinen Schirm bei sich, sie trug nicht mal einen Hut, man kam meist barhäuptig nach Riezke. Dann wurde ihr wieder leichtfertig zumute, eine tiefe Freude sprang sie aus einem dämmerigen Waldweg, aus einem hellen Birkenbusch, aus einem kühlen Seehauch an, der ihr Stirn und Lippen streifte oder stieg heiß und stark mitten aus ihrem Herzen empor.

Der Weg klang hohl und federte über dem dicken Wurzelgeflecht. Sie gingen rasch, und sie liebten diese Bewegung mit einer sinnenhaften Freude.

Eine Weile stand eine schwere, undurchdringliche Erinnerung zwischen ihnen, die lebhafter und quälender wurde, als sie in die Nähe des Riezker Kruges kamen. ‚Es war nur ein Zufall damals,' sagte sich Dina wieder entschlossen, voll Verwirrung und gläubiger Kraft und wußte doch, daß sie sich täuschte. Sie hatte sich vor diesen ersten Minuten gefürchtet und hatte gehofft, daß die andern dabei wären. Warum ging sie hier in abenteuerlicher Spannung? Sie hätte Hanne nicht begleiten sollen! Sie hatte sich auch geweigert und lange geschwankt, jawohl, das hatte sie! Jetzt war es nicht mehr zu ändern.

Aber nun war es doch anders, nicht so abenteuerlich; von einem Gleichmut und einer kühlen Unempfindlichkeit überdeckt. Sie sprachen mit vorsichtigen Pausen ganz kameradschaftlich, und Dina dachte beruhigt, wie fremd man sich doch ist. Bei früheren Gelegenheiten, da waren meist die Pferde mit gewesen oder wirklich die andern. Aber das schien lange her.

Er erzählte von der Kolonie am Scheidt. Dina wußte, daß der alte Vehlanzer Graf Bewersdorff, der immer das Besondere liebte, an der äußersten Nase des Riezker Sees mit einem boshaften Kichern den alten Faust spielte und neues Menschenland schuf. Er hatte es still und zäh gegen alle Angriffe seiner Freunde gefördert. Nun hatten auch die Heydeckers ein großes Stück Land und See freigegeben und Kredit gewährt. Es waren einige fünfzig Leute, die sich mit ihren Familien hier ansiedeln wollten; die Leute rodeten, schachteten und bauten selbst mit etlichen Handwerkern, es standen schon die ersten kleinen Häuser halb im Rohbau fertig. Sie hatten große Pläne, es sollte eine kleine Stadt werden, sie wollten eine Bootswerft einrichten, Fischfang und Landwirtschaft treiben; das taten sie jetzt schon, die Riezker und Vehlanzer Güter und Bauern halfen ihnen mit Gespannen. Sie hausten schon seit dem ersten Frühjahr in langen Holzbaracken, die in kleine Kammern und einen großen Eßraum abgeteilt waren. Sie hatten es erst allein machen wollen, waren damit aber doch nicht zu Rande gekommen. Da hatte sich Conte Bewersdorff an Erich Heydecker gewandt. Nun ging es. Im Winter sollten die älteren Ehepaare schon in den ersten, festen Häusern sitzen.

„Eine richtige Robinsonsache. Sie sind wie die Jungens trotz harter Arbeit und lärmender Versammlungen. Ihr Schriftführer, ein Herr Martens — Sie werden ihn kennen lernen — ein fixer, unermüdlicher Hamburger, hält die Zügel mit Humor und Unverblümtheit straff."

Dina konnte sich das vorstellen. „Dieses Leben muß frei und stark machen."

„Aber Martens seufzt jetzt oft. Nun kommen allmählich die Frauen nach, auch Schwestern und Schwägerinnen. Sie besorgen die Küche und die Feldarbeit. Früher ging alles in Frieden, die Männer kochten selbst; nun wird gemäkelt, geändert, getrennt. Aber nicht nur das. Neid, Liebe, Klatsch — diese drei!"

Digitized by Google

„Ahoi!!" rief es hallend vom Wasser.

Sie blieben stehen. Draußen schnatterte ein Motorboot heran, das einen Kahn zog, in dem große Rollen schwarzglänzender Dachpappe lagen und Teerfässer standen. Martens, der Schriftführer, schwang die Mütze und rief etwas durch die hohle Hand. Das Wasser schwappte am Rande und bildete Blasen, und das trockene, braune Schilf raschelte. Herr Martens machte eine elegante offiziersmäßige Verbeugung vor Dina, er war früher Deckoffizier. —

Nach einer guten Stunde gingen sie auf dem geschützteren Türcker Waldweg zurück, den Heydecker mit einem Blick nach dem Himmel eingeschlagen hatte. Die Wolken zogen tiefer als vorher. Martens, der etwas davon verstand, hatte erklärt: „Ich glaubte, wir würden noch stärkeren Wind bekommen." Das war auch die Meinung Plates und des Barometers in Riezke gewesen.

Der Weg war am Anfang dicht überwölbt, es war jetzt noch wärmer als vorhin, und der Weg war dämmerig, ein paar blanke Fliegen summten und umkreisten immer wieder ihre Köpfe.

Dina freute sich, wieder heimzukommen, so hübsch es gewesen war, erfrischend, ein Blick in Neuland, trotz allem, was Martens erzählte. Sie hätte da stark und fröhlich mittun mögen, ohne Erschlaffen, mitreißend und anmutig feiernd — sie würde ihre Hände, die sie liebte, nicht schonen. Dame war man immer, wenn man es sein wollte.

Die hohen Kieferstämme schwankten und knarrten, die Bewegung machte nervös und in manchem Augenblick schwindlig.

„Warum eilen wir so?" fragte er.

„Ich spürte eben schon etwas Feuchtes an der Stirn — einen Tropfen."

„Das kann uns nicht allzuviel tun. Wir gehen im Notfall tiefer ins Holz." O nein, beschloß sie. Übrigens hatte ihr Mantel eine Kapuze. Es würde belebend sein, im strömenden Regen unter der Gummihaut zu gehen, in dem Rauschen und Prasseln, das wie ein Schutz um sie wäre, erquickend, kühlend, ernüchternd wie ein derbes Lachen und Schwatzen.

Sie atmete tiefer. Man schmeckte in der Luft die mürbe, trockne Baumrinde und den Moderduft des Waldbodens. Die blanken Fliegen kreisten unablässig, da wurde Dina wieder mutloser und hob stolz das blasse Antlitz mit den dunklen Brauen.

Heydecker schwieg. Sein schmales Gesicht war unbewegt und hatte seinen gespannten Zug. Einmal spürte sie seinen Blick — sie fühlte, daß sie schön, hochmütig und gefühlvoll war, und das befriedigte sehr stark. Und da wußte sie auch, mit einem süßen Erschrecken, daß sie die Nähe des Mannes erregte — daß sie ihn unentrinnbar gern hatte. Ach, das wußte sie ja, flog es wie ein Lächeln durch sie hin, aber es war doch wie ein Blitz, der sie erschütterte und lähmte.

Da lächelte er, was seine Miene weicher und sehr jung machte: „Haben Sie die große Blondine gesehen? Martens hat mir kürzlich in seiner fixen Art einmal, zwischen Berechnungen und geschäftlichen Erörterungen und trockenen Seemannswitzen, gestanden, daß sie ihn ‚sozusagen doll mache'. Aber sie wäre s—pröde, tue so, täte s—tolz! Und er habe doch die ehrlichsten Absichten. Aber da wäre so ein windiger, fauler Bengel, ganz brauchbar und nett an der Kandare —"

Ja, Dina erinnerte sich des blonden, üppigen Mädchens. Es gab hierherum in der Nähe ähnliche mit gewaltsam weißen Gliedern.

„Ich riet ihm zu entschlossenem Handeln."

Dina fühlte wieder die feuchte, kühle Berührung auf der Stirn, dann einen klaren Tropfen auf dem Nasenrücken, das war erfrischend, war wirklich wie ein Ereignis. „Es regnet doch," sagte sie schnell und streckte die Hand vor.

„Ein wenig." Auch er hob das Gesicht.

Durch den Wald lief jetzt ein langsames Zischen und Brausen, ein starker Wind zog durch die Bäume. Dann begann es geheimnisvoll zu tropfen, zu klingen, und dann regnete es wirklich. Der Sand auf dem Weg färbte sich schwarz und atmete einen kühlen Geruch aus, die Stämme der Kiefern begannen feucht zu glänzen, wurden braunrot, und nun rauschte es über ihnen. Es wurde noch dunkler.

Heydecker nahm Dinas Hand. „Kommen Sie mehr unter die Bäume."

Sie hatte die spitze Kapuze schon übers Haar geschoben. „Ich danke," sagte sie. „Das ist nett." Sie sah reizend aus. Ein sehr schlanker, großer, entzückender Mönch.

Sie eilten unter den Bäumen dahin, Dina links, er rechts, leidlich und schlecht geschützt; manchmal rasteten sie, um Atem zu schöpfen, dann liefen sie wieder; sie sprachen laut durch den Regen, scherzten, lachten und hatten alles vergessen.

So vergingen etwa zwanzig Minuten und mehr.

Aber nun goß es.

Weit links, von der dicken, grauen Nässe förmlich verwischt, lag Türcke, das Riezker Vorwerk mit seinen Ausbauten. Rechts stieg der dunkle Kiefernwald hügelan. Sollte man im Dorfe Schutz suchen? Aber das

Digitized by Google

war noch weitab, und der Weg dahin führte durch Wiesen und kahle, weiche Äcker.

„Ich schlage drüben die Mühle vor," hörte sie nach wieder einer Weile Heydeckers Stimme durch den lärmenden Regen rufen. „Wir gehen quer durch den Wald, in fünf Minuten sind wir dort. Das ist doch nicht zu verantworten."

Dina schritt rascher aus, das Gesicht vor dem schrägen, harten Regenfall gesenkt, als hörte sie gar nicht zu. Sie hatte sich vor dem Vorschlag gefürchtet. Danach war sie sehr gefaßt, ihr Atem dampfte. Sie blieb stehen, und ihr Mantel glänzte wie Seide. Auch hier an der Waldbiegung begannen für eine lange Strecke Felder, und die Bäume, die den Weg säumten, standen weit auseinander und waren alte kleine Ebereschen. Das war recht schlimm —

Nach etlichem Verweilen liefen sie quer durch den Wald. Hier war es auf einmal stiller und wärmer, die hohen Bäume standen mit ihren kleinen, struppigen Kronen wie verdrossen da in dem Lärm über ihren Häuptern. Dina hatte die Hände in die Taschen ihres Mantels geschoben. Ihr Herz klopfte vom raschen Gehen, sie hörte es unter sich, als wär's ein fremder Herzschlag.

So liefen sie wieder — stumm, Heydecker ein paar Schritte voraus, als wollte er ihr den Weg weisen, und mitunter blieb er stehen und wartete. Die feuchten, roten Stämme standen bald eng, bald weit, wirr wie in einer Wildnis; Krüppelgebüsch kroch dazwischen über den Boden und sperrte den Weg, Dinas Mantel verfing sich, als griffen Hände nach ihm, zerrten daran, hielten ihn fest, daß sie ein paarmal erschrak und beinahe zornig wurde in der Hast des Gehens. Und dann, zwischen den dürftigen Bäumen und den blanken Regenfäden oben auf dem Hügel sah man endlich die grauschwarze Mühle aufragen, still und einsam, flügellos, tot und unheimlich, sie waren noch ein Stück ab. Dina ging allmählich langsamer und lässig, zuletzt als spazierte sie gemütlich im Sonnenschein.

Ihre Kapuze sank ein wenig zurück, als sie den Kopf hob.

„Wollen wir da hinauf?" fragte sie kühl und kühn. Sie lächelte bei dem vorüberblitzenden Gedanken an Gefahr. Und in ihr spannte sich alles.

„Natürlich. Ich öffne Tür und Fenster." Er ging voraus das Holztreppchen hinauf. Sie stand noch eine Minute unschlüssig und gleichmütig im Regen unter einem Baum und streckte zerstreut die Hand aus. Da kam er zurück und reichte ihr die Hand.

Hier war sie schon einmal gewesen. Mit Ivo als drittem. Das war ein neutraler Gedanke.

Heydecker schloß sorglich hinter ihr die Tür, denn es zog stürmisch, daß die morschen Holzläden vor dem niedrigen, breiten Fenster, die er geöffnet hatte, hin und her schlugen. Die Luft war noch stickig, aber es war gut im Trocknen zu stehen, in der sichern Stille und starren Auges in das Rauschen hinauszusehen.

„Das haben wir schlimm getroffen," sagte Dina.

Er bat sie auf der Wandbank Platz zu nehmen und setzte sich selbst auf den Schemel. „Rauchen wir?"

„Nein, danke."

Sie sahen durch das offene Fenster in das Strömen hinaus.

Die zurückgeschlagenen Läden knarrten und pochten, man hörte es in dem Rauschen; manchmal pochte es rasch und hart an die Holzwand, als fordere ein grober Gast Einlaß. Man wünschte keinen Gast. Man war geborgen, atmete allmählich ruhiger, und Dina öffnete den warmen Mantel.

Dina mußte einmal daran denken, daß sie, Hanne, Helwine und Fritz vor vielen Jahren sich im Krähengarten eine Bretterbude gebaut hatten, selbst Zinke hatte geholfen, denn man mußte unbedingt eine Tür haben, sogar ein Fenster, sogar eine Esse aus Ofenrohr, und dann saßen sie eng zusammengedrückt bei Regenwetter und Sturm herrlich geborgen darin und sagten gar nichts, warfen bloß Fritz hinaus, er mußte trotz dem Regen anklopfen und als Graf Fritz von Hornepiep feierlich Besuch machen. Sie sprach jetzt davon. Poch! poch! machte der Laden. Die Luft draußen war gestreift, als hinge ein riesiger, grünlichglitzernder Perlvorhang darin; dahinter, weit drüben, hinter der Wiese stand der dunkle Wald, verwischt, geduckt und einsam.

Heydecker erzählte von seinen Jagdabenden hier, wenn alles still war und Wiese und Wald blau von der Nacht, voll leichten Fiebers, und dann schlich man hinaus. In der Ecke war ein Lager, dort streckte er sich wohl aus.

Dina erhob sich und öffnete die Tür, um auch nach dieser Seite einmal nach dem Himmel zu sehen. Doch der Wind schlug ihr die Tür wieder aus der Hand, und einer der Fensterläden fiel krachend zu, daß es dunkel wurde in dem Raum. „Es ist dumpf hier," sagte sie, und Heydecker stieß den Laden wieder zurück. „Ob wir es nicht doch wagen? Hanne Imelmann wird in Sorge sein."

Digitized by Google

„Fräulein Imelmann wird sich sagen, daß wir irgendwo untergetreten sind.“ Er wirkte schmaler in dem niedrigen Raum, knabenhafter, fast trotzig. „Ist es nicht hübsch hier bei mir?“ fragte er lächelnd, „nicht sehr elegant, aber besser als in einer dicken Bauernstube oder dumpfen Wirtsstube, wo alles verlegen wartet. Man ist bei sich.“

Sie nahm wieder Platz; draußen pochte der Laden; sie dachte an Fritz von Hornepiep, den erlauchten Gast, und wünschte ihn herbei.

Sie plauderten wieder, und die Sekunden und Minuten verrannen mit dem Regen. Nein, es gab keine Zeit mehr.

Und dann erzählte auch er von einer Hütte.

Er hätte sich vor Jahren einmal im Samland an der See aufgehalten, in einem reizenden, kleinen Seebad — er sah vor sich hin.

Dort in den Dünen, hätte eine alte, verwitterte Hütte gestanden, die mit Baumrinde benagelt war, aber die käme erst später ... Da wäre vorher eine junge Dame gewesen, dunkel, mit heller Haut, sehr schön, vielleicht neunzehn Jahre alt, vielleicht auch jünger oder älter ... „Schönheit ist zeitlos,“ sagte er. „Sie sprach kein deutsches Wort, nur mit weicher, sinnlicher Altstimme wunderbar Russisch; sie schien niemand von den andern Gästen zu kennen, beachtete niemand, sie war immer mit ihren alten Eltern oder Großeltern zusammen ...“ Heydecker sprach langsam vor sich hin, den Kopf vorneigend.

Dina blickte ihn an. Die Hütte schien noch immer nicht zu kommen.

„Ich sah sie täglich. Eines Abends stand ich in der Nähe der Kurmusik, dicht neben ihr, ihre etwas lange, weiße Hand von nahe bei meiner Hand, ich spürte sie fast. Die schlanke Russin war allein, ihr Blick ging leicht und hochmütig an mir vorüber, dann ging sie heim. Ich sprach nie ein Wort mit ihr, ich verstehe kein Russisch, deshalb klang vielleicht alles, was sie sagte, wie Melodie, sublim und fremd. Ich war jünger, Mitte zwanzig,“ setzte er lächelnd und entschuldigend hinzu und sah auf Dinas Hände auf dem Tisch.

Dina hörte kritisch zu, es schien etwas merkwürdig, was er da erzählte, aber sie war nicht ohne Neugierde. Sie sah ebenfalls in die grünen, glasigen Regenstreifen, hörte sie rauschen und spürte die belebende Luft. Es saß sich ganz gut hier.

„Eines Nachmittags, gegen Abend, um diese Stunde, sah ich sie unerwartet weit draußen auf der Düne vor mir, hoch überm Meer zwischen Disteln und gelben, stacheligen Strandbeerbüschchen. Sie war wieder allein; sie ging langsam, obwohl ganz dicke, schwarze Wolken vom Meer kamen in einer schweren Siroccoluft; es fielen schon Tropfen, ich ging rascher, dann grüßte ich, und sie nickte ernst, kaum erstaunt. Ich blieb zögernd stehen und wies nach dem Himmel, sie sah mich fragend an und lächelte, dann sah sie hinauf und ängstlich zurück. Ich stand an ihrer Seite als könnte ich raten und helfen. Da begann es, erst sacht, dann stark zu regnen; das schwere, dunkle Haar wurde naß, sie senkte den Kopf, stieß einen wunderlichen slawisch weichen Schrei aus und sah mich hilflos an. Ich zeigte nach rechts — dort hinter der Düne zwischen Sträuchern stand die Borkenhütte, die sich Strandarbeiter gebaut hatten. Die Dame zog sich wie schauernd zusammen, sehr jungmädchenhaft, da nahm ich ihre Hand,“ er bewegte seine Hand auf dem Tische, wo auch Dinas weiße Hand lag. „Dann liefen wir, sie folgte kaum widerstrebend, dann waren wir geborgen, hörten unsere Herzen pochen, saßen eng und stumm nebeneinander und starrten in den Regen. Es war kühl und regendunkel. Ich nahm ohne Besinnung mein Taschentuch und trocknete vorsichtig ihr Haar, sie regte sich nicht, ließ es ernst und blaß geschehen, wie eine Selbstverständlichkeit, wir sprachen kein Wort, ich strich leicht mit dem Tuch über ihre Stirn, über ihre Wangen, es war nichts Lächerliches dabei, sie sagte etwas, fremd, dunkel, rauh und weich, und dann sank meine Hand auf ihre Hand herab.— Das ist meine kleine Hüttengeschichte.“

Er sah Dina an, er war selbst blaß und lächelte. Er strich mit der Hand leicht prüfend und trocknend über den Ärmel ihres Mantels, sie fühlte aufbegehrend die Berührung auf ihrem Arm wie eine Liebkosung, die sie gegen ihren Willen umstrickte. ‚Seine kleine Russin war eine merkwürdige Dame,‘ dachte sie böse und spöttisch, ‚das ist slawisch.‘

„Immer noch naß,“ sagte er besorgt. Sie hatte den Mantel unter dem Kinn und über die Brust hinab geöffnet; auch sie waren dem Unwetter entronnen. Da nahm er ihre Hand, als wollte er ihre Finger wärmen, aber sie waren nicht kalt; sie bog den Kopf mit einer hastigen, scheuen Bewegung zurück, ihr Herz schlug in Angst, eine Schwäche stieg über ihre Knie, eine Weichheit, die sie verbrannte, sie lächelte verächtlich, ohne daß sie es wußte. Da beugte er sich nieder und küßte inbrünstig ihre Hand.

„Ich möchte gehen,“ sagte sie aufstehend.

Digitized by Google

„Sie können jetzt nicht gehen."

„Ich wünsche zu gehen. Ihre merkwürdige russische Geschichte ist zu Ende," sagte sie mit einem Herzklopfen in der Stimme, daß sie hart klang. Er saß noch vor ihr, sie sah seinen Blick und eine Qual darin.

„Dina —" er lächelte.

„Nicht so — Ach, nein!" Dabei flog es ihr durch den Sinn: ‚Er liebt dich — er hat dich ja lieb — er liebt dich wahrhaftig und inbrünstig, das ist sein und dein Recht!' Das war wie ein stummer und doch kreischender Sang in ihr.

Da stand er neben ihr.

Sie streckte die Hände dicht vor seiner Brust aus, alles an ihr war stählern und gespannt. Und doch schwankte in ihr alles, versank in einem Strudel. Er umpreßte ihre Hände, er umschlang ihre Schulter, und nun lag sein Mund schwer und brennend, mit wildem Hunger auf ihren Lippen. „Dina — ich muß es Ihnen sagen. Ich will Ruhe haben. Ich liebe Sie — ich liebe Sie, Dina —" — —.

Da sah sie seinen grellen Blick, und er spürte ihr furchtsames Erwachen. Sie fühlte seine Hände schwer und heiß, verzweifelt und gewaltsam auf ihrer Schulter, auf ihrer Brust. Sie war totenblaß, noch einmal taumelte die Luft, eine kleine Spange löste sich unter ihrem Halse und sprang mit einem schwachen Geräusch auf den Boden. Ein unheimlicher winziger Ton. Nun war sie ruhig und sicher.

Sie stand atemlos und entsetzt an der Wand.

War das Wirklichkeit — war er so außer sich, hemmungslos, toll und rasend? Kein Mann, ein Knabe. Nicht wiederzuerkennen und zum Schaudern.

Es war still am Tisch, da drehte er sich um und kam wieder zu ihr. Er küßte ernst und bittend ihre schlaffe Hand. „Verzeihen Sie. Ich war sinnlos. Ich glaubte — daß auch Sie mich gern hätten."

„Gern?..."

„Ach —" Er wehrte zornig ab. „Die Frau in Ihnen weiß es besser, hat es längst erfahren."

„O, nein — nicht so!" Sie schloß mit einer fliegenden Bewegung ihren Mantel bis zum Kinn, ihre Hände zitterten. „Nun können wir gehen. Ich glaube, der Regen schadet uns nicht mehr viel. Bedauerlich, daß es so enden mußte —"

„Dina."

„Bitte!" sagte sie streng, hart und ehrlich und richtete sich auf, beinah überlegen und frei. „Sie haben sich verrechnet, lieber Herr Heydecker. — Aber ich konnte es nicht glauben nach dem, was ich vorher sah und glaubte. Ist es so? —" Sie lächelte verächtlich. „Es war etwas gemein. Nun können wir gehen."

Im nächsten Augenblick ging sie knapp an ihm vorbei, er hielt den Kopf mit einem trotzigen Lächeln gesenkt, sie sah ihn, fast noch bleicher, aus weiten Augen an, dann warf sie mit dem Wind die Tür auf und ging rasch die Stufen hinab in den Wald.

Ein Hund sprang ihr entgegen und an ihr hoch, bellte jubelnd, sah zurück, blieb stehen und winselte, dann jagte er hin und her.

Es was Luchs, der ihnen aus Riezle nachgelaufen war und ihre Spur verfolgt hatte; er kännte die Jagdhütte seines Herrn, und nun hatte er sie gefunden.

Da pfiff sein Herr, und Luchs blieb klagend wie angewurzelt stehen, gab Laut und sah zitternd den Weg hinauf und hinab, wartend, daß auch Dina riefe. Aber die eilte im rauschenden Regen dahin.

Sie nestelte gedankenlos an ihrer Kapuze. Der kleine goldene Broschensteg war weg. Da schüttelte sie wieder ein Schauer, ein Schluchzen und Weinen.

Hatte sie mit der Gefahr gespielt. Hatte sie sich zu viel — zu Starkes, Bezwingendes zugetraut, zu sicher an ihre Macht geglaubt? O, auch er hatte einmal an Ernstes gedacht — sie wollte und mußte das glauben! — in einer erbitterten Krise seiner Ehe, die nun doch anders verlief — war er der andern dennoch treu? Vielleicht war er nur voll Geringschätzung, wie es diese Leidenschaftlichen und Fessellosen sein sollen — bloß hungrig und gierig ... und doch voll geheimen Verlangens nach dem kühleren, herbsüßen Zauber der andern, hinter dem die Flammen sich versteckten und warteten und züngelten —! Ein Wehlaut brach über ihre Lippen. War ihr Glaube freventlich gewesen? Sie errötete zornig, das wußten nur die Stumpfen und Selbstgerechten genau.

Ihre Wangen brannten und fast noch ihr Herz. Sie hatte ihn lieb gehabt — lieb — lieb — — „Ich habe ihn gern gehabt!" sagte sie wirr und laut, und da flammte der Schauer wieder, sie stieß gegen eine Baumwurzel und mußte sich gegen den Baum stützen, sie war atemlos und in den Knien erschöpft. Sie hörte den Hund wieder, dann des Mannes Stimme. Da straffte sie sich und eilte weiter.

Sie achtete kaum auf den Weg. Sie ging geradeaus, quer durch dichten Wald; sie wußte bloß, da rechts drüben mußte irgendwo der See liegen. Sie wollte nichts von Häusern

Digitized by Google

und Menschen sehen. Sie kam an einen Waldrand, eilte eine Weile hastig an Feldern und Äckern hin; hier ging der Weg zur Försterei ab, dachte sie und freute sich. Und mit einem Male, nach nicht langer Zeit, schritt, wie aus der Erde und dem Augenblick gewachsen, Herr Imelmann lang, einsam und seltsam grau im Regen, und der gute, brave Golo starrte sie wie eine Erscheinung an. Sie lächelte beglückt und getröstet. Gott sei Dank.

„Ach, Onkel Imelmann ...!" rief sie unbeherrscht. Auch er war nicht gerade fadentrocken; er sah ziemlich verwahrlost, mißmutig und grimmig aus, und sein schönes blankes Gewehr hing mit erdwärts gesenktem Lauf an seiner Schulter und tropfte.

Herr Imelmann kam aufmerksam spähend mit ein paar Schritten auf sie zu. „Was ist los?" fragte er mit runden Augen.

„O nichts." Sie lachte. Nun war alles wie sonst, sollte so sein.

„Wie sehen Sie denn aus, Dina? — Woher kommen Sie?"

Sie wies nach rückwärts, sie wollte nicht gleich sprechen, denn ihr Herz pochte noch stürmisch, daß sie es in der Kehle spürte. Aber nun schlugen, ohne daß sie es hindern konnte, unter einem Frost ihre Zähne aufeinander.

Er nahm heftig und besorgt ihren Arm. Er erfaßte mit seinem raschen, mißtrauischen Blick, daß hinter dem in der Hast falsch geschlossenen Mantel oben am Hals irgend etwas fehlte, daß etwas dort nicht wie sonst war, etwas verändert und nicht in Ordnung war —

Sein Arm drückte sie hart. „Was ist los, Dina? Hat Sie ein Strolch angefallen — so antworten Sie doch! Ich habe euch oft genug gewarnt." Sein Blick streifte drohend und suchend umher.

Sie legte den Kopf zurück. „Nichts. Ich bin hingeschlagen," sagte sie rasch.

„Hingefallen?" Er blickte eilig an ihr nieder. Sie war bloß naß, nicht schmutzig.

Da hörte er den andern Hund, der mit langen Sätzen herankam. Luchs. Und dahinter, zwischen den Bäumen, schritt Herr Heydecker.

Herrn Imelmanns Augen wurden größer; es flackerte etwas Scharfes darin. Was war das? Woher kamen sie? Da weiter hinten lag diese — Tote Mühle, von der man manches Merkwürdige gehört hatte. Drin im Holz lief ein alter verwachsener Steig schnurgerade dahin. Sie hatte Hanne nach Riezke begleitet, und dann hatte der Herr sie nach Vehlanz führen wollen; davon war gesprochen worden ...

Sie lachte wieder. „Nichts, Onkel Imelmann! Kommen Sie! Ich muß gehen! Ich bin bis auf die Haut naß!" log sie; „ich friere schon. Ich kann hier doch nicht ewig stehen! Kommen Sie, lieber Herr Imelmann —" mahnte sie ungeduldig drängend, fast flehend.

„Dina — ich möchte doch erst wissen —" er sprach unnatürlich ruhig und war fahl; sie hatte ihn noch niemals so gesehen. Da legte sie, gequält und erschrocken, die Hand auf seinen Arm „Ich sage Ihnen doch, es ist nichts — nachher! Aber jetzt wollen wir gehen!"

Da rief Heydecker, der noch tiefer im Walde stand, ernst und laut seinen Hund, der dem Imelmannschen Köter seit Hundegedenken unversöhnlich feindlich gesinnt war; vielleicht aus Jagdneid von früheren wildernden Fahrten her — vielleicht war auch eine Hündin im Spiele, eine Schöne, für die sie beide entbrannt waren!

Verrückte Situation, sagte sich Heydecker — daran war nichts zu ändern. Man hatte ihn gesehen, diese Rolle war zu Ende zu spielen. Er hatte jetzt selbst Mitleid mit Dina, natürlich — ach Stolz, er hatte diese Leidenschaftlichen, Stolzen kennen gelernt, denen der Stolz wie Zunder abfiel, und darunter war der heiße, willenlose Mensch. Auch in ihr hatte es gezittert, er hatte es vermuten dürfen. Sehr wichtig, diese Feststellung! er hatte im Augenblick nichts andres zu tun. Die Hunde tobten und waren mit gesträubter Wut dicht aneinander. Heydecker pfiff scharf, nur auf die Hunde achtend. Man konnte sich also empfehlen. Sie wollte ernster genommen sein — ganz ernst, wie es diese hohen Damen meinen! Es tropfte und rieselte zwischen den knarrenden Bäumen, eine ungewöhnliche, ziemlich lächerliche Situation.

„Das ist doch sehr merkwürdig ... Hat dieser Herr Sie beleidigt, Dina ...?" fragte Imelmann leise mit einer ihm sonst fremden Flüsterstimme.

Da sah sie ihn fest und dunkelrot an und senkte doch rasch, wie auf verbotener Tat ertappt, den Blick, und ihre Lippen zuckten; „ach nein!" wollte sie sagen; „das nicht —!" aber sie schwieg in einem Zorn, in einer schnürenden Ohnmacht, in einem jähen Racheverlangen und in einer unergründlichen, unerträglichen Spannung. Sie streckte bloß wieder gebieterisch die Hand aus und schüttelte stumm und leidenschaftlich den Kopf.

„So werde ich den Herrn selbst fragen. — Herr Heydecker, bitte auf ein Wort —" Herr Imelmann machte einige große, stumme Schritte von ihr in der Richtung des andern hin; die Herren grüßten sich flüchtig,

Digitized by Google

Bootszieher. Gemälde von Franz Reinhardt
(Ausstellung der Sezession, München 1928)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

schwenkten andeutend rasch die nassen Mützen, ziemlich formlos, wie sie es selbst empfanden; Dina beobachtete es gespannt und in Angst und griff tastend nach dem Stamm eines Baumes.

„Herr Heydecker, wollen Sie mir bitte erklären — die gnädige Frau lebt zurzeit in meinem Hause, wie Sie wissen, nicht wahr...“

„Verehrter Herr Imelmann, die gnädige Frau steht im strömenden Regen.“

„Nicht durch meine Schuld, keineswegs durch meine Schuld.“

Er war in der Tat etwas rasch und eifrig, und dadurch etlichermaßen entfernt von jener Lebensauffassung, wie sie Beruf und Neigung ihm zur Pflicht machten und von der auch der Mensch gelegentlich profitierte, freilich nicht immer. „Dina, ich will jetzt wissen —“ fragte er zornig zwischen den beiden, die in offenbarer Fremdheit und Feindschaft weit ab voneinander standen. Dina kam ihm nach, ballte die Hände, schluckte, schwieg verwirrt und erregt. — „Gut. Es genügt mir. Sie haben sich also scheinbar —“ rief er durch eine rote Luft oder Lohe hindurch, die um ihn schwankte, und er verwunderte sich selbst über diesen abenteuerlich ausschweifenden Augenblick.

Doch im gleichen Moment hatten sich die beiden wütenden Hunde Luchs und Golo mit einem rasenden Knurren aufeinander gestürzt und gepackt. Sie waren ein tanzender, wirbelnder Knäuel; sie bissen, winselten und schrien vor Haß, Schmerz und Kampfslust, wälzten sich, sprangen auf, schäumten und tobten. Man konnte es nicht unbeachtet lassen. Die Herren pfiffen schrill, befahlen, schrien ebenfalls, standen mit ihren Stöcken vor den entfesselten Rivalen und Bestien, schlugen dazwischen, Dina wurde noch blasser. Da bückte sich Heydecker, seine schlanke, braune Hand griff stählern in Luchsens Halsband, und sein Stock sauste auf Golo nieder, der sich festgebissen hatte, prügelte ihm hart die Flanke, was Herrn Imelmann erbitterte, Blut tropfte, Luchs war toll vor Rachebegier, doch Heydecker riß ihn stark zurück, und nun schnappte Golo tückisch nach ihm, nach seiner Hand, bis ein fürchterlicher Hieb ihn umwarf. Auch Heydeckers Hand blutete, sein Joppenärmel war zerrissen. Dina stand mit starren Augen in Schreck und Sorge, vielleicht auch um Herrn Imelmann.

Allein, der hatte selbst das alles zuletzt merkwürdig unpersönlich betrachtet, wie eine wilde bildhafte Erscheinung, wie einen grotesken, sinnhaften, spukhaften, hämisch, höhnenden Vorgang. Man stand in der nächsten Sekunde wieder einmal neben sich selber, saß auf dem hohen Baume dort und starrte verwundert herab. Warum stand man hier? Was war also geschehen? War man mit ähnlichen — gleichen feindselig rasenden Gefühlen aufeinander losgegangen? Mißgünstige Nebenbuhler... jawohl, ein Schauspiel, das einen unvermittelt abkühlte, angrinste, menschlicher, unheroischer stimmte — welches Mandat hatte er denn — was wußte er denn von den beiden, auch von Dina? Gar nichts. Sie konnte selbst ein bißchen mit dem Feuerchen gespielt haben, o ja — das konnte sie wohl! ... Es sah fast so aus... Und man selbst war hier auf steifen Beinen wie ein Gockel umhergesprungen, hatte seinen Bart gestrichen, wie ein Komödiant mit rollenden Augen, hatte den Stahlklang seiner Stimme genossen — ein Veitstänzer — ein —!

Er packte nun Golo zornig am Halsband und schüttelte ihn wie ein Bündel mit ebenso starkem Arm.

Heydecker grüßte jetzt kurz und höflich mit einem kargen, verschlossenen Lächeln um den schmalen Mund, den vor Haß weinenden Luchs mühsam mit dem Stockgriff haltend, sein Taschentuch war um die linke Hand gewunden.

Dina aber stand mit energischem Gesicht vor Herrn Imelmann.

„Das ist ja Torheit! Was wollten Sie? Es ist nichts geschehen — nichts von Belang. Ich hatte mich selbst nicht sehr geschickt benommen — ja —! ja —! Und nun kommen Sie — mein Gott — rufen Sie doch Golo, er scheint gerade so jähzornig und streitbar zu sein wie Sie.“ (Fortsetzung folgt)

Erinnerung. Von Hans-Martin Eckert

Versunkne Träume steigen
Empor aus tiefem Schweigen
Vergessen-ferner Zeit,
Blutlose Schatten schweben
Um mich und lügen Leben,
Das längst aus seinen Hüllen sich befreit.

Ich weiß, daß totverloren,
Was jetzt sich nachtgeboren
Um mich im Reigen dreht —
Und doch lieb' ich die Schatten
Mehr, als was auf den Matten
Des Lebens rings um mich in Blüte steht.

Digitized by Google

Freundesbriefe an Richard Voß

Herausgegeben von Dr. Paul Weiglin

★ (Schluß) ★

Die geistreichste Frau des damaligen Berlin war Babette Meyer, spätere (höchst unglückliche) Gräfin Kalckreuth, früher eine der Intimen des Bismarckschen Hauses. Auch sie lernte Voß bei Frau vom Rath kennen, und in ihrem berühmten grünen Salon, Ecke Bellevue- und Viktoriastraße, sah eines Abends Voß einen Mann, dessen militärisch-bürokratisches Wesen ihn zunächst nicht gerade anzog und der dennoch zu der heiligen Dreifaltigkeit seiner Freunde zählen sollte. Es war Ernst von Wildenbruch. Aber bald riß er ihn hin. Das war ein Mann nach seinem Herzen: Feuer und Flamme. Sie sprachen nicht über ihre dichterischen Pläne und Leistungen. Die Persönlichkeiten waren es, die sich gegenseitig achteten und liebten. Voß wurde, in fast humoristischer Weise, der Stifter von Wildenbruchs Eheglück, und als später über einem Festspiel für das neue Hoftheater zu Weimar eine Verstimmung eintrat, war nach unparteiischem Urteil Voß nicht daran schuld. Er hatte den von Wildenbruch erwarteten Auftrag abgewiesen, solange er es irgend konnte, und er liebte den Freund, auch als dieser sich in ungerechtem Groll von ihm wandte. Er war es, der ihm die Totenwache hielt und ein ergreifendes Abschiedsgedicht am offenen Grabe sprechen ließ.

Der erste der uns vorliegenden Wildenbruchschen Briefe ist datiert: Frankfurt a. O., 1. April 1883: „Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, mir im Geiste Ihre erstaunten Gesichter auszumalen, wenn Sie am Kopfe dieses Briefes den Ort lesen, wo dieser Brief geboren wird. Ja, meine Verehrtesten, er entsteht an dem Orte, in dem Zimmer, auf dem Stuhle, an dem Tische, wo ich meine ersten dramatischen Gehversuche gemacht habe, mit demselben Blick auf die vom Nordwind braun aufgewühlte Oder, die schon damals unter meinem Balkon floß, und leider mit der schrecklichen Tinte meiner Wirtin. Ich habe Ihnen ja wohl gesagt, daß ich verrückterweise meine alte Wohnung behalten habe, weil sie einen so schönen Blick die Oder auf- und abwärts gewährt — auch meine Bücher sind zum Teil noch hier — nur an Tinte fehlt's im Revier — ich nehme die meiner Wirtin dafür. Ich bin vorgestern hergekommen, um meinen Freunden hier meinen ‚König von Kandia' vorzulesen, den ich wieder, wieder und noch einmal umgeworfen und umgearbeitet habe. Nun, denke ich, ist wirklich etwas Gutes daraus geworden; aber wenn ich es berechnen wollte, könnte ich sagen, daß ich das Stück nun bereits dreimal von vorn bis hinten geschrieben habe. Und indem ich so, wieder zum Ort meines Ursprungs zurückgekehrt, alle die Erinnerungen und Empfindungen in mir durchlebe, die solche Rückkehr erweckt, ist es mir eine eigenartige, süße Freude, gerade von hier aus mich mit Ihnen, meinem jüngst gefundenen und in der Kürze der Zeit so teuer gewordenen Freunde in Verkehr zu setzen. Aus dem Vorhergesagten werden Sie erkennen, warum und wodurch es mir bisher unmöglich gemacht war, Ihren lieben Brief, lieber Freund, der richtig an mich gelangte, zu beantworten. Arbeit, lastende, beinah qualvoll lastende Arbeit hat auf mir gelegen. Es war meine Feder an den ‚König von Kandia' gefesselt. Daß Frau vom Rath Sie mit solchen dumpfen Worten tief erschreckt hat, beklage ich aufrichtig — das kommt davon, wenn die Menschen sich unaufgefordert zu Interpreten ihrer Nebenmenschen machen — denn ich hatte ihr keinerlei Auftrag gegeben.

Um jedoch geistig mit Ihnen in Verbindung zu bleiben, lieber Freund, habe ich inzwischen Ihr ‚Bergasyl' gelesen und einen ganz mächtigen Eindruck von demselben davongetragen. Ich wäre geneigt, es für das Bedeutendste zu halten, was ich bisher von Ihnen kennen gelernt habe. Freilich gestehe ich Ihnen zugleich, daß der Eindruck ein ebenso furchtbarer, wie mächtiger war, aber das düstere Auge, das mich aus dieser Erzählung anschaute, war das der großen Poesie."

⌘ ⌘ ⌘

Die Beziehungen von Richard Voß zu Weimar, die für seine Freundschaft mit Wildenbruch fast gefährlich geworden wären, haben sich früh geknüpft. Als er, ein Jüngling, auf einem thüringischen Gut die Landwirtschaft lernen sollte, erregte er im Zuschauerraum des Hoftheaters des Großherzogs Karl Alexander Beachtung durch seinen phantastischen Anzug (braunen Samtrock, Byronkragen mit grellroter, flatternder Krawatte) und durch seinen ungeschorenen, aschblonden Haarschopf. Später ließ sich Karl Alexander den an zwei Stöcken humpelnden Samariter von 1870 in einem Kolleg von Kuno Fischer zu Jena vorstellen. Im Jahre 1884 unterbrach er auf des Großherzogs Wunsch eine Reise nach Berlin in Weimar, hatte sich zartester Aufmerksamkeiten zu erfreuen und gewann in dem hochherzigen Fürsten einen treuen Freund, obwohl er ihm die Bitte, sich dauernd an Weimar zu binden, nicht erfüllen konnte. Aus den Briefen des Großherzogs sei einer hervorgehoben, der Voß als Freund Wildenbruchs mit einer ähnlichen Mißhelligkeit bedrohte, wie sie später die Beziehungen der beiden Dichter tatsächlich trüben sollte. Es handelte sich um die goldene Hochzeit des Großherzogs mit seiner Gemahlin Sophie, geborenen Prinzessin der Niederlande. Karl Alexanders Brief lautet:

Digitized by Google

„Belvedere 4. Juni 1892.

Vorgestern von Wien zurückgekehrt, hat mir gestern unser armer Bronsart Kenntnis von den Briefen gegeben, welche er von Ihnen wie von Ihrer Gattin erhielt. Aus diesen habe ich zu meinem Erstaunen ersehen, welches Mißverständnis Sie am Weiterschaffen an einem Unternehmen stört, das Sie, mein Lieber, so freudig begonnen, wie dies mir Ihr letzter Brief beweist; und zu welcher Mitarbeit ich Sie besonders gern herbeirief. Das Mißverständnis zu beseitigen greife ich zur Feder.

Daß Wildenbruch einen ‚Bernhard von Weimar' schreiben würde, habe ich ebensowenig geahnt, als es mir eingefallen, ersteren aufzufordern, überhaupt ein Stück — also auch nicht das genannte — für das Jubiläum zu schreiben. Ausdrücklich habe ich dagegen erklärt: bei dieser Gelegenheit keine andere theatralische Aufführung zu dulden als lebende Bilder aus der Geschichte des Hauses Sachsen und Oranien. Diese vorzubereiten sind bereits deutsche wie niederländische Künstler beschäftigt. Diese Gemälde am würdigsten mit der Poesie zu verbinden, wendete ich mich an die drei nach meiner Meinung bedeutendsten Dichter Deutschlands: an Sie, an Heyse, an Wildenbruch. An Sie um so mehr, als Sie Weimar und, ich darf wohl hinzusetzen: mir besonders nahestehen. Ihre so freudige Annahme war mir ein Beweis, daß ich richtig geurteilt hatte. Heyse verweigerte seine Teilnahme, Wildenbruch seine Mitwirkung zu den lebenden Bildern, weil ihn sein ‚Bernhard von Weimar' zu sehr in Anspruch nehme. Hier nun muß ich bemerken: daß die weimarische Bühne kein Stück aufzuführen verweigert, ehe sie es kennt, also keine Ursache vorhanden ist, Wildenbruch ein Stück zu verweigern, was noch niemand gelesen hat. Aber ausdrücklich hebe ich hervor, daß dies Stück nicht für das Jubiläum geschrieben ist. Daß Sie, mein Lieber, denselben historischen Gegenstand behandeln wollen, ist mehr denn natürlich, weil eben Sie Weimar näher stehen als ein anderer Dichter der Gegenwart. Deshalb bin ich Ihnen auch helfend entgegengekommen. Aber jenes Stück, von Ihnen ins Auge gefaßt und vielleicht begonnen, ebenso wie jenes, an dem Wildenbruch schreibt — mit dem Jubiläum unmittelbar haben sie nichts zu schaffen. Nur Ihnen habe ich Material zu einem ‚Bernhard' zugeführt, niemand anderem. So und nicht anders liegen die Dinge.

Nachdem abschlägige Antworten von Heyse, von Wildenbruch eingegangen waren, mußte ich mich an die Autoren wenden, die jetzt Weimar besitzt, also nächst Ihnen an Grosse und Ohlschläger, dies steht sogar in einer Verbindung mit der Tätigkeit der Mitwirkung der anderen Künstler, denn es sind unsere trefflichen weimarischen Komponisten: Bronsart, Lassen, welche sich in die Musik teilen und es ist neben den weimarischen Malern der größte Bildhauer Deutschlands, unser Jenenser Hildebrandt, der seine Mitwirkung in seinem Fach zugesagt hat.

Diese Schilderung der Tatsachen war nötig, bei Ihnen, mein Lieber, das Mißverständnis zu zerstören, was zwischen Ihren guten Willen und Ihr freudiges Wirken getreten ist. Möge es mir gelungen sein! Die vollste Wahrheit ist immer die beste Waffe gegen alles, was Irrtum ist. Zum Irrtum aber wird oft das Gebilde unserer Phantasie im Geist, wie im Gemüt. Mißverständnisse gehören meistens beiden an — entschieden in diesem Fall.

Daß Sie aber mich verstehen, weiß ich, weil Sie mir glauben, Sie aber glauben mir, weil Sie mir so nahe sind und bleiben. Herzlichst Ihr Karl Alex."

⌘ ⌘ ⌘

In Weimar war es, wo dem Dichter auch Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Bräutigam und spätere Gatte der Prinzessin Elisabeth von Sachsen, nahetrat. Er erkannte in ihm den hochstrebenden Menschen und hielt, auch während des Krieges noch, gern Einkehr in Schwerin wie in Wiligrad, dem Lustschloß des Fürsten. Ihm, dem Regenten von Braunschweig, dankte er die Bekanntschaft mit Braunschweig und dem alten Raabe. Der Herzog hing mit großer Liebe an Voß, und ein Brief wie der hier folgende aus Potsdam (30. Mai 1894) erweist den Ernst und die Innerlichkeit des Schreibers wie sein Vertrauen zum Empfänger: „Von den rauschenden Klängen der großen Frühjahrsparade und dem Glanze des Kaiserhofes mit seinen vergoldeten und besternten Menschen, wo ich mich heute mehrere Stunden umhertrieb, führt mich Ihr lieber, reizender Brief in das stille, köstliche Reich der Kunst und bedeutender Männer. Herzlichen Dank für diese Erfrischung und für den warmen Hauch der Freundschaft, der mich aus Ihren Zeilen anweht. Aber machen Sie mich, bitte, nicht geistig eitel. Alles, was Sie mir heute schreiben, macht mich glücklich, aber beschämt mich doch; denn was kann ich in Wirklichkeit Ihnen sein, dem erfahrenen und bewunderten Sänger sein? Ich, der ich treuen Rat und ein offenes Freundeswort reichlich so gut brauche, wie gar mancher andere. Ich fürchte so, daß, wenn wir uns erst länger kennen, Sie gar bald mit mir am Ende sein werden und doch nicht finden, was Sie suchten und glaubten; achselzuckend sprechen werden: ‚Ein Prinz wie alle!' und weitergehen. Sollte es soweit sein, so denken Sie, daß ich Ihrer dennoch stets in Treue gedenken werde, mit dem wahrhaften Wunsche, Sie glücklich und zufrieden zu wissen. Kann ich hierzu durch das Bewußtsein gegenseitiger Freundschaft ein wenig beitragen, so bin ich reich belohnt und zufrieden. Wie man im Leben nie vergleichen soll, um nicht zu zerstören, so vergleichen Sie mich, bitte, nie mit den genialen

Digitized by Google

hochgebildeten Menschen, die Ihnen Ihr Schicksal und Ihr Können in so reichem Maße entgegenführt. Nur, wenn Sie sich einmal einsam und verlassen fühlen, dann denken Sie an mein Mitgefühl und an unseren Spaziergang in den Wäldern der Wartburg.

Was Sie mir über meinen Bruder, den Großherzog, schreiben, macht mich glücklich, denn er ist wohl einer der edelsten Menschen, die diese Erde trägt. Glückzu für Ihre Werke! Möchte Ihr jetziger Aufenthalt und die dort gewonnenen Eindrücke die Wiege werden eines lichten, edlen Kindes, Ihres Geistes. Aber überarbeiten Sie sich, bitte, nicht. Schonen Sie sich für Ihre Freunde, zu denen glücklich ist, sich rechnen zu dürfen

Ihr treu ergebener Johann Albrecht."

⌘ ⌘ ⌘

In München war es, 1887/8, wo Voß sich der Fürstin Pauline Metternich nähern durfte, dieser Vertreterin der Gesellschaft höchsten Stils. Er nennt das einen der großen Glücksfälle seines Lebens. Zu einem ihrer Wohltätigkeitsfeste wünschte sie ein Festspiel von Voß: „Schönheit." Er schrieb es und Mahler sollte es komponieren. Aber es wurde nichts draus, weil selbst Wien nicht so viel schöne Jugend wie nötig aufbringen konnte. Von diesem Festspiel ist in den launigen Briefen der Fürstin (z. B. 16. Juli 1902) öfter die Rede: „Ich denke mir, daß man etwas Reizendes schaffen könnte. Die Frauen, so wie diese entzückenden Tanagrafiguren gekleidet, in der Ferne das tiefblaue Meer, die Akropolis — ein Stückchen Altgriechenlands, von der Sonne überflutet — Alkibiades in der Mitte dieser, in jeder Beziehung vornehmen, feinen Gesellschaft einherschreitend — bewundert, angestaunt; und in einer Ecke neben all diesem Glanz den alten Diogenes, in seinem Faß kauernd, mit Verachtung auf dieses ‚Getue' hinsehend. So möchte ich anderseits, daß wir bei Lunas Erscheinen eine Cour d'amour sehen und berühmte Liebespaare, so wie Dante und Beatrice, Romeo und Julia, Abälard und Heloise, Faust und Margarete, bilderartig an den Zuschauern vorübergeführt würden. In den Bäumen würde man z. B. während der Cour d'amour gespensterartig von Zeit zu Zeit ein zartes Bild erstehen sehen, welches eines dieser Liebespaare vorführte ... Was meinen Sie dazu? ... Getanzt muß werden und öfter getanzt, sonst findet man uns trotz aller Poesie zu schön und deshalb möglicherweise langweilig. Bei dem Erntefest — Tanz, in Griechenland — Tanz, im Mondschein — Tanz; Tanz im im kurzen, weißen Ballettröckchen, denn die Nachtfalter, die Vögel, die Elfen, die Irrlichter, die Glühwürmer tanzen einen Reigen. Das tun sie ja immer! Nun, und daß diese Silberkleidchen tragen und mit rosigen Trikots ihre ‚Beene' bedecken, das ist ja allgemein bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß das männliche Publikum diese Tierchen und Elfen gern beguckt und solche in einem Tanzpoem nicht fehlen dürfen. Man muß dem Geschmack des Publikums, oder besser gesagt, einem Teil desselben, Rechnung tragen. Kleine Konzessionen sind in dieser Beziehung ratsam, obwohl Direktor Mahler in seiner barschen, exzentrischen Weise denselben abhold ist und zu oft findet, daß, wenn nur ihm die Sache zusagt, das vollkommen genügt. Da befindet er sich eben im Irrtum, denn es steht fest, daß jemand über dem Theaterdirektor und dem Autor ist — das Publikum!

Ich höre doch bald von Ihnen? Wie ich ein Lebenszeichen von unserem etwas ‚geschupften' Direktor Mahler erfahre, teile ich es Ihnen mit. ‚Geschupft' — ein vortrefflicher Ausdruck, um übertriebene Originalität zu bezeichnen. Die Franzosen nennen das, was Mahler hat: ‚Avoir une arraignée dans le plafond'. Es krabbelt da etwas in der Stirndecke. Aber wenn es still wird mit dem Krabbeln, dann ist der Betreffende außerordentlich genial. Überhaupt eine tiefkünstlerische Natur, ein Dichter im besten Sinn des Wortes! Es sendet Ihnen, meinem Dichter, tausend und aber tausend Grüße

Ihre Ihnen treu ergebene

F. Pauline Metternich-Sándor."

Sodann zwei Briefe über Theaterereignisse in Wien, die, in dieser Schilderung, geschichtlichen Reiz haben:

„Teplitz, 6. Juli 1906.

... Das Sonnenthal-Jubiläum. Die Nathanvorstellung mit den ersten Kräften des Burgtheaters besetzt, war prächtig, und der Meister der Schauspielkunst hat sich trotz seiner selbstverständlichen Ergriffenheit in seinem Spiele übertroffen. Ganz wundervoll hat er das Gleichnis der drei Ringe gebracht, so eindringlich, so warm, so tief durchdacht! Und nun eine Nebenbemerkung meinerseits: die Art, wie Sonnenthal erzählte, war allerdings prächtig. Allein ich sage, das hindert nicht, daß nur ein Ring der echte war und die anderen nachgeahmt. Zu Ende der Vorstellung sprach Sonnenthal, welcher in unerhört enthusiastischer Weise empfangen und fortwährend bejubelt wurde, Worte des Dankes an das Wiener Publikum, und er war gerührt, wir waren gerührt, alles war gerührt! Kurz und gut, es war schön, schön, schön! Zwei Tage danach haben wir ihn noch gefeiert, und, gottlob, nicht umgebracht, was beinahe geschehen wäre, wenn nicht der vortreffliche Mann so rüstig dastünde. Geschenke hat es gegeben in nicht geahnter Fülle, und Tochter Hermine stand davor und sagte: ‚Wo tun wir das alles hin?' In der Tat, das Haus bedarf eines Anbaus, wenigstens eines größeren Raumes, obwohl es an und für sich schon ziemlich geräumig ist. Ich wiederhole es: wir haben ihn bei einem Haar umgebracht!

Digitized by Google

Und nun gehen wir über zum einstudierten Tasso mit Kainz in der Hauptrolle. Zu meiner Schande — nicht aber zu meinem Bedauern — muß ich Ihnen gestehen, daß ich der Vorstellung nicht beigewohnt habe. Clemi mußte mir davon erzählen, und das war mir genug. Kainz spielt naturalistisch — modern, er spricht nicht den Vers nach alter klassischer Art; er plaudert und läßt dasjenige, was ihm nicht bedeutungsvoll erscheint, nachlässig fallen. Neben einer Kunst wie jener Sonnenthals ist die seine geradezu lächerlich. Er setzt etwas darein, den Vers zu mißachten — ich sage nicht, zu verachten, das wäre zu viel gesagt! Er ist ihm der Verachtung nicht wert, er beachtet ihn nicht — und jetzt habe ich den richtigen Ausdruck gefunden. Und da soll ich hineingehen, ein solches Sakrilegium, eine solche Verhunzung anzuhören? Fällt mir nicht ein! Das Leben ist zu kurz, um sich unnötig Ärger zu holen. Und denken Sie nur: auch die Hohenfels geht jetzt in diese abscheuliche Manier über, das gebundene Wort ungebunden herzusagen."

„Wien, 15. Januar 1905.

Gestern habe ich die Duse in Hedda Gabler gesehen. Ihr Spiel ist selbstverständlich außerordentlich, trotzdem glaube ich aber, daß sie die Figur nicht so hinstellt, wie Ibsen sie wohl gedacht haben mag. Die blonde, kalte, nordische Frau mit den stahlgrauen, kalten Augen war sie zumeist nicht. Sie ist ein hypermodernes, kränkliches, hysterisches Weib, während die Hedda eine hysterische, aber keineswegs kränkliche Frau ist und gar nicht moderner, eleganter Art. Sie ist eine verrückte Norwegerin! Das ist sie! Die Ibsenschen Frauen müssen immer — ich weiß nicht, welche Kraft ihn treibt — dies oder jenes tun. Sie leben in fortwährender Hypnose. Ihr Leben verstreicht in halbem Wahnsinn.

Eine sonderbare Idee Ibsens ist die Lösung des verlotterten Lebenswandels. ‚Erschieße dich!' Das ist doch ein bißchen sehr übertrieben. Diese Art der Rettung ist doch eine Absurdität, so wie der Wunsch Heddas ‚in Schönheit sterben'. Jetzt frage ich Sie: was soll der Mensch davon haben? Nein, es ist die ganze Geschichte zu verrückt, zu gesucht, zu sehr an den Haaren herbeigezogen. Ibsen ist dezidiert nicht mein Mann. Ich gebe zu, daß er Ausnahmsmenschen gefallen kann, daß er ein Genie ist. Mich reizt er zum Lachen und dann ärgert er mich, weil ich mir denke, daß er mich für so dumm hält, dergleichen zu tun, als ob ich seinen Unsinn verstünde. Wenn ich Ibsen sprechen würde, so wäre es mein erstes, ihm zu sagen: ‚Ich weiß, daß Sie uns auslachen, ich sitze Ihnen aber nicht auf, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie uns alle zum Narren haben.' ‚C'est un farceur!' sagte mir einmal ein geistreicher Franzose, und ein anderer setzte sehr witzig hinzu: ‚Voilà quinze ans que j'apprends le norvégien et je n'en comprends pas un mot.' Ich bin wie dieser: ich verstehe Norwegisch nicht.

Seit neun Tagen hier, bin ich derartig in Anspruch genommen, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Blumen-Redoute einerseits; Besuche, Einladungen, Diners, Konzerte, Theater Proben der Mozartschen C-Moll-Messe im März; Rotundenfest: Am Nil usw., nebenbei Korrespondenz, häusliche Pflichten! Hedda Gabler würde mir sagen: ‚Erschieße dich in Schönheit, blumenbekränzt, auf der Redoute!'

Mit tausend und aber tausend Grüßen
an das liebe Ehepaar Voß
Metternich-Sándor."

Nach dem Tode des Kaisers Franz Joseph schrieb Voß an die Fürstin und erhielt folgende ergreifende Antwort:

„Wien, 17. Dezember 1916.

Das war ein freundschaftlich liebevolles Gedenken! Dank, Dank und nochmals Dank dafür! Mit dem geliebten Kaiser geht für mich ein ganzes Leben, meine ganze Vergangenheit zu Grabe. Er hatte den schönsten Tod, den man nur jedermann wünschen kann. Er hatte keinen persönlichen Feind und war geliebt von Gott und den Menschen. Die Erinnerung an ihn ist eine wohltuend friedliche, und das ist um so merkwürdiger, als er zu den Kriegführenden unstreitig gehörte!

Wir leben in einer Zeit der Widersprüche und der Unverständlichkeiten. In diesem Zeitalter wird so viel von Humanität gefaselt und geschwärmt, und nie hat es solchen Haß gegeben, hat solche Grausamkeit geherrscht, als in dem Trostlosen, das wir durchleben! Ich stehe für meinen Teil sprachlos vor den Ereignissen und gestehe unumwunden, daß ich gar nichts davon verstehe und meine geistigen Fähigkeiten infolge des Durcheinanders in den Ideen zur Aufgabe jedweden Urteils ganz ungenügend geworden sind.

Daß ich Sie, trotz der Nachbarschaft mit Berchtesgaden, im Laufe des Sommers als unerreichbar ansehen mußte, gehört auch zu den betrübendsten und lächerlichsten Dingen der Neuzeit.

Den Abend, den Sie bei meiner lieben Sophie (Fürstin Öttingen, Tochter der Schreiberin) zugebracht haben, schildern Sie in so anregender, lebendiger Weise, daß Sie mein Herz damit mit Neid erfüllten. Solche Zusammenkünfte in solcher Form gehören in erster Reihe zu den von mir angepriesenen Mitteln. Ach, wo sind sie, die lieben Heimgegangenen! Wie nahe stehen sie uns noch und wie lange erscheint es uns, daß wir sie nicht mehr gesehen haben! Ich lebe treu in Gedanken mit ihnen.

Nochmals danke ich Ihnen für Ihren unvergleichlichen Brief und bitte Sie zum Schlusse dieser Zeilen, bester und getreuster

Digitized by Google

Freund, Ihrer teuren Frau eine Ladung bester Grüße zu übermitteln.

In unwandelbarer Freundschaft
Pauline Metternich-Sándor.

In der schweren Krankheit, die, wie erwähnt, Voß in den Jahren 1888 bis 1891 traf, ward ihm ein neuer Freund zu den alten beschert: Peter Rosegger. Der Arzt sagte, als er Rosegger anmeldete: „Sie dürfen zwar eigentlich niemand sehen, ich bringe aber trotzdem einen Besuch, der Sie freuen wird.“ Und so war's. Von der ersten Stunde an lernte Voß ihn lieben, und Rosegger brachte in die Krankenstube Helligkeit. Er tröstet ihn auch später noch brieflich über seinen Zustand:

„Graz, 5. Februar 1889.

Das Leben ist ganz heiter, wenn man sich's heiter macht! Natürlich muß Ihre jetzige, der Erholung geweihte Lebensweise Ihrem Naturell angemessen sein, ohne aber in das Geleise jener gewohnten Lebensführung zurückzusinken, aus welchem das Unwohlsein, das geistige Unbehagen stammt. Und zu diesem Zwecke, glaube ich, sollten Sie Ihr Naturell, Ihre seelischen Neigungen einmal recht erforschen, um dann ein Gleichgewicht anzustreben. Mir selbst ist nicht recht behaglich, wenn ich denke, daß Sie im fremden Lande, vielleicht bei schlechter Wohnung, mangelhafter Bequemlichkeit und unter dem Gefühl des Provisorischen leben und von Tag zu Tag mit einer gewissen Erregung auf Besserung Ihres Zustandes warten. Nervöse Leute, wie wir sind, sollen nicht mit Leidenschaft von Tag zu Tag auf Besserung warten, sondern sich in eine möglichst behagliche und für Beständigkeit berechnete Umgebung einflechten, dort sich immer vorzustellen suchen, daß sie gesund sind und nur einmal ausruhen wollen; sich kindlichen, meinetwegen auch kindischen Zerstreuungen hingeben und sehr gleichgültig dafür sein, was sonst ist, ob sie gesund oder nicht. Unter solchen Stimmungen würde es sich am leichtesten schlichten und man macht eines Tages die Erfahrung, daß man gesund ist.

Aber das ist ja alles leicht gesagt, unter dem Druck der Indisposition hat man keine Wahl von Vorstellungen und Stimmungen. Ihnen ist das sonnige Italien ja nicht fremd. Sie finden dort die Weichheit des Lebens und die bunte Zerstreuung, die Sie bedürfen. Denken Sie nur nicht allzusehr daran, daß Sie krank wären, und in den Nächten, wo Sie nicht schlafen können, erinnern Sie sich, daß mit Ihnen Tausende von warmen Herzen, von edlen Geistern wachen, leiden, sinnen, arbeiten oder in hehren Empfindungen die Jakobsleiter emporsteigen. Es gibt einen Halbschlummer, der wie Wachen aussieht und den Körper doch erquickt wie Schlaf. Ich habe auf meinen Reisen manchmal vierzehn Tage ‚kein Auge geschlossen‘ und die Einbildung, daß man solches nicht aushalten könne, machte mich ganz krank. Seitdem ich aber Beweise habe und mir recht oft sage, daß mancher Mensch zu gewissen Zeiten in gewissem Alter recht wenig Schlaf braucht, und daß es sehr verschiedene Gattungen von Schlaf gibt, wobei das leidige ‚kein Auge schließen‘ vielleicht auch eine ist, — seitdem machen mir die schlaflosen Nächte gar nichts mehr. Eine Hauptsache ist, lieber Freund, daß Sie keine materiellen Sorgen haben. Vielleicht ist es gut, daß die Dichternatur, die mich unablässig zum Produzieren hetzt, bei Ihnen ein wenig streikt, sie will sich erholen, sammeln, neue Kräfte aufnehmen, ohne sie sofort auszugeben, sie will sich vorbereiten auf eine neue Epoche des Schaffens, die dann vielleicht noch bedeutender ist, als die vergangene. Ich habe so oft an mir und anderen die Erfahrung gemacht, daß in Zeiten der Prüfung ein unendlicher Segen steckt. Sie sind noch jung, Sie haben sich aus einer allerdings gefährlichen geistigen Richtung emporgerungen, heldenhaft, also rasten Sie jetzt ein paar Jährchen geduldig, um dann noch zwanzig bis dreißig Jahre frisch und fröhlich zu schaffen.“

Und dazu, zwanzig Jahre später (1. August 1908):

„Lieber Treuer, Unverbesserlicher!

Wie schön an sich, dieses Herzgrüßen aus aller Welt! — aber mir tut's weh! Und je schöner und wärmer ein Grüßen ist, je weher tut's mir, ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil's nicht im Bauernblut ist, gehuldigt zu werden. Das ist zu lang geprügelt worden. Und die es nicht wurden, wie meine Vorfahren, die haben sich mit dem Lobe: ‚ehrenfest‘ begnügt, höher haben sie's nicht gebracht. Und darum bin ich den Huldigungen, wie sie mir zuteil werden, nicht gewachsen. Mir wird so höllisch unbehaglich dabei zumute, ich werde frei nervös und krank. Und warum das just mir so oft? Der Fünfzigste, der Sechzigste, der Silberne, der Fünfundsechzigste jetzt und der Siebenzigste auch nicht mehr weit. Zum Achtzigsten wollte ich mir alles resigniert gefallen lassen, ob's verdient oder nicht; aber wie soll man ihn erleben, wenn man früher zu Tod gefestet wird?!

O Freund, ich bin ja sehr ehrgeizig; aber diese Ehrentage, wenn sie zu nahe auf den Leib rücken, vertrage ich nicht. Als sie hier vor kurzem in Kapfenberg ein Waldschulmeisterdenkmal enthüllten, floh ich drei Stunden weit in die einsamen Wälder hinein — das tat's! Von dort gedachte ich der Ehrung, fühlte sie und war selig. Ich glaube wirklich, mein Richard, zu solchem Gefeiertwerden gehört das Abgeschiedensein. Am besten das Gestorbensein. Man wird's schon noch gespüren, wenn man wirklich ein Unsterblicher ist. Und ist man's nicht, so braucht man

Digitized by Google

keinen auswendigen Ruhm, von dem wir Wissenden ja nicht die beste Meinung haben.

So, das ist der Dank für Dein reizendes Gedichtl zu meinem 65. Aber das hätte ich auch so gewußt, daß Du meiner manchmal treu gedenkst. Ist's doch auch bei mir so: daß ich Dich lieb habe und doch jahrelang schweige.

Jetzt sind's Jahre, daß ich auf Bergfrieden gewesen. Schau, wie der Himmel gütig ist, daß er uns erhalten hat. Und Dein Weib und mein Weib mit. Und daß unser Leben so schön und friedlich ist und daß wir unserem Volke manches geben konnten, was es brauchen kann, was seine tausend lahmen Herzen ein wenig reger macht!

Was fürder sein wird? Gelt, unter der alten Vorsehung fürchten wir auch den neuen Kurs nicht?

Treu Dein Rosegger."

⁂

Kaum war Voß genesen, so führte ihn das Schicksal mit der Königin Elisabeth von Rumänien zusammen und damit in eine Tragödie, die ihn aufs tiefste erschüttern sollte. Es war in Pallanza. Man hatte die Königin von ihrer leidenschaftlich geliebten Freundin, der Hofdame Vacarescu, die sie, auf Geistermahnung, ihrem Neffen, dem Thronfolger, anverlobt hatte, gewaltsam getrennt. Sie befand sich in der Verbannung, und Richard Voß ward wider Willen durch sechs lange Wochen der Vertraute der gemütkranken Frau, die ihm ihre Seele schleierlos preisgab. Von den vielen Briefen, die sie an Voß gerichtet hat, haben sich nur wenige erhalten. Sie sind „Tempesta" unterzeichnet, mit dem Namen, den Voß für die Leidenschaftliche passender erklärte als Carmen Sylva. Die Briefe lassen etwas von dem furchtbaren Schicksal ahnen, das die in der Ehe Unglückliche zu tragen hatte und das sie selber zu erleichtern oder zu wandeln in ihrem kranken, exzentrischen Sinn nicht vermochte. Die Blätter stammen sämtlich aus dem Februar und März 1892: „Dank bis in die Ewigkeit für Ihren Besuch, für das, was Sie für mich gewesen sind in der Zeit, wo mein Leben so matt ebbt, als wollte es erlöschen. An der Leere gestern, an unseren schweren Herzen fühlten wir, was Sie uns gewesen. Ich ließ mich im Rollwagen den Fluß hinaufschieben bis in die sinkende Nacht, weil ich's zu Hause nicht aushalten konnte. Die Illusion von Leben war schon wieder verschwunden. Wir sprechen immerfort von Ihnen, von dem Glück, Sie zu besitzen fürs ganze Leben, für alle Zeit, da es keine Zeit gibt und unsere Vergänglichkeit von uns selber abhängt. Ihre Güte ist noch größer und noch leuchtender als Ihr Genie und die Harmonie von Ihnen beiden strahlt erwärmend auf alles, was Sie umgibt. Sie realisieren, was ich so oft gesagt: ‚Je voudrais être ermite, parce que j'aime trop les hommes.' Vor lauter Liebhaben und Mitfühlen können Sie die Menschen nicht aushalten. Die Menschen bringen Sie um, aus Rache, weil Sie sie in den Büchern umbringen. — Wir sind so dankbar für unsere schweren Herzen, weil sie uns zeigen, was wir an ihnen gewonnen haben."

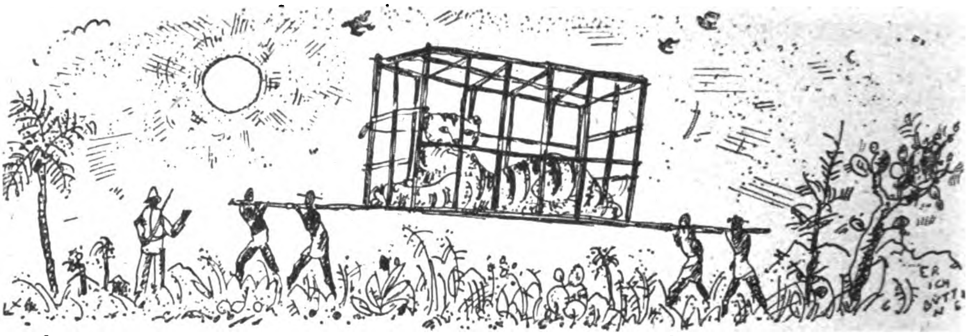
„Wo finden Sie in meinen Briefen ein Dunkelwerden? Vor fünf Jahren, nicht wahr? Aber meine Briefe, seit ich verheiratet bin, zählen nicht, da sie der König kontrollierte und sie fürs Öffnen berechnet waren. Sie müssen eine feine Nase haben, daß Sie trotzdem etwas Trost- und Hoffnungsloses darin bemerkt. Ich hätte so viel zu sagen, bin aber viel zu müde, und da liege ich und halte lange Verteidigungsreden im Geiste und ängstige mich vor der nächsten Stunde! Ich, die so gern sterben möchte, fürchte mich doch vor den Seelenschmerzen, die das Herz endlich zum Stillstehen bringen. — Ich habe meines Bruders Leben für Sie bestellt. Ach, zu müde — —"

„Bitte, ganz ruhig sein, ich habe sogar geschlafen, ganz genügend. Ich bin so glücklich, so dankbar, so wie ein Verdursteter an der Quelle! Ich möchte trinken, bis das Herz stille steht. ‚Neue Zeit' ist da. Ich kann aber noch nicht lesen, ich zittere noch so. Sehen Sie, Sie mußten die Hölle durchwandern, um ein Dichter zu werden! Das wissen die anderen nicht, daß man ohne Acheron kein Dichter ist! Ich kann nichts weiter sagen, ich muß noch erstarken, aber ich jauchze mit jedem Pulsschlag."

⁂

Ohne den Acheron wird niemand zum Dichter. Die kranke Königin hatte recht. Voß kannte den dunkeln Strom der Unterirdischen. Aber er hatte noch etwas anderes, was nicht minder wichtig für den Dichter ist: er hatte die Liebe. Was er sich in der Gottverlassenheit seiner Jugend, als Zweifel über ihn kamen, wie das jedem Denkenden geschieht — was er sich damals vorgesetzt hatte: er hat es gehalten, nämlich das Gelöbnis, an jedem Tag seines Lebens irgend jemand Gutes zu erweisen, womöglich eine Wohltat, sei sie auch noch so gering. Er war eine Art Beichtiger, nicht bloß für seine Freunde, auch für Fremde, die aus seinen Werken sich das Herz faßten, vom Dichter aus den Menschen zu suchen. Er ließ sich finden. Denn neben der Sehnsucht nach Schönheit und Sonne lebte in ihm die Leidenschaft, gute und edle Menschen zu Freunden zu erwerben.

Digitized by Google

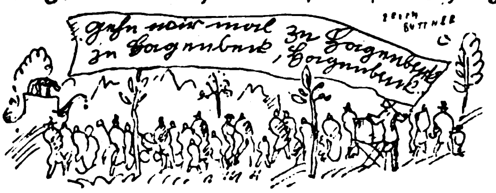


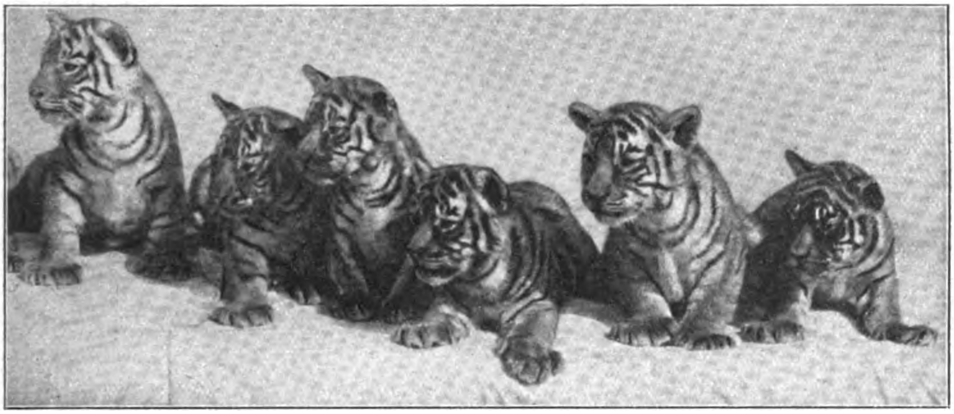
Carl Hagenbeck. Von Paul Wittko

Carl Hagenbeck! Seit einem Vierteljahrhundert kennt diesen Namen die Welt, und die Nachwelt wird ihn, der im Buch von den Männern aus eigener Kraft verzeichnet steht, gewiß nicht verlöschen lassen. Sein großes Lebenswerk, der Stellinger Tierpark, wird, so empfindlich ihn auch der Krieg heimsuchte, die schwere Zeit durchdauern und einer neuen Zukunft entgegenblühen.

Konnte es für einen Hamburger Jung', für den Sohn eines kleinen Hamburger Fischhändlers, ein stolzeres Ziel geben, als zunächst der Bewohnerschaft seiner Vaterstadt, der größten Seestadt des Kontinents, dann den Deutschen überhaupt und schließlich aller Welt das ganze große Wasser- und Landtierreich der Erde zu erschließen, auf kleinem Fleck an der Grenze Groß-Hamburgs das Tierleben aller Weltteile und nicht nur dieses, sondern auch das Naturleben weltferner Völkerstämme in ihrer urtümlichen Art vorzuführen, ferner Welthandel zu treiben mit nahezu allem Getier, das die lebende Menschheit kennt? Männer starken persönlichen Wollens sind immer auch kräftigster Ausdruck des Volksbegehrens ihrer Zeit und werden, bewußt oder unbewußt, zu hervorragenden Förderern des Volkswissens, bei aller Eigennützigkeit leuchtende Verkörperer des Bildungsfortschrittes der Menschheit.

Carl Hagenbeck war ein Kind des schönsten Sommermonats, der ihm wohl die ihn allzeit begleitende Weltfreude mit in die Wiege legte. Am 10. Juni 1844 wurde er in Hamburg geboren. Seinem Vater Gottfried Claus Carl Hagenbeck, der eine von ihm begründete Störräucherei im Hause Petersenstraße 16 in Hamburg besaß, ist es nicht leicht geworden, seine Familie — er hatte von seiner ersten Frau drei Söhne und vier Töchter, und seine zweite Frau schenkte ihm noch zwei Söhne — zu ernähren; er war als Geschäftsmann vor allem sparsam und darum vorsichtig und zurückhaltend, aber doch auch nicht arm an lohnenden Einfällen und immer zuvorkommend gegen jedermann. Sein Ältester dagegen, Carl, war von Kindesbeinen an ein kleiner Draufgänger, ohne indes etwa rauflustig oder zu tollkühnen Abenteuern aufgelegt zu sein. Dumme Jungenstreiche hat er kaum je begangen. Seinen ersten Schulunterricht genoß er in der Mädchenschule einer freundlichen Dame namens Feind. Indes wußte diese ihn so wenig zu fesseln, daß er, zumal sein Vater ihn schon als kleinen Kerl zur Mithilfe im Geschäft heranzog und es Unterrichtszwang damals in Hamburg noch nicht gab, höchstens drei Monate im Jahr bei ihr aushielt. In seinem zwölften Jahre kam er in die „Stadtschule“ (d. h. Volksschule) des Hamburger Stadtteils St. Pauli an der Antonstraße, deren Rektor den bedeutsamen Namen Wallenstein trug. Der Wallensteinsche Unterricht war in allem Wesentlichen gediegen und angemessen der späteren Gewerbetätigkeit der Schüler, denen auch eine erfolgreiche Einführung in die englische Sprache zuteil wurde. Wallensteinsche Äußerlichkeiten und Eigenschaften fanden sich beim Träger des Namens nicht, wohl aber bei seinem Schüler: die hohe Gestalt, der muskulöse, aber hagere Körper, die mäßige Lebensweise, der rastlose Tätigkeitsdrang, die bis zum Eigensinn gesteigerte Ungeduld, die große Freigebigkeit, die Musterhaftigkeit ökonomischer, das Größte und Kleinste überwachender Ordnung und Wirtschaft. Auf der Wallensteinschen Schule, die er bis zu seinem fünfzehnten Jahre regelrecht besuchte, zeichnete sich Hagenbeck als Schüler nicht sonderlich aus. Aber er schloß eine sein Leben durchdauernde Freundschaft mit Heinrich Mehrmann, dem Sohne eines in recht bescheidenen Verhältnissen lebenden Bäckers, der später sein Schwager und treuester und vielfach sich hervorragend betätigender Mitarbeiter wurde. Eine der vorzüglichsten Eigenschaften Hagenbecks war seine Anhänglichkeit an





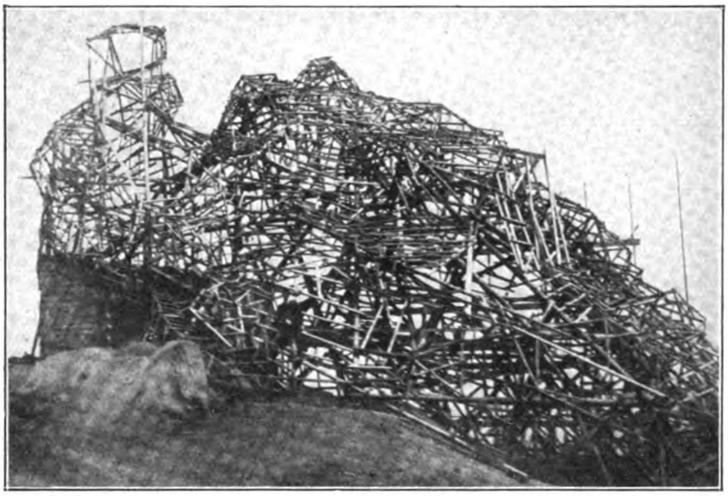
Ein Wurf junger ostsibirischer Tiger

Menschen, Tiere, Dinge und Gedanken, die er einmal als wertvoll erkannt hatte und auf die er große Stücke hielt. Er hat es sein Leben lang verstanden, Freund zu sein und Freunde zu finden für sich und seine Pläne.

Aus dem „tollen" Jahre 1848, das den Deutschen so vieles Neue, Neuartige und Überraschende brachte, entstammen die Urkeime des Lebensleitgedankens Carl Hagenbecks. Damals kaufte sein Vater einige Seehunde von Störfischern, die diese drolligen und klugen Tiere in der Nordsee gefangen hatten, und stellte sie in Hamburg und später auch in Krolls Etablissement in Berlin aus. Diese „Seejungfern", wie man sie anmutig benannte, wurden lebhaft bestaunt, zumal der Berliner Zoologische Garten noch in seinen ersten Anfängen sich befand und das große Publikum sich ihm noch fern hielt. Der große Erfolg ermutigte Vater Hagenbeck zum Kauf von Robben, die er an reisende Schausteller weiterverhandelte, und im Jahre 1852 erstand er von einem Grönlandfahrer einen Eisbären. Dieses unliebenswürdige Ungeheuer aus den ewigen Eisbergen und Schneenebeln des Nordens war für die Hamburger, die erst elf Jahre später ihren Zoologischen Garten erstehen sahen, etwas höchst Bewundernswertes, und Scharen von Neugierigen pilgerten nach Hühnermärders Panoptikum am Spielbudenplatz, das Vater Hagenbeck für den anspruchsvollen Bewohner der Polarwelt gemietet hatte. „Immer hereinspaziert, meine Herrschaften, hier ist zu sehen der Riesenbär aus Grönland!", so verkündete mit schallender Stimme ein kurios herausgeputzter Ausrufer, und sie spazierten so zahlreich hinein, daß der alte Hagenbeck sich entschloß, weitere Abschlüsse von Tierkäufen in fernen Landen mit Seeleuten zu machen, und so hub allmählich das Tiergeschäft Hagenbecks an, das den Namen hinaustrug in alle Welt. Auch „das größte Schwein der Welt" hat der alte Hagenbeck ausgestellt.

Als Elfjähriger bereits unternahm Carl Hagenbeck seine erste Geschäftsreise über Hannover nach Bremerhaven, als Dreizehnjähriger machte er zum erstenmal auf eigene

Im Stellinger Tierpark. Frisch eingetroffene Sudangiraffen



Balkenkonstruktion eines der im Stellinger Tierpark aufgestellten Felsen

wurde die große Kreutzbergsche Menagerie aufgekauft und mit erheblichen Schwierigkeiten nach Amerika verschifft. Man muß dabei berücksichtigen, daß es damals zur Tierverladung noch keine Kräne gab. So mußten vierzig Mann einen großen Elefanten ziehen. Und was der Transport für Unkosten machte, kann man daraus ersehen, daß für einen einfachen Deckplatz in freier Luft an Bord eines Überseedampfers fünftausend Goldmark zu zahlen waren. — In demselben Jahre unternahm Carl Hagenbeck seine erste Reise nach England und sammelte dort reichliche geschäftliche Erfahrungen. Ferner trat er in Verbindung mit dem italienischen Afrikareisenden Lorenzo Cassanova und leitete den von diesem nach Europa gebrachten ersten afrikanischen Tiertransport (Löwen, Hyänen, Affen, Vögel) von Dresden aus nach Hamburg.

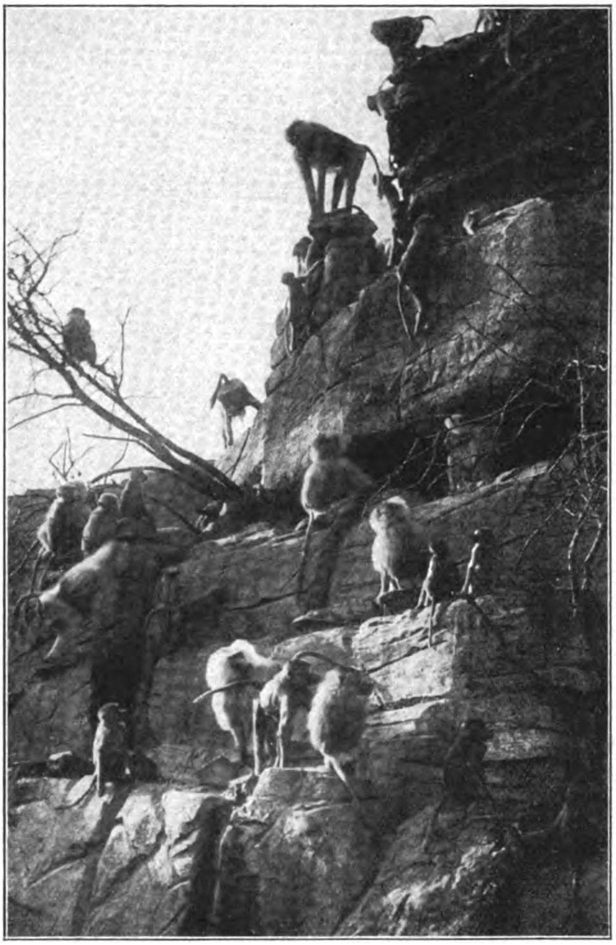
Für die Unternehmungslust Carls machte jedoch das Geschäft seines bedachtsamen

Faust ein einträgliches Geschäft mit einer amerikanischen Käfersammlung, achtzehnjährig reiste er zum erstenmal ins Ausland, nach Antwerpen, wo es ihm gelang, dem bekanntesten Tierhändler der damaligen Zeit, einem Engländer, wiederholt ein Schnippchen zu schlagen, dessen Pläne zu vereiteln und einige glänzende Tiergeschäfte abzuschließen, u. a. mit der Renzschen Menagerie, die er sehr vorteilhaft veräußerte. Im nächsten Jahre hatte er sein erstes Abenteuer mit einem russischen Bären, den er niederrang, und in demselben Jahre kaufte sein Vater, nicht ohne lebhaftes Zutun seines Ältesten, ein eigenes Grundstück am Spielbudenplatz Nr. 19, wo nun alles mögliche Getier gehandelt und gezeigt wurde. Der Tierhandel, der damals noch etwas ganz Neues in Deutschland war und Vater und Sohn Hagenbeck viel Lehrgeld kostete, entwickelte sich immer schwunghafter. Ganze Menagerien wurden aufgekauft und an zoologische Gärten, die um die Wende und zu Anfang des sechsten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts außer in Hamburg auch in Frankfurt a. M., Köln, Dresden, Breslau und Hannover eröffnet wurden, weitergehandelt.

Im Jahre 1864

⊠ Junge Braunbären im Freien ⊠

Vaters immer noch nicht genügende Fortschritte. Den kühnen Geschäftssinn seines Ältesten, dem auch die jüngeren Geschwister eifrig zur Seite standen, verkannte der Vater aber keineswegs, und er sah ein, daß er dem bedeutenden Tatendrang seines Carl hindernd im Wege stand. Er entschloß sich darum — nicht ohne Sorge, aber auch nicht ohne Hoffnung — schon als rüstiger Sechsundfünfziger das ganze Geschäft seinem Sohne zu übertragen und die weitere Entwicklung des Unternehmens nur noch mit seinem Rate zu unterstützen. Am 1. Januar 1866 übernahm der Einundzwanzigeinhalbjährige das väterliche Eigentum.

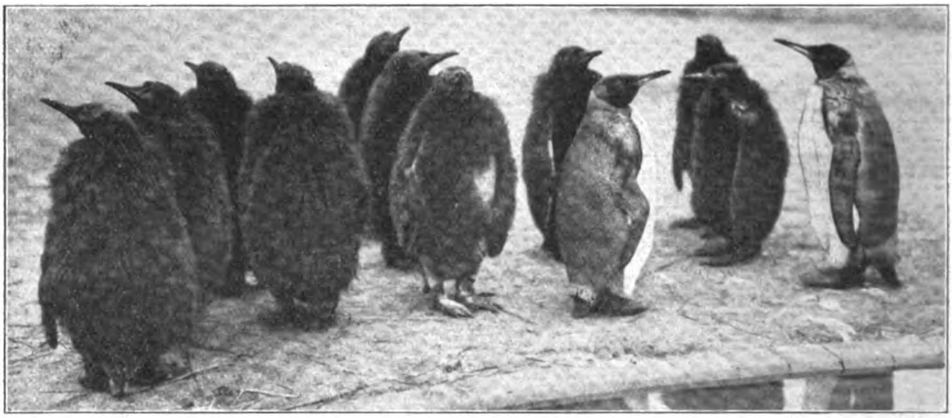


Der Affenfelsen

Mancher junge Wagehals wird, sobald er zu eigener Verantwortung gelangt, kaltblütig und bedächtig und steuert sein Lebensschifflein mit Behutsamkeit durch die unbeträchtlichen Wellen des stillfließenden Stromes bescheidener Bürgerlichkeit. Hagenbeck dagegen gehörte zu denen, die vom ersten Tage ihrer Selbständigkeit an den stetigen Aufschwung ihres Geschäftes vor Augen haben, ohne den Grad der erreichbaren Steigerung ahnen zu können. Alsbald schloß er mit Cassanova einen Vertrag, demzufolge dieser alle in Afrika gefangenen Tiere an ihn zu liefern habe. Nach und nach brachte er es fertig, derartig große Aufträge zur Lieferung von Tieren an zoologische Gärten, vornehmlich den in Berlin, zu erhalten, daß er schon in den sechziger Jahren auf den Gedanken kam, eigene Reisende auszusenden zu großen Tierkäufen, zunächst nach dem Sudan. Da galt es praktische Erdkunde zu treiben, um den Standort der begehrten Tiere ausfindig zu machen und, was das schwierigste war, Wege durch Wüsten, Steppen, Urwälder zu den Verladeorten zu finden, aber auch bestes und ausreichendes Futter zu beschaffen, die rechte Behandlungsweise der Tiere auf den wochenlangen Land- und Seetransporten zu ermitteln und — meist auf recht kostspielige Weise, da namentlich anfangs unterwegs zahlreiches wertvolles und höchst mühsam erlangtes Getier einging — zu erproben. Auch im Beförderungswesen wilder Tiere mußten erst durch die Praxis und mit teurem Gelde Erfahrungen gesammelt werden.

Unter den Mitarbeitern tat sich, namentlich als Weltreisender, jahrzehntelang Josef Menges hervor, ein früherer Eisenbahnbeamter aus Frankfurt a. M., der auf den verschiedensten Gebieten sehr tüchtig war und auch durch seine scharfe Beobachtung der mannigfachen Tierbedürfnisse dem Unternehmen nützliche Dienste leistete. Er hat als erfolgreicher Elefantenjäger unter anderem wiederholt Indien sowie besonders das Mahdireich bereist, ein unerschöpfliches Tiersammelbecken. Neben ihm war der hervorragendste Afrikareisende Hagenbecks der Ungar Eßler, der, von einer wohlbewaffneten Arabertruppe begleitet, mehrmals die Nilländer erfolgreich durchstreifte und sechs Jahre in Abessinien gefangen gehalten wurde. Auch mit dem aus Bayern stammenden, in Ägypten ansässigen Tierhändler Kohn, der später während eines Mahdistenaufstandes ermordet wurde, hat Hagenbeck ersprießliche Tiergeschäfte abgeschlossen. Einer der jüngeren Brüder Hagen-

Digitized by Google



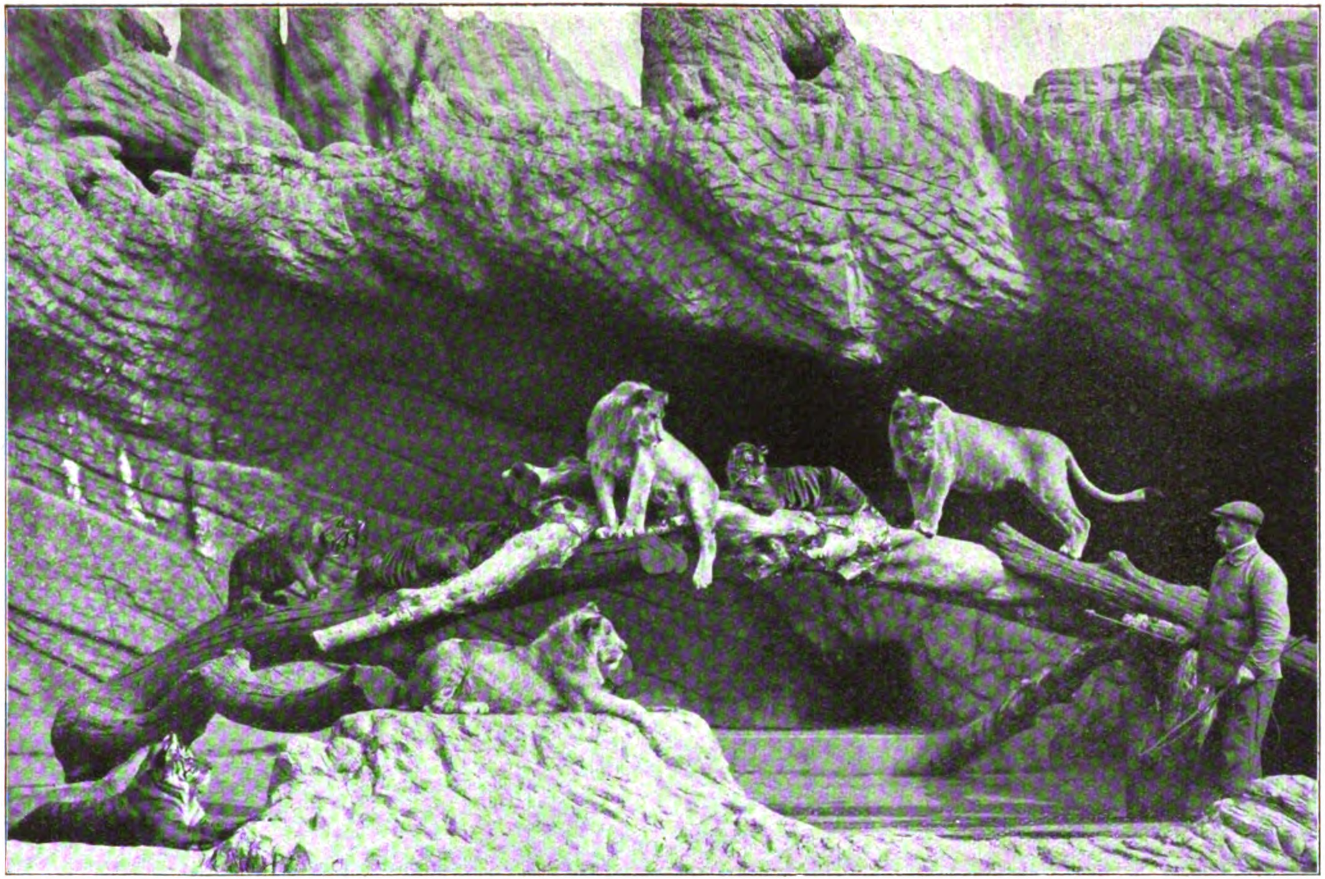
Königspinguine im Jugend- und Alterskleid

becks, Dietrich mit Vornamen, unternahm in dessen Auftrage eine Reise nach Zanzibar und ist dort bei einer ergiebigen Jagd auf Nilpferde im Jahre 1873, einundzwanzigjährig, ums Leben gekommen. Der dritte Bruder Hagenbecks, Wilhelm, begründete ein eigenes, beträchtlich erblühtes Tiergeschäft. Seine Schwester Christiane betrieb seit Anfang der siebziger Jahre selbständig den Vogelhandel und führte jährlich 40—50000 Stück ein. Sie hatte sich das Geschäft ihres großen Bruders zum Vorbild genommen und selber Expeditionen nach Madagaskar, Brasilien und anderen Ländern ausgerüstet. Sein jüngster Bruder, John, den sein Tatendurst in jungen Jahren nach Ceylon führte und der bis zum Ausbruch des Krieges dort neben ausgedehntem Schiffshandel riesige Kokosnuß-, Gummi- und Teeplantagen betrieb, ist heute der Besitzer eines großen wandernden Tierzirkusses und begründete vorkurzem ein großes Filmunternehmen. Infolge seines geschickten Zupackens und hervorragenden Einfühlungsvermögens in alle Zeitumstände waren schon die ersten Unternehmungen Carl Hagenbecks so außerordentlich ge-

Ein ausgewachsenes Exemplar der seltenen Zwerg-Galago

glückt, daß er bereits während der ersten Phase des deutsch-französischen Krieges daran denken konnte, sich eine eigene Familie zu gründen. Er heiratete am 1. März 1871 die Schwester Amanda seines Jugendfreundes Mehrmann und hat mit ihr eine überaus glückliche Ehe geführt. Ihr entstammte eine Reihe von Kindern, von denen fünf am Leben geblieben sind, die Söhne Heinrich und Lorenz, die das väterliche Geschäft weiterführen, und drei Töchter. Carl Hagenbeck war nicht der Mann, der etwa mit kühler Gelassenheit unachtsam durch das ständig wachsende Hamburg schritt, sondern der des brausenden Ozeans gewaltiger Wirklichkeiten und unbegrenzter Schaffensmöglichkeiten klaren und klugen Blickes ansichtig wurde und aus dem engen Hafen der Familie nimmer genügsam seine Gedanken und Pläne hinaussandte in die weite Welt, um ihnen sichtbare Taten folgen zu lassen. Sein Bestes aber gehörte doch allzeit seiner Familie, in der er sich am glücklichsten fühlte und in die er gern wertgeschätzte Freunde und Bekannte zog, denen er ein immer munterer, frohlaunig und hoffnungs-

Digitized by Google



In der Mitte der Löwen und Tiger

Digitized by Google

freudig gestimmter, wohlmeinender und aufmerksamer Gastgeber und vertrauensvoller Gefährte war. Seine Gattin hat er durch seine weitgehende Gastlichkeit und überraschende Einladungen namentlich in der ersten Zeit der Ehe gar oft in nicht geringe Verlegenheiten versetzt. Über die kühnen Pläne des impulsiven, immer zuversichtlichen Mannes schüttelten wohl bedächtige Klugschmuser, die die Flöhe husten hören, häufig besorgt und ängstlich die Köpfe. Wo er aber auch erschien, da wirkte er wie ein Sturmreiter. Und nichts anderem hat er sein Leben untertan gemacht als dem genialen Einfall und dem unerschütterlichen Glauben an sein Glück. Hagenbeck war mit Recht überzeugt, daß seine Zeit sich in aufsteigender Linie bewegte und daß die mutigsten Unternehmungen am ehesten zum Erfolg und zu wertvollsten Ergebnissen für die Allgemeinheit führen. Es vereinte sich eben in ihm mit nie aussetzender weltfreudiger Hoffnungsseligkeit ein gut Teil hochfliegender Lebensauffassung, die sein ganzes Wirken kennzeichnet. Selbst in der Zeit zager Kleingläubigkeit vor dem siebziger Kriege trug er den Kopf hoch und vernahm durch die unkenden Stimmen der Bangherzigen das Flügelrauschen ruhmvoller und strahlender kommender Jahre.

Der glückliche Ausgang des siebziger Krieges kam auch seinem Geschäft zugute, und bald erwies sich das Gelände am Spielbudenplatz, wo das Tierleben sich im wesentlichen auf einem engen Hofe abspielte, als zu klein für die ständig sich vermehrenden Tierbestände. So kaufte er denn im Frühjahr 1874 am Neuen Pferdemarkt ein wesentlich größeres, 76000 Quadratmeter umfassendes Grundstück mit ausgedehntem Hintergelände. Hier konnte sich sowohl der Tierhandel bestens entwickeln als auch die Tierschau fortwährend erweitert werden. Und hier kam ihm nun die glänzende und durchaus originale Idee, nicht nur Tiere aus fernen Ländern, sondern auch Menschen, Eingeborne entlegener Himmelsstriche, in ganzen Horden zur Schau zu stellen. Der leitende Gedanke war der, daß diese kulturfremden Kinder unwirtlicher Wildnisse möglichst ihre heimische Lebensweise hier fortsetzen sollten unter Ausübung aller ihrer altüberkommenen Bräuche. Die erste Völkerkarawane, die Hagenbeck 1874 in Hamburg, Berlin und Leipzig zeigte, bestand aus Lappländern mit großer Renntierherde. Das fremde, seltsame Leben und Treiben dieser häßlichen nomadisierenden Nordländer mit den komischen kurzen Beinen und den lächerlich langen Armen, die hier, wie daheim am Eismeer, Häute gerbten, Zwirn drehten aus Renntiersehnen, Decken woben, mit Renntierfellen bekleidet waren und in Erdhütten hausten, fesselte jung und alt. Und als diesen dann in kurzen Abständen Nubier, Singhalesen, Eskimos, Kalmücken und Hottentotten folgten, da begann auch die offizielle Wissenschaft allmählich einzusehen, welchen bedeutenden Wert für die

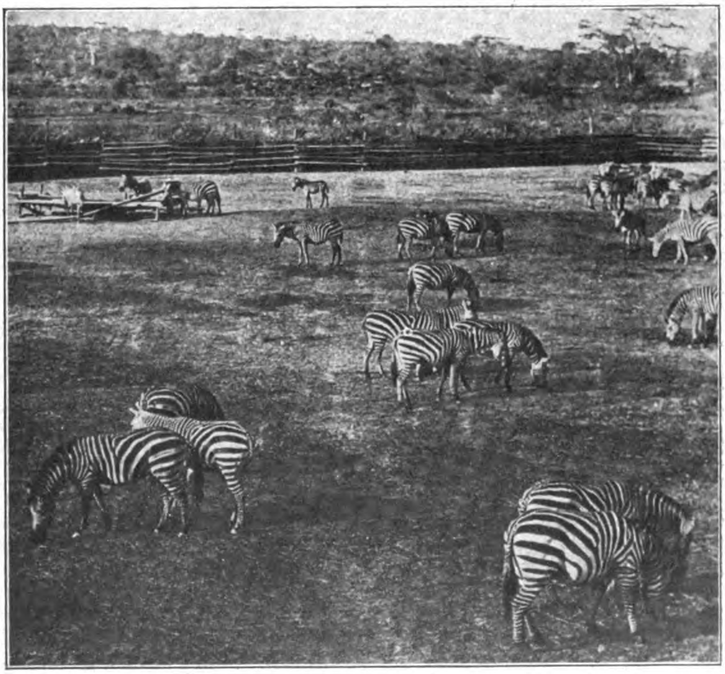
Indische Elefanten Hagenbecks bei der Zähmung

Digitized by Google

Junge Dybowskihirsche aus dem Ussurigebiet werden mit der Flasche genährt

Wehrmann als Wanderführer dieser Völkerschau durch Deutschlands und Englands Großstädte verdient gemacht hat, wie z. B. die farbenglänzende, von Abenteuern und tollkühnen Wagestücken leidenschaftsvoll und rassig bewegte Siouxindianerschau nach Barnumschem Rezept, folgten die Zuschauermengen allenthalben mit atemloser Erregung und sie blieben unauslöschlich haften im Gedächtnis des dankbaren Publikums. Übrigens hat Barnum selbst, der amerikanische „König" der Schausteller, bereits im Jahre 1872 Hagenbeck besucht, nicht nur um von ihm Tiere zu kaufen, sondern auch um durch ihn neue Ideen für sein Neuyorker Hippodrom zu erhalten. Am liebsten hätte ihn Barnum gleich als Kompagnon entführt. Das gelang ihm aber nicht, und so hinterließ er wenigstens einen Auftrag im Betrage von 15000 Dollar und blieb mit Hagenbeck in ständiger geschäftlicher Verbindung bis zu seinem 1891 erfolgten Tode. Barnums Nachfolger unterhielten die geschäftlichen Beziehungen mit Hagenbeck bis in die neueste Zeit.

Hervorragende Gelehrte, wie Virchow, Bastian und andere Anthropologen, unterstützten fortan Hagenbecks Verbreitung der Völkerkunde diese Hagenbeckschen Vorführungen hatten. Ständig gab es da neue Eindrücke und mannigfachste Belehrungen in der geschickten Ausübung primitiver Handfertigkeiten, der Befolgung eigenartiger Sitten und der Hingabe an urzeitliche Religionsbräuche. Wohl mischte sich allmählich ein wenig Theatralik in diesen ungemein an- und vielfach auch aufregsamen völkerkundlichen Anschauungsunterricht. Um so mehr aber wurde dafür die Phantasie der Zuschauer beflügelt und der Tatendrang, die Weltfreude, die Sucht nach Weltkenntnis in der Jugend befeuert. Einigen der Vorführungen, um die sich Heinrich



Neugefangene Zebras im großen Fangkral bei der Hagenbeckschen Farm am Meruberg

kultur- und völkergeschichtlich wertvolle Unternehmungen nach Kräften mit praktischen Ratschlägen.

Als in den achtziger Jahren eine vorübergehende Flauheit im Tiergeschäft eintrat, da war Hagenbeck wiederum keineswegs um neue Ideen verlegen. Mit seinem Schwager Mehrmann reiste er wiederholt nach Amerika, unter anderem auch zum gründlichen Studium der dortigen Zirkusse. Fast die ganzen Vereinigten Staaten haben sie besucht und sind dabei mit Bailey, dem bekannten großen amerikanischen Zirkusunternehmer, in geschäftliche Beziehungen getreten. Für eine Ceylon-Schau erstand Hagenbeck eine große Elefantenherde. Nach Beendigung dieser Ausstellung entstand zur Verwendung dieser Dickhäuter Hagenbecks origineller Plan der Begründung eines Tierzirkus. Mehrmann wurde dessen Direktor und hat sich als Bändiger und Abrichter von Raubtieren hervorragend bewährt. Eine recht stattliche Anzahl berühmter Dompteure ist aus Hagenbecks Unternehmen hervorgegangen, von denen nur Deyerling, Schilling und der Elefantenbändiger Julius Wagner genannt seien. Die Zusammenstellung dressierter Raubtiere oder gemischter Tiergruppen, die Aufführung neuer, nie gesehener Künste mit wilden Tieren war eine der Hauptanziehungen des Hagenbeckschen Zirkus, der bald Weltberühmtheit erlangte. Ein gezähmter Somalilöwe mit dem Namen „Triest“ ist an die zwanzig Jahre im Besitze Hagenbecks gewesen, der dem Tiere bis an dessen auffallend spätes Lebensende seine besondere Liebe entgegengebracht hat. Dieser afrikanische Wüstenkönig hat mit dem Hagenbeckschen Zirkus unter anderen die Weltausstellungen zu Chicago und St. Louis und die große Gewerbeausstellung in Berlin im Jahre 1896 mitgemacht.

Aus dem Ei schlüpfender junger Strauß

Während die Akklimatisierung von exotischem Getier in Europa Hagenbecks hauptsächlichstes wissenschaftliches Verdienst darstellt, hat er sich durch die Einführung jagdbaren Wildes, den Import und Export von Haus- und Nutztieren beträchtliche Verdienste um die Erweiterung des deutschen Handels erworben. Auch hat er die Züchtung und Kreuzung mit einheimischen Rassen sich angelegen sein lassen und dadurch manche überraschenden Erfolge erzielt. Er hat ferner zoologische Gärten in Marokko, Japan, China, Argentinien und anderen Ländern fast ganz ausgestattet.

So erweiterte sich sein Unternehmen in so riesigem Maße, daß er wenige Jahre vor der Jahrhundertwende zum dritten Male nach einem geräumigeren Gelände Umschau zu halten sich gedrungen fühlte. Für sein Jagdwild, für Strauße und Geflügel allerart usw. brauchte er ausreichende Laufplätze, für den enormen Tierbestand zulängliche Räumlichkeiten, eine Arena für Dressurzwecke und dergleichen. Und so entschloß er sich, da sich in Hamburg trotz aller Bemühungen kein rechter Platz ermitteln ließ, im Herbst 1897 zum Kauf eines beträchtlichen Geländes in dem auf preußischem Gebiet gelegenen Hamburger Vororte Stellingen. Es war im wesentlichen Kartoffelland, doch zum Teil auch sumpfiges Terrain, auf dem im ganzen nur sechs Bäume standen. Er kaufte es zu verhältnismäßig niedrigem Preise. Aus diesem einer Wüstenei nicht unähnlichen Flachland einen hochkultivierten prächtigen Park mit gebirgsähnlichen Formationen, hübschen Schmuckteichen und aller erdenklichen Gartenschönheit herzurichten, war ein Kunststück, das nur Hagenbecks Energie, Ausdauer und Geduld unter Aufbietung zahlloser fleißiger Arbeitskräfte zustandebringen konnten. Und wie beim Essen der Appetit, so kam beim Schaffen des Parkes *ein* neuer Einfall zum anderen. Besonders durch die unermüdlichen und großzügigen, immer neuartigen Vor-

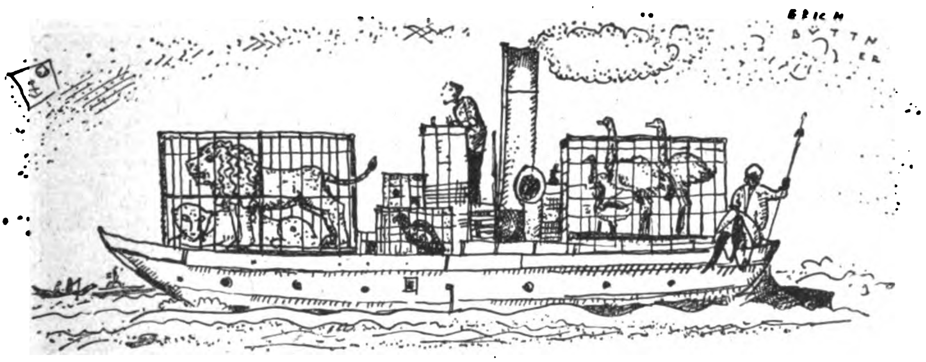
Digitized by Google

schläge des Bildhauers Eggenschyler, eines Zürichers, den Hagenbeck für die künstlerisch-romantische Ausstattung des Parkes gewonnen hatte, bekam der Park sein eigenartiges Gepräge und auch eine ursprünglich längst nicht vorgesehene Ausdehnung. Wie da mit Hilfe von ganzen Frachtzügen voll verzwickten Drahtgeflechtes und Zementes Anhöhe an Anhöhe und Kuppe an Kuppe sich reihte, wie tropische Gewächse von bewunderungswürdiger Anmut und Wohlgestalt aus dem einstigen Morast erwuchsen und erblühten, das war fürwahr eine Art Zauberei, die die Blicke der Welt unausgesetzt an sich zog. Wurden doch 80000 Kubikmeter Erde zu dieser Umschöpfung bewegt. Im Jahre 1903 begann die allmähliche Übersiedlung des Unternehmens vom Neuen Pferdemarkt in Hamburg nach Stellingen. Aber erst im Mai 1907 konnte in Gegenwart der meisten Direktoren der zoologischen Gärten Deutschlands der Park teilweise für das Publikum feierlich eröffnet werden.

Hagenbeck, der begeisterte Tier- und Naturfreund, der damals auf der Höhe seines Lebens stand, errichtete mit seiner genialen Stellinger Schöpfung ein Werk, das praktische und ästhetische Vorzüge in einer Weise verbindet, wie sie glücklicher nicht gedacht werden können.

Auf dem Gebiete der Anpassung exotischer Tiere an das europäische Kontinentalklima liegt wohl die größte Bedeutung Hagenbecks für die praktische Wissenschaft von den Tieren. Bei Hagenbeck konnte man zuerst das Schauspiel beobachten, wie die afrikanischen Strauße zur Winterszeit im Freien ein Schneebad nahmen oder sich bei strenger Kälte lustig umhertummelten. Antilopen, exotische Hirsche und Rinder, Zebras, Känguruhs und viele Vogelarten wurden an das Kontinentalklima gänzlich gewöhnt, und so entstand nach Hagenbeckschem Vorbilde bei deutschen, englischen und anderen Großgrundbesitzern die hübsche Liebhaberei, fremdländisches Wild, das sie von Hagenbeck erstanden, in ihren Forsten anzusiedeln. Er war es auch, der zum allerersten mal eine stattliche Anzahl von fremdländischen, ja selbst der Wissenschaft bis dahin unbekannten Tieren lebend nach Europa bringen ließ und für deren Lebensfähigkeit in Gefangenschaft unter Europas Himmel und in anderer Umwelt die rechten Bedingungen zu schaffen wußte. Zu diesen gehören u. a. die vortrefflich springenden und kletternden dickhörnigen Argalischafe aus dem Altai, verschiedene Antilopenarten und Vögel, die innerasiatischen Steinböcke, die 1879 in Westsibirien entdeckten Przewalski-Wildpferde, die ostafrikanischen braunen Weißbartgnus, die liberianischen Zwergflußpferde, die außerordentlich gelehrig ausschauenden, später dressierten prächtigen Walrosse, die riesigen, plumpen See-Elefanten, die Zwergringelrobben usw. Für diese Tiere hat Hagenbeck eigene Expeditionen zum Teil wiederholt ausgerüstet. Adrian Jacobsen, ein Norweger, in jungen Jahren ein Begleiter Pearys, unternahm in Hagenbecks Auftrage Nordlandfahrten und brachte aus Labrador, Grönland, Sibirien und anderen Polarländern außer Eisbären viele seltene Exemplare der Tierwelt des Eismeeres und der Arktis, aber auch ganze Trupps Grönländer, Lappländer und Indianer aus Britisch-Columbien zur Schau mit. Im vorgerückten Alter übernahm er die Restauration im Stellinger Tierpark. Der Indienfahrer Kapitän Johansen hat u. a. innerhalb zweier Jahre achtzig indische Elefanten nach Hamburg gebracht. Wilhelm Grieger und Karl Wache bereisten wiederholt das Altaigebiet in Zentralasien, Ernst Wache Abessinien. Der Innerafrikaspezialist Christoph Schulz ist noch heute einer der vorzüglichsten Mitarbeiter des Hagenbeckschen Unternehmens und mehr in fremden Ländern als in Hamburg. Er hat sich auch, wie Jacobsen, durch ausgezeichnete Schriften einen weithin geachteten Namen gemacht, so über den abenteuerreichen und gefahrvollen Großtierfang (bei einer Büffeljagd in Deutschostafrika fand ein Jagdgenosse von Schulz den Tod).

Hagenbeck hat sich angelegen sein lassen, sein anfangs mehr der Volksbelustigung dienendes Unternehmen mehr und mehr wissenschaftlich und gemeinnützig wertvoll zu gestalten. Er hat stets mehrere wissenschaftlich gebildete Zoologen in seinem Tierpark beschäftigt und sie nach wissenschaftlichen Grundsätzen schaffen lassen. Gerade aber die volkstümliche Aufmachung des Stellinger



Digitized by Google

Tierparkes ist in vieler Hinsicht vorbildlich geworden. Der Berliner Zoologische Garten hat einen Sommer über das berühmte Stellinger Tierpanorama oder Tierparadies von Hagenbeck aufstellen lassen.

Es war von besonderem Reiz, von den gärtnerischen Anlagen des Stellinger Hauptrestaurants aus auf eine seltsam abwechslungsvolle exotisch anmutende Landschaft zu schauen, deren Hintergrund grotesk geformte Felsen bildeten, auf der Steinböcke, Gemsen und Antilopen mit kecker Eleganz herumkletterten, während auf dem die Mitte einnehmenden Plateau sich Kamele, Dromedare, Zebus, Gnus, Bisons, Strauße und dergleichen Wüstentiere behaglich tummelten. Die Löwengrotte war ein von überhängenden Felsen gebildetes Halbrund, das vom Publikum durch einen geschickt mit tropischen Pflanzen verdeckten acht Meter breiten Wassergraben getrennt war. Die imposante Nordlandszenerie bestand aus einem zerklüfteten, polargebirgsmäßigen Felsen, dessen Gipfel von Renntieren belebt wurde. Auf halber Höhe bewegten sich Scharen von Eisbären, während der Fuß des „Gebirges“ von einer Bucht bespült wurde, in der Seerobben, See-Elefanten, Seehunde, Seelöwen und Walrosse in friedlichem Beieinander ihr munteres Wesen trieben. Der von zahlreichen Rissen durchzogene Affenfelsen, auf dem sich unaufhörlich ergötzliche Familienszenen abspielten, lockte stets die Hauptmasse der Besucher an sich.

Hagenbeck war ein gütiger und freundlicher Arbeitgeber. Obwohl leicht aufbrausend und jähzornig, besaß er doch versöhnlichen Geist und die Tiefe und Weichheit eines großempfindenden Gemüts. Er verband mit Offenbarungen hartnäckigen und zielgeschärften Willens unverkennbare Hochherzigkeit, konnte mit vollen Händen Mildtaten spenden und war stets hilfsbereit. Bis in sein Alter hat sich Hagenbeck seine Jugendfrische zu bewahren gewußt. Als er infolge einer Alterskrankheit seinen Park nicht mehr eigenen Fußes durchwandern und so allenthalben nach dem Rechten sehen konnte, da ließ er sich täglich im Handwagen von einem treuen alten Faktotum durch das ganze Gelände rollen, wobei er sich gern mit Menschen und Tieren, am liebsten aber mit Kindern, zumeist in plattdeutscher Mundart, neckisch unterhielt. Als er sein Ende kommen fühlte, da ließ er noch einmal sein blühendes Lebenswerk, für das er noch in seinen letzten Lebenstagen neue Pläne schmiedete, an seinem Rollwägelchen Revue passieren, um von allem ihm so lieb und teuer Gewordenen auf immer Abschied zu nehmen. Während sich noch große Änderungen und Neubauten im Parke vollzogen, ist er vor nun zehn Jahren — am 14. April 1913 — nach langer schwerer Krankheit aus dem Leben geschieden. Zu guter Stunde. Das Miterleiden des Weltkrieges ist dem Glückskind Hagenbeck somit erspart geblieben. Als Freund trat der Tod zu ihm nach einem für großes Leisten dankerfüllten Leben, das ihm ein köstliches Geschenk gewesen ist. Der Stellinger Tierpark hat bald nach dem Kriege geschlossen werden müssen, weil die Futternot bedenkliche Formen annahm und von Tage zu Tage mit erheblichem Defizit gearbeitet wurde. Aber die Söhne Hagenbecks tragen sich heute wieder mit dem Gedanken der baldigen Wiedereröffnung des Parkes, dessen meiste Tiere zurzeit in verschiedenen zoologischen Gärten leihweise untergebracht sind. Die Tiereinfuhr aus Überseeländern ist ebenso wie auch der Tierfang in unbesuchten Weltteilen neu in die Wege geleitet. So geht die Schöpfung des unvergeßlichen Carl Hagenbeck trotz aller Unbilden der Zeit hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

Carl Hagenbeck
Ausschnitt aus einem Gemälde von Lovis Corinth

Digitized by Google

Die Ursachen der Weltkrise

Von Prof. Dr. P. Mombert

Bis zum Beginn des großen Krieges bestand in der Welt ein wirtschaftliches Gleichgewicht. Länder, wie z. B. Deutschland und England, welche zu viel an Menschen und zu wenig an Rohstoffen und Nahrungsmitteln hatten, bezogen diese letzteren aus anderen Ländern und verwandelten sie durch die hineingesteckte Arbeit in Fertigfabrikate, die sie dann zur Bezahlung dieser bezogenen Rohstoffe und Lebensmittel wieder exportierten. Eine Gruppe von Ländern hatte zu viel an Bodenerzeugnissen, die andere Gruppe zu viel an Arbeitskräften, und dieser internationale Warenaustausch bewirkte, daß die im Handelsverkehr stehenden Länder sich in dieser Weise gegenseitig ergänzten. Darin bestand dasjenige, was man als weltwirtschaftliches Gleichgewicht zu bezeichnen pflegt.

Durch den Krieg und seine Nachwirkungen ist dieses Gleichgewicht gestört worden und diese Störung des Gleichgewichtes ist dasjenige, was man als Weltkrise zu bezeichnen pflegt. Die Formen, in welchen diese in die Erscheinung tritt, sind vor allem die drei folgenden:

1. daß die Rohstoffstaaten der Welt für ihre Bodenerzeugnisse nicht mehr genügend Absatz finden;
2. daß in den Staaten Mitteleuropas ein erheblicher Mangel gerade an diesen Rohstoffen vorhanden ist und
3. daß in anderen Staaten, wie vor allem in England, in der Schweiz, Holland und den skandinavischen Staaten, aus Gründen, von denen gleich die Rede sein wird, beträchtliche Arbeitslosigkeit herrscht. Für uns handelt es sich zunächst darum, die Gründe kennen zu lernen, welche diesen Zustand herbeigeführt haben und die heute noch für seine weitere Dauer entscheidend sind.

Unter den Ein- und Nachwirkungen des Krieges ist der Nahrungsspielraum Deutschlands erheblich verringert worden. Man denke nur daran, in welchem Maße während des Krieges in der Landwirtschaft Raubbau getrieben worden ist und welche Verminderung unser deutscher Viehstand in dieser Zeit erfahren hat. Nach der gleichen Richtung hin hat dann die Tatsache gewirkt, daß wir durch den Frieden wichtige Rohstoff- und landwirtschaftliche Überschußgebiete verloren haben. So reicht also in Deutschland die heimische Gütererzeugung in viel geringerem Maße als vor dem Kriege dazu aus, der vorhandenen Volkszahl die notwendigen Lebensmöglichkeiten zu gewähren. Wir sind in viel stärkerem Maße als zuvor darauf angewiesen, Rohstoffe und Nahrungsmittel aus fremden Ländern einzuführen.

Ein Doppeltes mußte die Folge dieser Wandlungen sein. Mit dieser Notwendigkeit einer großen Einfuhr an Nahrungsmitteln und Rohstoffen mußte zunächst ein ungünstiger Einfluß auf den Stand der Markvaluta entstehen. Denn eine solche Einfuhr an Nahrungsmitteln dient ja dazu, vollständig in den Konsum der Bevölkerung überzugehen. Sie kann nicht, wie es bei Rohstoffen der Fall ist, dazu dienen, durch Weiterverarbeitung in gebrauchsfertige Güter unsere Ausfuhr zu beleben.

Die zweite Wirkung hängt mit dem eben Gesagten auf das engste zusammen. Dadurch, daß notgedrungen unsere Nahrungsmitteleinfuhr eine so große war, daß im Zusammenhange mit dem ungünstigen Stande unserer Valuta und ihrem dauernden Hinabgleiten sich bei uns die Lebenshaltung so sehr verschlechterte, ging die Kaufkraft der deutschen Bevölkerung, vor allem für die teuren Erzeugnisse aus fremdländischen Rohstoffen, wie z. B. für Textilwaren, ständig zurück. Damit mußte ein ungünstiger Einfluß auf den Absatz und die wirtschaftliche Lage derjenigen Staaten der Welt entstehen, welche die Produzenten solcher Rohstoffe sind und die bis zum Beginn des Krieges dafür einen guten Absatz gehabt hatten. Dieser ungünstige Einfluß mußte um so schwerer sein, als ja nicht nur Deutschland als Käufer für diese Erzeugnisse ausfiel, sondern das gleiche auch bei Rußland und Österreich der Fall war. Damit erklärt sich in erster Linie die ungünstige wirtschaftliche Lage in den Rohstoffstaaten der Welt.

Betrachten wir nun die Ausfuhr. Die deutsche Warenausfuhr ist, als Ganzes betrachtet, gegenüber der Vorkriegszeit ganz erheblich zurückgegangen. Daneben hat die Zusammensetzung dieser Ausfuhr wichtige Veränderungen durchgemacht. Einmal ist der Anteil der Fertigfabrikate bei der deutschen Warenausfuhr gegenüber der Vorkriegszeit ganz erheblich gestiegen und unter diesen von uns ausgeführten Fabrikaten befinden sich in steigendem Maße solche, die aus in Deutschland gewonnenen Rohstoffen und nicht aus fremdländischen Rohstoffen hergestellt sind.

Diese Wandlungen in der Zusammensetzung der deutschen Ausfuhr bedeuten also vom Standpunkte der deutschen Gütererzeugung aus betrachtet, daß in ihr viel mehr Arbeit als vor dem Kriege und viel weniger an fremdländischen Rohstoffen enthalten ist. Diese Tatsache hängt in erster Linie mit dem Rückgang der deutschen Lebenshaltung in der Nachkriegszeit zusammen, mit der allbekannten Tatsache, daß in Deutschland der Reallohn und die Lebenshaltung der Arbeiterschaft wesentlich geringer sind als in denjenigen Staaten, mit denen wir auf dem Weltmarkt konkurrieren müssen. Unsere Aus-

Digitized by Google

fuhr ist also um so konkurrenzfähiger auf dem Weltmarkte, je mehr Arbeit und je weniger Rohstoffe sie enthält und diese Tatsache ist es, welche unsere Warenausfuhr dann immer mehr nach dieser Richtung hindrängt.

Je niederer aber die Lebenshaltung eines Volkes ist, um so schärfer wird seine Konkurrenz anderen Staaten gegenüber auf dem Weltmarkte wirken, um so mehr kann dieses Volk andere Staaten mit höheren Löhnen und höherer Lebenshaltung auf fremden Märkten unterbieten. Mit dieser Konkurrenz Deutschlands hängt es dann zusammen, daß in den anderen Industriestaaten der Welt, in England, Holland, der Schweiz, in den skandinavischen Staaten usw., die Arbeitslosigkeit eine so große ist. Diese Tatsache bewirkt es dann weiter, daß sich diese Staaten gezwungen sehen, an Lohnherabsetzungen für die eigene Arbeiterschaft heranzugehen, um mit der deutschen Konkurrenz nur einigermaßen Schritt halten zu können.

Um dafür nur ein Beispiel zu geben, so sagt ein Bericht des dänischen Industrierates über die Lage der dänischen Industrie aus dem Hochsommer 1922 das folgende: „Eine allmähliche Herabsetzung der Löhne und die Verlängerung der Arbeitszeit können notwendige Bedingungen dafür werden, daß die Industrie wieder wettbewerbsfähig wird. Die Löhne in den konkurrierenden währungsschwächeren Ländern betragen ein Viertel bis ein Fünftel der dänischen. Die Papiererzeugung ist bis auf ein Drittel eingeschränkt, während die Einfuhr gegen 1913 um 16 Proz. gestiegen ist. Die Textilindustrie beschäftigt nur 30 bis 50 Proz. ihrer Arbeiter. Es werden große Mengen Konfektionswaren aus Deutschland eingeführt. Die Glasindustrie ist nur mit 25 Proz. beschäftigt. Die Schuhindustrie, welche 1913 3500 Arbeiter beschäftigte, hat jetzt nur Arbeit für 1500 mit stark eingeschränkter Arbeitszeit; die Einfuhr an Schuhwaren stieg um 100 Proz. Der Markt für Holzwolle und Emballage für die Eierausfuhr, den die dänische Industrie bisher allein versorgte, wird von deutschen Fabriken fast allein beherrscht."

In dieser Weise ist die Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit in so vielen Staaten der Welt auf die ungünstige Lebenslage der deutschen Bevölkerung zurückzuführen. Dabei ist diese eine Folge des Friedensvertrages. Die deutsche Volkswirtschaft ist vor allem infolge der durch den Frieden eingetretenen Gebietsverluste nicht mehr in der Lage, der eigenen Bevölkerung den erforderlichen Nahrungsspielraum zu beschaffen und das Maß von Gütern, das uns zum Leben zur Verfügung steht, wird noch weiter dadurch herabgemindert, daß wir für die Zwecke der Reparationsleistungen große Teile unserer Gütererzeugung, ohne eine Gegenleistung dafür zu erhalten, an fremde Länder abgeben müssen.

In diesem Sinne hat die Weltkrise ihre Hauptursache in der Zwangslage und den ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, welche der Friedensvertrag für Deutschland geschaffen hat. Darauf beruht in erster Linie die Absatznot in den Rohstoff erzeugenden Ländern und die große Arbeitslosigkeit in den meisten anderen europäischen Staaten. Deutschland kann nur in dem Maße Reparationsleistungen vollbringen, als es eine aktive Handelsbilanz hat, d. h. mehr Waren aus- als einführt. Denn im allgemeinen und auf die Dauer können zwischen den verschiedenen Staaten Zahlungen nur in Warenform erfolgen. So zwingt uns der Friedensvertrag, unsere Warenausfuhr möglichst zu vergrößern, und unsere Wareneinfuhr möglichst zu verringern. Eine Vergrößerung der ersteren ist aber nur in dem Maße möglich, als unsere Löhne und unsere Lebenshaltung niedriger sind, als in denjenigen Staaten, mit deren Konkurrenz wir auf dem Weltmarkte zu kämpfen haben. Nur in dem Maße, in dem wir diesen Erfolg haben, können wir Reparationszahlungen leisten. Aber in dem Maße, in welchem dieses geschieht, muß die Arbeitslosigkeit in fremden Ländern zunehmen und muß sich die dortige Wirtschaftslage verschlechtern. Es handelt sich hier um zwangsläufige Zusammenhänge, aus denen es kein Entrinnen gibt. Man hat dies im Ausland, vor allem in England, schon lange deutlich erkannt, wo man genau weiß, daß die Arbeitslosigkeit in erster Linie ihre Ursache in den besonderen Verhältnissen Deutschlands hat. Auf der Neuyorker Tagung der amerikanischen Bankiers im Oktober 1922 hat Mac Kenna, einer der angesehensten englischen Bankleute, der auch in der englischen Politik eine führende Rolle spielt, diesen Zusammenhang in die folgenden Worte gekleidet:

„Was Deutschland an vermehrtem Export herausbringen würde, könnte nur aus Fertigfabrikaten bestehen. Um diese Mehrausfuhr von Fabrikaten trotz des Wettbewerbes anderer Industriestaaten zu ermöglichen, müßte die deutsche Industriebevölkerung mehr Stunden am Tage und für geringere Entlohnung arbeiten, der Fabrikant müßte auf Teile seines Profits verzichten; ferner müßte der Import auf das geringstmögliche Maß eingeschränkt werden. Aber die Konkurrenzstaaten werden nicht müßig zusehen, wie ihnen ihr Absatz verloren geht und sie in die Gefahr wachsender Arbeitslosigkeit und schwerer Einbußen geraten. Soweit deutsche Güter in ihren eigenen nationalen Markt eindringen, werden sie diese durch Schutzzolltarife auszuschließen suchen. So weit aber die Konkurrenzstaaten ihren Stand auf den neutralen Märkten behaupten wollen, sind sie gezwungen, ebenfalls ihren Arbeitslohn und Profit herabzusetzen. Wir sehen, daß alle anderen Industriestaaten der Welt ein vitales Interesse daran haben, den auf Vermehrung des deutschen Exportes gerichteten

Digitized by Google

Anstrengungen entgegenzuwirken, und dies kann nur geschehen durch ein allgemeines Herabdrücken des Niveaus der Lebenshaltung."

Klarer und deutlicher hätte man diesen unlösbaren Zusammenhang zwischen den Deutschland auferlegten Reparationslasten und den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen in anderen Ländern nicht ausdrücken können. Es handelt sich hier um das Problem der weltwirtschaftlichen Solidarität, darum, daß alle Länder, in denen jetzt die Wirtschaftslage eine so ungünstige ist, in Ein- und Ausfuhr aufeinander angewiesen sind und sich dann wieder auf dritten Märkten als Konkurrenten gegenüberstehen.

Aber nicht einmal das von Mac Kenna genannte und in vielen Ländern bereits gegen die deutsche Einfuhr angewandte Kampfmittel besonderer Schutzzölle auf die deutsche Wareneinfuhr kann zum Ziele führen. Denn in dem Maße, in dem dadurch die deutsche Warenausfuhr herabgemindert wird, kann die Folge nur eine doppelte sein: entweder geht dadurch unsere Ausfuhr dauernd zurück, dann fehlen uns die Mittel, die uns auferlegten Reparationsleistungen aufzubringen. Oder wir machen den Versuch, trotzdem unsere Ausfuhr auf der alten Höhe zu halten, dann kann dies nur dadurch geschehen, daß wir durch ein weiteres Herabgehen unserer Lebenshaltung und Löhne die Wirkung dieser Einfuhrzölle ausgleichen. Soweit dies letztere eintritt, müssen damit in unseren Konkurrenzstaaten erneut Arbeitslosigkeit und Lohnherabsetzungen die Folge sein.

Deutschland führt, wie oben dargelegt, vor allem Fabrikate aus, d. h. Produkte, welche im Gegensatz zu Rohstoffen und Nahrungsmitteln in beliebigen Mengen hergestellt werden können. Für diese beliebig vermehrbaren Produkte gilt aber das bekannte ökonomische Preisgesetz, daß für die Preise auf dem Weltmarkte die Produktionskosten desjenigen Landes entscheidend sind, das am billigsten zu produzieren imstande ist. Das ist ja auch der Grundgedanke der oben zitierten Worte Mac Kennas. In diesem Sinne kann die Wirtschaftslage in der Welt sich nicht bessern, ehe die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Deutschland wieder geordnete sind und dies kann nicht eher der Fall sein, als bis die Reparationsleistungen in einer erträglichen Höhe festgesetzt sind und Deutschland, befreit von politischem Druck, sich wieder wirtschaftlich frei bewegen kann.

Es gibt im Wirtschaftsleben, auch in den wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Staaten, ganz bestimmte innere Zusammenhänge, die sich immer wieder durchsetzen werden, so stark auch das politische Wollen ist, das sich gegen sie auflehnt. Auch von diesen Zusammenhängen gilt der alte Ausspruch des Äschylos:

„Klug sein, wie viel ist's schwächer, als Notwendigkeit."

Erst wenn die Welt mit der nötigen Einsicht sich diesem Gesetz der wirtschaftlichen Tatsachen unterordnet, wird sie auch wieder wirtschaftlich zur Ruhe kommen können, und ehe diese Einsicht in das wirtschaftlich Mögliche und wirtschaftlich Notwendige sich nicht durchgesetzt hat, wird auch diese Weltkrise, wie wir sie heute haben, nicht aufhören können.

Das Kinderboot · Von Adolf Holst

Was ist, das so seltsam über die Wasser klingt?
Charon steht vorn im Nachen, und Charon singt.
Das ist der bittre Ferge, der heißt Fährmann Tod,
Und lauter weißhemdete Kindlein hocken hinten im Boot.
Sie sitzen verängstigt und weinen die lange, dunkle Fahrt,
Drum singt er sie rauh zur Ruhe in den weißwehenden Bart.
Und was ist es, das so duftdunkel über die Wogen erglänzt?
Charon hat alle Borde mit Mohn und Rosen gekränzt;
Er singt in das tropfende Ruder: „Schlaft, schlaft, Kindelein!"
Da schlummert eins nach dem andern süß schluchzend ein.
Leise schaukelt der Nachen. Das Lied klingt aus.
Und wenn sie verwundert erwachen,
Sind sie im Himmel zu Haus.

Digitized by Google

Der Gefährte

Von Heinrich von Schullern

Es war ein köstlicher Dreiklang beim Aufstieg. Keine Wolke über dem Höhenparadies. Nun liegen sie fast eine Stunde schon auf dem letzten schütteren Rasenfleck, das Brautpaar und der Freund. Ein Trümmermeer, firndurchsetzt, bleibt zu überqueren; jenseits wirft sich ein blaues Eisfeld steil bis zum Grat, dann steiler noch zum nadelspitzen Gipfel. Hilmas Begeisterung hat gelitten, sie ist schwer anstiegmüde. Über die letzten Böschungen hatte die Kognakflasche helfen müssen. Die Rast bleibt arm an Wirkung. Sie ist betäubt. Nun bricht Mut und Willenskraft zusammen. Über Rullmann, ihres Angelobten Gesicht muß sie lachen. Sie will sich aufraffen. Unmöglich — nein — die Knie zittern, alles schwankt, tanzt, flimmert vor den Augen. Schlaf ersehnt sie, dann die Rückkehr.

Rullmann bangt im Sportfieber. Das Prachtgebilde der Hochwelt dort drüben sticht in makelloses Blau. Diese Formen und Farben! Alles drängt, lockt, zwingt nach oben. Im fernen Häuserhaufen lauert der Amtskäfig auf ihn, aktengefüllt, jammeröde.

Auch der Führer mahnt, legt das Seil bereit. Die Sonne steht hoch. Man verlor erste Morgenstunden, uneinbringliche Werte im Hochgebirg.

‚Ihretwegen,‘ denkt Rullmann.

Hilma liegt noch vom Halbschlaf umdämmert, Gräfens Rucksack unter dem Kopf. Sie ist wie gelähmt und dennoch heiter und weiß nicht warum; singt vor sich hin. Sie will bleiben, sei es auch ganz allein. Kann es ganz oben noch schöner sein? Gräfen empfiehlt eine zweite Stunde Rast, Ersteigung des Grates allein, der gute Aussicht gibt, Rückkehr auf gleichem Weg. Rullmanns Sehnen nach der Hochwarte gehemmt, bedrängt, bedroht. Er ist seit langem zum weitern Anstieg gerüstet und trotzt. Schlägt mit dem Fuß auf den Kies. Gräfen bemüht sich um Vermittlung. Weitab stehen sie, doch merkt Hilma, daß es zwischen ihnen heftige Worte gibt. Endlich kommen sie näher. Auch er sei müde, behauptet Gräfen. Hilma lacht, weiß, daß er lügt. Ja, er sei müde, wolle bleiben bis zu Rullmanns Rückkehr. Dabei schaut er sie an, der Arme . . .!

Rullmann drängt den Führer, reißt sich vom Hindernisse los. Schilt seine Braut das Hindernis. Ein hartes, spitzes Wort trifft wie ein Stich in Hilmas Herz. Sie möge nicht warten. Hier kommt er nicht zurück. Wie in Stein geschlagen ist auch der längst gefaßte Plan des Abstiegs.

Hilma lacht nur, lacht sich in den Schlaf. Sie weiß nicht, warum sie lacht. Alles erscheint ihr so spaßhaft. Ihr Angelobter geht, sie bleibt im Schutz eines anderen. Und der ist viel netter zu ihr. Soll das nicht komisch sein?

Gut denn. Man wird erst unten zusammentreffen, tief unter der Schutzhütte, wo die Hochtäler sich vereinen, im Berghotel. Rullmann beugt sich zu seiner Braut herab, liebkost sie eilig. Dann quert er gierig-raschen Schrittes den Bergschutt, den Firnschnee.

„Sie Heer, nöt gar a so gach!“ ruft der Führer. Hilma hört es und lacht aus voller Kehle. Sie schaut durch schmale Augenschlitze, lacht, lacht.

Es ist zu spaßhaft, alles, alles . . .!

Von weit her schwingt er das Taschentuch.

Gräfen erwidert.

Hilma sieht es nicht mehr, sie schläft —

Aber der grobsandige Rasen ist ein übles Bett. Die Sonne biegt nun auch hinter den Fels. Unwirsch bläst der Ost. Sie erwacht, lagert sich ein paar Schritte weit auf besseren Grund, zieht den Lodenkragen enger. Noch einen heimlichen Schluck aus der Kognakflasche. Ein kräftiger Schluck ist es, bis zur Neige. Widerwärtig ist dies Zeug, eklig scharf, aber es gibt Wärme, Wärme. Einen Schwips hat sie schon. Kommt auf eines hinaus — frieren muß sie nicht mehr.

Und sie schläft von neuem und fühlt kein Frieren im Schlafe. Gräfen hat auch seinen Mantel über sie gedeckt. Er selbst steigt auf und ab, um sich zu erwärmen. Da erspäht er eine Hütte für Bergheu. Etliche Minuten tiefer. Die liegt in breiter Sonne, windgeschützt. Er müht sich mit Zartheit, die Schlummernde zur Hütte zu schleppen. Sie erwacht. Ihr Arm sucht Halt an seiner Schulter.

Was will er? Zu komisch, alles tanzt. Nicht nur die Schmetterlinge, auch die Blumen, die Legföhren, ja selbst die Hütte. Ein Schelm, dieser Kognak! —

Jetzt gräbt er für sie ein bequemes Lager ins Heu. Sie darf in Wärme ruhen und schlafen, schlafen. Aber sie kann nicht schlafen vor lauter Lachen.

Digitized by Google

„Schlafen Sie, Gnädigste, ich beschwöre Sie!"

„Beschwöre Sie!" Nein, so tragisch? Haha. Er macht ein ganz besorgtes Gesicht. — „Sie sind ein Engel, Gräfen!"

Und sie hebt sich, als wolle sie die Arme um ihn schlingen. Er schaut sie ja so lieb an, fast — verliebt. Zu drollig — und bleibt doch so weit weg, voll Respekt. Nein, wie das alles komisch ist! Sie hascht nach seiner Hand, zieht ihn zu sich, schlingt nun wirklich die Arme um ihn und lacht.

„Nein, wie sich die Menschen quälen!"

Er hat sich sanft losgelöst. Sie lacht, lacht, hascht nach ihm, wird müde vom Lachen. Die Lider sinken, sie schläft — schläft stundenlang.

Gräfen steht vor der Hütte. Schaut besorgt auf die Uhr. Später Nachmittag. Ein weiter Weg hinab bis zur gastlichen Hütte.

„Fräulein Hilma!" ruft er zweimal, dreimal. „Fräulein Hilma!"

Endlich reißt sie die Augen auf.

Erstaunen, Entsetzen. Wo nur ist sie? Mühsam kehrt das Bewußtsein zurück.

„Fort, fort!" Sie wühlt sich hastig aus dem Heu, ordnet ihr Haar, schaut ihn wie feindselig an.

In seiner Thermosflasche ist noch warmer Tee. Sie muß davon nehmen. Er bittet. Wenn auch nur wenig, ganz wenig, einen Schluck! Auch etwas essen muß sie —

Dann geht es rasch hinab, keines spricht ein Wort. Nur der Bach in der Tiefe durchbraust die Stille und die Nagelschuhe schlagen hart an das Geröll. Die Beine schmerzen sie. Endlich ist die Schutzhütte erreicht! Sie atmet auf. Drückt warmen Dankes Gräfens Hand. Dann nimmt sie auf seine Bitte etwas zu sich, geht auf ihr Kämmerchen. Er sitzt über Karten, Reisehandbüchern, Fahrplänen, ohne darin zu lesen. Bis in die Nacht hinein.

Am Morgen erscheint sie im Gastraume, blaß, noch immer ernst, wortkarg. Ihre Augen sind umrötet. Sie drängt zum weiteren Abstieg.

Gräfen muß sich sputen hinter ihr drein. Spärliche Worte über Wegzweifel, Wettergefahr, nötige Rast.

Im Berghotel harrt sie verloren, stumm, den Blick zur Tür gerichtet.

Endlich kommt Rullmann, strahlend vor Befriedigung, grüßt den Freund völlig versöhnt, eilt auf Hilma zu, beschenkt sie mit Alpenblumen, überhäuft sie mit zärtlichen Worten, küßt ihr unermüdlich die Hand. Dann erzählt er. „Der Rundblick war gottvoll, der Abstieg — — ah! kein Vergleich mit der anderen Route! Schade, daß nicht auch sie ... Nein, mit Frauen ...!" scherzt er, schmunzelt dann großmütig und deckt den leisen Spott mit einer Fülle von zärtlichen Worten.

Sie schweigt noch immer. Da stutzt er, schaut erstaunt in ihr Gesicht, erschrickt.

„Was ist dir, mein Lieb?"

⌘ ⌘ ⌘

Rullmann scheint verstimmt, beobachtet Gräfen, spricht verletzend im Doppelsinn. Dieser, aufgesprungen, hält mühsam an sich. Rullmann strebt voraus zur Bahnstation. Will sich eines lockenden Umwegs bedienen. Dort gibt es einen berühmten Blick auf den Gipfel, den er bestiegen. Das Handbuch spricht davon. Hilma wählt den kurzen Weg.

Kaum ist sie etliche Minuten mit Gräfen gewandert, hält sie inne, sinkt am Rande ins Moos und weint. Gräfen zieht die Uhr und mahnt zur Fortsetzung des Weges. Sie kann nicht. Er mahnt wieder.

„Fräulein Hilma, der Zug! Er darf nicht versäumt werden. Ihr Bräutigam — —"

Sie schaut bitter lächelnd und seufzt. Ohne daß ein Wort gesprochen wird, folgen Frage und Antwort. Da liest sie in seinem Gesicht, was er ängstlich verheimlichen will.

Dann gehen sie langsam, Schritt für Schritt, des Zuges unbekümmert.

Dieser fährt, ehe sie ankommen.

„Nun müssen Sie noch eine Weile mein Schützer sein, Gräfen. Mein Gefährte."

„Auf ewig, Hilma!"

⌘ ⌘ ⌘

Sie harren des nächsten Zuges, ohne zu fragen, wann er kommen wird — Hilma und Gräfen allein.

Mein Engel · Von Karl Curt Wagner

Der Engel, der mir meine Jugendzeit
Mit schlankem Flügelpaar geschützt,
Steht traurig drein, das Haupt gestützt,
Vergißt er tiefgebeugt vor Bangigkeit
Sein glockenreines Himmelsgeigen —
Die Sterne in der Runde schweigen.

Doch manchmal greift er in die Saiten
Und spielt so weh, daß alle Sterne flimmern
Und lilienweißes, längstvergessenes Glimmern
Steckt in mir Kerzen an, sie schreiten
Mit Purpurmänteln durch mein Lauschen
Und meines Engels Flügel rauschen.

Digitized by Google

Die Bildsprache des Kindes

Eine Betrachtung von Prof. Dr. Gustav E. Pazaurek

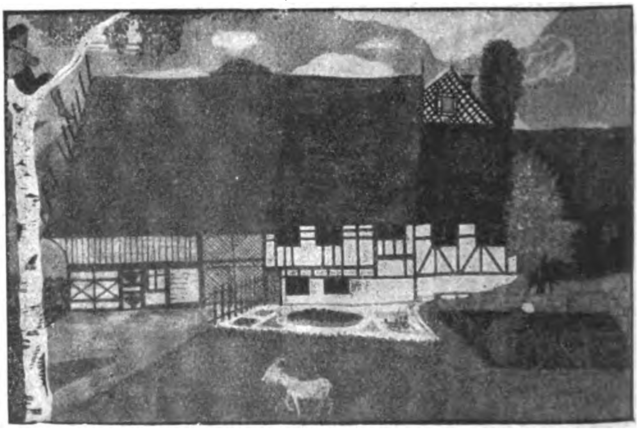
Direktor des Württembergischen Landes-Gewerbemuseums

Die Kinder rächen sich. Seitdem so viele unserer Künstler, darunter gerade solche, die von einer geschäftigen Freundesklique mit vollen Orgeltönen in den Himmel gehoben werden, es sich zur Mode gemacht haben, wie Kinder zu lallen, stülpt sich so mancher Dreikäsehoch gewissermaßen eine Allongeperücke auf und gebärdet sich professoral, als wäre ihm die nächste freiwerdende Stelle von einer hervorragenden Kunstakademie sicher. Diesen Eindruck könnte man fast gewinnen, wenn man eine große Ausstellung von Kinderzeichnungen allerart, wie sie schon vor Jahren Lamprecht in Leipzig oder Cziczek in Wien mehrfach veranstaltet haben oder wie sie vor kurzem im Landesgewerbemuseum von Stuttgart stattfand, näher betrachtet.

Zum Glück stimmt dies aber nicht ganz. Während so mancher unserer Hypermodernen sich zur gequält ausgeklügelten Primitivität bekennt, um sein geringes technisches Können, mitunter sogar seine künstlerische Impotenz zu bemänteln, ist das Kind immer naiv. Es denkt gar nicht daran, ein Künstler sein zu wollen, selbst wenn ihm tatsächlich ein überraschender Wurf gelingt. Unter dem Eindruck der nächsten Umwelt entsteht ein anschauliches Bild dessen, was ihm gerade einen besonderen Eindruck gemacht hat, recht oder schlecht, wie es just die Veranlagung mit sich bringt, zunächst mit der ganzen rührenden Unbeholfenheit, die das Merkmal des Anfängers sein muß, allmählich mit überraschender Selbständigkeit, die sich nicht irgendwelche Vorbilder in formaler Beziehung zur Richtschnur nehmen will. Nicht selten begegnen uns sogar staunenswerte Offenbarungen einer ursprünglichen Begabung, die mitunter zur wirklichen Künstlerschaft ausreifen kann, mitunter aber auch vorschnell versickert, woran eine falsche Erziehung nur zu häufig auch ihren Anteil hat, indem sie den ursprünglichen Fabulierungsdrang durch vielleicht gut gemeinte, aber übel angebrachte unleidliche Fesseln erstickt.

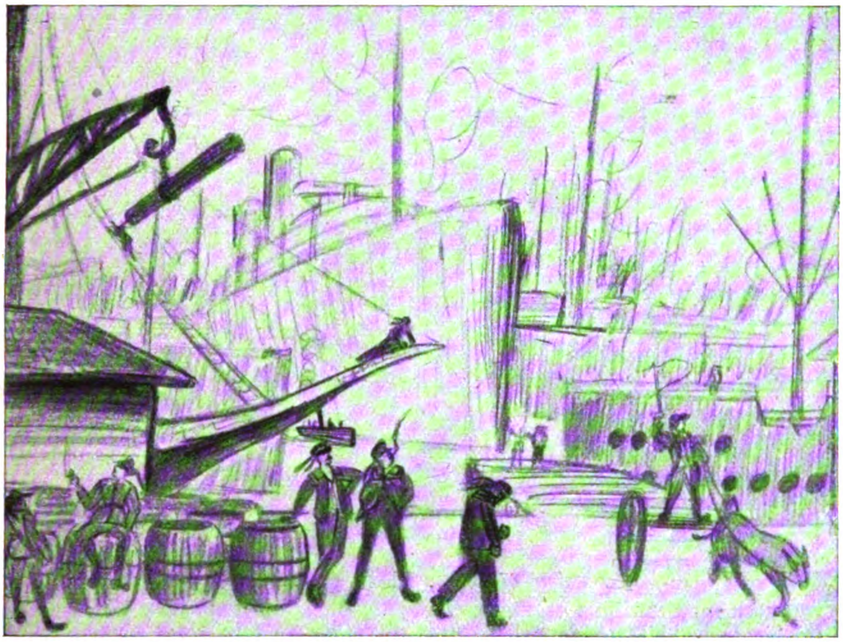
Wir haben allen Grund, solche Fragen mit der allergrößten Aufmerksamkeit zu studieren, um die in unserem Volke schlummernden Kräfte zur natürlichen Entfaltung zu bringen und nicht durch einen einseitigen Unterricht das anschauliche Denken zugunsten des rein begrifflichen Denkens in unseren Schulen verkümmern zu lassen. Der bisher leider recht stiefmütterlich gepflegte Zeichenunterricht, der keine Qual, sondern ein Genuß für unsere Kinder werden muß, darf die natürlichen Anlagen unserer Kinder nicht in ein enges Prokrustesbett ermüdender Übungen nach Schema F zwängen wollen, sondern muß möglichst individuell die Bildsprache des Kindes, die mindestens so interessant ist wie seine mitunter auch recht originelle Wortsprache, verstehen lernen und sie nach und nach zur Entfaltung ihrer besten Elemente bringen; die natürliche Freude an dem Schönen darf nicht durch kleinlichen Zwang zurückgedrängt oder gar abgetötet werden, wie dies schon mancher Lehrer trotz aller guten Absichten unbewußt doch getan hat.

Zum Glück regt sich überall mehr und mehr die Überzeugung, daß hier ein Wandel geschaffen werden muß, um die Freude am Schönen und damit auch die Freude an der Kunst, an der leider nur ein Bruchteil der Menschheit teil nimmt, allgemeiner werden zu lassen. Wenn das Kind dem Schönen gegenüber nicht abgestumpft wird, dann wird später vielleicht ein größerer Teil der Erwachsenen, als dies jetzt der Fall ist, in der wirklich gediegenen Schönheit jenen Genuß zu finden vermögen, den ihm die traurigen Surrogate nicht geben können, wenn



„Es g'fallt mer nur daheime." Bauerngehöft aus Alterswilen im Thurgau. Aus der Ausstellung von Zeichnungen schweizerischer Kinder im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart

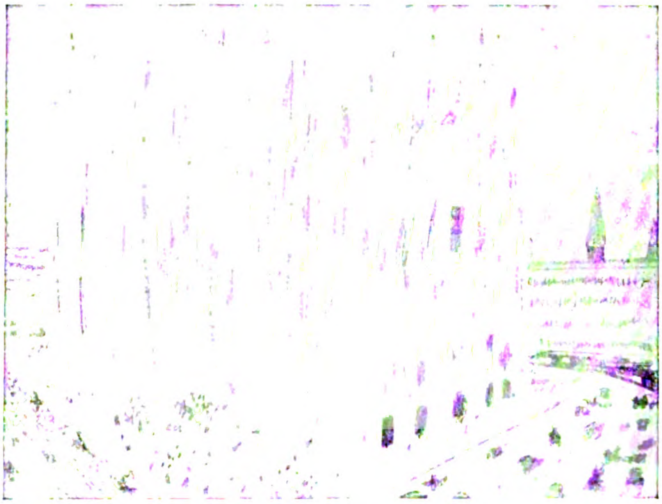
Digitized by Google



Im Hafen von Genua
Aus der Ausstellung von Zeichnungen schweizerischer Kinder im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart

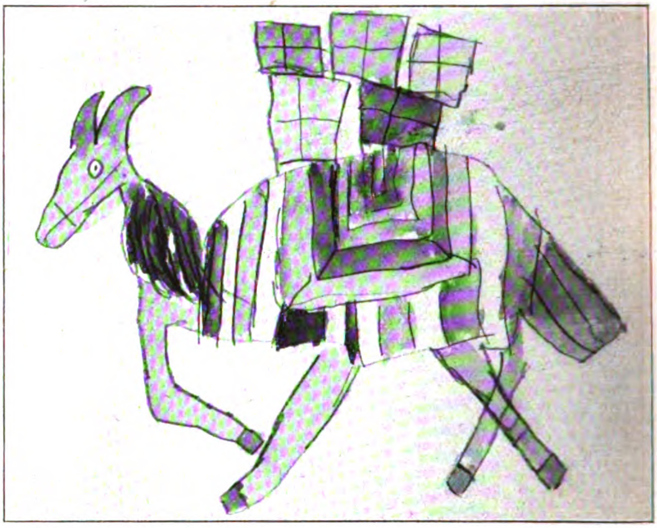
wir uns auch keineswegs einbilden dürfen, daß dereinst eine Zeit kommen wird, in der die wahre Kunst, die ihr aristokratisches Wesen nie wird ablegen können, zum Gemeingut aller werden wird. Schon der Begriff Qualität, der der Quantität immer bis zu einem gewissen Grade entgegengesetzt sein wird, schließt es ja aus, daß wir alle Menschen für den Wert des Schönen im gleichen Maße empfänglich machen können. Aber wenn dies auch nie erreichbar sein wird, darf schließlich die Bemühung um die Volksseele nicht von vornherein als vergeblich aufgegeben werden, um doch möglichst weite Kreise an allem, was schön ist, Anteil nehmen zu lassen und ihnen, wenn auch nicht Verständnis, so doch wenigstens — was viel wichtiger ist — Liebe zur Kunst einzuimpfen. Daß in allen diesen Bemühungen beim Kinde angefangen werden muß, liegt auf der Hand.

Dies läßt sich auf verschiedene Weise erzielen,



Der Dom in Mailand. Aus der Ausstellung von Zeichnungen schweizerischer Kinder im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart

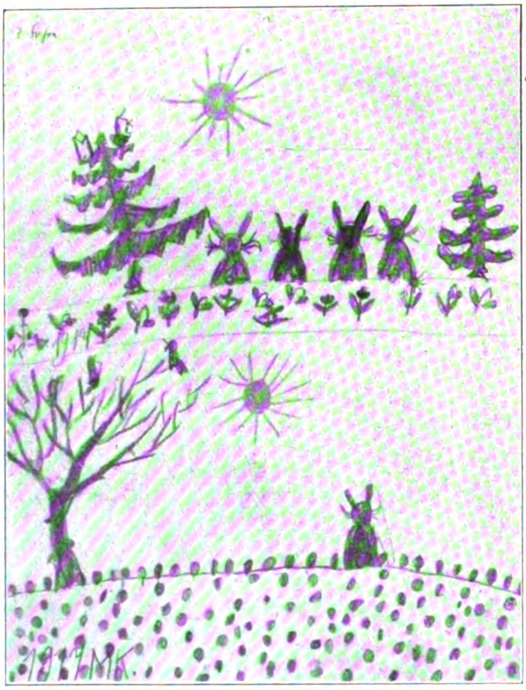
Digitized by Google



Das Christkindtier. Zeichnung zum Namenstag der Mutter von einem $5\frac{3}{4}$ Jahre alten Kinde. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

und es kommt ja nicht einmal so sehr darauf an, irgendein bestimmtes System zu schaffen und daran festzuhalten, als darauf, keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um schon im Kinde die ursprünglich meist vorhandene Fähigkeit in seiner Bildsprache alles, was es sieht und was sein Herz bewegt, ausdrücken zu wollen, nach allen Kräften zu unterstützen.

In der Schweiz hat der Verlag des Pestalozzikalenders das große Verdienst, den Sinn für das Zeichnen beim Kinde auch außerhalb der Schulstunden und fern von jedem Zwang möglichst lebendig zu erhalten. Alljährlich finden große Wettbewerbe statt, bei welchen zahlreiche Bücher, Uhren und Füllfederhalter im Werte von rund 15000 Franken nebst Anerkennungsurkunden zur Verteilung gelangen. Da diese löbliche Einrichtung schon seit dem Jahre 1912 besteht, gelangten bisher rund 12000 Preise im Werte von über 100000 Franken unter die Kinder, die dadurch einen heftigen Ansporn erhalten, ihr Bestmögliches zu bieten und auch ohne Hilfe von Eltern oder Lehrern ihre Sinneseindrücke, so gut sie es eben können, zu Papier bringen. Aus der Gesamtsumme der eingelieferten Zeichnungen der letzten zehn Jahre wurde von Kunstmaler Linck in Bern ungefähr der zehnte Teil ausgewählt, gerahmt und durch die wesentlichsten Schweizer Städte herumgeschickt, um die Kinder zu weiteren Bemühungen anzuspornen. Stuttgart war die einzige Stadt außerhalb der Schweiz, die die wirklich sehenswerten Ergebnisse auch zu zeigen in die Lage versetzt wurde. Das Niveau war überraschend gut; man merkte den Kindern ordentlich die Freude an, mit der sie sich zum ersten Wettbewerb ihres Lebens rüsteten. Sie begannen lustig drauflos zu fabulieren und erzählten von ihrer Umgebung, von Haus und Hof, Küche und Stube, Werkstatt und Stall. Wie entzückend ist z. B. so ein Bauerngehöft aus Alterswilen im Thurgau wiedergegeben, wenn auch die im Vordergrunde spazierende Ziege noch etwas ungelenk ist; wie gut gesehen ist irgendein malerischer Winkel des betreffenden Städtchens oder der Kirchturm oder alle die vielen hohen Berge und Wälder; der alte Hausrat, z. B. die gemalten Möbel von Appenzell, aber auch die Haustiere in den verschiedensten Stellungen, die Vögel, die in den Ästen des Baumes singen, dann aber auch das Innere einer Mühle oder die von einem offenbar künftigen Techniker überraschend gut gezeichnete Glockenstube der heimischen Kirche. Der



Frühling bei den Hasen. Zeichnung eines sieben Jahre alten Kindes. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

Digitized by Google

Im Fleischerladen. Zeichnung aus der Klasse VIa des Reform-Real-Gymnasiums zu Stuttgart. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

Ausmarsch des Militärs, das natürlich in den letzten Jahren bei den zahlreichen Einberufungen auch in der Schweiz erhöhtes Interesse erwecken mußte, oder eine Prozession am Fronleichnamstag haben sich der jungen Seele als welterschütternde Ereignisse so stark eingeprägt, daß eine Wiedergabe offenbar unvermeidlich schien. Und wenn gar noch Eindrücke von Reisen hinzukamen, wenn so ein Kind aus Zürich nach Genua kam und dort im Hafen die riesigen Schiffe und Krane zum ersten Male anstaunen konnte oder in Mailand den gotischen Dom auf sich wirken lassen konnte, so entstehen überraschende Blätter, die uns deutlich verraten, welche starken künstlerischen Kräfte in so vielen Kindern stecken. — Auch auf deutschem Boden wird die Absicht des Pestalozzikalenders, wenigstens in Stuttgart, erreicht worden sein und die vielen Tausende von Kindern, die diese Blätter mit offensichtlich tiefer Teilnahme betrachteten, werden gewiß nicht zurückstehen wollen und ihre Eindrücke ebenfalls möglichst gut zum Ausdruck zu bringen trachten.

Aber in Württemberg ging man bei dieser Ausstellung gleich einen Schritt weiter und fügte eine zweite Schau von Kinderzeichnungen hinzu, die eine Auswahl von vielen Tausenden von Blättern allerart bildete, welche von den Zeichenlehrern aus dem ganzen Lande zu diesem Zwecke eingeschickt worden waren. Ist doch Direktor G. Kolb, einer der besten Zeichenlehrer, die man sich denken kann, sofort Feuer und Flamme für diese Idee gewesen und hat die Gelegenheit gerne ergriffen, um gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Hils und Schöpfer auch die psychologisch-pädagogische Seite mit seinem Material herauszuarbeiten, um bei diesem Anlaß auch die von ihm erstrebte Reform des Zeichenunterrichtes, für die er schon 1920 durch seine Schrift „Der Kunstunterricht in den allgemein bildenden Schulen" mit Wärme eingetreten ist, in Fluß zu bringen.

Die württembergische Abteilung der großen Ausstellung von Schülerzeichnungen war also unter einem anderem Gesichtspunkt zusammengekommen. Hier handelte es sich nicht um eine Auswahl des „Reifsten unter dem Unreifen", sondern um Entwicklungsreihen von den allerersten schüchternen Versuchen des vier- oder fünfjährigen Kindes,

Winterfreuden. Zeichnung einer Schülerin im Alter von etwa elf Jahren Realschule, Reutlingen. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

Farbige Bildnisse von Schulfreundinnen. Zeichnung einer Schülerin im Alter von zehn Jahren. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

in bunten Ballen die Geschenke für die Mutter aufgehäuft sind. Und welche Poesie steckt bereits in dem lustigen Frühlingsbildchen mit den festlich versammelten Hasen, denen die Sonne nebst ihrem Spiegelbild für Beleuchtung sorgt und denen die Vögel im Gezweige Tafelmusik machen. Wenn hier wie auch bei allen folgenden Bildern noch die lebhaften Farben des Originals hinzugedacht werden, gewinnt man erst die richtige Vorstellung von dem eigenartigen Reiz. Mit dem fortschreitenden Alter werden die Kinder natürlich immer kühner und wagen sich an große figurale Szenen, die trotz mancher vorbeigelungenen Einzelheiten doch als Gesamtbild schon auf einer sehr hohen Stufe stehen. So schildert ein Realgymnasiast der VI. Klasse mit prächtiger Anschaulichkeit die ihm vielleicht unerreichbaren Herrlichkeiten, die derzeit ein Metzgerladen in sich schließt. Der magere Käufer, der seine Wünsche beträchtlich herabschrauben mußte, steht da in verzweifelter Ohnmacht dem Metzgerpaar gegenüber, das in der Kriegs- und Nachkriegszeit noch fetter geworden ist als die appetitlichen Fleisch-

das zum ersten Male einen Bleistift oder Farbstift in die Hand bekommt, bis zu den Äußerungen älterer, aber noch immer schulpflichtiger Kinder nach Jahren, Geschlechtern und Schulgruppen zusammengefaßt, also ähnlich wie dies schon Lamprecht in Leipzig vorgeführt hatte. Hier gewann man besonders tiefe Eindrücke in das Seelenleben des Kindes und in die unter den verschiedenen Verhältnissen auch verschiedenartigen Fähigkeiten, alle Eindrücke nach besten Kräften wiederzugeben. Wenn so ein noch nicht sechsjähriger Junge der „Mami zum Namenstag“ ein von ihm erst erfundenes „Christkindtier“ in sehr bunten Wasserfarben malt, so mag man ja über die Naivität dieses in der Naturgeschichte nicht existierenden Exemplars, dem einer der Vorderfüße beim Halse herauswächst, zunächst vielleicht lächeln. Und doch wird man von dieser Phantasie überrascht sein müssen, namentlich wenn man die in allen Farben gestreifte Schabracke dieses Kamelabkömmlings betrachtet, auf dessen Rücken

Geschirrmarkt in Reutlingen. Farbige Zeichnung einer Schülerin im Alter von vierzehn Jahren der Mädchenschule in Reutlingen. Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

Digitized by Google

Herbstfest der Winzer. Wasserfarbenzeichnung eines 83jährigen Weingärtners in Endersbach

massen, die hier in üppigster Fülle die Augen des jungen Künstlers blenden mußten. Und eine Schülerin der VII. Realschulklasse, die nicht so materiell veranlagt zu sein scheint, weiß das Wintervergnügen so entzückend zu schildern, daß geradezu eine vollendete Komposition daraus geworden ist und nur Einzelheiten uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß wir es mit einer naiven Äußerung eines Kindes zu tun haben. Recht geschickt in den Bewegungen sind die vielen Farbstiftzeichnungen einer zehnjährigen Schülerin, die alle ihre Freundinnen wiederzugeben trachtet, obwohl gerade der Hauptreiz dieser Arbeiten im Kolorit liegt, das man sich nicht lebhaft genug dazu denken kann. Es ist tief bedauerlich, daß die ursprünglich fast immer vorhandene kindliche Farbenfreude durch übel angebrachte Ratschläge in den meisten Fällen vernichtet wird; der graue Alltag hätte ohnehin im Laufe der Zeit manche leuchtenden Farben getrübt. Aber dieser leider unaufhaltsame Vorgang wird vielfach durch die Umgebung des Kindes in unverantwortlicher Weise beschleunigt, indem man immer wieder die vollständig falsche Behauptung verbreitet, daß nur die gedämpfte, abgetönte Farbe vornehm wäre, eine Ansicht, die durch die ganze Kulturgeschichte Lügen gestraft wird. Aber seit dem 19. Jahrhundert sind wir in diesem Urteil noch mehr befangen als dies mitunter früher der Fall war, und seitdem wir gar „feldgrau“ geworden sind und nachher das große Elend über uns hereinbrach, scheint man eine jede lebhafte Farbe wie ein Teufelswerk zu betrachten, obwohl gerade dieses, so ziemlich einem jeden erreichbare Element noch ein wenig Freude in unser Dasein bringen könnte. Ich halte es geradezu für ein Verbrechen, die Kinder möglichst frühzeitig von der Farbe entwöhnen zu wollen.

Recht farbenfreudig ist auch der Reutlinger Geschirrmarkt, den eine vierzehnjährige Schülerin so treffend wiederzugeben wußte. Der große rote und weiße Schirm im Vordergrund bildet eine schöne Dominante zu den übrigen sehr glücklich verteilten Farbtönen und die in geradezu militärisch genauer Richtung angeordneten Töpfe lassen auf eine weitgehende Ordnungsliebe der kleinen Künstlerin schließen.

Daß man sich, wenn einem nicht allzuviel hineingeredet wird, diese ursprüngliche kindliche Naivität in Ausnahmefällen bis ins Greisenalter erhalten kann, bezeugt eine interessante Wasserfarbenzeichnung eines Weingärtners in Endersbach, der in seinem 83. Lebensjahr das für diese Kreise so wichtige „Herbstfest“ genau so darstellt, als hätte dies sein zehnjähriger Urenkel getan. Es ist ja etwas Schönes um die Erhaltung kindlicher Anschauungen, solange dies nur irgendwie möglich ist. Ob es aber Aufgabe unserer Schule sein darf, ein Menschenkind vollständig wild aufwachsen zu lassen, wie es

Digitized by Google

Wandervögel. Scherenschnitt eines 15jährigen Göppinger Schülers
Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

zu erkennen. So überraschend manche Äußerung der kindlichen Bildsprache sein mag, dürfen wir uns doch nicht darüber täuschen, daß nicht jedes Versprechen auch tatsächlich gehalten wird. Manches war vielleicht nur ein glücklicher Zufallswurf, der von unkontrollierbaren Anregungen beeinflußt, einmal gelang, während vielleicht schon die nächste Arbeit enttäuscht oder jedenfalls die Folgezeit eine Ernüchterung herbeiführt. Nicht jedes Menschenkind kann selbstverständlich ein Künstler sein oder ein Künstler werden

gerade der Zufall bringt, ist eine andere Frage. Ich möchte auch diese entschieden verneinen. Sowohl das Zuviel als auch das Zuwenig an Anleitung muß unseren Tadel herausfordern. Sonst sinken wir auf die Stufe halbkultivierter und wilder Völker herab, denen schließlich die sehr vereinfachte Form zu einem Schema wird, das inhaltlich gewisse Vorstellungen erkennen läßt, bis auch diese sich ornamental auflösen. So sehr derartige Zustände vielleicht ein Ideal einiger radikaler Volksbeglücker sein mögen, die in ihrem Bestreben, auf jeden Fall etwas Neues erstehen zu lassen, am liebsten die ganze bisherige Kultur einschließlich der Kunst in Rauch und Trümmer aufgehen lassen würden, so wenig könnte dies von jedem Einsichtsvollen gebilligt werden. Man braucht kein Erzreaktionär zu sein, um auch in der Kunst und da vielleicht erst recht, ein allmähliches Fortschreiten zu wünschen, wie dies in allen früheren Zeiten selbstverständlich war, und nicht jedes gewagte Experiment, das infolge seiner Kühnheit den Banausen blufft, als eine Erlösung aus irgendeiner Not panegyrisch zu feiern, um kurze Zeit darauf ein womöglich noch kühneres Wagnis an die Stelle des vom Postament herabgeschleuderten Götzen zu setzen. Es gibt eben zwischen lähmendem Drill und fatalistischer Anarchie doch unendlich viele Zwischenstufen, und gerade die Kinderzeichnungen offenbaren es uns, wo wir mit sanfter, liebevoller Anweisung einzugreifen haben, um die sich allmählich zeigende spezifische Begabung, die wie ein schlummerndes Dornröschen geweckt sein will, zu neuem Leben zu erschließen.

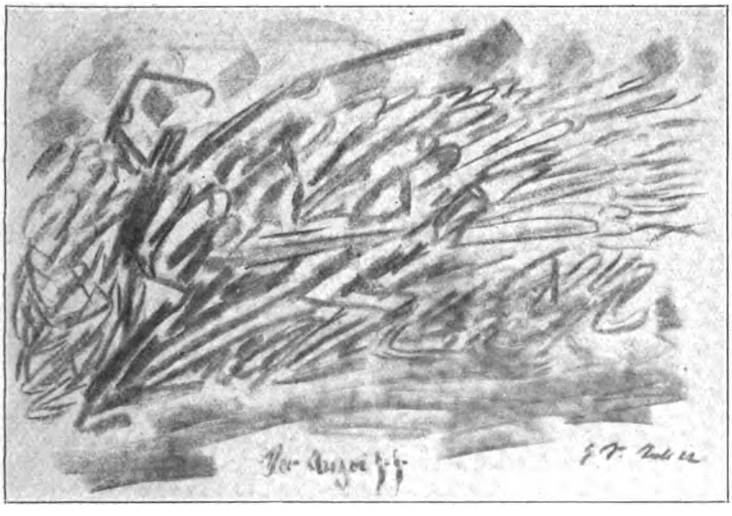
Am wichtigsten ist es, die einzelnen Begabungen in ihrer Richtung möglichst bald

„Es ist ein Ros' entsprungen ..." Farbiger Scherenschnitt einer Schülerin aus Möckmühl

Digitized by Google

Aber die wenigen wirklich starken Begabungen unter dem unabsehbarem sonstigen Durchschnitt rechtzeitig herauszufinden und ihnen nach der Seite, wo ihre Stärke liegt, die notwendige Nahrung zuzuführen, muß eine unserer vornehmsten Erziehungs-Aufgaben sein. Liegt das Talent mehr auf der technischen Seite als nach der künstlerischen, so soll man alles daransetzen, die technische Seite zu entwickeln. Äußern sich in der Wortsprache des Kindes originellere Einfälle als in der Bildsprache, so verlangt die erste von den beiden die eingehendere Pflege. Aber auch innerhalb der Bildsprache merkt man bald, ob die Stärke eines Kindes mehr auf der linearen oder auf der koloristischen Seite liegt, und da das Zeichnen in der Regel mit sonstigem Handfertigkeitsunterricht namentlich auch durch die Beschäftigung mit Kneten oder Modellieren ergänzt wird, sieht man jedenfalls schnell, ob ein Kind lieber in der zweiten oder dritten Dimension denkt. Wenn nun in dem, was es offenbart, besonders hoffnungsvolle Keime stecken, dann wird man das Schwergewicht weiterer Anregungen nach dieser Richtung wirken lassen. Die Silhouettenkunst ist z. B. eine ganz einseitige Begabung, die, je schöner sie sich entwickelt, um so mehr jedes künstlerische Denken in der dritten Dimension geradezu erstickt. Und trotzdem wird man, wenn man so vorzüglich gelungene Arbeiten vor sich hat, wie etwa die beiden „Wandervögel", die bei schlechtem Wetter trotzdem ihre warme Mahlzeit zu bereiten sich alle Mühe geben, dem Autor eines solchen Blättchens, einem fünfzehnjährigen Göppinger Schüler, unbedingt zureden dürfen, sein starkes Können auf diesem Spezialgebiet nach Tunlichkeit weiter zu pflegen. Ebenso wird man den bunten Scherenschnitt einer besonders talentierten Schülerin aus Möckmühl als eine Probe besonders hohen Könnens auffassen müssen. Diese Illustration zu „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart", eine ganz reizvolle und eigenartige Madonna im Rosenhag, ist auch in der Farbe überraschend geglückt. Das elfenbeinfarbene Madonnenbild, die zart-rosa Blüte, die grünen Blättchen und der blauschwarze Hintergrund geben einen so entzückenden Akkord, daß man die Weiterentwicklung dieses in seinen künstlerischen Äußerungen frühreifen Kindes auf keinen Fall zum Schwarz-Weiß-Schnitt zurückleiten dürfte, sondern ihm auch Gelegenheit geben muß, seine schönen Farbenträume zu verwirklichen.

Erlösersehnsucht. Zeichnung eines fünfzehn Jahre alten Schülers der Realschule Rottweil
Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen



Der Angriff. Skizze eines elf Jahre alten Schülers aus Neckarsulm
Württ. Ausstellung von Schülerzeichnungen

Am meisten überraschend sind jedoch die zwei letzten Bilder, die man nicht unter Kinderzeichnungen vermuten würde. Daß ein fünfzehnjähriger Realschüler aus Rottweil — die Namen werden hier ebenso absichtlich verschwiegen, wie dies bei der Stuttgarter Ausstellung der Fall war, um nicht einen vorzeitigen Künstlerstolz bei der Jugend heraufzubeschwören — mit ein paar Strichen eine derartige Impression zustande bringt, wie dies hier wiedergegeben ist, würde man zunächst für kaum glaublich halten. Und noch mehr erstaunt ist man, wenn man von einem elfjährigen Knaben in Neckarsulm eine kühn hingeworfene Skizze sieht, die einen „Angriff" darstellt. Welche staunenswerte, vorwärtsdrängende Kraft der Massen ist hier mit ein paar flüchtigen Strichen zu geradezu erschütterndem Ausdrucke gebracht. Daß eine Attacke in Wirklichkeit heutzutage anders aussehen mag, als sie hier in dichtgedrängter Anordnung wiedergegeben ist, tut nichts zur Sache. In Wirklichkeit wird der Führer mit dem Säbel wohl nicht so dagestanden sein und die vorwärtsdrängenden Soldaten hätten in dieser dichten Menge denn doch ein zu bequemes Zielobjekt für die feindliche Artilleriewirkung gegeben. Der kleine Junge hat aber auch nicht im letzten Weltkrieg Naturstudien zu machen Gelegenheit gehabt. Wie sich ihm das Bild elementar vorwärtsdrängender Massen in der Phantasie gestaltet, hat er uns mit einer Kühnheit, von der man nur ein Teil manchem reifen Künstler wünschen würde, in wenigen wie Peitschenhiebe wirkenden Strichen nur so auf das Papier hingeworfen und damit einen Effekt erreicht, den manche unserer Modernen vielleicht ähnlich erträumen mögen, ohne es je in ähnlicher Weise verwirklicht zu haben. Hier liegt ein ausgesprochenes Talent vor, das besondere Aufmerksamkeit und Pflege erheischt. Gewiß, es muß Disziplin in solche Äußerungen kommen. Solche Skizzen, von denen der gleiche Schüler eine ganze Anzahl anscheinend mit der größten Leichtigkeit improvisiert, dürfen nicht als befriedigender Schlußpunkt, sondern erst als der Anfang einer Entwicklung angesehen werden, die sich, in die richtigen Bahnen geleitet, zu einer sehr brauchbaren Künstlerpotenz steigern kann. Aber es muß auch alles vermieden werden, um das offenbar sehr starke Talent durch kleinliche Schulmeisterei vorzeitig zu ermüden.

Unsere Pädagogen, in erster Reihe unsere Zeichenlehrer haben hier eine ungeheuer große Verantwortung. Ebenso wie es notwendig ist, daß vorwiegend technisch interessierte, auf Peinlichkeit und Vollständigkeit aller Einzelheiten eingestellte Individualitäten dem ihnen am meisten zusagenden Ziele zugeführt werden, ebenso erheischt es die heute mehr denn je dringende Not, ausgesprochene künstlerische Veranlagungen, an denen doch nie und nirgends Überfluß herrscht, durch besonders sorgfältige Pflege zu der schönsten Entfaltung zu bringen. — Gewiß haben wir heute mehr Künstler, als wir in unserer derzeit so traurigen Lage zu ernähren vermögen. Das Kunstproletariat noch weiter zu vermehren muß sogar von uns unbedingt vermieden werden. Wenn es sich um landläufigen Durchschnitt, um brave, aber keineswegs starke Persönlichkeiten handelt, haben wir geradezu die Pflicht, sie auf andere Gebiete abzulenken, für die ihre Kraft ausreicht und wo sie sich wirklich mit Erfolg nützlich machen können. Aber die wenigen, wirklich Starken darf man nicht verschüchtern und sie nicht zu einer ihnen vielleicht nie recht passenden prosaischen Betätigung führen, während sie im Reiche der Kunst vielleicht etwas Großes hätten schaffen können. Wenn man solche Zeichnungen wie wir sie hier herausgegriffen und wiedergegeben haben und wie sie natürlich auch in jedem anderen Land ebenso leicht zusammengestellt werden können, wirklich liebevoll betrachtet, so ergibt sich die Nutzanwendung für Eltern und Lehrer von selbst. Wer es gut mit unseren Kleinen meint, wird überall die entsprechende Diagnose von selbst finden, namentlich der erfahrene Lehrer, der tatsächlich Liebe zu seinem Beruf haben und seinen Ehrgeiz darin erblicken muß, aus den ihm anvertrauten Seelen das denkbar Beste herauszuholen und wertvolle Keime mit der größten Sorgfalt zu hüten und zur Entfaltung zu bringen. Nicht Systeme tun not; jedes derselben kann, wenn es sich um Kunstfragen handelt, von Übel werden, sobald man es konsequent auf die Spitze treibt. Einem Kinde, das sich just von der Kunst mehr angeregt fühlt als von der Natur, wird man es doch gewiß nicht verwehren wollen, auch einmal ein altes, reiches Hausportal oder vielleicht in einem Museum eine Renaissancevase oder einen Rokokostuhl abzuzeichnen, nur weil dergleichen vielleicht die Ursprünglichkeit irgendwie beeinflussen könnte; ja, es wäre geradezu ein Fehler, wenn man z. B. das Verlangen eines reiferen Kindes nach Belehrung in der Richtung der malerischen Perspektive oder Anatomie nur deshalb nicht stillen wollte, weil man die Verstöße, die Kinderzeichnungen gerade nach dieser Richtung hin aufweisen, für Vorzüge ansehen wollte. Eine gute Lehrkraft, die nicht aus Bequemlichkeit alle Kinder gleichmäßig behandelt, wird die ärgste Sünde, die Nivellierung, vermeiden und sehr wohl zu beurteilen vermögen, wo bei jedem Schüler der Hebel anzusetzen ist. Darum sollten derartige Ausstellungen überall wiederholt werden, um alle unsere Lehrer, aber nicht weniger auch die Eltern, denen doch an der Zukunft ihrer Sprößlinge am meisten gelegen sein muß, zu veranlassen, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen und die individuelle Methode zu ihrem Rechte gelangen zu lassen.

Was könnte uns mehr am Herzen liegen als die Seele unserer Kinder!

Digitized by Google

Badende. Gemälde von Prof. Paul Plontke
(Sammlung B. Biber, Dresden)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Schmetterling

Novelle von E. Ernst

Als ich meine ärztlichen Prüfungen glücklich bestanden hatte, bot mir ein Oheim, der in Süddeutschland eine große Heilanstalt für Brustkranke leitete, eine Stellung als Hilfsarzt an. Ich begrüßte seinen Vorschlag mit Freude; denn mein Oheim war einer der erfahrensten und gesuchtesten Ärzte auf dem Gebiet der Lungenschwindsucht. Unter den Kranken, die er meiner besonderen Obhut vertraute, war ein junger Mann meines Alters, der nach dem Ergebnis meiner Untersuchungen zu den leicht Erkrankten gehörte, während mein Oheim ihn bei den Unheilbaren aufführte. Ich befragte ihn erstaunt, wie ich das zu verstehen habe. Er lächelte und sagte, der Fall sei sehr lehrreich für mich. An solchen Kranken erlebe man seine ersten notwendigen Enttäuschungen. Der junge Mann habe keinen Lebenswillen, und darum werde ihn sein Übel, das an sich noch heilbar sei, unfehlbar zerstören. Ich erwiderte, es sei mir ganz im Gegenteil so erschienen, als hänge der junge Mann leidenschaftlich am Leben; denn er habe ja einen großen Plan für eine Oper, und wenn man ihn am Flügel belausche, so habe man den Eindruck, als quelle ihm die Erfindung nur so aus den Fingern. Mein Oheim entgegnete: „Ich kenne das Singspiel, das ihn berühmt gemacht hat. Es ist reizend, eine Kette reiner, heiterer Musik, durch ein leichtes, kindliches Geschehen zusammengehalten, das nur um der Musik willen da ist, und nur durch sie einen Sinn hat. Er hat eine Jugendbegabung, und die hat sich in dem einen Werk erschöpft. Seine Pläne mögen für ihn selber eine Wirklichkeit haben. Wer tief blickt, sieht, daß sie nur Spiegelfechterei sind. Der Lebenswille, den ich meine, liegt unter dem Bewußtsein." Es sträubte sich alles in mir gegen diese Auffassung, und ich rief lebhaft, es scheine mir ein Jammer um diesen Menschen und ein Unrecht, ihn derart zum Tode zu verdammen. Ich wolle meine ganze Kraft daran setzen, ihn durchzubringen. Mein Oheim sagte ruhig: „Tu du das, mein Junge. Du wirst sehr viel dabei lernen, und die Kraft wird nicht verloren sein — für dich," setzte er lächelnd hinzu.

Ich befreundete mich schnell mit dem jungen Musiker. Er gewann eine Art brüderlichen Vertrauens zu mir und fügte sich gewissenhaft allen meinen Vorschriften. Ich ließ nichts unversucht, mußte mir aber schon nach einem halben Jahre eingestehen, daß die Krankheit langsame Fortschritte machte. Ich fühlte auf Grund meiner Beobachtungen, daß noch etwas anderes als das körperliche Übel an meinem Freunde zehrte, und ich konnte die Hoffnung nicht aufgeben, diesem andern auf die Spur zu kommen, und das Grundübel zu beheben. An einem naßkalten, windigen Tage, Ende November, trat ich nach meinem abendlichen Rundgang bei ihm ein. Er hatte durch seine junge Berühmtheit reiche Geldmittel zur Verfügung und geizte nicht damit. So hatte man auf alle seine Wünsche Rücksicht nehmen können und hatte ihm ein großes, sonniges Zimmer, beinahe eine Art Saal, in einem Nebengebäude eingeräumt, wo die Pfleger schliefen. Da konnte er ungestört und ohne andere zu stören, an seiner Oper arbeiten. Er hatte einen großen Flügel dort stehen, und hatte die kahlen, weißen Wände mit schönen japanischen Holzschnitten geschmückt, die dem Raum ein ganz merkwürdiges, farbiges Leben verliehen. Er hatte sie zum Teil schon in den Zeiten seiner Armut erworben und hatte mir einmal erzählt, daß er manchmal um eines solchen Holzschnittes halber wochenlang nicht satt geworden sei oder nächtelang Sänger begleitet habe, die in verräucherten Kneipen die neuesten Gassenhauer vortrugen. Ich fand ihn an diesem Abend verstimmt und fiebrig auf seinem Liegestuhl. Er faßte eifrig nach meiner Hand, und als ich die seine beruhigend streichelte, fühlte ich an seinem Puls seine innere Erregung. Er sagte hastig: „Heute vor einem Jahr bin ich in die Anstalt gekommen!" Ich entgegnete lachend: „So wollen wir annehmen, daß Sie heute in einem Jahr die Anstalt gesund verlassen." Er fragte ängstlich: „Ist das ein Spaß?" Ich antwortete: „Wenn Sie mir glauben können, so ist es kein Spaß. Das liegt nur an Ihnen. Was hat es zum Beispiel für einen Sinn, daß Sie sich über diesen Jahrestag so aufregen?" Er sah mich starr mit großen Augen an und sagte leise: „Was das für einen Sinn hat? Da müßte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, und die würde Sie langweilen." Ich erwiderte lächelnd, sie werde mich ganz gewiß nicht langweilen, und wenn ihm danach zu mute sei, so solle er nur erzählen. Ich zwang mich zu unbefangenem Ton; denn ich wollte ihn nicht merken lassen, wie sehr mir an seiner Mitteilung gelegen war, von der ich

Digitized by Google

eine Einsicht erhoffte, die ich vielleicht zu seinem Heile nutzen konnte. Er zögerte noch ein wenig, dann hub er an zu erzählen, indes draußen der Wind in den Bäumen des Parkes heulte und nasser Schnee weich an die Fensterscheiben schlug.

Nach dem hoffnungsvollen Abschluß seiner Lehrjahre an einer Berliner Musikschule hat sich Selmar, so hieß mein kranker Freund, in einem Neubau eingemietet. Der hob sich in der Richtung auf Wilmersdorf hoch, schmalbrüstig und einsam aus einem öden Bezirk, wo schachbrettartig Straßendämme mit gepflasterten Trottwegen, mit Gossen und Laternen sich kreuzten und künftiger Häuserreihen und künftigen, hastenden Lebens warteten. Sein Zimmer lag, getrennt von den übrigen Räumen des Hauses, im Erdgeschoß, und war als Ladenraum gedacht. Dieser Bestimmung harrend, diente er meinem Freund durch seine Geräumigkeit und Billigkeit. Auch war das Haus, vom Wind allseitig bestrichen und von der Sonne ungehindert durchwärmt, gut ausgetrocknet. Selmar hatte einen gemieteten Flügel, ein altes Feldbett und ein paar wurmstichige Möbel in dem unwirtlichen Raum. Als der Winter kam, fror er oft sehr; denn da er sich sein Brot mühselig durch Musikstunden verdienen mußte, fiel für die Heizung wenig ab; und wenn der Wind auf der Brandmauer lag, die eines Schwesterhauses wartete, dann konnten seine paar Kohlen nichts gegen die Kälte ausrichten. Unter dem Einfluß dieser Widerwärtigkeiten schienen ihm die Vorarbeiten zu einem Singspiel, damit er sich den Sommer beschäftigt hatte, töricht, und an einem naßkalten, düstren Novembernachmittag warf er seine Niederschriften in die erlöschende Glut des kleinen, eisernen Ofens und wärmte sich verzweifelt an der flüchtigen Flamme die steifen Hände. Dann nahm er Hut und Mantel und ging ins Freie. Der Wind pfiff über den öden Bezirk, und der nasse Schnee schlug ihn von der Seite her an. Er war einen Augenblick in Versuchung, wieder umzukehren. Aber der Gedanke an den trostlosen, kalten Raum, vor dem er geflohen war, trieb ihn vorwärts.

Er wanderte stundenlang durch nasse Straßenzüge, sah die frierenden Menschen hasten, hörte die Wagen rollen, die Straßenbahnen schurren, läuten und quietschen. Immer dichter wurde das eilende Getriebe, immer betäubender der Lärm. Die Straßenlaternen flammten auf und spiegelten sich im nassen Asphalt. In der Friedrichstraße hing sich ihm ein zierliches, vermummtes Frauenzimmer an den Arm. Er neigte sich und blickte ihr beim Schein, der aus den strahlenden Schaufenstern fiel, unter die Kapuze. Er sah, daß sie jung war und zum mindesten nicht häßlich. Sie gingen die Friedrichstraße hinunter nach dem Belle Allianceplatz. Dort lenkte ihn das Mädchen mit einem leisen Druck nach links zu in eine andere Straße und zog ihn in die düstere, schwach erleuchtete Torfahrt eines großen Hauses und über einen schmutzigen, nassen Hof, darein aus einem Fenster ein schwaches Licht fiel. Sie strebte auf eine Ecke des Hofes zu, öffnete eine Tür und trat Selmar voraus in das enge, steile Treppenhaus eines Hintergebäudes. Irgendwo brannte eine stinkende, schwelende Erdöllampe. Es roch nach Zwiebeln, Hering, ranzigem Fett und ungelüfteten Betten. Sie stiegen viele Treppen in die Höhe. Rechts und links waren Türen, oft mit mehreren Namen daran. Dann kam plötzlich wieder eine Flut trüben, flackernden Lichtes; eine Tür stand halb offen. Ein fettes, schwärzliches Frauenzimmer in einer schmutzigen Nachtjacke hielt die Klinke in der Hand und starrte die beiden an, als sie rasch vorübergingen. Sie roch nach Haarfett, und ein süßlicher, übler Dunst schlug hinter ihr aus der Wohnung. Immer höher stiegen die beiden hinauf, und endlich waren sie ganz oben. Es war sehr dunkel. Aber das Mädchen fand ihr Schlüsselloch, schloß auf und sagte leise: „Warte, ich mache Licht." Selmar hörte weiche, schnelle Schritte, hörte den Strich eines Streichholzes, und plötzlich war eine sanfte, schöne Helle. Er trat verwundert ein und zog die Tür hinter sich zu. Das Mädchen war rasch neben ihm und schob den Riegel vor. Er fühlte, daß er auf einem weichen Teppich stand, der offenbar den Boden des ganzen, kleinen Zimmers bedeckte. Neben der Tür war ein Ofen mit einem rotglühenden Fensterchen; der strömte eine angenehme Wärme aus; und wie Selmars Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, da sah er in der Mitte des niedrigen Raumes das zierliche Mädchen stehen, die den nassen Mantel abgeworfen hatte; sie trug einen seidenen Kittel mit halblangen Ärmeln, und alle Blumen des Sommers schienen sich in der schimmernden Buntheit des Kleides zu verflechten. Ihre Haut hatte eine zarte Elfenbeinfarbe, die im Schatten etwas ins Bräunliche spielte. Ihre dunkelbraunen Haare waren glatt und glänzend, und oben auf dem Kopf in einen dreifachen Knoten verschlungen. Ihre schwarzen Augen waren mandelförmig, und die äußeren Augenwinkel standen etwas höher als die inneren. Sie kam rasch auf Selmar zu, nahm ihm Hut

Digitized by Google

und Mantel ab und hängte sie am Ofen auf einen Stuhl zum Trocknen. Er fühlte, daß ein zarter Duft, wie der einer Blüte, von dem Mädchen ausging, und daß der Duft im ganzen Zimmer war. Sie holte aus einer Ecke zwei Pantoffelpaare aus feuerrotem Leder, mit blauer Seide gefüttert. Sie setzte sie lachend nebeneinander auf den bunten Teppich; das eine Paar war für ganz große Männerfüße, das andere für ganz kleine Frauenfüße, und wie sie da so Seite an Seite standen, war das sehr drollig anzusehen, und Selmar mußte auch lachen. „Nun wollen wir die nassen Schuhe ausziehen," sagte sie, setzte sich auf einen niedrigen, gepolsterten Sessel und wies Selmar einen anderen. Ihre Bewegungen beim Abstreifen der nassen Schuhe und Strümpfe waren äußerst unbefangen und von einer blitzartigen Behendigkeit, dabei aber so bezaubernd anmutig, daß Selmar mit seinen Schuhen nicht recht zustande kam. Da kniete sie rasch vor ihm nieder, und ehe er sich dessen versah, hatte sie ihm einen widerspenstigen Schuh vom Fuß gezogen und war im Eifer ihrer Bewegung hintenüber auf den Teppich gefallen. Sie richtete sich lachend wieder auf, trug die nassen Schuhe an den Ofen, brachte ein sauberes Handtuch, kniete nieder, streifte dem Durchfrorenen die Strümpfe ab, rieb ihm die Füße trocken und zog ihm die roten Pantoffeln an. Sie waren weich und warm. Ein Wohlsein kam über ihn, wie er es noch nie im Leben gespürt hatte. Er lehnte sich in dem Sessel zurück und sah dem Mädchen zu, wie sie geschäftig und fast geräuschlos im Zimmer hin und her huschte. Die schmalen, weißen Füßchen in den roten Pantoffeln waren hier und dort und überall. In einer Ecke des Zimmers stand ein breites, niedriges Bett mit blütenweißen Kissen und einer seidenen Decke von einem sanft leuchtenden Rot. Ein dunkler, polierter Schrank stand an der Wand, und am dicht verhüllten Fenster ein niedriger, runder Tisch mit der großen Lampe daneben, die sich auf schwerem, hohem Messingfuß vom Teppich hob, und durch einen Schirm aus blumiger Seide ein weiches, warmes Licht verbreitete. Auf dem Tisch erschien ein kleiner, blanker Wasserkessel; dann brannte ein bläuliches Flämmchen, und das Wasser fing an, leise zu singen; eine kleine, tönerne Teekanne erschien, und ein mattglänzendes, goldiges Lackkästchen, Teetassen aus bläulich-weißem Porzellan, das so zart war wie ein Blumenblatt, ein großer Teller mit allerlei leckeren Brötchen, schwarz und glänzend von Kaviar, rosig von zartem Schinken, goldgelb von Limburger Käse, und endlich noch ein flacher, dunkelbrauner Korb mit einem ganz hohen, dünnen Henkel. Darin lagen auf blumigem Seidenpapier zierlich geschichtet, Kuchen in allerlei Formen, von buntem Zuckerguß umhüllt, und dunkelbraune Mohrenköpfe, daraus die weiße Schlagsahne quoll. Aus der Schneppe des lauter summenden Kessels löften sich nun die lustigen Dampfringel; das Mädchen brühte den Tee, goß ein, und die zarte Blume des goldhellen Getränks schwebte über dem Tisch. Selmar erzählte der eifrig Lauschenden von seinen bunten Holzschnitten und von seinem Singspiel, und wie es ganz mißglückt sei; und er schilderte ihr, wie es werden müsse, wie der junge Mann sich im Blumengarten ergehe, und traurig sei, daß er kein Mädchen habe und sich herzlich nach einer sehne. Und plötzlich steht ein Mädchen vor ihm und singt und tanzt und scherzt, und wie er ganz verliebt ist, läuft sie fort, und es kommt eine andere und dann wieder eine andere. Und jede tanzt und singt anders. Eine ist immer schöner als die andere, und zuletzt kommt die Sechste, die Allerschönste. Die hält er fest und sagt, sie soll bei ihm bleiben. Da kommen die fünf wieder zurück und schelten, und jede sagt, er habe sie am schönsten gefunden, und alle sagen, er habe sie betrogen, und er wird ganz verwirrt, und weiß nicht mehr, welche am schönsten ist. Da sieht ihn die Allerschönste mit einem traurigen Blick an und geht fort; die andern aber schelten, und er flieht vor ihnen aus dem Garten. Im zweiten Akt ist er in der Stadt und denkt an den traurigen Blick und sucht die Allerschönste. Er hat sie schon im ganzen Lande vergeblich gesucht. Er sitzt in einem Teehaus. Und der Schluß? Der Schluß schwebt ihm vor, aber er kann ihn nicht gestalten. Als Selmar seufzend schwieg, sprang das Mädchen jauchzend auf und rief: „Ich weiß den Schluß. Ich sage ihn dir morgen!" und damit setzte sie sich ihm auf den Schoß. Er zog sie an sich, küßte sie und fragte, wenn er morgen kommen dürfe. Sie sagte: „Morgen nachmittag, punkt fünf Uhr, gerade wann es dunkel wird." Dann küßten sie sich wieder, und endlich zogen sie sich unter vielen Scherzen aus und löschten die Lampe.

Sie war noch ganz verschlafen, als er am Morgen zärtlichen Abschied nahm. Sie ließ ihn hinaus und schob drinnen den Riegel wieder vor. Er stand schaudernd im Halbdunkel; die widrigen Gerüche verschlugen ihm den Atem. Er lief rasch die steilen, schmutzigen Treppen hinunter und über den stinkenden Hof auf die nasse, dunstige Straße hinaus. In einem Bäckerladen kaufte er sich einen Wecken, und indem er ihn im Gehen ver-

Digitized by Google

eine Einsicht erhoffte, die ich vielleicht zu seinem Heile nutzen konnte. Er zögerte noch ein wenig, dann hub er an zu erzählen, indes draußen der Wind in den Bäumen des Parkes heulte und nasser Schnee weich an die Fensterscheiben schlug.

Nach dem hoffnungsvollen Abschluß seiner Lehrjahre an einer Berliner Musikschule hat sich Selmar, so hieß mein kranker Freund, in einem Neubau eingemietet. Der hob sich in der Richtung auf Wilmersdorf hoch, schmalbrüstig und einsam aus einem öden Bezirk, wo schachbrettartig Straßendämme mit gepflasterten Trottwegen, mit Gossen und Laternen sich kreuzten und künftiger Häuserreihen und künftigen, hastenden Lebens warteten. Sein Zimmer lag, getrennt von den übrigen Räumen des Hauses, im Erdgeschoß, und war als Ladenraum gedacht. Dieser Bestimmung harrend, diente er meinem Freund durch seine Geräumigkeit und Billigkeit. Auch war das Haus, vom Wind allseitig bestrichen und von der Sonne ungehindert durchwärmt, gut ausgetrocknet. Selmar hatte einen gemieteten Flügel, ein altes Feldbett und ein paar wurmstichige Möbel in dem unwirtlichen Raum. Als der Winter kam, fror er oft sehr; denn da er sich sein Brot mühselig durch Musikstunden verdienen mußte, fiel für die Heizung wenig ab; und wenn der Wind auf der Brandmauer lag, die eines Schwesterhauses wartete, dann konnten seine paar Kohlen nichts gegen die Kälte ausrichten. Unter dem Einfluß dieser Widerwärtigkeiten schienen ihm die Vorarbeiten zu einem Singspiel, damit er sich den Sommer beschäftigt hatte, töricht, und an einem naßkalten, düstren Novembernachmittag warf er seine Niederschriften in die erlöschende Glut des kleinen, eisernen Ofens und wärmte sich verzweifelt an der flüchtigen Flamme die steifen Hände. Dann nahm er Hut und Mantel und ging ins Freie. Der Wind pfiff über den öden Bezirk, und der nasse Schnee schlug ihn von der Seite her an. Er war einen Augenblick in Versuchung, wieder umzukehren. Aber der Gedanke an den trostlosen, kalten Raum, vor dem er geflohen war, trieb ihn vorwärts.

Er wanderte stundenlang durch nasse Straßenzüge, sah die frierenden Menschen hasten, hörte die Wagen rollen, die Straßenbahnen schurren, läuten und quietschen. Immer dichter wurde das eilende Getriebe, immer betäubender der Lärm. Die Straßenlaternen flammten auf und spiegelten sich im nassen Asphalt. In der Friedrichstraße hing sich ihm ein zierliches, vermummtes Frauenzimmer an den Arm. Er neigte sich und blickte ihr beim Schein, der aus den strahlenden Schaufenstern fiel, unter die Kapuze. Er sah, daß sie jung war und zum mindesten nicht häßlich. Sie gingen die Friedrichstraße hinunter nach dem Belle Allianceplatz. Dort lenkte ihn das Mädchen mit einem leisen Druck nach links zu in eine andere Straße und zog ihn in die düstere, schwach erleuchtete Torfahrt eines großen Hauses und über einen schmutzigen, nassen Hof, darein aus einem Fenster ein schwaches Licht fiel. Sie strebte auf eine Ecke des Hofes zu, öffnete eine Tür und trat Selmar voraus in das enge, steile Treppenhaus eines Hintergebäudes. Irgendwo brannte eine stinkende, schwelende Erdöllampe. Es roch nach Zwiebeln, Hering, ranzigem Fett und ungelüfteten Betten. Sie stiegen viele Treppen in die Höhe. Rechts und links waren Türen, oft mit mehreren Namen daran. Dann kam plötzlich wieder eine Flut trüben, flackernden Lichtes; eine Tür stand halb offen. Ein fettes, schwärzliches Frauenzimmer in einer schmutzigen Nachtjacke hielt die Klinke in der Hand und starrte die beiden an, als sie rasch vorübergingen. Sie roch nach Haarfett, und ein süßlicher, übler Dunst schlug hinter ihr aus der Wohnung. Immer höher stiegen die beiden hinauf, und endlich waren sie ganz oben. Es war sehr dunkel. Aber das Mädchen fand ihr Schlüsselloch, schloß auf und sagte leise: „Warte, ich mache Licht.“ Selmar hörte weiche, schnelle Schritte, hörte den Strich eines Streichholzes, und plötzlich war eine sanfte, schöne Helle. Er trat verwundert ein und zog die Tür hinter sich zu. Das Mädchen war rasch neben ihm und schob den Riegel vor. Er fühlte, daß er auf einem weichen Teppich stand, der offenbar den Boden des ganzen, kleinen Zimmers bedeckte. Neben der Tür war ein Ofen mit einem rotglühenden Fensterchen; der strömte eine angenehme Wärme aus; und wie Selmars Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, da sah er in der Mitte des niedrigen Raumes das zierliche Mädchen stehen, die den nassen Mantel abgeworfen hatte; sie trug einen seidenen Kittel mit halblangen Ärmeln, und alle Blumen des Sommers schienen sich in der schimmernden Buntheit des Kleides zu verflechten. Ihre Haut hatte eine zarte Elfenbeinfarbe, die im Schatten etwas ins Bräunliche spielte. Ihre dunkelbraunen Haare waren glatt und glänzend, und oben auf dem Kopf in einen dreifachen Knoten verschlungen. Ihre schwarzen Augen waren mandelförmig, und die äußeren Augenwinkel standen etwas höher als die inneren. Sie kam rasch auf Selmar zu, nahm ihm Hut

Digitized by Google

und Mantel ab und hängte sie am Ofen auf einen Stuhl zum Trocknen. Er fühlte, daß ein zarter Duft, wie der einer Blüte, von dem Mädchen ausging, und daß der Duft im ganzen Zimmer war. Sie holte aus einer Ecke zwei Pantoffelpaare aus feuerrotem Leder, mit blauer Seide gefüttert. Sie setzte sie lachend nebeneinander auf den bunten Teppich; das eine Paar war für ganz große Männerfüße, das andere für ganz kleine Frauenfüße, und wie sie da so Seite an Seite standen, war das sehr drollig anzusehen, und Selmar mußte auch lachen. „Nun wollen wir die nassen Schuhe ausziehen,“ sagte sie, setzte sich auf einen niedrigen, gepolsterten Sessel und wies Selmar einen anderen. Ihre Bewegungen beim Abstreifen der nassen Schuhe und Strümpfe waren äußerst unbefangen und von einer blitzartigen Behendigkeit, dabei aber so bezaubernd anmutig, daß Selmar mit seinen Schuhen nicht recht zustande kam. Da kniete sie rasch vor ihm nieder, und ehe er sich dessen versah, hatte sie ihm einen widerspenstigen Schuh vom Fuß gezogen und war im Eifer ihrer Bewegung hintenüber auf den Teppich gefallen. Sie richtete sich lachend wieder auf, trug die nassen Schuhe an den Ofen, brachte ein sauberes Handtuch, kniete nieder, streifte dem Durchfrorenen die Strümpfe ab, rieb ihm die Füße trocken und zog ihm die roten Pantoffeln an. Sie waren weich und warm. Ein Wohlsein kam über ihn, wie er es noch nie im Leben gespürt hatte. Er lehnte sich in dem Sessel zurück und sah dem Mädchen zu, wie sie geschäftig und fast geräuschlos im Zimmer hin und her huschte. Die schmalen, weißen Füßchen in den roten Pantoffeln waren hier und dort und überall. In einer Ecke des Zimmers stand ein breites, niedriges Bett mit blütenweißen Kissen und einer seidenen Decke von einem sanft leuchtenden Rot. Ein dunkler, polierter Schrank stand an der Wand, und am dicht verhüllten Fenster ein niedriger, runder Tisch mit der großen Lampe daneben, die sich auf schwerem, hohem Messingfuß vom Teppich hob, und durch einen Schirm aus blumiger Seide ein weiches, warmes Licht verbreitete. Auf dem Tisch erschien ein kleiner, blanker Wasserkessel; dann brannte ein bläuliches Flämmchen, und das Wasser fing an, leise zu singen; eine kleine, tönerne Teekanne erschien, und ein mattglänzendes, goldiges Lackkästchen, Teetassen aus bläulich-weißem Porzellan, das so zart war wie ein Blumenblatt, ein großer Teller mit allerlei leckeren Brötchen, schwarz und glänzend von Kaviar, rosig von zartem Schinken, goldgelb von Limburger Käse, und endlich noch ein flacher, dunkelbrauner Korb mit einem ganz hohen, dünnen Henkel. Darin lagen auf blumigem Seidenpapier zierlich geschichtet, Kuchen in allerlei Formen, von buntem Zuckerguß umhüllt, und dunkelbraune Mohrenköpfe, daraus die weiße Schlagsahne quoll. Aus der Schneppe des lauter summenden Kessels lösten sich nun die lustigen Dampfringel; das Mädchen brühte den Tee, goß ein, und die zarte Blume des goldhellen Getränks schwebte über dem Tisch. Selmar erzählte der eifrig Lauschenden von seinen bunten Holzschnitten und von seinem Singspiel, und wie es ganz mißglückt sei; und er schilderte ihr, wie es werden müsse, wie der junge Mann sich im Blumengarten ergehe, und traurig sei, daß er kein Mädchen habe und sich herzlich nach einer sehne. Und plötzlich steht ein Mädchen vor ihm und singt und tanzt und scherzt, und wie er ganz verliebt ist, läuft sie fort, und es kommt eine andere und dann wieder eine andere. Und jede tanzt und singt anders. Eine ist immer schöner als die andere, und zuletzt kommt die Sechste, die Allerschönste. Die hält er fest und sagt, sie soll bei ihm bleiben. Da kommen die fünf wieder zurück und schelten, und jede sagt, er habe sie am schönsten gefunden, und alle sagen, er habe sie betrogen, und er wird ganz verwirrt, und weiß nicht mehr, welche am schönsten ist. Da sieht ihn die Allerschönste mit einem traurigen Blick an und geht fort; die andern aber schelten, und er flieht vor ihnen aus dem Garten. Im zweiten Akt ist er in der Stadt und denkt an den traurigen Blick und sucht die Allerschönste. Er hat sie schon im ganzen Lande vergeblich gesucht. Er sitzt in einem Teehaus. Und der Schluß? Der Schluß schwebt ihm vor, aber er kann ihn nicht gestalten. Als Selmar seufzend schwieg, sprang das Mädchen jauchzend auf und rief: „Ich weiß den Schluß. Ich sage ihn dir morgen!“ und damit setzte sie sich ihm auf den Schoß. Er zog sie an sich, küßte sie und fragte, wenn er morgen kommen dürfe. Sie sagte: „Morgen nachmittag, punkt fünf Uhr, gerade wann es dunkel wird.“ Dann küßten sie sich wieder, und endlich zogen sie sich unter vielen Scherzen aus und löschten die Lampe.

Sie war noch ganz verschlafen, als er am Morgen zärtlichen Abschied nahm. Sie ließ ihn hinaus und schob drinnen den Riegel wieder vor. Er stand schaudernd im Halbdunkel; die widrigen Gerüche verschlugen ihm den Atem. Er lief rasch die steilen, schmutzigen Treppen hinunter und über den stinkenden Hof auf die nasse, dunstige Straße hinaus. In einem Bäckerladen kaufte er sich einen Wecken, und indem er ihn im Gehen ver-

Digitized by Google

zehrte, kam er noch gerade rechtzeitig zu seiner ersten Schülerin. Das Unterrichten wurde ihm immer sauer. So talentlos wie heute waren ihm aber die überflüssigen Frauenzimmer noch nie erschienen und die Pracht der reichen, bürgerlichen Mietswohnungen noch nie so lächerlich.

Endlich waren die grauen Stunden des naßkalten Tages abgelaufen, und er stand im frühen Dämmerlicht vor der düstren Torfahrt. Er lief über den Hof und stieg in seiner brennenden Ungeduld so rasch die steilen Treppen hinauf, daß ihm auf dem letzten Absatz der Atem versagte. Da hörte er oben eine scharfe und eine fette Stimme im Zwiegespräch, und wie er die letzten Stufen, nach Atem ringend, erklomm, sah er die Tür des Mädchens weit offen, und das Frauenzimmer in der schmutzigen Nachtjacke mit einem andern Weibsbild auf der Schwelle. Er trat hinter sie und blickte über sie weg in die Stube, darin noch eine schwache Helligkeit war. Er sah im Hintergrund ein ungemachtes, unsauberes Bett. Auf den schmutzigen Dielen lagen Kartoffelschalen und ein Heringsgerippe. „Wo ist das Fräulein?“ stammelte er entsetzt. Die Weiber starrten ihn an, als sei er nicht recht bei Verstande. Da wohne kein Fräulein, krächzte die eine. „Aber sie war doch gestern da?“ stieß Selmar hervor. Da schlugen die Weiber eine höhnisch gellende Lache an. Die in der Nachtjacke deutete mit dem fetten Finger gegen die Stirn. Selmar wandte sich verstört ging schwer die Treppen hinunter und über den schlüpfrigen Hof. Er irrte stundenlang in den Straßen umher. Der Lärm brauste ihm in den Ohren. Dann fühlte er plötzlich, daß ihm die Kälte ins Mark der Knochen drang. Er stand gerade vor einem grell erleuchteten Vorraum, wo ein bunter, aufgedunsener Kerl Eintrittskarten feilbot. Er löste eine Karte und trat ein. Es war das übliche dumpfe Summen in dem großen verräucherten, überhitzten Saal. Die Menschen saßen mit stumpfen Gesichtern um runde Tische herum, aßen, tranken, rauchten und schwatzten. Selmar fand nicht weit von der Bühne einen leeren Stuhl, setzte sich, nahm den nassen Hut auf den Schoß und wurde von den Umsitzenden mit flüchtiger Neugierde betrachtet, denn man fragte sich wohl, warum er den durchnäßten Mantel anbehielt. Die Beleuchtung in dem Saal und auf der Bühne war spärlich, und der Rauch hing dick in der Luft. Von der Seite her trat ein Frauenzimmer in japanischer Kleidung auf. Sie hatte eine breite Nase und schiefe, geschlitzte Augen. Sie hockte sich auf den Boden und fuhr mit den Fingern flüchtig über die Saiten einer Art Laute, die einen sehr langen Hals hatte und einen kleinen rechteckigen Schallkasten. Vor dem schmutzigen Vorhang, der hinten die Bühne abschloß, stand plötzlich ein zierliches Geschöpf. Ihr Kleid, von japanischem Schnitt, war aus schwerer rosenroter Seide, die reich mit Gold bestickt war. Ein breiter, leuchtend blauer Gürtel lag in steifen Falten um ihren schlanken Leib, und in den glänzenden dunklen Haaren, die in seltsame Schleifen gewunden waren, staken lange Nadeln, die den Kopf umragend, in allerlei Blumenformen ausliefen. Das Gesicht war dick geschminkt und wirkte beinahe wie eine Maske. Nur die dunklen, mandelförmigen Augen lebten, und mit lähmendem Erschrecken fühlte Selmar ihren Blick fest auf sich gerichtet. Der bunte Fächer des Mädchens öffnete sich mit einem klappenden Geräusch. Sie schulterte ihn und legte anmutig das Köpfchen dagegen. Das hockende Frauenzimmer fuhr über die Saiten, und eine Musik erklang, wie sie Selmar noch nie gehört. Seltsame halbe Töne schwirrten durcheinander, es surrte, klirrte, zirpte und sang, wie von vielen feinen Instrumenten. Die Töne fügten sich zu einem halb wiegenden, halb hüpfenden Tanzmaß, das zierliche Mädchen wiegte sich mit den Klängen, trippelte und hüpfte im Takt, und es war, als sei sie eins mit dem schwirrenden Klingen. Und dann wirbelten die Töne bis zur höchsten Höhe, und das Mädchen drehte sich auf den Zehenspitzen wie ein Kreisel. Die Farben ihres Kleides verschwammen im Wirbel; sie schwenkte den Fächer in wellenförmigen Bewegungen, und Schmetterlinge, schillernde, flatternde Schmetterlinge lösten sich aus den glitzernden Wellenlinien des Fächers und umgaukelten die Tanzende. Die Musik riß mit einem spitzen Tone ab. Das Mädchen verschwand in den schmutzigen Falten des Vorhangs. Die Lautenspielerin sprang auf und huschte fort. Die Schmetterlinge sanken wie bunter Staub zu Boden; nur einer flatterte irrend durch den mißfarbnen Dunst und setzte sich Selmar wie hilfesuchend auf die Brust. Er deckte ihn hastig mit der linken Hand und fühlte den leisen Schlag der bebenden Flügel. Er erhob sich, stülpte den Hut auf und drückte sich durch die Tische zu einer Seitentür, durch die er die Kellner hatte eintreten sehen. Er kam auf einen breiten, schmutzigen Gang. Es roch nach verschüttetem Bier, und aus offenen Türen drang der Brodem einer Küche, wo mit schlechtem Fett gekocht wird. Tellergeklapper und Weibergeschimpf, Bruzeln und Zischen tönte heraus, und kalter Zugwind und Herdglut strichen durcheinander. Selmar ging den Gang hinunter in der Richtung nach der Bühne. Er

Digitized by Google

sah durch eine halboffene Tür in eine schmutzige Ankleide, wo allerlei bunte Lappen und Flitterstaat herum lagen, und ein unschönes Mädchen in Trikot ein himmelblaues Höschen überstreifte. Zwei Kerle mit schwellenden Muskeln standen in knappem, weißem Atlas mitten im Gang, die Arme gekreuzt. Ein Mann, dem krauses, schwarzes Haar wie ein breiter Kranz das Haupt umstarrte und dem über kaffeebrauner Joppe ein kornblumenblauer Schlips unter schlecht rasiertem Kinn flatterte, kam Arme fuchtelnd gegangen und schrie den beiden etwas zu. Die gingen gelassen nach der Bühne, und der eine stieß einen Pfiff aus. Da schoß das Mädchen im himmelblauen Höschen aus der Ankleide und rannte den beiden nach. Selmar wandte sich an den mit dem blauen Schlips und sagte, er wolle die Tänzerin sprechen, die eben abgetreten sei. Der Mann fuhr sich verständnislos mit der gespreizten Hand durchs Haar. „Was? Wen?" schrie er und machte Miene, fortzurennen. Selmar aber packte ihn mit der freien Hand am Ärmel und rief bebend vor Ungeduld: „Die japanische Tänzerin! Ich muß sie sprechen!" Der Mann entgegnete: „Ach so, die!" und stieß mit dem Fuß die halboffene Tür zurück. Die Ankleide war leer. „Schon fort, wie Sie sehen," sagte er. Selmar schrie: „Wohin? Wie heißt sie?" Der Mann schüttelte ihn ungeduldig ab und rief im Davonlaufen über die Schulter zurück: „Weiß ich nicht! War ein einmaliges Auftreten! Mußte heute nacht schon weiter. Weiß nicht wohin." Selmar ging langsam den schmutzigen Gang zurück, an der lärmenden Küche vorbei, und kam über einen dunklen Hof wieder auf die Straße hinaus. Er eilte im lichter gewordenen Menschenstrom vorwärts, hielt die Hand unentwegt überm Herzen, wo der leise sich rührende Schmetterling saß, deckte auch die andere Hand darüber und hauchte ab und zu darauf, daß der warme Atem durch die leicht gespreizten Finger strich. Allmählich erstarrten die Hände; ein schneidender Schmerz war in den Fingern, und die Tränen rannen Selmar die Wangen herunter.

Endlich stand er vor dem einsamen Haus. Es dauerte lange, bis er mit steifer Hand das Schlüsselbund aus der Tasche hatte, und noch länger, ehe er das Schlüsselloch fand. Den Hut hatte er im Kampf mit dem Wind schon längst unter den Arm geklemmt; nun fuhr ihm der Sturm durchs nasse Haar, und er zitterte vor Kälte. Endlich stand er im Haus, schloß die Tür mühselig von innen und öffnete sein Zimmer. Als er den Riegel vorgeschoben hatte, hob er die erstarrte Hand von der Brust. Da hörte er den leisen Flügelschlag des befreiten Schmetterlings. Er steckte die Lampe an und hielt die Hand ängstlich vor die Flamme, denn er fürchtete, der Schmetterling könne sich ins Licht stürzen. Der aber umflog die Lampe in weitem Bogen, und als der Schirm darüber war, setzte er sich an den äußersten Rand des Lichtscheins auf dem Tische. Da sah Selmar, daß es ein seltenes, schönes Geschöpf war. Der goldrote Grund war vielzackig schwarz umsäumt. Das hintere Flügelpaar hatte gegen das vordere Paar zu breite, schwarze Flächen, und im tiefen Schwarz waren zwei leuchtend blaue Felder. Selmar stand lange in den Anblick versunken und vergaß darüber Hunger, Kälte und Erschöpfung. Endlich riß er sich los, machte Feuer im Ofen, löschte die Lampe und kroch ins Bett.

Am nächsten Morgen saß der Schmetterling leuchtend auf dem Notenpapier, das auf dem Tisch herum lag. Selmar hatte allerlei kindliche, aber gefällige Gedichte eines verstorbenen Freundes in einem Schubfach liegen. Er zog sie vor und setzte eines davon in Töne. Er schrieb eine Widmung oben auf das Blatt und überreichte es seiner eifrigsten Schülerin, einer üppigen, jungen Jüdin, deren Gatte einen Musikverlag hatte. Das Lied, von dem fetten Sopran der Frau schmelzend vorgetragen, schlug bei dem Gatten ein. Er zahlte Vorschuß und verlangte mehr solche Ware. Selmar kaufte Kohlen und trug aus einem bescheidenen, vorstädtischen Gärtnerladen ein blühendes Azaleenbäumchen nach dem andern heim. Bei einem Trödler fand er eine Blumentreppe. Auf die oberste Stufe stellte er zwischen die Blumentöpfe eine Untertasse voll Wasser, darauf wie Boote ein paar grüne Blätter schwammen, und so lebte der schöne Schmetterling den ganzen Winter hindurch, umflatterte Selmar, wenn er am Flügel saß, und setzte sich ihm auf die Brust, wenn er im Zimmer auf und nieder schritt. Das Singspiel gewann Form; die Weisen strömten ihm zu, und es war ein frohes Gelingen über seiner fleißigen Arbeit.

Der Frühling kam. In den Rechtecken zwischen den Straßenzügen wagten sich schüchterne Gänseblumen hervor. Es war in der hellen Luft eine Ahnung von fernen, grünen Bäumen. Selmar hätte gern das Fenster geöffnet; aber im Gedanken an den Schmetterling scheute er davor zurück. Da er ihn aber eines Tages immer wieder gegen die sonnigen Scheiben fliegen sah, machte er das Fenster auf. Das schöne Geschöpf setzte sich auf seine Hand, als wolle es ihm danken. Es saß lange so und bewegte leise die Flügel. Selmar sagte traurig: „Vergiß mich nicht und komm wieder zu mir." Da hob

Digitized by Google

sich der Schmetterling und flog gegen die Sonne. Er sah ihn noch lange farbig schimmern, wie er im Sonnenstrahl gaukelte. Endlich aber war es, als sei er in Licht zerflossen.

Als nach einem schönen Herbst der graue, kalte November kam, wollte Selmar die Arbeit nicht mehr glücken; und als zwei einstige Kameraden von der Musikschule ihm von einem großen, orientalischen Trachtenfest sprachen, das die Tonkünstler in der Philharmonie veranstalteten, da zog er einen verschossenen, alten Kaftan und einen schmutzigen Fes hervor, die von seinen Eltern stammten, und entfloh an einem naßkalten, düstren Nachmittag Ende November seiner öden Behausung. Als er nach langer Straßenbahnfahrt den großen Saal betrat, der mit bunten Teppichen und gemalten Wänden in eine Art Haremshof verwandelt war, mit lauschigen Nischen, darinnen falsche Marmorbänke zwischen Lorbeerbäumen in Kübeln standen, da war er in Versuchung, wieder umzukehren. Aber der Gedanke an den öden, kalten Raum, dem er entflohen war, hielt ihn zurück. Er irrte durch das bunte Gewühl der Türken, Araber, Chinesen, Rajahs und Bettelmönche, unempfindlich für die dunklen, lockenden Blicke der falschen Geishas und Haremsdamen. Da schlug plötzlich ein Ton an sein Ohr, der ihm das Blut zu Kopfe trieb. Es war der zirpende, zitternde Klang der langhalsigen Laute. Er schob sich rasch durch das Gedränge, das immer dichter wurde, je mehr er sich den Klängen näherte. Er bahnte sich mit den Ellenbogen rücksichtslos einen Weg und stand endlich in der vordersten Reihe eines enggepreßten, weiten Kreises. Die Japanerin mit der breiten Nase hockte auf der Erde, und das Mädchen im rosenroten, goldgestickten Kleide mit der leuchtenden, blauen Schärpe tanzte. Da sie sich wiegte, da sie trippelte und hüpfte, irrten ihre schwarzen, mandelförmigen Augen im Kreise umher; dann blieben sie fest an Selmar haften und ließen ihn nicht wieder. Sie kam im Tanzen unmerklich der Stelle näher, wo er stand. Er spürte den zarten, blumenartigen Duft, den er an jenem glücklichsten Abend seines jungen Lebens geatmet hatte. Der weite Kreis der vielen bunten, fremden Menschen verschwamm in lichtem Nebel. Er sah nur das Mädchen, das sich mit den schwirrenden Tönen geschmeidig wiegte; er sah die starre Maske ihres Gesichts, darinnen nur die Augen lebten. Plötzlich stand sie regungslos auf den Zehenspitzen, und es schien, als wüchse sie. Die Töne wirbelten aufwärts und klommen bis zur höchsten Höhe; dort verharrten sie auf einem zitternden, schrillen Ton. Da fing das Mädchen an, sich auf den Zehenspitzen zu drehen. Ein Raunen ging durch den atemlosen Kreis, wie die Farben ihres Gewandes verschwammen, und der Fächer in blitzenden Wellenlinien kreiste. Und dann stiegen die Schmetterlinge auf, rosenrote, türkisblaue, smaragdgrüne, goldgelbe. Sie umgaukelten die surrend sich Schwingende. Sie flimmerten und schimmerten im strahlenden Licht der vielen hundert Lampen; und als der Ton abriß und die Tänzerin blitzschnell in dem scheu sich öffnenden Kreis verschwand, flatterte der goldrote Schmetterling mit den blauen Feldern auf Selmar zu und setzte sich ihm auf die Brust. Er deckte ihn behutsam mit der Hand und rannte der Tänzerin nach. Er drängte und schob. Er wehrte mit dem Ellenbogen die Stöße ab, die das lebende Geschöpf unter seiner leicht gewölbten Hand bedrohten. Aber wie er auch irrte und suchte, er fand die Ersehnte nicht; er fragte und forschte. Niemand hatte sie kommen, niemand hatte sie gehen sehen; niemand wußte, wer sie war. Er ließ sich draußen seinen Mantel geben; er warf ihn mit der freien Hand über die Schultern und hielt ihn vorn zusammen. So kämpfte er sich durch Wind und Schnee seiner einsamen Behausung zu.

Nun lebte er wieder mit dem Schmetterling. Auf der Blumentreppe standen blühende Azaleenbäumchen, die grünen Blätter schwammen auf der Untertasse; im Ofen glühten die Kohlen; der Schmetterling gaukelte froh im Zimmer umher; die Luft war voll von Tönen, und als die warmen Frühlingstage kamen, war das Singspiel fertig. Selmar machte das Fenster auf. Der Schmetterling flog ihm auf die Hand. Er sah die goldroten Flügel sich leise regen; er sah die blauen Felder himmlisch leuchten. Lange stand er so und meinte den zarten Blumenduft zu spüren, der in des Mädchens Zimmer war. Dann flog der Schmetterling fort, flimmerte bunt in der Sonne und verschwand.

Das Singspiel wurde vom Opernhaus angenommen; im November waren die Proben, und Selmar führte den Taktstock. Die Kapelle war begeistert; die Sänger waren begeistert, und bei der Hauptprobe ging alles nach Wunsch. Nur der Schmetterlingstanz am Schluß, den die gefeierte, verwöhnte Tänzerin, auf die Hauptprobe vertröstend, immer bloß angedeutet hatte, entsetzte Selmar. Er klopfte ab und rief. „So geht das nicht, das macht ja die ganze Sache zuschanden.“ Die Tänzerin kräuselte

Digitized by Google

den kleinen, roten Mund und warf beleidigt den Kopf zurück. Der Spielleiter kam nach vorn gestürzt und tuschelte aufgeregt: „Um Gottes willen, lassen Sie nur. Sie macht nie etwas in der Hauptprobe. Sie muß die Zuschauer fühlen. Sie kennen Sie heute abend nicht wieder." Selmar sagte in bebender Erregung: „Haben Sie nicht eine andere, eine mit Feuer? Das ist ja eine Drahtpuppe!" Er sprach sehr laut in seiner Entrüstung. Aus den blanken, runden Augen der Tänzerin traf ihn ein böser Blick. Sie wandte sich und ging. Der Spielleiter stürzte ihr nach. Sie lächelte ihn schmachtend an und sagte: „Ich mache meine Sache schon. Haben Sie nur keine Angst."

Der Abend kam. Das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt. Selmar hatte bei einem nahe wohnenden Freund stundenlang geschlafen. Die Erinnerung an den verdrießlichen Ausgang der Probe war aus seinem Gedächtnis wie weggewischt. Seine frohe Erregung teilte sich der Kapelle mit. Eine leichte, tanzende Fröhlichkeit war in der Musik, und selbst stumpfen Hörern zuckte es in allen Fingern vor Vergnügen. Ein brausender Jubel brach los, da der Vorhang fiel. Als Selmar vor dem zweiten Akt von der Bühne ging, flüsterte der Spielleiter ihm aufgeregt zu, die Tänzerin sei noch nicht erschienen. Selmar sagte: „Sie kommt im letzten Augenblick," und er wußte selber nicht, wie er zu dieser Zuversicht kam. Er behielt recht. Wie man ihm später berichtete, hatte man sie wenige Minuten vor ihrem Auftreten in ihre Ankleide schlüpfen sehen, gerade als ein ausgesandter Bote dem verzweifelten Spielleiter ein duftendes Briefchen überbrachte, darin deutlich zu lesen stand: „Kann nicht tanzen. Plötzlicher Ohnmachtsanfall. Lu Manina." Als sie dann im letzten Augenblick aus ihrer Tür geschossen war, hatte sie dem Aufseher in scharfem, befehlendem Tone zugerufen: „Sagen Sie dem Wolkenschieber, er soll seine Papierschmetterlinge für sich behalten. Die passen mir nicht. Verstanden?" Der Aufseher hatte selber nicht begriffen, wie es kam, daß er ihrem ungeheuerlichen Befehl gehorchte.

Die Saiten vieler Geigen schwirrten im Tanzmaß. Aus dem bunten Hintergrund des Teehauses löste sich wiegend und gleitend die Tänzerin. Niemand hatte sie eintreten sehen. Sie war plötzlich da. Ihr rosenrotes, goldgesticktes Gewand fing das Licht vieler Lampen und glitzerte. Die Nadeln, die ihren Kopf umragten, flimmerten. Der blaue Gürtel leuchtete. Die dunklen, mandelförmigen Augen in dem unbeweglichen Gesicht waren fest auf Selmar gerichtet. Es war, als werde jeder Ton in ihr zu Bewegung; der seltsame, zwingende Takt des Tanzes lebte in ihren schlanken Fingern, in ihren zierlichen Füßen, im Nicken, Wiegen und Drehen des Kopfes, im Winden und Beugen ihres geschmeidigen Körpers, im gleißenden Wogen des buntgoldenen Fächers; und als die Geigen zur höchsten Höhe wirbelten und auf zitternd dünnem Ton verharrten, daß es wie Grillengesang schwirrte, da fing sie an, sich auf den äußersten Spitzen der gestreckten Füße langsam zu drehen; und immer schneller kreiste sie, bis im tollen Wirbel sich ihre Gestalt in flirrende Farben löste. Aus dem glitzernden Wirbel aber hoben sich sechs prächtige, schillernde Schmetterlinge und gaukelten in tollem Flatterfluge. Den größten haschte der Jüngling, der über seiner Teetasse grübelnd gesessen hatte, fing ihn gegen die Kulissen zu mit dem Schrei: „Du bist der Schönste!" und hielt statt seiner die Allerschönste in Händen, die er suchte. Die andern Mädchen aber, die Verschmähten, schalten im Hintergrunde, indes er und die Allerschönste Arm in Arm ihren Jubel schmetterten. Die Tänzerin war verschwunden, und da der Vorhang unter donnerndem Beifall fiel, flatterte der goldrote Schmetterling mit den schwarzen Säumen und den blauen Feldern Selmar an die Brust. Er deckte ihn mit der Hand, warf den Taktstock hin und stürzte hinter die Bühne. Er fragte nach der Tänzerin. Der Spielleiter frohlockte: „Was habe ich gesagt, nicht wiederzukennen! Verteufeltes Frauenzimmer." Er riß die Tür zu ihrer Ankleide auf und rief: „Wo stecken Sie, Lu? Man schreit nach Ihnen." Er prallte zurück. Der Raum war dunkel und leer. Er wurde ergriffen und auf die Bühne gezogen. Auch Selmar wurde umringt. Man faßte seine Hände und zerrte ihn fort. Die Zuschauer rasten. Als er später, verwirrt und betäubt, von Freunden und Verehrern umgeben stand, sah er, zerstreut an sich niederblickend, etwas Goldrotes, halb Zerstäubtes auf dem schwarzen Tuch seines Rockes. Es war ein Rest des zerdrückten Schmetterlings.

Von diesem Tage an hat er sich, wie er sagte, nie wieder gesund gefühlt. Sein Singspiel machte einen Siegeszug durch ganz Europa. Die Tänzerin war überall dieselbe Drahtpuppe. Sie hüpfte und trippelte albern und lächelte süß, und die Schmetterlinge waren papieren. Sein Werk machte ihm keine Freude mehr. Es schien ihm glanzlos und leer. Eine andere, viel reinere Musik schwebte ihm vor. Aber die Zuschauer schie-

Digitized by Google

nen nichts zu vermissen. Überall wurde er jubelnd gefeiert. Im Frühling floh er in ein einsames Schweizerdorf und hoffte dort arbeiten zu können. Aber nichts wollte ihm glücken; und ein schmerzhafter Husten quälte ihn beständig. Im Herbst reiste er zu meinem Oheim, dem berühmten Lungenarzt. „Und der ließ mich nicht wieder fort," schloß mein Freund seine Geschichte. „Das war heute vor einem Jahr. Heute vor zwei Jahren sah ich die Tänzerin zum letztenmal, an dem Abend, da ich aus einem armen, halbverhungerten Musiker zu einem berühmten Mann wurde. Heute vor drei Jahren sah ich sie auf dem großen Feste tanzen, und heute vor vier Jahren sah ich sie zum erstenmal im Qualm und Dunst des verräucherten Tingeltangels." Ich saß noch lange und streichelte die fiebrige Hand meines Freundes. Er wurde allmählich ruhiger, und ich half ihm ins Bett. Dann ging ich nachdenklich durch den nassen, kalten Park dem Lichtschein in den Fenstern des Haupthauses zu. Ich wußte nun, daß mein Oheim recht hatte.

An einem schönen, warmen Frühlingstag starb mein Freund. Ich war, da es mit ihm zu Ende ging, abgerufen worden, und als ich wieder zu ihm eilte, kam mir sein Pfleger in der Tür entgegen und sagte: „Tot." Ich schickte den Mann mit einem Auftrag fort und trat an das Bett. Wir hatten es auf den Wunsch des Sterbenden nahe an das weitgeöffnete Fenster gerückt. Die Sonne schien auf die Decke und die wachsbleichen Hände. Auf dem weißen Hemd saß in der Gegend des Herzens ein leuchtender Schmetterling. Seine goldroten Flügel regten sich leise. Sie waren schwarz umsäumt, und im Schwarz waren zwei Felder von himmlischem Blau. Mir schien, als husche ein glückliches Lächeln über das Gesicht des Toten. Der Schmetterling aber hob sich, flog hinaus in die Sonne und verlor sich im goldenen Licht.

An Edith. Von Hans Findeisen

Stunden sitz' ich am Klaviere,
Singe Lieder, Liebeslieder,
Spiel' Sonaten, kunstgewebte,
Denk' an dich nur immer wieder.

Schaue in den grauen Himmel,
Und die Töne klingen leise,
Tönen leise Liebesklagen:
Eine schmerzhaft süße Weise.

Bässe dröhnen durch das Zimmer,
Flinke Melodien scherzen;
Lehrhaft klingt die alte Weise
Von dem liebeswunden Herzen.

Doch die Melodie am Schlusse
Hat ein Gott dir eingegeben,
Unbekannter Biedermeister
Aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Als ich diese Takte spielte,
Diese selig traurigen,
Deren Klänge zärtlich kosen,
Fiel mir eine Trän' vom Auge.

Digitized by Google

Brunftzeit. Gemälde von Albert Holz

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Emil Gött: Nachdenkliche Geschichten (Rudolstadt 1923) — Hermann Stehr: Wendelin Heinelt (Trier 1923) — Karl Hermann Meißner: Das Geheimnis der Nürnberger Madonna (Leipzig 1923) — Helmuth M. Böttcher: Butz der Ameis: Abenteurer-Roman aus der Ameisenwelt (Leipzig 1923) — Johannes Schlaf: Ein Wildgatter schlag' ich hinter mir zu (Braunschweig 1922) — Wilh. Tischbein: Aus meinem Leben. Herausgegeben von Lothar Brieger (Berlin 1921)

Es ist für die Zukunft unseres Volks gewiß nicht das Entscheidende, aber es gehört für jeden deutschen Kulturmenschen wohl zum Schmerzlichsten in dieser Passionszeit, daß auch in einem Bezirk, den wir immer als unser Ruhm- und Ehrenfeld angesehen, in Kunst und Schrifttum, wenn nicht ein Verzagen, so doch vielfach (Verzeihung für das Wortspiel!) ein Versagen zu spüren ist. Auch am Büchertisch der Monatshefte merken wir es: die Auswahl an Neuerscheinungen ist bei weitem nicht mehr so groß wie früher, selbst während des Krieges. Man wird einwenden, die ungeheuerlichen Papierpreise und Herstellungskosten, die verminderte Kaufkraft der Leser seien daran schuld, schreckten die Verleger, verminderten ihren Wagemut. Aber, auch wo stärkste Nachfrage ist, fehlt das Angebot: die Schriftleiter von Zeitschriften, die Erstabdrucke von Erzählungen bringen, klagen allgemein: es werden keine Novellen mehr in Deutschland geschrieben.

Warum? Vielen Erzählern scheint es gewiß nicht mehr lohnend genug, zumal die Aussichten auf eine „Verankerung" im Buchhandel bei der Novelle geringer sind, als beim Roman. Es ist eine bekannte Tatsache, daß gerade in letzter Zeit viele Schriftsteller, auch solche von Rang, zu praktischeren Berufen, die ein sicheres Auskommen gewähren, etwa zum Bank- oder zu einem anderen Beamtenfach übergegangen sind. Ich meine aber doch, daß innere Gründe mehr als man allgemein annimmt, bei jener Erscheinung mitsprechen. Es ist keine Frage, daß heute gerade die Geistigen, Wesentlichen sich in einem Zustand der Hoffnungsarmut befinden, der hemmend auf jene geheime Sprungfederkraft wirkt, deren das Fabulieren, das künstlerische Schaffen nun einmal bedarf. Was soll der Erzähler schildern? Von Krieg oder Revolution mag, heute wenigstens, niemand etwas lesen. Und die Gegenwart? Ist sie nicht ungreifbar wie eine Qualle? unberechenbar wie ein anhebender Schiffbruch? Man weiß, daß der Maler, der einen Schiffbruch miterlebt, auf schwankender Planke nicht schaffen, bestenfalls Eindrücke sammeln kann. Es fehlt zurzeit der feste Standort zu ruhiger Betrachtung, zum Überblick. Gewohnte, ordnende Prinzipien sind gelockert. Die meisten fürchten nur, von einer unvorhergesehenen Sturzwelle überrollt zu werden und suchen vorzubeugen, Mittel aufzustapeln, die über Wasser halten. Der Humor, allein vielleicht imstande, solche Zustände, schon während sie herrschen, künstlerisch zu verwerten, kann gerade in ihnen keine Wurzel fassen, es sei denn die Abart des Galgenhumors, dem Zynismus nahe verwandt. Aber dazu ist das Ganze wieder zu ernst und furchtbar, wenigstens für die betroffenen Deutschen. Viele hat ein stumpfer Gleichmut, ein lähmender Fatalismus ergriffen, der alles andere als schöpferisch ist.

So sind es gegenwärtig trübe Ausblicke für die deutsche Literatur. Aber während ich — in einem Heilbad des Schwarzwaldes — diese Betrachtungen niederschreibe, weht erquickende Bergluft und harziger Tannengeruch durchs offene Fenster an den Schreibtisch. Unwillkürlich greift die Hand nach einem grüngebundenen Büchlein, das ein Schwarzwälder Dichter schon vor Jahren geschrieben hat, das aber in diesem Jahre des Unheils erst erschienen ist. Wie ein doppelter Trost weht es mich aus dem Fenster und aus dem Büchlein erfrischend an. Und ein triebhafter Augenblickswunsch, dem Leser wenigstens einen leisen Hauch von dieser Erquickung mitzuteilen, heißt mich mit der Betrachtung dieses Buchs beginnen. Um so mehr, als der Verfasser ein wirklicher Dichter ist, von einem reinen Idealismus, von einem tiefethischen Grundgefühl in Glut gesetzt, wie sie heute schwerlich noch zu finden sind, so gewiß es auch ist, daß sie für unseren Heilungsprozeß einst wieder gesucht werden müssen, wie seltene Kräutlein, tief im Waldesgrund versteckt...

Emil Gött, unseren Lesern kein Fremder mehr, heißt dieser Dichter und Nachdenkliche Geschichten nennt der Herausgeber, Dr. Gustav Manz, diese wohl letzte Sammlung seines Nachlasses. Denn das geistige Erbe dieses viel zu früh gestorbenen Deuters und Weisers, dieses in schwerstem Leiden nie verzagenden Kämpfers ist sonst schon, gut verwaltet, von Roman Woerner mit einer vortrefflichen Lebensbeschreibung eingeführt, im Beckschen Verlage zu München erschienen. Manz, der Landsmann Götts, den eine zwanzigjährige Freundschaft mit ihm verband, schildert seine Erscheinung mit folgenden beschwingten und gerade in heu-

Digitized by Google

tiger Zeit lesenswerten Worten: „Kaum auf des Lebens Höhe angelangt ein Todgeweihter — jahrelang erschüttert von den Sklavenaufständen der lodernden Leidenschaft gegen die eiserne Selbstzucht, im Außendasein von Katastrophe zu Katastrophe stürzend, den selbstgewählten, bitteren Kelch mit dem Lächeln des unversieglichen Humors schlürfend — denen, die er liebte, ein lieber Despot, ein Helfer den anderen, ein Gegner sich selbst, ein erzdeutscher Edelbauer und Sozialaristokrat, das war er, dieser Emil Gött! Heute noch vielen ein Name ohne Klang" (nicht mehr so vielen als damals, fügen wir hinzu), „manchem aber ein Labsal stiller Stunden, ein Spiegel eigener Kämpfe, eine leidenvolle Verkörperung des Wollens ohne Ende und des Müssens ohne Wahl . . ."

Es bedarf nicht des großen Spiegels von Götts Gesamtwerk, auch aus dieser blanken Scherbe seiner „Nachdenklichen Geschichten" tritt uns sein Bild, so wie der Herausgeber es in den „Briefen an einen Freund" schilderte, hervor. Es sind meist schlichte Volkserzählungen, aber in jeder offenbart sich ein dichterischer Vollmensch, ein ganzer Kerl, zugleich ein Träumer und ein tatenfroh Wirkender, der niemals den Grundzug seines Wesens: ehrliche Offenheit und ein starkes ethisches Gefühl verleugnet.

Die wertvollste dieser „nachdenklichen Geschichten" ist „Mariä Lichtmeß". Das Paradies verträumter, spielender Kindheit, erster zarter Liebe und stolzer Knabenpläne ist hier mit einer dichterischen Schönheit und Wahrheit geschildert, daß man an den ersten Teil von Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe" erinnert wird, nur daß Gött weniger episch vollendet, darum aber auch impulsiver und individueller, das Mysterium erwachenden Trieblebens schildert. Tief schläft ein geheimnisvolles Wollen und Sollen im Innern des Menschen. Auch in den beiden Kindern, die sich so zärtlich liebten, ohne zu wissen, warum —: dem derben, wilden, krausköpfigen Dorfbuben Franzel, des Lochmüllers Sohn, und der zarten Sophie, des Lehrers schüchtern-stillem Töchterlein. Körperlich so verschieden voneinander, fühlten sie doch, daß ein Inneres sie verband und fanden ihr schönstes Glück in gemeinsamem Beieinandersitzen und Spielen, in ihrer ganz eigenen Welt, die sie sich geschaffen hatten. Köstliche Stunden in der Stille des Schwarzwaldes an warmem Sommertag, droben am Felsen, wo das helle Schnurren der väterlichen Sägemühle nur gedämpft heraufdringt, in Waldesstille und Einsamkeit, oder unten am Bach, wo der erfinderische Franzel eine ganze Anzahl kleiner Mühlwerke gebaut und in Gang gebracht hat, daß es sich immerfort dreht und schnurrt und pocht und klappert; oder in der Heuscheune, wo der Knabe sich ganz oben unter dem First im duftigen Heu seine Schatzkammer voll Äpfel, Birnen und Nüssen zusammengetragen hat; oder im klaren Wintersonnenschein, wenn beide zusammen auf einem Rutscher die Halde vom Waldrand bis zur Bachsohle herunterschlittern. Am schönsten aber war es manchmal abends im Lehrerhaus, wenn Sophie den geigenden Vater auf dem alten, dünnstimmigen Klavier begleitete und ein Duo von Mozart oder Haydn den Knaben so ergriff, daß er nachher leise zum Mädchen sagte: „Es ist mir, als ob ihr auf mir spieltet."

Doch genug mit dieser Probe. Niemand wird die Bekanntschaft mit diesen Nachdenklichen Geschichten bereuen, es ist das kleine aber wertvolle Geschenk eines toten Dichters.

Ein lebender, Hermann Stehr, bietet, offenbar weniger noch erbaut vom Treiben der Gegenwart als zur Zeit seiner „Krähen", diesmal ein Märchen, beinahe zeitlos, mit moralischer Nutzanwendung. Ganz zeitlos ist es insofern nicht, als die tragende Gestalt, Wendelin Heinelt, ein Arbeiter unserer Zeit ist, ohne daß indessen, wie vorweg zu bemerken angebracht scheint, die Politik und der Sozialismus ein Wort dabei mitsprechen. Wendelin ist ein armes Hascherl, hat ein Weib und sieben Kinder, die, wie er selber, in der Hauptsache von Kartoffeln und Kaffee ihren Zellenstaat bauen, der dadurch nicht gerade besondere Widerstandskraft gewinnt. Auch so hat es mit dem Durchkommen allemal sein Wenn und Aber, Wendelin hat schwer zu ringen und wenn er auch den Mut nicht verliert, so ist er doch niedergedrückt von Sorgen und Müdigkeit. So steht er eines Sonntagvormittags, zur ersten Frühlingszeit am Zaun und sieht den Ausflüglern zu, die lustig zum Bergwald hinaufwandern. Da packt ihn das Verlangen, seiner Not auch einmal ein paar Stunden aus dem Wege zu gehen, er nimmt ein Stück Brot mit und pilgert hinter den anderen drein. Unterwegs denkt er nach, was er alles kaufen möchte, wenn er einmal beide Hände voll Geld hätte. Bald aber reicht dies Geld für alle seine Wünsche nicht — hat er doch für Weib und Kinder mitzusorgen — er wirft sein ganzes Kartenhaus um und baut ein neues, zu dem vier Hände voll Geld nötig sind. Dieser aus dem Leben gegriffenen Beobachtung stellt der Dichter sehr fein das Märchen, das Wendelin nun erlebt, in Parallele gegenüber. Auch da geht es eine Weile hin und her und kraus durcheinander, obwohl Wendelin doch nichts anderes als sein und der Seinen Glück will, was ihm vorläufig gleichbedeutend mit viel Geld ist. Nach allerhand höchst merkwürdigen Erlebnissen, die hie und da verzwickter sind, als das Märchen sie verträgt, aber der Phantasie des Dichters ein gutes Zeugnis ausstellen, bekommt er endlich den ersehnten Glückszauber in die Hand; als es aber gilt, einem armen Menschen in seiner Not beizustehen, und er dabei seines Glücks nicht achtet — da erst ist er reif für das große Gottesgeschenk, das in einem schönen — Brot besteht. Freilich einem Brot, das

Digitized by Google

kein Ende nimmt, „und die davon aßen, bekamen goldene Herzen voll Fröhlichkeit und Güte, ihre Augen blieben weich und ruhig". „Auch du," sagt am Schluß der Dichter zum Leser, „hast dann und wann schon einen aus seiner Familie gesehen. Wenn du jemand um einen Trunk Wasser bittest und er reicht dir die Kanne, um einen Bissen und er langt dir das Brot hin ... es ist ein Kind jenes Heinelt Wendelin, der voll Schmerz sein Glück suchen ging und als er es gefunden hatte, dessen nicht achtete, um seinem ärmeren Bruder zu helfen ... Einmal aber sind wir alle Heinelt-Menschen geworden. Dann ist der Himmel auf Erden und niemand fürchtet sich mehr vor dem Tode."

Auch in diesem Märchen zeigt sich Stehrs dichterische Eigenart, die wir an dieser Stelle wiederholt zu charakterisieren suchten, wenn auch nicht in dem Gehalt seiner größeren Werke. Sonderbare Ausdrücke, dem Volksempfinden abgelauscht, glitzern mitunter bunt im Fluß der Erzählung auf, und man spitzt das Ohr, wenn Stehr etwa erzählt, wie die Mutter ihr Kind in Schlaf singt, oder wenn die zwölf Mitternachtschläge der Dorfkirchuhr wie weiße Vögel in die Nacht fliegen. Auch der in edlem, gütigem Menschentum wurzelnde Schluß ist Stehrs würdig.

Nicht minder seltsam als dies Märchen und doch so verschieden von ihm wie nur möglich ist Franz Hermann Meißners Erzählung Das Geheimnis der Nürnberger Madonna. Eine spukhafte, seltsame, romantische Geschichte, die doch der reine Vernunftmensch auf eine einfache und bequeme Formel bringen kann. Er, der Rationalist, wird den Inhalt etwa so erzählen: Ein junger Berliner Kunstgelehrter, Dr. Lorz, hat sich in eine schöne, blonde Frau verliebt, die in Nachbarschaft seiner Wohnung oft am Fenster sitzt und liest. Auf vorsichtige Erkundigung hin erfährt er, daß sie mit einem Dr. Held verheiratet ist und einmal sieht er bei seinen Fensterpromenaden, die sie nicht zu bemerken scheint, auch ihren Gatten, einen jungen, brünetten Herrn mit schmalem Gesicht und kurzem Schnurrbart. Aber so tief sitzt die — jetzt hoffnungslose — Liebe schon bei dem jungen Lorz, daß er, um sich zu retten, auf ein Jahr verreisen will, und zwar fährt er zunächst nach seinem geliebten Nürnberg. Er ist aber schon gemütskrank, sein Nervensystem hat gelitten, denn unterwegs schon hat er die seltsame Vision eines Reisebegleiters, der auffallend — nur ihm nicht auffallend — dem Gatten seiner Geliebten gleicht. Vermutlich ist Lorz im Nürnberger Hotel schon erkrankt und sieht in seiner Phantasie nun diesen Reisebegleiter, als den nach dem Glauben der Seelenwanderung wiedergekehrten, unbekannten Schöpfer der berühmten „betenden Madonna" im Germanischen Museum. Offenbar vermischen sich in den Phantasien die beiden Angelegenheiten, die den jungen Kunstgelehrten in letzter Zeit am lebhaftesten beschäftigt haben: seine Liebe und sein Wunsch, den Schöpfer der Madonna zu entdecken. Schwerkrank nach Hause zurückgekehrt, wird er von seiner Schwester treu gepflegt, aber sein Zustand ist hoffnungslos. Da merkt die Schwester aus seinen irren Reden, um wen es sich handelt, sie bittet die junge Frau, die inzwischen Witwe geworden ist, zur Rettung seines Lebens sich ihm einmal zu zeigen. Sie tut es und nach seiner Genesung werden beide ein Paar.

So würde der nüchterne Vernunft- und Einmaleinsmensch die Fabel erzählen, aber er würde damit allen Duft und Schimmer, alle Poesie und Schönheit, alles Spannende und Geheimnisvolle der Erzählung glücklich abgestreift haben wie den bunten Goldglanz vom Schmetterlingsflügel, wie Duft und Farbe von der Rose. Das macht gerade den Wert dieser seltsamen Geschichte aus, daß Meißner es versteht, das Rätselhafte und die im Unterbewußtsein waltenden Mysterien des Lebens so mit den wirklichen Geschehnissen zu verweben, daß man nicht weiß, wo das Reich der Träume beginnt und die Wirklichkeit aufhört. Einen ganz besonderen Reiz gibt der Erzählung die kunstfreudige Umrahmung — dieser Kunstgelehrte, der verzückt vor der betenden Madonna steht, ist schließlich Meißner selber — und die Umwelt des alten Nürnberg mit seiner aus Geschichte, Kunst und Sage emporgewachsenen Bedeutung, mit dem Reiz seines einzigartigen Stadtbildes. Die Liebe zur Kunst, die Liebe zu Nürnberg und schließlich die Liebe zu warmen, aufrechten Menschen gibt als Dreieinigkeit der warm und lebendig geschriebenen Erzählung einen tieferen Klang, der lange noch im Innern nachhallt bis er zum Erinnern eingeht. Das Buch ist zwei der Gabe würdigen Empfängern gewidmet. Es wird viele Freunde finden.

Wenige dürften ein so fachmännisches Verständnis für den uns im nachfolgenden beschäftigenden Roman haben, wie der Verfasser obigen „Geheimnisses", der einer der Leiter unseres Zoologischen Gartens in Berlin ist. Das seltsame Buch trägt die Aufschrift: Butz der Ameis. Abenteurer-Roman aus der Ameisenwelt von Helmut M. Böttcher. Der Titel verspricht nicht zu viel. Es ist ein wirklicher Abenteurer-Roman, mit allen Vorzügen einer bewegten, aufregenden Handlung, die den Leser von Anfang an gefangen nimmt und in Spannung hält. Dabei spielt der Roman tatsächlich in der Ameisenwelt, sein Held im besten Sinne des Worts ist ein junger Ameis, der es von vorneherein versteht, unser Mitgefühl zu erwerben. Im ersten Kapitel erleben wir die Schmerzen und Nöte des armen noch ins Gefängnis der Larvenhülle gepreßten Butz, um das Licht der Welt zu erblicken, deren Rumoren er ringsum schon lange spürt. Nicht zum

Digitized by Google

wenigsten, wenn er merkt, wie seine Larve von zwei starken Kieferzangen zusammengepreßt wird, daß ihm der Atem auszugehen droht, wie er vom Boden aufgehoben und in großer Hast davongetragen wird — geradeaus — rückwärts — durch schmale Gänge, in denen ein Tosen und Raunen und Wispern und Rauschen ist, das ihn beklommen macht — aufwärts — tiefenwärts... Finster ist es in der Puppe und Hunger meldet sich beim armen Butz, so daß er sich zu rühren und an seinem Gefängnis zu knabbern und zu zerren beginnt. Da merkt er auch schon, wie von außen her, an genau derselben Stelle, ein Beißen und Nagen und Reißen anhebt, es ist seine treue Mutter, die nur auf diesen Augenblick gewartet hat, ihr Kind zu befreien und dem Leben zu schenken. Frei fühlt sich jetzt Butz und jubelnd dankt er im Licht der Mutter. Aber noch meint er, er sei eine hilflose Larve und mit Schmerz sieht er, wie die anderen Ameisen sich auf ihren kräftigen Beinen tummeln. Sehr hübsch ist nun geschildert wie Butz seine Beine entdeckt, nachdem er sich vorher bitter bei der Mutter beklagt und die, indem ihr Fühler liebkosend über den Kopf des Kleinen streicht, ihm mit der Weltweisheit antwortet, daß die kleinen Larven deshalb noch keine Beine hätten, damit sie sich nicht verliefen in der großen Welt; jetzt aber, als Ameis, solle er sechs Beine zugleich haben. Und richtig. Bald ist Butz wirklich — auf den Beinen und damit nun imstande, der Abenteurer zu werden, der uns in diesem Buch ausgezeichnet unterhält und ergötzt.

Auf zwanglose und sogar sehr anmutende Weise führt uns so Helmuth M. Böttcher, der Sohn des wohlbekannten Fabulierers, Jagd- und Tierfreundes Maximilian, in die so nahe und doch so unbekannte Wunderwelt dieses Insektenvolks, dieser klugen und energischen Realsozialisten, die als Arbeiter, Soldaten, Architekten, Kolonisatoren, Viehzüchter, Nutzgärtner und in jedem Sinne nützliche Volksgenossen ihresgleichen suchen und in der Menschenwelt kaum in dieser Allgemeinheit finden. Mit Butz, einem frischen, tapferen Kerlchen, lernen wir die Arbeitsstätten und — Lasterhöhlen der Ameisen kennen, ihre kunstvollen und praktischen Bauten, ihre gefüllten Speicher, ihre Ackerfelder, Webstühle, Pilzgärten und — besonders fesselnd — die Milchwirtschaft der Blattlauszüchter, wir lernen die verschiedenen Abarten dieser Tierchen unterscheiden, die Diebs-, Wander-, Sammler-, Ernte-, Blattschneider- und Weberameisen. Erstaunlich, wie Böttcher, trotz der ungemeinen naturwissenschaftlichen Unterrichtung, dem Ganzen einen steten Spannungsreiz, der mitunter geradezu dramatisch wird, zu geben weiß. Ein feiner Humor und eine leichte Satire (sie liegt nahe: wir Menschen könnten hier manches lernen) und endlich auch die Liebe fehlen nicht, Butz führt die Ameisenjungfer Madi als Braut heim — ganz wie in einem Menschenroman.

Eine Auseinandersetzung mit den Folgen des Krieges und dem eigenen, dichterischen Ich gibt Johannes Schlaf, der Einundsechzigjährige, in einem neuen „Dingsda"-Buch: Ein Wildgatter schlag' ich hinter mir zu... In einer dithyrambischen Einleitung erklärt er den Titel: zur Einsamkeit steigt er empor, den Berg hinan, der ihn über den Alltag erhebt und ein Wildgatter schlägt er hinter sich zu, das ihn trennt von dem Geschwätz der Welt. Hier oben nun sucht er sich Rechenschaft abzulegen über Deutschlands Schicksal und die eigene Stellung dazu. Er erblickt in der Grausamkeit, mit der vor seinen Augen eine Spinne ein so kräftiges Tier wie eine Hummel mit seinen Garnen umwebt und schließlich im Spinnetz wehrlos macht, um ihm das Blut auszusaugen, ein Gleichnis... Und so ganz deutsch ist Schlaf (nach Klopstocks Wort: „Nie war ein ander Volk" usw.), daß er der Spinne, also unseren Feinden, nach dem Prinzip einer ausgleichenden Gerechtigkeit Gottes, gerecht zu werden sucht. Und doch gerät er sogleich ins Schwanken. Sicherlich, meint er, wird Deutschland sich aufrichten, denn es ist das auserwählte unter den Völkern des Erdkreises, deren großer Einigung es einst „geistige Gewähr und religiöse Bindung" geben wird. Ein schöner Traum, mit dem sich hier auseinanderzusetzen Zeit und Raum fehlt. Schlaf zeigt sich auch in diesem Zeitbuch als der ehrliche, ideale Poet, und so gibt er uns ein Erlebnis, gleichviel, ob man ihm im einzelnen zustimmt oder nicht. Wunderschön sind die vielen Naturbetrachtungen und Wandererstimmungen, die seine politischen Ergüsse umranken, oft so, daß man sie kaum darunter erkennt. Man liest das Buch mit Genuß und freut sich an dem redlichen, ernsten Versuch: Erlösung von dem Zwiespalt zwischen Trauer und Hoffnung, zwischen Vaterlandsliebe und Menschheitstraum zu finden.

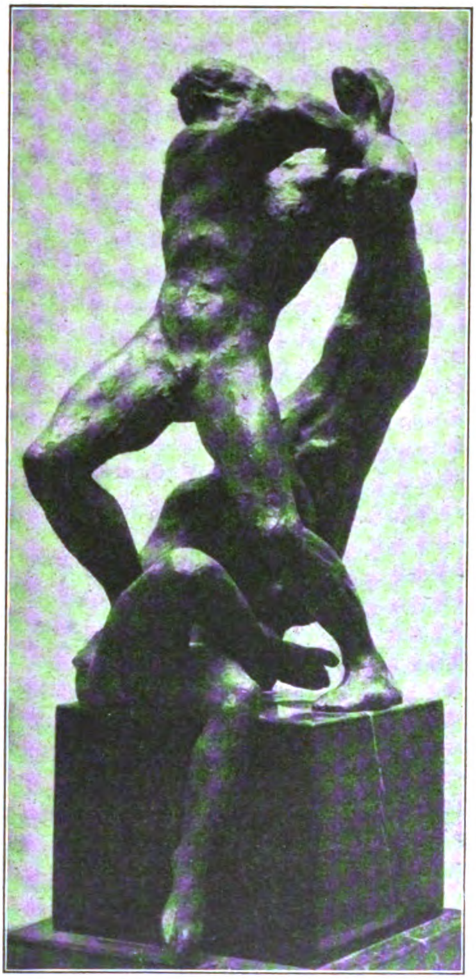
Tischbeins Selbstbiographie: Aus meinem Leben, herausgegeben von Lothar Brieger, ist eines der empfehlenswertesten Bücher, die mir in letzter Zeit vorgelegen haben. Zuerst freut man sich an dem reichen Bildschmuck, den meisterhaften Porträts, die dem Werk beigegeben sind. Man wird nicht müde, sie wieder und wieder zu betrachten und ist erstaunt über Tischbeins eindringliche Kunst, als wäre sie eine neue Entdeckung. Dann beginnt man zu lesen und fühlt sogleich die reine Luft und klassische Ruhe seines Freundes Goethe in diesem vortrefflich geschriebenen Lebenslauf eines Menschen von hoher Kultur. Schon bei der Schilderung seines Elternhauses erkennt man den inneren Reichtum dieses bedeutenden Menschen und Künstlers. Das Buch nimmt unter den vielen Lebenserinnerungen unserer Sprache einen klassischen Rang ein.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Bildwerke der Akademie-Ausstellung 1923, Berlin — „Der Tanz“ aus Lotte Pritzels Lithographienfolge — Ankefas-Spitze — Scherenschnitte von Barthel-Mürau, München — Zu unsern Bildern

Wohl allen Kunstfreunden, die den Frühjahrs- und Sommerausstellungen an den Hauptstätten des künstlerischen Wettbewerbs in Deutschland aufmerksame Besuche gewidmet haben, wird die Kunstschau der Berliner Akademie am stärksten im Gedächtnis haften geblieben sein. Nicht wegen einzelner besonders überragender Werke. Was in der Erinnerung den wohltuenden Eindruck ausübt, das ist das gute und vornehme Niveau der ganzen Veranstaltung. Ein reiches Können hatte Meisterliches geschaffen, und es war eine Freude, sich in den Ernst dieser großen, stillen Arbeit zu vertiefen. Die großen Berühmtheiten fehlten nicht. Meister Hugo Lederer, den die Wiener Akademie der Künste soeben zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hat, war mit einem „Oberschlesischen Grubenarbeiter“ vertreten, einer ins Monumentale gesteigerten Gestalt, die doch in Haltung, Schädelbildung und Ausdruck besonders Markantes für völkische und berufliche Eigenart besaß. Von den Werken, die auch in der bildlichen Wiedergabe einigermaßen den künstlerischen Eindruck erkennen lassen, möchten wir heute hier den „Michel“ von Prof. Ernst Wenck zeigen, den „Schreitenden Silberlöwen“ von Otto Weißmüller und die „Innocentia“ von Otto Matthes. Wencks wundervolle Jünglingsgestalten, die in Bronze manchen Park in Deutschland schmücken, sind durch die Ausstellungen am bekanntesten geworden. Über dem Taufstein in der Lukaskirche in Berlin-Steglitz befindet sich eine Taufgruppe in Kalkstein, die den Künstler auf eigenen, neuen Wegen zeigt. Die fabelhafte Kraft läßt er dort schon ahnen, die nun aus seinem „Michel“ spricht. Der innere Angstschrei nach dem starken Mann, der Deutschland retten sollte, mag mitgewirkt haben, diese temperamentvolle, leidenschaftliche Ausdruckskunst zu fördern. Otto Weißmüllers Löwe ist äußerlich ganz Ruhe, wenn auch nicht ohne Spannung. Der junge Künstler — eben dreißigjährig —, ein Frankfurter, ist Hugo Lederers Meisterschüler. Der Krieg hat seine künstlerische Entwicklung zeitweise gehemmt, er ist erst Ende 1919 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt. Aber nicht nur sein Meister, auch der Kunstfreund, der seinem Schaffen folgt, ist ohne Sorge um seinen ruhigen und sicheren Aufstieg. Die dritte Wiedergabe zeigt das Werk eines jungen Bildhauers, der weitab davon ist, das Leben gestalten zu wollen. Hier ist es ein Gedanke, der nach Ausdruck ringt. Vielleicht liegt dabei noch ein leis humoriger Zug über dieser überschlanken Gestalt der „Innocentia“.

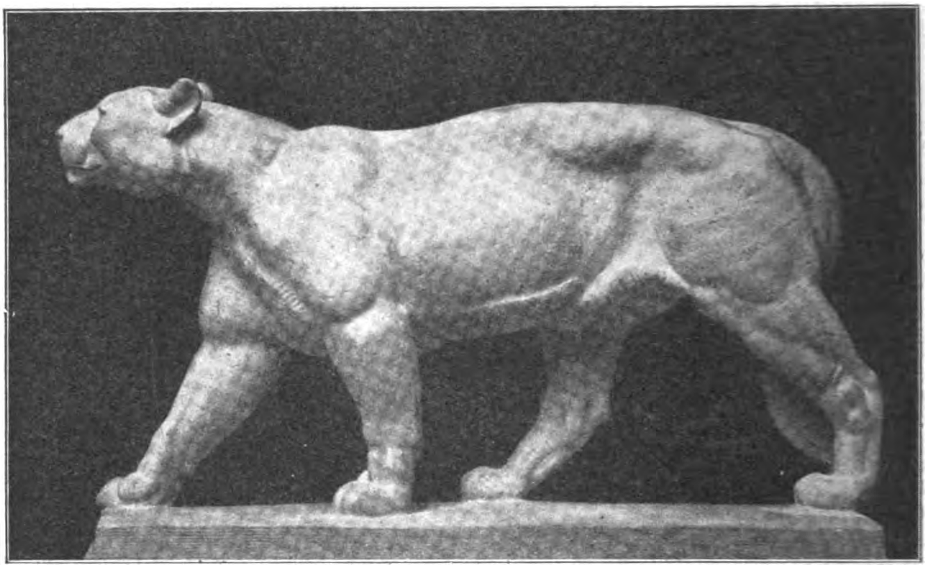


Michel. Bildwerk von Prof. Ernst Wenck
(Akademie-Ausstellung 1923, Berlin)

Aus Lotte Pritzels Lithographienfolge zeigen wir die fesselnde Arbeit „Der Tanz“. Auch dieses Blatt ein echtes, rechtes Kind der Lotte Pritzel-Kunst, deren süß erschöpfte, zarte, elegante, lässige Puppengestalten nicht mehr aus dem Kunstgewerbe wegzudenken sind.

Eine äußerst wirkungsvolle Knüpftechnik weist die Anke-

Digitized by Google



Schreitender Silberlöwe. Bildwerk von Otto Weißmüller. (Akademie-Ausstellung 1923, Berlin)

faſſpitze auf, die unſer folgendes Bildchen vorführt und beſonders die Aufmerkſamkeit unſerer Gönnerinnen erregen dürfte. Die Bezeichnung der Technik ſtellt eine Abkürzung des Namens der im deutſchen Spitzenlande — alſo um Plauen herum — lebenden Erfinderin dar.

Für dieſe ſchlechten Zeiten, in denen man ſo dankbar iſt für ein herzbefreiendes Lachen, haben wir eine recht luſtige Seite als Heftſchluß ausgeſucht. Der Münchner Scherenſchnittkünſtler Carl Ferdinand Barthel-Mürau zeigt uns ein paar ganz köſtliche Ausſchnitte aus dem Volksleben. Der Radelunterricht der beleibten, ängſtlichen Madame, der juchazende Schuhplattler mit ſeiner die Rockglocke ſchwingenden Holden, die auch nicht eben auf kleinem Fuße lebt, und der ſchon faſt ins Expreſſioniſtiſche tauchende Kegler — wer will ſich noch über Butterpreiſe und Kohlennot ärgern, wenn er ſieht, wie fröhlich man das Leben anpacken kann — ſofern man eben Barthelſches Talent mit in die Wiege bekommen hat!

Innocentia. Bildwerk von Otto Matthes (Akademie-Ausſtellung 1923, Berlin)

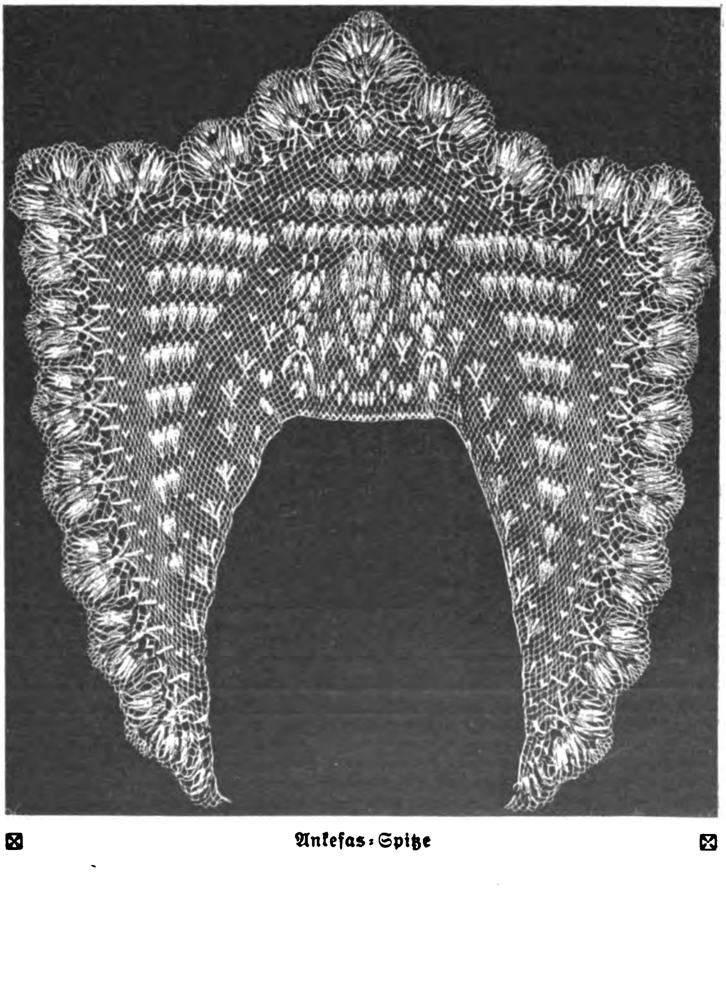
Der kleinen Monographie über Altdorfer, die unſer Heft einleitet, folgt eine Reihe Kunſtbeilagen, die ältere und jüngere und ganz junge Kunſt bieten. Im Fahrwaſſer der noch immer mutig und fleißig vorwärts Strebenden zeigt ſich Sabine Lepſius, die Witwe des uns im vorigen Jahre entriſſenen Meiſters, deſſen Gedächtnisausſtellung in der Akademie der Künſte manch feines, eindrucksvolles, vornehm gemaltes Bildnis aufwies. Unvergeßlich das Porträt eines jungen Gelehrten aus älterer Zeit! An derſelben Stätte bot nun Sabine Lepſius das Bildnis eines ſympathiſchen, jungen Mannes, friſch, ungezwungen in der Haltung, charakteriſtiſch der Kopf, bei aller Jungburſchenhaftigkeit. Der loſe, weiße Kragen, der

Digitized by Google

Aus Lotte Pritzels Lithographien-Folge „Der Tanz". (Mit Erlaubnis von Friedmann & Weber, Verlag, Berlin)

Sohn eines Stubenmalers hat er zuerst im väterlichen Geschäft praktisch gearbeitet, im Winter sich im Kunsthandwerk betätigt, dann ward er Schüler von Franz Stuck, später von Matisse. Als er bei Kriegsausbruch von Paris heimkam, war er schon ein fast Fertiger. Mehr und mehr verschwand Matisse aus seiner Hand. Aber das Gemeinsame blieb, das nicht Gelernte, sondern Angeborene: die Leuchtkraft der Farbe, die Heiterkeit, die Freude. — Reschs „Zwei Katzen" sind inhaltlich, in der Idee des Bildwerks, so stark und fesselnd, daß darüber fast die feine und geschmeidige Kunst der Linienführung, der überraschenden Parallelen vergessen werden könnte. Und ebenso sprechend, stark und fesselnd, wirkt wohl auf jedem Beschauer die Szene „Im chinesischen Theater". Alexander Jakowlew gibt in diesem Ausschnitt aus dem Leben auch feinste, geistreichste Gedankenkunst. Ein Psycholog ist dieser Maler, vielleicht auch ein kluger Spötter — vor allem aber ein starker Könner. — Unsere Leser werden sich gewiß des vortrefflichen Waldbildes von Willy Jaeckel entsinnen, das unsere Hefte im abgelaufenen Sommer zeigen durften. Heute führen wir den ernst ringenden, stets eigne Wege gehenden Gestalter als Bildnismaler vor. Ein

den ersten Blick anzieht, ist äußerst geschickt verwendet, um die zarteren Farbwerte des Bildes wirkungssicher zu verteilen. Eine Porträtkünstlerin, die nach diesem glänzenden Wurf wohl noch begehrter und umworbener werden wird, als sie's schon b sher war. — Professor Hans Purrmann, von dem unser Blumenstilleben stammt, bedeutete eine Hauptstütze der Ausstellung der Berliner Freien Sezession. Er ist durchaus Kolorist. Betrachten wir die ersten Bildnisse von ihm, so müssen wir an Matisse denken. Aber dieser Pfälzer ist kein Nachahmer des Franzosen, beileibe nicht. Als



Ankefas-Spitze

Digitized by Google

Treten! — Treten!

genau, daß wir jedes Bild [illegible] sofort werden bezeichnen [illegible]. Und doch ist ein Fortschritt [illegible] Bild zu Bild erkennbar. Kunst, um die nicht mehr gestritten werden muß, bietet unsere letzte Kunstbeilage: des Düsseldorfers Albert Holz „Brunftzeit". Die Oktoberstimmung ist wundervoll wiedergegeben. Wohl dem, der in diesen schweren Nöten ab und zu sein Lädchen, sein Tischchen, sein Ämtchen verlassen kann, um Wald- und Höhenluft zu atmen. Wir Festgeschmiedeten sind der Kunst dankbar, die uns wenigstens für Stunden in höhere Sphären erhebt! H. S.

Gemälde, realistischer als alles, was wir sonst von Jaeckel kennen, dem es ja nicht vor allem darauf ankommt, in Farbe und Zeichnung der Wirklichkeit zu entsprechen. Und doch, wie packt dieses Bildnis. — Franz Reinhardts ‚Bootzieher', fabelhaft in der Kraft der Bewegung von Mensch und Element, war auf der Münchner Sezession in der Galerie Paulus ausgestellt. Hier traf sich viel Jugend, die zu Hoffnungen alle Berechtigung gibt. — Eins der erfolgreichsten Bilder der Berliner Akademie-Ausstellung war Blontkes „Badende". Wir kennen das Altrot, das Lichtgrün, das Schattenblau, das Blond seiner Frauen, den Fleischton seiner Akte schon so

Schuhplattler

Der Kegler

Scherenschnitte von Carl Ferdinand Barthel-Mürau, München

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

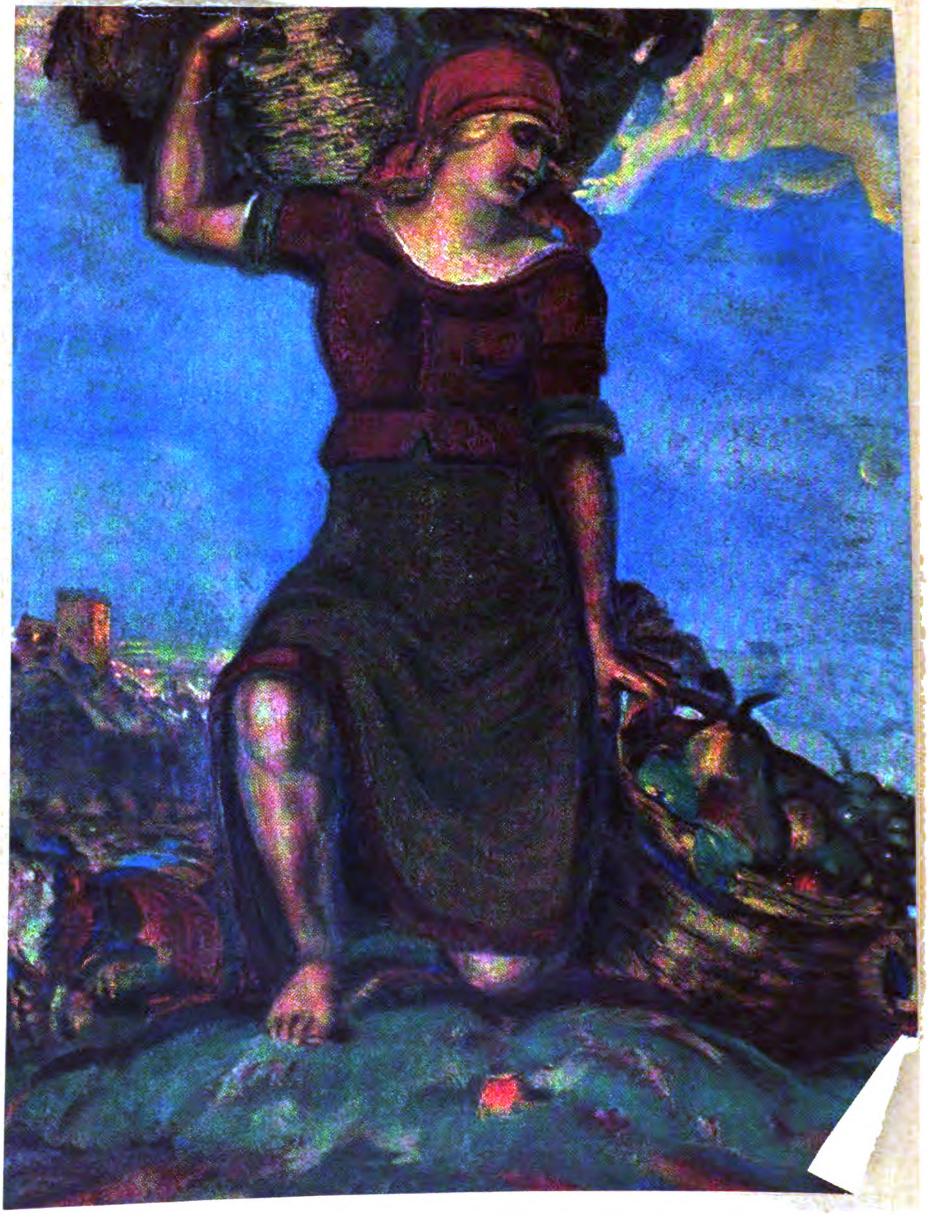
Novemberheft zum Preise von 1,50 Goldmark.

Auslandspreis: 2,50 Schweizer Franken, für das übrige Ausland entsprechend.

Inhalt des Novemberheftes:

	Seite
Herrn Imelmann's Krähe. Roman von Viktor v. Kohlenegg (Fortsetzung)	233
Lotto voce. Vier Gedichte von Karla Höcker	285
Russische Frauenbildnisse. Von Pawel Barchan. Mit elf ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden	287
Spätherbst. Gedicht von Hermann Hesse	298
Zukunftsstaaten der Vergangenheit. Von Prof. Dr. Arthur v Kirchenheim	299
Das Haus des Bischofs. Novelle von Friedrich Freksa	305
Glitzerfäden — Am Ziel. Zwei Gedichte von Frida Schanz	312
„Schlechtes Wetter". Eine Plauderei von Dr. M. Robitzsch. Mit vierzehn Abbildungen	313
Allein. Gedicht von Wilhelm Schussen	322
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Schnepfenthal. — Sonnige Zeiten von Otto Röse	323
Von meiner Insel. Von Kronprinz Wilhelm. Mit sechs ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen des Verfassers	329

Digitized by Google



Ernte. Gemälde von Walter Ditz

(Glaspalastausstellung, München 1922)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

38. Jahrg. / November 1923 / 3. Heft

Herrn Imelmanns Krähe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Fortsetzung

Sie waren auch von andern im Walde beobachtet worden. Förster Panse, der kurz nachher Herrn Imelmann und seiner Dame begegnet war, erzählte daheim seiner Tochter Luise davon: „Der Rietzker und die junge Gnädige. Sah merkwürdig aus — je ja — ick weet goar nix!"

„Wie ist das also gekommen, Dina?" fragte Herr Imelmann etwas später gleichmütig in seiner Werkstatt und sah scharf auf sein Zeichenpapier.

Da wurde sie wieder langsam rot. Sehr rot, daß ihre Lider an den Wimpern brannten.

Sie war ganz harmlos hier eingetreten, wie sonst, und doch mit einer bestimmten Absicht und mit unruhigem Herzschlag, als wäre die Angelegenheit noch nicht völlig abgeschlossen.

Sie schwieg. Sie würde niemals mehr nach Rietzke fahren, dachte sie und sah mit einem weiten Blick auf den glänzenden Schrank. Das scharfe Glanzlicht und der unbewegte Blick taten ihr weh.

Ach, sie war hier daheim — nicht bloß Gast. Er hatte schon ein Recht, sie zu fragen, aus dem und jenem Grunde. Die Uhr an der Wand tackte langsam. Mitunter knisterte der Stuhl oder Dinas Gewand, wenn sie sich bewegte, es geschah nicht sehr merklich. Herrn Imelmanns Bleistift machte scharfe krause Striche. „Ich möchte nicht darüber sprechen."

„Sie möchten nicht. — Schön. Aber das verrät viel, Dina — zuviel. — Dieser Herr — —" die sehnige Hand auf dem Zeichenpapier war geballt, und die Spitze des Stifts brach ab. Er warf den Stift weg, daß er über den Tisch rollte.

„Dina —" sagte er und atmete länger. „Das ist alles unmöglich — unmöglich!" Er stand auf. „Das ist — das ist irrsinnig." Und er schlug mit der Hand, mit der Faust auf den Tisch.

Sie blickte mit ganz schmalen Augen.

Herr Imelmann sah sie leidend und böse an.

Da sagte sie ihm, wie es gekommen war, auch aus weiblicher Rache, sich selbst zur Genugtuung oder Befreiung. Mit wenig Worten.

„Liebe Frau Dina — —" er sprach erregt. Da legte sie wieder rasch und beruhigend die Hand auf seinen Arm. Er lief auf steifen Beinen, nein, er war äußerlich ganz ruhig und verständig, nahezu gemütlich.

„Lieber Onkel Imelmann — — Es ist nun geschehen. Bitte nichts mehr davon. Ich war selbst zu harmlos — zu unvorsichtig oder auch zu ernsthaft auf jede Gefahr hin — ja, mein Gott."

„Sie Dina —?"

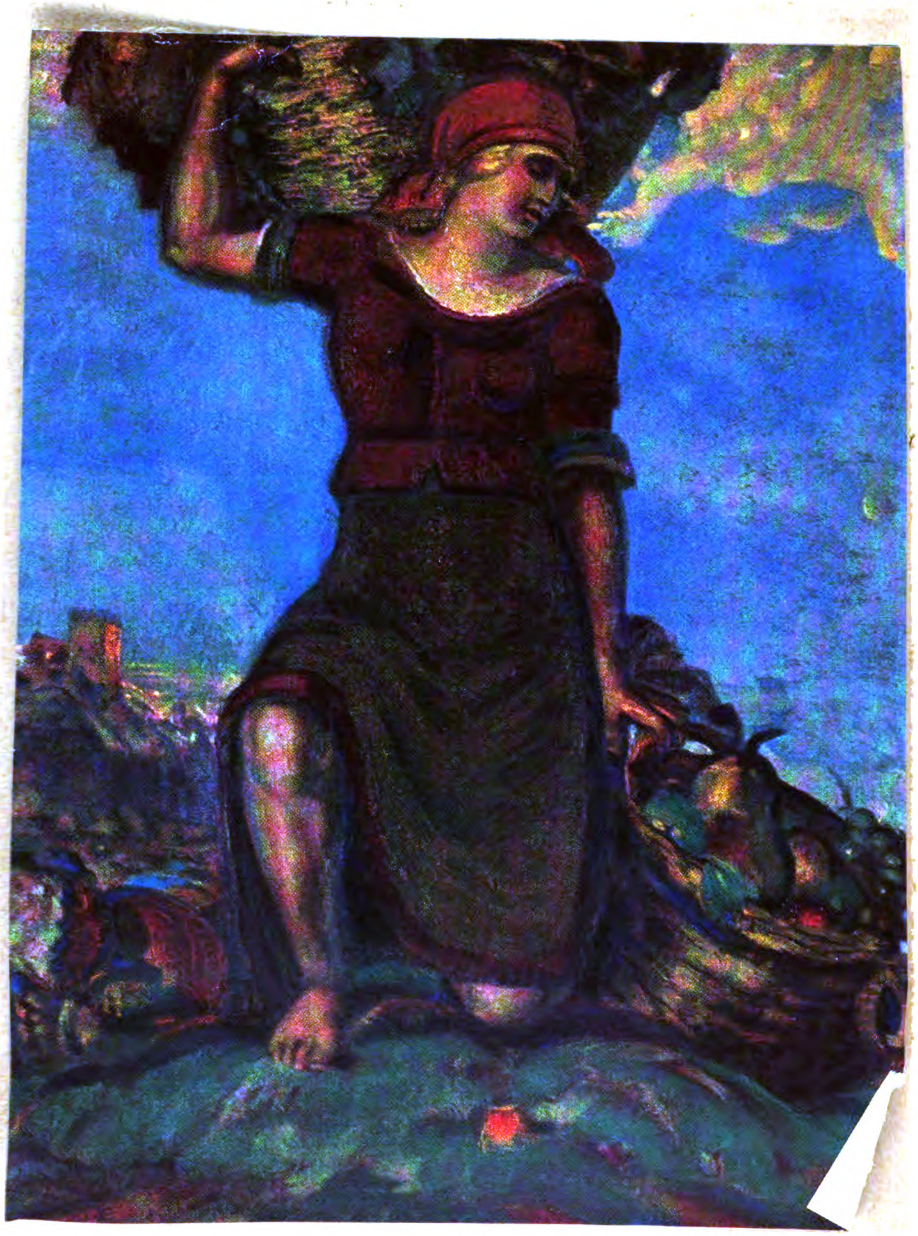
Da wurde sie noch röter. „Gut. Glauben Sie das."

„Nein, ich glaube es nicht. Ich will es nicht glauben. Das ist ganz und gar verrückt."

Am nächsten Morgen war Herr Imelmann sehr unzufrieden. Dina stand unter seinem Schutz. Der Großpapa war fern — mußte nicht etwas geschehen?

 Nachdruck verboten. Copyright 1923 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google



Ernte. Gemälde von Walter Ditz
(Glaspalastausstellung, München 1922)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
38. Jahrg. / November 1923 / 3. Heft

Herrn Imelmann's Krähe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Fortsetzung

Sie waren auch von andern im Walde beobachtet worden. Förster Panse, der kurz nachher Herrn Imelmann und seiner Dame begegnet war, erzählte daheim seiner Tochter Luise davon: „Der Rietzker und die junge Gnädige. Sah merkwürdig aus — je ja — ick weet goar nix!"

„Wie ist das also gekommen, Dina?" fragte Herr Imelmann etwas später gleichmütig in seiner Werkstatt und sah scharf auf sein Zeichenpapier.

Da wurde sie wieder langsam rot. Sehr rot, daß ihre Lider an den Wimpern brannten.

Sie war ganz harmlos hier eingetreten, wie sonst, und doch mit einer bestimmten Absicht und mit unruhigem Herzschlag, als wäre die Angelegenheit noch nicht völlig abgeschlossen.

Sie schwieg. Sie würde niemals mehr nach Rietzke fahren, dachte sie und sah mit einem weiten Blick auf den glänzenden Schrank. Das scharfe Glanzlicht und der unbewegte Blick taten ihr weh.

Ach, sie war hier daheim — nicht bloß Gast. Er hatte schon ein Recht, sie zu fragen, aus dem und jenem Grunde. Die Uhr an der Wand tackte langsam. Mitunter knisterte der Stuhl oder Dinas Gewand, wenn sie sich bewegte, es geschah nicht sehr merklich. Herrn Imelmanns Bleistift machte scharfe krause Striche. „Ich möchte nicht darüber sprechen."

„Sie möchten nicht. — Schön. Aber das verrät viel, Dina — zuviel. — Dieser Herr — —" die sehnige Hand auf dem Zeichenpapier war geballt, und die Spitze des Stifts brach ab. Er warf den Stift weg, daß er über den Tisch rollte.

„Dina —" sagte er und atmete länger. „Das ist alles unmöglich — unmöglich!" Er stand auf. „Das ist — das ist irrsinnig." Und er schlug mit der Hand, mit der Faust auf den Tisch.

Sie blickte mit ganz schmalen Augen.

Herr Imelmann sah sie leidend und böse an.

Da sagte sie ihm, wie es gekommen war, auch aus weiblicher Rache, sich selbst zur Genugtuung oder Befreiung. Mit wenig Worten.

„Liebe Frau Dina — —" er sprach erregt. Da legte sie wieder rasch und beruhigend die Hand auf seinen Arm. Er lief auf steifen Beinen, nein, er war äußerlich ganz ruhig und verständig, nahezu gemütlich.

„Lieber Onkel Imelmann — — Es ist nun geschehen. Bitte nichts mehr davon. Ich war selbst zu harmlos — zu unvorsichtig oder auch zu ernsthaft auf jede Gefahr hin — ja, mein Gott."

„Sie Dina —?"

Da wurde sie noch röter. „Gut. Glauben Sie das."

„Nein, ich glaube es nicht. Ich will es nicht glauben. Das ist ganz und gar verrückt."

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Morgen war Herr Imelmann sehr unzufrieden. Dina stand unter seinem Schutz. Der Großpapa war fern — mußte nicht etwas geschehen?

 Nachdruck verboten. Copyright 1923 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Man schloß sich zu; zog sich mit dem Rock seine Dickfelligkeit an und scherte sich den Teufel um andrer Leute Beschwernisse und Dummheiten! Was hatte es ihn anzugehen, wenn Dina geb. Hamacher mit andern Männern mehr oder minder gezwungen oder ernsthaft scharmuzierte? Er stand mit längerer Nase halb abgetrocknet am Fenster. War es zu glauben? Er, Imelmann, mit der schmunzelnden Geste für Menschentum und Menschensatzungen, der Humorist, Grimassenschneider und Pritschenschläger stand hier in der Sonne und dachte darüber nach, was nun — geschehen solle.

Er warf wütend das Handtuch in die Ecke.

Es war zum Rad schlagen; selbst Dina wurde ihm – schien ihm sehr merkwürdig in diesem grellen, verzerrenden Licht! Er hätte einen Gassenhauer singen können.

Er würde mal mit Leo Nippold sprechen. Das war ein korrektes Kerlchen und trotz seiner eleganten Fülle voll geschäftiger Wichtigkeit in diesen Dingen. Ja — aber dann kam Dina in andrer Leute Mund.

Herr Imelmann verschränkte die Arme und dachte eine Weile gar nichts mehr. Dann kreuzte ihn ein höchlichst ablenkender Gedanke, dessen Wunderlichkeit ihn einen Augenblick ungeheuer fesselte. Hätte er etwa Angst für den Fall — daß —? Nein, nicht so sehr, er würde eher neugierig sein und dies und jenes dabei beobachten, am meisten sich selbst, und ein unbehagliches Gefühl in der Herz- oder Magengrube spüren, so in der ersten, nüchternen Morgenfrühe — nun, das wußte man alles nicht so genau; das war total verrückt! Mit welchem Recht, aus welchem Grunde, auf Grund welcher Legitimation? Er lächelte. Einen anderen Menschen ohne Not totzuschießen, das lag ihm wenig. Und ein Loch in die Luft zu schießen, worauf es in der Regel und Hauptsache ankam, das war ihm auch zu heroisch, dazu war er eigentlich auch zu alt und nicht mehr ernsthaft genug, nie recht gewesen; er hatte keine Lust als sein eigenes Zerrbild — hmm — er gähnte. Verdreht. Irrsinn. Kaff! ‚Nun, gehen wir an die Arbeit,' dachte er. Man würde gelegentlich dem Herrn ein verständnisvolles, väterliches Wort sagen — oder die Polarachsel zeigen.

Oder — ob dieser — Herr selbst beleidigt war durch jene unerwartete Unterhaltung im Walde und sich selbst eine allerfeinste Genugtuung eine ‚Erklärung' schuldig zu sein glaubte? Das wäre abzuwarten. Aber das war ebenfalls unwahrscheinlich, in Gottes Namen. Jener war immerhin geschmackvoll, machte sich nicht gern lächerlich, weniger vielleicht, als andere — sozusagen reifere, angegraute Leute — o ja! hatte auch einigen Respekt vor Dina und vor dem witzigen Meister Imelmann und dazu das Achselzucken seiner Kaste, der die sublimste Feudalempfindlichkeit genau so fragwürdig und gleichgültig war wie der schlagfertige Proletenknüppel. Das war abzuwarten.

O lustig — lustig — lustig! Zum Kopfstehen, Radschlagen und Aufdenhändengehen.

Die Mädchen waren schon beim Kaffee, als er hinüberkam. Sie machten so gleichgültige Gesichter, besonders Helwine strahlte förmlich vor gesunder Unbekümmertheit, war so allgemein gesprächig, daß Herr Imelmann an ihrer Mitwisserschaft nicht zweifeln konnte. Dina hatte ihnen vermutlich in der Nacht etliches erzählt.

Helwine klapperte lauter mit der Tasse und anderen Gegenständen und platzte dann heraus: „Ich hätte ihm einfach eine runter gehauen. Was, Onkel Imelmann?"

Herr Imelmann überhörte das würdig, obwohl er ähnlicher Ansicht war.

„Hanne, du kannst nun nicht mehr nach Rietzke gehen. Ich wünsche das nicht," sagte Herr Imelmann.

Hanne war ernst und unter ihren stahlgrauen Augen lagen müde Schatten. Es war gut, daß Dina sie darauf vorbereitet hatte.

„Ihr seid ja nun auch fertig," meinte Herr Imelmann gutmütig. „Das Korrekturlesen kann er allein besorgen — und alles spätere. Du solltest jetzt wieder an dein Studium denken; du hast ja wohl noch einiges vor; wir können mal drüber sprechen, mein Kind. Schreib ihm das."

Die nickte.

„Wenn Doktor Lutze sich verabschieden will — ich habe nichts dagegen."

Die Mädchen erhoben sich und gingen hinaus.

Nun war ihm schon wohler, sagte sich Herr Imelmann, obschon er sich in dieser abscheulichen Sache auch jetzt noch nicht vollkommen ernst zu nehmen vermochte, und sich selbst breit, mächtig und brutal am Tische sitzen sah. Aber das wurde mit der Zeit langweilig, so ohne Publikum; er holte tiefer Atem, zündete sich die Pfeife an und stand auf. ‚Reinen Tisch,' dachte er grausam. Der dicke Nippold sollte unbehelligt in Ruhe seinen runden Amtssessel weiterdrücken und seine richterliche Weisheit verzapfen.

Er ging hinaus. Sah sich aufmerksam die neuen Ferkel an, aber eh' es so weit war, auf der Treppe stand Dina plötzlich vor ihm.

Digitized by Google

„Herr Imelmann — versprechen Sie mir, daß nichts weiter geschieht. Ich bitte Sie!" Sie preßte ihre Hände zusammen.

Sie sah wieder wunderhübsch aus mit ihrem ernsten Gesicht und ihren großen Augen. Schuft! — Aber warum sollte sie jenem nicht ein bißchen gefallen haben, sie war aus weichem, weißem Fleisch und heißem, rotem Blut und alt und erfahren genug dazu, lästerte er. Diese jungen Leute! Hatte er selbst ein Mandat — — Blech, schon dieses Wort der Unbeirrbaren und markig Tönenden.

„Wollen sehen, Dina. Es sei denn, daß der Herr sich aus irgendeinem Grunde hier blicken ließe."

Er lachte ein wenig grimmig.

Sie sah ihn prüfend an.

„Dann bin ich ruhig, Onkel Imelmann, und alles ist nicht gewesen."

„Nitschewo."

⌘ ⌘ ⌘

In der Krone wurde der Zigarren- und Pfeifenrauch dicker; bei Bindseil blinzelte das Licht schon nach vier Uhr durch die Scheiben, wenn die Herren vom Gericht sich zum Kaffee und Zeitungslesen dort versammelten; und nicht allzu viel später gingen überall die Rouleaux nieder und leuchteten die Fenster zu stiller Geschäftigkeit. Auf den Straßen wurden die seltsamsten und betagtesten Regenmäntel und Gummischuhe sichtbar, selbst Leute, die peinlich auf Reputation hielten, hüllten sich herausfordernd darein und waren froh, daß sie dicht und warm hielten und — daß sie sie hatten.

Es war Herbst.

Dina, in hochgeschlossenem, sandfarbenen Gummimantel lief täglich eine Stunde durch den Stadtpark. Großvater schloß sich gern einmal an, aber daraus machte sie sich nicht viel. Sie lief lieber allein mit ihren Gedanken der Nase nach und freute sich, wenn der Wind gegen sie anstürmte und der Regen von ihrem Mantel und ihrer Lederkappe troff. Den Schirm spannte sie bloß in der Stadt auf, um auf die vielen Nasen älterer Damen und strengerer Patriarchen hinter den Fensterscheiben keinen schreckhaften Eindruck zu machen; Großmutter, wenn sie es erführe, würde sich in ihrer trockenen Art räuspern und erklären: „Dina, zu einer Dame gehört im Regen ein Schirm!"

Da marschierte Großvater, der mit jedem Jahr forscher wurde, aber doch den scharfen ausdauernden Schritt Dinas nicht immer mithalten mochte, und der ihrer Schweigsamkeit gegenüber sehr feinfühlig war, allein ein bißchen ums Haus, strich mit flatterndem Lodencape um den Anger am Burgtor, wo die letzten, gelben Blätter von den alten, mächtigen Kastanien wirbelten, und verschwand in der Krone. Großmutter wich kaum aus dem Zimmer, die kalte Nässe war Gift für ihre alten Glieder, sie fürchtete sich schon, wenn die beiden Landstörzer die frische Feuchtigkeit an den Kleidern mit ins Zimmer brachten — ‚er' spielte natürlich den Jüngling! „Sie will mich in Watte packen, Dina — falsch, ganz falsch, man ist, was man sich zutraut, mein Kind; das gilt nicht bloß im Geistigen!" Dina lächelte: Wenn sie einmal einen halben Tag getrennt waren, was selten vorkam, dann war jedes ruhelos, stand wartend am Fenster, Großvater lauerte schon eine Stunde vorher an der Ecke, um die alte Frau und Dina wieder strahlend in Empfang zu nehmen.

Dina war wochenlang nicht in der Krähe gewesen. Sie sah Helwine mitunter im Städtchen, oder Hely und Hanne kamen für eine Stunde herein.

Hanne war etwas schattenhaft und recht nervös; an den schmalen Schläfen waren die blauen Äderchen deutlicher sichtbar. Waldemar Lutze weilte im wärmeren Süddeutschland; er schrieb hin und wieder eine leuchtende Karte, an deren grellen Bilderbuchfarben ein Hauch fast italischer Seligkeit hing; vielleicht auch mal einen längeren Brief mit klugen Schilderungen und eigensinnigen Urteilen. Aber davon sprach sie nicht viel, sie wich auch allen Fragen aus, sie zeigte bloß einmal so eine Karte; das war ihre eigenste Welt.

Herr Imelmann wußte wohl nichts oder nicht viel von dieser Korrespondenz, er hätte auch kaum dagegen sein können. Schwabenland und Bodensee waren nicht Riezke, in keinem Betracht. Er hatte übrigens wieder häufiger in Berlin zu tun, wurde dort festgehalten und kam zeitweilig knapp für einen Tag heraus, kaum daß er den alten Mädichen etwas mitbrachte. Er hätte es vergessen, nicht daran gedacht, er war mit andern Dingen und Leuten beschäftigt; er sah abgearbeitet aus und schimpfte auf Berlin.

Dina saß, wenn sie nicht im Amt war oder im Hause hantierte, wieder viel über ihren alten Studienheften und Büchern, als schwebe ihr irgend ein Ziel vor. Großmutter schüttelte mitunter den Kopf, aber sie erfuhr nicht viel — sie führte ein merkwürdig unruhiges Leben in diesem Jahr.

Sie war in letzter Zeit auch reizbarer geworden, und mitunter stand ein matterer Hauch unter ihren Augen, ähnlich so wie bei Hanne. Dann half am besten so ein tüchtiger, flotter Marsch. Die Wände bedrückten sie, sie klappte Hefte und Bücher zu, dehnte

Digitized by Google

sich seufzend, sprang auf und stürmte stumm davon, um gleichmütig und sanft wiederzukommen. Wenn sie jemand begegnete, dann grüßte sie mit kurz aufstrahlendem Lächeln, guten Tag, auf Wiedersehen, dann war sie wieder allein in ihrem befreienden Lauf. Mitunter sang sie dabei laut vor sich hin, auch das geschah bloß um etwas zu übertönen, oder sie schloß plötzlich die Augen und ging, ohne den Schritt zu hemmen, eine Weile wie eine Schlafwandlerin, bis ihr schwindelte.

Ein paarmal geriet sie dabei zufällig auf Riezker Gebiet, das sich mit einer Grenze auch jenseits der südlichen Stadt ausbreitete. Eines Tages fuhr Heydecker plötzlich an ihr vorüber, auf dem Wege nach Breetz. Er fuhr selbst und war allein. Sie hatte den Wagen bereits vorher kommen sehen und hatte mit einem jähen Aufklopfen des Herzens umkehren wollen. Aber es war schon zu spät gewesen, und dann war Dina weiter gegangen. Heydecker grüßte tief und schien halten zu wollen, sie sah kaum einen Schimmer seines dunkeln Gesichts. Sie blickte zur Seite, als hätte sie ihn gar nicht bemerkt, zum Glück kamen Leute aus der Stadt, Holzweiberchen mit Kindern und einem großen Handkarren, die sie kannte und mit denen sie gemütlich und heiter sprach. Alles in ihr zitterte.

Hatte sie am Ende doch, selig und erschüttert darauf gewartet, daß er vom Wagen spränge und an sie heranträte? Es hieß, daß er wieder verreist gewesen wäre. Hatte sie in all' den Wochen gespannt und erregt auf so etwas gewartet? Sie kam sehr müde heim.

Vor einiger Zeit war ein großer Korb herrlicher weißer Nelken aus Riezke für sie abgegeben worden. Sie hatte sie in den Stuben aufgestellt, aber nicht in ihrem eigenen Zimmer. Die kühlen Blumen hatten in ihren Fingern gebrannt, und dann hatte sie der weiße Schimmer und der starke Duft überall bei jedem Eintreten erschreckt, daß sie mit den Zähnen hätte knirschen oder tief in der Kehle hätte stöhnen mögen.

Sie sah ihn danach noch ein oder zweimal in der Stadt und trat rasch in einen Laden. Es wäre an ihm gewesen, ihr auszuweichen. Aber so schien er es nicht aufzufassen. Er suchte eher einen versöhnlichen Abschluß; du lieber Gott, man hatte sich sehr menschlich entfesselt gezeigt, sich ungestüm vergessen — waren sie Kinder? O nein. Sehr reife Menschen. Und ihre Stirn flammte.

Heute fiel gegen Mittag der erste dünne Oktoberschnee. Er sah wie richtiger Schnee aus. Aber es war doch keiner, er zerrann sofort zu schmutzigem Wasser.

Leo Nippold hatte seinen blassen, melancholischen Tag. Er war etwas ‚Klimatopath‘ — vom Wetter abhängig, wie er gern sagte; das erhöhte seine dämonische Reizbarkeit und seine Neigung zum Jähzorn, die er gern einmal betonte, und die er im Amt oder vor seiner Wirtin manchmal zeigte; im Amt freilich deutete er sie bloß mit eiserner Selbstbeherrschung an: „Ich bitte heute um Schonung ...“ „Dämonischer Tag, Kollege?“ fragte Kollege Horn. Auch heute stand eine Falte quer über seiner weißen Stirn, und seine Augen bekamen einen feuchten, kugeligen, bismarckischen Ausdruck, doch seine füllige Leiblichkeit verbreitete Behagen und seine Grübchen waren unvergänglich. Er hatte einen Ärger wegen seiner künftigen Wohnung gehabt, man wollte im Wohnungsamt nicht so wie er wollte — nun, er würde am Ende dennoch triumphieren! Und Billa hatte eine weiche, beglückende Hand und ein bezaubernd harmonisches Lächeln, auch gegen düstere Stirnfalten ...

Gegen Abend ging Dina unter ihrem Regendach zum Eichhorn, um sich etwas Papier zu kaufen. Fritz Wiese zeigte ihr auch einige Neueingänge, in die er selbst immer zuerst hineinsah, und sprach von Lagarde. „Wundervoll, Dina.“ „Ja,“ sagte sie; er las immer bestimmte Bücher und sprach dann gern überlegen aus ihrem Geiste. Jetzt war es Lagarde, gut für Fritz. Wiedersehn. Er verbeugte sich.

Es brannten noch keine Laternen, aber die Läden von Zippe und Billerbeck, Bindseil und den andern leuchteten schon lockend in das silbrige Zwielicht hinaus. Da fuhr ihr der Riezker Landauer vom Bahnhof her entgegen, Theodor mit hohem Hut, und neben Theodor standen gelbe Koffer.

Dina bog, als der Wagen herankam, gerade in eine schmale Seitengasse ein, aber sie glaubte, daß die blonde Frau, die ihr zunächst saß, sie mit aufmerksamem Blick gestreift hatte. Theodor hob die Hand zum Hut, und Erich Heydecker grüßte. Dina wandte leicht den Kopf zur Seite, und es war ihr, als müßte sie leise lachen. Auch sie hatte die Frau im Wagen rasch gemustert. Sie war festlich blond, ein wenig schmal und kühl, ein sehr weißes, um die klaren, blauen Augen müdes Gesicht, vielleicht vom Kummer. Eine stolze, nicht sehr bequeme, empfindsam eigenwillig in sich versponnene Frau, so schien es.

Es tat ihr weh, ihr Herz pochte hart gegen die Wände, und ihre Knie waren schwach. Was war? Nichts. Wie eine Erscheinung,

Digitized by Google

ein Spuk mit großen blanken Pferden und hellen Lichtern. Und doch war die Begegnung schreckhaft und quälend. Alles war schwarz und schwankend, ein großes Loch, ein Abgrund, in dem eine Welt versank. Sie hatte niemals — immer bloß flüchtig an die Frau gedacht, wie an etwas Fernes, Abseitiges, Feindliches, Unwirkliches, an einen Schatten. Nun war er Leben und Nähe. Eine feine, schöne, hohe Frau — und doch, trotz allem, treu nach Kampf und Erbitterung? Treu, vornehm, und doch schwach und in Schmach? — Das war unheimlich und nicht zu ergründen. Sie würde sich nicht demütigen und würde nicht verzeihen können — sich nicht beugen können. Sie nicht! Niemals.

Dina richtete sich aus Scham und Demütigung auf. Es begann wieder sacht zu schneien, harter Frühschnee kühlte ihre Wangen und Lider und ließ sie brennen. Sie ging ruhig, mit einem Lächeln, und doch rannen Tränen über ihr Gesicht und vermischten sich dort mit dem kalten Schnee und Regen. Sie ließ sie strömen, das tat gut, sehr gut, wie lange nichts, so heiß jeder Tropfen war und so bitter sie den zuckenden Lippen schmeckten. Sie wollte keine Besorgungen mehr machen, ihre Lider glühten, und ihre Stirn brannte.

Nun eilte sie rastlos durch den Park, immerzu, wie es schon einmal vor langer Zeit, mitten im Walde geschehen war.

Es wurde dämmerig. Andere Leute liefen grau auf andern Wegen. Sie eilte an dem Parkschlößchen Eremitage vorbei, das auf einer kleinen Höhe über einem Teiche lag. Einmal wurde sie gegrüßt. Sie achtete nicht darauf. Noch bis zum Breetzer Grenzstein, beschloß sie. Dann wollte sie umkehren, auf einem Umweg heimgehen und danach still und erschöpft atmend bei den Alten sitzen.

Das Breetzer Wirtshaus war erleuchtet, die hohen staubigen Fenster des kleinen Saalanbaus waren beschlagen, junge Leute, Mädchen und Jünglinge, die nicht zu frieren schienen, barhäuptig mit offenen Hälsen und losen Jacken kamen vom Hauptweg herbei, viele kamen auf Rädern — das umquirlte und beschäftigte sie in der Sekunde, sie hatte davon gelesen oder gehört, es waren die ‚Jungfreien', wie sie sich nannten, sie trafen sich heut auf halbem Wege von Frankfurt, Fürstenwalde, Friedrichshagen, Köpenick und natürlich aus Berlin zu einer Aussprache.

Da lockte und zwang es sie auf einmal, in dieser heißen, lauten, stürmisch wirbelnden, wirr und leidenschaftlich heischenden Menschheit und Jugend unterzutauchen, zu hören, zu sehen, sich abzulenken und zu betäuben, als könnte ihr das im Augenblick helfen; sie würde nicht lange bleiben, es war noch nicht sechs, sie war plötzlich furchtbar müde und konnte sich kaum noch schleppen. Da trat sie willenlos und benommen ein, mußte an der Kasse etwas bezahlen, Zinkes kleiner dicker Neffe mit dem rosigen Frauenmund und dem Sowjetstern begrüßte sie mit einem erfreuten Diener, sie sah auch noch ein paar ernste Lehrer, die sie erstaunt musterten. Sie beachtete es nicht. Sie bewegte sich in einem Nebel, in einem liederlichen Rausch, durch den sie zerstreut und blaß lächelte.

Sie nahm an der Seite, in der Nähe des Eingangs, hinter einer Holzsäule Platz und sah doch alles überscharf; der kleine Saal war voll Gitarren- und Mandolinengeklimpers, dazu wurde gesungen, wirr durcheinander; viele Jünglinge trugen lange Haare, offene Hälse, Schillerkragen, kurze Hosen, aus denen die muskulösen und fleischigen Knie bis zu den behaarten Waden heraussahen, sie zeigten das scheinbar gern, als wäre es eine Weltanschauung, kreuzten Beine und Arme und machten kühne Nasen, viele junge Mädchen trugen Haarschnecken, Sandalen und wenig Strümpfe, doch das war äußerlich; sie sangen sehr hell und hübsch zu ihren Gitarren an bunten Bändern, und die Jünglinge klimperten und sangen mit, Gruppe gegen Gruppe, die Luft war nicht gut, aber angenehm warm. Das alles überflutete und zerstreute Dina, führte sie noch weiter von sich weg, stimmte sie fast behaglich und zufrieden.

Unter der kleinen Bühne mit dem gemalten Wald und der Säulenterrasse aus Pappe im Hintergrund stand das Rednerpult. „Ruhe!" gebot der Leiter, ein junger, straffer Arbeiter, wie ein zorniger Magister, plumplumplum machte noch eine Gitarre, und alles lachte vergnügt, ein anderer junger Arbeiter mit dünnem Haarbusch und Brille las etwas vor, betonte die Endsilben, ballte und spreizte die hagern Hände, er sprach gegen die politischen Führer, die materialisiert und mechanisiert seien, die Jugend heische und ersehne eine geistige Einstellung zu den Problemen der Zeit, eine Autorität des Geistigen, die sich aus sich selbst gebäre und des dogmatischen entgeisteten Führertums entraten könne und müsse — Kultur aus Liebe und Sehnsucht in sozialer Entschichtung — geistiger Sozialismus, sehr ehrlich, sehr jugendlich; er packte nervös seine großen Blätter zusammen, lauter Beifall, Händeklatschen, plumplumplum machten die Zupfgeigen — es stieg bedächtig ein stud. theol. aufs Podium, ein Dossener Jüngling, ein blondes rundliches Kerlchen mit einem runden rosigen Kindergesicht — man klatschte

schon, und er lächelte väterlich, wehrte ab und sprach langsam wie ein Alterchen von Versöhnung, man sollte das Gemeinsame suchen und das Trennende begraben, Jugend sei Jugend, eine Partei für sich, nämlich keine Partei; man solle den Parteihader den Alten überlassen und einander verstehen und dulden lernen. Wieder Beifall, Händeklatschen, plumplumplum, das Kerlchen verneigte sich ein paarmal wie ein gewiegter Redner und lachte, auch Dina lächelte und begann bewußter zu erwachen und sich erstaunt und mit einem neuen scharfen Schmerz im Herzen in den Schatten der Säule zu bergen; aber nun stürmte ein Schillerkragen mit blonder Strähnenmähne empor, stieß den friedlichen Apostel zur Seite und schrie mit verzerrtem Gesicht in die Versammlung: — Versöhnung? Kampf! Kampf bis aufs Blut, erst müsse zerbrochen und vernichtet werden, ehe an einen Neuaufbau gedacht werden könne! alles andere sei Flickwerk, Tünche, schlaue Lüge und heimliche Niedertracht. Versöhnung? Einigung? Kampf vom ersten Lebensschrei, mit Fäusten, Pulver und Messer, nur so dämmere das Reich der Menschlichkeit, das goldene Zeitalter der Menschheit; Beifall, Zischen, Pfeifen, plumplumplum. Nun kam eine junge Dame in einer hübschen weißen Wollbluse und mit einem Kneifer und sprach stockend von Schiller, der Vorsitzende lächelte, wurde nervös und bat um Ruhe, pinkpinkpink, eine Gruppe sang das Lied von der Rosa Luxemburg, ein neuer Mann mit modischem Schrägrock von herausfordernd bürgerlichem Schnitt trat mit hartem eleganten Schritt auf und sprach energisch und gewandt — Einigung, Verständigung? jawohl, wenn die andern nachgeben wollten! Gelächter, Beifall, plumplum, so ging es fort, immer Beifall und Gitarrengenäsel und Gezwitscher, ein blasser, junger Mensch sprach von sich selbst, daß er bloß qualvoll suche, suche — hier und überall, sie sollten ihm suchen helfen, bat er ernsthaft, das ehrliche, inbrünstig stille Suchen wäre wohl ihrer aller erste und vielleicht einzige Aufgabe, die verbände und eine; man lauschte still, als wehe einen schmerzliches Erlebnis und schlichte Wahrheit an, aber das sagte zu wenig, klang zu leise, ein paar vergreiste Vierziger im Hintergrunde klatschten; plumplum ...

Dina saß fremd und bedrückt, eigentümlich gelähmt da, weshalb war sie hier? Zuweilen blickte sie betroffen auf, umrauscht von wirrer, wilder, hingegeben ehrlicher oder eitel spielerischer Sehnsucht; sie fühlte menschlich mit, spürte voll dumpfen Gewissendrucks Verpflichtung und doch Abneigung; sie dünkte sich reifer, wacher, gefühlserfahrener, war es auch, obwohl sie garnicht soviel älter war, eine bewußte Bürgerin und Frau, und in ihr brannte und bohrte der Schmerz, den sie betäuben wollte. Nun war sie völlig erwacht.

Sie erhob sich lautlos und wollte rasch wieder gehen, doch da schob sich in ihrer Nähe ein schmales, aschblondes Mädchen mit einem welken Gesicht, in dem ein kranker, fanatischer Mund stand, in die Höhe, es war ebenfalls keine Jugendliche mehr, sie war weit über Zwanzig, sie sprach, erst leise, vom Platz aus, sie schien ans Reden gewöhnt, sie sprach hüllenlos, nicht zynisch, sie gab sich selbst eifernd preis, und manchmal zitterte ihre Stimme, sie forderte mit immer fanatischerer Betonung mutige, unpharisäische Liebeserfüllung für Mann und Weib in blühender starker Jugend, ihre kleine Stimme bekam etwas Kreischendes, „ich bin verbrannt, durch eigene und fremde feige Schuld verdorrt, verschmäht, ausgestoßen, — verbrannt —" da gebot der Vorsitzende mit vorgestreckter Hand Einhalt, er trat bis an die Sitzreihen heran und manches Mädchengesicht war weiß, man klatschte zag, man zischte; der stürmische, wild gesträubte Jüngling von vorhin, der alles einreißen wollte, rief wütend „Bourgeoisbrut!" in den Saal, die einzelnen Gruppen harften ihre Gitarren und sangen laut gegeneinander an, heiter und ernst, kriegerisch und sinnig. Und mancher sang einsam und laut vor sich hin und kümmerte sich um gar nichts mehr.

Da ging Dina unbemerkt in dem Durcheinander schnell hinaus. Nein, das war nicht mehr ihre Welt. Aber es hatte ihr doch in einem Seelenwinkel seltsam wohlgetan, hatte etwas abgerückt von ihr, etwas beschwichtigt tiefinnen und aufgerüttelt. Nun wollte sie wieder allein sein. Ein wunderliches Erlebnis und doch nicht ganz ohne Sinn. Es hing alles zusammen, und mitunter spürte man eine Hand.

Sie lief durch den tiefdämmerigen Park in die Stadt zurück. Ein paar Laternen glommen auf. Sie hörte über allem noch die leise und dann kreischende Mädchenstimme, sah das bleiche, welke, fanatische Gesicht mit heißem Mitleid und banger Feindseligkeit vor sich. Sie atmete auf und liebte ihren starken befreienden Schritt auf dem federnden Boden.

Drüben am Parkrand schimmerten jetzt Fenster; sie ging nach der Promenadenstraße hinüber, ihr Schritt klang heller auf den Steinplatten, und sie musterte die ersten hübschen Fenster, die sie wie warme Menschenaugen grüßten; sie kannte alle diese Leute und ihr Leben seit langem, sie waren ihr

Digitized by Google

recht gleichgiltig und vieles an ihnen war eng und mangelhaft, wie alles Menschliche, allzu eng, und doch war gut sein in dieser Nähe, unbeschreiblich gut.

Sie lief langsam und stetig weiter, als genösse sie die Bewegung, war darin eingehüllt wie in ein wohliges Tun. So kam sie ans Ende der Straße, wo auch ihre Parkstraße begann. Aber Dina schritt weiter, halb willenlos und gezogen, halb mutwillig und neugierig noch ein Stück darüber hinaus, zuletzt einem hellen Schimmer zu.

Dort unten, in einer kurzen Nebenstraße, etwas zurückgebaut, stand ein neues Haus. Es war erst vor kurzer Zeit gebaut worden, ein schlichter, nicht großer, mildschimmender Sandsteinbau. Dina hatte ihn schon öfter mit Anerkennung betrachtet und tat es nun wieder voll geheimnisvoller Freude und Spannung im Näherkommen.

Die ganze Front, sechs Fenster, war erleuchtet. Die Fenster waren mit gerafftem weißen Stoff dicht verhängt, es sah kühl und gepflegt aus, das Auge trank diesen keuschen Schimmer des Stoffes, man vermutete erlesenes Leben dahinter, Beherrschtheit und Wohllaut des Lebens; sie hörte gedämpftes Klavierspiel, es wurde gut gespielt, Dina summte mit, es war die Stimme, die Melodie dieses gebändigten und erfüllten Lebens, dieser weißen, ausschließenden Vorhänge, sie sehnte sich in einer wunderlichen Regung hinauf; dort eintreten können, auf schönen Teppichen laufen, im Glanz schlicht edler Hölzer, zu gütigen klugen Menschen, die ein starkes, klares Leben neben und über Beruf und Alltag zu führen wußten und führen durften — übertrieb und phantasierte sie? Sicherlich! Ein Berliner Bankdirektor in Dossen an der Spree, du liebe Zeit! Sie kannte die Leute gar nicht, kaum vom Sehen. Alles bloß ein Symbol. Sie fühlte sich gegrüßt vom Schimmer verpflichteten, weise und streng beherrschten, geformten und erhobenen Lebens — das immer sein würde und Aller irdisches Vorbild war über alle Wirrnis und Lebensnot hinaus, Norm und Glück, oft äffisch verzerrt. Sie fühlte sich davon getröstet, gebändigt, gekühlt — abgelöst von dem jungen wirbelnden Erlebnis da draußen im Wirtshaus — von der fessellosen irren Blutsnot des blassen Mädchens, die sie erschüttert und vor sich selbst erschreckt und erniedrigt hatte, von ihrer eigenen Wirrnis und Qual. Sie liebte sich selbst wieder: spürte Beherrschtheit, Erlösung von geheimem Zwang; ihr eigen willig und bewußt geformtes Menschentum über Pein und Not. Ein allzu äußerliches hübsches Glück? Ach sie meinte es anders. Es war als fiele ein heißes, eng lastendes, unordentliches und schmutziges Gewand von ihr ab. Sie atmete auf und lächelte, eine kühle, reine Ruhe überrieselte sie, und nun ging sie heim. —

⌘ ⌘ ⌘

An einem der nächsten Abende war sie in der Krähe. Auch Herr Imelmann war da. Es war wie sonst. Im Kachelofen knackte und duftete Holzfeuer, die bunte Lichtkrone schimmerte, man hatte sich einen linden Teepunsch gebraut.

Auch Herr Imelmann war friedlich wie in alten Tagen und erzählte vom wilden Berlin und vom guten Freund Porsch.

Da sagte Dina und betrachtete ihre Hände, die auf dem Tische lagen: „Ich möchte mich verändern."

Man sah sie gespannt an, und Herr Imelmann strich seinen Kalifenbart.

„Ja, verändern," wiederholte Dina unbeirrt. „Ich habe mir das im Amt nicht für die Ewigkeit gedacht. Und die süßen Sirupaugen des dicken Stadtsekretärs sind nur ein geringer Lebensgewinn."

„Gottseidank."

„Man muß eine Aufgabe haben," sagte Dina sentenziös.

Hoho, sie sprach wie Hanne, Herr Imelmann nahm einen langen Schluck und goß auch Dina mit weichem Strahl wieder ein.

„Nein, danke. Nicht mehr. Man muß eine Aufgabe haben."

Helwine hatte sehr rote Lippen und blanke, schmale Augen, sie sah über den Rand ihres Glases hin Dina erschüttert an.

„Ich — möchte eine Weile nach Berlin. Weiter weg, nein, das läßt sich jetzt nicht gut machen. Auch das mit Berlin wird nicht ganz leicht sein. Es wird meine alten Herrschaften kränken. Ihr habt hier Eure —"

„Aufgaben," sagte Hely in ihrem Glase.

„Ja. Und noch einiges andere, das Euch erheblich tiefer angeht. Ich fühle mich alles in allem beiseite gestellt. Dossen ja, es hat doch bloß Sinn durch die Krähe. Ich möchte einmal heraus und mich stärker regen."

Herr Imelmann lauschte gespannt, die andern äußerten Mißbilligendes.

„Doktor Lutze wird voraussichtlich nicht wieder zu Tante Lührs zurückkommen. Und sie hat noch die Kammer nach dem Hof. Was meint Ihr dazu, Ihr Krähen? Ich würde mir etwas suchen."

„Eine Aufgabe," sagte Helwine zufrieden in einem zarten Pfannkuchen.

„Das ist ein sehr guter Gedanke, Dina," erklärte Herr Imelmann nach einer Weile nachdenklich. „Tante Lührs wird ein Kalb schlachten, und ihre Methodistin wird Hosianna singen. Eine Aufgabe — meinet-

Digitized by Google

wegen. Aber auch wir würden Ihnen einiges zeigen können, Dina — ja, auch wir — —"

„O," machten die andern kummervoll; Hely bat um noch etwas Punsch.

„Ach ja —" antwortete Dina und sah ihn rasch mit einem aufdämmernden Schimmer der Erwartung und Freude in den Augen an. „Ich wäre Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie sich meiner ein wenig annehmen würden und könnten, Onkel Imelmann! Wenn es dahin kommen sollte. Ihnen stehen so viele Türen offen, wenn Sie wollen — das ganze, große, merkwürdige und bedeutsame Berlin!"

„Wollte nicht immer, Dina. Aber für Sie würde ich einige von ihnen aufmachen oder eindrücken, verlassen Sie sich darauf..."

„Und wir?"

„— Nun, Ihr könntet ja mal 'rüberkommen —" sagte der Papa gutmütig und eifrig. „Wir werden Euch eine Karte schreiben oder, so es eilt, ein Telegramm schicken — wenn es wirklich so weit ist, was meint Ihr dazu?" —

⌘ ⌘ ⌘

Nun weilte Dina schon gut fünf Wochen bei Tante Lührs in der Berliner Neustädtischen Kirchstraße.

Eines Tages hatte sich der Landgerichtspräsident a. D. Hamacher wieder in Positur gesetzt, seinen feinsten Hut aufgestülpt und war im fuchsigen Pelz in Geschäften nach Berlin gefahren, um für Dina zu wirken. Er hatte in einigen Reichsämtern der Wilhelmstraße noch heute jüngere Freunde sitzen, jüngere Couleurbrüder oder Söhne von Freunden. Der Patriarch hatte sich gegrault, als würde er die alten, vornehmen Ämter devastiert antreffen, mit schiefen Türen sozusagen, verstaubt, verschmutzt, verwahrlost, die Portiers ohne Silberknöpfe, ohne Tressenmützen, ohne Kragen, überall würden merkwürdige Besucher mit verknüllten Straßenjacken stehen, ihre Stullen dabei verzehren, wer wollte, klopfte bei den obersten Mandarinen an, rückte an der Mütze oder auch nicht, kaute noch und trat gemütlich ein, sagte ‚na, Gustav' zu dem Staatssekretär, und der tat sehr erfreut und kordial. Der alte Herr machte sich durchaus keine Illusionen! Er war aufgeregt und ungeheuer gespannt, aber es war dann keineswegs so schlimm gewesen. Er war sogar enttäuscht worden und hatte überrascht den Kopf zurückgeworfen. Keine Tür hing schief, nichts war verlodderт, die Pförtner sahen wie früher aus, schwarz, rot und silbern und waren manierlich äußerst zuvorkommend, die Luft war feierlich wie sonst, — der alte Justitiar blies behaglich die Backen auf, storchte forscher, herausfordernd durch die Korridore und wußte nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte. Und dann die älteren Herren Geheimräte, ein bißchen verärgert, mißtrauisch, aber heiter, sie sprachen sehr witzig und boshaft, wenn man mit ihnen allein war — „na, wie macht ‚er' sich denn?" „Es geht. Ich komme sehr gut mit ‚ihm' aus; ‚er' tut, was ich will!" Sosososo, so also standen die Dinge, in der Wirklichkeit war immer und überall der Trägheitskoeffizient am Werk; der alte Herr kreuzte bedächtig die hagern Beine auf seinem Stuhl, nahm sogar, gegen seine Gewohnheit am Morgen, ein Zigärrchen an und brachte mit Geschick und Nachdruck sein Anliegen vor; man telephonierte mit andern Abteilungen, machte noch etliche Besuche im Haus, die Diener öffneten ehrerbietig die Türen, sprachen in der dritten Person, aus heimlicher Fronde, wie es dem Dossener Emeritus schien — und so wurde der Vormittag nicht unangenehm und nicht ganz erfolglos hingebracht. Ja, der alte Herr trat erfrischt und straff wieder in die Welt hinaus, summte mit seinem schönen Baß, fand Berlin, besonders die alten ‚Linden' erfreulicher, die Menschen manierlicher, als er gedacht, wenn sie gerade keine Ausländergesichter hatten, er war seit Jahr und Tag nicht hier gewesen, lüftete ostentativ den Hut vor dem Alten Fritz, sah ernst auf das Historische Eckfenster, kreuzte flott zur Universität hinüber, wo es von jungen Herren und Damen wimmelte, daneben die Wache — rumplum; prostemahlzeit, tot und leer, kein Nagelschuh rasselte auf den Platten, kein Grenadier reckte den Hals. Ja — ja — ja — aber die Luft war noch die alte hier. Er zog sie tiefer ein und reckte sich höher, ließ die Blicke schweifen, als tränke er Vergangenheit, und verschwand behende für ein Weilchen im Zeughaus. Daheim im alten Dossen aber tauchte er schon am zeitigen Nachmittag wieder auf, gewaltig hungrig und hatte seinen Damen und selbst Berta Pretereck kolossal viel zu erzählen —

So war denn Dina bereits seit etlichen Wochen in einem Amt beschäftigt, wo man auf flüssige fremde Sprachkenntnisse in Wort und Schrift bedeutenden Wert legte. Es gefiel ihr besser dort als in der dicken, überwarmen Rathausluft und unter den sirupsüßen Augen des Stadtsekretärs Prähn. Es gab wirklich zu tun, man mußte sich zusammennehmen, und manches bot bemerkenswerte Einblicke; die Herren waren liebenswürdig, nicht bloß die jüngeren, von manchen wußte man freilich nicht, was sie eigentlich zu tun hatten, auch wenn sie sehr

Digitized by Google

Hirsch im lichten Buchenbestand. Gemälde von Heinrich Schütz

(Sammlung des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

umständlich nach einem ‚Vorgang' suchten; da war z. B. der Kunstdezernent, fast jedes Amt hatte jetzt einen Kunstdezernenten, einen äußerst verbindlichen Herrn, den man in vielen Zimmern, auf den Korridoren und auf der Treppe traf, wo er älteren kopfschüttelnden Herrn geduldig die neueste Kunst erklärte, für Bilderkäufe oder Verkäufe Ratschläge gab oder allgemeine Kunstfragen erörterte, was die andern Herren sichtlich erfrischte und wieder arbeitsfreudig machte — vielleicht hatte der Herr zu diesem Zweck sein Dezernat bezogen. Er sprach auch gern mit den Damen, aber die hatten leider wenig Zeit.

Heute kam Dina Hamacher wie immer kurz nach drei Uhr heim. Lina von der Brüderschaft nahm sie gnädig in Empfang. Ihr einziges Auge streifte nicht gerade mißbilligend Dinas grüne Jacke mit dem Silberfuchs und was an Hübschem und Duftigem darüber saß.

„Sie ist eben jung; und weiß es schließlich nicht anders!"

Fräulein Lührs saß an ihrem Arbeitstisch und blickte über die Brille. „Man sieht glücklich und zufrieden aus — unternehmungslustig."

„Man wird heute ein wenig Leben schlürfen, Tante Lührs; das ist schon vorher bekömmlich."

„Also?"

„Erst geht es zum Empfang in der Kunsthandlung von Doktor Harald Merl am Schöneberger Ufer. Äußerst erlesen. Man muß Figur machen und Verständnis zeigen. Merl wird sich zum erstenmal den bessern Heidelbergern und andern Auserwählten in seiner Gloria als Kunstmakler zeigen."

„Und dann?"

„Geht es zum armen Herrn Doktor Porsch in die Klinik." Ja, Porsch hatte sich einer nicht ganz harmlosen Operation unterziehen müssen, das war natürlich trotzdem eine große betuliche Sache für ihn und seine Freunde. „Es gibt Menschen, die mit dem Schicksal gut stehen. Ich werde ihm eine Blume bringen. Dort werde ich Onkel Imelmann treffen."

„Richtig."

„Und dann —" Dina zog die Zähne über die Lippe, „dann werden wir weiter sehen. Ich denke eine höchst moderne Uraufführung. Macbeth."

„Macbethen Sie drippen. Aber sie wird bloß mit einer elektrischen Birne gehen. Na, Sie können ja morgen erzählen, Dina."

Dann ging Dina in ihr kleines Zimmer über dem winkligen Hof. Es war eine hübsche helle Vorratskammer, die aber für anrückende Nichten jederzeit mit buntem Kattun zur Gaststube hergerichtet werden konnte; natürlich zahlte Dina dafür; den Blick auf Gadebuschs saubern, schmackhaften Betrieb mit weißen Mützen und Eierschneeschüsseln gab's zu.

Diana machte sich fein, zog einen dicken, warmen Winterulster über das fliederfarbene Kleid, Galoschen über Schuh und Strümpfe, denn es lag Schnee. Die Welt war weiß. Nur das schöne braune Haar blieb bloß.

Die Lührs arbeitete derweil vorn und ‚spann'. Ihr Essen nahm Diana im Amtskasino ein: so war es jetzt oft nach des Tages Last und Arbeit, und der alte Hannes Imelmann mußte immer dabei sein — sollte sie hier sitzen und die Fenster anhauchen? Dafür genügte einmal ein gemütlicher Abend. Der Meister führte sie gern aus, was ihr nicht zu mißfallen schien, machte viele ‚Türen' für sie auf, er kannte ja alle Welt. Er sollte sich vorsehen, der alte Bursche. Wollte er sie väterlich betreuen? Wer nicht richtig jung war, wird auch nicht richtig alt; das eine ist traurig, aber das andere ist ganz schlimm. Und Dina — sie sind alle eitel: wenn Imelmann sich jetzt in seinem ganzen Brimborium zeigte und alle Register zog bis zur Ruhmesposaune — na, sie will was vom Leben haben; Dossen liegt im Winterschlaf, ist ihr Recht. Und es gibt hier noch andere als Hannes Imelmann — das ist auch ihr Recht. Und sein Schade.

Da kam Dina wieder herein. Sie schien frisch, als hätte sie zwei Stunden geschlafen, und warf einen ernsten Blick in den Spiegel zwischen den Fenstern. ‚Ja, Du siehst zum Verzweifeln hübsch aus,' dachte die kleine alte Dame. Es war schon eine Aufgabe, so zu sein, eine ganz ernsthafte Aufgabe, begriff sie, das war ganz einfach, wie jede tiefe Wahrheit; ein schönes Weib, das war eine Endgültigkeit und Einheit, tief wie die Welt.

Draußen gab Lina noch ihren grämlichen, wohlwollenden Segen.

⌘ ⌘ ⌘

Die Klinik, in der Porsch lag, war eigentlich eine Frauenklinik, und sein Arzt war Frauenarzt; er war ein alter Bekannter Porschs, geschickt als Operateur, besonders in Brüchen. Porsch wußte sich stets eine Extrawurst zu braten. Er war noch etwas spitz, als Herr Imelmann heute seinen Besuch machte. Aber er war heiter und zufrieden.

Es waren schon viele Leute gekommen. Kollegen, entfernte Tanten, Kusinen und Onkels; sie hatten Eingemachtes, Schokolade,

Digitized by Google

Zigarren, Liköre, getrocknete Pflaumen, Bücher und Sardinen mitgebracht, der Tisch am Fenster sah wie ein Geburtstagstisch aus; auch aus der Krähe waren heute Blumen gekommen, dazu hübsche Briefe von Hanne und Helwine mit Grüßen von Meta Zeese und Zinke; Hannes Kärtchen lag auf dem Betttisch, und daneben stand ein Väschen mit ihrem Strauß; Freund Ladewig, der Dicke, lebte gute Tage und mußte für Frau und Gören alles mögliche einpacken und wegschleppen: „wohin soll ich denn damit, Dicker? wenn ich das alles aufesse, muß ich sterben.“

Auch Herr Imelmann war behutsam und zärtlich mit einer Apfelsinentüte eingetreten. „Wie geht es heute, Porsch?“

„Ausgezeichnet. Auch die Damen in der Nachbarschaft haben sich beruhigt und fragen bloß noch: wie's ‚dem Herrn‘ gehe. Ich werde, sobald ich aufstehen kann, als neuer Paris Ihre Apfelsinen verteilen, Imelmann. Die Dame nebenan ist Mitte sechzig und Urgroßmutter. Dicker, schenk' mal was ein.“

Der Dicke waltete wie eine kummervolle Frau und strahlte, wenn er den üppigen Geburtstagstisch am Fenster sah. Das alles gefiel Porsch. „Es ist eigentlich sehr erfreulich, ihr Leute. Man liegt, ruht aus, wunschlos, tut eine Weile nicht mehr mit, hat sich beiseite gestellt, ein beharrender Punkt, an dem das Leben vorüberrinnt. Sehr hübsch. Man fühlt sich gut und weise. Jeder, der nicht mehr mittut, ist gut und weise. Tugend und Weisheit haben mit dem Leben sehr wenig zu tun, scheint mir. Finden Sie nicht?“ Seine kurze Nase nahm sich spitz und philosophisch zwischen den weißen Kissen aus.

Herr Imelmann strich würdig seinen Bart. „Sie waren auch sonst ein moderates Männchen, Porsch.“ Der lächelte, sich gewisser Gespräche vor noch nicht allzulanger Zeit erinnernd: „ach, wissen Sie, Imelmann — Temperament wirkt nach meiner Erfahrung bloß bezwingend und tut sich selbst genug, wenn eine Kraft dahinter steckt, die niemals ermüdet oder trivial wird, sich nicht auf sich selbst besinnt, die immer spitzig, sprühend und unbekümmert bleibt und jeder Lebenslage gewachsen ist. Wer das nicht aufbringt, erzieht sich, unbeschadet seines Temperaments, besser früher oder auch später zur mittleren Linie, zu mehr oder minder überlegener Kontemplation, Eironeia — und wie die brauchbaren feinen Dinge dieser mittleren Temperatur heißen mögen. Sehr billig für einen, der eine Bandage um den Leib hat,“ er sah durch die große Brille mit jäh sich erweiterndem Blick schmunzelnd zur Seite, nur um ein geringes matter als sonst.

Herr Imelmann sah gut aus. Er war gerötet von der Luft, frisch, elastisch, trug einen schwarzen Rock über einer schwarz und silbergrau gestreiften Krawatte, in der eine dunkle Perle steckte. Ein überlegener, lebensstarker, sprühender Herr. Er spürte das selbst neben dem maladen, milden Porsch auf seinem Schragen. Auch Herr Imelmann war neuerdings zu einem beharrenden Punkt geworden; aber mitten drin im Leben, nicht daneben, stark, fest, zeitlos, aller Wünsche und Spannungen voll und höchlichst damit zufrieden. Nur das trübere Leben rann auch ihm irgendwo fern vorüber, vor dem hatte er sich selbst für eine Weile beiseite gestellt — Temperament? o gewiß; es kam bloß darauf an, daß man daran glaubte und sich nicht auf sich selbst besann. Gut, Porsch, sehr gut, dachte Herr Imelmann mit einer Nasenfalte.

„Man genießt die weise Rückenlage. Sei still, Dicker, das verstehst Du nicht, Du bist Chaos, das hängt mit Deiner Musik zusammen; aber Dein Fett, Deine Muskeln und Dein seliger Appetit machen es ungefährlich für Dich und andere. Ihre kleine Hanne schrieb heute unter anderm sehr hübsch: man müsse immer abwarten, das wäre eine tiefe Wahrheit; das gute Leben scheue die Hastigen, das Glück komme immer zu den Ruhigen. Sie muß es selbst erlebt haben, so steht es da mit einer kleinen Überleitung, als hätte sie sich dabei einiges zwischen den Zeilen überlegt. Das ist oft das netteste an den Briefen. Sie scheint also auf diese Art auf etwas zu warten ...“

Da raschelte es an der Tür, sie ging nach einem leichten Klopfen auf, und Dina trat ein. „Das Glück kommt zu den Ruhigen,“ sagte Porsch erfreut und errötete fast.

Ladewig erhob sich und machte einen tiefen entzückten Diener; Herr Imelmann stand da und sah die Erscheinung an, deren unbedecktes Haar unter dem Deckenlicht glänzte. Dina brachte einen Fliederzweig mit, den Ladewig eifrig in Empfang nahm und mit viel Geplätscher in ein Glas stellte, in dem vorher Milch gewesen war. „Darf ich ein Stück Nußtorte, ein Kosthäppchen —“

„Danke wirklich, Herr Professor Ladewig. Hat Hanne geschrieben? Sie wollte dieser Tage kommen. Was haben Sie da alles —“

„Mein Erfrischungsraum. Lebensmittel-Abteilung für freundliche Besucher, gnädige Frau. Wie liebenswürdig von Ihnen, ich freue mich.“

Und nun nahm Dina zwischen den Herren Platz, und man machte eine Weile ernste, höfliche Konversation. Dina war lebhaft. Nur um die Augen war der eigentlich schat-

Digitized by Google

tenhafte Ernst dieser letzten Wochen, der sie reifer, frauenhafter machte und mitunter eine gewisse Entfernung schuf.

Dann sah Herr Imelmann nach der Uhr. Die kleine feste Pflegerin kam blaugestreift herein, erkundigte sich nach Herrn Doktor Porschs Abendbrotwünschen, die äußerst bescheiden waren, erzählte, daß die zarte junge Frau im Zimmer gegenüber eben glatt mit Zwillingen niedergekommen wäre, was Porsch sichtlich zufriedenstellte, und erhielt von ihm Pflaumen, Schokolade und Cakes aus seiner Lebensmittelabteilung. „Es ist Zeit, Freund Porsch. Ich komme morgen wieder mit heran."

„Furchtbar nett. Aber nichts Besseres versäumen, Imelmann. Sie hören, wir sind hier eine große zärtliche Familie, die sich rapide vermehrt." Er blickte Dina durch die runde Brille aufmerksam an. „Wohin geht es noch?"

Ja, sie stürmten jetzt beide durchs Leben, auch Imelmann sah gut aus, fabelhaft elegant und jugendlich federnd. Er gönnte's ihm. Es gab auch Pflichten gegen befreundete junge Damen, die beinahe Nichten waren und einem durch die Zeiten und Umstände manchmal noch näher standen als leibliche Nichten; dem konnte man sich nicht immer entziehen. Onkel Imelmann, sagte sie herzlich. Gut so. Sehr hübsch. Niemand ist weise, selbst nicht, wer sich in moderater Rückenlage weise dünkt. Das Leben hat seine eigenen Wege und — besonderen Vokabeln.

„Macbeth? Nicht mein Fall. — Auch einer, der sein Temperament überschätzt hat, Imelmann," sagte Porsch lächelnd.

Dina Hamacher sah ihn fragend an mit dem verschatteten ernsten Blick und den weichen, frauenhaften Lippen. Doch Doktor Porsch schwieg, er überließ es Imelmann, hier eine Erklärung zu geben.

Dann war nur noch ein Duft von ihr im Zimmer, hinter dem der dicke Ladewig zerstreut, gramvoll und beglückt einherlief. „Ein Weib — ein Weib — ein Weib —!!" sang er inbrünstig mit gedämpften, süßen, weichen, herzschwellenden Kopftönen.

⁂ ⁂ ⁂

Herr Imelmann aber führte Dina durch den kühlen weißen Schnee sorglich in seine weite und reiche Welt hinaus.

Das war auch heute eine Luft, die Dina zusagte, sie umfing wie ein duftiges Bad.

Manche der andern Damen schienen das freilich weniger bildhaft zu empfinden, sie trugen nur wenig Seide über Brust, Magen und Hüften, und viele waren recht fett und quollen einem erschreckend entgegen. „Die Damen wilder Völkerstämme," sagte Herr Imelmann zu Dina, „laufen kreischend davon, wenn ein bekleideter Europäer zwischen sie tritt; die wilden Damen haben ein empfindlicheres Schamgefühl, finde ich. Die Logen sehen in der Tat wie Badewannen aus." Dina lachte und errötete.

Nein, es war nicht gerade das, was ihr zusagte. Es gab anderes, Festlicheres, das sie mit einem Hauch der Verwöhnung umgab.

Herr Imelmann mußte sich schon auf der Treppe, auf dem Korridor verbeugen, Hände schütteln, Worte wechseln.

Er nannte ihr auf ihren fragenden Blick Namen, die sie längst kannte und sie mitunter erschauern ließen. Sie hatte sich freilich die meisten dieser Leute ganz anders vorgestellt, ein weltberühmter Musiker sah klein und verschmitzt wie ein Kalmücke aus und sprach mit blecherner, hellheiserer Altweiberstimme; große Dichter waren schwammig und verlegen unter bedeutenden Goethefrisuren, große Maler stiernackig, glatzköpfig, bärbeißig und verdrossen, als hätten sie Magenbeschwerden, andere, besonders die Jüngeren, repräsentierten allzu feierlich und überlegen, sprachen in Sentenzen oder waren mit spähenden Blicken behende wie die Affen; auch gemütlichere Herren mit großen Namen kamen heran, bequem im Straßenjackett, mit Wichsstiefeln und buntem Hemd. Herr Imelmann nannte und begrüßte Gelehrte, zeigte ihr die neuen Auguren der Wilhelmstraße ... ach, da waren auch die vielen Kunstdezernenten, mit strengen Großvaterbrillen und jugendlich heitern Gesichtern und mit jungen hübschen Gattinnen, die die verflossene Kleinbürgerlichkeit unter offizieller Haltung und kühnen Umhängen und Schaldrapierungen versteckten, und da war auch der Kunstmandarin von Dinas Amt, er begrüßte sie freudig und vertraulich und machte vor Herrn Imelmann eine tiefe erstaunte Verbeugung, die der bloß leutselig entgegennahm.

„Ich wußte gar nicht, gnädige Frau, daß Meister Imelmann Ihr On — —." „O ja," sagte Frau Dina stolz. Sie sagte ‚Onkel Imelmann', laut und vertraulich, und er sagte ‚Dina' und neigte sich ebenso vertraulich zu ihr, verrichtete lächelnd und aufmerksam all die kleinen Dienste, die so ein Beisammensein mit sich brachte und die zugleich Pflicht und Gunst waren.

Man erinnerte sich zuweilen, daß Meister Imelmann irgendwo eine Tochter hatte, vielleicht auch eine Nichte, war ihnen früher mal gelegentlich begegnet — aber daß sie so schön war, eine so bezaubernde Dame,

Digitized by Google

das war den meisten neu. „Ihre Frau Nichte . . .“

Jaha, sie lachten meist leise und waren stolz auf einander.

Manche zwinkerten hinterher mit einem Auge, aber wenn sie Dinas stolzes klares Profil mit den strahlenden Augen und Herrn Imelmanns herrische Miene sahen, dann hörte das Zwinkern auf.

So ließ auch Dina sich von den andern huldigen, spürte mit leicht erstarrenden Augen die vielen Blicke und den eigenen Zauber und dachte, daß Ruhm doch eine sehr festliche Sache sei, als senkten sich überall Knie, als würde einem Zärtlichkeit und Bewunderung unter die Füße gestreut. Herr Imelmann hatte offenbar wenig Feinde und Neider, sarkastische Leute standen ja wohl etwas außerhalb der Menschheit und Konkurrenz; höchstens daß diesen und jenen nahen Zeitgenossen gelegentlich eine rasche Angst vor seinem gespitzten Bleistift anwandeln mochte, die den Mißtrauischen ganz besonders anmutig und behutsam auftreten ließ.

Herr Imelmann war auch früher des österen, schon aus Berufsgründen, ins Theater, in Konzerte oder sonstwohin gelaufen, wie er alle Stätten, wo Eitelkeit und Menschlichkeit sich spreizten, gern spähend aufsuchte; hatte sich dabei selbst einmal, da er gerade dazwischen war, gezeigt, in Erinnerung gebracht, lässig aufgespielt, sich mit andern Rühmchen und Lächerlichkeiten berührt, Blicke von Herren und Damen flüchtig aber durchaus nicht gleichgiltig genossen, wenn er nicht vom Leben gereizt und verstimmt war; wer war nicht eitel? ein muffiger Heiliger konnte andrer nicht spotten, man war verpflichtet zu eigner Lächerlichkeit, Mangelhaftigkeit — und Ehrlichkeit, als ihr Chronist! Aber jetzt war das doch noch anders!

Nein, er war nicht mehr ganz so ehrlich und gleichmütig vor den andern an Dinas Seite. Er war nun oft ein Mann, der etwas vom Leben und von den Menschen wollte; der mit Dina an der Brüstung des Ranges stand, sich höchst gemessen und majestätisch vor jemand verbeugte, gelegentlich liebenswürdiger und temperamentvoller als sonst die Hand reichte, huldvoll verbindlich während der Pausen in den Korridoren wandelte, zerstreut plauderte, indes sein Auge mit einem jugendlichen Glanz schweifte — alles Dinas wegen! es kam ihr zugute und natürlich ein wenig auch ihm in ihren Augen. Er ließ die Menge und die andern Rühmchen vor ihr tanzen und tänzelte selbst dazwischen auf beherrschten elastischen Beinen, daß auch sie das hübsche Pfauengefieder sträubte, mit zierlichem Rad neben ihm her schwebte und dankbar bewundernd und beglückt zu ihm aufsah.

O ja, das war sehr hübsch, das gefiel auch ihm! Das war gewissermaßen der Lohn für seine jahrzehntelange Arbeit und oft zweiflerische Bemühung. Ein guter Lohn! Er hatte das noch niemals so stark und erfreulich empfunden. Er hatte ihm noch niemals so gut geschmeckt, man schritt in mancher Stunde in einer neuen, besonnten Luft, die Blüten trieb wie ein Frühling, die alles neu, blank, stark und jung machte, skrupellos und dankbar; als begönne man selbst ein neues Leben oder als bewege man sich in einem erneuten Leben, ohne Vergangenheit, und irgendwo wartete eine ebenso blanke Zukunft. Das war erfreulich und zuweilen — unwahrscheinlich.

Sie hatten das nun schon oft erlebt. Er schrieb einfach ein Kärtchen oder sagte's ihr vorher. Meist ergab es sich von einem Tag zum andern. Er holte sie nur selten ab, dazu war nicht immer Zeit, das war auch störend für sie.

Er war eigentlich immer um ein Programm bemüht, mitunter zögernd und ein bißchen gelangweilt vor sich selbst, wenn er es schärfer bedachte, aber gewissenhaft und pflichtgemäß — für Dina. Sie hielten es gut aus, sie hatten beide einen gesunden Appetit, Vorbesichtigungen, Empfänge, Tees, Atelierbesuche, von Konzerten, Theatern und andern Stätten des anregenden Eitelkeitsmarktes und musischer und geistiger Erbauung und Erhebung zu schweigen. Es war immer wieder hübsch. Er hatte ihr das große, weithinwirkende Berlin zeigen wollen und sollen, zu dem er selbst Zutritt hatte, wenn er wollte, und in dem sein eigener Name und Ruhm klang. Anfangs hatte er sich ein paarmal über seinen Eifer gewundert, und Hanne hatte ihm in der Erinnerung ordentlich leid getan; er war leider niemals ein vollkarätiger Papa gewesen, Kunstmenschen sind immer Egoisten und Besessene! und früher war er gegen alles das oft gleichgiltiger gewesen und gern etwas abseitig. „Ja, Onkel Imelmann,“ sagte sie zu seinen Vorschlägen und war dann stolz neben ihm, und er selbst schlug die prächtigsten Pfauenräder.

Es war zum mindesten einmal etwas anderes. Auch Dina atmete es wie eine besondere, befreiende Luft, wie Ruhe, Kühle, letzte Entspannung und kostbare Verwöhnung. In der kommenden Woche sollte nun auch Hanne wieder einmal dabei sein, vielleicht auch Helwine; nein, Hely machte sich nicht viel daraus, es war ihr jetzt gleichgültig, sie hatte anderes im Kopf, und das meiste würde

Digitized by Google

sie bloß spöttisch betrachten und sich zwischen den Leuten ihrer verjährten und fruchtlosen graziösen Bemühungen bei Fräulein Alice Pambusch, Tanz und Grazie, in Dossen schamvoll erinnern — sie war, wie sie selbst meinte, mehr für Sackhüpfen.

Heute nun saßen sie unter blanken dunkeln Mahagoniwänden und sahen sich zwischen den Pausen Macbeth an.

Leider war das nicht immer erfreulich. Die Schauspieler machten ihre Sache brav und gut, besonders Macbeth und Frau waren stark, sehr kraß, sehr naturalistisch oder expressionistisch, bloß die Vokabeln wandeln sich, alles ist Philologie. Aber der vielgenannte Spielleiter war ein angestrengt denkender Zeitgenosse, er war Stilist, Primitivist; ihm fiel nichts ein, er hatte die Treppe — aber sie stammte eigentlich, wie manches andre, aus Sowjet-Moskau — und den Guckkastenrahmen erfunden, was beides die Szene ‚zusammenpressen' und den Menschen aus dem Raum herausheben sollte, daß der gewaltige Shakespeareatem asthmatisch eingepfercht keuchte und das wilde Williamsblut in den Versen erstarrte und verblich. Herr Imelmann mußte das hin und wieder ziemlich laut feststellen, was Dina eigentlich störte, denn sie war williger. Selbst auf der Hexenheide war eine Treppe aufgebaut. Es war immer halsbrecherisch. Am schlimmsten war es nach dem Mord, als Lady Macbeth sich auf dem Treppenpodest wälzte. „Dina, sie wird runterfallen," sagte Herr Imelmann ängstlich. „Das grenzt an Akrobatik. Das ist allerdings höchste Kunst, dabei nicht aus dem Konzept zu kommen. Erhabenstes Kunstgewerbe. Macbethen, Sie kippen —!"

„Aber nein," sagte Dina mahnend dicht neben ihm, daß er den warmen Hauch ihres Mundes, ihres Haars fühlte. Und das war in allem Spott ergreifend.

„Sehen Sie diesen gemalten gotischen Rahmen von grellen Furien, Tigern, Leoparden um das Bühnenbild, Dina? Guckkasten, Verdichtung, Ballung. Wissen Sie, daß man noch vor fünf Jahren gegen die Guckkastenbühne mit Broschüren und Büchern zu Felde zog: altes Eisen, Gerümpel. Jetzt ist alles Mehr-als-je-Guckkasten. Ebenfalls mit Broschüren, Haß und verächtlichem Lächeln. O, ihr Ästhetiker! Man kommt sich beim Zurückblicken auf all dieses Wandels Wandel wie ein Meergreis vor — ein Menschenalter dauert jetzt fünf Jahre, und die superiorsten Professoren immer mit, um nicht den Anschluß zu verpassen. Gottlob, sie ist auf der letzten Stufe."

Dina lächelte, machte die Lippen schmal und die Augen weit, es störte sie; Herr Imelmann sah das nahe Glänzen; wie menschlich sie war in dieser Dunkelheit und ihrer unzerstörbaren Hingegebenheit! So warm, so einfach, als dürfte man ihre Hand nehmen, sie an sich ziehen, ihre Lippen leise — langsam küssen; seine Hand streifte auf der Brüstung ihre Hand, sie rührte sich nicht. Auch seine Hand blieb liegen, und alles wurde still in ihm und feierlich, und alles war für einen Augenblick schön und groß auf der Bühne.

Dann prasselte der Beifall los; die nacktesten Damen erhoben sich und klatschten und riefen, daß die Achselschnürchen und Spängchen immer tiefer rutschten. Es war beängstigend. Herr Imelmann kümmerte sich nicht um den Beifall. Die Treppenakrobaten verneigten sich etwas atemlos und mit einem erschöpften, verzerrten Lächeln wie Wintergartenkünstler — brav, brav. Aber als man nach dem Spielleiter rief, stand er auf.

In der großen Pause waren sie in den Wandelsaal hinaufgestiegen. Meister Imelmann repräsentierte eine Weile in höchster Gloria und hielt Cercle; auch Dina als des Meisters Partnerin und Nichte war nun schon eine Nummer, völlig daheim hier, sie fühlte das mit Behagen, und ihr Auge streifte Herrn Imelmanns kühnes und vertrautes Profil, Zustimmung suchend oder herausfordernd.

Nun gingen sie weiter. Es war eng, die Menge strömte wirr und staute sich, mitunter standen sie fest eingeklemmt, was andern Leuten interessanter und erfreulicher war als ihnen; da bewegten sie sich nach der Mitte hin und dann wollten sie auf den luftigeren Korridor hinausgehen, um dort weiter zu wandeln. In der Nähe des Büfetts an der Tür zu den Parkettlogen aber begegneten sie Herrn Heydecker und seiner Frau. Heydecker sah starr in die Menge, Dina wurde flüchtig rot, dann weiß, Herr Imelmann sah sich aufmerksam die Büste Hebbels zu seiner Linken an; die große blonde Frau mit dem schmalen, kühlempfindsamen Gesicht hatte Dina wieder gemustert ... sie weilten, wie man wußte, immer noch draußen in Riezke; sie fanden angeblich keine Wohnung in Berlin, aber es hieß, daß sie täglich mit dem Auto nach Berlin führen. Es war für alle andern sehr gleichgültig.

Dina und Herr Imelmann gingen schweigend weiter. Dina ging sehr gerade, und alles in ihr war hart.

Auch für Herrn Imelmann war die Luft unbehaglicher geworden, und er hatte das wunderliche Gefühl, als müßte auch er über eine Treppe steigen, sehr steil hinauf

Digitized by Google

auf schmalstem Podest, um hier weiter zu agieren.

„Das waren Heydeckers,“ stellte er fest.

„Ja.“

„Ich glaube, daß er Sie gegrüßt hat, Dina. Ich sah es nicht genau,“ sprach Herr Imelmann.

„Nein, er grüßt natürlich nicht.“

„Ein unbefangener Herr. Eine sehr ansehnliche Frau übrigens,“ sagte er herausfordernd und mit eigentümlicher Erleichterung. „Eine königliche Erscheinung,“ übertrieb er. „Etwas moros.“

„Es ist gleichgültig,“ antwortete Dina ruhig und blieb stehen, um sich ein Bild anzusehen.

Nein, sie mochten nicht mehr repräsentieren. Auch Dina nicht. Auch für sie war für den Augenblick ein Glanz verweht. Sie zögerte, dann ging sie ehrlich entschlossen zur Tür. Hier war es zu eng. Jene saßen wohl unter ihnen in einer der Parkettlogen. Gleichviel.

„Wollen wir schon wieder hinein, Dina? Verstehe.“

„Sie wollten eben selbst hier heraus. Was ist da zu verstehen? Einem andern dürfte es peinlicher gewesen sein,“ sprach sie schroff. — „Sie wurden blaß, Dina,“ sagte er leise und böse neben ihr.

Sie blickte ihn groß an. „Warum sagen Sie das, Onkel Imelmann?“

„Nicht, Dina. Ich wollte Sie nicht kränken. Verzeihen Sie. Es ist gleichgültig, nicht wahr?“

„Vollkommen.“

Aber ihre Haut blieb noch eine Weile perlenmatt, so daß sie das Licht mied. Sonst war sie wie vorher und sprach wieder von dem Stück. Und einmal, als sie am Ende des Korridors kehrtmachten, nahm sie in einer neuen Enge seinen Arm und stützte sich leicht hinein, als suchte sie einen Halt und als fände sie einen Halt. Wie menschlich das war, ganz nahe. Wieder schien es ihm einfach und natürlich, ihre Hand zu fassen. Nun ebbte es langsam ab; da wurde sie ruhig in einer wohligen Müdigkeit nach einer harten Erregung. Derlei war nicht zu vermeiden. Sie schritt langsam an seinem Arm, dann traten sie beide, noch vor dem Klingelzeichen, wieder in ihre Loge. Sie nahmen zufrieden Platz, und Dina atmete behaglich auf, hier war sie daheim, sie liebte ihren Sessel, die Luft war angenehm kühl.

Er schien noch zerstreut und strich den eleganten, leicht ergrauten Kalifenbart. Dina sah es einmal, da wandte er ihr den Blick zu und lächelte. „Dina, wer aus euch klug würde.“

„Das ist doch nicht schwer,“ sagte sie abweisend. Sie hatte vor ihm kein Hehl aus ihrem Irrtum gemacht. Nun wollte sie mit innerstem Willen aus allem heraus und war schon heraus, so glaubte auch er ... aber da wurde es schon wieder dunkel. Er drückte väterlich ihre Hand und legte sie sacht wieder hin. Die Berührung blieb während des ganzen Aktes in seiner Hand, bis zum Schlusse.

Und danach gingen sie. Draußen in der Garderobe packte er sie ein. Sie sah seine aufmerksamen Augen und fühlte seine sorglichen Hände. Da war alles andere fern, und sie hätte lächeln mögen, so gut war das.

⌘ ⌘ ⌘

In Dossen an der Spree war Tag und Nacht Schnee gefallen. Er lag sehr weiß und dick auf den Dächern und Straßen, machte die Türme und Tore schief.

Aus jeder Haustür roch es gut und geheimnisvoll, am feinsten und stärksten aus Konditor Bindseils Türen nach Butterdampf und Vanille, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief, da drin wurden jetzt äußerst wunderbare Dinge hergestellt.

Das Fest war nahe; nun würden ja bald wieder gute und bessere Zeiten kommen, so dachten die leichtfertigen Leute, da wollte man gleich einmal damit beginnen und nicht mehr den Groschen oder lappigen Markschein in der Hand warm werden lassen! Auch bei den Kaufleuten blühte der Handel; Zippe und Billerbeck hatten die Ladenfenster mit Tannenzweigen und glitzernder Lametta geziert, die sich um Spickbrüste, Zervelatwürste und Schinkenbeine wand, da konnte niemand widerstehen. Auch bei Wenzel Eichhorn, dem Buchhändler, sah es weihnachtlich aus, natürlich äußerst geschmackvoll, sehr vornehm, man spürte die kundige, wählerische Hand in der Auslage, einen geläuterten Sinn — nichts von Tannenzapfen, grünen Zweigen und Lametta, bewahre, ein paar herrliche Meisterblätter standen anmutig geordnet an der Rückwand des Fensters, Ludwig Richters zum Lachen und Weinen schönes Turmbild mit den Weihnachtssängern und Christbläsern über dem schimmernden Städtchen, Schwinds innig biederer Einsamer Weihnachtsmann mit dem Tännchen im Arm auf verschneiter Gasse und ähnliches, eine ganze Ausstellung lieber Weihnachtsmeister, ja, kuckt nur und drängt! auch von diesen Blättern kam ein leckerer Duft, noch süßer als Vanille und nahrhafter als Butterdampf und Spickbrust, der bis ins Herz drang, froh und still machte, daß man mit blanken Augen erquickt weiterging und getröstet und leise vor sich hin sang. Davor lagen schlicht oder prächtig gebundene Bücher und große Mappen, Altes und Neuestes aus

Digitized by Google

den verschiedensten Bezirken des Geistes, von einem überlegenen Kopf bedachtsam und erzieherisch zusammengestellt, und im Laden erhielt man ganz umsonst einen mit der Schreibmaschine hergestellten und vervielfältigten Führer durch die Weihnachtsliteratur, den Fritz Wiese mit kurzen Schlagworten in stillen Abendstunden unter Helwines Beihilfe und gelegentlichem bestimmten Widerspruch verfaßt hatte. Natürlich waren auch Meister Imelmanns Mappen und Bilderbücher darin lobend und besonders ausführlich erwähnt worden. Sie lagen auch im Fenster, was seine Dossener Freunde mit Befriedigung feststellten.

Leo Nippold, der scharmante Verlobte, hatte in diesem Jahr außerordentlich ernsthaft einzukaufen. Er hatte schon vor Wochen damit begonnen, zuerst Bücher, natürlich — Fritz Wiese gab ihm wertvolle und ausgezeichnete Ratschläge, sie hatten lange Debatten; Handschuhe, bei keinem bekam man sie eleganter als beim Meister Blümling in der Herrenstraße, er steppte sie selbst hinterm Laden mit dem besonderen edlen Daumenschnitt, der unerläßlich war; bei Konditor Bindseil hatte Doktor Nippold eine geheimnisvolle Konferenz mit dem dicken, süßen Herrn gehabt, er hatte ganz persönliche Wünsche für den Zuckerguß über die Marzipantorte geäußert, er hatte die Worte aufgeschrieben, wirkliche, launige Verse und ein paar Notentakte ohne unterlegten Text, eine geheimnisvolle Anspielung; Bindseil hatte zart den sauberen, glatten Mäusekopf gewiegt und den goldenen Zwicker auf den zitternden Nasenzipfel gehakt — nicht ganz leicht — aber natürlich für den Herrn Amtsrichter — haha — hahaha — und Leo Nippold war schwingend, mit leutseligem Dank und seinen scharmanten Grübchen wieder enteilt.

Ja — ja — seufzte Meta Zeese in der Nähe des Zäpfchens und war von früh bis abends erhitzt. Das kleine Backhaus hinter dem Lawendelgäßchen barst fast von der höllischen Feuersglut, Zinke schleppte Holz und Torf herbei, das gab wunderbar riechenden Rauch, auch Mama Zinke flügelte und wogte, und im Waschhaus standen ein paar prächtige Tannen aus der Panseschen Försterei, eine große, schlanke für die Mädichen und eine kleine, breite für die Casa Zinke. Hanne war ernst und still, sie war oft müde, und der Grund ihrer Augen war wie dunkles Silber. Aber auch sie machte emsigst mit, für den Baum mußten die Schachteln und Kästen mit der alten, silbernen und güldnen Glitzerherrlichkeit geöffnet und neues geklebt werden, sie wollten ihn mal wieder recht bunt haben, wie Helwine sagte, und es war nett, wenn Fritz voll Eifers am Abend mit vergoldeter Nasenspitze dabei war, und dazu trank man einen Obstweinpunsch.

„Ein Weihnachtswetterchen — wie Zucker!" erklärten die grämlichsten Leute, die so eine Bemerkung gar nicht nötig hatten. Eines Tages fuhr weiß Gott der Ponny Nöhl aus der Krähe Herrn Johannes Imelmann vorüber, der in seinem eleganten Pelz zwischen Kästen, Paketen und Päckchen eingeklemmt saß und sich sehr zufrieden und frisch gemutet den Bart strich, und auf dem Bock des Wägelchens saß vergnügt kutschend Fräulein Helwine Imelmann und lachte mit rotem Mund, denn nun öffnete an der Ecke über der Apotheke Fräulein Hehn das Fenster und lehnte sich weit und blond in die Kälte hinaus, da mußte man ein Weilchen halten. „Entzückend!" sagte der Oberstadtsekretär an seinem Rathausfenster, machte seine Sirupaugen und seufzte tief und verlangend, und Nöhl schrie hell und tief, als lache auch er vor Behagen.

Dina kam am Tag vorm Fest am frühen Nachmittag heim. Sie hatte bis zum dritten Feiertag Urlaub, fast vier Tage, das war köstlich. Sonst kam sie bloß über Sonntag. Als sie in das verschneite Städtchen hinaustrat, fühlte sie, daß sie es immer noch außerordentlich lieb hatte. Die Großeltern hatten keine Ahnung von der Stunde ihrer Ankunft — aber im Bahnhofsvorraum da bog unversehens doch ein Stahlkneifer und ein fuchsiger langer Pelz, auf dem eine ziemlich mottige Pelzmütze saß, um eine Ecke. Jahaa, das war der Großpapa. Er hatte sich das doch gedacht, er hatte sich gleich nach seinem unruhigen Nickerchen auf die Socken gemacht — „wenn Dina inzwischen kommen sollte, dann kann ich ihr nicht helfen!" hatte er daheim erklärt und war eilig davon gestapelt. Auch er hatte geheimnisvolle Gänge getan, war beim Eichhorn, beim Bindseil und beim Blümling mit dem edlen Daumeneinsatz gewesen — ach, es konnte nicht übertrieben viel sein! er hatte ganz steife und hagere Finger und furchtsame Brauendächer beim Bezahlen bekommen, denn es war doch viel zu viel gewesen, so daß er und Großmutter für einige Zeit krumm liegen — auf etliches verzichten mußten. Aber sie sollte sich freuen und ein bißchen strahlen und wissen, daß man sie auch inzwischen nicht vergessen hatte, seine schöne, stolze Dina. Es war das beste Weihnachtsgeschenk für ihn und Mutter, daß sie mal wieder da war, unvergleichlich.

Am Christabend noch in späterer Stunde war Dina von Herrn Imelmann und Fritz

Digitized by Google

mit Nöhl in die Krähe geholt worden. Die Alten gönnten ihr das buntere und jüngere Leben dort und rückten friedlich und behaglich mit allerlei ernsten und guten Erinnerungen und schmackhaften Genüssen im warmen, stillen Wohnzimmer zusammen.

Als dann auch in der Krähe alle mit leuchtenden Gesichtern und vielem Hallo, Staunen, Lachen und dankbarem Gestreichel beieinander waren und Fräulein Zeese die Gläser frisch gefüllt hatte, da war Herr Imelmann mit einem Male sehr ernsthaft aufgestanden, hatte sich streng geräuspert, als gedächte er eine erbauliche Ansprache zu halten, und hatte dann mit kurzem aber rednerischem Schwung das Brautpaar Fritz und Helwine leben lassen, was von einer kolossalen Wirkung war; denn das hatte, nach Lage der Verhältnisse und mit besonderer Rücksicht auf Tante Paalzow, eigentlich erst im Frühjahr in dieser offiziellen Form vonstatten gehen sollen.

Nun war es eine Überraschung. Selbst Helwine waren ein paar rasche Tränen in die Augen gesprungen, als sie lachend und stürmisch einen nach dem andern küßte. Fritz hatte sehr würdig und blaß drein geblickt, alle Hände geschüttelt und dabei grüblerisch und aufgeregt daran gedacht, daß er gleich nach dem Feste die Ringe besorgen müsse, mochten sie kosten, was sie wollten! eigentlich müßten sie schon jetzt zur Stelle sein! Hely tat ihm leid, und er fror an einem gewissen Finger seiner linken Hand. Aber da überreichte ihm Herr Imelmann schon ein Kästchen, und darin blinkten zwei schmale, unbeschreiblich glatte Reifen; Fritz wurde feuerrot vor Reue und Glück, und Helwine hing schmeichlerisch an Onkel Imelmanns Halse — ja, sie paßten wunderbar; wer mochte da im Spiele gewesen sein? Fritzens Mama lächelte nur und sah merkwürdig verjüngt und verschmitzt aus trotz aller Fältchen und grauen Sorgenhaare.

Hanne aber war sehr bewegt gewesen, hatte Helwine leise Glück gewünscht und war nach einem Weilchen rasch und stumm aus dem Zimmer gegangen. Es war allen aufgefallen. —

⌘ ⌘ ⌘

Am zweiten Feiertag war man ein wenig müde. Dina machte am Morgen einen langen Spaziergang durch den funkelnden Schnee und atmete tief die reine Luft ein, daß sich ihre Wangen röteten. Sie traf nur wenige geputzte Leute. Ein paar Schlitten klingelten vorüber. Dann war es wieder still; der Schnee knirschte unter ihren Füßen; und wenn sie einmal still stand, dann hörte sie ihn auch in den Bäumen und Büschen knistern, mitunter bewegte sich ein Zweig, ein kleiner schwarzer Vogel huschte heraus, schwang sich wie ein dünner dunkler Strich über die weiße Fläche, und in der Luft stäubte eine Spur von Schnee, der besonders frisch wie Linnen auf der Bleiche duftete.

Dina ging rascher. Die starke Luft durchspülte und erquickte sie. Eine Glocke klang aus der Stadt, die klare Luft trug den Ton hell heran. Da blieb sie stehen und hörte die wundersame tiefe Stille der weißen Welt.

Dort zweigte der Weg nach Riezke ab. Sie lief weiter und bog ein. Ihre roten Lippen waren seltsam wach geöffnet, so schritt sie gerade aus, den Blick fest in die Ferne gerichtet. Da weit unten tauchte winzig klein ein Stück der weißen Parkmauer auf; kahle Bäume ragten, und an einer Biegung blitzte in der Sonne auch ein Fenster eines der Türme auf. Sie tat noch ein paar Schritte. Dann blieb sie reglos stehen und blickte mit trocknen, brennenden Augen groß und fest in die Ferne. So verging eine Weile, eine lange, tiefe Stille, in der kaum ein Atemzug lebte. Mitunter knisterte der Schnee unter ihren Füßen, kaum hörbar, wie ein Flüstern von fernen, weiten Dingen. Ein kalter Wind streifte sie wie eine ferne weite Erinnerung, voll geheimen Raunens, und ließ ihre Haut erschauern und brennen. Sie stand und schwankte, und atmete leise. Sie spürte die Kälte nicht, sie stieg an ihr hoch, durchwehte ihre Kleider und ließ ihre warmen Glieder erstarren. Der blitzende Schnee und der Sonnenschein waren blendend um sie. Und in der Ferne flammte und funkelte böse in dem gelblichen Rundturm unter dem fahlen Zinkhut das einsame Fenster. Dann bewegten und senkten sich ihre Lider. Und darauf wandte sie sich langsam und mit hart geschlossenen Lippen wieder um. — Das war vorüber. Das sollte und mußte nun vorbei sein.

Es war ihr Wille. —

Sie konnte hier unbekümmert gehen. Das Riezker Gutshaus stand jetzt leer. Man war, wie Zinke von Plate wußte, schon vor Wochen zu den Eltern der Frau ins Rheinland gereist, und es war unwahrscheinlich, daß man in absehbarer Zeit oder überhaupt je wiederkommen würde. Aber sie wollte und durfte auch unberührt von diesem Gerücht hier furchtlos wandeln; wollte es und tat es . . .

Frei —! Sie wollte's sein und war es schon. Sie reckte sich in den Schultern auf und atmete ganz tief, daß sie die klare scharfe

Luther
Bildwerk von Prof. Hans Schwegerle

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kälte bis in die Knie hinabrinnen fühlte. Und dann war alles warm in ihr, warm, ruhig und stark, bloß ihr Atem zitterte noch einmal auf, ging tief hinab und spannte weit und schwellend ihre Brust. Frei ...

So schritt sie wieder zurück; die Welt vor ihr, aus der sie vorhin gekommen war, erschien ihr wie eine strahlende Heimat, daß sie unmerklich lächelte, als breite alles die Arme vor ihr. Hinter ihr ja — das war feindselig wie das scharfblitzende Fenster dort. Das hatte sie noch einmal erleben, noch einmal sehen, spüren und erproben wollen, unbegreiflich treu und hart und entschlossen. Ja ... darauf hatte sie sich gefreut, wie auf einen letzten Strich unter ein schwieriges, schmerzhaftes Erlebnis, wie auf einen letzten, furchtlosen, nur noch im Verschwiegensten brennenden Abschied. Ein Hase sprang auf und erschreckte sie. Ein paar Krähen schrien ihr heiseres Rahk! und warfen Schatten auf den Schnee. Nach Hause, und am Abend war man wieder draußen bei den Freunden. Und am nachmittag bei Villa. Auf all das freute sie sich ungestüm, wie auf etwas ganz Neues, auf etwas Besonderes, Großes, auf ein wirkliches Glück. War das immer so mit der Freude, tat man das Beste selbst dazu? — das war Kraft und Wille und Jasagen; so tief sie waren, so tief war die Freude.

Herr Imelmann hatte ihr vorgestern ein dünnes Goldkettchen für ihr Handgelenk geschenkt und ein prachtvolles Buch aus seiner Werkstatt. Auch das hatte sie erfreut. Die andern hatten es nicht weiter beachtet, weshalb auch? Sie war immer sein Verzug gewesen. Sie trug das Kettchen schon, eine feine Arbeit, es blinkte matt in der Sonne und war warm von ihrer Haut. „Ein wenig zu kostbar," hatte die Großmama mit einem trocknen Lippengeräusch hinterher gesagt. „Findest Du, Großmutter? Es ist bloß ein hübsches dünnes Kettchen."

⌘ ⌘ ⌘

Herr Imelmann hatte heute morgen ein unbehagliches Gefühl in seinem Halse festgestellt, einen Reiz in der Kehlkopfgegend.

Sonst war es meist das Zäpfchen gewesen, das sich im Winter immer 'mal entzündete; jetzt schien seit einiger Zeit der Kehlkopf seine empfindliche Stelle geworden zu sein, ein scharfer, beizender Reiz, daß man trocken husten mußte. Das war unerfreulich.

Er hatte den andern natürlich nichts davon gesagt. Das war nicht seine Art, am wenigsten hier draußen und in dieser Zeit. Er hatte — ja — auch ein wenig Temperatur in dieser Nacht gehabt, hatte eine Aspirintablette genommen — überflüssig; aber man hatte eine Lungenentzündung weg wie nichts, das ging jetzt rapide, wie Viebahn behauptete; und diese Kehlkopfbeschwerde — er räusperte sich, schmerzhaft! Kehlkopf — hm, das war auch so ein Punkt, wo mitunter etwas seinen Anfang nahm, ganz geringfügig zuerst, man übersah es fast — dummes Zeug!

Man hatte sich eben ein wenig erkältet. Man war gestern nachmittag mit den alten Skiern, die man von früher her im Hause hatte, über die Wiesen nach der Försterei gelaufen und hatte sich dahinter bis zur Dunkelheit den Steilhang hinab getummelt; Hanne war auf ihren Stiefeln mitgelaufen, man hatte bloß drei Paar Hölzer, und Fritz, der Buchhändler, war immer noch zu zappelig; aber Helwine und Dina — ja, die konnten es noch, taten jedenfalls so, genau so wie er selber; etwas anstrengend — einmal hatte Dina ihn angelächelt, „geht es Ihnen zu rasch?" Behüte! wäre noch schöner! Aber man spürte es heute doch in den Beinen und sonstwo, auch in der Nierengegend; es hatte sich in der Nacht ein paarmal mit leicht stechendem Schmerz gemeldet.

Er hatte es sich für den Morgen in seiner wohldurchwärmten Werkstatt in molliger Flauschjoppe bequem gemacht und rastete nun leicht verdrießlich, mit einer Neigung, darüber zu spotten, man hatte ja Zeit dazu. Dinas Lächeln ... sein eigener beherrschter Atem, eine leichte Übelkeit, Herzklopfen, gewisse — Stiche. Alles Zufälligkeiten, Nichtigkeiten, keines Gedankens wert!

Er lächelte gereizt und drehte die Daumen: man war das eben nicht gewöhnt, natürlich nicht! trotz dem Hanteln an jedem Morgen und anderen Übungen; man verhockte sich auch in Berlin, lief zu wenig, alles war Training. Unsinn, als wenn jeder die Befähigung zum Schnelläufer und Schwerathleten haben müßte. Es gab höhere Werte, im übrigen lebte der Weise und Erfahrene mit bedachter Kraft, lief nicht auf den Händen, wenn er es nicht täglich tat. Tak, tak machte die bunte Uhr, und der Zeiger rückte langsam vor. Verweile doch ... man spürte die Dauer im ruhigen Fließen, das war wohltuend und lebenswert.

Die Damen waren am Nachmittag bei Villa. Gut so. Am Abend würde Dina wohl eine Stunde herauskommen. Auch hübsch, darauf konnte man sich gelassen freuen.

Hatte Dina gelächelt? Aha! ... Nein, es war bloß eine übermütige Regung gewesen. man hatte sich bloß ungeschickter benommen als sie, aber lange nicht so sehr wie der Jüngling Fritz. Hehe. Immer dieses zwinkernde Auge, das Lauern nach außen und

Digitized by Google

innen — ein Himmelsgeschenk? ein Teufelsdreck!

Nun las er mit Behagen die Zeitung; Arbeiten mochte er heute nicht. Der Tisch nahm für ihn bei diesem Gedanken die Form eines Marterstockes an.

So war es gemütlicher. Er aß Marzipan, rauchte vorsichtig seines Halses wegen, ach was! Er las einen biographischen Aufsatz über den Maler Blechen, der jetzt nach hundert Jahren Mode war, das interessierte ihn sehr; derlei las er gern, dabei konnte man Menschlichkeiten vergleichen. Ja, mit einemmal ist man Fünfzig und darüber! — dachte er völlig unbegründet dazwischen und sah verwundert auf; wieso —? Gestern war man Dreißig oder Zwanzig — und morgen ist man mit einemmal, mit einem Sprunge, Sechzig. Rapide. Ein merkwürdiger, irrsinniger Gedanke, im Augenblick einleuchtend, ja überwältigend, dann absurd, vollkommen zusammenhanglos, daß man ihn fallen lassen mußte.

Er blätterte weiter. Politik — er konnte sie nicht ändern. Die Welt konnte bloß an einer Pest genesen. Und darauf studierte er mit einem gewissen gelangweilten Interesse auch die Familiennachrichten, das tat er öfter, schon der Namen wegen, mitunter notierte er sich einen, wenn er einen wunderlichen oder komischen Persönlichkeitsklang hatte; er wurde gelegentlich für einen Text benutzt. Auch die Todesanzeigen überflog er dabei, er las auch hier gewohnheitmäßig die Namen und manchmal auch das rührende Drumunddran; aber ebenso häufig und noch häufiger streifte sein Auge seit etlicher Zeit dabei die Zeile, in der die Todesursache und das Alter angegeben waren; ein kurzes mildes Leiden und ein hohes Alter nahm er mit leichter Billigung und Genugtuung hin, ein junges tat ihm leid, die Fälle um die Fünfzig herum waren ihm unbehaglich, die häuften sich übrigens nach dem Kriege bedenklich. Diese Lektüre hatte für ihn seit geraumer Zeit einen kleinen, raschen, melancholischen Reiz gewonnen, denn der Tod beschäftigte ihn auch sonst nicht selten in müssigen oder nachdenklichen Stunden eigentlich immer: eine unheimliche und gewisse Sache, man wurde niemals ganz fertig damit, manchmal friedevoll, im Aspekt, manchmal und noch öfter unheimlich, aber eigentlich glaubte niemand so recht daran, man konnte bloß den Blick davon abwenden.

Er raschelte mit den Blättern, räusperte sich stark und lebendig, blätterte gekränkt um, alter Bursche — was ging das ihn an? Das hing mit dem andern zusammen; wenn es einen 'mal im Schlunde kitzelte, in der Seite stach — aha! liebliche heilsame Gedanken — zum Donnerwetter, saß man dazu am zweiten Weihnachtsfeiertag in der Krähe und drehte die Daumen? Man hatte hier und da, Gott sei's geklagt, nach Aufschwüngen und ihrem Abklingen, die lasterhafte kurzweilige Neigung, seinen Nabel zu beschauen und Inventur zu machen.

Er beschloß hinüberzugehen und mit den Mädchen einen Plan für den Abend zu besprechen — und am Nachmittag mit Fritz, dem Neveu, eine Schlittenpartie zu unternehmen — etsch, ihr Mädchen! aber nicht mit Nöhl, es sollte kein Schneckenschleichen, sondern eine stürmische Fahrt werden, nun gerade.

Und so geschah es.

Kurz nach vier klingelte ein herrlicher Schwan mit feuerroter Felldecke und einem moskowitischen Bärenhäuter auf der Pritsche, in dem der Kutscher Gustav Spiegel aus der Krone steckte, von der Krähe her durch die Stadt, gerade an der Hehnschen Ecke vorüber, wo man gewaltig mit der Peitsche knallte und ein bißchen anhielt; man winkte huldvoll hinauf; die Damen, die sich eben versammelt hatten, waren starr und empört, man hatte ihnen natürlich nichts gesagt, und dann ging es klingling mit den beiden Pferdchen zur Stadt hinaus durch den Park in den dicken Schneewinter hinein, wo die weißen Bäume wie gutmütige Riesen standen, feierlich in ihrer Weihnachtspracht, manchmal schraken sie auf vor dem grellen Geläut und dem furchtbaren Moskowiter Gustav Spiegel und ließen ein paar Zweige Schnee fallen, daß der Weg stäubte und wirbelte.

Hier draußen war auch Dina heute morgen frisch und tapfer gegangen, doch das wußten die beiden Schlittenfahrer nicht. Da und dort war noch eine schmale, enge Fußspur im Schnee zu sehen. An der Riezler Feldmark hörte sie auf.

Die Sonne neigte sich und war goldgelb. Der Schnee begann zu leuchten; dann wurde er rosa. Und die glitzernden Bäume sahen aus, als blühten sie.

Die Herren sprachen nicht viel. Auch Fritz tat nicht weise. Der Zauber der reinen, leuchtenden Weite umspann sie, und in der Luft war Friede und Glück.

Herr Imelmann räusperte sich ein paarmal. Das Unbehagen war ja immer noch da, aber er achtete nicht mehr darauf. Der Weise liebt die Stunde, darin ist alles Lebens Sinn und Tiefe beschlossen. Und allein die Erfüllung. So dachte er. Im übrigen würde er sich am Abend einen Priesnitzumschlag machen, wenn es noch nötig

Digitized by Google

war. Aber es würde nicht nötig sein; oder bloß ein Halstuch . . .

⌘ ⌘ ⌘

Der Mond kam voll herauf und stand dann silberhell und rund mitten über der Krähe. Nun war es auch für Dina bald Zeit. Das neue Brautpaar hatte sich noch etliches zu sagen. Hanne schrieb rasch einen schon gestern begonnenen Brief zu Ende, den Dina und Fritz noch mitnehmen sollten, es war leicht zu erraten, an wen er gerichtet war.

Da saß Dina noch eine Weile in Herrn Imelmanns warmer Werkstatt und ruhte sich von diesen mannigfach belebten Tagen aus.

Herr Imelmann ging rauchend auf und ab und freute sich ebenfalls der Stille und Wärme und des hübschen Lichts.

Die bunte Pendeluhr tickte, der Hund knurrte und schnüffelte draußen am Türspalt und trabte weiter; dann gingen schwere Schritte im Schnee, auf die man lauschte; es war Vater Zinke, er redete mit seiner tiefen, bedächtigen Stimme zu jemand.

„Nun ist man bald wieder in Berlin," sprach Herr Imelmann vor Dina stehen bleibend.

„Schade," sagte Dina.

„Ja, schade von hier aus gesehen. Aber man war doch auch in Berlin oft recht zufrieden, nicht wahr."

„O sehr! Ich muß morgen zeitig weg."

„Ich möchte noch ein paar Tage bleiben. Ich muß auch mit Fritz und Helwine nach Frankfurt zur Paalzow-Madam," entschuldigte er. „Es läßt sich nicht vermeiden, Helwine legt nachdrücklichst Wert darauf."

„Natürlich. Aber dann kommen Sie doch?"

„Gewiß, Dina."

Sie lächelte und errötete. „Sie haben mich verwöhnt, Onkel Imelmann. Es ist sonst, fürchte ich, etwas einsam dort für mich. Es war hübsch, immer ein Programm zu haben."

„Und die andern?"

„Ach, die andern. Die haben mit sich selbst zu tun. Das hat auch nicht diesen Wert, diese Höhe."

Soso. Das klang ehrlich. Sie sprach langsam, mit einem genießenden Behagen.

„Wir werden sehen, Dina. Das soll noch besser kommen. Wir werden das schon wieder in die Hand nehmen," sagte er eifrig, und dann setzte er nach einer Pause nachdenklich mit einer überlegenen, strengen Falte über der Nasenwurzel hinzu: „Aber ich denke mir, Sie werden das einmal wieder satt bekommen. Oder sich wieder verbessern oder verändern wollen."

Sie blickte ihn fragend an. „Ich fühle mich vorderhand recht wohl und werde auch gut bezahlt."

„Ja dann, Dina. Ich glaubte allerdings, es wäre mehr ein Übergang, aus irgendeinem Grunde —" meinte er.

„Dieser Grund besteht nicht mehr," sagte Dina leise und bestimmt und legte den Kopf sehr gerade in dem Stuhl. „Das ist unzweifelhaft festgestellt worden."

Die Uhr schlug zehn, schnarrend und tief. Das war ein beruhigender Ton, als brumme ein alter, guter Hausgeist. Danach war es noch stiller, und das Pendel tackte. Draußen knurrte wieder Golo und wurde eine Tür zugeschlossen, man hörte das helle Schnappen des Schlüssels. Vater Zinke verwahrte seine Casa.

Herr Imelmann betrachtete prüfend ihr regloses Gesicht. Er wollte es ihr glauben. Er war immer geneigt, ihr zu glauben, jedes Wort, das sie sagte, jeden Blick, wenn er sie lebendig vor sich hatte.

Er schritt gemächlich um sie herum, draußen auf der Landstraße klingelten ein paar Schlitten mit tiefen und grellen Schellen, von denen einige rauh, wie geborsten tönten; jetzt war es ganz nahe und stark, und dann klang es leise und ferner und verhallte allmählich.

Auch Dina lauschte. Der Ton da draußen hatte das Gemach noch enger und heimeliger, die Luft noch wärmer gemacht. Draußen klingelte und rasselte das grobe, plumpe, gleichgültige Leben vorüber, und man lauschte ihm ruhig und lächelnd nach.

Da klopfte jemand an die Tür, und dann sah jemand herein. Es war Helwines heiteres, zuverlässiges Gesicht. Es hatte heiße Wangen und einen roten Mund. Sie hatte wohl sehr viel mit Fritz zu besprechen gehabt.

⌘ ⌘ ⌘

Der Januar war streng. Es herrschte eine Knackekälte.

Tante Lührs steckte nicht die Nasenspitze zur Haustür hinaus, diese groben, tückischen Berliner Ostwinde kannte sie, die waren so alt wie der Wedding.

Dina war am Abend wieder häufig aus. Nein, sie wurde niemals müde.

Aber dazwischen gab es doch etliche beschauliche Pausen. Dann schrieb sie ausführlich an das Dossener Patriarchat, mit einer Kinnfalte des Behagens, denn sie wußte, daß jeder Satz, jedes Wort gewürdigt und bis auf den Grund betrachtet und genossen würde; Großmutter würde vorlesen, sie las gut vor, nicht zu rasch, mit gutem Atem, der die langen und kurzen Perioden gleich leicht bewältigte; und der alte Herr würde

Digitized by Google

umherspazieren und manchmal stehen bleiben, den langen Oberkörper und den Kopf zurückbeugen, wenn ihm eine Stelle besonders gefiel, eine scherzhafte oder klug und scharf treffende Bemerkung: fabelhaft; „gut, Mama, sehr gut; ausgezeichnet, lies das bitte noch mal, den ganzen Satz! Kapital, findest du nicht?“ Dinas Feder flog, während die Schreiberin angeregt und selbstgefällig lächelte.

Auch nach der Krähe schrieb sie, aber diese Briefe waren kürzer und waren persönlicher in der Färbung. Tante Lührs sah manchmal auf und betrachtete das eifrige Mädchen. „Noch einen Bogen, Dina?“ — „Ja. Großvater ist nicht leicht zufriedenzustellen und sehr neugierig.“ Dann aber spritzte sie die Feder aus und plauderte mit Fräulein Lührs. Freilich vor der kleinen, scharfen Brille mußte man mehr auf der Hut sein.

So verging auch dieser gestrenge weiße Eismond, und er brachte für Meister Imelmann und seinen Schützling wieder vielerlei erfreuliche Erlebnisse an lauten und stillen, grell strahlenden und ernst leuchtenden Orten; Arbeit und Rasten daheim und draußen mit gutem innern Nachschmack und Verklingen und allerhand Nachdenklichkeit, die auch aus schicksalhaften Daseinsgründen sproßte oder aus Lebensgründen, in denen der Mensch gern das Schicksal suchte und gewähren ließ.

An einem der ersten Februartage, in denen schon wieder eine neue Lindheit spukte und eine vorlenzliche Sonne frühzeitig heiß schien, ließ sich auch Herr Imelmann wieder einmal in der Neustädtischen Kirchstraße blicken. Er wollte Dina abholen und dabei Tante Lührs einen kurzen guten Tag sagen. Das schien ihm nun hin und wieder nötig zu sein, auch Dinas wegen, die ihn darum gebeten hatte, oder weil ihn sein eigenes nicht ganz gleichmütiges Gewissen stach.

Er war am frühen Nachmittag in der Zeitung und danach anderswo gewesen und hatte seine Mappe und ein paar Rollen Zeichenpapier bei sich. Lina, das einäugige Mädchen, öffnete die Tür. Aber da stand auch Dina in dem vertrauten, niedrigen Halbdämmer des Flurs, schlank und hell zwischen alten, dunklen Schränken.

„Nun Lina, was machen die frommen Schwestern und Brüder?“

„Sie sollten nicht spotten, Herr Imelmann,“ mahnte die streitbare Dame. „Sie kommen noch zu uns.“

„Glaub' ich nicht. Ich spotte auch nicht. Das richtige Wort kann zaubern.“ Da war Dinas Hand. Ja, das war Gebet und Wunder. Das war Zauber.

Die kleine Dame Lührs mit schiefer Schulter und scharfer Brille saß über einer ausgedehnten Goldstickerei zwischen ihren Plüschsofas und Sesseln mit blanken Quasten und Mahagonischnecken, die nirgends ein Stäubchen oder Fusselchen zeigten. Ihr Blick ging fest über die halben Brillengläser auf die beiden zu, die hintereinander zur Tür hereinspazierten. „Nanu?“ fragte sie auf gut berlinisch. „Ich warte schon. Aber meinetwegen kommst du wohl nicht, Meister?“

„Sei nicht immer boshaft, alte Lührs.“

Die lachte. „Boshaft? Ja, das ist man immer, wenn man eine Pflaume keinen Pfirsich nennt.“

Fräulein Lührs ließ ihre Arbeit im Stich und ging mit gravitätischem Schritt, mit dem etwas verwachsene alte Damen zu gehen pflegen, gastlich ans Bufett, das wie eine Burg aussah, um ein Gläschen und die süße Gästeflasche zu holen, sie hatte noch etliche ältere Bestände in Gewahrsam, und bei jedem ihrer Schritte klirrte es in den Glasschränken und auf den Kommoden, und unten auf der Straße rummelten und tuteten die Wagen. Es war doch immer ganz hübsch hier in den wohlhäbigen, niedern, alten Stuben; die Fenster waren kleiner als bei andern Leuten, fast quadratisch, und drüben auf der Spiegelkommode saß der bronzene Shakespeare mit der Tickeluhr auf dem Schenkel unter dem Glassturz. Man atmete bürgerlich, und Dina fügte sich, alles verklärend und unsäglich vertraut, mit holdem Glanze dem Ganzen ein; aber die Lührs, obwohl sie Amanda hieß, war eine Dame, die gern durch die Dinge und um ihre Ecken sah; wer so einen kleinen Leibschaden hat, der schminkt sich und andere nicht und braucht auch etliche Stachel gegen die Welt.

„Bei dir ist noch gute Zeit, Lührs,“ erklärte Herr Imelmann und nahm nach einigem Herumspazieren in einem der tiefen Sessel Platz.

„Gute Zeit? Ich muß mich höllisch einrichten und placken,“ sagte die Dame auf dem Sofa. „Soll ich für den Staat sparen? Aufessen, aufessen. Die Leute auf der Gasse und nicht bloß auf der Gasse haben schon recht! ... Na —! — Ich möchte lieber mal mit euch über Sonntag in der Krähe bei den Mädchen einkucken. Sprach eben mit Dina davon. Aber —“

„Siehst du, Lührs.“

„Ach was. Ich bin 'ne alte Stadthummel. Aber ich komme schon noch. So ein Entschluß will Zeit haben.“ Sie ging bloß nach dem Dahlemer Dorfkrug mit ihren mannhaften Knospen; dabei liebte sie wie jede

Digitized by Google

richtige Berlinerin, wenn sie erst mal draußen war, jede kleine Stadt und jedes Dorf.

So plauderten sie eine Weile, von Hanne, dem neuen Dossener Brautpaar Fritz und Helwine, das sich natürlich auch in der Neustädtischen Kirchstraße glanzvoll päsentiert und einen schmackhaften Abend mit Dina und Hanne unter den lebensklugen und kritischen Brillengläsern verbracht hatte, und von dem, was Dina und Herr Imelmann hier in Berlin trieben oder getrieben hatten oder treiben würden ...

Der Meister sah mitunter auf Herrn Shakespeare hinüber. Er liebte solche persönlichen Gespräche nicht übermäßig; sie hatten für sein Gefühl etwas von einer neugierigen oder unzarten Kontrolle, wovon sie natürlich weitab waren. Zudem hatte man nicht unbegrenzt viel Zeit zur Verfügung, wenn der Abend programmäßig verlaufen sollte. Dina war schon zum Ausgehen fertig; sie hatte bloß gewartet, gut, nun war er hier; er hätte vielleicht eine halbe Stunde früher kommen können, er hatte es auch gewollt, aber sich dann doch ohne große Not versäumt. Sehr hübsch hier, sehr behaglich, und die alte Lührs war ein prächtiger, unbeirrbar verläßlicher Mensch, mit einem warmen Herzen und einem eloquenten Mund auf dem rechten Fleck — ja, o ja. Man spürte hier meist deutlicher, wärmer oder empfindlicher seine eigene Menschlichkeit oder was darin vorging. Er antwortete etwas zerstreut, strich über seine schön gebuckelte Stirn, eine Bewegung, die seinen Fingern angenehm war, überließ bequem oder verstockt Dina diese und jene Antwort oder unterbrach sie einfach, einsilbig und unbekümmert ablenkend, und dann sah er wieder nach der Uhr. Die schlug sogleich einmal fein und hell, dabei klirrten und klingelten die Tassen und Gläser wieder in dem Eckschränkchen und auf dem Bufett, weil unten ein Wagen fuhr. Da räusperte sich der Meister. Die Lührs schaute nachdenklich über die Brille und bewegte freundlich die Nase. Allein säße Dina kaum noch hier.

Da sagte nach einer Weile der Imelmannpascha: „Ich muß übrigens noch einmal ins Atelier, um mein Handgepäck dort abzulegen und noch etwas nachzusehen, Dina ... Wir nehmen einen Autowagen oder wir schlendern durch den Tiergarten, wenn noch Zeit dazu ist," dabei tat er etwas abgespannt, wies auf die lange Sitzung von heute hin, als hätte er ein paar Schritte Luft und Bewegung schon nötig; es war ihm alles einerlei, aber er redete sehr verbindlich — und die Lührs widersprach doch gar nicht; sie nahm überhaupt nicht übel und hatte gar nicht mit einem langen Besuch gerechnet.

Sie war auch kein prüdes Bählamm. Dina blühte aus ihrer Haut, wurde mit jeder Woche schöner, ganz auffallend; wenn sie hier saß, mußte man immer einmal von der Seite über sie hinsehen; es war wie ein stilles Leuchten, Dina wußte's auch; die Lührs an Imelmanns Stelle würde auf der Hut sein. Er schien, seit sie ihn zum letzten Male gesehen hatte, um fünfzehn Jahre jünger, zog sich noch eitler an und roch sogar schon von Ferne nach etwas Feinem, sie hatte gleich die Nase danach gehoben. Er war viel zu alt; so dämlich war Dina nicht; und er schließlich auch nicht, aber das war nicht so sicher.

Im übrigen kehrte sie sich nicht an seine Ungeduld.

Herr Imelmann räusperte sich abermals, machte etlichen Lärm mit den Beinen und sah wieder nach Shakespeare'n auf der Konsole, dessen Uhr immer eiliger zu tickeln schien. „Ich glaube, wir müssen nun gehen, Dina," erklärte er höflich und knöpfte die Jacke zu. „Tut uns leid, gute Lührs."

„Kann ich mir denken. Ich will gar nicht wissen, was ihr vorhabt," sagte die wieder gutmütig lachend und musterte Herrn Imelmanns elegant gekürzten Kinnbart. Sie stand sogar zuerst auf und ging etwas schief, aber festen Schrittes in die Nebenstube, um für Dina noch ein paar leckerhafte Stückchen Wegzehrung für den Abend zu holen; er sollte nicht allein großartig tun.

Die beiden sahen einander an und lächelten. Er hob nervös die Nase und roch auf einmal wieder Kamille und Opodeldok. Dann besah er sich gedankenvoll Vater Lührs in Öl an der Wand, Amandas Papa, einen ältlichen, steifen Geheimen Hofrat im Frack, den Zylinder in der Hand, den Roten Vierter (sehr groß, besonders der Adler) im Knopfloch, alles nachgedunkelt und das Weiß der Wäsche angenehm vergilbt; er zeigte auf die nicht übel gemalte Hand des alten steifleinenen Bureaudespoten, die ihm heute wieder stark ins Auge fiel: ein bißchen leiblhaft, damals ein verächtlicher Fehler; der große Schadow hatte Blechen einen Skizzierer genannt — vielleicht war dieser verschollene und vermoderte Malermeister da an solchen Leiblstellen gescheitert — lustig, Dina, was? Es raschelte nebenan, dann kam das kleine, würdevolle Fräulein zurück und sah die beiden vor dem väterlichen Lührs stehen, der nie begriffen hatte, daß ein junger Mann Maler werden konnte.

„Kommen Sie nicht zu spät heim, Dina. Djüs, Hannes, bist' noch 'n hübscher, junger

Digitized by Google

Mann — sogar neben Dina," sie tätschelte seine Hand freundschaftlich, blickte mütterlich und ein wenig schief infolge der hohen Schulter zu ihm auf. Dina bekam einen ordentlichen Kuß.

Herr Imelmann hob steif den Zeigefinger. „Siehst du, Lührs, nun sagst du doch Pfirsich zu einem Appel; d a s hättest du gleich tun sollen, dann wärst du mich überhaupt nicht los geworden. Wiedersehen."

Es war nicht weit durch Tiergarten- und Viktoriastraße.

„Wollen Sie unten warten, Dina? Es dauert fünf Minuten, vielleicht ein bißchen länger."

Sie machte ein nachdenkliches und gelangweiltes Gesicht, und er nickte gemütlich lachend. „Also steigen wir, Dina."

Es ging eine alte Treppe hinauf, die mit braunem Linoleum belegt war. Sehr hoch. Das Gas brannte in runden Milchglasglocken. Hinter den weißgestirnten Milchglasfenstern mit roten, grünen und blauen Eckquadraten dunkelte der Hof mit ein paar kahlen Bäumen. Auch die Flurtüren, an denen sie vorübermußten, hatten Milchglasscheiben, dazu blanke, runde Messinggriffe. Vor jeder Tür war eine andere Luft, am besten war sie vor der des Herrn Kammersänger Kranich, da duftete es nach Zigaretten und nach einem Hauch süßen Lawendels, wie ihn Damen, seltener Herren an sich haben. Hier wurden die Treppenfenster kleiner, man war dem Himmel näher; die Stufen knackten lauter.

Auch hier ganz oben hatten schon Kleider gerauscht, dachte Herr Imelmann unvermittelt und rasch, und das Herz schlug ihm stärker vom Steigen und Sprechen. Er verwies sich streng diesen Gedanken, der ihm so angeflogen war. Dina war leicht und schlank neben ihm gestiegen, ihr Atem ging kaum rascher.

Er stieß den Schlüssel in die eisenbeschlagene Tür. Sie kreischte, und dahinter war ein angenehm kühler und neutraler Graphit- und Papiergeruch.

Dina stand im Dämmer der Tür, gut, still, neugierig. Sie kannte das alles von früher. Sie war schon als Kind und mit langen Backfischbeinen hier gewesen.

Herr Imelmann ging schnell voran und machte Licht, er sprach laut, warf den Hut weg, zog den Drellvorhang hoch, der die breite Scheibe fast verdeckte.

Dann legte er seine Ledermappe und seine Rollen auf den Tisch, packte aus, öffnete laut ein paar Kästen und Schrankschübe — „es dauert nicht lange, Dina."

„Wir haben doch Zeit," antwortete sie lächelnd und dachte dabei wieder an seine Eile vorhin.

Unten bei dem Kammersänger wurde auch heute anmutig und hell gelacht; ein paar Türen klappten, als käme Besuch, und gleich darauf sang eine warme Frauenstimme ein paar Töne zu zwei zarten Klavierakkorden; dann war es wieder still. Es war wie ein Gruß gewesen — an wen? Dina lauschte . . .

Nun war auch Herr Imelmann bald fertig.

Er sprach allerlei in eine der großen Mappen hinein und zog noch eine andere heran.

Mitunter blickte er auf. Ja, da saß das liebe Frauenwesen mit den schlanken Beinen und den schmalen Prinzessinnenfüßen. Diese Tatsache war wohltuend wie das Streicheln einer weichen Hand oder als zöge Blumenduft durchs Zimmer. Ihr Gesicht schien blasser im Schatten des Hutrandes, empfindsamer unter den Augen, als fühle sie selbst wieder wie ein Schicksal, wie schön sie wäre.

Dann schob er die Mappen weg, beugte sich vor auf seinem Diwansitz und faltete die Hände zwischen den Knien. So sprachen sie noch ein wenig. Dina lauschte nach unten. Aber sie mußten nun doch bald gehen.

Da wurde unten etwas wunderbar Holdes und Sehnsüchtiges gespielt, das langsam anschwoll und flehend schwebte.

„Wir können noch eine Viertelstunde gehen und nehmen dann einen Wagen," sagte er mit unwillkürlich gedämpfter Stimme; sie sah ihn an.

Er stand langsam auf und trat an ihren Stuhl, so berieten sie ihren Plan. Sie antwortete nachdenkend.

Wie unbefangen sie in dem Stuhle lag, schön und unvergleichlich, herrlich wie nie ein Mensch hier gewesen; er dachte es mit der Melodie des Spiels da unten, von einer tragischen, klingenden, schwingenden Sehnsucht und einem tönenden Schmerz umzogen. Wenn er sich niederbeugte, ihre Hand ergriffe, ihre roten Lippen, ihren jungen, unbegreiflich seligen Leib zu sich zwänge — sie würde aufspringen, blaß oder lachend; Narr! Oder —

Sie lächelte jetzt geheimnisvoll. Dina, ich hab' dich lieb — er preßte die Lippen zusammen, als lächle auch er und spürte einen Schwindel. Seine Hand auf der Sessellehne war ihrem Hut und Haar, der Haut ihrer Schläfe nahe. Schon das, dieser Lebenshauch ihrer warmen, brennenden Nähe, dünkte ihn ein taumelndes Glück. ‚Du bist irrsinnig', sagte er sich. — Schuft!

Dina rührte sich nicht, blickte mit schma-

Digitized by Google

leeren, glänzenden Augen vor sich hin. So schwiegen sie eine Weile.

Dann lachte unten die helle, abwehrend flackernde Frauenstimme, und eine Männerstimme sang flehend dagegen, das klang weniger gut.

„Was ist das?“ fragte sie in das Schweigen.

„Der Herr Kammersänger hat Besuch.“

„O, der alte Herr,“ sagte Dina tief und spöttisch, stand auf und trat an eines der Bilder an der Wand, um sich vor seinem Glas den Hut nach dem Gesicht zu biegen.

„Alt?“ fragte Herr Imelmann eifernd: Er war noch nicht sechzig; allerdings sah er ziemlich abgetakelt aus. Da blickte sich auch Herr Imelmann ernüchtert nach seinem Hütchen um, und alles war verflogen. Dina ging langsam, lächelnd an ihm vorüber zur Tür.

⌘ ⌘ ⌘

Bald danach wurde es mit einem Male überraschend lau und warm draußen.

Der Februar, besonders seinem Ende zu, war am Mittag und um die frühen Nachmittagsstunden schon zauberhaft sonnig und weich, und der März war von Anfang an so heiß, daß alle Bäume blühten. Dina brachte Märzbecher, Schlüsselblumen und Veilchen heim, stellte sie vor Tante Lührs auf den Tisch und hielt auch der spröden, erweckten Lina ein paar Stengel unter die strenge Nase, daß das alte Mädchen weltlich daran schnupperte und lächelte. Ach, Frühling und Sommer, da verblichen sacht die guten Winterfreuden mit ihrem prangenden Lichtgeflimmer und stillen Lampenzauber, und man wartete auf neue Lebensausblicke und Erfüllungen.

Dina war insgeheim gespannt, ob Herr Imelmann wirklich gen Süden fahren würde, wovon er ein paarmal rasch und zerstreut gesprochen hatte; von Bozen und Meran, sogar von Venedig. Ja, das waren Wunderwelten, von denen erfahrene Leute, die schon vor dem Krieg wahrhaft gelebt hatten, mit großen, leuchtenden Worten redeten. Aber sie glaubte eigentlich nicht daran, daß er verreisen würde...

Ende der Woche, es war schon Anfang April, waren Hanne und das neue Brautpaar wieder einmal aus Dossen herübergekommen.

Helwine hatte sich für den Tag beurlauben lassen, und auch Hanne hatte ihre Bücher beiseite gelegt; ja, Hanne wollte in naher Zeit, gleich nach Ostern, eine Vertretung im Kramerschen Lyzeum übernehmen, dazu hatte sie sich bereits vor Wochen entschlossen; sie wünschte sich ein Tun, bei dem sie sich an Menschen und an wirkliches Leben weggeben konnte, dazu bereitete sie sich mit stiller Leidenschaft vor.

Sie waren alle drei schon am Morgen durch Warenhäuser und hundert Läden gestrichen, um Preise zu hören und zu vergleichen: Helwine schrieb alles genau in einem kleinen Notizbuch auf, kunterbunt durcheinander, daheim würde man es schon entwirren können. Solche Gelegenheit mußte jetzt jedesmal wahrgenommen werden, wenn man bis zum Winter ‚fertig‘ sein wollte! Sie betrachteten tief ernst hundert Wohnungseinrichtungen, von denen jede einzelne erschütternd viele Millionen kostete, prunkvoll historische Salons, kostbar schlichte Herrenzimmer, edelbehagliche Wohnstuben, märchenhafte Schlafräume, in deren Spitzenbetten bloß Astralleiber schlummern konnten und vor denen man unversehens in ein seliges Träumen geriet; sie stritten über Stile, mäkelten, bewunderten, erkundigten sich eifrig und voll tiefsten Interesses nach den Preisen, die zu notieren aber Helwine im Augenblick nicht für nötig hielt — sahen sich starr und zustimmend an, liefen danach tief atmend und erhitzt weiter, als fürchteten sie eine andere gute Gelegenheit zu versäumen, und stürmten in einen neuen Laden; nun, es machte ihnen herrlichen Spaß! Sie steckten wie die Kinder die Köpfe zusammen, unterhielten sich mit den Verkäufern und Verkäuferinnen auf das freundschaftlichste, bedankten sich herzlich und gingen, ohne einen Faden oder Span gekauft zu haben, abermals davon: „Wir kommen wieder, natürlich, auf Wiedersehen!“ sagten sie heiter.

Hanne hatte freundlich und willig eine Weile mitgemacht. Dann war sie ermüdet. Die beiden andern aber waren nicht matt zu kriegen, sie krochen immer wieder in einen Möbelpalast oder Wäscheladen hinein, zwischen Regale und Schubfächer, obwohl dort kaum etwas Neues zu erfahren war. Ach, wie prächtig Berlin in diesem jungen Sonnenschein war, die ganze Stadt ein Ausverkauf für verliebte Leute und jedes Ladenfenster ein Paradies! Nun, sie würden nichts — wenig — gar nichts davon kaufen. Genug, genug. Man wollte um zwölf mit Onkel Imelmann frühstücken.

Dina konnte erst um drei zu den andern stoßen. Die hatten, nach gutem Schmaus, gegen eins die Eröffnung der neuen Akademie-Ausstellung fast versäumt und erwarteten nun Dina faul und friedlich auf einer Sofabank im Mittelsaal; von Dinas Reichsamt bis zum Pariser Platz waren bloß wenig Schritte.

Sie sah die Freunde schon von weitem

Digitized by Google

sitzen und kam frisch und erwartungsvoll heran.

Herr Imelmann führte sie noch einmal herum und zeigte ihr die wichtigsten Altberliner Wunder, sie waren zum Staunen schön. Hanne träumte noch ein bißchen auf der roten Plüschbank, und das Brautpaar hatte sich wieder in Helys wirres Notizbuch vertieft, rechnete und stritt und beschloß, am Nachmittag, wenn noch Zeit wäre, auch mal zu Pfaff oder zu Gerson mit heranzulaufen; es war ihnen völlig egal, ob man sie mehr oder weniger respektvoll 'rausschmeißen würde; Fritzens altes Gehröckchen war sehr mutig.

Nun tranken sie auf allgemeinen Wunsch in der Sigismundstraße bei Herrn Imelmann Tee. Sie waren zusammen durch den lenzlichen Tiergarten geschlendert, in dem überall die Drosseln aufgeregt huschten und mitunter silberhell flöteten, und mit einem jähen, fragenden Pfiff verstummten, als wunderten sie sich mißtrauisch über das frühe heiße Wetter.

Dina machte jetzt die Wirtin. „Eigentlich ist das meine Sache," sagte Hanne lächelnd. „Laß nur, Hannemädchen, du machst deine starren Kinderaugen, du bist den Berliner Trubel nicht mehr gewöhnt. Ich bin hier zu Haus — ich meine in Berlin. Ihr seid auch **meine** Gäste."

Fritz und Helwine aber wollten am Abend ins Theater. Sie schwankten eifrig zwischen Strindberg und Kleists „Prinzen von Homburg"; Fritz war gegen Strindberg, nannte ihn mit lästernder Weisheit und Überlegenheit einen Katastrophenheiligen, dem jeder abgesprungene Westenknopf zur Ehetragödie und zum Weltuntergang würde. Auch das böte geniale Einblicke, beharrte Helwine; es gäbe genug Problematisches in der Ehe, davor dürfe man sich nicht verschließen! Die andern lachten. Aber Fritz blieb eigensinnig bei Kleist und seiner in Urtiefen wühlenden Seele und aufsteilenden Kraft. Die beiden — das wäre wie Gekreisch und Sturm. „Ich will Leben, man will jetzt aufrüttelndes, sprengendes Leben, nicht Moderluft." — „Sollst du haben," sagte Helwine gemütlich. Es war noch nicht allzulange her, daß sich Fritz Wiese für Strindbergs Problematik grüblerisch ereifert und begeistert hatte; aber jede Schlange häutet sich, auch der Mensch.

Herr Imelmann zeigte ihnen allerhand Arbeiten von sich und anderen Leuten und war ungewöhnlich aufgeräumt; Dina trug ein veilchenblaues Kleid aus ganz dünner Seide, das er besonders an ihr liebte. Es atmete bei jeder ihrer Bewegungen den unbeschreiblichen Duft ihrer Nähe. Danach gab er Helwine als hervorragend hochherziger Onkel ohne alle Umstände in einer Ecke Geld für die Theaterkarten und was dazu gehöre; — o, nein — o, nein — Gott behüte —! **sie** war übrigens und natürlich für zweiten Rang; Onkel Imelmann indes erklärte sich äußerst streng für Parkett! Es gab noch eine Weile ein erregtes Flüstern, aus dem ein paar widerspenstige und lachende Kehllaute Helys drangen. Abgemacht. Fritzens Gehröckchen blähte sich bereits für den eleganten Klappsitz und sein Herz sehnte sich dem großen märkischen Landsmann entgegen, der obendrein aus dem Oder-Frankfurt der munifizenten Dame Paalzow stammte, also beinahe aus Dossen.

Unten bei dem Kammersänger wurde, wie üblich, musiziert und hell gelacht.

Dann schlug es fünf, und Fritz und Helwine wurden unruhig; die anderen Drei hatten ja anderes vor, vermutlich Stilleres oder Erleseneres — du liebe Zeit; Hanne würde übrigens bei Dina und Tante Lührs in der Neustädtischen Kirchstraße übernachten. Das war schon ein- oder zweimal geschehen.

Hanne hatte der ungewohnte Vormittag wieder angestrengt, sie war doch ein zartes Hühnchen. Sie wollte sich drin im Schlafzimmer für einen Augenblick auf den Diwan legen. Es würde vorübergehen. Helwine hatte heute morgen schon um sechs in der Krähe geweckt, als ginge es auf eine Weltreise.

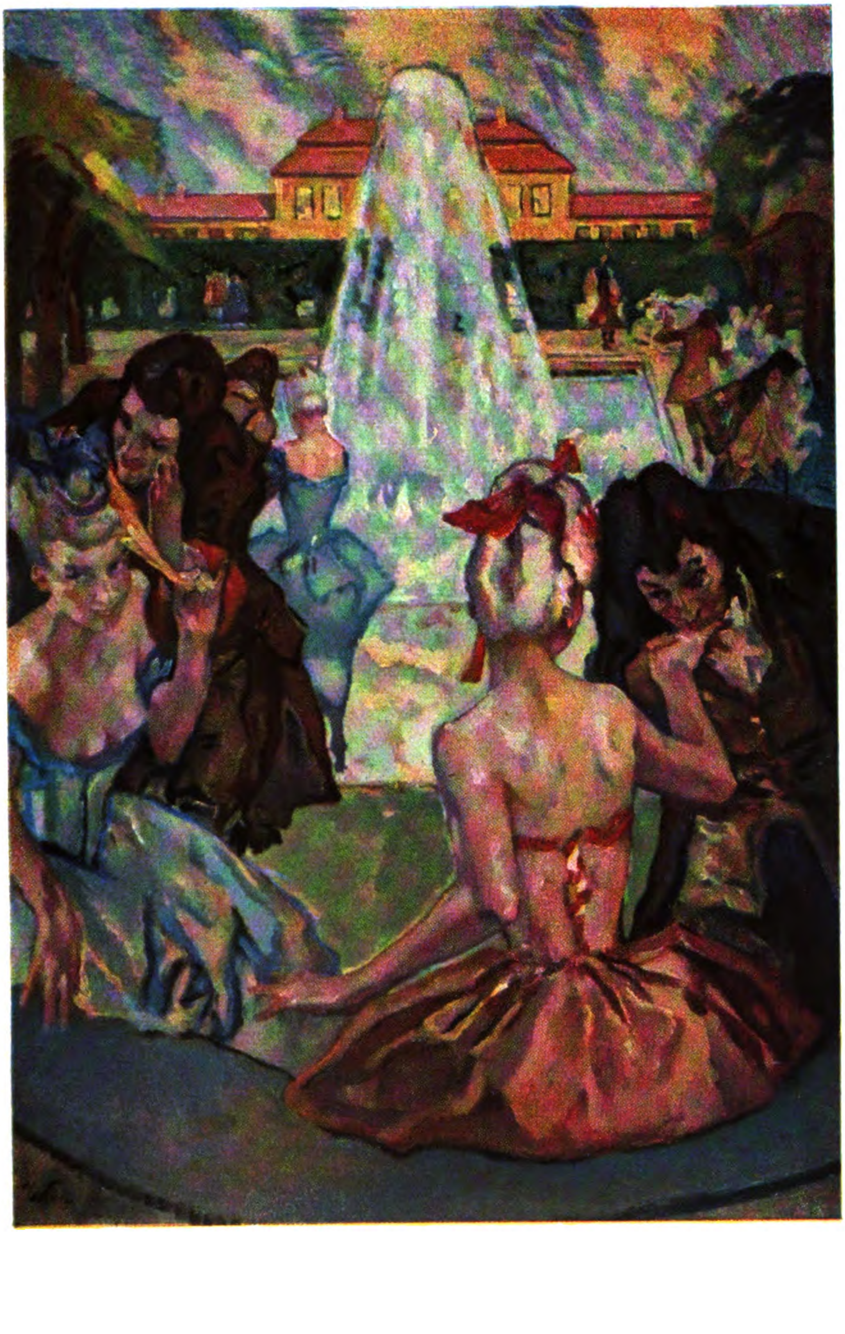
„Ja, Fritz — eigentlich müßtet ihr doch mal bei Tante Lührs mit heranspringen, wie? Sie erwartet es sicher."

„Ach Gott — ja, natürlich. Onkel Imelmann! Hely, wir werden dort vorbeigehen müssen," bestimmte er.

„Wir gehen dann auch die Linden lang, Fritz. Vielleicht haben wir noch Zeit dazu — sonst holen wir's das nächste Mal nach."

Bald darauf verabschiedeten sie sich, sie konnten mit dem besten Willen nicht länger hier herumsitzen und die Zeit vertrödeln, dachten gar nicht dran, sie wollten noch eine Weile allein da draußen im Sündenbabel Arm in Arm und Hand in Hand herumlaufen — sieh, Hely — guck, Fritz! herrlich —! verrückt —! ja, das wollten sie, — „auf Wiedersehen —" „Wiedersehen!" Und sie verschwanden mit roten Gesichtern und blanken Augen, rasteten ein- oder zweimal längere Zeit auf dunkleren Treppenabsätzen, bis Helwine energisch und atemlos erklärte: Jetzt ist es genug! Das gibt's hier nicht! O doch — das gibt's immer, und dann versanken sie erschauernd im Licht und Trubel und in der herrlichen Erwartung des Abends. Nun war es still hier oben.

Digitized by Google



Gartenfest. Gemälde von Prof. Leo Putz

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Im dritten Stock sang jetzt wieder eine weiche, schmeichelnde, manchmal flackernde und lachende Frauenstimme, vielleicht die gleiche, wie damals, vielleicht eine andere — es war noch nicht lange her; Dina entsann sich des spätwinterlichen Nachmittags noch sehr genau. Aber sie war inzwischen nicht wieder hier gewesen. Nun schwieg auch die Stimme unten, die das reizende Zerline-Liedchen gesungen hatte: „Liebe Schwestern, zur Liebe geboren — che fate all amore!" echote Masseto. „Nützt der Jugend schön blühende Zeit! — che passi l'età, che passi l'età, che passi l'età!" sang der Kammersänger mit inniger, aber rostiger Beschwörung.

Dann wurde es still. Herr Imelmann hatte eine Klappe des großen Fensters geöffnet, um den Rauch abziehen zu lassen, nun schloß er sie wieder.

Hanne ruhte drüben. Dina hatte sie mütterlich zugedeckt und ihr die Wangen gestreichelt. „Schlaf, Kindlein. Wie blaß du bist. Wann soll ich dich wieder wecken?"

„Ich mache bloß die Augen zu. Nur ein paar Minuten."

Dina hatte die Tür geschlossen.

Sie nahm in der Nähe des Fensters Platz und blätterte in einem Buch. Herr Imelmann sah am Tisch ein paar Abzüge durch, die am Morgen gekommen waren. Sie waren plötzlich um ein Kleines befangen.

Und dann legte er die Blätter weg und setzte sich zu Dina. Jedes Kleid, das sie trug, war etwas Lebendiges, wie gewachsen, wie eine natürliche, anmutige Haut, nichts Enges, Falsches, Störendes daran; aber dieses veilchenfarbene Tageskleid war das schönste. Er hatte jedesmal ein Gefühl des beglückten Leidens, wenn er es an ihr sah, es tat ganz sacht und geheimnisvoll weh.

„Was ist das mit Hanne; sie gefällt mir nicht."

„Es ist wohl das Frühjahr."

„Ach, ich weiß es nicht. Ich werde sie mal wegschicken müssen. Sie hat doch gute Luft, Milch, Eier da draußen."

„Eisen."

„Ich werde mit Viebahn sprechen. Aber der ist auf diese Insuffizienz versessen, macht bloß runde Augen, einen spitzen Mund und verschreibt was, das schlecht schmeckt und auch nicht hilft. Sie muß mal 'raus."

Nun schwiegen sie wieder. Ob Hanne doch eingeschlafen war? Es rührte sich nichts da drüben; es wäre ihr zu wünschen. Auch Dina wollte einmal ernstlich mit ihr sprechen; sie gefiel ihr aus diesem und jenem Grund noch weniger.

Herr Imelmann sah sie an. Sie hielt die Füße gekreuzt und blickte geradeaus. Zwischen ihnen rann die Zeit und tackte wieder eine alte Uhr. Es war wie ein langsam verklingendes Rufen.

„Auch müde, Dina?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nur angenehm träge; das genügt."

„Hat die hohe Regierung fleißig gearbeitet?"

„Sehr fleißig. Wie stark die Sonne schon ist," sie sah zum Fenster, durch das das Licht fiel und glänzende Flecke auf den Teppich malte, und hob die Hand langsam zum Haar. „In der Krähe werden sich die Fliederbüsche in der Zeit irren."

„Überall, Dina. Auch die Menschen sahen leichtfertig aus, selbst vorhin die vergreistesten Akademiker."

„Einer unserer netten Geheimräte sagte heute: Den Damen wachsen Flügel! Er sagt oft so etwas und findet es immer ungewöhnlich gut. Es geht einem manchmal selbst so, hinterher ist man verlegen. ‚Flügel' — ja, es war dennoch gut; die Fenster standen alle offen, das gab eine geheimnisvoll belebte, beschwingte Luft ... Vielleicht wird Hanne die feste Tätigkeit bei Fräulein Kramer recht gesund sein," fuhr Dina mit ihrer ruhigen Stimme fort. „Sie war das so gewöhnt. Nichts macht einen gesünder," sie dehnte sich unmerklich, daß ihr Kleid knisterte. „Werden Sie übrigens doch verreisen? — Sie sprachen davon. Sie redeten heute im Amt alle vom Reisen. Ja — das muß köstlich sein, weit, weit weg —! Weiter als Heidelberg, ich bin noch nicht viel weiter gekommen; aber einmal war auch ich da unten an den Seen, sogar in Nizza — herrlich, als wäre dort immer Sonntag und alles glücklich. Ich war noch zu jung, ein Kind."

Er hatte nur ihre Frage gehört. „Nein, Dina. Ich werde wohl nicht fortgehen. Wer soll sich denn um Sie kümmern?"

Sie lachte leise und ihre Wangen wurden sacht rot, so daß er sie wieder ansah.

„Aber ich sollte es vielleicht tun, Dina. — Schließlich sind Sie doch ein sehr schönes Mädchen, ich kenne kein schöneres in der nahen und weiten Welt, und ich selbst bin kein Lederschneider trotz meiner Fünfzig, sagen wir es rund," meinte er spöttisch. „Wir sind gescheite Leute — aufrichtige Leute, das kumuliert die Eindrucksfähigkeit."

Ihre Augen nahmen eine leichte Starrheit an, gewiß vom Sonnenlicht. Sonst schien sie gleichmütig.

Er schwieg.

„Ach, Onkel Imelmann, warum sagen Sie das?" sprach sie mit ihrer besonderen Frauenstimme nach einer Pause.

„Das muß man wohl einmal sagen, Dina.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Im dritten Stock sang jetzt wieder eine weiche, schmeichelnde, manchmal flackernde und lachende Frauenstimme, vielleicht die gleiche, wie damals, vielleicht eine andere — es war noch nicht lange her; Dina entsann sich des spätwinterlichen Nachmittags noch sehr genau. Aber sie war inzwischen nicht wieder hier gewesen. Nun schwieg auch die Stimme unten, die das reizende Zerline-Liedchen gesungen hatte: „Liebe Schwestern, zur Liebe geboren — che fate all amore!" echote Masseto. „Nützt der Jugend schön blühende Zeit! — che passi l'età, che passi l'età, che passi l'età!" sang der Kammersänger mit inniger, aber rostiger Beschwörung.

Dann wurde es still. Herr Imelmann hatte eine Klappe des großen Fensters geöffnet, um den Rauch abziehen zu lassen, nun schloß er sie wieder.

Hanne ruhte drüben. Dina hatte sie mütterlich zugedeckt und ihr die Wangen gestreichelt. „Schlaf, Kindlein. Wie blaß du bist. Wann soll ich dich wieder wecken?"

„Ich mache bloß die Augen zu. Nur ein paar Minuten."

Dina hatte die Tür geschlossen.

Sie nahm in der Nähe des Fensters Platz und blätterte in einem Buch. Herr Imelmann sah am Tisch ein paar Abzüge durch, die am Morgen gekommen waren. Sie waren plötzlich um ein Kleines befangen.

Und dann legte er die Blätter weg und setzte sich zu Dina. Jedes Kleid, das sie trug, war etwas Lebendiges, wie gewachsen, wie eine natürliche, anmutige Haut, nichts Enges, Falsches, Störendes daran; aber dieses veilchenfarbene Tageskleid war das schönste. Er hatte jedesmal ein Gefühl des beglückten Leidens, wenn er es an ihr sah, es tat ganz sacht und geheimnisvoll weh.

„Was ist das mit Hanne; sie gefällt mir nicht."

„Es ist wohl das Frühjahr."

„Ach, ich weiß es nicht. Ich werde sie mal wegschicken müssen. Sie hat doch gute Luft, Milch, Eier da draußen."

„Eisen."

„Ich werde mit Viebahn sprechen. Aber der ist auf diese Insuffizienz versessen, macht bloß runde Augen, einen spitzen Mund und verschreibt was, das schlecht schmeckt und auch nicht hilft. Sie muß mal 'raus."

Nun schwiegen sie wieder. Ob Hanne doch eingeschlafen war? Es rührte sich nichts da drüben; es wäre ihr zu wünschen. Auch Dina wollte einmal ernstlich mit ihr sprechen; sie gefiel ihr aus diesem und jenem Grund noch weniger.

Herr Imelmann sah sie an. Sie hielt die Füße gekreuzt und blickte geradeaus. Zwischen ihnen rann die Zeit und tackte wieder eine alte Uhr. Es war wie ein langsam verklingendes Rufen.

„Auch müde, Dina?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nur angenehm träge; das genügt."

„Hat die hohe Regierung fleißig gearbeitet?"

„Sehr fleißig. Wie stark die Sonne schon ist," sie sah zum Fenster, durch das das Licht fiel und glänzende Flecke auf den Teppich malte, und hob die Hand langsam zum Haar. „In der Krähe werden sich die Fliederbüsche in der Zeit irren."

„Überall, Dina. Auch die Menschen sahen leichtfertig aus, selbst vorhin die vergreistesten Akademiker."

„Einer unserer netten Geheimräte sagte heute: Den Damen wachsen Flügel! Er sagt oft so etwas und findet es immer ungewöhnlich gut. Es geht einem manchmal selbst so, hinterher ist man verlegen. ‚Flügel' — ja, es war dennoch gut; die Fenster standen alle offen, das gab eine geheimnisvoll belebte, beschwingte Luft ... Vielleicht wird Hanne die feste Tätigkeit bei Fräulein Kramer recht gesund sein," fuhr Dina mit ihrer ruhigen Stimme fort. „Sie war das so gewöhnt. Nichts macht einen gesünder," sie dehnte sich unmerklich, daß ihr Kleid knisterte. „Werden Sie übrigens doch verreisen? — Sie sprachen davon. Sie redeten heute im Amt alle vom Reisen. Ja — das muß köstlich sein, weit, weit weg —! Weiter als Heidelberg, ich bin noch nicht viel weiter gekommen; aber einmal war auch ich da unten an den Seen, sogar in Nizza — herrlich, als wäre dort immer Sonntag und alles glücklich. Ich war noch zu jung, ein Kind."

Er hatte nur ihre Frage gehört. „Nein, Dina. Ich werde wohl nicht fortgehen. Wer soll sich denn um Sie kümmern?"

Sie lachte leise und ihre Wangen wurden sacht rot, so daß er sie wieder ansah.

„Aber ich sollte es vielleicht tun, Dina. — Schließlich sind Sie doch ein sehr schönes Mädchen, ich kenne kein schöneres in der nahen und weiten Welt, und ich selbst bin kein Lederschneider trotz meiner Fünfzig, sagen wir es rund," meinte er spöttisch. „Wir sind gescheite Leute — aufrichtige Leute, das kumuliert die Eindrucksfähigkeit."

Ihre Augen nahmen eine leichte Starrheit an, gewiß vom Sonnenlicht. Sonst schien sie gleichmütig.

Er schwieg.

„Ach, Onkel Imelmann, warum sagen Sie das?" sprach sie mit ihrer besonderen Frauenstimme nach einer Pause.

„Das muß man wohl einmal sagen, Dina.

Digitized by Google

Das hilft nun nichts. Und das ist ganz gut."

„Ach nein," sagte sie ernst, wie furchtsam.

„Sehen Sie, Dina — ich konnte nicht weg, konnte nicht. Der Schnee war so hübsch. Der rasche Frühling. Und dann — es ließ sich auch sonst nicht machen. Ich hätte — heulen müssen."

Sie blickte erschrocken auf. „Onkel Imelmann —"

Er war blaß und lächelte. „Ach Onkel."

„Ich sag' es nicht mehr."

„Ach Dina, ich habe Sie sehr lieb — ich weiß nicht mehr, was daraus werden soll. Ich habe das nie erlebt — nichts hilft. Lachen Sie mich aus — verhöhnen Sie mich, schlagen Sie mich, sagen Sie alter Narr und lächerlicher Tölpel, daß es alle hören. Vielleicht hilft das."

Da wurde auch Dina blasser. Sie ruhte regungslos in ihrem Stuhl, und ihr Herz schlug mit einer sanften Raschheit. Sie fühlte, wie ihre Hände warm ineinander lagen, es war ihr fast so, als berührten sich zwei fremde Hände.

Da war wieder diese freundliche Ruhe, rings um sie und in ihr, dieser Halt; dieses starke Friedensgefühl, das alles andere — Frühere — beschwichtigte und doch wie eine Luft war; und es war ihr, als stünden Türen weit offen, die zu einem hellen, großen Saale führten, in dem man sich respektvoll und verehrend vor ihr neigte, wie überall dort, wo sie sich in diesen Monaten mit Meister Imelmann gezeigt hatte. Eine große, freie, reiche Welt, und darin eine Geborgenheit. Dina erkannte in diesem Augenblick wieder, daß sie eigentlich immer ihr Leben und alles auf ihn und auf die Seinen bezogen hatte ... und daß sie die Krähenleute, ihn und die andern, niemals missen möchte. Hatte sie niemals daran gedacht, es niemals kommen sehen? O doch. Sie senkte den Blick. O doch.

„Nein," sagte sie lächelnd, und ein feiner, wirbelnder Nebel überspann sie.

„Was — nein, Dina. Spotten Sie wirklich? Gut, es war freventlich. Sie sollen es."

Dina antwortete nicht.

„Dina ..." Und nun stand er neben ihr. Sie ließ ihn ihre Hand nehmen. Die war warm, weich und schlank, wie er sie niemals noch gespürt hatte. Auch seine Hand war schlank, sie hatte sie immer gern gehabt. Dina ruhte unbewegt und senkte die Lider, da beugte er sich nieder und küßte die Hand, er war betäubt.

„Dina ... das ist nicht wirklich ..." und dann zog er sie sacht an sich. Da zitterte ihre Hand, es war ein jähes Wehren darin, das ihn erschreckte, dann war es fort; er küßte ihre Hände wieder und dann leise und ehrfürchtig ihre Wangen und dann ihren jungjungen Mund, und sie wunderte sich selbst darüber, hätte lächeln mögen, leise, ernst und schmerzlich lachen und widerstrebend, angstvoll und hart rufen! Aber das Gefühl der Helligkeit, das aus den weit und warm sich öffnenden Türen kam, blieb, des Befreitseins, der Entspannung, fast eines schauernden Glücks.

⌘ ⌘ ⌘

An diesem Abend kamen die beiden Damen später heim. Erst nach zwölf gingen sie rasch an der mystisch dunkeln Gadebuschdiele hin und stiegen die schmale, saubere Linoleumtreppe hinauf. Lina schlief längst, der sündhaften Welt abgekehrt. Sie hatten den Drücker mit; doch als sie aufschlossen, öffnete sich die Wohnstubentür, und Tante Lührs stand wie ein kleines, etwas schiefes Gewissen in dem hellen Rahmen. „Spät."

„Ja. Es war ein langer Tag mit einem schönen Ausklang. Die Ivogün, Tante Lührs. Hören Sie Orgelflöten? Nun sind wir müde von allem, es war herrlich," erklärte Dina, in deren Stimme ein fremderes, tieferes, ruhiges Klingen war, und ihre Augen glänzten dunkler als sonst.

Sie saßen noch einen Augenblick im Wohnzimmer. Hanne trank eine Tasse von Tante Lührs' bitterm Wacholdertee, ohne den die muntere Dame nicht einschlafen konnte, und fröstelte dabei, man sah es an der Bewegung ihrer Hände.

Als die Uhr Viertel pinkte, gähnte Tante Lührs gewaltig. Da brachen die Damen auf. Hannes Bett war auf dem großen Sofa im Wohnzimmer bereitet.

„Nun wirst du wie ein Murmeltier schlafen, Hanne, und auch das Rummeln und Tuten der Wagen nicht mehr hören."

„Gute Nacht," sagten auch die Mädchen zueinander.

Da wollte Dina der kleinen Hanne heute doch nicht mehr ins Gewissen reden. Es war etwas Neues und in seiner Verschwiegenheit Fremdes zwischen sie und Hanne gekommen. Sie wäre keine ganz unbefangene Beichtmutter gewesen.

Sie küßten sich um eine Spur flüchtiger als sonst.

Dann stand Dina in ihrem kleinen Zimmer. Es brannte bloß eine Kerze, ein anderes Licht gab es hier nicht. Dina blieb eine Weile reglos in der Stube stehen. Dann setzte sie sich in den alten Korbstuhl mit der runden Schlummerrolle und schloß die Augen. Alles zog wieder an ihr vorüber, als käme sie erst jetzt zu sich selbst.

Digitized by Google

Hatte sie geträumt? Nein.

Fürchtete sie sich? Nein, nicht sehr.

Sie war ruhig, eigentümlich heiter, nur auf dem Grunde war ein Bangen, ja — auch ein Brennen. Das mußte wohl sein Sie war auch erregt und dachte daran, wie er sie geküßt und hart in die Arme geschlossen hatte.

Er war viel älter als sie.

O, das tat nichts. Er sah durchaus nicht so aus. Er hatte nie anders ausgesehen. Sie erinnerte sich nicht, daß er je anders ausgesehen hatte — ein wenig grauer — hübsch. Er war jünger als mancher Jüngere, hingerissen und fassungslos und sehr beherrscht. Sie lächelte wieder. — Er war Hannes Papa — ja, daran hatte sie sich ein wenig gewöhnen müssen. Männer und Frauen alterten überhaupt nicht mehr! Ein Meister, und sie sah und fühlte ihn wieder, wie sie ihn in der ganzen letzten Zeit gesehen hatte, sah ihn vor sich, diesen ungewöhnlichen, leidenschaftlichen Mann mit dem eigentümlichen Reiz zwischen Jugend und Alter.

Er hatte ihr gesagt: „Nein, Dina. Sie müssen sich prüfen. Sie sollen noch Zeit haben!"

Gut. Sie würde sich prüfen.

Sie streckte sich bei dem Gedanken angenehm müde und mit einer wunderlichen Zufriedenheit und Sehnsucht aus, die warm an ihr hochstieg und Leib und Seele umhüllte. Sie hatte das noch nie so kostbar, friedlich und hübsch empfunden, mit einer kleinen, widersprechenden Sorge, so einfach und doch aufregend.

Glück? — sie dachte rasch an anderes und wurde langsam brennend rot.

Nein, das war falsch und häßlich gewesen! Voll Unrast, Pein und Marter, unaussprechlich. Ach nicht mehr! — es sollte vergessen sein! — war vergessen. — Das und Früheres, Gräßlicheres — das versunken und begraben war! Nichts von Früherem — ach, nichts mehr! All die hübschen, hellen Türen waren plötzlich wie mit einem Krachen zugeschlagen, es war schauerlich und dunkel, daß man sich wild und krampfhaft zusammenbog, und daß Dinas Zähne knirschten.

Sie wollte Ruhe haben vor diesem Überschwang — vor den großen, unheimlichen Feuern und Flammen, die nur versengten und ekel verbrannten und nicht wärmten! Ja, das wollte sie. Sie war ihrer so müde. Ruhe — vielleicht Kühle. Sie glaubte daran, an diese Geborgenheit, glaubte, daß sie sie brauchen könne, in einer Angst, die sie oft vor sich selbst hatte. Sie wollte sich ins Leben fallen lassen. Dann würde es gut sein.

Sie stand auf und begann langsam ihr Haar zu lösen und sich auszuziehen. Wie müde sie war und wie schwer in ihren Gliedern und in der Seele.

Sie würde tief und erquickend schlafen wie nach einem anstrengenden und doch stillmachenden, auf langem Wege gewanderten Erlebnis.

Aber sie fürchtete sich plötzlich vor dem Erwachen — nein, sie freute sich auch mit einer neugierigen Spannung darauf. Sie würde sich ganz frisch besinnen, es ruhig bedenken und dann die Augen schließen und sich alles ganz klar vorzustellen versuchen. Sie würde es können. Sie tat es schon jetzt und dachte: ‚Ich hab' ihn gern'. Da überrann sie auch ein anderes heißeres Gefühl, und sie ließ lächelnd und schlaff die Hände sinken. —

⌘ ⌘ ⌘

Nun verging das Frühjahr, und seine Gloria leuchtete durch Tage und Wochen.

Es war in der ersten Zeit ein sehr helles und scheues Leben, wie keines von ihnen es sich vorgestellt hatte, am wenigsten Herr Imelmann.

Es war sehr jung. Unwahrscheinlich jung. Er glaubte sich manchmal, wenn er aufsah und die Dinge schärfer ins Auge faßte, um zwanzig, dreißig Jahre zurückversetzt. So zart und unglaubhaft war das alles.

Man trieb auf einer lichten, rosaumsäumten Wolke dahin; es gab kein anderes, alltäglicheres und vernünftigeres Bild. Mitunter hatte er auch das Gefühl: du darfst nicht zu derb und laut auftreten und sprechen, sonst verfliegt es wieder; du erwachst aus einem Traum oder fällst durch die Wolke.

Das konnte auf die Dauer natürlich nicht so bleiben. Es war ein Traumzustand.

Ihr Umgang war voll innig stürmischer und bezwungener Hingerissenheit, so erkannte er sein eigenes Gebaren. Denn er beobachtete sich, nach alter Gewöhnung, auch jetzt fortwährend, und er glaubte auch, daß Dina ihn beobachte.

Des Abends, wenn er allein war, zeichnete er sie aus der Erinnerung unzählige Male, in allen Stellungen und Beleuchtungen, die sich ihm eingeprägt hatten und nun wieder vor ihm aufblitzten.

Mitunter gab er ihr später eines dieser Blättchen, merkwürdig verlegen, wie ein Anfänger, der seine lyrischen Paraphrasen überreicht, und er war glücklich, wenn sie es, eine lächelnde Narzissa, aufmerksam betrachtete.

Oder er schrieb an sie in der Stille der Nacht, wenn sie einen Abend nicht gemeinsam verlebt hatten; denn sie hatten be-

Digitized by Google

schlossen, es darin, schon Tante Lührs' wegen, deren betrachtsame Anmerkungen ihnen nicht nötig schienen, beim alten zu lassen.

Er schrieb dann sehr impulsiv und flüssig aus heißer, stürmischer Stunde. Aber auch mit dem besorgten Gefühl, als dürfe dieses Fernsein kein Vakuum zwischen ihr und ihm entstehen lassen, als könnte das plötzlich einmal gefährlich sein, wie eine Lässigkeit von ihm oder eine Ernüchterung auf ihrer Seite...

Es strömte dann, und es bereitete ihm einen tiefen Genuß, die starken Worte und Bilder zu formen; es war auch ein ästhetischer Genuß dabei und darunter sein großes, übermächtiges Gefühl. Er empfand sie sehr rein, noch reiner als früher, wie ein Jüngling. Er schrieb scherzhaft, aber darin brannte der Ernst und zuletzt war es überwältigend.

„Ich war heute in der Zeitung," schrieb er. „Wir besprachen äußerst wichtige, ernste, furchtbar gleichgültige Dinge, man erwartete mein Urteil: Dina! sagte ich. Wir sprachen Persönliches — Dina! Ich sagte, wenn ich mich recht erinnere, nichts anderes; es dröhnte in den Maschinen unter uns, war wie eine heiße, rote Luft und Wolke um mich, in der ich winzig, aufgelöst mit einem abwesenden Lächeln saß. Jetzt ist es wieder so in der großen Stille, die mich wie ein riesiges, fließendes Dina umschlingt. Vielleicht gehe ich noch ein Stück, weil dies Fließen und Raunen um mich her unerträglich ist. Ich werde durch eine kleine Straße gehen und Gadebüschchens blanke, tote Fensterscheiben streicheln und die Mauer, die Dir noch näher ist, die bis zu Dir hinaufreicht, die vielleicht gerade Deine Hände berühren, und dann sehr gefaßt und sehr verzagt in die gräßliche Leere zurückkehren. Dina! Dina! Dieser Tag ist verloren, jede Stunde ohne Dich ein schwer zu ertragender Verlust! Ich sehe Dich. Ich fühle Dich, ich atme Dich. Ich bin nichts ohne Dich! Weniger als nichts! Liebling! Ich weiß nicht, was ich früher war. Du bist alles — Vergangenheit und Zukunft und doch nicht Gegenwart. Man kann nur wie ein inbrünstiger Beter die Hände heben . . .!"

So schrieb er, und danach las er es wieder durch.

Dann stützte er den Kopf und wühlte in seinem Haar. Er sagte: Ganz nett so; das war genau das, was er fühlte; und es mußte eine Wärme entzünden, Dankbarkeit, ja, Neigung, vielleicht Zärtlichkeit, Sehnsucht, Jubel — Leidenschaft, daß sie es lächelnd, behutsam und begierig las. Aber er schickte es dann doch nicht immer ab, wenigstens nicht ganz in dieser Form. Nach einer Weile schien es ihm nicht selten dürftiger, unbeholfener oder zu pathetisch, sentimental, zu überschwenglich, überhitzt und übersteigert. So, wie auch andere, weniger Ernsthafte aus der Tiefe ihres feisten Gefühls und ihrer betulich sich spreizenden Eitelkeit schrieben. Sie würde es lesen, nun ja, und sich im ersten Augenblick daran freuen, wärmen, entzünden; — aber dann würde sie vielleicht lächeln, als wäre das doch nicht der richtige Stil für einen älteren Herrn; als sähe sie ihn bei seiner Lampe sitzen mit gesträubtem Haar und Bart, der am Kinn grau schimmerte, und mit erhitzter Stirn — ach, ein bißchen komisch und unwahrscheinlich. Jedes Zuviel birgt Gefahr, weckt Gefahr und kann leise aber sicher tödlich wirken, wie ein geheimes Gift.

Frauen hatten eine noch dünnere Haut für solche Zwiespältigkeiten und Antinomien, fürchtete er, und dann war der gefährliche Spott nicht ganz weit.

Er wurde verlegen, bekam eine rote Stirn, wandelte umher, dachte nüchterner, sehr nüchtern, sah sich selbst in diesem Lichte, klarer, schärfer, wieder unglaubhaft, wurde ärgerlich und zornig, spottete seiner selbst, beleidigte sich und zerriß mit einem mitleidigen Gefühl und einem stechenden Mißbehagen den Brief. Danach tat es ihm leid, als hätte er etwas Lebendiges vernichtet, und sein Zweifel schien ihm freventlich, unmännlich und unweise.

Das geschah nun öfter. Aber ein anderes Mal schickte er so einen Brief doch ab, und danach war er tief zufrieden und vollkommen unbekümmert vor sich selber.

Darauf schlief er meist gut und friedlich wie nach einer ernsten, starken Pflichterfüllung und Erleichterung ein, und beim Erwachen war er frisch und kühn, denn die immer neue Erwartung bezauberte und beflügelte ihn.

Er traf sie in den kommenden Wochen auch häufig auf ihrem Heimweg vom Amte, grade dann, wenn nichts für den Abend verabredet war. Es geschah dabei leicht für eine Sekunde, daß er sich vor ihrem ersten Blick und vor sich selbst zu verbergen suchte, aber er spazierte sehr gleichmütig. Sie schien es übrigens stets zu erwarten, es vollkommen selbstverständlich und natürlich zu finden und freute sich ganz offen darüber. Es kamen dann ein Veilchensträußchen oder ein paar Maiglöckchenstengel in einer grünen Blattmulde, auch schon Rosen, oder ein Kästchen zum Vorschein. „Danke, Lieber," sagte sie unbefangen mit einem kindlich strahlenden und doch frauenhaften Blick, der ihn beruhigte und beglückte. Frauen waren viel weniger engherzig, viel mutiger als Männer; Herr Imelmann, er konnte's nicht ändern,

Digitized by Google

sah sich jedesmal mit dem neugierig schrägen Blick ihrer Kolleginnen, mit den höhnischen Augen der Leute, die ihnen begegneten, und praktizierte seine sinnige Gabe nicht selten mit unauffälliger Vorsicht aus der Manteltasche heraus. Eine lächerliche Gebärde und Situation für andere: der ältere Herr und die junge Dame; eine verschwiegene, zärtliche Begegnung, he? Natürlich kümmerte er sich nicht im geringsten um die Leute. Affen! Er stand bloß selbst als grimassierender Späher mit gesträubtem Bart und höhnisch gerundeten Augen daneben.

So war das am Anfang mitunter. Aber es schien ihm, nach Lage der Dinge, nicht ganz ungewöhnlich. Und es blieb auch später oft so. Eigentlich immer im Grunde — kam jedenfalls immer wieder einmal durch.

Wenn sie des Abends in der Stille und Dunkelheit, Arm in Arm im leichten Gleichschritt heimgingen, fragte er sie lächelnd nach einer Pause: „Nun, prüfst du dich, Dina?"

„Ja, ich prüfe mich. Wenn deine Hand stark ist und mich festhält . . ." antwortete sie nachdenklich. „Prüfst du dich?"

„O nein."

Aber er prüfte sich — fortwährend. Er sagte sich: aus Ehrfurcht vor ihrer Jugend. Nun ja, auch diese Ehrfurcht spielte gewiß eine bedeutende Rolle.

Wenn er nach solch einem Beisammensein spät abends heimkam, dann war das sehr friedlich. Seine Lippen brannten noch, erinnerten sich eines phantastischen Glücks, aber nun war es eine sehr nette und labsame Einsamkeit.

Er kochte sich noch Tee, war bei sich selbst zu Gaste, oder einfach zu Hause in einer alltäglichen, höchst vertrauten und verjüngten Umgebung, die ihn wunderbar erwärmte, ihm zusagte.

Er trödelte noch lange umher, tat dies und das, rauchte, trank, sah seine Arbeit vom Tage durch, verbesserte mit erneuerten, gelassenen Sinnen, war zufrieden, hatte neue Einfälle, machte angeregt nahe und weitausschauende Pläne . . . und dachte dazwischen mit einem heißen Schauer und mit einem taumelnden Glücksschrecken, der wie ein Schrei war, an Dina. Die war fern und schlief nun schon. Auch das war hübsch und friedlich zu denken, eine Vorstellung voll gesunder und erschütternder Ruhe . . . Ja, man würde sich daran gewöhnen. Würde es müssen. Würde einmal in höchst natürlichem Verlauf von der lichten, rosagesäumten Wolke herabsteigen oder fallen in eine irdische, aber haltbarere und erträglichere Welt. Er lächelte dieses Überschwangs, wenn er das einmal dachte, und als schiene ihm das andere noch nicht so ganz sicher.

Die anderen Menschen lockten ihn in dieser Zeit und auch in den kommenden Wochen und Monaten mit schwächerer Kraft, die Kollegen, die ‚Trappisten' z. B. mit der neidgelben Kunstpolitik und idealen Gerissenheit. Indes, wenn er einmal zu ihnen stieß, was sich nicht vermeiden ließ, dann weilte er auch dort recht gern, in einer andern — in einer derberen Luft, die sein Wohlgefühl nicht erschütterte, eher stärkte, ihn kräftig und nüchtern im Irdischen rasten ließ. Er war liebenswürdiger und freundschaftlicher als sonst, wirkte wie ein abgeklärter, edler Herr, so fest und schwer er dasaß; und dann war natürlich noch Porsch in der Welt, vor allem Porsch und hinter ihm der dicke, erdenfeste Gustav Ladewig. Ja, die waren immer gut und heilsam in jeder Lebenslage.

So verklang und verglomm das Frühjahr, und so blieb das alles, auch als man des Neuen und Festlichen schon mehr gewöhnt war und man einander mit menschlicheren Blicken und Händen umfaßte. Ach, es blieb immer ein Fest und ein Taumel, oft über Verstehen; und ein ernstes, lächelndes, ruhiges und dankbares Zuwarten, williges Hintreiben, voll Spannung und weibhafter Bereitschaft. Die Zeit ging im Fluge, fast zu rasch, wenn man beisammen war, und zu langsam und schleppend, wenn man einander nicht sah. Die Tage und Wochen hinterließen leuchtende Spuren und gaben sich immer wieder neu. So empfand es Herr Imelmann, auch wenn er einmal müde, skeptisch und nüchtern war; und wenn er an die Zukunft dachte, dann hätte er die Zeit treiben und zugleich hemmen mögen in einem Übermaß der Erwartung, in einer Sorge, um jeden Tag, der versank, und in einem Zweifel, ob das alles wirklich war und wirklich bliebe.

⌘ ⌘ ⌘

Herr Imelmann hatte gewünscht, daß auch Dina sich ihren früheren Freunden, wenn sie Lust dazu hätte, widmete.

Da hatte jener Doktor Harald Merl, der neue Kunsthändler am Schöneberger Ufer, an jedem Freitagabend zwanglose Zusammenkünfte in seinen Ausstellungsräumen eingerichtet. Sie hießen schlicht die ‚Freitagabende'; nähere und fernere Freunde und Gönner hatten Zutritt, wurden mit Tee gelabt, vor allem mit Vorträgen ästhetischer, literarischer und musikalischer Art. Es war immer ein ausgesuchtes, nicht zu zahlreiches Publikum versammelt; darauf legte Doktor Merl Wert, der sich jedem artig widmete,

Digitized by Google

einige besonders wertvolle Gäste bevorzugte und sich im stillen die gepflegten, edelhagern Hände ob der verschmitzten Reklame rieb.

Herr Imelmann schien es gern zu sehen, wenn Dina diese Freitagabende genau wie früher besuchte.

„Du sollst dich nicht zurückziehen," hatte er einmal erklärt. „Du sollst dich mit deiner eigenen Welt berühren, nach wie vor. Ich möchte das."

„Das ist nicht so sehr meine Welt," antwortete Dina.

„Man sieht dich dort gern. Es ist hübsch und anregend, hat eine gewisse Höhe. Du bist dort ein kleiner Mittelpunkt, vielleicht ein Anreiz für manche. Das ist immer so. Schöne und geschmackvolle Frauen sind für solche Veranstaltungen vielleicht das wichtigste," erklärte er langsam.

„Gehört auch das — ‚dazu'?" fragte Dina und blickte ihn mißtrauisch an.

„Ja, ein wenig. Wir wollen es nicht so betonen," meinte er lächelnd und herzlich. Sie merkte auch die Güte in seinem Vorschlag. Aber es gefiel ihr doch nicht besonders. Es verbarg sich noch etwas dahinter, fast so etwas wie ein System. Sie wollte festgehalten sein, mit fester Hand geleitet werden, das will jede Frau; sie sah und spürte ja nun noch mehr als früher, wacher und williger, mit raschem Weibessinn und Geschmack seine besondere Erscheinung und den Reiz seiner leidenschaftlichen Nähe; er wirkte jetzt oft noch freier, kühner, herrischer, zeitloser als vorher und wollte wohl so wirken, denn ihr Zauber, das erkannte sie gut, wurde immer mächtiger. Aber dazwischen und dahinter, auch hinter seinem Ungestüm und seiner schrankenlosen Anbetung war noch etwas anderes, das sie manchmal enttäuschte, mutlos machte, mit einemmal frösteln ließ — dann wünschte sie, daß es anders wäre, ganz kühn, herrisch, so daß ihr keine Wahl und Prüfung mehr bliebe. Nein, so war das nicht.

„Du solltest mitkommen."

„Gut. Aber du sollst auch, ganz nach Laune, allein sein mit den andern."

Er erzog sie — oder nein, er wollte weise und gerecht sein für sie beide. Aber was hatte das mit dem andern, Stärkeren und Eigentlichen zu tun? Nicht sehr viel, dünkte es sie; zu wenig.

Da war er ein- oder zweimal mitgegangen; der wählerische und geriebene Jüngling interessierte ihn nicht übermäßig; auch nicht sein Kunstladen mit pfauenblauen Teppichen und gelben Wänden, zwischen denen es sakral zuging, als würde dort ein Gottesdienst verrichtet und nicht ein Schacher mit mancherlei zweifelhaften Kunstgebilden getrieben. Nun, jener war klug, und gewitzt und wußte in der Praxis jede Konjunktur zu nutzen, auch manchmal gegen seine klangvollen Theorien.

Herr Imelmann wurde mit großer Auszeichnung behandelt, das gefiel ihm immer in Dinas Nähe; er schlug sein Pfauenrad und war leutselig; ein junger kommunistischer Dichter mit Einglas, polierten Nägeln, parfümiert, einen Stock mit Goldkrücke in der weichen Hand, als wäre der Herr lahm oder als befürchte er einen Verlust des kostbaren Stockes, las rhapsodische Verse vor; Herr Imelmann hatte mitunter ein gutes Gedächtnis für bemerkenswerte Worte: ‚O Mensch! Du bist das All und bist das Nichts, verrucht im Taumel bist du, Mensch, bist gut, bist immer weise und bist niemals reif.' — Er sagte sich das tröstlich auf dem Heimweg. Nicht übel.

An anderen späten Abenden, wenn sie nicht zusammen waren, kam es vor, daß er nicht bloß durch die stille Neustädtische Kirchstraße ging, sondern daß er, wenn gerade Freitagabend war, auch am Schöneberger Ufer defilierte und dabei einen gewissen Garteneinschnitt, hinter dem feierlich verhangene Fenster leuchteten, im Auge hatte.

Er wartete nicht etwa hier draußen auf Dina. Kein Gedanke. Seine Sigismundstraße lag nicht weit ab, ein paar Schritte jenseits des Kanals. Man ging vorüber; man wußte, daß sie hier war, da war so ein stummer Gruß von weitem natürlich; sieh da, ihr netten Fenster! hinter euch ist das Schönste, ihr lieblichen Fenster — ihr unheimlich lebendigen Fenster! Er ging bis zum Platze, kehrte um und kehrte vielleicht noch einmal um. Es ging sich gut hier. Die Luft war lau, der Abend frisch und würzig und im Wasser glommen bunte und helle Reflexe. Autos rasten vorüber; jedes Auto, in dem man nicht selbst sitzt, ist die Pest; aber sie störten ihn jetzt nicht; es war Leben. Die großen, gelben Omnibusse erschütterten die Erde; lustig. Ihr hübschen Fenster da — frech wie alles Fremde, Abweisende!

Er hatte im Sinn, noch zum Pörschchen zu gehen. Er sah Dina in ihrem Lieblingskleid, sie lachte, sprach, war andern hingegeben. Jeder Mann mußte sie doch sehen, ihre Schönheit, ihren Zauber spüren, umtasten, genießen und begehren. Sie mußte das selbst fühlen. Kein ganz neuer Gedanke. Aber er drängte sich zuzeiten unvermittelt und stärker, besonders stark auf, unabweisbar stark. Er selbst achtete kaum mehr auf eine andere Frau; höchstens verglich er einmal

Digitized by Google

mit Dina, aber da gab es wenig oder nichts zu vergleichen, man lächelte wohlwollend, mitleidig. Ganz nett, sehr hübsch, reizend, was weiter? Man selbst hatte einen festen Blickpunkt gewonnen, sozusagen, war ruhig und reich geworden. Das war köstlich. Aber Dina — verglich auch sie? Jetzt z. B., aus der Erinnerung, wenn die Gockel da drin oder sonstwo sich vor ihr blähten? Ebenfalls kein ganz neuer Gedanke, sie mußte doch auch dabei etwas fühlen — sie war eine Frau, auch körperlich eine Frau, so mädchenhaft sie schien; ach, keineswegs unerfahren ... oder von einer glatten, elfenbeinharten Haut umgürtet.

Es gab junge, frische, schöne, elegante und auch kluge Männer, sie mußten doch irgendeinen Eindruck auf sie machen — mußten neben ihm wirken oder gegen ihn. Er hatte etliche Male zufällig — wie schon früher — beobachtet, daß sie den Blick vor so einem Blick hob, daß ihr Blick stärrer wurde, als fühle sie befriedigt, förmlich mit sinnlicher Haut die Huldigung oder ihre eigene Wirkung. Dann regte sich so etwas in ihm. Eine Sorge. Eine nagende Qual. Fast eine Angst. Das kam und ging, oft kaum gedacht, und hinterließ doch eine geheime Spur, die mit den Wochen und Monaten merkbarer wurde.

So war er wieder oft mit ihr beschäftigt. Das war unvermeidlich. Auch das gehörte dazu. Aber es war manchmal ermüdend; gewiß auch störend, daß die Arbeit ihm weniger behagte. Was wußte er von ihr und ihrem Leben? Ja, das war die andere verschwiegene Frage. Von ihrer ersten kurzen Ehe hatte sie ihm erzählt. Ein weibischer, brutaler Mann. War es nicht ungeheuerlich, völlig unglaubhaft, daß ein Unwürdiger diese Vollkommenheit besessen hatte? Zum Sieden und Stöhnen quälend. Ach, das war es nicht allein — nicht eigentlich. Das lag zurück, war von Gesetz und Recht und einem Grabhügel überdeckt; so ist der Mensch; vergessen und begraben ...

Aber da war noch der lebendigere Heydecker gewesen.

Sie hatte ihm ehrlich und verschwiegen auch das eingestanden, gleich damals, und auch später noch einmal. Sie hatte auch ihr Ruheverlangen eingestanden — war er diese Ruhe? Du bist die Ruh', so begann ein sentimentales Lied. Ehrlich: er hatte das von Anfang an gewußt und hatte damit gerechnet; er hatte auf ein Äußerstes verzichtet, er hatte gern verzichtet, weil sie so viel vor ihm voraushatte, und er hoffte dabei doch zu gewinnen, wußte und fühlte das als Mann, spürte es in seiner eigenen leidenschaftlichen Neigung. Zwischen ihrer Jugend und seinem Alter war eine Kluft. Dieser Verzicht und ihre Enttäuschung war sein Gewinn gewesen. Sie hatte so viel vor ihm voraus, gut so. Er hatte sie gewonnen —: Sie war zu **ihm** gekommen; und er würde sie nun ganz erringen.

O ja, das würde er. Aber dies und andres wuchs jetzt mitunter erst recht zu einem Rätsel, zu einer Frage — nun, da er sie wirklich hatte. Im Besitz war immer Sorge oder Kleinmut, Unlust und Furcht. ‚Ein andres ist es, ein Glück erstreben, ein andres es besitzen,' sagt der Weise. Und derselbe lächelnde Weise meint: ‚Im Jüngling, Mann und Greis ist immer der gleiche, unveränderliche Mensch.'

⌘ ⌘ ⌘

An einem jungen, schwülen Juniabend aber hatten sie sich verpaßt. Dina hatte Zeit und Ort vergessen oder verwechselt. Da hatte er stundenlang gewartet. Sie war sonst pünktlich. Er selbst aber verstand nicht zu warten.

Da war er ärgerlich geworden, dann traurig, stumpf und düster.

Eine lächerliche Figur. Er, Meister Imelmann, der hier auf Posten stand — ja.

Und da, in einer schweren, zweiflerischen Stunde war auf einmal alles wieder verblichen mit nie erlebter Gewalt, Schönheit, Zauber — was war daran, was blieb davon, selbst wenn man sie in der bebenden Hand hielt, wenn sie einem noch im Blut glühte und duftete? Der Alltag umwölkte sie, das Allzuirdische entzauberte sie, man sah verlegen, ernüchtert, enttäuscht ihre Blöße und Menschlichkeit, litt darunter, wehrte sich dagegen, wie oft war es einem so gegangen, auch wenn man vor sich selbst log, wurde geschüttelt von Trauer und Widerstreben, erstarrte in Gleichgiltigkeit und Schauder und trat im nächsten Augenblick doch wieder in ihren magischen Kreis, kniend und glaubend. Wie war man denn selbst? Irdisch — unsäglich! und man sollte die schönste, umzaubertste Irdischkeit nicht lieben und anbeten? Auf die Knie — es war stärker; zum Weinen für einen alten Narren und zum Lachen, wenn man sich scharf ins Auge faßte! ... Und als er sie dann am späten Abend doch noch in der Neustädtischen Kirchstraße vor dem Hause traf, wohin sie müde und enttäuscht heimkehrte, und wohin ihn die Unruhe getrieben hatte, da war ein Glück und Fieber in ihm, das ihn schier zersprengte; er streichelte fassungslos ihre Hände, umschlang und küßte sie und bat um ihre Liebe, nahm alle Schuld an dem kleinen Mißverständnis auf sich, wollte irgendwelche — jede Schuld auf sich nehmen, und

Digitized by Google

wollte sie nicht wieder von sich lassen, bis sie sich hastig, bittend und streng von ihm löste.

⌘ ⌘ ⌘

Doch auf alles das war Herr Imelmann vorbereitet gewesen. Das alles hatte er mit weiser, überlegener Selbsterkenntnis ganz genau vorausgesehen, so daß es ihn eigentlich nicht sonderlich mehr beunruhigen oder erschüttern konnte, in Bälde überhaupt nicht mehr. Das war neben dem Leben, unter dem Leben und konnte nun nichts mehr bedeuten.

Das war alles schon früher einmal erlebt, abgemacht und abgetan worden, manches schon vor Jahr und Tag, in vielen bunten und krausen Varianten.

Sie waren heiter und liebenswürdig beglückt, wenn sie einander sahen und hatten, und ihr Tag und die Erinnerung waren voll von gläubigem Hingerissensein und heißer Dankbarkeit. Sie fuhren viel ins Freie, mit Bahn oder Schiff, da die festlichen Säle nun allgemach leer und dunkel geworden oder mit schlechter Luft, wiehernden Menschen und verblödeten Künsten gefüllt waren.

Nun war man schon fast im prangenden Sommer, der alles Werdens und Lebens Überschwang zu ruhiger Kraft festigen und alles Wollen und Schwellen zur Gewißheit und Gewährung wandeln würde.

So würde denn auch diese strenge und kluge Prüfungszeit einmal ein Ende finden. Im Sommer vermutlich — oder schon früher; jawohl, das würde sie. Sie sollte sich prüfen, es war mehr ein großmütiges Zeitspiel, denn sein Herz war gerecht, voll Liebe und voller Güte; und er — nun, er wünschte vielleicht für sich selbst noch eine kleine Frist zu gewinnen, einen behutsamen und weisen Aufschub, obwohl er selber doch viel weniger Zeit zum Verschwenden und Verlieren hatte, als Dina. Er besaß ja ihren lebendigsten Mund, er hielt die schlankeste, holdeste und wärmste Hand, warm von angebeteter Jugend, in seiner Hand, das dünkte ihn oft das festeste und sicherste Glück — verweile doch! so fühlte er's und verzehrte sich doch nach ihres Lebens tiefsten Wundern.

Da beschloß er, einmal fortzugehen. Das verlangte ebenfalls diese Zeit; kam aus Glück, Unruhe und — irdischer Sehnsucht.

Er hatte das weise Bedürfnis, sich wieder einmal abzusondern, in anderer Luft herumzutreiben, auf Menschenjagd zu gehen und dabei dies und das, das ablenkte, durcheinander mischte und aller Empfindelei spöttisch und gesund auf die Nase schlug, zu erleben.

Er blieb, als ihm eines Morgens dieser Wunsch kam, nachdenklich in seinem Atelier stehen, lächelte listig und erkundigte sich dann im Reisebüro von Wertheim nach dem besten Dresdner D-Zug. Ja, sagte er erfrischt, schritt elastisch wieder auf die Straße und fand die Welt weit hübscher und erträglicher.

Er erzählte es Dina am Abend, und die hörte aufmerksam zu.

„Ist es Dir nicht recht?"

„O doch. Das muß sein. Und das gehört — auch dazu," fuhr sie ernsthaft fort. Das verletzte nun ihn. Aber es hatte auch sie bei seinen Worten unversehens ein Hauch von Einsamkeit und Kühle angeweht. Und vielleicht auch ein Erkennen, und das tat ihr weh, denn sie hatte begonnen, sich ihm mit Seele und Leib freier zu erschließen, das war das Geheimnis der Zeit. Aber sie sagte nichts.

„Soll ich nicht, Dina? Komm mit."

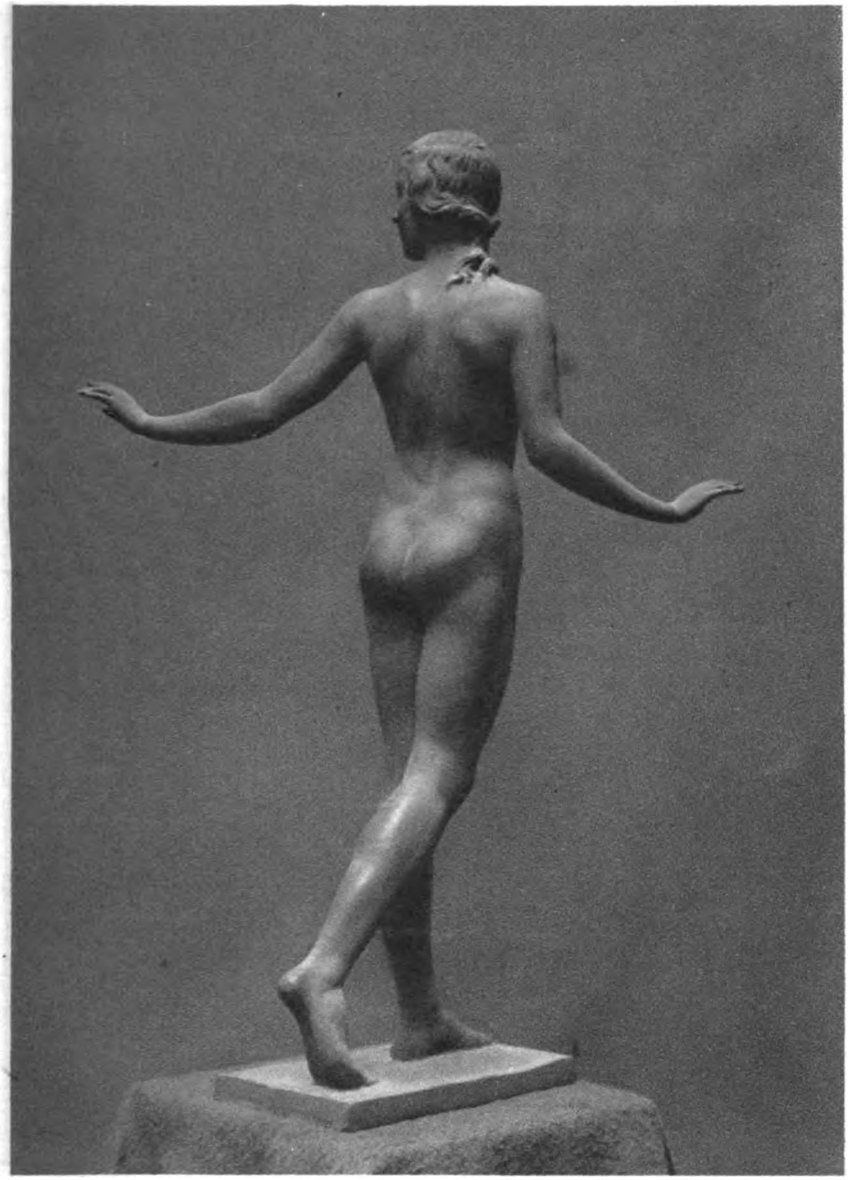
„Doch. Du sollst. Nein, das geht nicht."

Da reiste er.

Die Welt war also immer noch offen, aber man merkte's erst draußen. Alles war neu, die Menschen sahen interessanter aus, kamen einem notwendiger vor, denn sie gingen einen nichts an, man war bloß wohlwollender Zuschauer, guten Tag. ihr Leute, nett, daß ihr die Welt belebt. Das tat gut, daß man eine festere Haltung zeigte, einen scharfen, überlegenen Blick, bei dem man das eine Auge weiter öffnete als das andere, bewußt posierte, und sich selbst dabei vollkommen einheitlich und stark fühlte. So war man. Man war einer. Angenehm. In Berlin — da war man sich selbst gewöhnt; hier gewann man höflichen Abstand von sich selbst.

Man bekam Farbe und ein Doppelkinn. Er ging am dritten Tage sogar zur entrückten Sixtinischen, ärgerte sich über den grünen Theatervorhang und sagte zum Kollegen Grimmichen von der Akademie: „In fünf Jahren die neueste Mode, Grimmichen!" „In fimfen erscht? Da sin mer schon wieder beim Schangerbild." Der Schäker, das könnte ihm so passen!

Herr Imelmann zeichnete eine Karte an Dina. Er zeichnete sie mit entsetztem Gesicht zwischen Haufen von verstaubten Aktenbündeln, mit Schreibärmeln, vor einem riesigen Tintenklex auf einem Aktenbogen, während er selbst draußen in einer seligen Welt unter einer strahlenden Bilderbuchsonne, die Hände in den Hosentaschen, heiter pfeifend spazieren ging und höhnisch zu ihr hinaufgrüßte. Dina war sehr ähnlich geworden — besonders hübsch in dieser leidenschaftlichen, lebendigen Erregung, er hatte jeden Strich in seinen Sinnen gespürt — sehr — unsäglich — hm. Er schrieb erst die Adresse auf den Umschlag, man konnte



Der Schritt ins Leben
Bildwerk von Hans Hubert Dietzsch-Sachsenhausen

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

das bloß mit Zärtlichkeit und Hingebung schreiben, Dina, es gab kein hübscheres und bedeutungsvolleres Wort, kein klingenderes, reineres, geheiligteres ... Morgen früh würde sie es betrachten, seine Liebe fühlen, sich sehnen, würde es in ihren Andenkenwinkel legen, zu ihren Preziosen und ihrem Duft. Schön, schön. Und er schrieb auch an Porsch eine Karte.

Darauf ging er im Großen Garten spazieren. Man mußte einmal für sich sein. So hielt er es auch in Berlin. Ein Tag ohne Alleinsein, das war kein Tag. Selbst Dina —

Ein Fink schmetterte. Blumen dufteten und das dichte Laub gab breite Schatten, die ihn umschwankten.

Da stieg die Sehnsucht wie ein rasender Schmerz in ihm auf, daß er still stand und blaß wurde.

Er setzte sich auf eine Bank. Er saß lange. Die Bäume rauschten. Aber er hörte und sah bloß die Geliebte. Er fühlte sie, atmete sie, schmeckte sie. Es war unerträglich. Nichts anderes war in der Welt. Kein Fehler, keine Vollkommenheit, bloß der Mensch Dina, heiß und zart und stark und einzig, ihr Sein, ihr Leben, ihr warmer, junger Lebens- und Leibesatem: So saß er regungslos, wie überschüttet von ihr und seinem eigenen Gefühl.

Ihm gegenüber auf einem Ast hockte jetzt der muntere Fink von vorhin, wippte, äugte den stillen Herrn an und pfiff aus Leibeskräften sehr schrill, es klang wie Lachen und Spott. Dann legte er den Kopf schräg und schien zu beobachten, welchen Eindruck das gemacht hatte.

Da ging Herr Imelmann in die Stadt zurück und fuhr mit dem Abendzuge wieder heim. Er war fast hastig zur Bahn gegangen. Die Welt war nicht mehr ganz offen. Die Welt war Dina. Bloß Dina. Er wollte sie fassen und halten, so fest — und so lange er durfte. —

ж ж ж

In dieser Nacht, schon auf der Heimfahrt im Zuge, hatte Herrn Imelmann ein Gedanke und Entschluß beschäftigt, der schon früher ein paarmal sehr ernsthaft in ihm aufgestiegen war. Eine bequeme Laune oder sonst etwas war seiner Ausführung bislang hinderlich gewesen ... er wünschte am nächsten Morgen durch den Fernsprecher bei einem berühmten Arzt, über dessen Namen er sich schon seit längerer Zeit im Klaren war, anzurufen und ja — sich zu einer baldigen Generalvisitation, möglichst noch heute, anzumelden. Warum denn nicht? Das sollte jeder vernünftige Mensch in einem gewissen Alter, ach was, jeder verständige Mensch alle paar Jahre einmal tun, eine Sache der Ordentlichkeit, der überlegenen Lebensführung. Er nahm es also seinerseits leidlich ernsthaft und fuhr um die Mittagsstunde des nächsten Tages nach der Kaiserallee, wo der Kliniker wohnte.

Der berühmte Arzt war sehr männlich und ruhig und hatte angenehm energische Hände und eine Stimme wie ein höflicher Staatsanwalt.

Im übrigen — hm — es wurde ein langes, hochnotpeinliches, wörtliches und körperliches Verhör, das Herrn Imelmann sehr bald fürchterlich langweilte. Er wurde wie ein Bündel um und um gedreht und mußte sich wie ein Akrobat benehmen, nicht wie ein würdiger, älterer Herr mit humorvollem Namen. Herr Imelmann porträtierte sich schließlich in Gedanken selbst dabei, sehr boshaft und witzig, es kamen ihm außerordentlich gute, brauchbare Gedanken, die ihn förmlich erhitzten. Der Professor störte ihn nicht darin, fragte bloß rasch etwas und atmete dann wieder hörbar durch die Nase, aber er fragte natürlich mit keinem Wort nach dem Zweck der Veranstaltung, das ging ihn nichts an.

Herr Imelmann selbst wünschte nicht davon zu sprechen, obwohl ihm ein paarmal ein lakonischer Hinweis auf der Zungenspitze saß, wozu? Er würde das Übliche zu hören bekommen, Zustimmung oder weise, orakulöse Redensarten. Die konnte er sich selbst machen. Er sehnte sich bloß ungeduldig in seine Jacke zurück, denn die Zensur war ihm mit einemmal vollkommen gleichgültig geworden, also —?

Noch außerordentlich gut imstande, außerordentlich gut, verehrter Meister, wie alt? Richtig, Mitte Fünfzig, vortrefflich. Hier und da ein paar kleine Mangelhaftigkeiten, Empfindlichkeiten, erträglich, ganz normal, haben — gar — nichts zu sagen, es werden noch mehr kommen, das ist unser aller Schicksal, man baut mit der Zeit ab; viel Bewegung, ein milder Sport, nicht zuviel; vernünftiger Wechsel zwischen Ruhe und Tätigkeit, vernünftige Diät — und mal ein paar Wochen Moor baden! Sonst kerngesund. Etwas nervöser Habitus — Künstler, verehrter Meister! nicht wahr? ja. Schluß.

Das war alles. Vortrefflich. Gut. Genügend. Ziemlich genügend.

Die Luft war unangenehm warm und dick. Gott sei Dank, daß man wieder Kragen und Jacke anhatte und sich respektabel aufblasen konnte. „Man könnte also sogar noch mal heiraten," meinte Herr Imelmann

Digitized by Google

freundschaftlich und ließ den Bart zwischen den Fingern knistern. Der andere sah den Inkulpaten aufmerksam an. „Warum nicht? Sie können noch vielfacher Vater werden." „Nicht ratsam in unserem Alter," lehnte Herr Imelmann frostig und empfindlich ab. „Warum nicht?"

„Der Kinder wegen, meine ich. Zehn Jahre später ist man ein alter Papa oder überhaupt nicht mehr vorhanden."

„Sie können sehr alt werden." Des freute sich Herr Imelmann, daß seine Haltung herzlicher wurde.

„Man hat das immer selbst ein wenig in der Hand," fuhr der medizinische Staatsanwalt fort, „wenn man sich mit sich selbst und mit dem Leben auf einen verständigen Umgangsfuß stellt."

Herr Imelmann sah ihn ungeheuer gespannt und nachdenklich an. Aber der berühmte Kliniker sagte nichts mehr, verschloß seine weitere biologische Weisheit. Herr Imelmann fragte nichts mehr. Alles übrige entschied das Schicksal, nicht der Arzt, der im Sprechzimmer keine privaten Ansichten hatte.

Auf der Straße hatte Herr Imelmann aufgeatmet und sich munter und starken Schrittes in dem hübschen, bunten, gleichmütigen, lärmenden Leben bewegt. Erledigt. Er wunderte sich mit einem Gefühl der Genugtuung, daß es erledigt war. Gut so. Jetzt aber gedachte der scherzhafte Herr erst mal sich selbst zu karikieren. Es waren ihm in der Tat ganz prächtige Einfälle gekommen: Herr Pilz, der ein junges Weib freien will ... gut, gut, alle Eitelkeiten, Dummheiten, Stürmischkeiten, Ängstlichkeiten, Vorsichten und Voraussichten des älteren, betulichen Herrn Pilz und zuletzt ein Epilog — ein Epilog — ja, ein etwas alltäglicher Epilog mit einem beflorten, cytherischen Wimpel. Das würde ihn erfrischen und in ein gesundes Gleichgewicht bringen.

⌘ ⌘ ⌘

Als Imelmann an einem der nächsten „Freitagabende" zu Porsch kam, saß der in der Badewanne und las die Abendzeitung. Herr Imelmann mußte eine Weile klingeln, ehe der andere im gestreiften Burnus, wie ein Beduine, die Kapuze überm Haupt, öffnete.

„Herrlich. Ich bin sogleich abgetrocknet."

Herr Imelmann war wie oft am Anfang ziemlich schweigsam: abgearbeitet, zerstreut oder verdrießlich und gab nur einsilbige Antworten. Er machte sich's in seinem großen Stuhl bequem, indes sich Porsch, der vorgab, von dem langen, heißen Bad angegriffen zu sein, sich auf seinem Diwan ausstreckte. Dabei ließ sich gemächlich sprechen, man konnte sich mitteilen und allgemach loswerden. Imelmann sog an seiner Zigarre und runzelte die Brauen.

„Was haben Sie, Meister?"

„Ich bin unzufrieden mit mir; ich arbeite schlecht, alles öde, flau, wie unterm Niveau, als lege man es plötzlich zu hoch, wolle oder müsse über sich selbst hinausspringen — das macht reizbar."

„Sie haben schon öfter so gesprochen."

„Ich weiß nicht ... Sehen Sie, ich habe mir dieser Tage mein Testament wieder angesehen."

„Nanu."

„Ich habe es vor Jahren pflichtgemäß mit einem flauen Behagen und einem spöttischen Ernst, vielleicht auch rührselig niedergeschrieben. Haben Sie eigentlich ein Testament gemacht?"

„Natürlich."

„Haben Sie es auch hier und da erneuert?"

„Gewiß." Ja, Porsch tat das wohl mit großer Gelassenheit; er rauchte eine extrafeine Zigarre dazu, die Arbeit einer Mußestunde, bedächtig, wichtig und selbstgefällig, ein Privatvergnügen.

„Ich hatte lange damit gezögert, bis weit über mein vierzigstes Jahr," fuhr Herr Imelmann unzufrieden fort. „Der Tod war mir immer unheimlich; trotz gelegentlicher Sympathien." Warum sprach er jetzt davon? Man pflegte von diesen ungemütlichen Dingen, wenn überhaupt, bloß achselzuckend und lakonisch, mit einem gewissen männlichen Spott zu reden. Gleichviel.

Herr Imelmann streckte die Beine aus. „Nach dem Tode meiner Frau betrachtete ich das alles gleichmütiger. Ich hatte abgeschlossen. Mit einem heitern und einem melancholischen Auge. Damals machte ich mit einer gewissen Befriedigung mein Testament und stellte fest, daß das Grauen, die dumpfe Scheu aus irgendeinem Grund bis auf einen Rest weg war. Abschluß. Es lag dann irgendwo. Es interessierte mich nicht mehr. Ich vergaß, was darin stand, auch Törichtes, Eitel-Misanthropisches: keine Feier, kein Geleit, Anzeige nach vier Wochen und ein mozartisches Streichquartett. Punkt."

„Und nun?"

„Ja, Porsch," sprach Herr Imelmann mit seinem cholerischen Blick, „als ich es kürzlich wieder öffnete, war es seltsam. Es hatte sich inzwischen manches geändert, ein paar Zusätze schienen nötig geworden oder eine Neufassung, gleichviel. Ich öffnete es; ich hatte in meinem Schreibtisch ein wenig aufgeräumt, Gleichgiltiges, Verjährtes zerrissen, es sammelt sich allerhand an —"

Digitized by Google

„Abgelegte Schlangenhäute," Porsch lächelte.

„Meinetwegen. Ich las die alte Niederschrift verlegen und spürte doch eine Erleichterung und Befriedigung. Im Grunde eine Feigheit. Ich weiß nicht, ob die versteckt nicht immer da gewesen ist, so daß ich auch deshalb niemals wieder nach dem Umschlag gegriffen hatte: wenn es geöffnet wird, dann ist es aus. Dieser — Gefahr war ich nun entronnen. Das stimmte mich zufrieden."

„Nun ja. Diese Freude kann man sich öfter bereiten. Eine gute Gewöhnung. Und nun schrieben Sie flott —"

„Nein. Unlustig. Voll Abneigung. Ganz kurz und ohne sentimentale Bestimmungen. Dann machte ich es wieder zu. Ich muß sagen, mit einem Aufatmen. Ich war und bin entschlossen, es nicht wieder zu öffnen, nach Menschenermessen. Wenn es jetzt wieder aus seiner Hülle genommen wird, dann ist es wirklich vorbei. Auch das war ungemütlich, verstärkte noch mein Mißbehagen. Das war wieder die alte Abneigung gegen den Tod, Haß und vielleicht — Furcht."

Porsch nahm die Arme vom Diwan. „Sie haben Nerven, Imelmann. Sie sind ein Phantasiemensch, eines kompliziert das andere. Was trinken wir?"

Auch Imelmann erhob sich gemächlich und spazierte nach seiner nervösen Art umher. „Ich habe keineswegs Todesahnungen, behüte," er lachte und reckte sich. „Es liegt einfach so: man hatte sich mit Leben und Tod abgefunden, hatte mit Erfahrung, Enttäuschung und etlicher Beschwichtigung eine gewisse mißtrauische Sympathie für das Ende gewonnen — was ist vor der Geburt? Nichts. Nachher — auch nichts. So hoffe ich. Ist das ein Schrecknis? Nein, Friede, Stille; herausgehoben sein aus Leidenschaft, Irrtum, Zufall oder Geschick, man ist immer vom Unheimlichen umstellt. Bloß die letzte Form oder Deformation ist peinlich — aber darüber kommt man hin, wie der Delinquent sagt. Und nun — ich bin vierundfünfzig. — Ein bißchen merkwürdig: man beginnt von vorn, Porsch. Man klammert sich wieder ans Leben — leidenschaftlich und gierig. Es stört mich."

„Eine neue Blüte. Na, wenn schon," sagte der. „Haben Sie sonst keine Sorgen? Ich habe noch eine alte Lafitte — eigentlich sollte sie an meinem nächsten fünfzigsten Geburtstag getrunken werden. Der hilft."

Herr Imelmann wurde schwach und grundsatzlos. Sie stießen an. Ja, der half. Der war Himmelsmilde und Lebensglut, die Erde hatte ihn wieder.

„Den müßte der Dicke kosten."

„Um Gottes willen ... er würde sich an nichts anderes gewöhnen können."

„Heben wir ihm ein Glas auf ... ein unerhörtes Labsal, Porsch. Ja ... ich weiß nicht, was das ist ..." fuhr Herr Imelmann nach einer Weile belebter, flüssiger, menschlicher fort, als tauche er aus einem Nebel hervor. „Ich arbeite nicht gut. Ich bin nicht eigentlich nervös — zu anspruchsvoll, als möchte ich mich mit den Haaren über mich selbst hinausziehen, ja, als wäre meine ganze besondere Art ohne wahrhaften Wert und Sinn. Eine Weile ging es glänzend. Vielleicht hat es auch eine — eine physische Ursache. Sehen Sie, ich fühle seit einiger Zeit ein wachsendes Unbehagen in den Augen, sehe Punkte, habe einen Druck in der Stirn, nicht wahr; es kommt vor, daß ich auch beim Lesen eine Zeile wiederholen muß, weil sie mir unklar schien. Ich dachte erst an Blutandrang ..." Er trank wieder und ließ genießend die edle, reife Glut über die Zunge rinnen.

Porsch hatte ruhig zugehört. „Lieber Imelmann, Sie brauchen vermutlich eine Brille oder einen Kneifer. Gehen Sie mal zu meinem Freund Busch, Blumeshof. Er wird das bald heraushaben."

Herr Imelmann setzte nachdenklich das Weinglas ab.

„Ja, Porsch, daran habe ich auch schon gedacht ..." meinte er sehr ernst.

„Meist merkt man es erst, wenn man den Wunsch hat, beim Lesen die Arme auszuziehen. Ein bißchen Alterssichtigkeit, wie üblich. Anormal spät, wie vieles bei Ihnen, Imelmann."

„Ja. Aber eine Brille —" es schien ihn mächtig zu stören und zu verdrießen.

„O, es gibt wunderschöne Brillen," sagte Porsch und ließ die seine glänzen. „Wenn man sie zum erstenmal aufsetzt, glaubt man, daß sie jedem angenehm auffällt."

„Ich würde gern verzichten. Eine unbequeme — widernatürliche Sache für unsereinen — wie ein Kuß durch einen Schleier," sagte er mit einem matten Lächeln.

„Hat besondere Reize."

„Ich weiß nicht, Porsch," meinte Herr Imelmann empfindlich und ärgerlich. „Übrigens eine meiner Großmütter erkrankte ganz plötzlich am Star ... sah eines Tages Punkte, schwebende Kreise, sie war noch nicht sechzig, nein — sie wurde blind, fast blind." Er sah Porsch aufmerksam an.

„Imelmann, eine meiner Großmütter bekam mit zweiundsechzig noch ein Kind. Soll ich mir deshalb Gedanken machen? „Er strich ganz sacht über Herrn Imelmanns Ärmel und lachte leise, dann laut und wurde

Digitized by Google

schließlich für seine Verhältnisse bedeutend grob, was den andern außerordentlich erfrischte.

Nun sprachen sie vom Ladewig, der natürlich wieder auf sich warten ließ. „Er wollte bestimmt kommen," erklärte Porsch. „Hören Sie, Meister, am Mittwoch wollen wir endlich mal draußen seine Landwirtschaft besehen. Sie kommen doch mit, Imelmann?"

„Mittwoch? Ja — ja; es wird gehen, Porsch; ich habe zwar wieder einiges vor, aber es wird gehen. Ich werde es einrichten; wir müssen dem Dicken endlich den Gefallen tun. Ich bin selbst neugierig — ja, das soll nett werden!"

Freund Ladewig hatte dicht hinter Spandau seit dem Frühjahr dreiviertel Morgen Landes gepachtet; es war von Bahnhof Ebersstraße aus bequem zu erreichen; Porsch hatte schon lange das Progamm aufgestellt, daß sie einmal allein, ohne Weib und Kegel Ladewigs, einen ganzen Tag dort verbringen wollten, „wie die Trapper", aber Imelmann hatte in diesen Monaten leider bloß wenig Zeit für andere Leute gehabt. Porsch, der inzwischen tausend Dinge für des Dicken Solitüde gestiftet hatte, wollte nun unter allen Umständen am Mittwoch hinaus.

Da klingelte es draußen mit musikalischem Rhythmus. Die beiden Herren sahen fröhlich auf. Das war der Dicke. Und nun schmetterte er schmelzend seine geliebte Rigoletto-Arie vor sich hin und kam schwer und schwebend, tänzelnd in kurzen Röhrenhosen und faltiger Weste durch den schmalen, langen Korridor ins Zimmer.

„Tu duca, tu signore e tu maestro!" Da sah Ladewig die edle Flasche und verstummte in Demut und Anbetung. „Dort vergiß leises Flehen, süßes Kosen," sang er hauchend und nahm das Glas wie eine Monstranz entgegen. „Die andere Flasche, ihr hohen Herren, die zweite Flasche," bat er mit gebrochenem Atem.

„Dicker," tadelte Porsch mild. „Weißt du, was du da trinkst?"

„Frauenblut und Weibesatem. Die andere Flasche, erlauchte Herren... Ihr Nüchternen, ihr Bürger. Verzeiht meiner berauschten Zunge... Ich wollte ihn nicht nur für mich. Ich wollte ihn einer Königin, einer Aphrodisischen weihen. Wißt ihr, edle Herren, in wessen Lebensnähe ich eben schwebte, daß noch jetzt ein Glanz mich umduftet..."

„Dicker."

„Ich habe Grüße, ich habe lächelnde Grüße zu bestellen. — Dina..." sang er schmelzend hoch, „Dina fuhr mit mir in der Un—ter—grund—bahn!"

Herr Imelmann nahm äußerlich teilnahmlos und innerlich ablehnend wieder auf seiseinem Stuhle Platz.

Ja, Dina war heute gegen Abend mit Tante Lührs auf Besuch gefahren zu einer der Knospen. Und von dort zu Merl. Er sah Ladewig fremd und mißbilligend mit gerunzelten Brauen an, als lästere der oder als hätte er seine Rechte verletzt, hätte ihm etwas geraubt, eine Berührung, die bloß ihm zukam. Das Zimmer war plötzlich voll von ihr.

„Sie war ergreifend. Jeder sah es. — Sie trug keinen Hut — zum Anschauen geboren — sie ist schön — sie ist schön —" Ladewig wußte, daß Herr Imelmann seit geraumer Zeit oft mit ihr zusammen war; er hatte die beiden schon in Konzerten und in der Oper getroffen. Er war nicht eigentlich boshaft; er war bloß dick, mutwillig und hemmungslos in seiner guten, ahnungsvollen Laune und seinem Entzücken.

Porsch sprach ruhig und verständig dazwischen, fragte, als fürchte er einen Mißklang. „Wohin fuhren die Damen?"

„Ich weiß es nicht. Ich sah bloß eine Dame. Es war mir egal. Ich fuhr drei Stationen weiter und mußte nachzahlen. Die Aphrodisische lachte und verstand mich. ‚Schöne Grüße an Herrn Doktor Porsch,' sagte sie zuletzt; ‚ich komme bald einmal...'" Er sprach es, hauchte, sang es. „Ich — komme — bald — einmal — —"

Herr Imelmann saß ruhig und warm da und sah Dina ohne Hut im Abendmantel in dem hellen Wagen und hörte die geliebte Stimme. Er räusperte sich und fragte etwas mit nüchternem Ton.

„Warum bin ich kein Jüngling? Warum spann die Parze zu früh den Faden, warum umwölkt ihr graues Gespinst mein Haupt?" fragte der Dicke leise mit tragisch runden, blauen Kinderaugen.

„Unsinn, Dicker."

„Du bist nüchtern wie ein leeres Glas, Porsch! Du bist niemals zu Asche verbrannt. Im übrigen — alt... das sind Relativitäten —"

Herr Imelmann hob die Brauen.

„Deine Klage an das Schicksal ist in diesem Fall wenig angebracht," sagte Doktor Porsch spöttisch verweisend und abschließend und weitete auf seine rasche Art die Augen.

„Sie ist immer angebracht. — Zu ernst? Es ist immer ernst. Wär' ich frei — könnt' ich — dürfte ich — dann müßte ein weiser, heiterer Spruch, der immer erst am Ende steht, mit glückhafter, beschwingter und selig verhallender Variante schon am Anfang in meiner Seele klingen und mich segnen..."

Digitized by Google

Und er hob den kurzen, dicken Zeigefinger und mit der anderen Hand das purpurne Glas und sprach tönend und stark: „Ich besitz' es doch einmal, was so köstlich ist...!"

Es war eine Sekunde lang still. Herr Imelmann lächelte und nickte, und das Herz wurde ihm warm, ernst und kühn.

Und als sich dann die Herren, nach Stunden, in später Nacht trennten, da schwang ihm des heitern Dicken verheißungsvoll und tröstlich tönendes: „Ich besitz' es doch einmal, was so köstlich ist!" noch immer in Ohr und Herz und klang und verklang wie ein ernster, tiefer Orgelpunkt in der weiten Nacht —

„Also am Mittwoch," hatte Porsch noch einmal in der Haustür gerufen.

Am Mittwoch war es sehr warm. Am Ende der Sonnenstraße, wo Ladewigs Klitsche lag, war es am wärmsten; die Blumen blühten grell und üppig, es gab auch schon frühe Kirschen, und die Stachelbeeren und Johannisbeeren kochten in der Sonne. Ein kleines Holzhaus mit einem Fenster, einer Ofenrohresse, einer Veranda nach vorn und einem Sonnensegel nach hinten stand mitten in dem tiefer gelegenen Grundstück. Die Herren pusteten, als sie ankamen, Porsch trug einen geschwellten Rucksack; der Dicke aber stand mit einer Leinenhose, einem Strohhut und mit blankem Leib zwischen dem offenen Hemd wie Buddha im Garten und sang fromm; er war schon früher zur Stelle gewesen, hatte alles für die hohen Herren zum Empfang vorbereitet und bereits große Schüsseln voll Beeren gepflückt.

In dem Häuselchen war es noch heißer, aber dann standen auch Porsch und Imelmann nur in Hosen und mit blanker Buddhablöße da, und das war sehr köstlich. „Wir werden dann helfen," erklärten sie sofort und sahen sich heiter um; und danach begaben sie sich an die Liegestühle unter dem Sonnensegel und waren sehr leutselig. Drüben jenseits des Zauns und Weges erhob sich ein Erdkamm mit einem dünnen Kiefernwäldchen, das schwarz gegen den blauen Himmel stand und in dem ein paar Elstern kreischten. Auch das war hübsch.

„Ihr sollt gar nichts tun, Ihr seid Stadtleute," sagte der Dicke und stellte zwei große geblümte, irdene Schüsseln mit Beeren und säuerlichen Frühkirschen auf den Tisch. Aha. Ja, man hatte scharfen Durst. Das tat gut.

„Wir pflücken dann neue," sagten die Herren und glaubten daran, danach rauchten sie, und Porsch lag jetzt in Imelmanns und Imelmann in Porschs Stuhl.

Zwischen zwei Bäumchen am Rande der Sonnenplane war eine Hängematte ausgespannt; doch der Dicke hatte vorläufig noch anderes zu tun. Er sprach mahnend mit den Hühnern, die beim Eierlegen waren — es war schon wieder eine fertig, schon das fünfte heute, aber er brauchte neun bis zum Mittag, und er sprach den andern Hühnerdamen gut zu, gab ihnen Salatblätter und andere Delikatessen, also bitte, ja? und sie neigten den Kopf schräg und legten; darauf war er zwischen den Gurken und zwischen den Salatköpfen zu sehen, stützte nebenbei ein paar Sträucher, machte Feuer in dem Kanonenofen in der „Küche", die ein kleiner Verschlag neben der „Stube" war, pumpte mit lieblichem Geräusch Wasser am Brunnen, das eiskalt und hart war, und kam dazwischen einmal strahlend zu den Herren, denen es gut ging.

„Um zwölf werden wir essen; ländlich; darnach werden wir Kaffee oder Tee trinken, so wir welchen haben."

„Wir haben," sagte Porsch.

„Dann wird gebadet."

„Gebadet," flüsterte Herr Imelmann.

„Gakaah, gakaah —" schon wieder eins. Das war großartig; der Dicke hielt bloß die Hand unter. „Nun noch drei," sagte er, „also bitte — ja?"

Draußen gleißte die Luft, knisterten die Blätter in den Beeten vor Hitze, Fliegen und Libellen standen regungslos im Leeren, stiegen plötzlich ein Stück höher und schliefen wieder ein. Hühner raunzten lang und sorgenvoll — noch drei Eier ... noch drei ... Zwischen Porsch und Imelmann flogen kleine kugelrunde, schwarze Hummeln hin und her, denn unter dem Boden der Hütte, in einem Erdloch mit kleiner Öffnung hatten sie ihr Nest. Da erwachte Porsch für einen Augenblick aus seiner Starrheit. „Ich habe Butter mit," rief er erschrocken.

„Butter?"

„Und Käse. Essig und Öl. Sardinen. Eine Erbswurst. Eine Büchse mit Würstchen. Einiges muß kalt gestellt werden. Hast du einen Keller?"

„Keller? Natürlich habe ich einen Keller," sagte Ladewig und kam heran, bückte sich dicht neben Porsch am Häuschen und hob einen sinnreichen Kistendeckel hoch, darunter war ein mit Holz versteiftes Erdloch, worin es kühl war und sonst nichts.

Da erhob sich Porsch; das gefiel ihm außerordentlich; er packte emsig den Rucksack aus, machte viel Kram und Umstand, als hätte auch er ein Ei zu legen, so daß Herr Imelmann dicker aus seiner Pfeife rauchen und langsamer atmen mußte.

„Wir müssen Salat machen," sagte dann Porsch zu ihm.

Digitized by Google

„Salat. Sehr gut," antwortete Herr Imelmann und tat einen starken Pfeifenzug.

„Die Köpfe müssen gewaschen werden. Die Gurke müssen wir schneiden. Ich habe ein Messer mit. Dann Dill und Petersilie."

Ja, das wuchs hier herum, überlegte Herr Imelmann und rauchte weiter. „Es ist wundervoll hier," sagte er laut. „Die Sonne macht einen gut und still, Porsch. Das ist herrlich. Man kann sich das vorher nicht so vorstellen. Alles weitab. Man atmet. Steht in der Luft, wie eine Fliege. Urhaft. Leinenhose und nichts weiter. Keine Kultur und Zi—vi—lisation. Sprechen Sie's mal aus, Porsch. Es geht hier nicht — sehr schön. Wir werden dann essen. Ich habe weiß Gott schon Hunger, Leute. Sie werden Salat machen, Porsch, Petersilie, Dill und Gurke schneiden, sehr gut," beschloß Herr Imelmann und blinzelte und rauchte; „Gott lohn' es Ihnen."

Die andern hantierten und rumorten in der Tat schon. Porsch, so beschaulich er war, war auch immer und noch lieber für Tätigkeit, für Basteln, Betulichkeit, besonders in so einer Robinsonhütte —: ‚Man bleibt ein Junge', dachte Herr Imelmann in seinem Stuhl und lauschte auf die erfreulichen Geräusche; ‚tummelt sich wie ein Junge;' nein, er seinerseits hatte sich lange nicht so wohl gefühlt, so losgelöst von Stadt und Leben, Tätigkeit und Menschheit. Man war ein Punkt im heißen All, der atmete. Weiter hätte die Schöpfung niemals gedeihen dürfen, hier hätte die Schöpfungsgeschichte aufhören müssen. Vollendeter Solipsismus. Sehr gut. Einmal an der See vor Jahr und Tag — aber das war noch anders gewesen. Ähnlich — aber sehr viel anders. Ein Jahr her? Eine lange Zeit. Es war einiges inzwischen geschehen — etliches — Köstlichstes — Himmlisches — das einem den Atem benahm und den Augenspiegel feuchtete — und er blinzelte wieder, bewegte sich in einem Erinnern und schloß überwältigt die brennenden Augen. Blaue Dampfwölkchen kräuselten sich in einer langen Pause zart empor, aber dann — dann hörten sie mit einem Male auf.

„Imelmann," sprach der kleine Herr Porsch mild in seiner Leinenhose und sein Buddhaleib glänzte. „Ja? Wieviel Uhr —? Ich glaube, ich habe geträumt." — „Gott segne Sie." — „Das war wunderbar, Porsch. Stundenlang geträumt, dünkt mich, ich war im Himmel. Ich bin ungeheuer frisch — gesund, kann man sprechen, ja, das kann man, Porsch; gereinigt durch Ichseligkeit, durch willig-gläubiges Versinken im Augenblick, der immer reich und frei wie die Ewigkeit ist, abgespült von der Vergangenheit. Was war, wird sein? Nichts. Es ist. Das ist groß, Porsch. Etwas ganz Großes und Neues. Ein tiefstes Erlebnis." ‚Dina', klang es in ihm und um ihn mit dem Läuten der Bienen, Hummeln und Fliegen.

„Ja," sagte Porsch und hielt eine große Gurke in der Hand. „Es ist bald zwölf. Sie könnten nun doch ein klein bißchen helfen, Meister. Ich werde die Erbswurst nun als Suppe an die Würste tun. Der Dicke wartet auf das neunte Ei und schält Kartoffeln — wir nehmen etwas Speck dazu —"

Herr Imelmann netzte die Lippen. „Kolossalen Appetit. Auch das ist etwas ganz Großes hier draußen."

„Ja. Wollen Sie nicht die Gurke schneiden, aber von der Spitze zum Stiel, sonst wird sie bitter," sagte Porsch und seine Brillengläser glänzten ungeheuer sachverständig. „Hier ist das Messer, ganz fein, bitte, habe leider nicht an einen Hobel gedacht. Und dort wächst Dill und Petersilie," er machte eine weite, einladende Handbewegung, und der Dicke sang wunderschön auf der Brunnenbank.

Imelmann schluckte. „Wann ist es fertig?"

„Ein wenig später," sagte Porsch und bewegte die große Gurke.

„Schade, Porsch. Ein wenig später; das ist immer so im Leben." — Dina — sangen die Hummeln und Bienen.

Meister Imelmann stützte sich langsam auf und betrachtete die schöne, glatte, grüne und gelbgestreifte Gurke, das merkwürdig geformte Dolchmesser, ein Schneidebrett lag darunter, Pfeffer und Salz, Essig und Öl standen daneben, das Wasser lief einem im Munde zusammen — „gut!" sprach Herr Imelmann und erhob sich, ging schauernd in die Sonne hinaus, die ganz dick war wie ein glänzender Nebel, stieß gegen ein paar Fliegen und Bienen, die mitten in der Luft schliefen, knirschte im Sande und bückte sich langsam; der Schnittlauch war warm, auch sein Geruch — Petersilie, aber sie roch nicht, kein bißchen, war vermutlich zu hoch ins Kraut geschossen, denn es war Karottenkraut, was Herrn Imelmann vollkommen gleichgültig war — Dill — nein, Dill wuchs da unten, das war zu weit. Dina — Dina — — Wozu Dill. Er fand keinen Dill, und der Kopfsalat war Porschs Sache.

Ihm überließ man natürlich die Präzisionsarbeit, murrte Herr Imelmann, aber er begann trotzdem mit zögernder Hingabe am Tisch die Gurke zu schälen, vom Stiel zur Spitze und ziemlich dick, das lag an diesem Indianermesser; sie war sehr saftig und die Scheiben wurden viertelzolldick; sie

Digitized by Google

schmeckten übrigens auch so, mit Pfeffer und Salz, vorzüglich, da konnten sie noch dicker sein; er versuchte es noch einmal, pfefferte und salzte, ganz vorzüglich, sehr erfrischend. Er setzte sich dazu und versuchte es noch etliche Male.

„Bei der Arbeit, Imelmännchen?" — „Ja, Pörschchen — ich strenge mich an. Hier ist Petersilie, Dill gibt es leider nicht, konnte keinen finden — Schnittlauch — ja, ungemein erfrischend. Kosten Sie mal, Porsch," warb Herr Imelmann und schnitt ein dickes Stück Gurke ab, pfefferte und salzte es und präsentierte es auf der Messerspitze; Porsch war traurig, denn die Gurke, Ladewigs längste und beste aus dem Frühbeet, war bedeutend kürzer geworden. Aber er nahm, es schmeckte wirklich sehr frisch und würzig, und dann nahm auch Imelmann noch ein Stück und dann wieder Porsch. Dina ... sangen jetzt laut und verhallend auch ein paar böse, raubtiergelbe Wespen. Dann war es still, und an Herrn Imelmann glitt der Schauer der heißen Stille nieder ...

„So, das war der Gurkensalat," sagte Herr Imelmann. „Und wie weit seid Ihr?" Er ging mit Porsch um die Hütte, trug heiter ein Sträußchen Schnittlauch und Petersilie in der Hand, das er dem Dicken überreichte, „das muß noch irgendwo hinein, Dicker, ich hatte leider keine Zeit, man kann es überm Topf schneiden." Es roch herrlich nach Speck, daß die Nasenlöcher die Luft tranken, gakaah, gakaah — das neunte Ei, herrlich! Herr Imelmann verteilte verträumt etwas Schnittlauch und Petersilie an die Hühner, nahm einen geblümten, irdenen Teller, eine Stahlgabel mit Holzgriff und ein Messer mit Beingriff und ging damit langsam und sehnsüchtig unter das Sonnensegel zurück.

Dann aßen die Herren. Man sprach kein Wort dazu. Es schmeckte wunderbar, urhaft gut. Die Hummeln flogen und wunderten sich, die Kräuter und Bohnen knisterten an den Wegen, und die Fliegen schliefen mitten in der kochenden Luft. Ganz fern, am Rande des Gartens sangen und läuteten die sehnsüchtigen Stimmen.

„Wir waschen dann gleich ab," meinte Porsch, als Schüsseln und Teller leer waren.

„Ja," stimmte Herr Imelmann zu und träumte vor sich hin. Er stopfte langsam eine frische Pfeife und wagte nicht, sich zu stören. „Habt Ihr warmes Wasser, Leute?" fragte er.

„Ja, es steht schon auf dem Feuer."

„Ich komme dann." Er streckte sich offenen Auges auf dem Feldbett aus, das der Dicke fürsorglich an der Seite aufgebaut hatte, blies Ringel in die Luft und hörte, wie der Brunnen köstlich plätscherte, hörte, wie die andern hinter den Holzwänden klirrten und pfiffen, und hörte die Luft geheimnisvoll surren und klingen — ja, sie verstanden das viel besser; er wollte sie dabei nicht stören, und sie hatten es leichter im Leben, viel leichter — Bilder machen war schwerer und — manches andere. ‚Dina ...'

„Ich wollte eben kommen," sagte er dann freundlich und ohne jeden Vorwurf, als auch die andern sich in seiner Nähe ausstreckten ...

Aber späterhin ging man zum kleinen, klaren, grünumbuschten blauen See hinunter, um zu baden. O, das war auch selig gut, man ging nackt wie ein Flußgott ins Wasser, nichts Weibliches in der Nähe, bloß noch zwei andere rote Badehosen, ein wenig dick, ein wenig feist, und dann schwamm man und war wieder allein auf der Welt; Herr Imelmann, das Wasser und die Sonne. ‚Dina', plätscherten die kleinen Wellen, aber leise, verspielt und verloren.

So ein Garten macht unendlich viel Arbeit; Herr Imelmann lag wieder rauchend in der Hängematte und fragte sich, woher der Dicke diesen Eifer und diese Erfahrung hatte, der behauptete, ungeheuer viel davon zu verstehen; aber seine Frau war vom Lande, und Ladewig selbst hatte Bärenkräfte und eine rührende Liebe zu allem, was wuchs, blühte und schmeckte, und eine unermüdliche, eine beneidenswerte Ausdauer. Herr Imelmann sah ihm liebevoll zu und schaukelte sacht seine Hängematte.

Gegen Abend sprengten sie alle drei die Beete, Porsch und Imelmann gingen zwischen den Wegen, naschten an den Beeren und beobachteten, wie die graue, trockene Erde das in hohem Bogen rieselnde Wasser gierig trank und schluckte und sich allmählich schwarz färbte. Ein heiter stimmender Anblick. Die Luft wurde kühler, leichter, durchsichtiger, und man hatte den Wunsch, sich für einige Wochen und Monate oder für immer hier einzurichten; auch im Winter; ja, das war nicht so schlimm; man ging in einem dicken Pelz spazieren, ließ sich Eiszapfen am Bart wachsen, kochte sich Kaffee oder Punsch und fragte nach gar nichts mehr.

Und dann kam der blaue Abend. Er war ganz still. Ein paar Köter kläfften weit weg, es klang wie heller und tiefer eifernder Glockenton. Die Elstern im Walde kreischten noch mal. Die Herren lagen, und die Erde dampfte kühl.

Dina — klang es heimlich raunend vom Rande des Gartens näher.

„Das war sehr schön," sagte Herr Imelmann in der Stille.

Digitized by Google

„Man sollte das öfter machen," meinte Porsch.

„Ja, öfter. Aber ist es dann nicht anders, Porsch? Nichts wiederholt sich. Dies heute war vollkommen. Man war losgelöst. War in sich und deshalb fromm und gläubig vorm Leben. Das ist selten. Auch jetzt noch dämmert das andere erst irgendwo am Horizont — fern..."

Sie schwiegen. Und die fernen Hunde läuteten.

„Man sollte — man sollte vielleicht in einem gewissen Alter mit der Welt da draußen Schluß machen, Leute. Sie nur noch wie ein Gast besuchen, im rauhen Lodenkleid oder winterlichen Schafspelz. Und dann wieder heimkehren in seine Blockhütte. Man arbeitet für sich. Man ißt, trinkt, schläft; hat Vieh und anderes; Gemüse und Obstwein; eine Kuh, eine Ziege — allein. Man läßt sich einen langen Bart wachsen und kümmert sich um nichts mehr. In den Eremiten war Weisheit, Ihr Leute. Mitunter spürt das jeder einmal; aber man spürt es nicht deutlich genug oder verpaßt den richtigen Zeitpunkt — oder ist den andern noch zu sehr verpflichtet. Ob es nicht doch — das Beste wäre? Ihr könntet ja in der Nähe sein. Jeder auf seiner Klitsche. Ahoi —! würde man sich durch ein Horn rufen. Und der Dicke könnte Weib und Kind haben. Aber nur er. Mehr davon ist gegen die Satzung. Ja — oder Klöster — weltliche Klöster. Wie denkt Ihr von weltlichen Klöstern? Nicht zu viel Brüder natürlich, und jeder für sich. Nicht übel, ebenfalls tröstlich gute, köstliche Abseitigkeit."

Die Zigarren glommen. Der feine Mond stieg, und eine Unke rief in den Erdbeeren.

„O ja," meinte Porsch, als hätte er drüber nachgedacht. „Eine Weile ganz verständig."

„Nicht bloß eine Weile," erklärte Herr Imelmann streitsüchtig. „Humoristen wissen das besser; sie genießen und leiden tiefer."

Ladewig summte. Er war in der Einsamkeit und in der Welt glücklich.

Ein Zug pfiff dünn, und dann rauschte er in weitem, fernem magischen Bogen um diese Welt; der laue Wind trug es heran, merkwürdig nahe.

„Sie wollen wieder auf einige Zeit nach Dossen — in die Krähe, Imelmann, wann?" fragte Porsch, als das Rauschen schwächer wurde.

„Bald. Leo Nippold macht nächstens Hochzeit. Das ist auch gegen die — Satzung," sagte er zerstreut und lauschte in die Ferne, wo das lockende Rauschen verwehte.

„Aber in der Krähe ist gut sein. Wundervoll gut."

„Ja, Porsch. Nicht ganz so einfach, abseitig wie das hier. Nicht ganz so. Auch in die Krähe wie in alles da draußen ragt die Welt der andern mit ihrem Weh und Ach und ihrem dreisten, gierigen Atem hinein."

„Warum soll sie nicht? Ich bin für Leben — und für die andern."

Herr Imelmann antwortete nicht mehr, denn nun wurde es mit einem Male dunkel. Und da kam an dem ersten flammenden Stern vorüber wie ein großer, lautlos schwingender Vogel die Erinnerung über den Waldkamm drüben geflogen, riesengroß, und blieb flatternd und dann still auf weichen, weiten Fittichen gerade über seinem Haupte stehen...

Dina — Dina — sang und betete seine Seele.

⁂ ⁂ ⁂

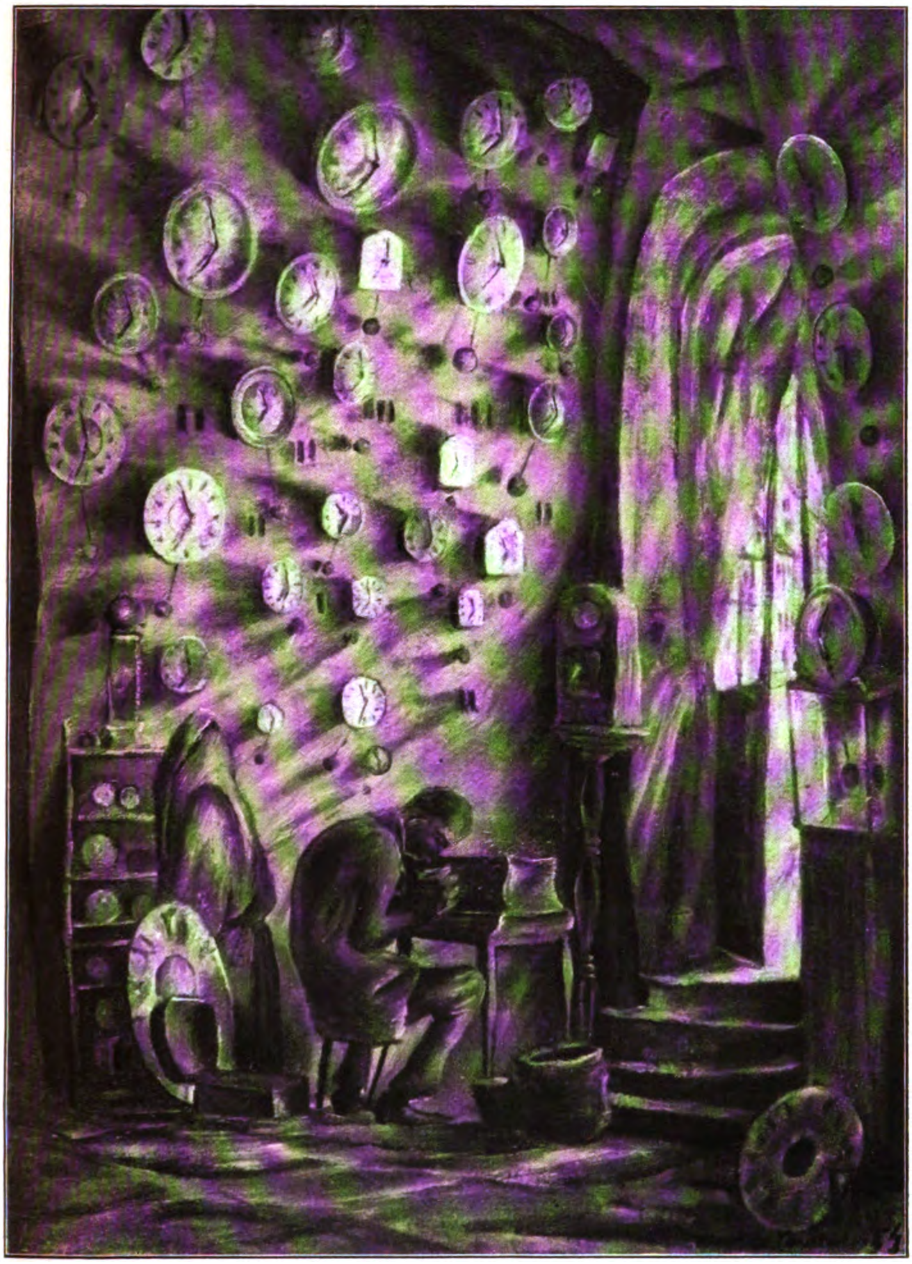
Ende des Monats fuhr Herr Imelmann gegen Abend nach Dossen, wo etliche Aufgaben seiner harrten; unter anderm würde Leo Nippold dieser Tage Hochzeit feiern, das war auch von Herrn Imelmann nicht zu umgehen.

Dina war schon seit einiger Zeit wieder daheim. Ihre Großmama lag trotz dem heißen Wetter an schwerer Ischias darnieder, war steif und gelähmt. Dina hatte scheinbar kein Glück im Beruf, das war wie ein Gesetz, das sich auswirkte.

Dossen stand in allen Winkeln in jungüppiger Sommerblüte. Natürlich, die Stadt hatte sich für Leo Nippolds Hochzeit geschmückt. ‚Das habe ich alles schon einmal genau so erlebt', ging es Herrn Imelmann durch den Sinn, als er aus dem Bahnhof schritt. Er warf einen ernsten Blick die grüne, auf der Promenadenseite bunt überschäumte Parkstraße hinunter. Da faßte ihn ein stürmisches Verlangen nach Dina, wie ein Schwindel, als betäube ihn Luft und Duft, und er ging in dieser vertrauten, und mit einem Male, weil er Dina nicht sah, fremden, phantastischen Stadt wie auf weichem Boden weiter.

Gleich darauf begegnete ihm Leo Nippold, höchst wirklich und voll erdenfester, strahlender Heiterkeit. Der kam aus seiner endlich errungenen, neuen Wohnung. Sie lag in der Nähe der Parkstraße, ebenfalls an der städtischen Promenade. Er berichtete mit spielenden Grübchen: „Wir sind bis auf Kleinigkeiten fertig ... ganz entzückend! Tischler Kube brachte eben den Lattenschrank für den kleinen Weinkeller," er lachte hell mit schwingenden Hüften. Ja, Leo hatte auch in der Wohnungsfrage eine zähe, aber glückliche und einflußreiche Hand gehabt;

Digitized by Google



Der Uhrladen. Gemälde von Friedrich Winckler-Tannenberg
(Berlin, Sezessionsausstellung 1923)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

seiner Energie, dämonischen Schärfe und unwiderstehlichen Verbindlichkeit, alles virtuos gemischt, waren zuletzt, nach marterndem Warten und haushohen Hindernissen, kein gesetzlicher und kein persönlicher Widerstand gewachsen gewesen. Er hatte vor zwanzig andern genau das erreicht, was er haben wollte. Villa würde eine reizende, sehr zärtliche Frau sein, dachte Herr Imelmann im Traum. Die Herren plauderten und erwiderten die Grüße der Vorübergehenden. Die Fenster waren blau und alle Leute lächelten. Dann empfahl sich Leo wieder in seiner anmutigen Art und schwebte majestätisch davon. Herr Imelmann sah ihm nach. Ein restlos und weise Glücklicher, der sein Leben wie ein Kunstwerk liebte, bedachte und vollendete; die Welt war bloß für ihn und um ihn herum da, und er wandelte darin mit herrischer und heiterer Sicherheit, genau so, als wäre sie sein eigenstes Verdienst, bedeutend und lebenswert erst durch seine Anwesenheit; selbst wenn er Villa mit weicher, ausdrucksvoll modulierender Stimme ‚Schatzi' nannte, klang es so, als hätte noch keiner vor ihm das gemütszarte Wort zu benutzen gewagt, ihm diesen Sinn gegeben, alles für ihn und durch ihn! Ein Speckseitengänger, kein Schatten verdüsterte mehr sein volles, weißes Gesicht, keine schwermütige, tragische Laune. Ja, so sollte man sein, jedermann — aber so viel Platz an der Sonne und so viel Speckseiten gab es wohl nicht. Und was sollten Gott, die Pastoren und die sarkastischen Zeichner mit einer vollkommenen Welt anfangen?

In der Krähe kniete Fräulein Zeese im Zimmer, hatte Nadeln im Mund und mummelte und gestikulierte aufgeregt und leidenschaftlich, und Helwine lief mit einem zarten, hellen Kleid ohne Rückenteil herum. Auch Hanne nähte eifrig und hatte rote Backen. Dina war nicht da.

Die saß wohl daheim über einer feenhaften Stoffwolke oder ließ sie sich anzaubern. Alles für Leo. Er war König, und sein Hof schmückte sich. Herr Imelmann sah es voll Neugierde und Teilnahme, wurde nach kurzer, fröhlicher Begrüßung besonders von Seiten Helwines als überflüssig empfunden und ging zu Zinke hinaus, mit dem er Wichtiges für Garten, Haus und Hof zu besprechen hatte. Man wollte irgend etwas anbauen. Und als es dunkelte, schlenderte er wieder durch die Straßen in Dossen, ging bis zum Park und an Dinas hellen Fenstern vorüber. Er blieb stehen, machte einen längeren Hals, aber er erblickte sie nicht, die Luft war abendblau und ernst. Unwirklich.

Er ging in die Krone, indes der alte Gerichtspräsident, mit dem man ein Wort von ihr hätte sprechen können, war nicht da, kam niemals an diesem Tage. Die rauchige Luft war dick, und die Gesellschaft paßte Herrn Imelmann nicht. Da lief er wieder davon. Das war alles ziemlich ungemütlich, so am ersten Tag, und er wußte nicht, was er in der Stadt und in der Welt sollte. Da lachte er verdrießlich, ging heim und saß wieder bei seinen Mädichen.

Sie hatten also viel vor, die Leute. Polterabend — hoho. Helwine würde sprechen, sie hatten zu viert gedichtet, vor allem Fritz.

Fritz würde in einem Singspiel mimen, in buntem Biedermeierschniepel, den natürlich Ivo Meyer aufgetrieben hatte. Dina, Hanne und andere würden in fabelhaften grünen, blauen, roten, weißen Kreppapierkleidern tanzen ... das wußte er schon von Dina. Sie hatten hier geprobt, sehr ernst, sehr übermütig und eifrig. Und die Großmama lag steif und starr und hatte Schmerzen. Junge Leute, das will sich austoben. Sie waren selbst in einem Rausch. Sie hatten noch nicht viel oder nichts von diesen Dingen erlebt in diesen verödeten Zeitläuften, nun stürzten sie sich hinein. Jung, jung. Auch Dina — o, auch sie, gerade sie! Die wohl ganz gern mal aus ihrer viel bewunderten Berliner Damenverpflichtung herausschlüpfte ...

Herr Imelmann war zerstreut und heiter. Das würde also hübsch werden. Morgen war Generalprobe? Soso. „Gute Nacht, ihr Mädchen," sagte Herr Imelmann, ging in den Garten hinaus und hörte dem stürmischen, verliebten Quarren der Frösche drüben im See noch eine Weile zu. Einer von ihnen sang unermüdlich den Generalbaß, tief und melancholisch, wohl ein älterer Herr, ein Froschpapa.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Tage probten sie drüben. Eine ältliche Dame mit einem Zwicker auf der spitzen Nase saß am Klavier. Herr Imelmann hatte eine Weile zusehen dürfen. Dina schwebte und tanzte in Rot und sah ihn lächelnd an. Sie war sehr sicher und anmutig, aber plötzlich einmal schien sie alles um sich her zu vergessen, auch Herrn Imelmann. Dann tanzte sie lächelnd, leidenschaftlich hingegeben und stürmisch. Ihre Arme, ihr Nacken waren weiß und königlich, und darüber war ihr dunkles, weichglänzendes Haar. Das tat weh. Sie schien in dem roten Gewand zu brennen, eine steile, biegsame, lohende Flamme. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Lippen rot, sie blühte mänadisch auf in dem jugendlichen Reigen, selbst jung, unfaßbar jung, und ihre Augen

Digitized by Google

mit den in der Erregung schwarzen Pupillen sahen in eine Ferne.

Nun saß Herr Imelmann wieder gesammelt in seiner stillen, kühlen Werkstatt und schrieb ein paar gleichgiltige Geschäftsbriefe. Von drüben kamen die spitzen Klänge des Klaviers, dann glaubte er auch das hauchartige Schleifen der Füße zu hören. Er achtete nicht darauf; ein Geräusch, heiter und sorglos, das er abwies und das doch in jeden seiner Gedanken und Schriftzüge hineinklang und ihn eigentümlich lockte. Er räusperte sich laut, raschelte gemächlich mit seinen Papieren, rückte mit dem Stuhl, kratzte energisch mit der Feder, riß Schnörkel über das Papier, atmete kräftig und überlegen, wobei er behaglich Worte murmelte, machte ein strenges, gleichmütiges Gesicht, pfiff dazwischen oder sang vor sich hin; aber er geriet immer in den Rhythmus und in die Melodie der taktfesten Klavierstimme da drüben, und dann sah er wieder die rote Flamme, die beglückend weißen Arme, den Nacken, die dunklen, empfindsamen Augen vor sich, und dann saß er eine Weile still und lauschte ...

Herr Imelmann trug auch heute beim Schreiben eine aparte, bedeutsame, magistrale Brille auf der Nase, an der er mitunter zierlich mit zwei Fingern rückte oder sie über dem Nasensattel lüftete. Die trug er seit kurzem; beim Arbeiten, auch beim Lesen, wenn diese Beschäftigung länger währte oder weil die Sache noch neu und nicht uninteressant für ihn war. Es war eine elegante Schildpattbrille, er hatte sie mit Bedacht ausgewählt; auch einen Kneifer und eine in Gold gefaßte Halbbrille. Es stand ihm nicht übel, er stellte das noch mitunter mit einem Blick in den Spiegel fest, zufällig, nein, nicht ganz ohne Absicht. Am Anfang war es noch öfter geschehen. Dina hatte ihn ja wohl noch nicht damit gesehen; er hatte es bloß nebenbei erwähnt. Er würde sie abnehmen bei ihrem Eintreten, gleichmütig ... ‚das gehört nun mal zum Handwerk, ich hätte es längst tun sollen, wie die meisten Künstler, besonders die Graphiker ... Ein bißchen störend.‘ Narr. Es gab Jünglinge mit Brillen und Kneifern, Knaben! ‚Leicht alterssichtig, ganz normal‘, hatte auch der freundliche Professor Busch gesagt. Kein hübsches Wort, klang fatal.

Drüben tanzten sie, und Golo weinte auf dem Hof.

Dann wurde es mit einem Male still, und nach einer langen Pause kam Lachen und Schwatzen aus dem Haus. Schritte knirschten. Man rief und sang, schwebte noch immer beim Gehen. Herr Imelmann schrieb ungestört weiter. Jetzt waren die hellen Stimmen in der Mitte des Hofes. Die Schritte knirschten lauter, kamen näher, ein leichter, rascher, unsäglich vertrauter Schritt, und dann klopfte es mit raschem Finger an die Tür. „Sind Sie drin, Onkel Imelmann?“ fragte eine Stimme, die er gut kannte, eine weiche, geliebte Altstimme.

Er sah zur Tür hin. „Bitte herein.“ Da ging die Tür auf, Dina stand unbefangen lächelnd in ihrem Rahmen. „Ich wollte bloß auf Wiedersehen sagen, Onkel Imelmann,“ sprach sie sehr laut, heller als sonst und lächelte. Da stutzte sie:

„Ach richtig, die Brille?“ fragte sie leise.

Er erhob sich. „Ja, schon lange ... seit einiger Zeit. Ein kleiner Tribut. Wir Künstler müssen mit den Augen zahlen, immer bar, Dina,“ sprach er lächelnd und nahm das beinerne Ding ab.

„Nein, nicht. Ich möchte es sehen ... Ach, wie nett, es sieht sehr gut aus!“ erklärte sie neugierig und sah ihn aufmerksam prüfend an, und er ließ es freundlich geschehen. „Es steht dir gut. Wiedersehen,“ sprach sie dann wieder hell und laut in der offenen Tür. — „Wir sehen uns morgen!“ Er gab ihr mit herzlichem Druck die Hand, ihre Hand entglitt der seinen, dann winkte er auch den andern Damen zu, die die bunten Sonnenschirme, die wie kleine, dicke Knüppel oder Totschläger aussahen, schwangen. „Auf Wiedersehen,“ sangen sie.

Danach war er wieder allein mit seiner Brille, die ihm nun altgewohnt und völlig uninteressant schien. Es war still und einförmig, besonders in seiner Werkstatt, in der eine große Fliege brummte. Langweilig. Überhaupt ein Unfug. Man sollte mit seiner Hochzeit nicht auch andern Leuten beschwerlich fallen! brummte er wie die Fliege, die an den Scheiben trommelte. Es war immerhin eine intime Angelegenheit, bei der man sich jeden Zuschauer verbitten sollte. Und er nahm langsam und bequem wieder an seinem Tische Platz. Morgen, ja morgen würde sie mit den andern noch weiter von ihm weggleiten, ihm ganz entschweben. Und er würde mit den älteren Herrschaften zusehen, in die Hände klatschen und alles in schönster Ordnung finden. Draußen schritt jetzt Dina zwischen den andern davon, als ginge sie ihn nichts mehr an.

⌘ ⌘ ⌘

Der nächste Abend verlief prächtig. Die häusliche Festlichkeit vollzog sich in kleinerem Kreise im Hehnschen Hause mit dem friderizianischen Zopfdach am Markt; die auswärtigen Gäste, die nicht zur Familie gehörten, würden erst morgen kommen.

Digitized by Google

Herr Imelmann saß zwischen Villas Papa und Dinas Großpapa, also auf einem der Ehrenplätze, der seine kam ihm einigermaßen unbequem und steiflehnig vor.

Aber die beiden anderen Herren hatten viel herzhaften Sinn für diese eifrige Jugend, die sich mitunter nicht genug tun konnte, waren entzückt und willig, auch wenn es schief ging. Helwine als Nixe des kleinen Krähensees, meergrün, blühend und blond, blieb seelenruhig und lachend stecken, bis Fritz ihr weiterhalf. „Auch zum Steckenbleiben gehört Talent, das hat sie vorzüglich gemacht; war fast das Beste an der ganzen Geschichte!" schmunzelte Hehn. Auch Imelmann war sehr heiter, er machte sich jugendlich und wohlwollend zwischen den alten Papas, der behäbige Hehn war freilich kaum älter, aber sehr temperiert oder behaglich vergreist, so weit man das wissen konnte. Sie hatten alle einen offenbaren Respekt vor Meister Imelmanns scharfem Blick, auch die Zuschauer sahen immer zu ihm hin, beobachteten sein Mienenspiel und lachten oder waren gerührt, wenn er lachte oder ein nachdenkliches Gesicht machte ...

Das Hübscheste aber war unleugbar der Tanz. Das war allgemein erwartet worden. Fräulein Alice Pambusch, Tanz und Grazie, hatte ihre feinsten Fingerzeige daran gewendet, ja, das Ganze erfunden und den vier Damen selbst mit anmutiger Korpulenz die einzelnen Touren vorgeschwebt und gefedert, sie war eine Meisterin. Die Tänzerinnen waren am Anfang befangen. Dinas Brauen hoben sich empfindsam, und ihre Unterlippe war spöttisch. Sie sah Herrn Imelmann fremd und störend da unten sitzen. Er empfand sich selbst so und nährte einen unwilligen Haß gegen die andern.

Ihr Großpapa hatte den Mund offen stehen und den Kopf zurückgelegt vor Erwartung und Angst. Doch die war vollkommen überflüssig. Sie lächelte und bewegte sich da vorn auf dem Podium in ihrem roten, bauschigen Papierkleid wie eine Prinzessin, sie gab auch den andern bald Ruhe und holdsichere Anmut, daß deren gespannte, weiße Arme lose und weich wurden, und die Musik der ältlich bekneiferten Dame hinter einem türkischen Vorhang sich ihnen in die erlösten, sich wiegenden und fliegenden Glieder ergoß.

Leo war außer sich und stolz vor Entzücken, ein wahrhaft unvergeßbarer Eindruck. Eine ungewöhnliche Huldigung, wie sie nur ihm zukommen konnte! Schade, daß die auswärtigen Freunde noch nicht hier waren, besonders seine Corpsbrüder, die äußerst kritisch waren, wie er selbst; er war tief bewegt, daß er sich immer nur stumm verneigte. Villa, die seit einigen Tagen erregt und zärtlich war, ganz anders wie sonst, küßte die Tänzerinnen der Reihe nach, besonders Dina, streichelte ihre Arme und Hände — „Wie wunderhübsch du warst, Dina! Aber du bekommst dafür morgen den feinsten und anspruchsvollsten Kavalier; wir konnten nur dich ihm geben."

Dina atmete ruhiger und lächelte zerstreut, ach, das wußte sie ja, der bemerkenswerte Herr war dieser Tage nach Berlin gekommen und noch in letzter Stunde eingeladen worden. „Ich werde das Bild nie vergessen," mischte sich Leo ergriffen ein und küßte freundschaftlich Dinas Hand. „Sie waren — gestatte, Schatz — hinreißend. In der Tat schade, daß Schacht nicht hier ist. Ein prachtvoller Mann, Frau Dina, etwas ernst, schon Professor, nun, Sie wissen es," es klang stolz aus vollem, drängendem Herzen, sie wollten ihr etwas Gutes antun, und Leos Grübchen spielten.

Dina sah belustigt von einem zum andern, das war nicht so wichtig. Sie wußte bloß, daß — Onkel Imelmann Leos verwitwete, aber noch jugendliche und lebensfreudige Tante Lona mit der schönen und üppigen Büste führen würde. Sie blickte rasch hinüber zu ihm, er hatte eine rote Stirn, wie immer, wenn er nicht ganz zufrieden war, und sprach munter mit Villas Großmama und Tante Lisberte, die ihm kichernd ihr schwarzes Hörrohr entgegenhielt.

„Er erinnert wirklich ein wenig an Erich Heydecker; Leo zeigte mir gestern abend sein Bild ..." raunte Villa noch mit einem geheimnisvollen Lächeln und wandte sich ab.

Da ging über Dinas Augenspiegel und über ihre Lippen eine kaum merkliche Starrheit. Die Menschen schienen ihr kleiner und gleichgültiger, und das Zimmer weiter. Da trat sie rasch auf Herrn Imelmann zu, gerade zwischen das Hörrohr Tante Lisbertes und ihn. „Haben wir es gut gemacht —?" fragte sie laut. Sie stand dicht und schlank neben ihm, immer noch in dem raschelnden leuchtenden Papiergewand und mit den bloßen Armen und Schultern.

„Ja, Dina. Viel zu schön ... Königin Mab. Nun, holde Königin, wache auf, Titania — Liebling."

Da machte sie von neuem ein ernstes, starres Gesicht; und ihr Blick wurde weich. Sie legte den Kopf zurück und drückte fraulich das Kinn herab, zufrieden, so wie es Villa gern tat; ach, Villa war heute weniger gefaßt — was hatte sie da eben noch geflüstert und schon vorher angedeutet? Gewiß ohne allzu ahnungsvolle Hintergründig-

Digitized by Google

mit den in der Erregung schwarzen Pupillen sahen in eine Ferne.

Nun saß Herr Imelmann wieder gesammelt in seiner stillen, kühlen Werkstatt und schrieb ein paar gleichgiltige Geschäftsbriefe. Von drüben kamen die spitzen Klänge des Klaviers, dann glaubte er auch das hauchartige Schleifen der Füße zu hören. Er achtete nicht darauf; ein Geräusch, heiter und sorglos, das er abwies und das doch in jeden seiner Gedanken und Schriftzüge hineinklang und ihn eigentümlich lockte. Er räusperte sich laut, raschelte gemächlich mit seinen Papieren, rückte mit dem Stuhl, kratzte energisch mit der Feder, riß Schnörkel über das Papier, atmete kräftig und überlegen, wobei er behaglich Worte murmelte, machte ein strenges, gleichmütiges Gesicht, pfiff dazwischen oder sang vor sich hin; aber er geriet immer in den Rhythmus und in die Melodie der taktfesten Klavierstimme da drüben, und dann sah er wieder die rote Flamme, die beglückend weißen Arme, den Nacken, die dunklen, empfindsamen Augen vor sich, und dann saß er eine Weile still und lauschte ...

Herr Imelmann trug auch heute beim Schreiben eine aparte, bedeutsame, magistrale Brille auf der Nase, an der er mitunter zierlich mit zwei Fingern rückte oder sie über dem Nasensattel lüftete. Die trug er seit kurzem; beim Arbeiten, auch beim Lesen, wenn diese Beschäftigung länger währte oder weil die Sache noch neu und nicht uninteressant für ihn war. Es war eine elegante Schildpattbrille, er hatte sie mit Bedacht ausgewählt; auch einen Kneifer und eine in Gold gefaßte Halbbrille. Es stand ihm nicht übel, er stellte das noch mitunter mit einem Blick in den Spiegel fest, zufällig, nein, nicht ganz ohne Absicht. Am Anfang war es noch öfter geschehen. Dina hatte ihn ja wohl noch nicht damit gesehen; er hatte es bloß nebenbei erwähnt. Er würde sie abnehmen bei ihrem Eintreten, gleichmütig ... ‚das gehört nun mal zum Handwerk, ich hätte es längst tun sollen, wie die meisten Künstler, besonders die Graphiker ... Ein bißchen störend.‘ Narr. Es gab Jünglinge mit Brillen und Kneifern, Knaben! ‚Leicht alterssichtig, ganz normal‘, hatte auch der freundliche Professor Busch gesagt. Kein hübsches Wort, klang fatal.

Drüben tanzten sie, und Golo weinte auf dem Hof.

Dann wurde es mit einem Male still, und nach einer langen Pause kam Lachen und Schwatzen aus dem Haus. Schritte knirschten. Man rief und sang, schwebte noch immer beim Gehen. Herr Imelmann schrieb ungestört weiter. Jetzt waren die hellen Stimmen in der Mitte des Hofes. Die Schritte knirschten lauter, kamen näher, ein leichter, rascher, unsäglich vertrauter Schritt, und dann klopfte es mit raschem Finger an die Tür. „Sind Sie drin, Onkel Imelmann?“ fragte eine Stimme, die er gut kannte, eine weiche, geliebte Altstimme.

Er sah zur Tür hin. „Bitte herein.“ Da ging die Tür auf, Dina stand unbefangen lächelnd in ihrem Rahmen. „Ich wollte bloß auf Wiedersehen sagen, Onkel Imelmann,“ sprach sie sehr laut, heller als sonst und lächelte. Da stutzte sie:

„Ach richtig, die Brille?“ fragte sie leise.

Er erhob sich. „Ja, schon lange ... seit einiger Zeit. Ein kleiner Tribut. Wir Künstler müssen mit den Augen zahlen, immer bar, Dina,“ sprach er lächelnd und nahm das beinerne Ding ab.

„Nein, nicht. Ich möchte es sehen ... Ach, wie nett, es sieht sehr gut aus!“ erklärte sie neugierig und sah ihn aufmerksam prüfend an, und er ließ es freundlich geschehen. „Es steht dir gut. Wiedersehen,“ sprach sie dann wieder hell und laut in der offenen Tür. — „Wir sehen uns morgen!“ Er gab ihr mit herzlichem Druck die Hand, ihre Hand entglitt der seinen, dann winkte er auch den andern Damen zu, die die bunten Sonnenschirme, die wie kleine, dicke Knüppel oder Totschläger aussahen, schwangen. „Auf Wiedersehen,“ sangen sie.

Danach war er wieder allein mit seiner Brille, die ihm nun altgewohnt und völlig uninteressant schien. Es war still und einförmig, besonders in seiner Werkstatt, in der eine große Fliege brummte. Langweilig. Überhaupt ein Unfug. Man sollte mit seiner Hochzeit nicht auch andern Leuten beschwerlich fallen! brummte er wie die Fliege, die an den Scheiben trommelte. Es war immerhin eine intime Angelegenheit, bei der man sich jeden Zuschauer verbitten sollte. Und er nahm langsam und bequem wieder an seinem Tische Platz. Morgen, ja morgen würde sie mit den andern noch weiter von ihm weggleiten, ihm ganz entschweben. Und er würde mit den älteren Herrschaften zusehen, in die Hände klatschen und alles in schönster Ordnung finden. Draußen schritt jetzt Dina zwischen den andern davon, als ginge sie ihn nichts mehr an.

⌘ ⌘ ⌘

Der nächste Abend verlief prächtig. Die häusliche Festlichkeit vollzog sich in kleinerem Kreise im Hehnschen Hause mit dem friderizianischen Zopfdach am Markt; die auswärtigen Gäste, die nicht zur Familie gehörten, würden erst morgen kommen.

Herr Imelmann saß zwischen Villas Papa und Dinas Großpapa, also auf einem der Ehrenplätze, der seine kam ihm einigermaßen unbequem und steiflehnig vor.

Aber die beiden anderen Herren hatten viel herzhaften Sinn für diese eifrige Jugend, die sich mitunter nicht genug tun konnte, waren entzückt und willig, auch wenn es schief ging. Helwine als Nixe des kleinen Krähensees, meergrün, blühend und blond, blieb seelenruhig und lachend stecken, bis Fritz ihr weiterhalf. „Auch zum Steckenbleiben gehört Talent, das hat sie vorzüglich gemacht; war fast das Beste an der ganzen Geschichte!“ schmunzelte Hehn. Auch Imelmann war sehr heiter, er machte sich jugendlich und wohlwollend zwischen den alten Papas, der behäbige Hehn war freilich kaum älter, aber sehr temperiert oder behaglich vergreist, so weit man das wissen konnte. Sie hatten alle einen offenbaren Respekt vor Meister Imelmanns scharfem Blick, auch die Zuschauer sahen immer zu ihm hin, beobachteten sein Mienenspiel und lachten oder waren gerührt, wenn er lachte oder ein nachdenkliches Gesicht machte ...

Das Hübscheste aber war unleugbar der Tanz. Das war allgemein erwartet worden. Fräulein Alice Pambusch, Tanz und Grazie, hatte ihre feinsten Fingerzeige daran gewendet, ja, das Ganze erfunden und den vier Damen selbst mit anmutiger Korpulenz die einzelnen Touren vorgeschwebt und gefedert, sie war eine Meisterin. Die Tänzerinnen waren am Anfang befangen. Dinas Brauen hoben sich empfindsam, und ihre Unterlippe war spöttisch. Sie sah Herrn Imelmann fremd und störend da unten sitzen. Er empfand sich selbst so und nährte einen unwilligen Haß gegen die andern.

Ihr Großpapa hatte den Mund offen stehen und den Kopf zurückgelegt vor Erwartung und Angst. Doch die war vollkommen überflüssig. Sie lächelte und bewegte sich da vorn auf dem Podium in ihrem roten, bauschigen Papierkleid wie eine Prinzessin, sie gab auch den andern bald Ruhe und holdsichere Anmut, daß deren gespannte, weiße Arme lose und weich wurden, und die Musik der ältlich bekneiferten Dame hinter einem türkischen Vorhang sich ihnen in die erlösten, sich wiegenden und fliegenden Glieder ergoß.

Leo war außer sich und stolz vor Entzücken, ein wahrhaft unvergeßbarer Eindruck. Eine ungewöhnliche Huldigung, wie sie nur ihm zukommen konnte! Schade, daß die auswärtigen Freunde noch nicht hier waren, besonders seine Corpsbrüder, die äußerst kritisch waren, wie er selbst; er war tief bewegt, daß er sich immer nur stumm verneigte. Villa, die seit einigen Tagen erregt und zärtlich war, ganz anders wie sonst, küßte die Tänzerinnen der Reihe nach, besonders Dina, streichelte ihre Arme und Hände — „Wie wunderhübsch du warst, Dina! Aber du bekommst dafür morgen den feinsten und anspruchsvollsten Kavalier; wir konnten nur dich ihm geben.“

Dina atmete ruhiger und lächelte zerstreut, ach, das wußte sie ja, der bemerkenswerte Herr war dieser Tage nach Berlin gekommen und noch in letzter Stunde eingeladen worden. „Ich werde das Bild nie vergessen,“ mischte sich Leo ergriffen ein und küßte freundschaftlich Dinas Hand. „Sie waren — gestatte, Schatz — hinreißend. In der Tat schade, daß Schacht nicht hier ist. Ein prachtvoller Mann, Frau Dina, etwas ernst, schon Professor, nun, Sie wissen es,“ es klang stolz aus vollem, drängendem Herzen, sie wollten ihr etwas Gutes antun, und Leos Grübchen spielten.

Dina sah belustigt von einem zum andern, das war nicht so wichtig. Sie wußte bloß, daß — Onkel Imelmann Leos verwitwete, aber noch jugendliche und lebensfreudige Tante Lona mit der schönen und üppigen Büste führen würde. Sie blickte rasch hinüber zu ihm, er hatte eine rote Stirn, wie immer, wenn er nicht ganz zufrieden war, und sprach munter mit Villas Großmama und Tante Lisberte, die ihm kichernd ihr schwarzes Hörrohr entgegenhielt.

„Er erinnert wirklich ein wenig an Erich Heydecker; Leo zeigte mir gestern abend sein Bild ...“ raunte Villa noch mit einem geheimnisvollen Lächeln und wandte sich ab.

Da ging über Dinas Augenspiegel und über ihre Lippen eine kaum merkliche Starrheit. Die Menschen schienen ihr kleiner und gleichgültiger, und das Zimmer weiter. Da trat sie rasch auf Herrn Imelmann zu, gerade zwischen das Hörrohr Tante Lisbertes und ihn. „Haben wir es gut gemacht —?“ fragte sie laut. Sie stand dicht und schlank neben ihm, immer noch in dem raschelnden leuchtenden Papiergewand und mit den bloßen Armen und Schultern.

„Ja, Dina. Viel zu schön ... Königin Mab. Nun, holde Königin, wache auf, Titania — Liebling.“

Da machte sie von neuem ein ernstes, starres Gesicht; und ihr Blick wurde weich. Sie legte den Kopf zurück und drückte fraulich das Kinn herab, zufrieden, so wie es Villa gern tat; ach, Villa war heute weniger gefaßt — was hatte sie da eben noch geflüstert und schon vorher angedeutet? Gewiß ohne allzu ahnungsvolle Hintergründig-

Digitized by Google

keit; ach, das war störend und lästig, ein vertraulicher Scherz, eine Absicht, die erbitterte. Sie würde diesen Herrn ablehnen.

„Ja — Hannes . . .“ Ein Hauch und ein Lächeln.

Nun wurde auch Herrn Imelmanns Stimmung herzlicher und wahrhaft empfänglich. Auch der schwere Klagegesang Fritzens, Ivos und des Assessors von Horn vom Gericht, der drei Festarrangeure, dieser Sterbegesang an die Mannesfreiheit, verstörte ihn nicht übermäßig; Ivo war furchtbar komisch, er brachte abgrundtiefe Töne wildester Melancholie aus seinem Magen, die die Augen feuchteten, und selbst Tante Lisberte, die leider kein Wort verstand, schluchzen ließ.

Herr Imelmann mischte sich danach unter die Jugend und nahm sich gut dazwischen aus, sie umwarb und umschwärmte ihn. Nun also, das gefiel ihm. Er hatte um zehn davon gehen wollen. Nun war er einer der letzten. Er umarmte und segnete Leo, küßte Billa auf die warmen, roten, erwartungsheißen Lippen und nahm unbekümmert Dinas Arm.

„Ein netter Abend — und einfacher, als ich ihn mir gedacht habe.“

Dinas Gesicht war weiß unter dem fahlen Treppenlicht, und die kleinen, widerspenstigen Gedanken, die manchmal plötzlich und schreckhaft hervorkrochen, verflogen wieder. Sie fühlte seine Hand.

Als sie neben dem aufgekratzten Großpapa, dessen Pelerine verwogen flatterte, heimschritt, war sie einsilbig und müde. Es war etwas viel gewesen, dazu die Pflege der Großmutter, und morgen — Sie dachte mit wachsender Unlust, ja mit einem Überdruß an morgen und sehnte sich dabei nach dem kühlen, neutralen Amtszimmer in Berlin zurück und nach manchem andern, das ihr dort wohlgetan hatte, und auch mit einer süß aufbrennenden und angstvollen Wärme, die aus ihrer Mattheit emporstieg, an Hannes Imelmann.

❈ ❈ ❈

Um die Mittagsstunde des andern Tages klangen die Glocken der alten Marienkirche, und ganz Dossen stand auf den Fußspitzen.

Wagen auf Wagen rollte heran, alte, blanke Landauer mit rauhen Zylinderhüten, es waren immer die drei gleichen Kutschen.

Aus dem dämmerigen Kirchenportal züngelte ein roter Läufer heraus. Herr Imelmann fuhr würdig und heiter mit Hanne, Helwine und Fritz Wiese vor, nicht von Nöhl gezogen, obwohl der ihn nicht sonderlich gestört hätte, aber das verbot sich heute. Leos lebfrische Tante nahm er erst in der Kirche in Empfang, sie hatte blanke, hoffnungsvolle Augen und war sehr tief ausgeschnitten, ihr weißer, voller Busen war wirklich recht hübsch.

Und gleich nach ihnen, sie waren die letzten, glitt auf hohen Gummirädern das Brautpaar mit zwei prächtigen, dicken Schimmeln heran, die über und über mit Silber beschlagen und mit roten Samtpuscheln besteckt waren. Leo war blaß und schön und trug zwei Orden. Billa sah starr auf die kleinen, gelben, flackernden Lichter in dem fernen Kirchendämmer, aber sie konnte nicht gleich Schritt halten. Sie flüsterte lächelnd und Leo neigte ihr sich stolz und voll liebreicher Milde zu.

Die alten und jungen Weiber vor der Kirchentür hielten die Köpfe schräg, machten empfindsame Gesichter, hinter denen sich äußerst irdische Gedanken verbargen, die Blicke glitzerten, die Dossener Gören schrien hurrah! und dann begann die Orgel in dem kühlen, fernen Dämmer, dessen dunkles Gestühl heller wurde von den vielen Gesichtern, die sich dem Eingang zuwandten, zu brummen, zu klingen und zu posaunen.

Die weltliche Feier indes ging in dem alten Jagdschlößchen Eremitage im Dossener Stadtpark vor sich. Es lag über einem Teich, der von Schilf umbuscht war, und darüber neigten sich weiße Birken mit langen, grünen Haaren; große Glastüren gingen auf eine Gartenterrasse hinaus, die sacht zum Wasser abfiel, die Wege waren verschneit von reifen Blumenblättern und die Luft voll warmer, honigsüßer Düfte, in denen ein paar Vögel Hochzeitslieder schmetterten und flöteten.

„Ein bräutliches Gelände, es liegt ein Hauch der Erwartung und Erfüllung darüber,“ sagte Tante Lona sinnig zu Herrn Imelmann und sah verträumt über die glitzernde Tafel hin durch eine der offenen Türen, die blau vom Himmel und bunt vom Garten war. „Finden Sie nicht?“

„Sehr festlich,“ sagte Herr Imelmann und zerschnitt ein zartes Stück Entenbrust in fetter Tunke.

„Als ich heiratete,“ sagte der Gutsbesitzer Hehn gegenüber, „regnete und stürmte es, daß die Schloßen gegen die Fensterscheiben prasselten. War auch sehr hübsch, das richtige Kuschelwetter, hat auch seine Vorzüge.“ Der dicke Herr, der in einer altmodischen, mächtigen Piquetweste eine quillende, schon zerknitterte Hemdbrust trug, lachte herzlich. „Wie war es bei Ihnen, Gnädigste?“

Frau Lona mit den weißen Schultern und dem tiefen, schattigen Buseneinschnitt

Digitized by Google

lächelte bloß fern. „Ich heiratete an einem sehr kalten Wintertag."

„Auch gut. Es kommt auf die Eigentemperatur an."

Herr Imelmann nahm noch einen Löffel Tunke.

Es wurde viel gegessen. Die Hehns, Damen und Herren, waren alle stattliche, vollblütige Erscheinungen, die eine gehörige Füllung brauchten. Die Damen hatten rote Gesichter und sprachen laut, die schweren Herren waren schweigsamer mit dem delikaten Essen und den guten Weinen beschäftigt. Leos Verwandtschaft war weniger zahlreich, ein paar ältere, würdige, aber genußfrohe Justizmandarinen mit ihren gütig lächelnden und scharf beobachtenden Damen, zwei weißfüllige, heitergelaunte Vettern Leos, die Banksyndici waren und weniger zur Dämonie zu neigen schienen, als der kompliziertere Leo, aber ihm fabelhaft ähnlich sahen, und eben Tante Lona mit dem beunruhigenden Busenschatten, mit der alle heiter nachsichtig und schelmisch umgingen, als wäre sie das Baby der Familie.

Dazwischen waren die Dossener Freunde und die drei eleganten Korpsbrüder Leos eingesprengt, die in bester Haltung etliche der älteren Herrschaften der Hehnschen Linie ertrugen neben ihren sorglichst ausgesuchten Damen Hanne, Dina und einem kupferblonden Fräulein von Büssow, einer Freundin Villas aus Ohlau.

„Wenn ich das Haar dieses Fräulein von Büssow sehe," sagte Hannes Tischherr, ein weißblonder Berliner Regierungsrat, und neigte sich über die delikate Krebspastete auf seinem Teller, „dann schmeckt mir dieser helle Wein schal. Es gibt solche Assoziationen." — „Es ist sehr schön. Stört es Sie? Also ein Haar für Temperenzler." — „O nein, keineswegs, keineswegs," und er sah eifrig prüfend auf die Reihe der Flaschen vor seinem Platz, als suche er nach einer passenden Marke.

Ivo Meyer, der ihnen mit einer frischen, rosigen Kusine Villas, die feuchtglänzende Augen hatte und beim Lachen den Mund herzhaft öffnete, gegenübersaß, trank fast gar nicht. „Tun Sie es grundsätzlich nicht?" fragte die Kusine eifrig. „Ich mache mir nicht viel daraus." „Aber es schmeckt doch," sagte die junge Dame unsicher und machte lachend den Mund auf. „Gewiß, gnädiges Fräulein. Wie ich das Hehnsche Haus beurteile, dürfte es zum nächsten Gang Sekt geben. Dagegen ist unbedingt nichts einzuwenden," er hob freundlich das Glas und sah dann ernst zu Dina in dem blaßroten Kleid hinauf, die neben diesem eigentümlich brünetten Professor Schacht mit den stahlgrauen Augen saß. Dereinstiger Leibbursche Leo Nippolds; das kam vor; sie waren sehr verschieden...

Auf dem langen Tisch standen überall große, weiße Rosensträuße, die manche Gesichter noch röter erscheinen ließen. Ihr reiner Duft mischte sich stark mit den warmen Wohlgerüchen der Damen und Speisen. Zuletzt öffnete man alle Glastüren, so daß man fast im Freien saß, das war erquicklich. Es klang eigentümlich fremd und verwunschen, wenn draußen die Bäume und Büsche zu dem Klingen der Gläser und dem Klirren der Teller rauschten. Die alten Herren strichen sich belebt über die Köpfe, die den frischen Lufthauch spürten, die stattlichen erhitzten Damen atmeten tiefer und rückten die Büsten zurecht. Auch Herr Imelmann fühlte den Lufthauch an der Stirn, aber der wirkte, wie das Rauschen draußen, seltsam erregend und lockend auf ihn, als versäume er etwas.

Meister Imelmann saß fremd und wie in einem Traum hier. War er in Riezke, in der Krähe? Er entsann sich nicht genau. Die Bilder flossen durcheinander, nur das Unbehagen einer schwachen, trägen Verworrenheit blieb. Eine dicke, schwarzgelbe Hummel flog herein, umkreiste brausend die herrlichen Rosensträuße, sank nieder und bummelte weiter, das war belebend und schien ihm wichtig.

Neben einem der weißen Büsche schimmerte oben am Tisch das klare, unsäglich vertraute Profil Dinas; sie sprach gleichmütig, nicht so lebhaft, wie sie sonst sein konnte, wenn sie angeregt oder in großer Gesellschaft war. Sie schien kühl und abweisend Haltung zu zeigen, aber auf ihren Wangen lag viel Farbe, und ihre Hand spielte oft unruhig mit den kleinen Myrtenzweigen, die überall auf dem Tischtuch lagen.

Der Herr neben ihr sah gut aus. Ein schmales, energisches, bartloses Gesicht, hager gespannt, sehr brünett, eine kluge Stirn und ein scharfes, hellgraues Auge. Auch eine gewisse hochmütige Falte über der einen Braue war da und ein spöttischer Zug um die schmalen, männlichen Lippen. Einem andern — nicht ganz unähnlich, mit Ausnahme der Augen; im ersten Augenblick, im Dämmer der Kirche hatte man gestutzt, sich böse aufgereckt, ein lächerliches Zufallsspiel, optische Täuschung, im nächsten Augenblick stellte man es richtig, verwischte und vergaß alles. Er sah wie ein Mann aus, der sehr gesammelt arbeitete. Er sprach ruhig und ernst mit Dina, jede Bewegung war gezügelt, und mitunter hob er den Blick zu

Digitized by Google

keit; ach, das war störend und lästig, ein vertraulicher Scherz, eine Absicht, die erbitterte. Sie würde diesen Herrn ablehnen.

„Ja — Hannes ...“ Ein Hauch und ein Lächeln.

Nun wurde auch Herrn Imelmanns Stimmung herzlicher und wahrhaft empfänglich. Auch der schwere Klagegesang Fritzens, Ivos und des Assessors von Horn vom Gericht, der drei Festarrangeure, dieser Sterbegesang an die Mannesfreiheit, verstörte ihn nicht übermäßig; Ivo war furchtbar komisch, er brachte abgrundtiefe Töne wildester Melancholie aus seinem Magen, die die Augen feuchteten, und selbst Tante Lisberte, die leider kein Wort verstand, schluchzen ließ.

Herr Imelmann mischte sich danach unter die Jugend und nahm sich gut dazwischen aus, sie umwarb und umschwärmte ihn. Nun also, das gefiel ihm. Er hatte um zehn davon gehen wollen. Nun war er einer der letzten. Er umarmte und segnete Leo, küßte Billa auf die warmen, roten, erwartungsheißen Lippen und nahm unbekümmert Dinas Arm.

„Ein netter Abend — und einfacher, als ich ihn mir gedacht habe.“

Dinas Gesicht war weiß unter dem fahlen Treppenlicht, und die kleinen, widerspenstigen Gedanken, die manchmal plötzlich und schreckhaft hervorkrochen, verflogen wieder. Sie fühlte seine Hand.

Als sie neben dem aufgekratzten Großpapa, dessen Pelerine verwogen flatterte, heimschritt, war sie einsilbig und müde. Es war etwas viel gewesen, dazu die Pflege der Großmutter, und morgen — Sie dachte mit wachsender Unlust, ja mit einem Überdruß an morgen und sehnte sich dabei nach dem kühlen, neutralen Amtszimmer in Berlin zurück und nach manchem andern, das ihr dort wohlgetan hatte, und auch mit einer süß aufbrennenden und angstvollen Wärme, die aus ihrer Mattheit emporstieg, an Hannes Imelmann.

⌘ ⌘ ⌘

Um die Mittagsstunde des andern Tages klangen die Glocken der alten Marienkirche, und ganz Dossen stand auf den Fußspitzen.

Wagen auf Wagen rollte heran, alte, blanke Landauer mit rauhen Zylinderhüten, es waren immer die drei gleichen Kutschen,

Aus dem dämmerigen Kirchenportal züngelte ein roter Läufer heraus. Herr Imelmann fuhr würdig und heiter mit Hanne, Helwine und Fritz Wiese vor, nicht von Nöhl gezogen, obwohl der ihn nicht sonderlich gestört hätte, aber das verbot sich heute. Leos lebfrische Tante nahm er erst in der Kirche in Empfang, sie hatte blanke, hoffnungsvolle Augen und war sehr tief ausgeschnitten, ihr weißer, voller Busen war wirklich recht hübsch.

Und gleich nach ihnen, sie waren die letzten, glitt auf hohen Gummirädern das Brautpaar mit zwei prächtigen, dicken Schimmeln heran, die über und über mit Silber beschlagen und mit roten Samtpuscheln besteckt waren. Leo war blaß und schön und trug zwei Orden. Billa sah starr auf die kleinen, gelben, flackernden Lichter in dem fernen Kirchendämmer, aber sie konnte nicht gleich Schritt halten. Sie flüsterte lächelnd und Leo neigte ihr sich stolz und voll liebreicher Milde zu.

Die alten und jungen Weiber vor der Kirchentür hielten die Köpfe schräg, machten empfindsame Gesichter, hinter denen sich äußerst irdische Gedanken verbargen, die Blicke glitzerten, die Dossener Gören schrien hurrah! und dann begann die Orgel in dem kühlen, fernen Dämmer, dessen dunkles Gestühl heller wurde von den vielen Gesichtern, die sich dem Eingang zuwandten, zu brummen, zu klingen und zu posaunen.

Die weltliche Feier indes ging in dem alten Jagdschlößchen Eremitage im Dossener Stadtpark vor sich. Es lag über einem Teich, der von Schilf umbuscht war, und darüber neigten sich weiße Birken mit langen, grünen Haaren; große Glastüren gingen auf eine Gartenterrasse hinaus, die sacht zum Wasser abfiel, die Wege waren verschneit von reifen Blumenblättern und die Luft voll warmer, honigsüßer Düfte, in denen ein paar Vögel Hochzeitslieder schmetterten und flöteten.

„Ein bräutliches Gelände, es liegt ein Hauch der Erwartung und Erfüllung darüber,“ sagte Tante Lona sinnig zu Herrn Imelmann und sah verträumt über die glitzernde Tafel hin durch eine der offenen Türen, die blau vom Himmel und bunt vom Garten war. „Finden Sie nicht?“

„Sehr festlich,“ sagte Herr Imelmann und zerschnitt ein zartes Stück Entenbrust in fetter Tunke.

„Als ich heiratete,“ sagte der Gutsbesitzer Hehn gegenüber, „regnete und stürmte es, daß die Schloßen gegen die Fensterscheiben prasselten. War auch sehr hübsch, das richtige Kuschelwetter, hat auch seine Vorzüge.“ Der dicke Herr, der in einer altmodischen, mächtigen Piquetweste eine quillende, schon zerknitterte Hemdbrust trug, lachte herzlich. „Wie war es bei Ihnen, Gnädigste?“

Frau Lona mit den weißen Schultern und dem tiefen, schattigen Buseneinschnitt

Digitized by Google

lächelte bloß fern. „Ich heiratete an einem sehr kalten Wintertag."

„Auch gut. Es kommt auf die Eigentemperatur an."

Herr Imelmann nahm noch einen Löffel Tunke.

Es wurde viel gegessen. Die Hehns, Damen und Herren, waren alle stattliche, vollblütige Erscheinungen, die eine gehörige Füllung brauchten. Die Damen hatten rote Gesichter und sprachen laut, die schweren Herren waren schweigsamer mit dem delikaten Essen und den guten Weinen beschäftigt. Leos Verwandtschaft war weniger zahlreich, ein paar ältere, würdige, aber genußfrohe Justizmandarinen mit ihren gütig lächelnden und scharf beobachtenden Damen, zwei weißfüllige, heitergelaunte Vettern Leos, die Banksyndici waren und weniger zur Dämonie zu neigen schienen, als der kompliziertere Leo, aber ihm fabelhaft ähnlich sahen, und eben Tante Lona mit dem beunruhigenden Busenschatten, mit der alle heiter nachsichtig und schelmisch umgingen, als wäre sie das Baby der Familie.

Dazwischen waren die Dossener Freunde und die drei eleganten Korpsbrüder Leos eingesprengt, die in bester Haltung etliche der älteren Herrschaften der Hehnschen Linie ertrugen neben ihren sorglichst ausgesuchten Damen Hanne, Dina und einem kupferblonden Fräulein von Büssow, einer Freundin Billas aus Ohlau.

„Wenn ich das Haar dieses Fräulein von Büssow sehe," sagte Hannes Tischherr, ein weißblonder Berliner Regierungsrat, und neigte sich über die delikate Krebspastete auf seinem Teller, „dann schmeckt mir dieser helle Wein schal. Es gibt solche Assoziationen." — „Es ist sehr schön. Stört es Sie? Also ein Haar für Temperenzler." — „O nein, keineswegs, keineswegs," und er sah eifrig prüfend auf die Reihe der Flaschen vor seinem Platz, als suche er nach einer passenden Marke.

Ivo Meyer, der ihnen mit einer frischen, rosigen Kusine Billas, die feuchtglänzende Augen hatte und beim Lachen den Mund herzhaft öffnete, gegenübersaß, trank fast gar nicht. „Tun Sie es grundsätzlich nicht?" fragte die Kusine eifrig. „Ich mache mir nicht viel daraus." „Aber es schmeckt doch," sagte die junge Dame unsicher und machte lachend den Mund auf. „Gewiß, gnädiges Fräulein. Wie ich das Hehnsche Haus beurteile, dürfte es zum nächsten Gang Sekt geben. Dagegen ist unbedingt nichts einzuwenden," er hob freundlich das Glas und sah dann ernst zu Dina in dem blaßroten Kleid hinauf, die neben diesem eigentümlich brünetten Professor Schacht mit den stahlgrauen Augen saß. Dereinstiger Leibbursche Leo Nippolds; das kam vor; sie waren sehr verschieden...

Auf dem langen Tisch standen überall große, weiße Rosensträuße, die manche Gesichter noch röter erscheinen ließen. Ihr reiner Duft mischte sich stark mit den warmen Wohlgerüchen der Damen und Speisen. Zuletzt öffnete man alle Glastüren, so daß man fast im Freien saß, das war erquicklich. Es klang eigentümlich fremd und verwunschen, wenn draußen die Bäume und Büsche zu dem Klingen der Gläser und dem Klirren der Teller rauschten. Die alten Herren strichen sich belebt über die Köpfe, die den frischen Lufthauch spürten, die stattlichen erhitzten Damen atmeten tiefer und rückten die Büsten zurecht. Auch Herr Imelmann fühlte den Lufthauch an der Stirn, aber der wirkte, wie das Rauschen draußen, seltsam erregend und lockend auf ihn, als versäume er etwas.

Meister Imelmann saß fremd und wie in einem Traum hier. War er in Riezke, in der Krähe? Er entsann sich nicht genau. Die Bilder flossen durcheinander, nur das Unbehagen einer schwachen, trägen Verworrenheit blieb. Eine dicke, schwarzgelbe Hummel flog herein, umkreiste brausend die herrlichen Rosensträuße, sank nieder und bummelte weiter, das war belebend und schien ihm wichtig.

Neben einem der weißen Büsche schimmerte oben am Tisch das klare, unsäglich vertraute Profil Dinas; sie sprach gleichmütig, nicht so lebhaft, wie sie sonst sein konnte, wenn sie angeregt oder in großer Gesellschaft war. Sie schien kühl und abweisend Haltung zu zeigen, aber auf ihren Wangen lag viel Farbe, und ihre Hand spielte oft unruhig mit den kleinen Myrtenzweigen, die überall auf dem Tischtuch lagen.

Der Herr neben ihr sah gut aus. Ein schmales, energisches, bartloses Gesicht, hager gespannt, sehr brünett, eine kluge Stirn und ein scharfes, hellgraues Auge. Auch eine gewisse hochmütige Falte über der einen Braue war da und ein spöttischer Zug um die schmalen, männlichen Lippen. Einem andern — nicht ganz unähnlich, mit Ausnahme der Augen; im ersten Augenblick, im Dämmer der Kirche hatte man gestutzt, sich böse aufgereckt, ein lächerliches Zufallsspiel, optische Täuschung, im nächsten Augenblick stellte man es richtig, verwischte und vergaß alles. Er sah wie ein Mann aus, der sehr gesammelt arbeitete. Er sprach ruhig und ernst mit Dina, jede Bewegung war gezügelt, und mitunter hob er den Blick zu

Digitized by Google

Dinas Gesicht, wie einer, der freimütig und energisch zu geben und zu nehmen pflegt.

Einmal hatte Herr Imelmann wieder das Gefühl, daß er das alles schon mal genau so erlebt habe; es war ein verrücktes Oszillieren des Bewußtseins zwischen greller Helligkeit und schattenhaftem Dunkel, das alles dumpf, bedeutsam und schicksalhaft erscheinen ließ und gleich danach wie eine Grimasse verschwebte. Das war für etliche Sekunden störend, ja, verwirrend und machte alles noch unwahrscheinlicher.

Helwine und Fritz tranken zu viel, sie waren zu laut; begreiflich, die Hochzeit erregte sie; gut, warum sollten sie nicht lustig und laut sein? Hanne könnte sich ein Beispiel an ihnen nehmen, könnte ebenfalls mehr aus sich herausgehen, sie saß ebenso fremd und zerstreut da wie ihr Herr Papa — so wunderhübsch sie aussah, besonders wenn sie doch einmal rasch angeregt ins Gespräch glitt, zu ihrem weißblonden Partner hinüber, der wahrscheinlich nicht dumm war.

Der Rosenduft wurde heiß, als käme er von Frauenlippen.

Herr Imelmann sah wieder zu dem großen weißen Strauß und zu Dinas reinem Profil hinauf. Wie ernst und ausdrucksvoll in den Mienen sie mit ihrem Nachbar sprach, so schien es ihm. Ach, Unsinn . . .

Es gab Spiele, romantische Lebensspiele, schicksalhafte Verknüpfungen, Erscheinungen, Symbole vielleicht. War im Untergrund nicht alles irgendwie sinnvoll verwoben? Eine kichernde Ironie des Lebens das da, eine witzige Wiederkehr, nein, eine Korrektur, die einen narrte — eine Grimasse schnitt, die das Leben selbst war, boshaft, gerecht, hilfreich und weise, wenn man nicht klüger sein wollte; und die nun selbst des sarkastischen Lebensspötters Imelmann spottete. Es hätte seinem eigenen Ingenio nicht besser glücken können.

Man wurde dick und rot dabei am Tisch. Wie eine brütende Henne im Nest, der der Kamm schwillt, ein unmögliches Bild!

Gottlob wurden wenig Reden gehalten. Die Hehns waren schlechte Sprecher und die Nippolds faßten sich kurz. Gegenüber schalt jetzt der Gutsbesitzer über seinen vollen Teller hin auf dieses Sodom-Berlin. „Ich bin für unser schlichtes, ehrliches Landleben. Das macht uns wieder gesund und groß. Wir feiern unsere Feste, gut, wir sind vergnügt und zufrieden. Warum sollen wir uns was abgehen lassen? Wir denken nicht dran! Wir sind rechte Menschen, von Fleisch und Blut. Es kommt auf den Geist, die Gesinnung, die schlichte Gesinnung dabei an, das ist es, Seele — auf die Seele, ja."

Herr Imelmann nickte. Ja, darauf kam es an.

Aber am liebsten würde er aufstehen. Es war auch mit schlichter Gesinnung strapaziös und ungesund, so viel zu essen.

Er sah ein herrliches, geliebtes Profil neben einem leuchtend weißen Strauß ein dunkleres überschneiden — er blickte weg.

Dieses gewaltsame Weiß des Straußes benahm einem den Atem, ein Sonnenstrahl lag darauf, es war der schönste, weißeste, blühendste Strauß. Sehr lästig, meine Herrschaften — was hatte er mit dem allen, mit diesen Leuten da zu tun?

Sehr wenig. Gar nichts.

Tante Lona setzte die flache Sektschale nieder, deren Schäumen ihre Nase kühl umsprüht hatte. „Ich hatte heute nacht einen angenehmen Traum . . ." erzählte sie über den Tisch hin. Herr Imelmann sah auf ihre schimmernde Schulter. „Erzählen Sie. Aber ehrlich. Man erfährt selten, was Frauen träumen."

„Sie werden enttäuscht sein. Aber ich fand es wunderhübsch und hatte eine starke Freude. Ich stand auf der Straße in Berlin vor einem Wagen mit herrlichen dicken Zitronen, und jede kostete bloß siebzig Pfennig."

„Sehr merkwürdig. Ein Wunschtraum natürlich. Die gewalttätigen jungen Psychoanalytiker werden sicherlich wissen, was das zu bedeuten hat. Darüber haben Sie sich gefreut? Die mundwässernden Zitronen bedeuten im Traum unzweifelhaft mehr als die süßen, blutroten Apfelsinen."

Doch dann wurde es mit einemmal lebhaft. Denn nun wanderte das junge Paar um den Tisch herum, stieß an, dankte und küßte — Herr Imelmann würde heute nicht küssen. „Liebe Frau Villa — liebes Villamädel," sagte er bewegt und küßte ihr die Hand. Wie hübsch sie war, selig und sicher in der blühend beherrschten Verlegenheit des versteckten Abschiednehmens. Da ging sie hin; eine nach der andern ging hin . . .! Die Krähe entvölkerte sich, wurde leer, ihr Leben bekam Risse, wurde verändert, entfärbt, verärmlicht, verödet, zerstört; man verlor sie doch, einen hübschen Schimmer nach dem andern, und blieb immer verdrossener zurück und war schließlich allein, wie ein vergrauter Stamm!

Hatte er zuviel getrunken? Bewahre, sehr wenig.

Man saß in einer drückenden Enge. Man sehnte sich hinaus, die Lungen zu weiten, die Glieder zu strecken, laut zu sprechen, zu rauchen, wieder ungezwungen und rücksichtslos man selbst zu sein zwischen

Digitized by Google

diesen Satten und Zufriedenen, die einen zum Misanthropen entzündeten.

‚Schicksalhafte Verknüpfung,' dachte er plötzlich wieder fragmentarisch. — ‚Das Frühere in gereinigter Form, besserer Aufmachung und Vollendung; — das glorifizierte Ideal. — Unsinn!' — Der Rosenstrauß da oben war sehr weiß und stand Dina nahe, beglückend nahe, ihrem schlanken und selig machenden Nacken, ihren weißen, weißen Armen. Er mußte warm von ihrem Arm und ihrem Atem sein. Nun sah sie einmal wieder herab und trank ihm mit ihrem ernsten Lächeln zu. „Gutes Kind. Gott mit dir." Aber er war ergrimmt über den ungestört schwatzenden Herrn an ihrer Seite, der bloß für sie zu sprechen schien, so daß sie ihm zuhören mußte.

⌘ ⌘ ⌘

Nun war es Abend.

Das junge Paar war fort, irgendwohin ins irdisch-himmlische Glück gereist. Die Türen schienen noch weiter offen zu stehen. Licht glühte von der Decke, Musik klang, Cello, Geige und Klavier mischten sich zu rauschenden Rhythmen, die wehmütig dünn und nicht immer rein in die Nacht verklangen. Paare glitten und huschten drin mit gefühlvollen Schritten, und immer war ein blaßrotes Kleid unter einem weißen Nacken dazwischen, ein blaßroter Hauch, der wie eine Welle des Schmerzes in ein paar beobachtende Augen fiel.

Die Alten saßen mit lächelnden Gesichtern an der Seite, spürten den Takt, wiegten die Büsten oder wandelten mit kleinen, zufriedenen Schritten im Garten; die Herren mit glühenden Zigarren, die Damen mit Schleiertüchern, es war eine laue, blaue Nacht mit winzigen, funkelnden Sternen und einer milchigen Mondsichel über dem Birkenteich.

Auch die Alten hatten getanzt, ein paar brave Rundschwenker gemacht, auch Herr Imelmann. Diese neuen Sachen, die waren ungeheuer kompliziert, dazu mußte man besonders gedrechselte, anmutige Beine haben, die auf der Stelle zittern, sich reglos produzieren konnten, das reine Ballett; ein paar ältere Hehns stampften selbstgefällig und tüchtig wie Pflasterhämmer einen Boston, und die Zuschauer machten ängstliche Gesichter, als könnte etwas Schlimmes dabei herauskommen.

Dina kam wenig zum Rasten. Sie tanzte mit unbewegtem Gesicht und mit einem stolzen Lächeln, ihre Lippen schienen heiß und durstig, und ihre Augen waren gesenkt. Sie genoß es wie die andern, glitt auf dem eigenen Rhythmus dahin, gelöst und frei, jung und glücklich sich selbst zurückgegeben, so schien es, als hätte sie das wieder einmal lange entbehrt und danach geschmachtet.

So sah es aus, so ruhig sie sich bewegte, eine innerste Hingabe.

Leos Korpsbrüder umgaben sie. Sie nahm auch diese Huldigungen hin und streifte dazwischen mit einem raschen, glänzenden Blick, ihres eigenen Wertes voll, Herrn Imelmann, der an einer der Türen stand oder spazierte: „Gefalle ich dir, ist es dir recht?" Ein ernster, fernher schweifender und doch nicht ganz sicherer Blick. Und dann trat sie einmal erregt und heiter sprechend, aufatmend und erhitzt in die reine Nacht hinaus, in der die Büsche rauschten.

„Tanze ich zu viel?" fragte sie, und er fühlte ihren warmen Atem und sah den Glanz ihrer Augen in der Dunkelheit.

„Nein, Kind. Du sollst tanzen. Laß meine Augen trinken. Glaubst du, daß ich es dir nicht gönne? Ach nein." Er lachte sehr herzlich. „Ich würde selbst mittun, wenn ich könnte — ich werd' es noch mal lernen, verlaß dich drauf. Gefällt es dir?"

„Ach ja. Es ist hübsch. Man spürt das Leben und sich selbst."

„Mehr als sonst?"

„Ein wenig mehr. Man erwacht wie aus einem Traum," sprach sie neben ihm und lachte leise und seltsam herausfordernd.

‚Ja, Traum . . .' dachte er mechanisch. ‚Man sprengt die starre, feindliche Hülle.' „Ach, die andern sind gleichgültig," fuhr sie dann langsam fort. „Sie sind eben da. Man benutzt sie, die Hauptsache ist man selbst. Man turnt an ihnen, sie sind wie eine Schaukel, in der man fliegt."

Er strich über ihren Arm, er war warm und kühl und glatt. „Ja, das kommt mitunter so über einen, Dina," sagte er väterlich. „Das kennt man. Ich freue mich. Ich fürchtete mitunter, das Leben in Berlin mache dich zu still, und du würdest zu eifrig und bewußt eine große Dame, wie? Das liegt auch in dir und steht dir gut. Aber der Mensch, siehst du, der Mensch soll lebendig bleiben. Das ist gut, süße Dina."

„Komm," sagte er dann. „Wir gehen um den Teich. Höre die Frösche. Einer quarrt ganz tief. Ich glaube, man kann die Köpfe mit den runden Augen wie kleine, silberne Kugeln auf dem Wasser sehen. Da wird auch gesungen, drüben auf der Riezker Seite ... es gehört vielleicht zum Programm. Ach, wie ist's möglich dann — nein, das paßt nicht. Oder Leo hat noch andre Herzen gebrochen, sehr wahrscheinlich." Sie nahm fraulich lächelnd seinen Arm, und er zog sie auf dem engen, dunkeln Seitenweg leidenschaftlich an sich.

Digitized by Google

Er glaubte ihr Herz an seiner Brust pochen zu hören; sie war sein, sein, ihr Herren, ihr Leute! Er fühlte ihr heißes, betäubendes Gesicht, doch da machte sie sich sacht, rasch und stumm wieder frei, und ihr Herz schien noch lauter zu schlagen — es war sein eigenes.

„Dina!"

„Ja?" Sie lachte zerstreut und bang, leise und tief und schritt rascher den absteigenden Weg hinab. Da unten waren andere, sie hatte die Stimmen schon gehört und erkannt; Ivo mit seiner frischen, rosaarmigen Dame, deren voller Mund jetzt in dem bleichen Wasserlicht wie ein dunkler, breiter Strich wirkte.

Da lagen wirklich die kleinen silbernen Kugeln der Froschköpfe auf großen dunkeln Blättern im Wasser, drei, vier, und nun verstummte jäh ihr gramvoller Lustgesang vor den Stimmen der Menschen. „Nicht stillstehen, es ist kühl hier unten," mahnte Herr Imelmann. „Sie sind erhitzt, Dina. Auch Sie, Fräulein Hehn."

„Man hat noch Reserven," sagte die.

„Unzweifelhaft."

„Tanzen! Wollen wir hier tanzen?" Sie lauschten lächelnd. Die Musik klang fern und fremdartig vom Haus herunter, gekünstelt wie ein Spieluhrwerk, wenn man den Deckel zugemacht hat. Sie faßten einander an; auch Dina legte Arm und Hand auf Herrn Imelmanns Arm und Schulter. Man machte kleine, rhythmische Schritte, vor und zurück, schweigend, ein Frosch begann wieder zu quarren. Die Riezker Mädchen und Burschen sangen und dehnten ihre schluchzenden Verse, und vom Wasser und aus den Weiden kam ein kühler, herber Duft.

Auf andern Wegen schallten bedächtige Stimmen, lautes Gelächter, knirschten Schritte, strenger Zigarrengeruch wehte durch die Büsche. Tante Lona lachte ihr helles, mädchenhaftes Stakkatolachen zu einer tiefen, tapsigen, begehrlichen Männerstimme. Die vier am Teich verrieten sich nicht. Sie tanzten stumm ihre kleinen Schritte, das Wasser blinkte, die fahle Mondsichel und die dunklen Blätter mit den silbernen, kleinen Froschkugeln schwammen darin.

Herr Imelmann zog Dina wieder an sich. „Du — liebste Frau!" sagte er dicht an ihrem Ohr und küßte sie.

Dina spürte seinen Atem, sie wurde kühl und schwer in seinem Arm. Sie drückte seine Schulter mit flacher Hand leise zurück und fröstelte. „Es ist kühl. Wir wollen hinauf," sagte sie mit klagender, fremder Stimme. Da schwieg auch gerade oben die Spieluhr — schrumm.

Sie hielten, wie ernüchtert, inne und lachten. „Kommen Sie, Fräulein Luzie," rief Dina. Sie gingen zwischen taufeuchten Büschen wieder hinauf, auf einem andern Wege, zwischen dunklen Blumen, die wie weiche, kühle Lippen ihre Schläfen und ihre bloßen Arme berührten; die offenen Glastüren oben waren sonnenhell; Wärme und Freude wehte mit dem Licht herab, dunkle Gestalten glitten über die Terrassen vor den Türen. Luzie Hehn hatte Dinas Hand gefaßt und zog Dina mit sich. „Ja — kommen Sie!"

An den Stufen oben standen schwarze Fräcke. Da war ja wohl auch dieser Herr... dieser phantastische und sehr wirkliche Professor und Chirurg, diese zweibeinige Ironie mit brünett gespanntem Gesicht und gottlob fremden grauen Augen.

Die Musik begann im gleichen Augenblick wieder. Es war hier kein Spieluhrgeklimper mehr, eine erwachsene Musik, eine lebendig rauschende und natürliche Musik. Ach, das andere da unten war nichts gewesen, ein schwächliches, unnatürliches und verschwiegenes Spiel — ein erstohlener Exzeß.

Wie sie plauderten und hineindrängten, einander in die Arme sanken und davonglitten, in einen warmen Lebensstrom hineintauchten. Er verstand wohl zu warten, dieser kluge, gesammelte Herr — verlor wenig von seiner schlanken, herben Haltung, auch wenn er entzündet war, und wußte sich doch verständlich zu machen und nahezubringen, nicht wahr? wie ein gewisser anderer verwegener Herr — nein, noch anders, sehr anders! —

Herr Imelmann und Ivo Meyer folgten langsam. „Da gehen sie hin," sagte Ivo.

„Warum sollen sie nicht. Sie zum mindesten dürfen folgen, Ivo."

„Meinen Sie, Meister? Das ist auch für mich nicht so sicher. Keineswegs!"

⁂ ⁂ ⁂

Es war spät. Die Uhren der Stadt hatten Mitternacht geschlagen. Vereinzelt waren die Töne herübergeweht und verhallt. Keiner hatte ihrer geachtet oder nur als eines hübschen verspielten Klanges, der zu dieser Nacht gehörte. Einige Herren hatten sich zum Spiel niedergesetzt. Herr Imelmann sah im Stehen zu.

Dann sah er wieder Dina und die andern tanzen. Fritz Wiese würde es niemals lernen! Aber er machte alle Sprünge tapfer an Helwines energischer Hand mit, sie glühten vor Lebenslust, gut so, auch sie waren im heißen, stürmischen Lebensstrom untergetaucht und hielten sich drin umschlungen, sie waren wieder ein bißchen laut, die Kinder.

Digitized by Google

Gartentisch. Gemälde von August Böcher

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Nun, Hanne, macht es dir Spaß?"

Hanne hatte Farbe und glänzende, fiebrische Augen. Auch sie schien sich tragen zu lassen und sich selbstvergessen hinzugeben. Ja, Kinder ... tut das, das ist recht. Erst wenn man zwecklos beobachtend daneben steht und sich überflüssig fühlt, ärgerlich und gereizt, hm — eine Situation ohne Niveau und beachtliche Würde. Auch das ranke, schwanke Hannekind war heiter und in einem linden Rausch, wollte glücklich sein, jung, selig — tapfer. Ihre Lippen leuchteten in dem zarten Gesicht unter dem hellen, starken Haar, und die lichtgrauen Augen hatten ihren ganz dunkeln, erregten Silberglanz. Sie bevorzugte keinen, auch den ein wenig kahlen, albinoweißen jungen Regierungsrat nicht. Sie gab sich jedem und am freundschaftlichsten dem sichern, gelassenen Ivo, dessen merkwürdig junges Gesicht heute um einen Schatten ernster schien. Er hatte scharfe Augen und, wie er selber glaubte, einen untrüglichen Blick für Lebenstatsachen, auch für unvorhergesehene, neue Lebenswendungen.

Es schlug eins. Herr Imelmann hatte eine Partie Poker gespielt, dann mit Tante Lona in einem Winkel des Gartens geflirtet; es hatte keiner großen Anstrengung seinerseits bedurft, aber sie war hinterher spöttisch, entrüstet und bitter enttäuscht gewesen. Senior Hehn braute eine neue Bowle zusammen; niemand dachte an Aufbruch — zwei Uhr, du liebe Zeit, war man nach Dossen gekommen, um sich in der Krone, im Deutschen Haus und in andern schlichten und schlechten Gastbetten auszuschlafen? Nur Dinas Großpapa war mit seinem zwerghaften Chapeauclaque und seinem alten, dünnen Fräckchen bald nach Mitternacht verschwunden. „Mein lieber Herr Imelmann, zwischen siebzig und achtzig exzediert man am willigsten. Führet mich nicht in Versuchung — ich vertraue Ihnen meine Dina an, sie unterhält sich prachtvoll —" das hieß auch: sie ist prachtvoll — nun ja — „sie ist bei Ihnen in guten Händen. Ich will lieber nach meiner geplagten Frau sehen."

Herr Imelmann hatte sein Bestes versprochen und fühlte nun eine noch größere Verantwortung. So stand er wieder im Saal. Sollte er dem windigen Fritz die Mädichen überlassen, dann würden sie bis zum Katerbummel hier herumspringen, er war selbst aus Rand und Band, dieser Buchhändler. Aber vielleicht hielt den Ballpapa noch etwas anderes fest.

Es kam vor, daß die beiden plötzlich einmal, als hätten sie einander gerufen, aufeinander zugingen. Dinas Augen hatten dann einen heitern, starren Edelsteinglanz; sie sprach rasch, zerstreut, war ungewöhnlich lebhaft, und doch wieder fraulich erblüht und sicher, seltsam rastlos und willig berauscht, so daß sich sogar ihr schönes Haar ein paarmal lockerte oder vorher gelockert hatte, das war ungewöhnlich. Ein andermal wiederum war etwas Beherrschtes und Kaltes in ihr, und wenn sie dann zu ihm trat mit andern oder allein, dann schien sie blasser und müder.

„Wir wollen gehen, Dina, uns davonmachen," mahnte er einmal.

„Ich weiß nicht," antwortete sie und sah an ihm vorbei. „Man muß wohl noch bleiben. Ich will noch bleiben. Die andern wollen es auch. Hanne und Helwine."

„Hanne übernimmt sich heute — ich habe sie nie so gesehen. Ich kenne sie nicht wieder. Ihr alle. Morgen ist sie entzwei. Ihr alle," sagte er besorgt.

„Man muß zuweilen so sein," sprach sie rasch und lächelte überlegen, fast mitleidig; und ihr Wesen schien sich empfindlich wie vor einem fremden, frostigen Mahner zu verschließen. Da war wieder der starr und aufmerksam spähende Blick mit dem harten Edelsteinschimmer in ihren Augen.

Darüber wollte er eine Weile nachdenken.

Doch da kam eine Gartenpromenade mit Papierfackeln in Gang; zwei von den Musikanten traten geigend an die Spitze. Es war eine bunte Schlange, die sich durch die verschlungenen Gartenwege wand. Billa hatte das ganze jüngere Schulkollegium geladen; auch die Älteren reihten sich federnd ein. Der Teich wurde am Rande heller und spiegelte mattfarbene, wandernde und zitternde Tupfen, die Frösche aber waren erschrocken in die Tiefe geglitten.

Um Herrn Imelmanns Schulter legte sich zärtlich ein starker Arm, und eine weiße gewölbte Pikeeweste mit zerknitterter Hemdbrust schob sich von hinten in sein Gesichtsfeld. „Na, Professorchen," sagte der nette Gutsbesitzer Hehn, der vorhin bei zartem Entenbraten und saftigem Kalbsrücken oder gebackenem Schinken das schlichte, seelenvolle Leben gepriesen hatte. „Man wird selber wieder jung dabei und vergißt den andern verdammten Schwindel, schont seine Galle! Die Jugend will sich noch mal abkühlen vorm Kehraus — wird noch 'ne Weile dauern! Eine Nacht wie im Märchen, wir wollen uns hier wat vertellen, Professorchen, was sollen wir da mit rumkrauchen, kriegen doch bloß 'ne olsche Madam. Haben wir schon!" Der dicke, behagliche Herr lachte tief unten in sich und nahm mit Herrn Imelmann auf einem der weißen Stühle vorm Hause Platz. „Ja, die vermaledeite Zeit — der Deubel soll sie holen, sie soll mir die Laune nicht

verderben!... Das war früher doch lustiger, Professorchen — sehen Sie — ich lese da jetzt so'n Buch — Histörchen ... aus patriarchalischer Zeit, fällt mir bei dem hübschen bunten Wasser da unten ein! Man liest ja manchmal was. Das war 'ne Zeit! Nicht so mittelmäßig und duckköpfig und auf du und du gestimmt wie die heute! Dolle Zeit, aber gesund und stark, mit eignem Gesicht, auch wenn manchmal 'n richtiger Schweinsrüssel rauskuckte, nicht so 'ne langstielige, mittelmäßige Gleichmacherei wie heutzutage, man wußte zu leben, Herr und Knecht. Ich befehl, du gehorchst und kriegst auch dein Teil ab, nicht zu knapp. Manchmal toll, aber stark, menschlich — —" er lachte wieder und rauchte kräftig. „Sehen Sie, da war so'n Kurfürst von Bayern, ein lustiger, kerniger Herr, der in Nymphenburg im großen Bassin mit sechzehn nackten Hofdamen 'rumschwamm, hatte zuletzt vierzig natürliche Kinder — warum nich — —? damals —!" Und die weiße Weste lachte erschüttert. „Das war doch 'ne Zeit! Was? — Nichts für Philister und Republikaner —"

„Im Grunde ändert sich bloß die Form und die Quantität," meinte Herr Imelmann und sah in der lauen, unruhigen Nacht die sechzehn weißen, schlanken und üppigen Leiber in dem dunklen, blanken Wasser des Teiches leuchten. Da unten fiedelten sie; der Zug tauchte auf und verschwand, schimmerte durch die Büsche, lachte und sang, und manchmal blieben zwei Fackeln hinter einem Strauch zurück und neigten sich eilig und eifrig zueinander. „Süh, süh!" sagte der menschenfreundliche Gutsbesitzer Hehn und machte runde, pfiffige Augen. „Man gut, daß ihr nicht im Wasser seid."

Dann kamen sie wieder zurück. Herr Imelmann blieb allein im Dunkeln sitzen und sah sich die Leutchen an. Da war Dina, sie ging jetzt an Ivo Meyers Arm, und das gefiel ihm besser. Da war auch Hanne, und Herr Imelmann stieß einen leisen, verträumten Vogelpfiff aus; sie horchten auf, und dann nahmen sie alle drei neben ihm auf der Bank unter dem Busche Platz.

„Ist der Becher leer?"

„Es ist genug," sagte Hanne müde.

Der Papa nahm ihre Hand, die heiß und matt war.

Da tönte Dinas erregte Stimme neben ihnen in der Dunkelheit. Dina schien sich mit Ivo über irgend etwas gestritten zu haben. „Ach, Sie sind so schrecklich allwissend, Ivo Meyer, bis zur Übersichtigkeit, die im Grunde bloß Nüchternheit ist."

„Vielleicht bin ich gar nicht so nüchtern," erwiderte der ruhig und ernst an seiner Ecke „Sehen Sie, gnädige Frau, ich habe, wie manche Leute, bloß eine Abneigung vor jeder Verworrenheit, um es kurz zu sagen; sehe gern klar. Aber Sie können gerade ... daraus erkennen, daß auch ich meine weichen Stellen habe; einige sind sehr weich, fast schmerzhaft weich und gefühlvoll," sagte er lässig vor sich hin, als beschreibe er das Präzisionswerk einer Maschine.

Dina lachte. „Armer Ivo," sagte sie, und wieder schwang eine Unruhe oder ein Zorn in ihrer Stimme.

Was hatten sie? Hatte auch Ivo Meyer Beobachtungen angestellt — eine ihm unbequeme Erinnerung festgestellt? Ja, der hatte stets sehr klar gesehen; immer am klarsten ... Da begann drin die Musik wieder zu fiedeln. Die Herren kamen und suchten. Dina erhob sich langsam, zögernd, eigentümlich schwer, wie widerstrebend und gezogen. „Wir wollen tanzen!" sagte sie fast tragisch. Da ging auch Hanne. „Noch einmal," sagte sie leise und klagend.

Nach einer Weile des Schweigens legte Ivo Meyer freundlich die Hand auf Herrn Imelmanns Knie. „Nichts für uns, alter Herr," sagte er väterlich. Er war durchaus nicht angeschwipst, vielleicht etwas enttäuscht, aber auch das war kein Grund; bloß wenn eine ‚weiche, gefühlvolle Stelle' in ihm berührt wurde, am Ende einer unruhigen, bewegten, erregenden Nacht, dann verlor wohl auch er mal ein paar Striche von seiner Haltung.

„Was hatten Sie miteinander?" fragte Herr Imelmann, der sich nicht befugt fühlte, dem jungen Herrn das übelzunehmen.

„O, ich hatte die gnädige Frau unter einem bestimmten Eindruck nach etwas gefragt und die Frage dann auf meine Art beantwortet. Ein netter Shimmy. Ich werde noch etwas tanzen gehen."

Herr Imelmann blieb allein. Der Busch über ihm schwankte im Wind, das machte angenehm träge. Man konnte von der Bank aus ein Stück des Saales überblicken. Es war spannend, darauf zu warten, daß Dina mit ihrem erdbeerroten Kleid und den weißen Gliedern dort auftauchte, sich ernst und festlich bewegte.

Dann erhob er sich.

Er ging hinein und nahm sie ihrem Herrn ab. Sie sah ihn erstaunt an und war wie erwacht, still und weich.

„Wir wollen dann gehen, Dina."

„Ja," antwortete sie willig.

Er schaute auf sie nieder, auf das schimmernde Haar, die seidigen Brauen, die gebogenen Wimpern, auf Schultern und Brust, sein Arm war fest. Wie war alles schön, wie

Digitized by Google

ernst und ergriffen von der eigenen Schönheit, man hätte wie ein inbrünstiger Beter die Lippen darauf legen mögen. „Dina, ich liebe dich — ich ertrag' es ohne dich nicht mehr."

Sie schwieg, lag ernst in seinen Armen. Wie kindlich zart ihre schlanken Frauenhände waren, voll unergründlicher Geheimnisse, wie Lippen mit eigener Sprache.

„Worauf warten wir? Es ist sinnlos, Dina," sagte er und war allein mit ihr in einem riesigen, lichtfunkelnden Raum.

Sie schloß die Augen und glitt schlafend dahin.

Da hob sie den Blick mit dem Edelsteinglanz; sie sah ihn groß und aufmerksam an, spähte zu ihm empor; verglich, erkannte sie untrüglich, scharf und nüchtern, sah sie jede Verwitterung, jede Jahresrune? tiefernst und erstaunt, als erkenne sie ihn erst jetzt ganz und gar, und doch mit einer verschlagenen Spannung und fast gierigen Eindringlichkeit ...

Doch sie seufzte nur, legte den weißen Arm schwerer, mit einem bittenden, pressenden, flehenden Druck auf seinen Arm. „Ich bin nun müde," antwortete sie. „Ja, wir wollen gehen. Wir wollen Hanne rufen und die andern."

„Sage ein Wort, Dina?"

„Hier? — Ich will dich liebhaben, wenn du es willst."

„Wenn ich es will?"

„Wenn du mich zwingst!" sagte sie hart, und es klang wie böse, wie überreizte Kinder sprechen. Sie hatte es schon früher einmal lächelnd und ähnlich gesagt. „Verzeih, ich bin müde; es war reichlich gestern und heute."

„Du warst eben noch so lebendig, Dina. Ich sah dich lachen und sprechen."

„Nein, nicht sehr. Führe mich an die Seite. Wir tanzen allein. Wo ist Hanne?"

Er wollte ihre beiden Arme steil hochheben und mit seinen bebenden Händen daran niedergleiten, in einen betäubenden Abgrund; das Gefühl zersprengte ihn, er hob ihren Arm, fühlte das frauliche, mädchenschlanke, immer wärmere, glatte Schwellen.

„Was tust du!" flüsterte sie und erschrak mit den Augen, in denen ein Blitzen und Verstehen war, und doch eine Angst, ein feindliches Widerstreben. Wenn du mich zwängest, wenn du mich gezwungen hättest ... klang es erregt in ihm nach ... Ihr Herz schlug, und ihr Blut rann müde und erkaltend.

„Es wird ein Morgenspaziergang geplant, gnädige Frau," sprach eine klare, männliche Stimme hinter ihr.

„Nein. Wir gehen heim. Ich wurde eben bedeutend gemahnt."

„Ja — manche Herren dürfen das, Ihr Herr Onkel."

„Es ist nicht mein Onkel," sagte Dina lächelnd.

„Wir bitten Sie sehr, gnädige Frau, auch die andern," sprach Professor Schacht ernst vor ihren Augen. „Ich würde es außerordentlich bedauern —"

Helwine und Fritz waren ohne Bedenken dafür; der Kreis wuchs, Hanne schwieg und hatte bloß weite, fiebernde Augen. Da legte Dina den Kopf zurück und nickte leicht mit einem Pochen unter der Brust.

„‚Om dat de Welt is so ungetru
Darom geh ic in de ru,'"

prach Herr Imelmann neben ihr mit tiefer, psalmodierender Stimme.

Sie hob rasch und groß den Blick. „Was ist das?"

„Die alten niederrheinischen Mönche sangen es zu ihrem Vergnügen. Ich las es kürzlich einmal."

Da tat er ihr furchtbar leid.

Sie gingen durch den weichen, grauenden Morgen, in dem ein paar Vögel, noch verträumt, erwachten und der Tau zu schimmern begann. Der Horizont färbte sich tief unten rot, und die Sterne verblichen. Da ging ein Rauschen durch die Büsche. Tante Lona führte die Schar der Jugend. Man zerstreute sich auf den vielen Wegen nach dem Spreeufer hin und fand sich wieder zusammen. Die Alten gähnten und schüttelten die Köpfe. Man war nicht sehr laut in dem geheimnisvollen Licht der ersten Frühe, nur einige wollten nach der Försterei — sie warben und riefen. Nein, man wollte sich lieber morgen am Sonntag früh zu einem Katerbummel in die Försterei treffen. Es schlug drei oder vier. Man zählte die hellen und dunklen Schläge nicht mehr. Aus dem feuchten Gras stieg es frisch empor, da fühlte man, daß es Zeit war.

An einer Kreuzung hielten sie an und sammelten sich, und alle schlugen den Weg nach der Stadt ein. Also morgen früh ...

Sie mußten auf ihrem Heimzug an Dinas Wohnung vorbei. Das kleine Haus schlief unten und oben sehr friedlich und sauber. Oben wohnten andre Leute; Dinas Schlafzimmerfenster nach der Seite standen offen. Da sehnte sie sich hinauf. Es würde ihr wohltun, allein zu sein, sich niederzusetzen, das Haar zu lösen, alles langsam abzustreifen, Kleider und Fesseln, und ins Licht zu starren. Wie hatte Onkel Imelmann gesagt: ‚Om dat de Welt is so ungetru, Darom geh ic in de ruh.'

„Gute Nacht," sagte sie. „Ich bin daheim."

Sie winkte den Nachkommenden und schüttelte die Hände der Nächststehenden. Professor Schacht hob ihre Hand und küßte sie um einen Gedanken zu lang; Dinas Blick glitt an Herrn Imelmann vorüber. Dann gab auch er ihr fest und gut die Hand. „Eine Serenade?"

„Nein, bitte, keine Ruhestörung."

„Also morgen," sagten die andern.

„Morgen, kleine Hanne, du bist blaß und kalt," sie küßte sie auf den Mund. Sie winkte noch einmal mit den weißen Händen, Schacht grüßte, bis der Schimmer ihrer Gestalt zwischen den hohen Büschen des Seitengangs verschwunden war. Die standen plötzlich grau und ernst da und flüsterten etwas Abweisendes.

„Om dat de Welt is so ungetru —" summte Herr Imelmann mit schönem, heiterm Mönchsbaß vor sich hin.

Dann zogen sie durch das schlummernde Städtchen weiter, dessen Gassen schon sonntäglich still und sauber waren in dem silbernen Frühlicht, rein gespült von der Nacht und ihrem linden Tau. Die Krähenmädchen sahen an der Marktecke hinter der Krone zu Villas Fenstern hinauf. Die war weit weg. Niemand sprach von ihr, aber sie dachten alle an sie, die Mädchen mit einem scheuen, schweren Bangen.

⁂ ⁂ ⁂

Als Dina lautlos in ihr Zimmer trat, sanken ihre Arme herab, und ihr Blick wurde langsam weit. So stand sie lange mitten im Zimmer vor den offenen Fenstern in dem mystischen Frühlicht, das rot zu leuchten begann. Sie mochte sich nicht rühren, als könnte die Bewegung etwas in ihr aufwecken, entzünden, wacher machen, vor dem sie sich fürchtete.

Ihre Lider waren heiß, sie fühlte sie brennen, wenn sie sie schloß, und ihre Gestalt bewegte sich leicht, wie in einem Schwindel. Ihr Kopf sank zurück, daß sich ihre Kehle spannte und ihre Brust sich straffte. Da war wieder das flüchtige Zittern, das schon einmal über ihr Herz und über ihren Leib gesprungen war, förmlich in sie hinein, heute oder — schon gestern, die ganze Nacht lag dazwischen, es schien schon lange her, und das doch niemals ganz geschwunden war, das plötzlich wieder breit und stark hervorbrach und rieselte und brannte, wie jetzt.

Sie atmete langsam hoch auf. Und mit einem Male, ohne daß sie selbst es erwartet hatte, brach ein trocknes Schluchzen aus ihr hervor. Sie preßte die Lippen zusammen, dann weinte sie mit geschlossenen Augen lautlos, ließ die Tränen wie etwas Fremdes und doch Befreiendes rinnen. Es war alles wieder da — —

Was war —? Ach, sie war übermüdet, überreizt! Ach schlafen, dachte sie lächelnd. Om dat de Welt is so ungetru — nein! Ich bin es nicht! Ich bin es nicht! Schlafen, auch sie wollte Ruhe haben.

Etwas in ihr flammte und pochte noch einmal auf, ihr Blut schwoll. Die Scham brannte in ihr, und darin im nächsten Augenblick ein Schmerz, eine Qual der Erinnerung, des Zornes und Hasses, sie wurde weiß, wie steinern, sehr kalt und leuchtend. Was bist du für ein Mensch, klagte es in ihr; ein schwacher, hilfloser Mensch, zerspalten, nein, nicht schlecht, nicht wankelmütig ... das am wenigsten: treu ...

Als sie die Augen öffnete, schien ihr das Zimmer heller, klarer dazuliegen, ihr Bett mit den durchsichtigen Kissen und zarten Bändern war aufgedeckt, schneeweiß und kühl. Sie nickte ihm zärtlich zu. „Morgen — nein, heute!" sagte sie mit einer unbegreiflichen scheuen Freude. „Jetzt will ich schlafen."

Dann zog sie sich langsam und müde aus. Das Rauschen ihrer Kleider, das Klappern eines Schmuckstücks, eines Knopfes war leise um sie.

Als sie sich willig dem starken, jungen, süßen Schlaf ergab, klang ihr ein Mönchsgesang mit tiefen, fernen Glockentönen ins Ohr, wie ein Schlummerlied. Es schlug vom Rathaus und von der Marienkirche.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

SOTTO VOCE

Vier Gedichte von Karla Höcker

Abschied

Wie bin ich allen wirren Straßen nah,
Seit ich gebückt in meine Armut gehe.
Wie ist ihr Ruf und Lärm dem Herzen wehe,
Das dunkel fragt, wie ihm so schwer geschah.

Wie möchte ich es in den Abend halten,
Wenn sanft der ahnungsvolle Regen fällt,
Daß es an seiner Güte sich erhellt
Und wieder braust in Gesten und Gestalten.

Ihr wilden Winde, Wolken, Bäume, Pferde,
Gestein und Quellen, Angesicht der Erde,
Wie sprach ich oft mit euch bis in den Traum!

Zerbrochen ist die liebende Gebärde.
Gestalten stürzen, Wolken, Stein und Erde
Mit meinen Tränen in den leeren Raum.

★

Sieh', ich habe es so schwer.
Seit sich blau die Tage neigen,
Steigt kein Duft mehr aus den Zweigen,
Fremd die lichten Fernen schweigen,
Seit sich blau die Tage neigen,
Weht kein Lied mehr zu mir her.

Graue Stürme klagen bald,
Wie so dunkel stehn die Städte,
Und versunken starrt der Wald.
Ach, die Stürme klagen bald,
Daß ich dich verloren hätte . . .

Und wie näher rauscht die Nacht,
Bäte ich dich doch so gerne,
Daß ich einmal bei dir sacht
Ganz geborgen und bewacht
Wiederfände Lied und Sterne!

Digitized by Google

Blick in den Brunnen am Abend

Wunderliche Sterne steigen
Aus einer Tiefe, die kein Sinn begreift,
Und Farben sind, und Wolken, die sich neigen,
Als ob auch jenseits dieser dunklen Erde
Ein fremdes Meer von Liebe reift.

Im Aveläuten gehn die müden Pferde
Durch Felder, die voll blauer Schatten sind.
Die wirren Mähnen sanft gesenkt im Wind,
Trinken sie aus des Brunnens Schweigen
Gewölk und Sterne, Abendlicht und Erde. –

Wie sich der Liebende dem Kuß zuneigt,
Daraus, wie aus des Brunnens Abend-
schweigen,
Ein fremdes Meer von Liebe steigt. –

* * *

Der Einsame

Den Vögeln nach, die sanft im Äther kreisen,
Erhebt sich mein entschwebendes Gefühl.
Wenn abendliche Straßen blau und kühl
Den müden Menschen heimwärts weisen,
Dann möchte meine Seele gern verreisen,
Den Vögeln nach, die sanft im Äther kreisen.

Es steigt ein Weh aus allem Tagbemühn,
Das keines Abends Traum beschwichtigt oder endet.
In Tränen bin ich heimatwärts gewendet,
Und die mir strahlend ihre Botschaft sendet,
Läßt heißer nur mein stummes Heimweh glühn,
Den Vögeln nach, die sanft im Äther kreisen . . .

Digitized by Google

Russische Frauenbildnisse

Von Pawel Barchan

Bei keiner Nation hat die Porträtkunst in der Geschichte der Malerei eine so große Rolle gespielt wie bei den Russen. Und das Stärkste, was die russische Malerei hervorgebracht hat, sind auch die Bildnisse. Diese, in Westeuropa noch lange nicht gekannt, noch gewürdigt, sind in gleicher Weise interessant und lehrreich für die Kenntnis der russischen Kunst wie der russischen Seelenverfassung.

Momente verschiedener Art treffen zusammen, um eine Kunst erblühen zu lassen, die in Europa im Niedergang begriffen ist: das menschliche Antlitz bildnerisch zu gestalten. Das Tierische und Göttliche zu einer Einheit zu gestalten, den Kampf des Aberwitzigen, Grotesken, Grausamen mit dem Gütigen und Ergebenen zu ergründen, zu deuten und zu schlichten. Die Mentatilät des Russen, seine Einstellung in Fragen des Ethischen, Religiösen und Sozialen, des Russen leidenschaftliches Eingehen auf alles, was das Individuum Mensch betrifft, das hat auch die russischen Künstler aufs tiefste bewegt und ihr Werk bestimmt. Das künstlerische Moment und das Handwerkliche, so scheint es, verstand sich von selbst.

Eine Reihe von Momenten also waren am Werk, das russische Porträt zu einer Spezialkunst zu gestalten. Das erste ist die Ikone. Gleich der der Architektur kam die Kunst des Heiligenbildes nach Rußland aus Byzanz. Und in gleicher Weise wie die Architektur in Rußland eine russische Vertiefung erfuhr, russisches Ausmaß annahm, bald brütend-mürrisch ergebene Formen zeigte, bald zu farbenfroher Pracht sich auswuchs, aus dem Wesen und Charakter des Landes heraus zu eindrucksvoller Monumentalität sich steigerte, ebenso vertiefte sich das Heiligenbild, der religiösen Inbrunst des Volkes folgend, gewann Farbe und ornamentale Sicherheit, wie sie dem farbenfreudigen Instinkt und der künstlerisch sinnlichen Schaffensfreude der Russen entspringen. Der größte russische Ikonenmaler war Andrej Rubljow (um den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts). Eigentlich ist es nur eine einzige Ikone, die nachweislich von seiner Hand herrührt, die heilige Dreieinigkeit im Dreieinigkeits-Sergiew-Kloster. Und erst dem Räterußland ist es vorbehalten geblieben, diesen Meister nach Gebühr zu würdigen und ihm ein Denkmal zu setzen.

Das Sichabkonterfeienlassen durch fremdländische, vornehmlich deutsche Maler war schon um die Zeit Pjotr I. üblich. Doch erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erreichte die Porträtkunst in Rußland eine Blütezeit, wurde zu einer besondern Kunst, die der besten Europas sich getrost an die Seite stellen darf. Der bedeutendste Porträtist jener Epoche war Lewitzki. Seine Frauenporträts zeichnen sich durch Intimität, Wärme und Anmut aus und, bei aller Meisterschaft, bei aller überlegenen Sicherheit der Komposition, durch eine vornehme Einfachheit, Bescheidenheit, die an Schüchternheit grenzt, was seinen Bildern den persönlichen Reiz verleiht — dermaßen, daß die englischen Meister derselben Epoche daneben affektiert, manieriert, kalt und gewollt erscheinen. Der zweite Meister jener Zeit war Borowikowski, der einige Schönheiten der Regierungszeit Pawels I. und Alexanders I. verewigte, der anmutigen Empfindsamkeit jener Epoche ein Denkmal setzend, wobei er in der seelischen Ergründung des Frauenantlitzes sich modernen Methoden und Gedanken näherte.

Wenn nun eingangs auf die Ikonenkunst hingewiesen wird, so will das nicht heißen, daß die genannte Porträtmalerei des achtzehnten und die folgende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, die der russischen Malerei den Stempel aufgedrückt, etwa die Methoden, Malweise und Art der Heiligenbilder auf die Bildnismalerei übertragen hätte. Im Gegenteil. War die Ikone, so vornehmlich die der Nowgoroder und der Pskower Meister, stark und immer stärker auf Rhythmus gestellt, das Lineare betont, war sie auf feierliche Musikalität, auf Strenge, die in der Abstammung von den ornamentalen byzantinischen Mosaiken ihren Ursprung hatte, war sie auf Verzücktheit gerichtet und strebte sie die monumentale Linie an — so stellte das russische Bildnis sich zur Aufgabe: völlige Ähnlichkeit — körperliche Ähnlichkeit und durchgeistigte Deutung — realistische Wahrhaftigkeit, die Verbannung jeglicher Pose, die der jeweiligen Epoche innewohnende Anschauung von Natürlichkeit, Anmut, verbunden mit jenem irdischen Reiz, den man slawisch nennt und der doch der mannigfachen Rassenmischung der Russen seine Entstehung verdankt.

Der Zusammenhang mit der Ikone liegt vielmehr in der Einstellung auf das menschliche Antlitz. Hier suchen sie die Runen der

Digitized by Google

Seele, des Geistes und des Wesens zu erlesen. Man könnte von einer Kanonisierung des Menschengesichts sprechen. Ist im Heiligenbild das Überirdische betont, das irdische Formen angenommen, um den Menschen zu adeln, so ist im Menschenporträt das Irdische betont, um zu zeigen, wie gerade hierdurch der Mensch dem Göttlichen verwandt ist. Man sieht, es sind die Methoden der Dostojewski, Tolstoj auf die Malerei übertragen. Steigerte die Ikone die menschlichen Gesichtszüge zur erdentrückten Göttlichkeit, sie reinigend, zur zwingenden Kraft vereinfachend, so verdichtete die Bildnismalerei das menschliche Antlitz zu einer erdenschweren Dämonie, von der zu befreien, zu erlösen, Gott auf dem Anmarsch ist.

Man sieht: die Abstammung und Verwandtschaft mit der Ikone ist nicht in künstlerischen Grundsätzen zu suchen, sondern ist literarischer Natur.

Im Zusammenhang damit steht das zweite Moment. „Der Mensch — das ist alles."

Wie bei keiner andern Nation der arischen Welt ist dem Russen der Mensch das Höchste, Bedeutsamste, Wichtigste. Die Kreatur Mensch. Der Mensch mit seinem Elend und seiner Göttlichkeit. Die Gründe hierfür wiederum sind mannigfach und gehören anderswohin. Jedenfalls liegt ein tiefes, wahrhaft religiöses Empfinden auf dem Grunde dieser Einstellung der Russen zum Menschen. In diesem Verhältnis zum Menschen liegt eine veredelte Ursprünglichkeit, eine vertiefte Vereinfachung. (Dadurch erklärt es sich auch, daß bei den Russen die Tierliebhaberei auch nicht annähernd solch eine Rolle spielt wie etwa bei den germanischen Völkern.) Alle Liebe konzentriert sich auf den Menschen.

Es ist klar, daß dieser Grundgedanke, der übrigens und naturgemäß nicht eine Spur von Sentimentalität enthält, in der Malerei, neben dem Genrebild, das in der russischen Kunst eine ernste und schöne Rolle spielt, für das Menschenbildnis große Bedeutung gewann.

Hierzu kommt noch die Tatsache, daß es in Rußland kein eigentlich russisch erzogenes Publikum gibt. Die Künstlerwelt, die in enger und reger Freundschaft untereinander lebt, war von jeher auf den eifrigen Verkehr mit den Schriftstellern und Publizisten angewiesen. Und diese Literaturkreise hatten im Grunde gar kein Verständnis für die Malerei und die rein malerischen Vorwürfe. Sie nahmen alles rein literarisch, hatten ihre Einstellung nur auf das Geistige, Inhaltliche, ja, Tendenziöse in der Kunst. Doch als überlegene Verstandesmenschen und obendrein durch ihr stark ausgeprägtes ethisches und soziales Empfinden beeinflußten sie in sehr erheblicher Weise die Künstler, ja, bestimmten geradezu Richtung, Einstellung und Einbildungskraft der Maler. Erst die allerjüngste Generation der Expressionisten, Suprematisten, Konstruktivisten haben von diesem Einfluß sich befreit, indem sie selber rein literarisch geworden sind. (So gibt kein einziges der Dostojewski-Bilder diesen Russen als Einheit wieder, den bösartigen Menschen, fanatischen Propheten, leidenden Dichter und die kränkliche Kreatur, wie das gar nicht anspruchsvolle Porträt des schlichten Peròw. Zu dieser Deutung der starken Schriftstellerpersönlichkeit konnte der Maler sich erst durchringen, nachdem Dostojewskis Geist ihn aufgewühlt.)

Wenn hier von der Literatur und dem literarischen Element in der russischen Porträtkunst gesprochen wird, so ist damit nicht etwa eine Ideologie gemeint, das Hineintragen eines geklügelt geistigen Elements, oder gar eines Ästhetentums. Im Gegenteil. Das absolut Lebendige, die Lebensnähe, die Unmittelbarkeit im Verhältnis zum Menschen, das tiefe Mit-Leiden, das alles, was dem Realismus und Naturalismus der russischen Literatur erst diese nachhaltige Wirkung verliehen hat. Das inbrünstige Eingehen auf das reale Leben und das versöhnende Geleiten zum Göttlichen gab dem russischen Porträt jene Nähe, Intimität und psychologische Wahrhaftigkeit, das es zu einem menschlichen Dokument stempelt.

Noch ein anderes Moment kam dem russischen Porträt zustatten. Ein auf den ersten Blick äußerliches. Das ist das Vorhandensein ausgeprägter Gesichter unter den russischen Köpfen. Malerische Erscheinungen, abgeklärte Antlitze, scharf charakteristische, bald abenteuerliche, bald phantastische, bald rassige Menschengesichter. Dieses weite Land, das noch keine einheitliche Kultur besitzt und das infolgedessen noch keinen Einheitstypus geschaffen hat, die in Leidenschaften, Ekstasen und Askese sich auslebenden Individuen kristallisieren sich zu einer selbständigen Physiognomie, die noch durch die starke, kontrastenreiche Rassenmischung, bei der Aristokratie durch romanischen Einschlag, bei dieser und der anderen Bevölkerung durch kaukasische Stämme, Tataren, Semiten, die wiederum ihrerseits stark mit slawischem Blut vermischt sind, und andere Stämme, sehr abwechslungsreich und prägnant sich gestaltet hat. Eine Galerie fesselnder, bisweilen amüsanter, oft persönlichkeitsstarker Charaktere. Um nur ein paar solcher be-

Digitized by Google

kannter Porträts zu nennen: Den genialischen Komponisten, den Säufer Mussorgski, das etwas phantastische Gesicht des krassen naturalistischen Schriftstellers Pissenski, oder das edle Christusantlitz des unglücklichen Novellisten Garschin, den klugen, verknautschten, durchmodellierten Gelehrtenkopf Pirogòws, den gütigen, klugen, reinen Korolenko, den stattlichen, etwas theatralisch schönen Exgeistlichen Georgi Petròw, sie alle von dem unermüdlich und so tief und unerbittlich sehenden Kosaken Repin gemalt, der eine schier unermeßliche Galerie russischer Staatsmänner, Dichter, Musiker, Gelehrter verewigt hat. Oder die köstliche Tatarenphysiognomie des Komponisten Balàkirew, den Bakst gezeichnet, das ganz unwahrscheinliche, an einen Dostojewski gemahnende Gesicht des modernen Dichters Remisow, den Kustodjew gemalt hat. Es geht unmöglich, da es nicht zum Thema gehört, noch mehr von den schier zahllosen merkwürdigen Porträts aufzuzählen, die russische Charakterköpfe verewigen. Tolstoj gar ist von Repin und Pasternak unermüdlich gemalt und gezeichnet. Schaljapin, der plastisch ausdrucksvollste russische Mensch, ist von Repin, Seròw, Kustodjew, Brodski, Golowin wiederholt gemalt. Ich kann es mir aber nicht nehmen lassen, hier noch zwei junge Russen zu erwähnen, deren edle Schönheit in Porträts festgehalten ist: den jungen Fürsten Jussupow-Grafen Sumarokow-Elston, der nachmalige Schwiegersohn Nikolaj II. (der mitgeholfen hat, den abenteuerlichen Rasputin zu ermorden), von Seròw gemalt, und den jungen Fürsten Obolenski, von Sorin gemalt.

Mutter und Kind. Gemälde von Boris Grigoriew.

Digitized by Google

Wenn wir nun speziell über das russische Frauenporträt sprechen, müssen wir auf noch weitere Momente hinweisen.

Es ist dies die besondere Anmut der Russin. Der Typen sind viele, wie sie durch die verschiedenartigen Rassen und die häufige Rassenmischung zu erklären ist. Die Schönheit ist von verschiedenartigstem Charakter. Weiche und herbe, zarte und pikante, solche, die gleichsam fragen, und solche, die gleichsam Antwort geben, intuitiv frauenhafte und überlegen kluge, zu einer allgemeinen Güte verschwimmende und zu einer Sicherheit akzentuierte, vage und zielbewußte. Aber sie alle haben etwas Gemeinsames: diese ganz besondere russische Anmut. Etwas, in Tolstojschem Sinne Rundes; etwas Unendliches, Kosmisches. Etwas konzentriert Weibliches.

Bildnis der Frau Schuchajewa
Gemälde von Alexander Jakowlew

Alles was wir von den russischen Damen unter der Herrschaft jener ausschweifenden Fürstinnen lesen, unter der Kaiserin Jelisaweta II. und Jekaterina II., all die Schamlosigkeit, Grausamkeit, harte Aktivität, die das Beispiel von oben lehrte, die Amazonenwirtschaft und der ganze, auf das russische Temperament übertragene Geist jener Epoche; ferner alle Geistigkeit, aller Studiereifer und all die leidenschaftliche politische Betätigung, die ganze Ernsthaftigkeit, die die Frauen der jüngst vergangenen Epoche auszeichnete, nicht zu vergessen die Amazonenkompanien, die weiblichen Todesbataillone aus dem jüngsten Kriege — dies alles spricht nichts gegen die Tatsache der einzigen, hohen Weiblichkeit der Russin. Sie haben alle etwas Gemeinsames, einen tief eingreifenden, schier ergreifenden Reiz, ein unfaßbares Lächeln, sei es die hohe Anmut, in die Puschkin verliebt war, die Wärme und Reinheit, der Turgenjew huldigte, die sinnliche Kraft, mit der Tolstoj sie empfand, oder das infernalische Wesen, das Dostojewski suchte.

Aber es gibt noch eine ganz besondere russische Frauenanmut, die Anmut der Unschönen, doch stark Weiblichen. Mit besonderer Vorliebe und unmittelbarem, fast krankhaftem Empfinden haben gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts Lewitzki solche gemalt und neuerdings immer wieder K. Somow.

Genau wie die dauerhafte Schönheit der Frau physisch von ihrer Pflege und dem Wohlstand, darin sie lebt, bedingt ist, ebenso ist die Liebe und Ver-

Bildnis der Schauspielerin Ida Rubinstein. Gemälde von Leon Bakst

Digitized by Google

Schauspielerin mit Masken
Gemälde von Alexander Jakowlew

Digitized by Google

Bildnis von Frau Andrejewa
Gemälde von Wassili Schuchajew

Digitized by Google

Bildnis der Gattin des Künstlers
Gemälde von J. J. Brodski

ehrung, die sie genießt, die psychische Voraussetzung. Und da sind wir bei dem wichtigsten Moment angelangt zur Erklärung des besondern Reizes der russischen Frauenschönheit und des Frauenporträts. Hand in Hand mit dem Verhältnis des Russen zum Menschen geht sein Verhältnis zur Frau, in der er den Menschen sieht und liebt, das Weib verehrt, die Geliebte verwöhnt, die Gefährtin, die Kameradin, die in der Not nie versagt, die gerade, wo es darauf ankommt, tapfer und entsagungsfroh zu ihm hält. Dafür huldigt er ihr auf jegliche Weise, verwöhnt sie, gönnt ihr all den Luxus, für den sie, sobald sie ihn sich leisten kann, so empfänglich ist und mit dem sie sich mit solcher Anmut umgibt. Die Verwöhntheit ist daher, durch ihre Weiblichkeit noch gehoben, ein ganz besonderes Merkmal der Russin. Und das Gemisch von religiöser Inbrünstigkeit mit leidenschaftlicher Lebensfreude und genießerischer Weltlust zeigt sich nirgends so glücklich wie in des Russen Einstellung zur Frau.

Dies sind, die künstlerische Kraft vorausgesetzt, die psychologischen Momente, die dem russischen Frauenporträt Charakter, Gepräge und Wert verliehen. Es hat für uns sich nicht darum gehandelt, die Individualität eines einzelnen Künstlers hervorzuheben, sondern das Gemeinsame, das sie bewegte und bestimmte, anzudeuten. Und in demselben Maße wie die jüngsten russischen Maler, das Internationale betonend, ein Porträt wie eine mathematische Aufgabe betrachten, und infolgedessen das Porträt bis dato literarisch nennen — genau so ist auch das russische Porträt hier literarisch gedeutet.

Zur Charakteristik der einzelnen Künstler, die mit Frauenporträts hier vertreten sind, noch einige Bemerkungen:

Valentin Serow, der fruchtbarste und bedeutendste russische Porträtist,

Bildnis der Gräfin Helene Tolstoj
Gemälde von Valentin Serow

Bildnis von Fräulein Tischtschenko
Gemälde von Savely Sorin

Digitized by Google

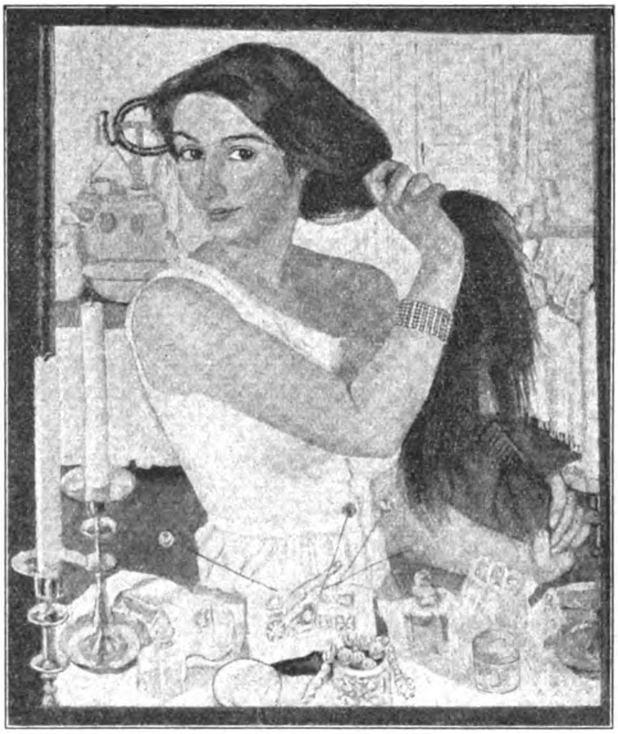
Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde von Marc Chagall

einer der Führer der russischen Impressionisten, war ein ewig Suchender, Ringender. Seine Bildnisse sind nie zu einer Manier ausgeartet. Serow hat sich nie in Haltung, Ausdruck, Anordnung und Auffassung eines Bildes wiederholt. In dem Porträt der jungen Komtesse Helena Tolstoja (Tochter des früheren Direktors des Museums Alexander III., Graf Dmitri Tolstoj) gibt er wie zu einem Kreise abgerundet das Sla-

Digitized by Google

wisch-Runde im Gemisch von Güte, Sinnlichkeit, Weiche.

Irgendwie verwandt: J. Brodskis „Gattin des Künstlers". Verwöhnt, üppig, wohlig, klein, gleich einer Angorakatze, brütend und heiter, so ist diese südrussische Jüdin, eine Kreuzung von semitischem und slawischem Blut, wie die meisten russischen Juden es sind. Das ungemein Typische liegt in der geduckten, etwas phlegmatischen und doch sprungbereiten Haltung und dem buntgeblümten Tuch. Sinaida Szerebriakowa, die nicht sehr produktive Künstlerin englischer Abstammung, hat immer wieder sich selbst gemalt, bald als Pierrot, bald im Arbeitskittel, bald bei der Toilette, bald als Badende. Sehr charakteristisch ist diese ungemein sinnliche Empfindung zu der eignen Person. Sie wird nie das Gespannte, Aufmerksame, schier Krampfhafte des Selbstporträts durch den Kampf zwischen Selbstmodell und Schaffen haben. Alles ist wie im Genießen, in der Freude an der eignen Linie aufgelöst und modelliert. L. Bakst malt „Ida Rubinstein", die er in vielen frappant charakterisierenden, porträtähnlichen Figurinen gezeichnet hat, in Erscheinung und Wesen ihren ganzen Charakter, der wirklich ein Charakter ist. Stolz, klug, launisch, abenteuerlich, große Welt, sozusagen anderthalb Welt. Die dekadent-rassige Erscheinung, feingliedrig, lang, scharf ausmodelliert, durch die Kleidung noch besonders dekorativ. Wassili Schuchajew malt die „Frau Andrejewa", das rätselhaft lächelnde Gesicht der hochkultivierten russischen Dame nicht genügend freundlich. Dies tun die modernen Künstler meist, die mit der Lösung der Probleme von Raum und konstruktiver Ordnung sich abmühn. Hier sind solche auch sehr geistreich und unmerklich gelöst. Der effektvolle



Bei der Toilette. Selbstbildnis der Malerin Sinaïda Szerebriakowa

Bildnis der Fürstin Olga Orlowa
Gemälde von Savely Sorin

Digitized by Google

Fleck der roten Strümpfe und die schön ausgemalten Brokatstreifen der Kleider fesselten sichtlich den Künstler mehr als die Lösung der Schönheit des Frauengesichts. Im Gegensatz zu seinem Freunde Schuchajew ist Alexander Jakowlew konsequenter und überzeugter Naturalist. Das besonders in seinen zahlreichen Bildern, die er während seines dreijährigen Aufenthaltes im fernen Osten gemalt hat. Wie ein getreuer Berichterstatter hat er nur Dokumente niederlegen wollen. Die „chinesische Familie in der Theaterloge" ist lediglich von diesem Willen beeinflußt. Nur die „Dame mit den Masken" ist ein Einfall, der etwas Phantastisches hat und Perspektiven eröffnet. Es sind zwei Masken, drei Masken und doch unendlich viele Masken der Frau, Masken und Gesichter, Symbol und Wirklichkeit, Starrheit und Leben. Und die Seide der Kleider ist mit großer Bravour gemalt. — Boris Grijorjew, der unermüdliche, ehrgeizig kämpfende Sucher, malt die Frauen, im Gegensatz zu den anderen Russen, auf das Monumentale hin. Dies ist bei ihm jedoch nicht, wie in der letzten Epoche so modern, eine Sucht nach Dimensionen, sondern es entspringt dies seiner Sinnlichkeit, seiner Freude an den kräftigen Formen. Ein Gegensatz zu ihm Savely Sorin, der in so kurzer Zeit der berühmteste Frauenmaler geworden ist. Seine Vorfahren sind Dürer, Holbein, Feuerbach, Ingres. Aber er hat seine eigne Physiognomie herausgearbeitet. Seine Unverkennbarkeit hat natürlich unzulängliche Nachahmer gezeitigt, die jedoch nur Eintagsfliegen bleiben. Mit seiner typischen vornehmen, eindringlichen, präzisen Linie zeichnet er diese Aristokratin, Olga Orlowa, die „durchlauchtigste Fürstin", wie diese Familie sich tituliert, in ihrem ganzen Stolz. Bei dem schönen „Fräulein Tischtschenko" dagegen bringt er den weiblichen, intimen, reinen Zauber heraus, die Zartheit und Gesundheit der Körperhaftigkeit und die jungen, hellen, lebensfreudigen Augen. Die Hände werden zu einer Intimität, der Ausschnitt zu einem Duft, die Augen zu einem Traum der Zukunft. Und das Ganze, wie seine Linienführung, nahe und doch keusch. Marc Chagall, der wunderlichste und wundervollste, der köstlichste und kostbarste aller russischen Maler, bald nichts als Malersmann, bald nichts als Graphiker, bald nichts als Lyriker, bald nichts als romantischer Ironiker, aber stets etwas Ganzes, er ist eigentlich nie Porträtist gewesen, im Sinne des Naturalismus. Alle Frauenporträts, alle Frauengestalten auf seinen phantastischen Bildern, alle die Liebespaare, alle die Küsse, all die Fliegenden, das sind immer und immer wieder seine Gattin. Stets scheinbar andere Gesichtszüge, und doch stets dieselbe, die von ihm Geliebte. Nicht nur „Naturtreue" gibt er ihnen, sondern stets nur den unverkennbaren Charakter, nur das Wesen. Und das Wesentliche ist seine Einstellung zum Modell. Er charakterisiert nicht so sehr die Abzukonterfeiende als vielmehr sich und seine Gefühle zu ihr. Auf dem hier gezeigten Porträt dieser seiner Gattin (das durchaus nicht zu seinen starken Arbeiten gehört) malt er sie in der Art seines Jünglings von Signorelli. Es ist eine Huldigung an seine Lebensgefährtin. Er sieht sie monumental, in den Himmel ragend, liebevoll auf ihn herabsehend, und während sie groß, im Blau des Himmels dasteht, bleibt er mit dem Kindlein klein im Grün der Erde.

Spätherbst. Von Hermann Hesse.

* * *

Jetzt steht der ganze Garten leer,
Das Obst ist eingetan,
Spätrosen scheinen müde her,
Die sonst so farbig sahn.

Und bald, und bald wird auch bei mir
Der Herbst und Winter stehn:
So viele Tage blühten dir,
Nun laß die Ernte sehn!

Dann steh' ich arm und weiß nicht mehr,
Wofür mein Herz geglüht,
Kaum daß darin noch ungefähr
Ein spätes Röslein blüht.

Das reiß' ich ab und trag's am Hut,
Der Weg ist nimmer weit,
Und nehme seine kleine Glut
Mit in die Dunkelheit

Digitized by Google

Zukunftsstaaten der Vergangenheit

Etwas von seligen Inseln und goldener Zeit

Von A. v. Kirchenheim

Was ist der Grund aller Revolutionen? Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. „Untröstlich ist's noch allerwärts.“ „Da, wo du nicht bist, ist das Glück ...“ Und wir möchten doch so gerne glücklich sein, nicht nur persönlich, sondern das ganze Volk beglückt, den Staat vollkommen sehn. Hinaus aus diesem Elend, so tönt es heut, so erklang es vor fünf und zehn Jahren — so hieß es aber auch schon vor Jahrtausenden. Die Alten fanden das Vergangene besser, und die Jugend träumte von herrlicher Zukunft: und wer die Kultur- und Sozialgeschichte studiert, der findet, daß dies Sehnen hinaus, hinauf so alt ist wie die Menschheit. „Die Welt wird alt und wird wieder jung und der Mensch hofft immer Verbesserung.“ Engelsschwingen sollen die armen Erdenkinder in ein besseres Land tragen, nicht nur in ein Jenseits, aus des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt, sondern in ein Gefilde irdischer Glückseligkeit, wie es das Märchen vom Schlaraffenlande (Cucagna) anschaulich schildert. Der Blick schweift zurück in ein goldenes Zeitalter, „wo nur Kypris herrscht, die Göttin der Liebe“, wo es keine Beamten und keine Strafe, nicht Juristen, nicht Polizei, keine Steuern und kein Militär gab — oder erhebt sich in eine ferne Zukunft, zu Inseln der Seligen, beglückten Fluren, wo Hesperiens goldene Früchte reifen, wo ewiger Friede waltet, wo Löwe und Lamm miteinander weiden — da ist der Idealstaat mit geringer Arbeit und größtem Genuß und bester Regierungsform. Daß edle Geister über die Probleme, wie das Los der Völker zu bessern, nachgesonnen, ist nicht zu verwundern — aber, freundlicher Leser und lieber Mitbürger, heut möchten wir etwas erzählen von Schriften, von denen du vielleicht weniger vernommen, die sich in den angedeuteten Gedankenbahnen bewegen. Dichter waren es in früheren Zeiten, die die soziale Frage, wie man heute sagt, behandelten, Pfadfinder neuer Zeiten, die den Schleier der Zukunft zerrissen und ein Wonneland hervorzauberten. Jedoch nicht als wissenschaftlich formulierte Staatstheorie tragen sie ihre Gedanken vor, nein, sie zeichnen uns ein Staatsideal im Gewande der Dichtung, entwerfen ein konkretes Bild in einem neuentdeckten Erdteil, auf einer fernen Insel, auf dem Mond usw. oder im Jahre 2440 oder 3200. Sie wählen diese Form in der Hoffnung, dadurch auf weitere Kreise zu wirken, vielleicht auch, um in Zeitaltern der Zensur nicht mit den herrschenden Mächten in Konflikt zu geraten! Man nennt diese Zeichnungen eines besten Staats in Form einer Erzählung oder erdichteten Reisebeschreibung „Staatsromane“, obwohl das Romanhafte sehr zurücktritt. Auch heute, da so viele sich heraussehnen aus der Not der Zeit und den Zeiten der Not und mal etwas anderes hören möchten als Kohlenpreise und Dollarkurse und Wohnungselend, dürfte die Aufmerksamkeit wieder auf diese eigenartige Literatur gelenkt werden, so fern auch dem gegenwärtigen Geschlecht, das sich realpolitisch dünkt, diese Träume auf den ersten Blick zu liegen scheinen. Ihren üblichen Namen erhielt diese Dichtungsart von dem ersten epochemachenden Staatsroman, der Insel Utopien von Thomas Morus, der Insel Nirgendland, die Morus nach dem griechischen Wortspiel als Eutopia (Seligland) schildert: seitdem spricht man von Utopien und Utopisten.

Das Werk des britischen Kanzlers, dessen Haupt am 6. Juli 1535 auf dem Richtblock fiel, de optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia ist seit 1516 in zahllosen Ausgaben erschienen (Reclam 513/14) und gilt nicht nur als Vorbild, sondern als bester aller Staatsromane. Er schildert in äußerst geistreicher Weise eine einfache vollendete Staatsverfassung, beruhend auf allgemeiner Ackerbaudienstpflicht. Die Gleichheit kommt durch gleichverteilten Grund und Boden und durch Wohnungstausch alle zehn Jahre (!) zum Ausdruck, auch durch gemeinsame Mahlzeiten, Verpönung des Goldes usw. Die schwierigste Frage für alle Utopisten: wer besorgt die niedern Dienste? erledigt Morus sehr einfach, aber echt angelsächsisch: die Kriegsgefangenen; wie überhaupt in dem, was er über Kriegführung sagt, ganz das englische Wesen (z. B. Verführung zum Verrat) hervortritt. In bezug auf die Religion ist man in Utopien sehr frei, versagt aber doch den Bürgertitel und Ämter denen, deren einzige Hoffnung die Materie und das Nichts ist. Diese Utopie ist aber doch nicht die erste von allen: Morus fußt vielmehr auf den zweitausend Jahr vor ihm geschriebenen Werken des Plato über Staat und Gesetze. Bereits Plato hat das Bild eines Idealstaats neun Jahrtausende vor Solon entworfen und auf die Insel Atlantis verlegt, die man in allen Weltteilen gesucht hat, obwohl sie nicht im Gebiete des Raums, sondern dem des Gedankens liegt. Plato hat allen Utopisten den Stoff gegeben: er hat Weibergemeinschaft, staatliche Regelung der Fortpflanzung und Erziehung, Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts und vollsten Kommunismus gepredigt und wohl seine Ziele systematischer klargelegt als andere Schriftsteller, von denen uns Erwin

Digitized by Google

Rohde in seinem Werk über den griechischen Roman einiges vermeldet. Aber Plato bleibt der Phantast, der Mann im Luftschiff, während Aristoteles der Kolonist der Erde und praktische Politiker ist. Platons Staatsbild entsprach der Volksanschauung und sein Kommunismus ist es, der in Aristophanes' Komödien so witzig gegeißelt wird. Aber Plato ist nur die eine Wurzel der Utopie: es verästelt sich damit im Denkbild des Morus alles, was Reisende aus der Neuen Welt erzählen. Man darf als erwiesen annehmen, daß eine Menge Einzelheiten, die Morus als ideal hinstellt, sich bei den Urbewohnern der Antillen und Südamerikas fanden (z. B. die Tötung Unheilbarer, wovon man auch jetzt wieder spricht). An andrer Stelle habe ich früher dargelegt, wie Morus geschickt diese Entdeckungen und jene Gedanken verschmolzen hat.

Etwa ein Jahrhundert später — eine andere Umwelt — statt des Vorabends der Reformation der Beginn des Dreißigjährigen Religionskriegs. Da wird in Frankfurt a. M. die eigenartige Utopie eines eigenartigen Philosophen, niedergeschrieben in den Kerkern Neapels, gedruckt: „Der Sonnenstaat". Campanella, ihr Verfasser, ein Dominikaner aus Süditalien, vielseitig und unruhig, Dichter und Sterndeuter, vom Papst verfolgt, von Leibniz bewundert, an seinem siebzigsten Geburtstage die Geburt Ludwigs XIV. besingend und bald darauf sterbend, berufen, Tyrannentum, Sophistik, Heuchelei, die drei Grundübel der Menschheit, durch Macht, Weisheit und Liebe zu bekämpfen — und doch in einer anderen Schrift allem Anschein nach die Verwirklichung seiner radikalsten Pläne, durch die konservativsten Mächte seiner Zeit, durch Papst und spanische Waffengewalt erhoffend. Nebenbei bemerkt spricht sich dieser merkwürdige Mönch sehr kräftig gegen das humanistische Gymnasium in Deutschland aus — die deutschen Ingenia können dadurch gefährlich werden, darum soll man sie mit Realien füttern und wenn das nicht hilft, die Ketzer nach Südamerika deportieren! Dieser Phantast hat nun mit ausschweifender Einbildungskraft einen Sonnenstaat geschildert, unter dem Äquator gelegen, sieben ineinander geschachtelte Kreise, überragt vom Tempel mit Kuppel, regiert von einem Priesterfürst (Hoh), dem drei Minister zur Seite stehn, Pon, Sin, Mor (= potestas, sapientia, amor, Macht, Weisheit, Liebe), deren letzter für die Erzeugung guter Bürger sorgt — da gibt es keine Privatliebe, alle Paare werden amtlich zusammengeführt, unter Beratung von Astrologen (Zeit Wallensteins!). Der Unterricht ist Anschauungsunterricht, die Mauern sind bemalt mit mathematischen Figuren, Pflanzen usw. Vorahnend (oder vorbildlich?) ist dies für die Berliner Siegesallee und den Denkmalsplatz in Padua. Die Normalarbeitszeit beträgt vier Stunden. Die Mahlzeiten sind gemeinsam. Eignes Eigentum, eigene Kinder zu haben ist unausdenkbar.

Offenbar in sittlicher Entrüstung über die phantastischen Vorschläge, die nur im Gedankenkreis des sinnlichen Mönchs und des Klosterkommunismus erwachsen konnten, hat ein biederer schwäbischer Pfarrer, dessen Name von gutem Klang, Valentin Andreae, eine respublica Christianopolitana geschrieben, die freilich jenem kühnen Ideal gegenüber etwas hausbacken erscheint und sich zu ihm verhält, wie Vaihingen an der Enz zu Rom, ein schlichtes Werk, sehr moralisch, ein protestantisches Gegenstück zum Sonnenstaat. Nach neuesten Forschungen fand es in England Nachahmung in der Nova Solyma, die sogar von einigen dem Verfasser des Verlornen Paradieses John Milton zugeschrieben wird. Überhaupt tauchen in England im Zeitalter der Revolution wieder Utopien auf, von denen zwei genannt seien: Harringtons Ozeana und Winstarley, das Gesetz der Freiheit (1652), beide Oliver Cromwell gewidmet, jene rein staatsrechtlich politisch, die Besserung erstrebend durch höchst komplizierte Wahlen — es sind sogar schöne Kupfer beigegeben — auf Wechsel und Wahl soll die Regierung beruhen: Winstarley betont zum erstenmal scharf, daß der Wechsel der Regierungsform, die Beseitigung des Königs an der Wirtschaftsordnung gar nichts geändert habe, daß aber aus ihr, aus dem Handel, aus privatem Grundbesitz und von Kauf und Verkauf, vom Schieben und Wuchern alles Unheil komme. Kauf und Verkauf werden daher strengstens verboten, nur — echt englisch — außer gegenüber fremden Nationen: aller Seehandel ist erlaubt, aber es gibt nur solchen auf englischen Schiffen (Navigationsakte). Winstarleys Ideal weicht aber in einer Hinsicht von ähnlichen sehr ab, es kennt nicht die Weibergemeinschaft und Winstarley kann religiös gegen Campanella als Freigeist bezeichnet werden.

Diesen fast wissenschaftlichen Auseinandersetzungen gegenüber erscheinen die französischen Schriften dieser Zeit beinahe als „schöne Literatur" — es sind wirkliche Unterhaltungsbücher, so gegensätzlich zu den schweren englischen Schriften, wie ein französisches Diner zu einer englischen Mahlzeit. Viel von sich reden machten vor allem Foignys Aventures de Sadeur, die sich schon dem Märchen nähern, da die Angehörigen des geschilderten Volks ... Mann und Weib in einer Person sind — es ist das erstemal der Gedanke der reinen Anarchie hier vor- und durchgeführt. Das andere Werk ist eine Reisebeschreibung, wie die meisten Utopien, die Histoire des Sevarambes (1677) — ein ausgezeichnet geschriebenes Büchlein in fünf Bändchen von Vairasse, in das man sich hineinliest, wie in eine wirkliche Reisebeschreibung, wie in einen Roman. Geschichte, Sprache, Sitten, Regierungsform, Eherecht, alles ist höchst unterhaltend geschildert. Die Gattenwahl ist frei,

Digitized by Google

doch besteht Verehelichungszwang (auch so ein Punkt, der den Utopisten wenig Kopfzerbrechen macht!). Die Mädchen stellen den Antrag, wird eine überall abgewiesen, so erhält sie einen höheren Staatsbeamten, der das Recht der Polygamie hat, zum Gemahl. Als Bestattungsart wird hier die Verbrennung erwähnt und hübsch gedeutet: im Rauch steigt die Seele zum Himmel, in der Asche bleibt das Irdische zurück. Merkwürdig ist der Schluß dieses hübschesten aller Staatsromane: der Held, ein junger Lord, der lieber reisen wollte, als Jura studieren, sehnt sich schließlich doch nach längerem Aufenthalt bei diesem Idealvolk in seine alte Heimat zurück.

Mit diesem anziehenden Werke befinden wir uns in der Glanzzeit der französischen Literatur, mitten im Zeitraum des absoluten Fürstentums. Und diese Zeit bringt uns nun eine neue Art von Utopien: den Staatsroman in Form der Biographie. Auch hierzu liegt das Vorbild im Altertum, bei einem zweiten Schüler des Sokrates, Xenophon, der in seiner Cyropädie einen monarchischen Musterstaat, ein wohlgeordnetes Hofleben zeichnet ... Jetzt von 1680 an wird daran angeknüpft und Cyrus u. a. werden verarbeitet, um so eine Art Fürstenspiegel daraus zu machen. Nur zwei dieser Schriften seien genannt, die die Jahrhunderte überdauern und Muster der Klassizität bleiben werden. Die eine ist dem Leser bekannt, es ist der zeitweise so weit wie die Bibel verbreitete Telemach von Fénelon, der in seinem zehnten Buch eine förmliche Utopie — das Königreich Salent — gibt, im übrigen aber in großartiger Weise und in feinster Form ausmalt, wie das Glück der Völker auf der Tugend der Herrscher beruhe. Hier wird das Ideal des Monarchen aufgestellt — ob dies grade in jener Zeit besonders nötig war? Daß das Buch 1698 verboten wurde, läßt tief blicken. Weniger bekannt, aber bedeutender ist der Sethos des Abbé Terrasson, der glänzend geschriebene Roman eines Königssohnes im alten Ägypten, ein Vorbild auch der ägyptologischen Romane eines Ebers. In die fesselnde Liebes- und Kriegsgeschichte sind die Schilderungen der Isismysterien, der Läuterungen der Seele verwoben, die düstere Pracht antiken Aberglaubens, wie sie uns z. B. in der „Zauberflöte" entgegentritt. Mochte dies für das große Publikum von hauptsächlichem Interesse sein, so haben diese Schriften doch sicher eine tiefere Wirkung geübt als manche andere. Wir haben festgestellt, daß der Sethos eine Lieblingslektüre Friedrichs des Großen gewesen ist, und die bekannte Inschrift an der Alten Bibliothek in Berlin, der sogenannten Kommode: „nutrimentum spiritus", ist die Inschrift der geschilderten Bibliothek zu Memphis.

Unerschöpflich ist die menschliche Phantasie. In dem gleichen Zeitalter tauchen noch andere Gattungen von Utopien auf, deren Wurzeln ja auch weiter zurückliegen und deren Ableger bis in die neuste Zeit reichen: Der Reiseroman geißelt die bestehenden Verhältnisse und schildert im Zusammenhang damit ein Ideal. Es ist die Zeit der Robinsonaden: der Verfasser des Robinson Defoe ist zugleich ein geistreicher Erörterer sozialer Fragen. Cyrano de Bergerac führt uns auf den Mond, wo das Geld wahrscheinlich noch weniger Wert hat, als unser Papier — denn es wird — wohl der Gipfel des Unsinns — mit Versen, mit Alexandrinern bezahlt. Die lustigste dieser Beschreibungen ist Nikolaus Klims' unterirdische Reise des dänischen Lustspieldichters Ludwig Holberg, kein „Roman", sondern ein reines Märchen mit einer verwirrenden und überwältigenden Fülle witziger Schilderungen all jener Länder im Erdinneren; weit humoristischer und liebenswürdiger als des britischen Satirikers Swift Gulliver. Auch in neuerer Zeit gibt's ähnliche phantastische Romane auf naturwissenschaftlicher Grundlage, wie Jules Vernes Reisen, Kurd Laßwitz' „Auf zwei Planeten" und kürzlich „Der verlorene Geburtstag" v. H. in der DAZ.

Wieder in andere Welten führen uns die Utopien ein Menschenalter später; wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Die menschliche Phantasie findet immer noch etwas Neues: Rétif de la Bretonne verlegt seinen Idealstaat auf einen Felsen, der einem umgekehrten Zuckerhut gleicht, wohin man also nur im Flugzeug gelangen kann (man begann damals in Paris Luftschiffahrten), und der Schullehrer Morelly schreibt 1753 einen Schiffbruch der schwimmenden Inseln, die die von der Natur losgerissene Menschheit bedeuten sollen. Schließlich vereinigen sie sich wieder mit dem Festlande, und eine mächtige, goldene Pyramide wird errichtet, auf der der code de la nature, das Gesetzbuch der Natur eingegraben ist, ein förmlicher Kodex von 117 Paragraphen, ganz despotisch — wer die Freiheit anders auffaßt als die Regierung, wird lebenslänglich in seine Grabkammer eingekerkert als Feind der Menschheit („willst du nicht mein Bruder sein, schlag' ich dir den Schädel ein!"). Auch insofern gibt es etwas Neues, als Mercier, der Übersetzer von Schillers „Jungfrau von Orléans", zum erstenmal sein Staats- und Gesellschaftsideal nicht an einen fernen Ort, sondern in eine entfernte Zeit — das Jahr 2440 — verlegt und somit das Vorbild der eigentlichen Zukunftsstaaten wird. Merkwürdig ist, wieviel von dem für 2440 Prophezeiten schon eingetreten ist: die konstitutionelle Staatsform, das geeinte Italien, das erschlossene Japan usw.

In den letzten Ereignissen der französischen Revolution, in der Umbiegung der politischen Umwälzung zur sozialen, in der ganzen Agitation Babeufs und des Klubs der Gleichen können wir die Wirkung der Morellyschen Ansichten deutlich erkennen. Die Verschwörung Babeufs aber trieb das aufruhrmüde Frankreich in die Arme Bonapartes: es zog die

Digitized by Google

Sicherheit und Ordnung der Freiheit vor, und der Zusteuerung auf Kommunismus und Anarchie folgte nach dem Gesetz der Geschichte der Despotismus, der Diktator. Die Utopie aber, sie hört nimmer auf, sie flüchtet jedoch aus der unterhaltenden Dichtung in die Wissenschaft — wie der Alchimie die Chemie, der Astrologie die Astronomie, so folgt den Staatsromanen die Staatswissenschaft, die Nationalökonomie, das Studium des sozialen Lebens; statt der Dichtung das System. Wirklich: anstatt? Nein, aus der Traum- und Zaubersphäre gelangen wir nicht heraus, wenn wir die großen Werke Robert Owens, St. Simons, Fouriers betrachten: sie sind alle Utopisten. Das 19. Jahrhundert bringt die Umgestaltung der Industrie durch die Dampfkraft, die die alte Gesellschaft in die Luft sprengt und das Proletariat heraufzieht. Owen versucht in seiner Spinnerei in Schottland praktisch die Ideale zu verwirklichen. Der St. Simonismus ist eine Religion, schlimmer als der Kommunismus, denn alles ist einem Industriepapst überlassen, der unfehlbar über Talent und Arbeit, Kapital und Lohn, Personen und Sachen verfügt. Am schärfsten ist wohl Fourier, der zwar in seinen berühmten Phalansterien von je 12—1800 Personen alle Gewerbe, Altersklassen usw., auch die verschiedenen Charaktere vereinigt und den Staat zu einer Arbeits- und Vergnügungsgemeinschaft gestaltet, aber doch reichlich soviel Phantastisches bringt, wie die anderen Utopisten: sein Ideal ist immerhin neu, es ist der Staat der Dicken, die 144 Jahre alt werden (Steinachs Verjüngungsoperation!), bis zum 120. Jahre Kinder bekommen und — keine Zahnschmerzen kennen! Doch schon taucht ein neuer Roman auf, der weitaus der gelesenste und berühmteste der vormärzlichen Zeit wurde und uns so recht bestätigt, wie alle diese Dichter Kinder ihrer Zeit: Platos Gerechtigkeitsstaat zeigt die antike Denkweise, Morus' Utopia den freien Humanisten, Campanella die Weltanschauung der sterbenden Scholastik, das Königreich Ophir, 1699 das Ideal des Wohlfahrtsstaates — Cabets Reise nach Ikarien 1842 entwirft, angeregt durch ein ähnliches englisches Werk, ein Wonnebild irdischer Glückseligkeit, wie es die Genußsucht eines neuen Geschlechts wünscht. Dieses Ikarien ist ein wundervolles Schlaraffenland, technisch und politisch mit allem Komfort der Neuzeit und Zukunft hinreißend geschildert für die Jugend und das weibliche Geschlecht, das der Verfasser gewinnen will; ein Land mit gesteigertem Fleischverbrauch, mit staatlichen Parfümerien, 60 000 Pferden, die zum Spazierenreiten zur Verfügung stehn, Selbstverwaltung in den Schulen, Volkssouveränität, einem Parlament von 2000 Köpfen und einem Präsidenten, der zwar nicht Sattler, aber Maurer ist (sein Vorgänger war Transportarbeiter, Fuhrmann), kurz, das Ideal der radikalen Demokratie, unter Beibehaltung der Ehe; Religion mit offiziellen Dogmen, aber ohne Offenbarung, Presse, aber nur amtlich wie die Geschichtsschreibung.

Die weitern Erzeugnisse dieses Literaturgebiets gehören — wenn wir etwa absehn von des dänischen Dichters und Philosophen Sibbern „Aus dem Jahre 2135" und Jacinto Verdaguers, des Katalanen, „Atlantis" — der neuen Zeit an. Aus Nordamerika, wo die meisten Versuche, utopische Gemeinwesen zu verwirklichen, gemacht und — mißlungen sind, aus dem Lande der Trusts und Wolkenkratzer, kommt die neue Utopie, die in Millionen Exemplaren verbreitet und von Gebildeten und weniger Gebildeten mehr verschlungen als gelesen wurde (Reclam 2661/2), Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000", Verherrlichung des Sozialismus des 21. Jahrhunderts gegenüber dem früheren Individualismus. Ergänzende Novellen und widerlegende Gegenstücke folgen in Menge. Bellamy selbst schreibt 1898 einen weniger unterhaltenden, ergänzenden Roman „Gleichheit". Daneben macht des Österreichers Hertzka „Freiland" Propaganda. Donellys Cäsars Denksäule schildert Luftkämpfe durch die „Dämonen", wie sie im Weltkrieg schon stattfanden. Mantegazza führt uns ins Jahr 3000, in England treten Mackay und Wells auf diesem Gebiet auf, andere Schriften führen uns nach Judäa im Jahre 6000 (Osterberg-Verakoff 1893), in ein Reich, ähnlich wie es der Zionismus plant, und dazu treten Erzählungen und ernstere Schriften, die die Gestaltung von Staat und Gesellschaft unter dem Einfluß der Maschinen oder Elektrizität der Zukunft usw. schildern oder rein technisch (Kellermann: Tunnel) oder selbst die Hygiene des Zukunftsstaats darstellen, wie der in mehreren Auflagen mit kolorierter Tafel versehene „Zukunftsstaat" von Bilz.

Es fehlen auch nicht die tief religiösen Utopien, wie die dem Heiland aller Völker gewidmete Erzählung aus dem Jahre 2000 bis 2030, das „Goldene Zeitalter" (712 Seiten mit 24 Bildern) von Faulhaber.

Inzwischen haben die Staatsromane auch ihren Geschichtsschreiber gefunden (1892), den Anonymus der „Schlaraffia politica"*, nach deren Erscheinen die fünftägige Reichstags-

*) Die Schrift hat den Schreiber dieser Zeilen zum Verfasser; Leser, die es wünschen, finden darin Einzelheiten und wissenschaftliches Material. Gelehrte Kollegen fanden den Titel für die ernste Sache nicht geeignet. Verfasser glaubt auch heute noch, daß bei Wahl gelehrten Titels und Namensnennung damals nicht eine Verbreitung in Tausenden von Exemplaren stattgefunden hätte. Die in mehreren Auflagen erschienene französische Ausgabe mit Namen (übersetzt von Chazaud des Granges) führt den ernsteren Titel: L'Eternelle Utopie. Verfasser ist bereit, auf ev. Anfragen kurze Auskunft an beigefügter Antwortkarte zu geben.

Digitized by Google

erörterung (Februar 1893) über den Zukunftsstaat der Proletarier stattfand, unter Beteiligung von Bebel, Stöcker, Richter usw. Der Anfang unseres Jahrhunderts fügt dann besonders Schriften über den Zukunftskrieg hinzu, Parabellum, Niemann, Le Queux usw. — es können nicht alle Titel aufgeführt werden. Merkwürdig bleibt und nicht ohne Interesse für uns, die wir solche vor 20, 30 Jahren verfaßten Schriften in die Hand nehmen, daß sich viele Ereignisse fast genau so vollzogen haben, wie sie von jenen Propheten geschildert worden sind, so Begebenheiten im Weltkrieg oder z. B. das Ende der Hohenzollern und die Wiederherstellung Polens (in „Etwas später“ von dem römisch-katholischen Laicus). An Zukunftsromane schließen sich neuerdings auch dramatische Versuche an, wie E. von Hellens „Hyazinth“ und endlich hat gar ein Berliner Zirkus (Schumann) 1906 den Zukunftsstaat Femina als Ausstattungspantomine, in der Hauptstadt Emanzipatoria spielend, vorgeführt!

Genug, übergenug der Phantasien — wird der Leser sagen. Nur um in diesem Labyrinth fast verwirrender Vorschläge zu orientiren, seien noch wenige Worte gestattet, die geeignet sind, die Luftschlösser, die an uns vorüberzogen, zu erleuchten. Man darf behaupten, daß diese Staatsromane weite Kreise zum Nachdenken über soziale Mißstände angeregt und so mittelbar auch zu ihrer Hebung beigetragen haben. Darin liegt ihre Bedeutung, mehr als in den positiven Vorschlägen, nach denen kein Staatsmann eine Verfassung geformt hätte. Verwirklichungsversuche sind übrigens mehrfach gemacht worden und es wäre eine dankbare Aufgabe ihnen nachzugehn, heute darf ich dem Leser nicht noch mehr zumuten und ihn nicht nach Nord- oder Südamerika führen, wo man im kleinen und im großen Gemeinwesen nach utopischen Bauplänen errichtet hat. So haben die Utopien auch gefährlich gewirkt. So verschieden ihre Ideale, so stimmen doch die meisten darin überein, daß sie in einer besten Verfassung das Glück des Volkes erblicken. Schon hier ein oder zwei Grundfehler. Es wird damit der Begriff der Entwicklung verkannt. Auch Verfassungen sind wandelbar. Vor allem aber ist es nachgerade als Wahn anerkannt, als ob Glück und Freiheit von einer bestimmten Staatsform abhängig wären; ebenso, daß es überhaupt eine für alle Völker und Zeiten absolut „beste“ Verfassung gibt. Nicht alle Zukunftsstaaten sind Republiken, aber doch die meisten. Im wesentlichen begeistern sich die Utopisten für das Ideal des Durchschnittphilisters, repräsentative Demokratie — doch Listenskrutinium und Wahltechnik lassen sich poetisch übel darstellen, wie besonders Harringtons Oceana zeigt. Ein Kennzeichen aller dieser Staaten ist aber ein Heer von Aufsichtsbeamten, schließlich ist es beinah wie in Athen zur Zeit des Aristophanes: „Des Staates Gelder braucht ihr auf zu Sold und Lohn, stets sorgend, was der eignen Tasche Vorteil bringt, indes der Staat ganz lendenlahm so weiter hinkt“ (Ekklesiazusen 206). — Eine Hauptsorge aller dieser Staatsgebilde ist die Ehe oder Nichtehe, so muß man vielmehr sagen. Denn auch die Verbindung für einen Frühling, eine Nacht soll gleichstehen der Gemeinschaft „bis daß der Tod sie scheide“. Was hierüber gedichtet wird, wirkt meist sehr abstoßend, und mit größter Vorsicht muß man den Anregungen nachdenken, die diese Herolde einer neuen Bevölkerungspolitik geben und die ja nicht nur Übertriebenes enthalten: versucht man doch in einigen Staaten Amerikas neuerdings durch Maßregeln des Ehe- und Strafvollzugsrechts der Verschlechterung der Rasse entgegenzuwirken. Die meisten Ehegesetze aber jener Traumstaaten kommen nur auf rationelle Menschenzucht hinaus (Zirkus-Mensch) und würdigen die Verbindung von Mann und Weib, die selbst den heidnischen Römern als heilig und göttlich erschien, in zynischer Weise herab: dies Paradies würde bald an den Brunstplatz der Hirsche erinnern. Wenn es aber Sünde ist, eigene Frauen zu haben, ist naturgemäß auch das Band zwischen Eltern und Kindern zerrissen: die Erziehung ist Zwangserziehung zu denkenden Tieren, und man muß unwillkürlich an Aristoteles' Ausspruch denken: Wehe den Kindern, deren Vater der Staat ist! Die Hauptsache bleibt in allen Utopien die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, und fast alle vertreten genau wie die Schlaraffenmärchen möglichst kurze Arbeitszeit, bis zu vier oder drei Stunden herab. Beteiligung am Gewinn ist selbstverständlich; Beteiligung am Verlust wird nicht erwähnt, was man den Dichtern nicht übel nehmen kann, da selbst gelehrte Nationalökonomen diesem Problem lieber aus dem Wege gingen. Übrigens lassen nur wenige den Arbeitsertrag dem einzelnen zufließen, die meisten vertreten einen vollen und tollen Kommunismus: die Abschaffung des Privateigentums ist der Kern aller Utopien. Ach es klingt so schön: „Die Erde gehört keinem, ihre Früchte allen“, und doch ist das Privateigentum die Quelle moralischer Kraft und technischer Fähigkeit, der Hebel jeglicher Kultur, der das Herdentier zum Menschen gemacht, den heimischen Herd geschmückt, Geschicklichkeit und Kunst geschaffen und überliefert hat. In bezug auf die Überspannung des Eigentumsbegriffs, den Mißbrauch des Handels, den Wucher enthalten die Staatsromane viel Wahres — wer möchte das leugnen in einer Zeit, wo selbst aus dem Volk der Dichter und Denker beinah ein Volk der Wucherer und Schieber geworden? Und doch läuft viel Törichtes unter, z. B. wenn so vielfach gesagt wird, es gäbe kein Geld. Das ist eine Begriffsverwirrung, eine Selbsttäuschung, denn auch Bellamys Kreditkarte wie Cyrano de Bergeracs Alexandriner sind genau so

Digitized by Google

Sicherheit und Ordnung der Freiheit vor, und der Zusteuerung auf Kommunismus und Anarchie folgte nach dem Gesetz der Geschichte der Despotismus, der Diktator. Die Utopie aber, sie hört nimmer auf, sie flüchtet jedoch aus der unterhaltenden Dichtung in die Wissenschaft — wie der Alchimie die Chemie, der Astrologie die Astronomie, so folgt den Staatsromanen die Staatswissenschaft, die Nationalökonomie, das Studium des sozialen Lebens; statt der Dichtung das System. Wirklich: anstatt? Nein, aus der Traum- und Zaubersphäre gelangen wir nicht heraus, wenn wir die großen Werke Robert Owens, St. Simons, Fouriers betrachten: sie sind alle Utopisten. Das 19. Jahrhundert bringt die Umgestaltung der Industrie durch die Dampfkraft, die die alte Gesellschaft in die Luft sprengt und das Proletariat heraufzieht. Owen versucht in seiner Spinnerei in Schottland praktisch die Ideale zu verwirklichen. Der St. Simonismus ist eine Religion, schlimmer als der Kommunismus, denn alles ist einem Industriepapst überlassen, der unfehlbar über Talent und Arbeit, Kapital und Lohn, Personen und Sachen verfügt. Am schärfsten ist wohl Fourier, der zwar in seinen berühmten Phalansterien von je 12—1800 Personen alle Gewerbe, Altersklassen usw., auch die verschiedenen Charaktere vereinigt und den Staat zu einer Arbeits- und Vergnügungsgemeinschaft gestaltet, aber doch reichlich soviel Phantastisches bringt, wie die anderen Utopisten: sein Ideal ist immerhin neu, es ist der Staat der Dicken, die 144 Jahre alt werden (Steinachs Verjüngungsoperation!), bis zum 120. Jahre Kinder bekommen und — keine Zahnschmerzen kennen! Doch schon taucht ein neuer Roman auf, der weitaus der gelesenste und berühmteste der vormärzlichen Zeit wurde und uns so recht bestätigt, wie alle diese Dichter Kinder ihrer Zeit: Platos Gerechtigkeitsstaat zeigt die antike Denkweise, Morus' Utopia den freien Humanisten, Campanella die Weltanschauung der sterbenden Scholastik, das Königreich Ophir, 1699 das Ideal des Wohlfahrtsstaates — Cabets Reise nach Ikarien 1842 entwirft, angeregt durch ein ähnliches englisches Werk, ein Wonnebild irdischer Glückseligkeit, wie es die Genußsucht eines neuen Geschlechts wünscht. Dieses Ikarien ist ein wundervolles Schlaraffenland, technisch und politisch mit allem Komfort der Neuzeit und Zukunft hinreißend geschildert für die Jugend und das weibliche Geschlecht, das der Verfasser gewinnen will; ein Land mit gesteigertem Fleischverbrauch, mit staatlichen Parfümerien, 60 000 Pferden, die zum Spazierenreiten zur Verfügung stehn, Selbstverwaltung in den Schulen, Volkssouveränität, einem Parlament von 2000 Köpfen und einem Präsidenten, der zwar nicht Sattler, aber Maurer ist (sein Vorgänger war Transportarbeiter, Fuhrmann), kurz, das Ideal der radikalen Demokratie, unter Beibehaltung der Ehe; Religion mit offiziellen Dogmen, aber ohne Offenbarung, Presse, aber nur amtlich wie die Geschichtsschreibung.

Die weitern Erzeugnisse dieses Literaturgebiets gehören — wenn wir etwa absehn von des dänischen Dichters und Philosophen Sibbern „Aus dem Jahre 2135" und Jacinto Verdaguers, des Katalanen, „Atlantis" — der neuen Zeit an. Aus Nordamerika, wo die meisten Versuche, utopische Gemeinwesen zu verwirklichen, gemacht und — mißlungen sind, aus dem Lande der Trusts und Wolkenkratzer, kommt die neue Utopie, die in Millionen Exemplaren verbreitet und von Gebildeten und weniger Gebildeten mehr verschlungen als gelesen wurde (Reclam 2661/2), Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000", Verherrlichung des Sozialismus des 21. Jahrhunderts gegenüber dem früheren Individualismus. Ergänzende Novellen und widerlegende Gegenstücke folgen in Menge. Bellamy selbst schreibt 1898 einen weniger unterhaltenden, ergänzenden Roman „Gleichheit". Daneben macht des Österreichers Hertzka „Freiland" Propaganda. Donellys Cäsars Denksäule schildert Luftkämpfe durch die „Dämonen", wie sie im Weltkrieg schon stattfanden. Mantegazza führt uns ins Jahr 3000, in England treten Mackay und Wells auf diesem Gebiet auf, andere Schriften führen uns nach Judäa im Jahre 6000 (Osterberg-Verakoff 1893), in ein Reich, ähnlich wie es der Zionismus plant, und dazu treten Erzählungen und ernstere Schriften, die die Gestaltung von Staat und Gesellschaft unter dem Einfluß der Maschinen oder Elektrizität der Zukunft usw. schildern oder rein technisch (Kellermann: Tunnel) oder selbst die Hygiene des Zukunftsstaats darstellen, wie der in mehreren Auflagen mit kolorierter Tafel versehene „Zukunftsstaat" von Bilz.

Es fehlen auch nicht die tief religiösen Utopien, wie die dem Heiland aller Völker gewidmete Erzählung aus dem Jahre 2000 bis 2030, das „Goldene Zeitalter" (712 Seiten mit 24 Bildern) von Faulhaber.

Inzwischen haben die Staatsromane auch ihren Geschichtsschreiber gefunden (1892), den Anonymus der „Schlaraffia politica"*, nach deren Erscheinen die fünftägige Reichstags-

*) Die Schrift hat den Schreiber dieser Zeilen zum Verfasser; Leser, die es wünschen, finden darin Einzelheiten und wissenschaftliches Material. Gelehrte Kollegen fanden den Titel für die ernste Sache nicht geeignet. Verfasser glaubt auch heute noch, daß bei Wahl gelehrten Titels und Namensnennung damals nicht eine Verbreitung in Tausenden von Exemplaren stattgefunden hätte. Die in mehreren Auflagen erschienene französische Ausgabe mit Namen (übersetzt von Chazaud des Granges) führt den ernsteren Titel: L'Eternelle Utopie. Verfasser ist bereit, auf ev. Anfragen kurze Auskunft auf beigefügter Antwortkarte zu geben.

Digitized by Google

erörterung (Februar 1893) über den Zukunftsstaat der Proletarier stattfand, unter Beteiligung von Bebel, Stöcker, Richter usw. Der Anfang unseres Jahrhunderts fügt dann besonders Schriften über den Zukunftskrieg hinzu, Parabellum, Niemann, Le Queux usw. — es können nicht alle Titel aufgeführt werden. Merkwürdig bleibt und nicht ohne Interesse für uns, die wir solche vor 20, 30 Jahren verfaßten Schriften in die Hand nehmen, daß sich viele Ereignisse fast genau so vollzogen haben, wie sie von jenen Propheten geschildert worden sind, so Begebenheiten im Weltkrieg oder z. B. das Ende der Hohenzollern und die Wiederherstellung Polens (in „Etwas später" von dem römisch-katholischen Laicus). An Zukunftsromane schließen sich neuerdings auch dramatische Versuche an, wie E. von Hellens „Hyazinth" und endlich hat gar ein Berliner Zirkus (Schumann) 1906 den Zukunftsstaat Femina als Ausstattungspantomine, in der Hauptstadt Emanzipatoria spielend, vorgeführt!

Genug, übergenug der Phantasien — wird der Leser sagen. Nur um in diesem Labyrinth fast verwirrender Vorschläge zu orientiren, seien noch wenige Worte gestattet, die geeignet sind, die Luftschlösser, die an uns vorüberzogen, zu erleuchten. Man darf behaupten, daß diese Staatsromane weite Kreise zum Nachdenken über soziale Mißstände angeregt und so mittelbar auch zu ihrer Hebung beigetragen haben. Darin liegt ihre Bedeutung, mehr als in den positiven Vorschlägen, nach denen kein Staatsmann eine Verfassung geformt hätte. Verwirklichungsversuche sind übrigens mehrfach gemacht worden und es wäre eine dankbare Aufgabe ihnen nachzugehn, heute darf ich dem Leser nicht noch mehr zumuten und ihn nicht nach Nord- oder Südamerika führen, wo man im kleinen und im großen Gemeinwesen nach utopischen Bauplänen errichtet hat. So haben die Utopien auch gefährlich gewirkt. So verschieden ihre Ideale, so stimmen doch die meisten darin überein, daß sie in einer besten Verfassung das Glück des Volkes erblicken. Schon hier ein oder zwei Grundfehler. Es wird damit der Begriff der Entwicklung verkannt. Auch Verfassungen sind wandelbar. Vor allem aber ist es nachgerade als Wahn anerkannt, als ob Glück und Freiheit von einer bestimmten Staatsform abhängig wären; ebenso, daß es überhaupt eine für alle Völker und Zeiten absolut „beste" Verfassung gibt. Nicht alle Zukunftsstaaten sind Republiken, aber doch die meisten. Im wesentlichen begeistern sich die Utopisten für das Ideal des Durchschnittphilisters, repräsentative Demokratie — doch Listenskrutinium und Wahltechnik lassen sich poetisch übel darstellen, wie besonders Harringtons Oceana zeigt. Ein Kennzeichen aller dieser Staaten ist aber ein Heer von Aufsichtsbeamten, schließlich ist es beinah wie in Athen zur Zeit des Aristophanes: „Des Staates Gelder braucht ihr auf zu Sold und Lohn, stets sorgend, was der eignen Tasche Vorteil bringt, indes der Staat ganz lendenlahm so weiter hinkt" (Ekklesiazusen 206). — Eine Hauptsorge aller dieser Staatsgebilde ist die Ehe oder Nichtehe, so muß man vielmehr sagen. Denn auch die Verbindung für einen Frühling, eine Nacht soll gleichstehen der Gemeinschaft „bis daß der Tod sie scheide". Was hierüber gedichtet wird, wirkt meist sehr abstoßend, und mit größter Vorsicht muß man den Anregungen nachdenken, die diese Herolde einer neuen Bevölkerungspolitik geben und die ja nicht nur Übertriebenes enthalten: versucht man doch in einigen Staaten Amerikas neuerdings durch Maßregeln des Ehe- und Strafvollzugsrechts der Verschlechterung der Rasse entgegenzuwirken. Die meisten Ehegesetze aber jener Traumstaaten kommen nur auf rationelle Menschenzucht hinaus (Zirkus-Mensch) und würdigen die Verbindung von Mann und Weib, die selbst den heidnischen Römern als heilig und göttlich erschien, in zynischer Weise herab: dies Paradies würde bald an den Brunftplatz der Hirsche erinnern. Wenn es aber Sünde ist, eigene Frauen zu haben, ist naturgemäß auch das Band zwischen Eltern und Kindern zerrissen: die Erziehung ist Zwangserziehung zu denkenden Tieren, und man muß unwillkürlich an Aristoteles' Ausspruch denken: Wehe den Kindern, deren Vater der Staat ist! Die Hauptsache bleibt in allen Utopien die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, und fast alle vertreten genau wie die Schlaraffenmärchen möglichst kurze Arbeitszeit, bis zu vier oder drei Stunden herab. Beteiligung am Gewinn ist selbstverständlich; Beteiligung am Verlust wird nicht erwähnt, was man den Dichtern nicht übel nehmen kann, da selbst gelehrte Nationalökonomen diesem Problem lieber aus dem Wege gingen. Übrigens lassen nur wenige den Arbeitsertrag dem einzelnen zufließen, die meisten vertreten einen vollen und tollen Kommunismus: die Abschaffung des Privateigentums ist der Kern aller Utopien. Ach es klingt so schön: „Die Erde gehört keinem, ihre Früchte allen", und doch ist das Privateigentum die Quelle moralischer Kraft und technischer Fähigkeit, der Hebel jeglicher Kultur, der das Herdentier zum Menschen gemacht, den heimischen Herd geschmückt, Geschicklichkeit und Kunst geschaffen und überliefert hat. In bezug auf die Überspannung des Eigentumsbegriffs, den Mißbrauch des Handels, den Wucher enthalten die Staatsromane viel Wahres — wer möchte das leugnen in einer Zeit, wo selbst aus dem Volk der Dichter und Denker beinah ein Volk der Wucherer und Schieber geworden? Und doch läuft viel Törichtes unter, z. B. wenn so vielfach gesagt wird, es gäbe kein Geld. Das ist eine Begriffsverwirrung, eine Selbsttäuschung, denn auch Bellamys Kreditkarte wie Cyrano de Bergeracs Alexandriner sind genau so

Digitized by Google

Sicherheit und Ordnung der Freiheit vor, und der Zusteuerung auf Kommunismus und Anarchie folgte nach dem Gesetz der Geschichte der Despotismus, der Diktator. Die Utopie aber, sie hört nimmer auf, sie flüchtet jedoch aus der unterhaltenden Dichtung in die Wissenschaft — wie der Alchimie die Chemie, der Astrologie die Astronomie, so folgt den Staatsromanen die Staatswissenschaft, die Nationalökonomie, das Studium des sozialen Lebens; statt der Dichtung das System. Wirklich: anstatt? Nein, aus der Traum- und Zaubersphäre gelangen wir nicht heraus, wenn wir die großen Werke Robert Owens, St. Simons, Fouriers betrachten: sie sind alle Utopisten. Das 19. Jahrhundert bringt die Umgestaltung der Industrie durch die Dampfkraft, die die alte Gesellschaft in die Luft sprengt und das Proletariat heraufzieht. Owen versucht in seiner Spinnerei in Schottland praktisch die Ideale zu verwirklichen. Der St. Simonismus ist eine Religion, schlimmer als der Kommunismus, denn alles ist einem Industriepapst überlassen, der unfehlbar über Talent und Arbeit, Kapital und Lohn, Personen und Sachen verfügt. Am schärfsten ist wohl Fourier, der zwar in seinen berühmten Phalansterien von je 12—1800 Personen alle Gewerbe, Altersklassen usw., auch die verschiedenen Charaktere vereinigt und den Staat zu einer Arbeits- und Vergnügungsgemeinschaft gestaltet, aber doch reichlich soviel Phantastisches bringt, wie die anderen Utopisten: sein Ideal ist immerhin neu, es ist der Staat der Dicken, die 144 Jahre alt werden (Steinachs Verjüngungsoperation!), bis zum 120. Jahre Kinder bekommen und — keine Zahnschmerzen kennen! Doch schon taucht ein neuer Roman auf, der weitaus der gelesenste und berühmteste der vormärzlichen Zeit wurde und uns so recht bestätigt, wie alle diese Dichter Kinder ihrer Zeit: Platos Gerechtigkeitsstaat zeigt die antike Denkweise, Morus' Utopia den freien Humanisten, Campanella die Weltanschauung der sterbenden Scholastik, das Königreich Ophir, 1699 das Ideal des Wohlfahrtsstaates — Cabets Reise nach Ikarien 1842 entwirft, angeregt durch ein ähnliches englisches Werk, ein Wonnebild irdischer Glückseligkeit, wie es die Genußsucht eines neuen Geschlechts wünscht. Dieses Ikarien ist ein wundervolles Schlaraffenland, technisch und politisch mit allem Komfort der Neuzeit und Zukunft hinreißend geschildert für die Jugend und das weibliche Geschlecht, das der Verfasser gewinnen will; ein Land mit gesteigertem Fleischverbrauch, mit staatlichen Parfümerien, 60 000 Pferden, die zum Spazierenreiten zur Verfügung stehn, Selbstverwaltung in den Schulen, Volkssouveränität, einem Parlament von 2000 Köpfen und einem Präsidenten, der zwar nicht Sattler, aber Maurer ist (sein Vorgänger war Transportarbeiter, Fuhrmann), kurz, das Ideal der radikalen Demokratie, unter Beibehaltung der Ehe; Religion mit offiziellen Dogmen, aber ohne Offenbarung, Presse, aber nur amtlich wie die Geschichtsschreibung.

Die weitern Erzeugnisse dieses Literaturgebiets gehören — wenn wir etwa absehn von des dänischen Dichters und Philosophen Sibbern „Aus dem Jahre 2135“ und Jacinto Verdaguers, des Katalanen, „Atlantis“ — der neuen Zeit an. Aus Nordamerika, wo die meisten Versuche, utopische Gemeinwesen zu verwirklichen, gemacht und — mißlungen sind, aus dem Lande der Trusts und Wolkenkratzer, kommt die neue Utopie, die in Millionen Exemplaren verbreitet und von Gebildeten und weniger Gebildeten mehr verschlungen als gelesen wurde (Reclam 2661/2), Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000“, Verherrlichung des Sozialismus des 21. Jahrhunderts gegenüber dem früheren Individualismus. Ergänzende Novellen und widerlegende Gegenstücke folgen in Menge. Bellamy selbst schreibt 1898 einen weniger unterhaltenden, ergänzenden Roman „Gleichheit“. Daneben macht des Österreichers Hertzka „Freiland“ Propaganda. Donellys Cäsars Denksäule schildert Luftkämpfe durch die „Dämonen“, wie sie im Weltkrieg schon stattfanden. Mantegazza führt uns ins Jahr 3000, in England treten Mackay und Wells auf diesem Gebiet auf, andere Schriften führen uns nach Judäa im Jahre 6000 (Osterberg-Verakoff 1893), in ein Reich, ähnlich wie es der Zionismus plant, und dazu treten Erzählungen und ernstere Schriften, die die Gestaltung von Staat und Gesellschaft unter dem Einfluß der Maschinen oder Elektrizität der Zukunft usw. schildern oder rein technisch (Kellermann: Tunnel) oder selbst die Hygiene des Zukunftsstaats darstellen, wie der in mehreren Auflagen mit kolorierter Tafel versehene „Zukunftsstaat“ von Bilz.

Es fehlen auch nicht die tief religiösen Utopien, wie die dem Heiland aller Völker gewidmete Erzählung aus dem Jahre 2000 bis 2030, das „Goldene Zeitalter“ (712 Seiten mit 24 Bildern) von Faulhaber.

Inzwischen haben die Staatsromane auch ihren Geschichtsschreiber gefunden (1892), den Anonymus der „Schlaraffia politica“*, nach deren Erscheinen die fünftägige Reichstags-

*) Die Schrift hat den Schreiber dieser Zeilen zum Verfasser; Leser, die es wünschen, finden darin Einzelheiten und wissenschaftliches Material. Gelehrte Kollegen fanden den Titel für die ernste Sache nicht geeignet. Verfasser glaubt auch heute noch, daß bei Wahl gelehrten Titels und Namensnennung damals nicht eine Verbreitung in Tausenden von Exemplaren stattgefunden hätte. Die in mehreren Auflagen erschienene französische Ausgabe mit Namen (übersetzt von Chazaud des Granges) führt den ernsteren Titel: L'Eternelle Utopie. Verfasser ist bereit, auf ev. Anfragen kurze Auskunft auf beigefügter Antwortkarte zu geben.

Digitized by Google

erörterung (Februar 1893) über den Zukunftsstaat der Proletarier stattfand, unter Beteiligung von Bebel, Stöcker, Richter usw. Der Anfang unseres Jahrhunderts fügt dann besonders Schriften über den Zukunftskrieg hinzu, Parabellum, Niemann, Le Queux usw. — es können nicht alle Titel aufgeführt werden. Merkwürdig bleibt und nicht ohne Interesse für uns, die wir solche vor 20, 30 Jahren verfaßten Schriften in die Hand nehmen, daß sich viele Ereignisse fast genau so vollzogen haben, wie sie von jenen Propheten geschildert worden sind, so Begebenheiten im Weltkrieg oder z. B. das Ende der Hohenzollern und die Wiederherstellung Polens (in „Etwas später" von dem römisch-katholischen Laicus). An Zukunftsromane schließen sich neuerdings auch dramatische Versuche an, wie E. von Hellens „Hyazinth" und endlich hat gar ein Berliner Zirkus (Schumann) 1906 den Zukunftsstaat Femina als Ausstattungspantomine, in der Hauptstadt Emanzipatoria spielend, vorgeführt!

Genug, übergenug der Phantasien — wird der Leser sagen. Nur um in diesem Labyrinth fast verwirrender Vorschläge zu orientiren, seien noch wenige Worte gestattet, die geeignet sind, die Luftschlösser, die an uns vorüberzogen, zu erleuchten. Man darf behaupten, daß diese Staatsromane weite Kreise zum Nachdenken über soziale Mißstände angeregt und so mittelbar auch zu ihrer Hebung beigetragen haben. Darin liegt ihre Bedeutung, mehr als in den positiven Vorschlägen, nach denen kein Staatsmann eine Verfassung geformt hätte. Verwirklichungsversuche sind übrigens mehrfach gemacht worden und es wäre eine dankbare Aufgabe ihnen nachzugehn, heute darf ich dem Leser nicht noch mehr zumuten und ihn nicht nach Nord- oder Südamerika führen, wo man im kleinen und im großen Gemeinwesen nach utopischen Bauplänen errichtet hat. So haben die Utopien auch gefährlich gewirkt. So verschieden ihre Ideale, so stimmen doch die meisten darin überein, daß sie in einer besten Verfassung das Glück des Volkes erblicken. Schon hier ein oder zwei Grundfehler. Es wird damit der Begriff der Entwicklung verkannt. Auch Verfassungen sind wandelbar. Vor allem aber ist es nachgerade als Wahn anerkannt, als ob Glück und Freiheit von einer bestimmten Staatsform abhängig wären; ebenso, daß es überhaupt eine für alle Völker und Zeiten absolut „beste" Verfassung gibt. Nicht alle Zukunftsstaaten sind Republiken, aber doch die meisten. Im wesentlichen begeistern sich die Utopisten für das Ideal des Durchschnittphilisters, repräsentative Demokratie — doch Listenskrutinium und Wahltechnik lassen sich poetisch übel darstellen, wie besonders Harringtons Oceana zeigt. Ein Kennzeichen aller dieser Staaten ist aber ein Heer von Aufsichtsbeamten, schließlich ist es beinah wie in Athen zur Zeit des Aristophanes: „Des Staates Gelder braucht ihr auf zu Sold und Lohn, stets sorgend, was der eignen Tasche Vorteil bringt, indes der Staat ganz lendenlahm so weiter hinkt" (Ekklesiazusen 206). — Eine Hauptsorge aller dieser Staatsgebilde ist die Ehe oder Nichtehe, so muß man vielmehr sagen. Denn auch die Verbindung für einen Frühling, eine Nacht soll gleichstehen der Gemeinschaft „bis daß der Tod sie scheide". Was hierüber gedichtet wird, wirkt meist sehr abstoßend, und mit größter Vorsicht muß man den Anregungen nachdenken, die diese Herolde einer neuen Bevölkerungspolitik geben und die ja nicht nur Übertriebenes enthalten: versucht man doch in einigen Staaten Amerikas neuerdings durch Maßregeln des Ehe- und Strafvollzugsrechts der Verschlechterung der Rasse entgegenzuwirken. Die meisten Ehegesetze aber jener Traumstaaten kommen nur auf rationelle Menschenzucht hinaus (Zirkus-Mensch) und würdigen die Verbindung von Mann und Weib, die selbst den heidnischen Römern als heilig und göttlich erschien, in zynischer Weise herab: dies Paradies würde bald an den Brunstplatz der Hirsche erinnern. Wenn es aber Sünde ist, eigene Frauen zu haben, ist naturgemäß auch das Band zwischen Eltern und Kindern zerrissen: die Erziehung ist Zwangserziehung zu denkenden Tieren, und man muß unwillkürlich an Aristoteles' Ausspruch denken: Wehe den Kindern, deren Vater der Staat ist! Die Hauptsache bleibt in allen Utopien die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, und fast alle vertreten genau wie die Schlaraffenmärchen möglichst kurze Arbeitszeit, bis zu vier oder drei Stunden herab. Beteiligung am Gewinn ist selbstverständlich; Beteiligung am Verlust wird nicht erwähnt, was man den Dichtern nicht übel nehmen kann, da selbst gelehrte Nationalökonomen diesem Problem lieber aus dem Wege gingen. Übrigens lassen nur wenige den Arbeitsertrag dem einzelnen zufließen, die meisten vertreten einen vollen und tollen Kommunismus: die Abschaffung des Privateigentums ist der Kern aller Utopien. Ach es klingt so schön: „Die Erde gehört keinem, ihre Früchte allen", und doch ist das Privateigentum die Quelle moralischer Kraft und technischer Fähigkeit, der Hebel jeglicher Kultur, der das Herdentier zum Menschen gemacht, den heimischen Herd geschmückt, Geschicklichkeit und Kunst geschaffen und überliefert hat. In bezug auf die Überspannung des Eigentumsbegriffs, den Mißbrauch des Handels, den Wucher enthalten die Staatsromane viel Wahres — wer möchte das leugnen in einer Zeit, wo selbst aus dem Volk der Dichter und Denker beinah ein Volk der Wucherer und Schieber geworden? Und doch läuft viel Törichtes unter, z. B. wenn so vielfach gesagt wird, es gäbe kein Geld. Das ist eine Begriffsverwirrung, eine Selbsttäuschung, denn auch Bellamys Kreditkarte wie Cyrano de Bergeracs Alexandriner sind genau so

Digitized by Google

Geld- wie Kaurimuscheln oder unsere Papierscheine und Aluminiumstücke, nämlich Wertvertreter und Wertmesser. Das ist also Wortstreit.

Nur eins aber sei noch aus dem Rechts- und geistigen Leben hervorgehoben. Fast alle dieser Zukunftsstaaten erfreuen sich der Abwesenheit der Juristen. Rechtspflege ist Überfluß, denn es gibt keinen Streit und keine Verbrechen. Welch ein Wahn! Gewiß ist, daß viele Untaten in Geldsucht ihren Grund haben, aber doch nicht alle. Sinnlichkeitsdelikte, Morde aus Rach- oder Eifersucht werden bleiben. Hier zeigt sich so recht deutlich, wie diese Utopisten die Macht der Sünde, der Ichsucht oder wie man es auch nennen will, unterschätzen, wie sie nie mit menschlichen Schwächen und menschlichem Vorurteil rechnen. Aber ein Verbrechen wird es in diesen goldenen Zeiten geben: nämlich, wer abweicht von der Meinung der Regierung, wird lebendig begraben (Morelly) — es gibt nur eine Zeitung, eine offizielle Geschichte und Wissenschaft, und das ist das Entscheidende. In allen dieser Idealstaaten wird die Freiheit der Gleichheit geopfert, das ist der Grundfehler aller dieser Traumbilder.

Die Zukunftsstaaten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart sind großen Zuchthäusern vergleichbar mit gleicher Lebensführung, Arbeitsverteilung usw. Vielleicht kann man sie auch mit Klöstern vergleichen, für deren Beseitigung Treitschke eintrat, weil sie die Freiheit rauben. In der Tat wird derjenige, der sich näher mit dieser Literaturgattung beschäftigt, vielfach Gedanken mittelalterlichen Klosterkommunismus' finden, oft verschmolzen mit scholastischem Geisteszwang, mit alttestamentlich jüdischen Einrichtungen (Jubeljahr) und mit chiliastischen Phantasien, die immer Anhänger finden.

Auch unsere Zeit zeigt eine Fülle sozialer Gesetze. Dem „besten Staate" bringen sie wenig näher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Gesinnung, Bürgertugend und Sittlichkeit entwickelt werden. Alle Utopisten wähnen, daß Gesetze, Einrichtungen, Verfassungen, Formen ein Neues schaffen. O nein! Die Formen der Freiheit gilt es mit heilsamem Inhalt zu erfüllen. Daß der Staat das Glück des einzelnen fördern, nicht aber schmieden kann, beweist die Geschichte des Wohlfahrtsstaates. „Daß Glück ihm günstig sei, was nützt's dem Stöffel? Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel." So wird es wohl dabei bleiben, daß die die Vernünftigsten sind, die den Staat für den besten halten, der Bürger mit edler Gesinnung und richtig ausgewählte tüchtige Beamte, den rechten Mann am rechten Platze hat oder wie es der Schlußsatz des Königreichs Ophir (1699, eine Schrift, die wohl nur noch in einem oder sehr wenigen Exemplaren vorhanden ist) ausdrückt im Hinblick auf den Spruch: 1. Kön. 10, 11, 22: „Und also ist der vollkommene Staat des Königreichs Ophir beschaffen. Ist aber jemand begierig zu wissen, wo daselbe sei, der nehme zum Beschluß diese Nachricht: wo die wahre christliche Religion in reiner Lehre und heiligem Lebenswandel sowohl der Lehrer als auch der Zuhörer fleißig im Schwange geht, da ist das reinste gediegenste Gold; wo Recht und Gerechtigkeit ohne Unterschied gehandhabt wird, da ist das feinste Silber; wo Handel und Wandel in gutem Flor, da ist viel nutzenbringend Helffenbein; wo die Untertanen nichts als christlöbliche Taten ihres Regenten vor sich sehen, da sind die besten Affen; wo alle königliche Bediente für das Heil ihres Herrn und Aufnehmen des gemeinen Besten treulich und unermüdlich sorgen, da sind die wachsamsten Pfauen; wo aber dieses alles, da ist das Königreich Ophir."

So nehmen wir Abschied voneinander, lieber Wandergenosse, manches seltsame Bild haben wir miteinander betrachtet, es war ein Einblick eigener Art in das Getriebe menschlicher Phantasie, und wir sind belehrt, daß es zu allen Zeiten eine soziale Frage gegeben hat und daß der einzelne nie vergessen soll, daß sittliche Bande ihn an das große Ganze knüpfen, daß Geburt und Besitz verpflichten; aber es kann nichts Ernüchternderes geben, als den Nachweis, den wir geführt, daß das vergebliche Haschen nach etwas Unerreichbarem sich zu allen Zeiten wiederholt hat. Eine Fata morgana! Tauche hinab, du sonnenumglänztes Eiland, tauche hinab in die Nacht des Ungebornen. Goldig schimmert Utopien in der Ferne; prüfendem Blick zerrinnt die rosige Täuschung: Selige Gefilde, wo ungepflügt die Erde ihre Gaben spendet, wo Habsucht und Hader, Sorge, Gebrechen und Gram gebannt sind — solche Gefilde gibt es auf irdischer Welt nicht. Wie es heißt, daß das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden kommt, sondern „in euch" ist, so kann auch der beste Staat nur von innen heraus geboren werden. Die Dichter der Staatsromane geben nicht nur flüchtigen Träumen allerlei Form und Fassung, ihre Dichtungen offenbaren das tiefste Sehnen aller Völker. Es handelt sich nicht nur um stürmisches Begehren unruhiger Geister, sondern auch um das sehnlichste Gebet stiller Leute in allen Landen, und dieses Empfinden ist nicht nur treibende Kraft für Besserung im irdischen und politischen Leben, sondern birgt höchste Ideale der Menschenbrust und offenbart und enthält in Wahrheit göttliche Ideen. Wir Deutsche aber, deren Seele in allen Staatsromanen den nationalen Klang vermißt, wollen in gegenwärtigen Zeitläuften uns nicht mit unsichtbaren Gestaden und ungelösten Scharaden beschäftigen, sondern uns den Merkspruch des vaterlandsfreudigen Dichters in den Sinn prägen:

Laßt den Schlaraffentraum
Vom tausendjährigen Reiche,
Pflegt lieber des Reiches Baum
Zur tausendjährigen Eiche,
Die sich nicht beugt vom Donner auch umstürmt,
Und alles, was deutsch ist, in der Welt beschirmt.

Digitized by Google

Hochzeit zu Kana. Gemälde von Hans Schüz

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Das Haus des Bischofs

Von Friedrich Freksa

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wandelte durch die Straßen und Gäßlein der ehemaligen Reichsstadt Weil in Schwaben eine hohe, dunkle Gestalt, der die Bürgerleute scheu und verstohlen nachschauten. Seine Ehrwürden, der Herr Pfarrer Peter Billung, war den guten Weilderstädtern trotz eines fast zehnjährigen Aufenthaltes innerhalb ihrer Mauern fremd und unheimlich geblieben.

Kein Mensch wußte, was den Pfarrer, der kein Stadtkind, ja nicht einmal ein Schwab war, in den Ort gezogen. Er bewohnte das hohe, einsame Haus am Markte, das sich vormals der Bischof Gall für seine Greisentage erbaute.

Wie alte Leute zu berichten wußten, hatte dem Herrn Bischof der Aufenthalt in seiner Heimatstadt sehr wenig Freude, desto mehr Kummer und Herzeleid gebracht. Nacheinander nahm er drei schöne Nichten zu seines Leibes Pflege und seines Geistes Unterhaltung in sein stattliches Haus. Allein die erste ging mit einem südländischen Herrn in einer Novembernacht mit Extrapostpferden davon. In Calw wurde sie vom Postillon erkannt. Die zweite starb an einem hitzigen Nervenfieber und die dritte, die zierlichste, die hübscheste von allen, das blonde Mariele, ward eines Morgens auf dem Speicher am Stricke hängend gefunden. Darüber war dem Bischof Gall das Herz gebrochen. Kein rechter Weilderstätter fand sich, der in dem Unglückshause fortan hätte wohnen wollen, bis eines Tages der Post als Reisender der Pfarer Peter Billung entstieg. Bei einem Rundgang durch die Stadt fiel ihm das Haus auf. Er fragte, warum es leer stünde, erfuhr seine Geschichte und mietete es auf lange Zeit für ein geringes Geld.

In den langen Jahren seines Aufenthaltes hatte Herr Peter Billung außer mit dem Rickele, einem alten Weiblein, das ihm den Hausstand besorgte, kaum ein Wort gewechselt. Er grüßte den Postwirt, den Bürgermeister, den Doktor, den Apotheker und die geistlichen Herren, die er vom Ansehen kannte. Aber nie begann sein Fuß bei einer Begegnung zögernd am Boden zu wurzeln, um ein kleines Straßengespräch zu beginnen, wie es doch anständigen Herren besseren Standes ziemt, die durch die Zeit an einem Orte vertraut werden. Sein ernstes, langgeschnittenes Gesicht blieb höflich und abweisend. Und fragte einer das Rickele nach seinem Herrn, so schloß es die Augen und schluckte, als müsse es unerhörte Dinge, das es gesehen, in seine Seele hinabwürgen.

War es ein Wunder, wenn sich die Leute heimlich zuraunten, der Pfarrer Peter Billung könne mehr als Brot essen?

Kinder, die an Sommertagen auf dem Markte spielten, lugten wohl verstohlen durch die geöffneten Fenster des Erdgeschosses in das unheimliche Haus hinein. Sie gewahrten den Pfarrer am Tische sitzend, den Kopf über große Folianten gebeugt. Dann gruselte es die Kleinen bis ins Gebein. Sie sahen den Hexenmeister an der Arbeit und vermeinten, etwas Schreckliches müsse über sie hereinbrechen. Aber gruseln ist für kleine und große Kinder zu süß, als daß sie den Ort eines Gruselns dauernd vermeiden können.

Doch Genaues konnte seiner Ehrwürden nicht nachgesagt werden, soviel sich auch um den Sonderling spann an Nachbarngeschwätz und kindlichen Phantasien, bis die achtundvierziger Revolution über die deutschen Lande hinbrauste und der Herr Ratsapotheker in eine Geschichte hineingeflochten wurde, die ihm zwar nicht klar wurde, aber den Weilderstädtern doch zu bestätigen schien, daß sie mit ihren Gefühlen gegen den fremden Mann recht behielten.

Im Juni des Jahres 1849, da aller Gemüter in Süddeutschland siedend heiß waren von Demokratentum und deutscher Republik, geschah es, daß an einem hellen Abend ein junger Student mit langem, festem Wanderschritte in das Städtlein hereinmarschiert kam. Er wandte sich an den Herrn Apotheker, der nach des Tages Last und Hitze am Fenster in Hemdsärmeln behaglich die Tagessorgen verschwitzte und bei seiner Pfeife politischen Gedanken nachsann, und fragte ihn, wo er den Herrn Pfarrer Billung finden könne. Gern hätte der Apotheker Näheres erfahren, woher der Student käme, wohin er ginge, und wie es im Reiche stünde, zumal drüben im Badischen, wo sie gegen die Preußen kämpften, was er über den Pfarrer wisse; allein der junge Feuerkopf war kurz angebunden, ließ nichts anderes als seine Frage verlauten und ging, als er erfahren, wo das Haus Billungs stünde, mit kurzem Gruße zum Markte hinauf. Alsbald zog der Apotheker seinen

langen Schoßrock an und eilte ebenfalls zum Markt und in die Post, um die Neuigkeit zu vermelden: Herr Peter Billung habe Besuch erhalten.

Wie aber erstaunten die Bürger allzumal, als nach Ablauf kaum einer halben Stunde sich die Tür zur Gaststube der Post öffnete, und seine Ehrwürden höchstselbst mit dem Fremdling erschienen, an einem Tische Platz nahmen und Wein und Speisen bestellten.

Für ein Weilchen erstarb ein jedes Gespräch, und die Augen wanderten langsam an allen Wänden der Stuben herum, bis sie auf dem seltsamen Paare haften blieben. Diese Blicke erwiderte der junge Mensch trotzig. Seine Ehrwürden aber zeigten auf den schmalen Lippen ein feines Lächeln, das sich unter den ernsten Augen merkwürdig boshaft, ja verächtlich ausnahm.

Der Apotheker, den ständige Neugierde plagte, vermochte es nicht zu ertragen, daß ein Fremder unbefragt den Postsaal verließe. Wie von ungefähr strich der kleine, fette, bewegliche Mann am Tische des Pfarrers vorbei, grüßte höflich und fragte den Studenten, ob die Zeitung wahr wäre, daß der Hecker gefangen und gehangen sei und die deutsche Freiheit hoffnungslos daniederläge.

Noch lange später darnach erzählte der Apotheker oft, wie er gleich gesehen, daß diese Frage den jungen Studenten in die innerste Seele getroffen habe, wie es ihn gedrängt hätte, mit Worten loszubrechen. Da aber hätte der Herr Peter Billung schier höhnisch sich dazwischengemengt und erklärt, sein Neffe schere sich nicht um Politika, er sei ihm von seiner Eminenz, dem Herrn Erzbischof zugesandt, auf daß er ihn in die schwierigen Teile des kanonischen Rechtes einführe, dieweil seine Eminenz ihn später als eine Art Secretarius zu gebrauchen gedächten.

An diesem mageren Bissen mußten sich die Weilderstädter und der Herr Apotheker eine Weile begnügen lassen. Daß der junge Herr in der Tat viel studiere, entnahmen sie daraus, daß sie Abend für Abend in einem einsamen Eckfenster des alten Hauses bis spät über Mitternacht hinaus Licht erblickten, das manchesmal auch in die anschließenden Zimmer wanderte. Auch wurden sie es gewahr, daß das Gesicht des jungen Menschen, der selten und nur in Begleitung seines Oheims ausging, von Woche zu Woche blasser wurde. Diese Gesichtsfarbe schien in der Tat auf seine geistige Beschäftigung mit Feder und Tinte hinzuweisen, und die Frauen und Mädchen der Stadt beklagten das junge Blut, das sich so sehr für den finsteren Oheim plagen müsse.

Der Herr Apotheker ging nur auf Zehenspitzen über den Markt und mit Augen, die wie Magnetnadeln vom Bischofshause angezogen wurden, so stach ihn die Neugier, über den Studenten und den Herrn Pfarrer mehr zu erfahren. Vorsichtig lugte er um die Ecke des Platzes durch die Säulen des Rathauses hinüber zum Bischofshaus, um zu erspähen, ob der junge Fremde nicht einmal allein zu attrappieren sei.

Wochen gingen ins Land. Wohl kamen den Weilderstädtern traurige Nachrichten aus Deutschland und Schleswig-Holstein, aber vom Pfarrer Peter Billung und seinem Gaste, die ihnen doch vor der Nase saßen, erfuhren sie nichts.

Eines Abends, als schon Dämmerung aus den Gassen hervorwuchs und die Silhouetten der spitzgiebeligen Häuser schwarz in den abendlichen Himmel schnitten, vernahm der Apotheker, der in der Post bei geöffnetem Fenster saß, heftige Stimmen aus dem Studierzimmer des Pfarrers. Er sprang auf, begab sich auf den Markt und begann das Bischofshaus zu umkreisen, wie die Fledermaus den Kirchturm. An der schützenden Ecke blieb der menschenkluge Mann stehen und lauerte, denn er wußte aus seiner Erfahrung: Zorn ist der beste Schlüssel für verschlossene Gemüter. Als nun richtig, wie er gerechnet hatte, sich alsbald die Türe des Hauses öffnete und der Student heftig herausstürmte, war der Apotheker sofort bei der Hand, nahm den jungen Menschen, der hochrot vor Erregung war, unter den Arm und rief: „Freuen Sie sich, der Hecker ist seinen Verfolgern entgangen und zu Schiff in die freie amerikanische Republik unterwegs!“

Einen Augenblick zeigte das Gesicht des jungen Menschen Freude, danach traten schnell wieder die Mienen des Unmuts hervor. Der Apotheker drängte den Erregten in die Post hinein, in das behagliche Honoratiorenzimmer, das bislang noch von Gästen leer war. Vom besten roten Türkheimer ließ er auftragen und war klug genug, sich zu bezähmen und nicht in seinen Gast zu dringen, wußte er doch, daß Schweigen aus einem jungen, unmutigen Herzen am leichtesten alles herauslockt, was der Klügere zu erfahren gedenkt. Nach einigen stumm genossenen Gläsern Wein geriet der Fremde in das Fahrwasser, in das der Herr Apotheker ihn haben wollte.

Er sprach gleichsam mit sich selbst und verwünschte die unselige Idee, die ihn nach Weilderstadt geführt hatte.

„Aber ich mußte das Badische verlassen!“ schrie er den Apotheker an. „Ich war den unglücklichen Fahnen Heckers gefolgt! Wo

Digitized by Google

sollt' ich hin? Ich pries meinen Einfall, daß ich mich auf meiner Mutter Bruder besann, von dem es bei uns droben im Münsterischen hieß, er sei nach Schwaben verschollen. Wie sollt' ich ohne Geld und ohne Empfehlung in die Schweiz? Konnt' ich denn anders handeln? Konnt' ich wissen, daß es mich in Hoffnungslosigkeit und Herzensangst verstricken würde?"

Der Apotheker pflichtete allen diesen Erwägungen bei und tat die kluge Frage, ob denn der Herr Onkel den Neffen enttäuscht hätte? Da begann der hitzige Jüngling aufs neue sich, die Welt, seinen Oheim und das unselige Haus, darinnen er gelebt, zu verwünschen. Endlich begann er in geordneten Sätzen zu berichten.

⌘ ⌘ ⌘

„Am Tage meiner unverhofften und nicht gemeldeten Ankunft empfingen mich seine Ehrwürden, als hätten sie mich schon seit einigen Tagen erwartet und sagten zu mir: „Gut, daß du da bist! Das Zimmer ist längst gerüstet und erwartet seinen Gast!"

Über mich, mein Leben, meine Ideen und politischen Meinungen wußte der Oheim Bescheid, als hätte er mit mir in ständiger Briefverbindung gestanden. Mit seinem sonderbaren, boshaften Lächeln, das nur um die Mundwinkel, nie aber in den Augen spielt, meinte er zu allem, was ich anfangs mit Begeisterung sagte und berichtete: „Das kann ich mir denken, mein Sohn! Wer selbst jung war und Jugend nicht vergessen hat, muß dies ja alles wissen!"

Sogar daß ich zu Marburg ein Mädchen zurückgelassen habe, sagte er mir auf den Kopf zu, obwohl ich's abzuleugnen suchte. Gar spöttisch sprach er über diese Liebschaft, so daß ich endlich bekannte und schwur, immer und ewig würde ich Dorettens gedenken. Er aber lachte nur kurz und sagte: „Junges Blut tröstet sich mit dem ersten besten Schürzchen und wenn es nottut, mit einer blaßblauen Phantasie!" Ich begehrte auf und rief: „Herr Oheim, mir ist's Herzenssache mit Doretten."

Er aber schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und wiederholte: „Eine blaßblaue Phantasie tut es auch!" Dann verwies er mir mein hitziges Wesen, das mich auch in den Aufstand geführt hätte, mit den Worten: „Vorgetan und nachbedacht, hat manchen schon in groß' Leid gebracht" und schloß seinen Sermon mit den Worten: „Nun, wir wollen abwarten, wie sich der Herr Neffe hier halten wird."

Damit drückte er mir einen schweren, kupfernen Leuchter in die Hand und hieß mich in mein Schlafgemach hinaufgehen. Ich stieg die Stufen der schönen, alten Treppe hinauf. Ich war so schwach, daß ich mich an dem polierten, schwarzen Geländer festhalten mußte. So gelangte ich in ein Zimmerchen, das mit Möbeln aus der Zeit des Rokoko gefüllt war. Mein Lager befand sich unter einem grünseidenen Betthimmel und ihm gegenüber hing ein mannshoher, kristallklarer Spiegel.

Traumlos schlief ich die erste Nacht und wurde am Morgen von einem alten Weiblein geweckt, das mir ein kräftiges Frühstück auf einen Stuhl neben das Bett setzte und einen Morgengruß vom Herrn Onkel überbrachte. Danach knickste das Weiblein in einer altfränkischen, zeremoniellen Weise, indem es mit je zwei Fingern die Röcke auseinanderzog, und verschwand mit einem listigen Lächeln auf den grauen Lippen.

Als ich zu meinem Oheim hinunterkam, empfing mich dieser in bester Laune und fragte mich verschiedenes. Endlich nach einer Pause, während er in einem gewaltigen, schweinsledernen Folianten geblättert hatte, fragte er mich unvermutet, ob ich denn von meinem Mädchen in Marburg geträumt hätte. Diese Frage, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel in meinem Herzen zündete, brachte mich in Verwirrung, so daß ich stotterte und stammelte. Der Herr Onkel aber lachte laut auf und meinte, er wüßte schon Bescheid, wie es um mich stünde. Dann gab er mir den Auftrag, einen Schrank zu ordnen, in dem Hunderte von alten Schreibereien, Dokumenten und Urkunden durcheinanderlagen. Es war eine Arbeit, die einen Archivarius gut eine Woche beschäftigt hätte, und so hatte ich denn vollauf zu tun.

Am Abend zeigte sich der alte Herr mit meinen Leistungen zufrieden, indem er bemerkte, ich sei weniger Windhund als er gedacht, doch müsse ich mir noch viel Himmelsbläue aus meinem Wesen von der Sonne herausziehen lassen. Während er mir diese Rede hielt, wandelte er in einem Schlafrock aus schwarzem Samt die Stube auf und ab und rauchte aus einer langen Pfeife, deren Rohr aus Rosenholz und deren Kopf aus rotem Ton bestand, einen stark duftenden Tabak, dessen Wolken an den Bücherregalen hinaufkrochen und in der Dämmerung seltsame Figuren annahmen. Dunkler ward es im Raume, seine Ehrwürden wurden in jeder Minute lustiger: „Ist es nicht besser, so still seinen Gedanken nachzusinnen und über die Welt da draußen zu lachen, die sich die Schädel einschlägt über die Frage, ob wenig Dummköpfe oder viele das Regiment führen sollen? Muß denn ein jeder mit seiner Narrenmütze auf

Digitized by Google

dem Kopfe herumspringen, ob sie nun ein Schlapphut oder Pickelhaube heißt?"

Ich erwiderte gehalten, der Herr Oheim habe gewiß mehr Lebenserfahrung durch sein Alter in sich, aber in mir wäre noch mehr Drang und vielleicht auch Tollheit. Frage wäre nur, wie er damit fertig werden solle.

Da begannen die Augen des Alten in der beginnenden Dunkelheit stärker zu leuchten als die Glut der Pfeife. Und er sprach mit polternder Stimme: „So, so, Herr Neffe! Er ist stolz, weil Er jung ist! Da rühmt Er mir Tollheit und seinen dunklen Drang — ha, ha. Und wenn Er wüßte, daß draußen im Mondschein das Mädchen aus Marburg auf Ihn wartete, dann wüßte Er, wohin Tollheit und dunkler Drang Ihn führten! Aber nichts für ungut, Herr Neffe, besser ist die blaßblaue Unklarheit der Gefühle, als wenn Sein Herz sich von einem großen Gefühle durchglühen ließe wie ein feuriges Eisen in der Esse; wenn das Herz fest geworden ist wie geschmiedetes Eisen in unverlierbarer Form, dann ist es schwer, Herr Neffe, ein Herz zu tragen, zumal wenn es hart und fest ein Bild bewahrt. Es drückt solch Herz und lässet den Sinn nicht leicht werden! Darum, Herr Neffe, gehe Er nur ruhig in Sein Zimmer und schlafe Er früh und traumlos! Träume machen unvernünftig und taugen nur dazu, des Lebens Brunst und Tollheiten zu vergessen." Damit blies er mir eine Wolke seines stark duftenden Tabaks ins Gesicht, so daß mir's schier taumelig zu Sinne ward.

Ich ging die Treppe mit dem schwarzen Geländer zu meinem Zimmer hinauf und schlief bald ein, dieweil die Müdigkeit der letzten Wochen noch in meinen Knochen saß.

Am Morgen wurde ich wieder durch das klirrende Tablett geweckt, das mein Frühstück enthielt. Als ich aufsah, entwich die Bringerin gerade aus der Tür. Doch schien's mir nicht das alte Weiblein von tags zuvor zu sein. Unter buntseidenen Röcklein sah ich die zierlichsten Füße gerade hinaushuschen. Diese Füße gingen mir den ganzen Tag über nicht aus dem Sinn. Während ich die alten Briefe zusammenband, sah ich die spöttischen, hohen Stöckelabsätze, während ich die Dokumente nach der historischen Reihenfolge in die Fächer meines Schrankes einordnete, schwenkte vor meinen Augen das bunte Röckchen.

Nach dem Abendessen, das ich allein einnahm, setzte sich der Oheim zu mir. Er brachte eine große, bauchige Weinflasche und zwei schwere, geschliffene Gläser, und wir beide tranken zusammen den Wein, der einen starken Geschmack hatte. Der Oheim ward gesprächig. Er erzählte viel von fremden Ländern und Völkern. Der vom grauen Tabaksdunst durchwölkte Raum verlor seine Umgrenzungen, die Lampe ward zur abendlichen Sonne am Horizonte der Campagna. Der stolze Umriß der Peterskuppel zeigte sich. Mit dem Onkel ging ich durch die Gärten des Vatikans. Wir begegneten dem heiligen Vater im weißen Gewande, beugten uns vor dem Greise und küßten seinen Fuß. Der Korso brauste vom Geräusche der Räder, vom Geschrei der Händler, von Rossen gezogen schwanden stolze Frauenschönheiten vorüber, Schirme schaukelten, Fächer schlugen, Raketenblicke zogen über die Straße.

Unter einem Trümmerbogen der uralten Wasserleitung lagerten wir im gelben Ginstergesträuch. Ernste, stolze Damen öffneten durstige, rote Lippen, hohe Kavaliere prunkten in weichen, faltenreichen, dunklen Mänteln.

Durch Säulengänge schritten wir vorüber an weißen Marmorfiguren der Vorzeit. Der Herr Onkel neben mir trug roten Kardinalshut und rotes Gewand.

In einen blühenden Garten wollten wir treten. Eine Frau mit schwarzen Haaren, herrschenden Augen und weißem, entblößtem Nacken trat uns entgegen, während die Schleppe des grünen Samtkleides ihr nachfegte. Der Oheim, der feiner, schlanker und jünger erschien, trat mit blitzenden Augen hervor und küßte die Hand der Dame, die lächelnd auf mich deutete und nach mir fragte. Ich war versunken in den Anblick ihres weißen, großen, schönen Gesichts, als sich das grinsende Antlitz meines Oheims davorschob und er mit greller Stimme schrie: „Mein himmelblauer Neffe träumt mit wachenden Augen!"

Da sah ich mich wieder neben dem alten Herrn sitzen. Der Wein war getrunken. Die Kirchenglocken meldeten die zehnte Stunde. Ich fuhr über meine Augen und meinte, der Herr Onkel habe gar zu schön erzählt.

„Ach, was erzählt!" sagte er, „nur römische Bilder hat Er mit mir angeschaut, die der alte brave Kupferstecher Johannes Störzer aus Stuttgart gestochen hat." Und wirklich, ein Blatt, das die Campagna und die Bogen des Aquäduktes enthielt, unter dem wir soeben noch gerastet, lag vor mir.

Mit schwerem Kopfe legte ich mich zur Ruhe nieder und entschlief. Als ich erwachte, sah ich die Gestalt des jungen Mädchens, das sich soeben von meinem Nachttische abwandte, auf dem die Tasse des Frühstückstabletts noch klirrte. Es gelang mir, die Hand der Halbgewandten zu ergreifen. Auf der schwindenden Wange sah ich Erröten.

Digitized by Google

Sie entwand sich meinem Griffe und war von der Tür verschlungen, ehe ich recht zur Besinnung kam.

Den ganzen Tag über war es mir, als ginge seine Ehrwürden mit einem verstohlenen, spöttischen Lächeln um mich herum. Das verschloß mir den Mund, nach dem Mädchen zu fragen. Ich fürchtete, er würde mich abermals verspotten. So kam der Abend heran und früher, als am Tage vorher, wurde mir das Nachtmahl von dem alten Weiblein gereicht, das in den unteren Räumen geräuschlos schaltete. Wieder setzte sich der Oheim zu mir. Er begann einen Tee zu bereiten, weil mir am Abend zuvor der Wein nicht bekömmlich gewesen wäre. Der feine Geruch dieses Tees erfüllte alsbald das Zimmer: Ich gestehe, ich begann die Wohltaten des Getränkes zu empfinden, das ich immer als weichlich und den Frauenzimmern angemessen verachtet hatte.

Der Herr Oheim war an diesem Abend einsilbig. Forschend richtete er von Zeit zu Zeit seine glänzenden Augen auf mich. Auch verlangte er die Linien meiner Hand zu sehen. Als ich fragte, ob er an die Chiromantie glaube, lachte er in seiner leisen, spöttischen Art und fragte zurück, ob er die Hand durchaus als Chiromant betrachten müsse. Alles, was der Schöpfer gebildet hätte, wäre wunderbar, seltsam und der Betrachtung wert. Danach schickte er mich, als hätte ihn die Frage verdrossen, kurzerhand zur Ruhe und ermahnte mich mit boshaftem Lächeln, mich nicht bei geöffnetem Fenster hinzusetzen und den Vollmond anzustarren. Dies wäre, zumal, wenn man Tee getrunken hätte, durchaus nicht der Gesundheit zuträglich, auch verursachte es Leibschneiden des Gemütes. Diese letzte kuriose Phrase betonte er mit besonderer Bosheit.

Ich ging in gedrückter Stimmung an dem schwarzen Geländer entlang zu meinem Zimmer hinauf und betrachtete meinen Schatten, der mir an der Wand folgte, da ich den kupfernen Leuchter an der Geländerseite trug, wie einen mitschleichenden Hofmeister, den mir der Herr Onkel beigegeben. Mit jeder Stufe wuchs meine Bangnis. Nicht wie ein gewöhnlicher Schatten folgte mir das Gebilde, die Wand, nach. Nein, sich wandelnd schien es Wesen zu gewinnen und mehr und mehr meinem Onkel selbst zu gleichen. Froh war ich, als ich die Klinke der Tür meines Zimmers erreichte. Ich glaube, ich habe sie hastig und schnell zugeschlagen. Aus Angst, das spukhafte Wesen von der Treppe könne mir nachfolgen, verriegelte ich das Schloß und ließ mich aufatmend in einen Sessel sinken, der am geöffneten Fenster stand. Taghell erschien der altertümliche Markt mit den beiden Brunnen, deren Wasserplätschern der Stille des Platzes die Angst lastender Ruhe nahm. Gelb durchleuchtet waren die Fenster der Post und einige Zimmer der anderen Häuser. Dies friedliche Bild brachte meine erregten Sinne zur Ruhe.

Langsam wanderte über den Platz ein Bursche, der sein Mädchen im Arm hielt. Ihren Kopf hatte sie auf seine Schulter gelegt. Am unteren Brunnen, in dessen Mitte ein kleiner Löwe sich auf sein Wappenschild stützt, küßte er sie, doch strafte sie ihn dafür neckisch, indem sie ihn mit Wasser bespritzte.

Sehnsucht ergriff mein Herz. Ich mußte an Doretten in Marburg denken, mit der auch ich nächtens durch die Straße gegangen war. Allmählich aber floß dies Erinnerungsbild mit der Gestalt des Mädchens zusammen, das ich am Morgen gesehen.

Da hörte ich hinter mir ein Geräusch. Ich wandte mich um und sah durch eine Tapetentür, die ich nie zuvor gewahrt hatte, einen älteren Herrn treten in der Tracht des verflossenen Jahrhunderts mit gepudertem Haar. Freundlich begrüßte er mich als Hausgenossen, bat um Entschuldigung, daß er mich zu so ungewohnter Stunde aufsuche, doch sei er der Meinung, eine kleine Unterhaltung wäre mir nach dem still dahingeflossenen Tage nicht unerwünscht.

Da ich bei seiner Ehrwürden, dem Herrn Onkel, der Sonderbarkeiten schon gewohnt worden war, so nahm ich an diesem seltsamen Eintritt und an der verschollenen Tracht seines Freundes kein Wunder. Selbstverständlich wie im Traume folgte ich dem Herrn, der mich bat, im Nebenzimmer bei ihm eine Tasse Tee zu trinken.

Doch Erstaunen lähmte mich, als ich die Schwelle der Tapetentür überschritt. Im Nachbarzimmer saß an einem sauber gedeckten Tische, auf dem altes, blaues, chinesisches Porzellan glänzte, ein Mädchen mit leicht gepuderten, blonden Haaren. Eine zarte Stickerei bewegte sie in den Händen. Als sie mich erblickte, beschattete sie die großen dunklen Augen mit den langen, weichen Wimpern und errötete bis in die Haarwurzeln. Ich aber stand zagend und überlegte: Ist es Dorette aus Marburg, oder das Mädchen, das mir das Frühstück brachte?

Der alte Herr klopfte mich auf die Schulter. Um seine schmalen Lippen spielte ein Lächeln, das mir irgendwie bekannt erschien. „Keine Angst, Monsieur, vor der Jungfer da!" sagte er mit starker Stimme. „Kümmere Er sich um die nicht, tue Er ganz so, als wäre sie

Digitized by Google

gemalt und hinge an der Wand als Bild. Indessen kann Er mir erzählen nach Herzenslust von den Kämpfen in Baden und wie am Ende das Studentenbataillon aufgerieben ward."

Da warf mir das Mädchen einen Blick zu, der mir ins Herz drang und mich ermunterte, die Worte des alten Herren nicht allzu wörtlich zu nehmen. Vom Feuergefecht in den Weinbergen erzählte ich. Vom Angriff der preußischen Füsiliere. Der alte Herr nickte klug und erzählte von einer Streife Schweizer Soldaten in der Campagna auf Banditen.

„Können Sie nicht italienisch?" fragte das Mädchen.

Ich erklärte ihr, ich verstände die Sprache Petrarcas, wüßte sie zu lesen, aber gesprochen hätte ich sie noch nie.

Da nahm sie eine Gitarre von der Wand und sang mit leiser Stimme Lieder. Wie Glasglöckchen im Winde klangen die Töne.

Einen Augenblick waren wir im Zimmer allein. „Wie heißt du?" fragte ich. — „Sie nennen mich Maria Eugenia!" klang es von ihren Lippen zurück.

Da tat die Uhr der Kirche elf Schläge und der alte, würdige Herr, der plötzlich wieder im Zimmer stand, mahnte zum Aufbruch. Über die Schwelle der Tapetentür gelangte ich in mein Gemach und schlief fest und traumlos ein.

Am nächsten Tage habe ich das Kommen des Frühstückes überhört. Es stand schon lange vor meinem Bette, wie ich an dem kühlen Kaffee wohl merken konnte. In der Bibliothek empfing mich der Oheim mit einem spöttischen Gesicht. „Mondnächte machen müde," brummte er, „und der Herr Neffe wird wohl nicht verfehlt haben, wider meinen Rat den Mond anzustarren wie ein verliebter Kater."

Diese hämischen Worte litten es nicht, daß ich auch das geringste von meinem Erlebnis erzählte. Ich arbeitete still wie am Tage zuvor in meinen alten Schriften, saß nach dem Nachtmahle mit dem Oheim ein Weilchen zusammen und konnte kaum erwarten, in mein Zimmer zu gelangen. Wieder betrat der alte Herr mein Gemach und lud mich zu sich ein. Wieder schenkte das zarte Mädchen Tee aus der alten, chinesischen Porzellankanne. Wieder plauderten wir wie am Abend zuvor von Erlebnissen des alten Mannes und des jungen Mädchens in Rom.

So schwand Tag für Tag wie ein gleichbleibender Traum. Solange die Sonne schien, ward mir das Leben eine Qual. Kaum erwarten konnte ich die Stunde, daß ich nach dem Nachtmahle in die oberen Räume käme.

„Der alte Herr hatte begonnen, Maria Eugenia und mir aus alten Papieren vorzulesen, Briefe, die eine Weltumseglung eines holländischen Kriegsschiffes schilderten. Er hatte eine große, schwarze Brille auf der Nase und die Buchstaben der schwierigen Schrift hielten seine Augen fest gefesselt. Das war mir lieb, da ich nun mit Blicken leiseste und beste Zwiesprache halten konnte mit dem Mädchen, dem mein Herz verfallen war.

Der Oheim schien die Quelle meiner Tagesleiden zu kennen, denn er betrachtete mich mit unverhohlener Bosheit, fragte mich, ob ich mich schon getröstet hätte über die Trennung von der Marburger Dorette, ob ich wirklich eine blaßblaue Phantasie gefunden oder ein hübsches Schwabenmädel, das ich nachts besuche.

Zuerst setzte ich diesen höhnischen Fragen Stillschweigen entgegen, dann aber drängte es mich, mein Herz auszuschütten. Allein wenn ich begann: „Onkel, es ist seltsam —" oder „Es ist wunderbar —" oder „Ich muß mich mitteilen —" so winkte seine Ehrwürden stets mit einem sauren Munde ab und sagte: „Weiß schon, wo Ihn der Schuh drückt! Laß Er mich zufrieden mit Seinem blaßblauen Zeug!"

Einmal aber sprang er auf von seinem Lehnstuhle, stemmte die Arme in die Hüften und sprach ernst, nachdenklich, die geballte Faust langsam auf- und niederbewegend: „Merk' Er sich, Herr Neffe, wenn Er etwas erlebt in Seiner Seele oder in Seinem Leben, so bewahre Er das als köstlichen Schatz und gebe es nicht anderen Augen, Ohren und Mäulern preis, sonst verliert Er die Freude an Seinem Schatz und Seinen Glauben!"

Je quälender die Tage wurden, desto größere Seligkeiten genoß ich in den kurzen Abenden, die für meine Erwartung fast zu kurz und karg erschienen. Langsam hatte ich den Stuhl näher an den Sessel des blonden Mädchens gerückt. Manchmal war es mir schon gelungen, heimlich ihre Hand zu fassen oder meinen Fuß dem ihren zu nähern. Und diese armen Momente, die von der Angst erfüllt waren, der alte Herr könnte alles gewahren, waren es allein, die mir dies Leben im Versteck und im Dunkel lebenswert erscheinen ließen.

Gestern abend gewann ich höchstes Glück. Der alte Herr verließ das Zimmer, um einen neuen Band seiner Reisebeschreibung zu holen. Da sank das Mädchen in meine Arme, ich durfte Küsse von ihrem Munde pflücken. Sie gestand: „Ich will dein sein!"

Alles andere um mich versank. Froh und stolz trat ich heute dem Oheim entgegen und verlangte mit ihm zu sprechen. Kaum

Digitized by Google

hatte ich begonnen, da brach er in ein hämisches, häßliches Lachen aus.

„Narr!“ sagte er. „Narr! Frag' Er in der ganzen Stadt, ob jemand in meinem Hause außer mir und dem Rickele noch lebt?“ Da begehrte es in mir auf, ich schrie: „Ich lasse mir nichts ausreden, was ich erlebt, gefühlt, gesehen, genossen habe!“

Er sah mich mit querem Blicke an und sagte leise und spöttisch: „Bleibe Er mir mit Seinen Unmanieren vom Leibe, mein blaßblauer Herr Neffe! Kühl Er sich Seinen dummen, liebestollen Kopf. Wenn Er wieder klar ist, wollen wir weiter sprechen!“

Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, ging er im Zimmer auf und ab und polterte: „Pah! Jugendseligkeit. Wo bleibt die Vernunft, die Ratio? Hat Er ein Geheimnis und ist es eine Seeligkeit, so behalt's Er für sich. Was geht's uns Alte an, wenn Ihr Jungen glücklich seid. Bleibe ein jeder für sich, so wird er nicht als ein Narr gelten.“

Da sah ich, daß er mir feindlich gesinnt ist, daß er mich mit seinem hämischen, blassen Neide nur verfolgte, weil ich jung bin und er alt. —“

⌘ ⌘ ⌘

Der verzweifelte Student ließ seinen Kopf in beide Hände sinken, während der Apotheker sich höchlich wunderte. Wußte er doch genau, daß kein Mensch je über die Schwelle des alten Hauses gegangen war, als seine Ehrwürden, das Rickele und der junge Mensch hier. Doch das Gebaren des Jünglings schien zu beweisen, daß drüben im Hause des Bischofs nicht alles so einfach war, wie es ausschaute.

Der Student richtete seine Augen fest auf den Apotheker, erfaßte die Hand des kleinen, erschrockenen Mannes und rief: „Helfen Sie mir, helfen Sie mir, das Mädchen den Klauen der beiden Alten zu entreißen!“

Ein heiseres Lachen, das klang wie das laute Schnurren eines alten Katers, riß die Köpfe der beiden Tischgenossen herum.

Im schwarzen Rocke stand der Herr Pfarrer Peter Billung hinter ihnen. Mit seinem polierten Ebenholzstocke zeichnete er Fünfecke auf die Dielen und lachte knurrend in sich hinein. Jetzt richtete er die gewaltigen, dunklen Augen auf den Ratsapotheker, der unter den starken Blicken, die unter den gerunzelten, schwarzen Brauen hervorbrachen, in sich zusammenkroch. Höhnisch preßten sich die schmalen Lippen seiner Ehrwürden zusammen. Fast zutraulich klang seine Stimme, als spräche er mit einem dummen Schulkinde, da er den Apotheker fragte: „Wollen Sie wirklich alle die blaßblauen Gespinste dieses grünen Burschen da glauben?“

Mit geballten Fäusten sprang der Student hinter dem Tische hervor. Seine Ehrwürden aber lachten kurz auf und wandten sich abermals an den Apotheker. „Sie nahmen großes Interesse an mir, verehrter Herr Mixturenreiber! Interesse, das man auf gut deutsch auch Neugierde nennen könnte! Soll gestillt werden! Soll gestillt werden! Mögen dann den Weilderstädtern die Winterabende damit würzen, Herr Salbenrat! Bitte kommen Sie, mein Haus endlich zu besichtigen, Sie sind eingeladen, vollkommener Pillendreher!“

Und mit diesen Worten wandte er sich zur Tür, seine Augen zwangen den Apotheker, ihm zu folgen. Ihnen nach schlich ängstlich und beschämt der Student, der im Kampfe um die deutsche Republik an der Seite Heckers gefochten hatte.

Über den Markt schritten die drei, an dem Brunnen mit dem Löwen vorbei zu dem Hause des Bischofs. Die drei Stufen stiegen sie hinauf, traten in den dunklen, hallenden Flur hinein, erklommen langsam die Treppe mit dem schwarzen Geländer. Kühle Luft, die mit dem Geruche des alten Hauses erfüllt war, umfing sie. Der Pfarrer Peter Billung stieß die Tür des Zimmers auf, darinnen der Student geschlafen hatte. Das alte Rickele lag am Boden und scheuerte die Dielen blank. Das Bett war abgezogen, das Gepäck zur Abreise gerichtet. Die Tapetentür, die in das Zimmer des alten Herrn mit der Perücke führte, stand ein wenig auf.

Seine Ehrwürden luden zum Eintritt ein. Zaghaft näherten sich der Apotheker und der Student. Sie blickten in ein altes, verstaubtes Zimmer mit Rokokomöbeln. In einem Glasschranke stand blaues, chinesisches Porzellan. An der Wand hing an verblaßtem, blauem Bande eine Gitarre, deren Saiten gerissen waren. Zwei Bilder begannen den Raum zu beherrschen. Das eine stellte den alten Herrn in der verschollenen Tracht des vergangenen Jahrhunderts dar, und das andere ein junges blondes Mädchen in einem bunten Röckchen, das auf einem Stuhle saß und mit seltsam lebendigem Blick zu den Beschauern herabblickte.

Seine Ehrwürden nahmen den hohen Hut vom Kopfe, verbeugten sich leicht gegen das Bild des Herrn und sagten mit feierlicher Stimme: „Seine Eminenz, der Herr Bischof Gall!“

Dem Studenten begannen die Sinne zu schwinden, er hörte nur noch den Apotheker fragen: „Und wer ist die Dame?“

„Eine der Nichten seiner Eminenz!“ erwiderte der Pfarrer Peter Billung mit weicher, warmer Stimme. Der Student

gemalt und hinge an der Wand als Bild. Indessen kann Er mir erzählen nach Herzenslust von den Kämpfen in Baden und wie am Ende das Studentenbataillon aufgerieben ward."

Da warf mir das Mädchen einen Blick zu, der mir ins Herz drang und mich ermunterte, die Worte des alten Herren nicht allzu wörtlich zu nehmen. Vom Feuergefecht in den Weinbergen erzählte ich. Vom Angriff der preußischen Füsiliere. Der alte Herr nickte klug und erzählte von einer Streife Schweizer Soldaten in der Campagna auf Banditen.

„Können Sie nicht italienisch?" fragte das Mädchen.

Ich erklärte ihr, ich verstände die Sprache Petrarcas, wüßte sie zu lesen, aber gesprochen hätte ich sie noch nie.

Da nahm sie eine Gitarre von der Wand und sang mit leiser Stimme Lieder. Wie Glasglöckchen im Winde klangen die Töne.

Einen Augenblick waren wir im Zimmer allein. „Wie heißt du?" fragte ich. — „Sie nennen mich Maria Eugenia!" klang es von ihren Lippen zurück.

Da tat die Uhr der Kirche elf Schläge und der alte, würdige Herr, der plötzlich wieder im Zimmer stand, mahnte zum Aufbruch. Über die Schwelle der Tapetentür gelangte ich in mein Gemach und schlief fest und traumlos ein.

Am nächsten Tage habe ich das Kommen des Frühstückes überhört. Es stand schon lange vor meinem Bette, wie ich an dem kühlen Kaffee wohl merken konnte. In der Bibliothek empfing mich der Oheim mit einem spöttischen Gesicht. „Mondnächte machen müde," brummte er, „und der Herr Neffe wird wohl nicht verfehlt haben, wider meinen Rat den Mond anzustarren wie ein verliebter Kater."

Diese hämischen Worte litten es nicht, daß ich auch das geringste von meinem Erlebnis erzählte. Ich arbeitete still wie am Tage zuvor in meinen alten Schriften, saß nach dem Nachtmahle mit dem Oheim ein Weilchen zusammen und konnte kaum erwarten, in mein Zimmer zu gelangen. Wieder betrat der alte Herr mein Gemach und lud mich zu sich ein. Wieder schenkte das zarte Mädchen Tee aus der alten, chinesischen Porzellankanne. Wieder plauderten wir wie am Abend zuvor von Erlebnissen des alten Mannes und des jungen Mädchens in Rom.

So schwand Tag für Tag wie ein gleichbleibender Traum. Solange die Sonne schien, ward mir das Leben eine Qual. Kaum erwarten konnte ich die Stunde, daß ich nach dem Nachtmahle in die oberen Räume käme.

„Der alte Herr hatte begonnen, Maria Eugenia und mir aus alten Papieren vorzulesen, Briefe, die eine Weltumseglung eines holländischen Kriegsschiffes schilderten. Er hatte eine große, schwarze Brille auf der Nase und die Buchstaben der schwierigen Schrift hielten seine Augen fest gefesselt. Das war mir lieb, da ich nun mit Blicken leiseste und beste Zwiesprache halten konnte mit dem Mädchen, dem mein Herz verfallen war.

Der Oheim schien die Quelle meiner Tagesleiden zu kennen, denn er betrachtete mich mit unverhohlener Bosheit, fragte mich, ob ich mich schon getröstet hätte über die Trennung von der Marburger Dorette, ob ich wirklich eine blaßblaue Phantasie gefunden oder ein hübsches Schwabenmädel, das ich nachts besuche.

Zuerst setzte ich diesen höhnischen Fragen Stillschweigen entgegen, dann aber drängte es mich, mein Herz auszuschütten. Allein wenn ich begann: „Onkel, es ist seltsam —" oder „Es ist wunderbar —" oder „Ich muß mich mitteilen —" so winkte seine Ehrwürden stets mit einem sauren Munde ab und sagte: „Weiß schon, wo Ihn der Schuh drückt! Laß Er mich zufrieden mit Seinem blaßblauen Zeug!"

Einmal aber sprang er auf von seinem Lehnstuhle, stemmte die Arme in die Hüften und sprach ernst, nachdenklich, die geballte Faust langsam auf- und niederbewegend: „Merk' Er sich, Herr Neffe, wenn Er etwas erlebt in Seiner Seele oder in Seinem Leben, so bewahre Er das als köstlichen Schatz und gebe es nicht anderen Augen, Ohren und Mäulern preis, sonst verliert Er die Freude an Seinem Schatz und Seinen Glauben!"

Je quälender die Tage wurden, desto größere Seligkeiten genoß ich in den kurzen Abenden, die für meine Erwartung fast zu kurz und karg erschienen. Langsam hatte ich den Stuhl näher an den Sessel des blonden Mädchens gerückt. Manchmal war es mir schon gelungen, heimlich ihre Hand zu fassen oder meinen Fuß dem ihren zu nähern. Und diese armen Momente, die von der Angst erfüllt waren, der alte Herr könnte alles gewahren, waren es allein, die mir dies Leben im Versteck und im Dunkel lebenswert erscheinen ließen.

Gestern abend gewann ich höchstes Glück. Der alte Herr verließ das Zimmer, um einen neuen Band seiner Reisebeschreibung zu holen. Da sank das Mädchen in meine Arme, ich durfte Küsse von ihrem Munde pflücken. Sie gestand: „Ich will dein sein!"

Alles andere um mich versank. Froh und stolz trat ich heute dem Oheim entgegen und verlangte mit ihm zu sprechen. Kaum

Digitized by Google

hatte ich begonnen, da brach er in ein hämisches, häßliches Lachen aus.

„Narr!" sagte er. „Narr! Frag' Er in der ganzen Stadt, ob jemand in meinem Hause außer mir und dem Rickele noch lebt?" Da begehrte es in mir auf, ich schrie: „Ich lasse mir nichts ausreden, was ich erlebt, gefühlt, gesehen, genossen habe!"

Er sah mich mit querem Blicke an und sagte leise und spöttisch: „Bleibe Er mir mit Seinen Unmanieren vom Leibe, mein blaßblauer Herr Neffe! Kühl Er sich Seinen dummen, liebestollen Kopf. Wenn Er wieder klar ist, wollen wir weiter sprechen!"

Mit langen Schritten, die Hände auf dem Rücken, ging er im Zimmer auf und ab und polterte: „Pah! Jugendseligkeit. Wo bleibt die Vernunft, die Ratio? Hat Er ein Geheimnis und ist es eine Seeligkeit, so behalt's Er für sich. Was geht's uns Alte an, wenn Ihr Jungen glücklich seid. Bleibe ein jeder für sich, so wird er nicht als ein Narr gelten."

Da sah ich, daß er mir feindlich gesinnt ist, daß er mich mit seinem hämischen, blassen Neide nur verfolgte, weil ich jung bin und er alt. —"

⁂

Der verzweifelte Student ließ seinen Kopf in beide Hände sinken, während der Apotheker sich höchlich wunderte. Wußte er doch genau, daß kein Mensch je über die Schwelle des alten Hauses gegangen war, als seine Ehrwürden, das Rickele und der junge Mensch hier. Doch das Gebaren des Jünglings schien zu beweisen, daß drüben im Hause des Bischofs nicht alles so einfach war, wie es ausschaute.

Der Student richtete seine Augen fest auf den Apotheker, erfaßte die Hand des kleinen, erschrockenen Mannes und rief: „Helfen Sie mir, helfen Sie mir, das Mädchen den Klauen der beiden Alten zu entreißen!"

Ein heiseres Lachen, das klang wie das laute Schnurren eines alten Katers, riß die Köpfe der beiden Tischgenossen herum.

Im schwarzen Rocke stand der Herr Pfarrer Peter Billung hinter ihnen. Mit seinem polierten Ebenholzstocke zeichnete er Fünfecke auf die Dielen und lachte knurrend in sich hinein. Jetzt richtete er die gewaltigen, dunklen Augen auf den Ratsapotheker, der unter den starken Blicken, die unter den gerunzelten, schwarzen Brauen hervorbrachen, in sich zusammenkroch. Höhnisch preßten sich die schmalen Lippen seiner Ehrwürden zusammen. Fast zutraulich klang seine Stimme, als spräche er mit einem dummen Schulkinde, da er den Apotheker fragte: „Wollen Sie wirklich alle die blaßblauen Gespinste dieses grünen Burschen da glauben?"

Mit geballten Fäusten sprang der Student hinter dem Tische hervor. Seine Ehrwürden aber lachten kurz auf und wandten sich abermals an den Apotheker. „Sie nahmen großes Interesse an mir, verehrter Herr Mixturenreiber! Interesse, das man auf gut deutsch auch Neugierde nennen könnte! Soll gestillt werden! Soll gestillt werden! Mögen dann den Weilderstädtern die Winterabende damit würzen, Herr Salbenrat! Bitte kommen Sie, mein Haus endlich zu besichtigen, Sie sind eingeladen, vollkommener Pillendreher!"

Und mit diesen Worten wandte er sich zur Tür, seine Augen zwangen den Apotheker, ihm zu folgen. Ihnen nach schlich ängstlich und beschämt der Student, der im Kampfe um die deutsche Republik an der Seite Heckers gefochten hatte.

Über den Markt schritten die drei, an dem Brunnen mit dem Löwen vorbei zu dem Hause des Bischofs. Die drei Stufen stiegen sie hinauf, traten in den dunklen, hallenden Flur hinein, erklommen langsam die Treppe mit dem schwarzen Geländer. Kühle Luft, die mit dem Geruche des alten Hauses erfüllt war, umfing sie. Der Pfarrer Peter Billung stieß die Tür des Zimmers auf, darinnen der Student geschlafen hatte. Das alte Rickele lag am Boden und scheuerte die Dielen blank. Das Bett war abgezogen, das Gepäck zur Abreise gerichtet. Die Tapetentür, die in das Zimmer des alten Herrn mit der Perücke führte, stand ein wenig auf.

Seine Ehrwürden luden zum Eintritt ein. Zaghaft näherten sich der Apotheker und der Student. Sie blickten in ein altes, verstaubtes Zimmer mit Rokokomöbeln. In einem Glasschranke stand blaues, chinesisches Porzellan. An der Wand hing an verblaßtem, blauem Bande eine Gitarre, deren Saiten gerissen waren. Zwei Bilder begannen den Raum zu beherrschen. Das eine stellte den alten Herrn in der verschollenen Tracht des vergangenen Jahrhunderts dar, und das andere ein junges blondes Mädchen in einem bunten Röckchen, das auf einem Stuhle saß und mit seltsam lebendigem Blick zu den Beschauern herabblickte.

Seine Ehrwürden nahmen den hohen Hut vom Kopfe, verbeugten sich leicht gegen das Bild des Herrn und sagten mit feierlicher Stimme: „Seine Eminenz, der Herr Bischof Gall!"

Dem Studenten begannen die Sinne zu schwinden, er hörte nur noch den Apotheker fragen: „Und wer ist die Dame?"

„Eine der Nichten seiner Eminenz!" erwiderte der Pfarrer Peter Billung mit weicher, warmer Stimme. Der Student

Digitized by Google

fühlte seinen Körper im Raume verschwinden. Aber er sah seinen Oheim deutlich und vernahm scharf jedes Wort.

„Ein schönes Mädchen!“ sagte Peter Billung nach einer kleinen Pause, mehr zu sich als zu den anderen, während sein Blick milde auf der zarten Figur ruhte.

„Haben Ehrwürden sie gekannt?“ fragte der Apotheker abermals hastig.

„Vielleicht wohne ich deshalb hier,“ sagte der Pfarrer und schnitt ein boshaftes Gesicht. Tausend Fältchen umspielten seine Lippen, während seine Augen groß und traurig die Blicke seines Neffen suchten.

„Hat Er glücklich den jungen Menschen ausgeholt und will nun auch mich ausholen, Herr Salbenrat!“ hub er voller Spott von neuem an. „Gehen Sie doch auf den Friedhof! Lesen Sie auf dem Grabstein, sie hieß Maria Eugenia und die Amtsrätin Hörner wird Ihnen erzählen, daß sie sich aus Liebesgram erhängt hat, vielleicht um eines jungen Vikars willen. Denn Sie wissen doch, die blaßblaue Jugend will niemals reife, erreichbare Frucht, immer pflückt sie grüne Äpfel und Birnen! Nicht wahr, mein Herr Neffe?“

Der junge Student war in einen der rot überzogenen, mottenzerfressenen Plüschsessel gesunken, nur sein Blick ward gehalten von dem Bilde des Mädchens an der Wand.

„Oho, Herr Neffe!“ rief Herr Peter Billung. „Dünkt es Ihm so wunderbar, daß nur gemalte Leinewand ist, was Ihm als Leben schien! Warum befolgte Er meinen Rat nicht, Er blaßblauer Geselle, und behielt im Herzen, was Ihn bewegte. Wundert Er sich wirklich, daß schwindet, was in Sehnsucht, Mondschein, Rausch und Herzensunruhe erstand? Glaubt Er sich gar betrogen und genarret von einem Hexenmeister oder Zauberer? Geh Er hinaus auf die Landstraßen, laß Er sich umtreiben durch die Zeiten: Vielleicht kommt er wieder in zwanzig Jahren und hat die natürliche Magie der Seelen erlebt, wie sein alter Oheim in Rom. Ränzel und Wanderstock sind bereit. Die Straßen durch den Schwarzwald in die freie Schweiz sind frei. Einige blanke Taler sind eingepackt und ein paar Schreiben an gute Leute in der Republik. Und nun fort mit Ihm aus dem alten Hause am Markte, in das Er nicht hineinpaßt mit Seiner blaßblauen Seele!“

Im trotzigen Schweigen erhob sich der Student, griff nach Ränzel, Stock und Hut und verließ das Zimmer. Auf der Schwelle suchte sein Blick nur noch einmal das Bild des Mädchens, und mied Oheim und Apotheker, der ihm leise wie ein geschlagener Pudel nachschlich.

„Ich hoffe, Ihre ehrenwerte Neugierde, Herr Salbenrat, ist gründlich gestillt!“ höhnte die Stimme des Pfarrers Peter Billung den beiden nach.

Auf dem Markte nahm der Student still vom Apotheker Abschied und marschierte die Straße hinab zum Calwer Tor hinaus. Der Apotheker richtete noch einmal einen Blick auf das alte Haus. Da war es ihm, als winke eine schmale weibliche Gestalt mit einem weißen Tüchlein zur Straße hinaus dem scheidenden Studenten nach.

„Und ich weiß gewiß, daß niemand darinnen sonst wohnt!“ murrte der Apotheker bei sich und war gewisser denn je, daß der Pfarrer Peter Billung mehr könnte als Brot essen.

* Zwei Gedichte von Frida Schanz *

Glitzerfäden

Glitzerfäden über Haidestrecken,
Über Moor- und Feldereinerlei,
Und ich streif' sie ab von Halm und Hecken,
Und ich denke mir vergnügt dabei:

Eine alte Frau spinnt dieses Linnen,
Und sie spricht und lacht gleich frohem Kind:
Lange Fäden kann ich nicht mehr spinnen,
Nur noch diese, die so flüchtig sind,

Flüchtig, flüchtig, wie dies kurze Leben,
Wie das Glück und wie der Hände Kraft.
Diese will ich gern dem Winde geben.
Meine schwere Arbeit ist geschafft.

Am Ziel

Ich hab' nichts mehr zu tragen,
Weil alles mir vom Herzen fiel.
Ich weiß von Rad und Wagen
Nichts mehr, ich bin am lieben Ziel.

Ich soll nun weilen dürfen.
Wo Sehnsucht vor mir lang geweilt,
Vom reinen Tranke schlürfen,
Zu dem ich lechzend hergeeilt.

Nicht mehr ein Mühegeben
In einem fort und überall!
Nicht Da-sein nur, nein Leben
Da, wo mein Leben ist im All!

Digitized by Google

Wolkenmeer. Ballonaufnahme von Dr. M. Robitzsch

„Schlechtes Wetter"

Eine Plauderei von Dr. M. Robitzsch

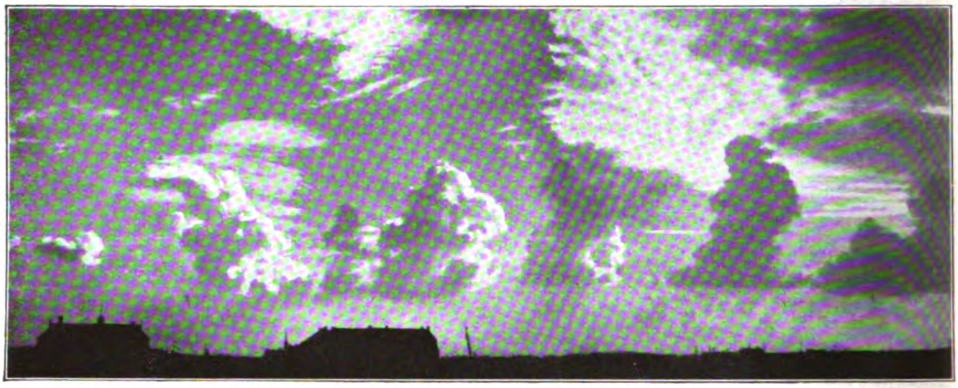
Über schlechtes Wetter soll ich heut plaudern! Ich, ein staatlich besoldeter Laubfrosch!

Welch ein Thema! sagt eine junge Leserin. Ich freue mich, wenn die Sonne scheint, freue mich auf jedes Monatsheft von Velhagen & Klasing, und so soll ich in dem neuesten Hefte eine „Plauderei" über schlechtes Wetter lesen. Und noch dazu von einem so trockenen Gelehrten, der weiter nichts kennt als sein Barometer und Thermometer! Klein, alt, verknöchert denke ich mir ihn. Fort mit dir! Du weißt nicht mehr als ich! Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich's Wetter oder es bleibt wie's ist!

Verzeihung, mein gnädiges Fräulein! Viel-

Bildung von Haufenwolken. In der Mitte das Observatorium auf der Zugspitze

Digitized by Google



Gewitterwolken nahen. Aufnahme von Dr. M. Robitzsch

leicht läßt sich doch mit mir plaudern. Versuchen Sie es einmal! Wenn Sie nicht von mir selbst wüßten, daß ich ein Berufs-Laubfrosch wäre, würden Sie vielleicht sogar gerne mit mir geplaudert haben. Ich bin jung — allerdings nicht mehr zu haben. Meine Frau hat mich schon, und dabei habe ich ein allerliebstes, kleines Töchterlein. Und trotz meiner Jugend habe ich schon ein ganzes Stück von der Welt gesehen, habe Polarexpeditionen mitgemacht und bin Freiballonfahrer aus Sport und Beruf. Da wird man doch schon plaudern können! Auch über schlechtes Wetter! Und wenn ich Ihnen etwas mitteilen darf: Gerade das schlechte Wetter ist das Interessanteste, was ich mir vorstellen kann. Lassen Sie also mal Ihre Sonntagsschuhe zu Haus und folgen Sie mir im Gummimantel hinaus in den Wald, auf die Berge oder gar in den Ballonkorb — ich werde Sie unschwer bekehren und Sie werden mir die Hand geben und sagen: Oh wie herrlich! Wo kommt all dieser Zauber her, den Sie mir soeben gezeigt haben?

Dann werde ich versuchen meine Gelehrtenmiene aufzusetzen — denn ich weiß, daß die Frage ehrlich gemeint ist. Denn Sie waren wirklich entzückt! Für unehrliche Fragen habe ich ein anderes Gesicht. Und dann werde ich ihnen zunächst erzählen von armen Eskimos, die sich vor der rauhen, kalten Polarluft durch Renntierfelle schützen und von den noch ärmeren Negern, die vor Hitze aus der Haut fahren möchten. Dort, wo diese Leute wohnen, sind die Magazine, aus denen die Natur die Kräfte nimmt, die das verursachen, was wir Bewohner der gemäßigten Zone „Wetter" nennen. In den Polargegenden und noch mehr in den Tropen ist das Wetter nicht so launisch, wie bei uns. Wetterwendisch nennen wir hier einen Menschen, der heute dies will, morgen das. Wir haben dies Wort dem Naturell unseres Klimas nachgeprägt.

Cumuli über der „Jungfrau". Ballonaufnahme von G. A. Guyer in Zürich

Becken von Oberstdorf im Allgäu. Der aus der Ebene aufsteigende Talwind gibt Anlaß zur Wolkenbildung in den Seitentälern. Aufnahme der Luftbild-Gesellschaft, München

Wir wohnen in einer Zone, in der sich die kalte polare Luft mit der warmen äquatorealen mischt. Dies sind alte Anschauungen. Schon der Altmeister der deutschen Witterungskunde, Dove, sprach von dem Widerstreit der kalten Polarströme und der warmen Äquatorealströme. Aber er wurde nicht gehört. Denn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Welt mit einem Netz von Telegraphendrähten umsponnen wurde, versuchte man den Launen unserer Witterung dadurch beizukommen, daß man die Beobachtungen vieler Orte telegraphisch sammelte und in ein Kartenblatt eintrug. Diese übersichtlichen Darstellungen waren so verführerisch und boten so viele neue Gesichtspunkte, daß man die alten Anregungen Doves fallen ließ. Man verfolgte bis in die neueste Zeit fast ausschließlich jene rätselhaften Gebilde, die dem Kartenzeichner vornehmlich ins Auge fielen: Die Gebiete hohen und tiefen Luftdruckes. Die Witterungskunde sah in den Druckunterschieden zwischen den einzelnen Orten ihres Beobachtungsgebietes das „Primum mobile“ für Wind und Wetter. Ich will nicht bestreiten, daß durch Statistik und Erfahrung die Wettervorhersage auch so zu ganz nennenswerten Erfolgen gekommen ist. Was aber die Wettererkenntnis angeht, unser Wissen von den Witterungsvorgängen, so waren unsere Wege durch eine Schranke versperrt. Auch die moderne Höhenforschung, wie wir sie hier in Lindenberg treiben, anfangs nur begründet in dem Gedanken, daß zur Erkenntnis der Zustände unseres Luftmeeres nicht nur Beobachtungen am Grunde des Luftozeans genügen, konnte hier keine Wandlung schaffen, solange sie nicht enge Beziehungen mit den Erfahrungen unserer „Erdbodenmeteorologen“ anknüpfte. Sie hat dies getan, doch ging sie hierbei ihre eigenen Wege und hat es erreicht, daß neue Prinzipien in der Witterungskunde führend werden.

Neue Prinzipien? Im Grunde genommen sind es die alten Dove'schen Anschauungen, angetan mit einem neuen Gewand und verziert mit all dem Schmuck, den eine über 50jährige wissenschaftliche Erkenntnis in harter Arbeit hat zustande bringen können.

Auch heute zeichnen wir noch Wetterkarten. Die Funkentelegraphie erschließt uns ein Gebiet von weit größerer Flächenausdehnung als früher. Zahlreiche Höhenmeßstationen liefern uns Material zur Diagnose der Zustände in unserem Luftmeer. Die Hoch- und Tiefdruckgebiete, die in früheren Zeiten wie auf Draht gezogen über das Bild der Wetterkarte dahinzogen, haben Leib und Seele bekommen. Sie sind Individuen geworden, deren Gedanken und Wege man, wenn auch noch nicht mathematisch errechnen, so doch erraten kann. Meist sind diese Kinder unserer Erkenntnis artig, nur wenige sind unartig und folgen nicht. Sie haben ihren eigenen Willen, den wir

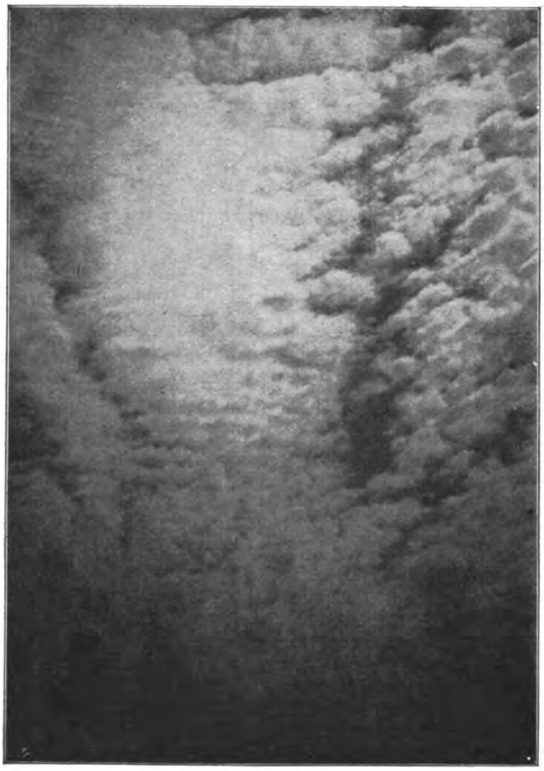
Digitized by Google

noch nicht durchschaut haben, den wir aber noch durchschauen werden.

Dort wo im Widerstreit der Polar- und Äquatorealströme der warme Südstrom die Oberhand besitzt und dem Ansturm der kalten polaren Luftmassen standhält, dort liegt das Gebiet, das wir besuchen müssen, wenn wir schlechtes Wetter kennen lernen wollen. Und das wollen wir ja und, wenn es geht, recht gründlich.

Ich zeige Ihnen hier im Bilde einen Ausschnitt aus einer typischen Wetterkarte. Durch die einzelnen Stationen sind Pfeile gezeichnet, die die Windrichtung angeben. Diese Pfeile fliegen mit dem Winde. Die Befiederung gibt ein Maß für die Windstärke. Die ausgezogenen, fast geschlossenen Kurven stellen Linien gleichen Luftdruckes dar. Sie sehen über Schottland ein recht intensives Tiefdruckgebiet. Betrachten Sie die doppelt gestrichelte Linie, die wir Laubfrösche Kurslinie nennen. Sie verläuft von Schottland aus über Dänemark nach Süden. Sie sehen, daß durch diese Linie Winde verschiedener Richtung voneinander geschieden werden: Die kalten, aus dem Landinneren kommenden Südostwinde von den von Süden einbrechenden warmen Luftströmungen. Da warme Luft leichter ist als kalte, wird der warme Südstrom sich zwangsweise über die kalte Südostströmung erheben müssen. Die warme Luft schiebt sich über die kalte Strömung und wird von ihr durch eine Gleitfläche, die Kursfläche getrennt, die die Erdoberfläche dort schneidet, wo die Kurslinie verläuft. In der Höhe erhebt sie sich schräg nach Norden.

Von Westen aus strömt andererseits gegen das Gebiet der warmen Südwinde ein Strom kalter Nordwestluft. Diese kalte Luft wühlt sich unter die warme Luft und hebt sie empor. Die von Schottland nach Süden verlaufende einfache gestrichelte Linie, die sogenannte Böenlinie, deutet an, wie weit sich diese Bewegung bis zu der Zeit, für die die Wetterkarte gezeichnet wurde, bereits vorgeschoben hat.



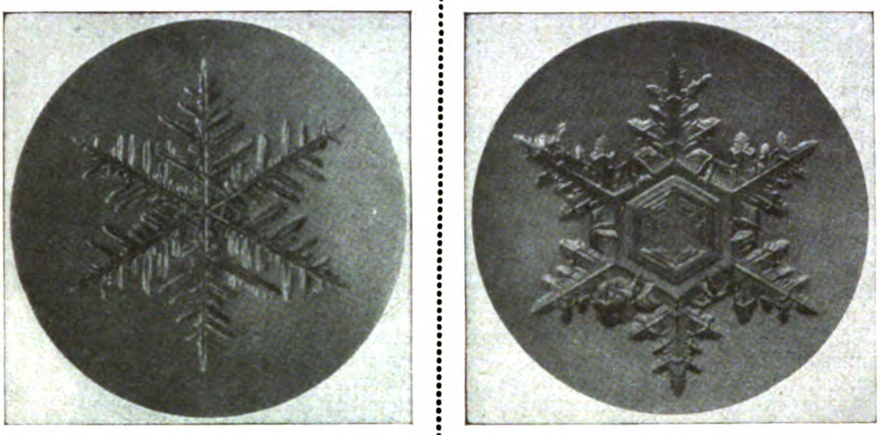
Gutmütige Schäfchen

Sie sehen, meine Gnädigste, das sind ganz einfache Sachen! Ich würde meine Gelehrtenmiene schon absetzen können, wenn das alles wäre, was Sie wissen müssen, um das schlechte Wetter zu verstehen. Noch einen Augenblick Geduld!

Über der Kursfläche wird die warme Luft langsam und stetig gehoben, an der Böenlinie dagegen schnell und sprunghaft. Die Luft kühlt sich bei diesem Vorgang ab: die Folge ist Wolken- und Niederschlagsbildung. Durch diese beiden Faktoren wird das schlechte Wetter bestimmt. Unsere Karte zeigt die Niederschlagsgebiete schraffiert. Sie erstrecken sich von der Kurslinie aus in einem breiten Streifen nach Norden (Kursregen). Westlich der Böenlinie sehen Sie dagegen nur einen relativ schmalen Niederschlagsstreifen (Böenregen). Der Kursregen — durch langsam aufsteigende Luft bei langsam erfolgender Kondensation hervorgerufen — dauert lange an, ist aber wenig ergiebig. Der Volksmund nennt ihn Landregen, die Kinder singen über ihn: „Es regnet, es regnet, es regnet seinen Lauf, und wenn's genug geregnet hat, dann hört es wieder auf.“ Anders der Böenregen. Die warme Luft wird plötzlich emporgerissen, es bilden sich große Wolkenballen, aus denen große Tropfen fallen, die in kurzer Zeit große Niederschlagsmengen bringen. Auch Blitz und Donner fehlen dabei nicht.

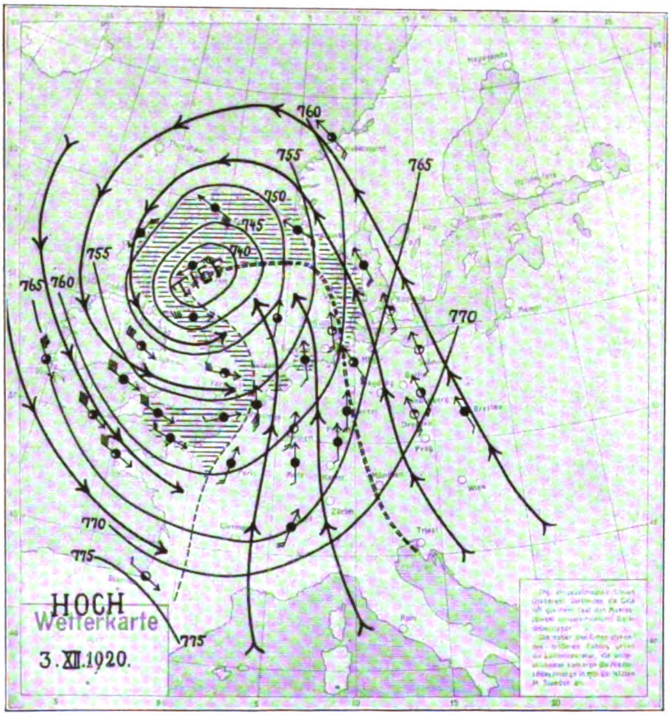
Die Tiefdruckgebiete mit ihrer Kurs- und Böenlinie ziehen bei uns meist von Westen heran. Der Luftdruck beginnt bei Südostwind zu fallen, feine Federwolken sind zu beobachten, unter die sich bei weiter fallendem Druck Schleierwolken schieben, durch die man Sonne und Mond als glanzlose Scheiben hindurchscheinen sieht. Bald beginnt es zu regnen, einzelne Tropfen fallen — es

Digitized by Google



Schneekristalle. Aufnahme von A. A. Sigson

riecht nach Regen, sagt der Schafhirt in meiner Heimat. Die tiefen Regenwolken, die den Himmel mit einer dichten Decke überziehen, kommen herauf, und es regnet Bindfaden. Plötzlich bricht das Gewölk, und es wird wärmer. Der Wind dreht nach Süd herum. Der Luftdruck fällt nicht mehr: Die Kurslinie ist über uns hinweggezogen. Im Gebiet der warmen Luft bringt wechselnde Bewölkung uns meist nur geringe, örtlich begrenzte Niederschläge. Denn beobachtet man das Auftreten von Wolkenballen, die



aus Westen heranziehen. Eine schwarze langgestreckte Wolke zieht herauf — im Sommer sieht man hohe Gewitterwolken in langer Reihe heranziehen — der Wind dreht nach West oder Nordwest, das Barometer steigt und schon beginnt ein Regenguß: große Tropfen fallen zur Erde herab, so daß Straßen und Wege schwimmen. Aber strenge Herren regieren nicht lange. Sie haben sich bald ausgetobt. Zwar folgt diesem Regen oft noch ein zweiter oder dritter, doch ist er meist schwächer. Die blauen Flecke am Himmel werden größer und größer, die Sonne bricht hervor und trocknet bald all die Tränen auf, die der heilige Petrus vergossen.

Wenn sich alle diese Vorgänge so am Schnürchen vollziehen, wie Sie sie schildern, Herr Doktor, dann ist die Wettervorhersage doch recht einfach, werden Sie hinzufügen, meine Gnädigste.

In einzelnen Fällen ja, muß ich Ihnen antworten. Oft kann man die Zeit, zu der der Regen einsetzt und aufhört, auf die Stunde genau angeben. Dies ist meist der Fall, wenn frische, lebenskräftige Tiefdruckgebiete unseren Wohnort passieren. Aber die Tiefdruckgebiete können auch sterben, ja, sie müssen sterben. Auf unserer Karte wird Ihnen auffallen, daß die Nordwestwinde westlich der Böenlinie stärker sind, als der Wind an allen übrigen Stellen der Karte. Die Böenlinie muß also schneller vorrücken, als das Gebiet der warmen Südwinde; die Böenlinie muß sich der Kurslinie nähern und so wird sie diese erreichen; das warme Gebiet im Tiefdruckwirbel wird abgeschnürt, wird von außen nicht mehr genährt und muß sich so verlieren. Mit ihm geht der ganze Tiefdruckwirbel früher oder später zugrunde: Seine Existenz beruht ja in dem Vorhandensein von Temperaturdifferenzen. Wie eine Dampfmaschine ohne Heizung nicht arbeitet, so schwindet auch die Energie der Luftbewegung in einer einheitlich temperierten Luftmasse. Sterbende Tiefs bewegen sich deshalb nur langsam fort oder längere Zeit über einem Gebiet, wobei sie zerfallen. Die Bewohner des Landstriches, den solche Gebilde mit ihrer Anwesenheit beglücken, brauchen sich über Mangel an schlechtem Wetter nicht zu beklagen. Und gerade in solchen Fällen ist die Vorhersage eines Witterungsumschlages sehr schwierig, da die Anzeichen für den kommenden Witterungsverlauf nur äußerst spärlich sind und nur andeutungsweise in Erscheinung treten. Der Laubfrosch braucht ja gerade, wie der Arzt bei einer Krankheit, eine Diagnose der Wetterlage. Er muß sich ein Bild von den Krankheitszuständen der Atmosphäre machen, um aus ihm Schlüsse ziehen zu können auf den weiteren Krankheitsverlauf — auf eine Prognose der Witterung. —

Und nun will ich bei Ihnen auch mein Wort einlösen. Bisher habe ich Ihnen klar zu machen versucht, was schlechtes Wetter ist. Ich habe aber auch davon gesprochen, daß dieser schlechte Wetter gerade das Interessanteste ist, was ich kenne. Ich habe vom Zauber des schlechten Wetters gesprochen. Mit meinen bisherigen Betrachtungen habe ich Sie sicher nicht bezaubert. Doch wäre ich ein schlechter Mensch, wenn ich Ihnen etwas vorgezaubert hätte, ohne Ihnen diese schwarze Kunst etwas zu erklären. Vorher zu erklären, damit Sie Verständnis haben für das, was ich Ihnen jetzt zeigen will.

Wolkenturm. Aufnahme der Luftbild-Gesellschaft, München

Wir sind moderne Menschen. Also ins Flugzeug! werden Sie erraten. Nein, meine Gnädigste, vorbeigeschossen. Den wahren Genuß finden Sie nur im Ballonkorb. Lassen Sie uns ihn besteigen und in ihm einige Stunden verbringen, weltentrückt — ohne das lustige Propellergeräusch.

Also kurz entschlossen! Hinein in den Korb! Es soll eine Wolkenfahrt werden. Sie soll uns hinauf bringen zu den feinen Schäfchenwolken, die dort gerade über uns stehen und die nach Westen

Ein Wolkenmeer von überwältigender Schönheit. Ballonaufnahme

zu übergehen in einen eintönigen Wolkenschleier. Die heranziehende Kursfläche verspricht uns schöne Wolkenstimmungen.

Von leichtem Südost getrieben, steigt unser Ballon „Greif“ empor. Die große, gelbe Kugel über uns bietet einen sonderbaren

Fallstreifen. Aufnahme der Luftbild-Gesellschaft, München

Digitized by Google

Nebelschwaden. Vom Ballon aus von Dr. M. Robitzsch aufgenommen

Kontrast zur blauen Farbe des Himmels. Die Maschen des Netzes drücken sich tief in den gelben Stoff des Ballons hinein. Wir fahren heute mit Wasserstoff, denn der Ballon soll uns ja bis zu den feinen weißen Wolken, dort oben, bringen.

Also empor! 5000 m zeigt unser Höhenmesser. Unser Sauerstoffapparat ist eben in

Gewitterkumulus. Aufnahme des Meteorolog-Magnetischen Observatoriums zu Potsdam

Digitized by Google

Tätigkeit getreten. Wir merken die wohlige Wirkung des langsam ausströmenden Gases. Wir fassen neuen Mut — die Wolken liegen noch über uns. Es ist warm im Korbe, obwohl das Thermometer 20 Grad Kälte zeigt. Die Sonne meint es gut mit uns. Doch was ist das! Es flimmert um uns auf, man glaubt sich — mitten im Sommer — in den Winter versetzt. Feingebaute Schneeflöckchen tanzen um uns herum. Kunstformen der Natur! Wir können sie auffangen und betrachten, die kleinen sechsstrahligen Gebilde. Ein Flöckchen gleicht dem anderen — doch zeigt jedes seine eigene, elegante Form. Doch nun die Wolken um uns her! Wie Wattebäusche zerzaust erscheinen sie und jedes Bäuschchen zeigt nach unten zu strähnige Streifen, die sich weiter unten verlieren! Richtig! Eben gerade hatten wir ein derartiges Gebilde durchfahren. Es besteht aus Schnee, fallendem Niederschlag, der dem Wölkchen dort oben entstammt. Fallstreifen nennt man diese Strähnen! Also auch hier oben schneit es; nie gelangt aber der Schnee zur Erde. Denn seine Flocken fallen nur langsam und sind schon verdampft, wenn sie einige hundert Meter herabgefallen sind. Dort ein Fallstreifen ohne daranhängende Wolke! Die Wolke hat sich aufgelöst — von ihrem ehemaligen Dasein zeugt nur noch ihr Fallstreifen. Eigentümlich geformt erscheint er. In weitem Bogen neigt er sich oben nach der Sonne hin; der unter uns liegende Teil erscheint fast korkzieherartig geschlungen — ein Zeichen dafür, daß die Luftschichten, die der Schnee durchfällt, verschiedene Strömung haben; wir können die Drehung des Windes und seine Geschwindigkeitsverhältnisse hier mit dem Auge verfolgen. — Schon taucht unser Ballon in die langgestreifte Schleierwolke ein. Kleine Eiskristalle bilden sie, kleine glitzernde, sechsseitige Säulen, die wir unter der Lupe betrachten. Ein Säulchen gleicht dem anderen. Hier herrscht nicht der Formreichtum, den wir bei den Schneesternchen beobachteten. — Unter uns, etwa in 4000 m Höhe, rückt eine neue Wolkendecke heran. Sie erscheint uns auch aus dieser Entfernung nicht so eintönig, wie die Schleierwolke, die wir soeben verlassen haben. Ganz hinten am Horizont scheinen beide Wolkendecken zu verschmelzen. — Der Ballon fällt; die Sonne wirft uns noch einmal eine Handvoll Lichtstrahlen zu. Um uns herum glitzert es auf. Es sind unsere alten Bekannten, die Eiskristalle. Und gerade dort, wo die Sonne steht, ebensoviel unter dem Horizont, wie sich die Sonne über ihm befindet, dort sehen wir das Glitzern am schönsten. Ein länglicher heller Fleck leuchtet dort auf, das Spiegelbild der Sonne in den fallenden Eiskristallen. Es ist die Untersonne, die wir da sehen; trotz des ständigen Wechsels ihrer Elemente ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. — Langsam fällt der Ballon. Der Himmel über uns ist schon ganz mit dem grauen Schleier bedeckt. Die Sonne können wir nur noch als helle Scheibe sehen. Sie wirft nur noch undeutliche Schatten. Unter uns lagert eine schwach gewellte, geschlossene Wolkendecke, die uns die Erde verhüllt. Wenig Kontraste bietet sie dar bei dem schwachen Schattenwurfe der Sonne. Doch sie breitet sich bis zum Horizont hin aus — einem Meer ist sie vergleichbar, in ihrer Ruhe allerdings einem erstarrten Eismeer! Die langgestreckten Wellenzüge, die die Oberfläche dieses Meeres zeigt, die sich langsam dahinwälzen, zwingen uns zu weiterem Nachdenken. Sind es innere Kräfte, die hier formverändernd wirken oder sind es Wogen, die der Wind verursacht, gerade wie er die Meeresfläche bewegt? — Unser Ballonkorb taucht in die Wolke ein. Ein dichter Nebel umgibt uns. Ein frostiges Gefühl — wir befinden uns in Wasserwolken. Doch was ist das? Ein leises Lüftchen weht im Korb! Nur fühlbar, wenn man darauf achtet! Kaum fähig ein Blättchen zu bewegen! Aber in Wirklichkeit vorhanden! In unserer Wolkenschicht dreht der Wind. Die große Kugel unseres Ballons folgt dem Oberwind, wir selbst fühlen den Unterwind. Hier liegt also die Kursfläche, an der der warme Südstrom ansteigt und sich über den kälteren Südoststrom erhebt. — Die schwache Wolkendecke ist bald durchbrochen. Unter uns wird die Erde wieder sichtbar. Ein langes, geschlängeltes Silberband zieht sich unter uns hin. Ein Fluß! Dort liegt eine größere Stadt mit ihren Fabrikschloten. Wir vernehmen deutlich das Geräusch der Großstadt. — Im Westen liegt eine dichte Wolkenbank noch weit unter uns. Sie zu besuchen wird uns heute schwerlich gelingen. Es wird sich auch wenig lohnen. Es ist besser, sich diesen Genuß zu verkneifen, denn es gibt nasse Kleider! So bereiten wir die Landung vor. Noch muß unser Ballon etwa 1000 m fallen, bis er die Erde erreicht. Wir fallen fast senkrecht. Die geringe Abdrift nach Nordwest läßt auf schwachen Südostwind schließen. Auch der Qualm der Fabrikschornsteine zieht aus dieser Richtung. Ganz, wie ich es wünschte, eine Damenlandung. Inzwischen ist die Wolkenbank aus dem Westen herangezogen. Ihr äußerster Rand steht schon gerade über uns. Unter ihr liegt dunkles Gewölk; Regenwolken! — Der Korb stößt auf. Ein leichter Klimmzug mildert den Stoß. Über uns pendelt der Ballon. Jetzt neigt er sich zur Seite und fällt langsam zur Erde. Aus dem großen breiten Riß der Reißbahn strömt das Gas. Die Hülle sinkt in sich zusammen. Hinzueilende Leute helfen uns verpacken. Ein Leiterwagen bringt unser Fahrzeug zur Bahn und wir wandern hinter dem Ganzen her und tauschen Gedanken aus über die Eindrücke unserer Luftreise. Unser Weg führt uns an einem See vorbei. Im Hintergrunde strahlen die Firnkämme des Gebirges, darüber scheint die tiefe, dunkle Wolkenschicht

Digitized by Google

zu liegen, aus der die ersten Tropfen fallen. Langsam und bedächtig! Vom Eisenbahnabteil aus sehen wir den echten, rechten Landregen. — Es regnet, es regnet, es regnet seinen Lauf! Kursregen!

Ungleich formenreicher erscheinen uns die Wolken in der Nähe der Böenlinie. Nicht langsam und stetig steigen hier die Luftmassen empor. Sie werden emporgerissen! Nicht ganze Flächen werden hier gehoben, wie in der Nähe der Kurslinie, wo die Schichtwolke vorherrscht. Die Böenfront ist charakterisiert durch geballte Wolken großer Höhenerstreckung. Bizarre Formen, den wunderlichsten Gebilden vergleichbar, sind hier zu finden. Hier glaubt man ein firnbedecktes Alpenpanorama zu sehen, dort sucht der Beschauer in den zerfetzten Wolken einen fliegenden Adler, ein scheues Häschen zu erspähen. Solche Vergleiche liegen tief begründet in der Natur unseres Gemütes. Und wenn wir „älteren" und „gesetzteren" Menschen auch diese Poesie der Wolken nicht mehr verstehen, so erinnert sie uns doch an unsere weit poesiereicheren Jugendtage. Viele von uns werden aber noch einmal in den Wolken lesen, wenn sie noch einmal jung werden mit ihren Kindern —!

Langsam rücken sie heran, die großen Wolkenballen in Reihe und Glied geordnet. Ein Ballen schließt sich an den anderen, bis der aufsteigende Strom den ganzen Himmel davon vollgezaubert. Jetzt gilt es den Ballonkorb zu besteigen und sich das Wunder aus der Nähe zu betrachten. Aber wählt einen guten Führer, der seine Sache versteht, denn heute ist es kein Spaß, sich den Lüften anzuvertrauen! Bald ist die Höhe erreicht, in der sich Wolke an Wolke ballt! Ein Wolkenmeer von überwältigender Schönheit! Abgrundtief stürzen seine Wellen herab, um sich an anderer Stelle berghoch zu erheben. Und dieser Formenreichtum der Wolkenköpfe! Zwischen ihnen, fein verteilt, Nebelschwaden; Köpfe von Amboßform, ganze Wolkenschiffe kann das schönheitstrunkene Auge des Luftfahrers erspähen, einerseits blendend hell erleuchtet durch die brennende Sonne, anderseits pechschwarz gefärbt — im tiefen Schatten liegend. Und diese Größe der Wolkenballen! Wie klein erscheint, im Vergleich zu ihnen, der Ballon, der uns trägt! Wie klein der Mensch diesem Naturschauspiel gegenüber. Im Vordergrunde das weite Wolkenmeer, ständig die Formen wechselnd, gewissermaßen atmend, und dahinter Schichtwolken der höheren Niveaus, mehr oder minder formenreich. Dort hinten der große Wolkenturm, weiß wie Seifenschaum, hat jetzt die Schichtwolke über ihm erreicht. Schon steckt er seinen Kopf in diese nur dünne Wolkendecke, noch liegt sie wie ein feiner Schleier über ihm. Jetzt schaut er bereits oben heraus und reckt seinen Scheitel empor. Die Wolkenschicht umgibt ihn wie ein Kragen. Weiter strebt er hinauf. Der Wolkenkragen ist ihm schon über die Schultern geglitten. Doch was ist das dort über ihm? Ein kleines Wölkchen, einem Pilzhut vergleichbar, ist dort soeben entstanden, noch völlig getrennt von dem aufstrebenden Wolkenkopf! Immer mehr gewinnt es an Ausdehnung. Eine Sprungschicht in unserem Luftmeer, sonst dem Auge unsichtbar und nur durch genaue Temperaturmessung festzustellen, wird durch den aufsteigenden Luftstrom gehoben. Die Luft kühlt sich an dieser Stelle ab, und es bildet sich ein Nebelstreifen, der unserem Auge als Wolke von Pilzform erscheint, als Wolkenkappe, die noch über dem Wolkenkopf schwebt, den sie bald bedecken wird.

In solch einer Umgebung, die das Auge bezaubert und den Geist fesselt, verrinnen die Stunden wie Minuten im gewöhnlichen Leben. Wir haben gar nicht bemerkt, daß eine ganze Kette von Wolkentürmen vor uns aufgezogen ist, deren Einzelglieder trotz ihrer Formenvielheit einander gleichen wie ein Ei dem anderen. Unser Führer mahnt zur Heimkehr. Schon läßt sich ein dumpfes Grollen hören, das hier oben so ungewöhnlich klingt. Man meint, die Wolken wären aneinander gestoßen und hätten dies Grollen verursacht. Daheim würden wir ohne Zögern sagen: Es donnert.

Der fallende Ballon hat die Wolken durchbrochen. Die Erde, in tiefem Schatten begraben, begrüßt uns wieder. Nur dort, wo jene Wolkenmauer mit den hohen Türmen und Zinnen stand, ist uns ihr Anblick verhüllt. Eine schwarze Wolkenwalze sehen wir dort, von Horizont bis Horizont hinübergreifend. Und aus ihr hängen dunkle Strähnen herab zur Erde. Dort regnet es in Strömen und, ich wette, es ist ein Böenregen.

So haben wir heute über schlechtes Wetter geplaudert, mein gnädiges Fräulein!

Ich habe Ihnen von eigenem Erleben erzählt, habe Sie einen Blick tun lassen in das, was in mir selbst vorging, als ich anfing, mein eigener Führer zu werden. Ich tat es nicht, um Sie zu zwingen, mir zu folgen, sondern nur, um Ihnen zu zeigen, wie durch eigenes Erleben etwas interessant werden kann, was andere langweilig finden: Das schlechte Wetter!

Allein. Von Wilhelm Schussen

So sitzen und dem Regen lauschen
Im Wald am See den ganzen Tag,
Dem Wipfelwiegen, Wipfelrauschen
So ohne Uhr und Glockenschlag:

Ist kein Geschäft und doch ein Schaffen,
Hat keinen Zweck und ist doch gut,
Solang man ohne Jagd und Raffen
In Gott und in sich selber ruht.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Schnepfenthal

Sonnige Zeiten von Otto Röse

Maisonntag

In einer zweifenstrigen Stube und einer nicht heizbaren Kammer bestand das Heim des Lehrers August Röse und seiner Frau Bertha, geb. Salzmann, als sie zu zwei Kindern, die schon herumsprangen, das dritte erwarteten. Räumlich sollte es nun noch knapper werden. Aber man schrieb 1853, und was jetzt Flüchtlinge kaum als Unterschlupf schätzen, genügte einer Familie als Behausung. Es war doch ein sonniges Plätzchen, jenes Kämmerlein im ersten Stock des Hauptgebäudes der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, dessen Fenster auf den Geizenberg rechts, den Hermannstein links und dazwischen das Reinhardsbrunner Tal hinan zum Abtsberg schaute, eine Augenweide für die liebe Sonne selbst, die an einem Maisonntagmorgen gerade um die Ecke flitzte, als der Familienzuwachs kam. Auf der Thalseite drüben schepperte das Glöcklein der Rödicher Dorfkirche, und als es ausgeläutet hatte, quäkte im Waschkorbe neben dem Bette der Wöchnerin ein Bub zum Tusch, den die Finken, Staare und Drosseln schmetterten.

Leicht und lustig soll es hergegangen sein, so hörte der Bub später erzählen und glaubte es gern, denn die Welt hat ihn angelacht. Er verstand, was die Vögel sangen, sah auch mancherlei, worüber andere hinstolpern: die Morchel auf dem Fichtennadelgrunde des Waldes und, was noch wichtiger ist, die Blume am Wege, die den Lebenspfad erst lohnend macht. Zu genießen, was Sonntagskindern in den Schoß fällt, war für ihn ein besonderes Glück, denn von vielem, was guter Leute Kind sonst selbstverständlich findet, ward ihm wenig zuteil. Er hat es nicht einmal vermißt, denn er wußte es nicht anders, und als er es bemerkte, brauchte er's nicht mehr.

Der Bub war ich. Das Los meiner Eltern hieß Verzicht, freiwilliger Verzicht zugunsten der Erziehungsanstalt Schnepfenthal, die mein Urgroßvater Christian Gotthilf Salzmann im Jahre 1784 gestiftet, mein Großvater Carl Salzmann 1811-1848 fortgeführt und dann seinem Neffen Wilhelm Ausfeld übergeben hatte; Verzicht auf eigenen Hausstand, selbst auf den Mittagstisch in Familie, denn das Herdlein der meinem Vater besonders anvertrauten Zöglinge wollte im Speisesaal der Anstalt betreut sein, während Mutter mit uns Kindern bei den Großeltern aß, die das im Tale gelegene Gutshaus, die Ursprungsstätte des Instituts bewohnten. Welche Hingebung meine Eltern bewiesen, indem sie jede Gelegenheit, sich auf eigene Füße zu stellen, ablehnten, habe ich erst spät ermessen. Sie haben meine Kindheit mit keiner Klage getrübt.

Mein erstes großes Erlebnis war die Goldene Hochzeit der Großeltern Salzmann am 8. August 1857. Verehrer des Patriarchenpaares kamen aus aller Herren Ländern. Graf Carl v. Schlitz, genannt v. Görtz, erschien mit seinen jungen Schwägern, den Zwillingsbrüdern Franz und Otto von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die unter Obhut ihres Präzeptors reisten. Am zweiten Tage der Feier lud er die Gesellschaft zu einem Waldfeste ein. Die Zöglinge der Anstalt, alle im roten Frack, wie Christian Gotthilf ihn eingeführt und selbst getragen hatte, wanderten voraus. Den Equipagen voran fuhr der Wagen des Jubelpaares. So gelangten wir zum Fuße des Torsteins oberhalb Tabarz, wo die Dienerschaft den Imbiß vorbereitet hatte. Aber der Himmel war uns nicht hold, ein Gewitter brach los, der Platzregen strömte. Der Jugend verschlug das nichts, sie kroch unter und ergötzte sich erst recht. Auch die Herrschaften blieben bei guter Laune. Nur der Prinzenerzieher war vergrämt. Er hockte in seinem Landauer und jammerte laut nach einer „warmen Suppe“. Das junge Völkchen, ohnehin schon übermütig, lachte. Eine warme Suppe, so fern von jedem Küchenherd, welch' wunderlich Gelüste! Aber Wunder geschehen noch. Großmutter Thusnelda Salzmann hatte an der Mittagstafel so was wie Magenverstimmung des Herrn Präzeptors gemerkt, vorsorglich daher ein Töpfchen Kraftbrühe mit Griesklöschen wohlverpackt im Kutschkasten mitgenommen. So wurde der Dulder gelabt. Wir Jungen standen herum und feixten, nur die in höfischer Haltung geübten Prinzen verzogen keine Miene.

Der Präzeptor hieß Hinzpeter. Später hat er den Prinzen Wilhelm erzogen und blieb der Berater des Kaisers. Sooft nun Wilhelm II. Entscheidungen traf, bei denen Hinzpeter als treibender Geist genannt wurde, z. B. als Bismarcks auf sachliche Ziele gerichtete Sozialpolitik einem Traume der Weltbeglückung weichen mußte und der Altkanzler entlassen wurde, auch im Kronrate des Jahres 1905, als der Kaiser abzudanken drohte, wenn die sozialistischen Absonderlichkeiten, die sein Mentor wünschte, nicht in

Digitized by Google

die Novelle des Bergwerksgesetzes aufgenommen wurden, stieg mir das Bildchen auf, daß ich am Fuße des Torsteines gesehen hatte: im schwarzen Rahmen des Wagenfensters die Silhouette des Erziehers, der sein Süppchen löffelte, während der Zögling im Gewitter herumsprang.

Der Ahne

Waldfest! Wie mannigfaltig habe ich das noch gefeiert, als ich 9 Jahre wurde und das rote Fräckchen anbekam! Zweimal im Jahre, zum Frühlings- und zum Kartoffelfeste, zogen wir, in Kompagnien eingeteilt, mit Handwäglein voll Proviant und Geschirr ins Quelltal, um abzukochen. Die Kompagnien waren so gewählt, daß der „Kiex", d. h. der Neuling, vom „Großen" lernen sollte. Mit Otto Liman (Liman v. Sanders) war ich „Kiex" unter Wilhelm Schoen, dem späteren Freiherrn und kaiserlichen Botschafter in Paris beim Ausbruch des Krieges, „Großer" hingegen für den späteren Außenminister der Republik Fritz Rosen, sowie für Albert Brockhaus, der als Oberhaupt seines Verlages ein rühmliches Andenken hinterlassen hat, und Alfred v. Planta, der während des Krieges die deutschen Interessen in Rom betreute und dann Schweizerischer Gesandter in Berlin war. Von Jahrgang zu Jahrgang pflanzte sich die Überlieferung der Schnepfenthaler Kochkunst fort und gipfelte im „Pfannkuchen", anderwärts Eierkuchen genannt, der eine wohlgeübte Hand erfordert. Haben die Lehrlinge Holz gesammelt und prasselt das Feuer unter dem Dreifuß, so dürfen sie den vom „Großen" kunstgerecht gemischten Teig verrühren, sodaß er glatt in die zischende Butter der Pfanne fließt und sich zart verteilt, dünn wie Papier. So pruzelt er eine Weile. Dann aufgepaßt! Der Meister greift zum Pfannstiel, rüttelt ein wenig und schnellt mit kräftigem Ruck den Kuchen empor, sodaß er sich wendet und mit der goldbraunen Seite zuoberst in die Pfanne zurückfällt. Macht's nach, ihr Kiexe! Bevor ihr's könnt, verzehrt die Flamme manches Häufchen Unglück, das ihr hinwerft. Glückt doch selbst den Diplomaten nicht jeder Wurf. Schließlich gilt es auch nicht bloß Pfannkuchen, sondern sich selber drehn und wenden zu lernen.

Unsere Waldfeste entstammten einem Ruhmesblatte der Schnepfenthaler Geschichte. Christian Gotthilf Salzmann hatte sein Erspartes ins Gut gesteckt, konnte im Gutshause aber nicht verwirklichen, was ihm vorschwebte. Er mußte bauen. Also ging er selbst ans Werk mit seinen Zöglingen. Deren waren es zwei: sein Sohn Friedrich und der verwaiste älteste Sohn seines ehemaligen Schulkameraden Ausfeld, den er als Pflegekind angenommen hatte; im nächsten Jahre 10, dann bald eine stattliche Schar. Am Hange des Geizenberges schachteten sie oben aus, schütteten unten auf und schufen mit einer Erdbewegung von etlichen tausend Kubikmetern Platz für einen umfangreichen Baukomplex mit Gärten. Morgens von 5–7 wurde „geschanzt", dann Andacht gehalten, gefrühstückt und zum Unterricht geschritten. Zwei „Schanzfeste", aus denen dann unsere Frühlings- und Kartoffelfeste entstanden sind, belohnten die Helfer.

Sooft ich das erzähle, höre ich den Schreckensruf: „Und die Studien?" — Aber bitte, es kommt noch besser: Turnen, Tanzen, Schwimmen, Reiten, Fechten, Fußwanderungen bis zum Harz hinüber, Ausbildung einer Feuerwehr, die mit der Anstaltsspritze, wo es not tat, blitzschnell angaloppierte, — das alles ging so nebenher und hat nicht verhindert, daß ein geistig hochentwickeltes Geschlecht heranwuchs, voran der Begründer unserer wissenschaftlichen Geographie, auch ein von Salzmann angenommener Waisenknabe, Karl Ritter. Man betrachte im Empfangsraum der Anstalt noch die alten Zöglingsbilder: den Burschen sieht man's an, daß sie zur Oberschicht des Lebens taugten. War es wirklich ein Schade, wenn sie über ihren Büchern manchmal eingenickt sind?

Die Neuzeit mit der einseitigen Ausbildung ihres Examenwesens — der mongoloiden Entartung des Ariertumes, wie der Hygieniker Hueppe diese Richtung chinesischen Ursprungs genannt hat — läßt dem jungen Blute nicht mehr so freien Umlauf vom Scheitel bis zur Sohle. Sie züchtet vorzugsweise Hirn. Auch Schnepfenthal hat ein Stück vom Ebenmaße geistiger, ethischer und körperlicher Ausbildung opfern müssen. Mit Wonne aber genossen wir, was von der alten Freiheit übrigblieb, wanderten, tummelten uns auf dem von Guts Muths eingerichteten ersten Turnplatze Deutschlands, lernten vom Jenenser Universitätslehrer Herrn v. Obstfelder tanzen und schwammen in den Reinhardsbrunner Teichen, wie Salzmann es eingeführt hatte, der viel vom kalten Baden hielt und längst vor Priesnitz Wasserkur betrieb, freilich mit Maß und Ziel, nicht wie sein Eidam Christian Ludwig Lenz, Lehrer in Schnepfenthal und später Gymnasialdirektor in Weimar, der sein erstgeborenes Töchterchen Thusnelda, dieselbe, die später den Präzeptor gelabt hat, vom Mutterleibe weg zum Brunnen trug und unter den Strahl hielt, so daß das Würmchen blau anlief. An alte Zeiten gemahnte uns auch unsere Reitbahn, die als der größte flachgedeckte Raum in Deutschland galt. Der Marstall bestand noch aus drei Reitpferden, darunter ein Schimmelchen, das Fürst Hermann v. Hatzfeld-Trachenberg bei seinem Abgang dagelassen hatte, ein zahmes Rößlein, das frei umherlief und zuweilen die Treppe herauf in den Vorsaal kam.

Daß jeder Zögling ein Handwerk lernte, war ehemals Brauch. Eine kleine Kanone, gez. Georg Friedrich Graf v. Reichenbach, Bronzeguß mit Lafette und Rädern wie vom Militärstellmacher gefügt, desgleichen eine

Digitized by Google

Sammlung selbstgedruckter und -gebundener Bücher, zeugt von vergangener Meisterschaft. Wir haben noch geschreinert und gepappt. Zeichnen und Malen lernten wir bei Reinhold Gerbing, der die von Anbeginn des Instituts eifrig betriebene Übung neubeseelte und eine Reihe tüchtiger, zum Teil berühmter Künstler — Hermann Prell und seinen Bruder Walter, Clemens v. Pausinger, Buschbeck, Prüfer, Strobentz, Flesch und Compton — erzogen hat. Eine glückliche Einrichtung des Stundenplanes, die dem Direktor freilich Kopfzerbrechen machte, gestattete die Ausbildung jedes Kindes nach persönlichen Gaben. So konnte man gleichzeitig in der 4. deutschen und 1. französischen Klasse, oder auch umgekehrt, sitzen, dabei als guter Mathematiker und mittelmäßiger Geograph auch da noch verschieden eingereiht sein, wie das den Bedürfnissen einer Anstalt entsprach, deren Zöglinge aus Ländern verschiedener Zunge kamen. Als ich der 2. Lateinklasse angehörte, bildete ich mit Herbert Beerbohm die 1. englische. Zuweilen fehlte uns der Lehrer. Da saßen wir selbzweit und lasen uns Coopers Lederstrumpferzählungen im Original vor. Mein Partner schauspielerte köstlich, konnte auch zum Totlachen komische Gesichter schneiden; den Shakespearetragöden aber, als der er unter dem Namen Beerbohm-Tree berühmt geworden ist, habe ich in ihm nicht vermutet.

Freilich mußte sich da manches ändern. Die zur Erziehungsgesellschaft erweiterte Familie Salzmann-Lenz-Ausfeld selber wuchs in der Einheit ihres Berufes nur so lange, als der Patriarch sie zusammenhielt, auch zusammenzwang, was wohl nötig wurde, denn die Töchter sahen nicht immer ein, daß sie ihr Herz gerade den Pädagogen schenken sollten, die der Vater zu fesseln wünschte. Christian Gotthilf überlebte noch den Höhepunkt der reformatorischen Kraft seines Werkes († 1811). Zwei Jahrzehnte seines Schaffens aber haben genügt, seine Schöpfung bis in die Gegenwart zu beseelen.

Epigonen

Großvater Karl Salzmann ging bis an das Lebensende, das er mit 86 erreichte, kerzengerade. Uns Enkeln pflegte er zu erzählen, sein Vater habe ihm ein einziges Mal gesagt: „Karl, du duckst," seitdem sei er nie wieder krumm gegangen. Soviel Artigkeit hat uns mehr erschreckt als ermutigt. Christian Gotthilf selbst zweifelte lange, wem er das Institut vermachen sollte. Er war eine Urnatur, sein im Stiftungsjahre 1784 geborener Karl, den er schließlich erkor, ein nur zu wohlgeratener Sohn. Gegangen ist es aber auch mit diesem, sogar sehr ordentlich, weil sich's in gewohnte Bahnen einschliff. Zunächst mußte nur ein Sturm beschwichtigt werden, den die Erbteilung entfesselte.

Christian Gotthilf hatte sich die Arbeitsgemeinschaft der Familie nie als Verwaltungsrat von Teilhabern gedacht. „Einer muß Herr sein!" Der neue Herr aber wurde angefochten. Es bildete sich eine Truppe von „Stürmern", die schabernackte. Während des Gottesdienstes (in Schnepfenthal Gottesverehrung genannt) krachten unter den Fenstern des Betsaales Flintenschüsse: die Stürmer schossen Spatzen. Den Zöglingen wurden Verse beigebracht, die den Vater Karl verhöhnten. Der Spott traf namentlich die Sittenreinheit, die er als zwanzigjähriger Jüngling am englischen Hofe und in der Londoner Gesellschaft sinnlichen Lockungen gegenüber bewahrt hatte und seinen Pflegekindern als leuchtendes Beispiel vorhielt. Was gesungen wurde, war zwar nicht sehr witzig, aber beißend und für den Geist des Hauses verheerend. Karl und sein Thusneldchen übten sich in Geduld und überwanden den Sturm. Unheil traf sie aber infolge ihrer zu nahen Blutsverwandtschaft. Von zehn Kindern blieben nur zwei begabte am Leben: meine Mutter und ihr Bruder Bruno, der sich nicht zum Pädagogen berufen fühlte. So schwand die Hoffnung auf Vererbung der Anstalt im Mannesstamme. Karl grübelte. Ihn dünkte, der Finger Gottes weise nach der Seite, die ihm bitteres Leid zugefügt hatte. Dort erkor er den Sohn seiner Schwester Franziska und des Lehrers, den Christian Gotthilf als Waisenknaben aufgenommen hatte, Wilhelm Ausfeld, zum Nachfolger. Wie die Verhältnisse lagen, war dies die beste Wahl, die sich treffen ließ. Der neue Besitzer leitete die Anstalt mit Geschick und Glück und straff persönlich. Von Familiensozialismus war nicht wieder die Rede. Einer schneidigen Geschäftspraxis wich aber auch der patriarchalische Charakter des Instituts, auf den meine Eltern, die damals heirateten, noch eingestellt waren. Wer in ihm beharrte, war geopfert.

Hier mündet der Schlängelpfad der Familien- und Anstaltsgeschichte wieder in meine Lebenswege, der ohne das Vorangegangene nicht verständlich wäre. Er begann sonnig und verdüsterte sich dann. Als meine Eltern endlich aufs Gut zogen, war es zu spät. Mein Vater hat das eigene Heim nicht lange mehr genossen. Er war am Ende seiner Kräfte, am Ende seines Lebens. Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Eine Welt für sich.

Der Urenkel hat es besser gehabt. Das Doppelleben zwischen Gut und Anstalt war so recht für einen Quirlequitsch. Bei Landwirtschaft und Fischerei, Beerenlese und Obsternte fiel immer etwas für mich ab, auch in Gesellschaft, die sich sommers zumeist in der Nische des Gartenhäuschens sammelte. Da sah ich — es mag im Jahre 1863 gewesen sein — den Grafen Limburg-Stirum, der seinen Erzieher von ehedem besuchte. Großvater fragte ihn: „Fritz, was machst und bist du jetzt?" — „Hilfsarbeiter bei Bismarck," lautete die Antwort. Worauf der Alte warnend den Finger erhob und

Digitized by Google

sprach: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht.“ — Das war für mich der erste Fingerzeig der Politik; er wies mich auf den Holzweg. Die Großeltern selber, die, wie die gebildeten Mitteldeutschen allgemein, zur Konfliktszeit großdeutsch-liberal waren, haben sich bald eines anderen besonnen. Der Wendepunkt kam 1866, denn damals ging es uns an den Kragen. Südlich des Rennstiegs, kaum ein paar Wegstunden entfernt, standen die Bayern, im Norden die Hannoveraner, dazwischen nur ein kleines Häuflein Preußen und Gothaner. Im Gutshause war Einquartierung, bei Tische ein Hauptmann und ein Vizewachtmeister, der Professor der Philosophie war. Die sprachen kein Wort Politik und wirkten gerade deshalb gut preußisch. Als dann das Treffen bei Langensalza, dessen Pulverdampf wir aufsteigen sahen, vorüber war und die Hannoveraner fühlten wir alle uns angenehm erneuert.

Großmutter Thusnelda hatte nicht mehr lange zu leben. Wir sollten sie bitter vermissen, denn Großvater hatte weniger liebenswürdige als nur achtbare Seiten. Im Ruhestande noch war er so beschäftigt, daß er sommers um 4, winters um 5 aufstieg. Den größeren Teil seiner Zeit brauchte er zum Briefwechsel mit Freunden, besonders mit ehemaligen Zöglingen. Bei Tische trank er seinen Spitz Deidesheimer auf ihr Wohl, indem er die Geburtstäger nannte, deren er jeden Tag mindestens einen, oft sechs bis sieben aufzuzählen wußte.

Die Welt, in der ich aufwuchs, wurzelte in den Aufklärungszeiten vom Ende des 18. Jahrhunderts. Mein ältester Bekannter war 1773 in St. Gallen geboren, 1788—91 Zögling und seit 1799 Lehrer in Schnepfenthal. Über seiner Tür standen die nur dem Eingeweihten verständlichen Anfangsbuchstaben der Worte: „Wer mich besucht, erweist mir eine Ehre, wer mich nicht besucht, bereitet mir ein Vergnügen.“ Er hieß Julius Girtanner und war der Schwiegervater von Harald Lenz, einem jüngeren Bruder meiner Großmutter Thusnelda, der mein Patenonkel war und als Naturforscher, namentlich Zoologe, seinem Thüringer Landsmann Brehm voranging. Im Volksmunde hieß er der „Schlangenlenz“, weil er mit Vorliebe die Kreuzotter studierte. Seine jüngste Schwester Emma betreute das Getier, das in seinem Hause und Garten wimmelte, molk und kämmte die Kaschmirziegen und strickte aus deren Wolle Strümpfchen für das „Fünferchen“, d. h. das Prinzchen Heinrich V. von Reuß, das mit dem später vielgenannten Maler Emil Doepler zusammen bei Mutter Lenz aufgepäppelt wurde. Schließlich kaperte der Regierungsrat und Kammerherr August v. Blumröder, Haralds früherer Schüler, ihm die Schwester weg, die alsdann Hofdame bei der Fürstin von Sondershausen wurde. Auf die Hochzeitsreise wollte sie ihre Lieblingsschlange mitnehmen, doch das hat ihr der Eheliebste ausgeredet. — Ja, die Lenz! Ihren Stammvater Christian Ludwig erwähnte ich schon als Kaltwasserfanatiker. Ein Begebnis seiner späteren Weimarer Zeit zeigt ihn als Sprachreiniger. In der Stadt war Feuerlärm, die Eingeborenen schrien in ihrer Mundart: „Feier! Feier!“ Da riß der Gymnasiarch das Fenster auf und rief hinaus: „Liebe Mitbürger, es ist keine Feier, sondern das furchtbare Element, das in der Gerbergasse wütet, das Feuer!“ Wohlbemerkt: er kam aus Schnepfenthal, das von Anbeginn eine Spracheninsel von ungefärbtem Hochdeutsch bildete, somit eine Welt für sich auch inmitten der Thüringer Dialekte. Dieser Welt aber hat er einen eigenartigen, dankenswerten Einschlag gebracht.

Seiner Ehe mit Magdalene Salzmann, der ältesten Tochter des Stifters, entsproß ein Geschlecht, das schön und sonnigen Gemütes, rüstig, rank und schlank bis ins Greisenalter blieb und, trotz seiner altvererbten Kultur — zu den Vorfahren zählte Luthers Freund, der Wittenberger Bürgermeister Paul Lenz, desgleichen Lukas Cranach — keine Spur von Niedergang verriet. Ergänze ich die seltsam klingenden Namen der Geschwister: Iduna, Minnona, Theona, Bertha, Meta, Wodan und Siegmar, so nenne ich die Generation, in deren Kreis ich mich am wohlsten fühlte. Wie meine Großmutter und Mutter, so sprachen meine Großtanten zwei, drei neuere Sprachen geläufig, konnten Latein, nahmen an der Geistesbewegung ihrer Zeiten teil und blieben im Hauptberufe doch Hausfrauen von praktischem Sinn und geschickter Hand, von anmutiger Gewandtheit in Gesellschaft und überdies kerngesund.

Meine Mutter war an Gestalt und Wesen mehr Lenz als Salzmann: hellblond, zierlich, mit feinen Gelenken. Sie hat es nie über hundert Pfund gebracht, besaß aber nervige Kraft und machte in den Bergen ihren Tagemarsch von vielen Stunden. Auf dem Bilde von Schwind „Hochzeitspaar im Reisewagen“ die junge Frau, die aufrecht steht, ist an Gestalt und Antlitz, Haartracht und Kleidung ihr Abbild. Mein Vater, mittelgroß und sehnig, mit kastanienbraunem Haar und kurzgehaltenen Vollbart, paßte zu ihr. Sie bildeten ein erfreuliches Paar.

Großonkel Siegmar Lenz hatte auf der Reitschule zu Kassel den Titel Bereiter erlangt. In Schnepfenthal bewirtschaftete er zeitweilig das Gut, konzentrierte sich dann aber auf die Lehre des Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, besonders auch der Geographie. Die Sprachen beherrschte er derart, daß Zöglingseltern selbiger Zungen ihn für ihren Landsmann hielten. In jedem Fache bildete er sich rastlos weiter, und als Reit- und Turnlehrer wirkte er bis ins höchste Alter. Bei alledem blieb er der „Herr Bereiter“, der keinen anderen Titel wünschte,

Digitized by Google

diesen aber zu Ehren gebracht hat. Überseeische Zeitungen priesen ihn als europäische Berühmtheit, englische Blätter rühmten die seltene Eigenart seiner sportlichen Leistungen; denn als passionierter Reiter war er zugleich ein flinker und ausdauernder Fußgänger. In der Frühe, um drei herum, spazierte er auf den Inselsberg, wozu der Durchschnittswanderer seine drei Stunden braucht, kam zum Morgenkaffee zurück und gab dann seinen Unterricht von sieben Uhr an.

Ja, es war eine absonderliche Welt, das Schnepfenthal noch zu meiner Zeit. Daß es nicht so bleiben würde, ließ sich voraussehen. Von der Abgeschiedenheit, in welcher der Stifter die Kinder erziehen wollte, von dem Idyll, das eine Mustersammlung von Originalen gezeitigt hat, war schon viel dahingeschwunden, und mehr noch mußte schwinden, als die Eisenbahn kam. „Schicket euch in die Zeit," sagt der Apostel, und „vertrau auf Gott, vertrau auf deine Kraft und klage nicht", riet Christian Gotthilf sterbend seinem Sohn. Entstiege er jetzt dem Grabe, so würde er im gleichen Sinne, wie er den „Himmel auf Erden" lehrte, uns trösten: „Jeder Friede, jedes Glück will täglich neu erkämpft sein." Und daß in der Gegenwart noch sein Ururenkel Dr. Fritz Ausfeld diesen Kampf in Ehren besteht, würde den lieben Alten erquicken.

Bei Röses zu Gaste

Meine Mutter hatte zwei Kochgelegenheiten: winters in der Röhre des Stubenofens, sommers im Kaminloch, das vom Gange draußen zum Ofen führte. Dahinein wurde ein Sparherd gesetzt, der mit den Schwalben kam und abzog. Alles primitiv, aber mir roch es lukullisch, und geschmeckt hat es auch den Gästen, die sich freilich nur zum Abendbrot einstellten, weil mittags niemand zu Hause war.

Und was für Gäste! Es wechselten zwei Serien: Musiker und Naturforscher. Als Sohn des Kantors von Tabarz, Ludwig Röse war mein Vater in der Tonkunst aufgewachsen, von seinem Leipziger Oheim, dem Musiktheoretiker Ernst Friedrich Richter, der die Nachfolge von Bach an der Thomasschule antrat, ausgebildet, dann in Gotha durchs Seminar gegangen und mit neunzehn Jahren schon Lehrer in Schnepfenthal, ein Jugendwunder, über das er aber bald noch hinauswuchs. Mit neuer Lust und Liebe warf er sich auf die Naturwissenschaft. Als ich heranwuchs, trugen schon drei von ihm entdeckte Spezies seines bevorzugten Forschungsgebietes — Moose und Algen — seinen Namen, und die Zahl seiner wissenschaftlichen Freunde stand der seiner künstlerischen nicht mehr nach.

In jenen Jahren war es, daß Beethovens Schüler Moscheles mit dem Geigenmeister Ferdinand David zum Abendbrot kam. Nach Tische wurde ich, der Knirps, ins Bett gesteckt, lag aber schlaflos auf dem Strohsack meines Gitterbettchens und hörte Instrumente stimmen. Das Cello setzte ein. Vater: Er spielte, obgleich hauptsächlich Pianist und Organist, jedes Instrument der Kammermusik. Ich lauschte gespannt. Klavier und Geige gesellten sich zum Baß, ein hinreißendes Allegro brauste auf und vorüber, dann kam ein Zwiegesang der Streicher, so schmerzlich süß und ergreifend, daß mir windelweich zumute wurde und ich weinte. Von da ab weiß ich nicht mehr was vorging. Der Rührung war der Sandmann rasch gefolgt. Nach Jahren bekam ich, was mich damals ergriffen, wieder zu hören, und erfuhr, was es war: das D-Moll-Trio von Mendelssohn. Manches Werk habe ich höher schätzen gelernt als gerade dieses, aber mir geht es da wie mit der Kochkunst meiner Mutter: Glücksträume des Alters sind ein Zurück zu den Wonnen der Kindheit. Und so gab es alleweil Musik, die mir in gutem Angedenken blieb. Künstler der benachbarten Residenz, auch Zugvögel auf Konzertreisen, hielten bei uns Rast. Aus Leipzig kam Julius Röntgen mit seinen Eltern, zwei Jahre jünger als ich, doch schon Komponist von Klaviersonaten, die seine Mama spielte, weil seine Pätschchen noch zu klein waren. Als Wunderkind hat er eine Ausnahmestellung eingenommen, denn er hielt, was er versprach.

Der Gastbetrieb erweiterte sich zur Herberge, aber nur für die Vertrautesten, denn das Gastbett stand im Vorratsverschlag zwischen Obstgestell und Mehlkiste. Berühmte Männer haben da geschlafen und sich wohl gefühlt. Großonkel Richter kam Jahr für Jahr. Brachte er freilich seine Familie mit, so wohnte er in Reinhardsbrunn. Von seinen Söhnen lebt noch Onkel Bernhard als Professor, Ehrenmitglied des Vorstandes unserer Bachgesellschaft und Besitzer der bedeutendsten Bachbibliothek in Leipzig.

Zum Nachtlager stellten sich die Gäste nicht immer zeitig ein. Einst ließ Hermann Müller-Lippstadt — dieser von der wissenschaftlichen Serie — auf sich warten. Wir Kinder wollten nicht schlafen gehen, ohne ihn gesehen zu haben, denn sein Sondergebiet, die Wechselbeziehung zwischen Blumenkelchformen und den zur Übertragung des Blütenstaubes dienenden Insekten, war eine Wunderwelt im Kleinen, die uns beseeligte. Schließlich hieß es doch: „marsch ins Bett", nur mit dem erbettelten Versprechen, daß der Gast, wenn es nicht zu spät würde, uns noch gute Nacht sagen sollte. Er hatte sich auf weitem Weg verspätet, erschien dann bei uns in buntgestickten Hausschuhen, die mir einen außerordentlichen Eindruck machten, und holte sich von jedem eine Patschhand. Heute mag man das belächeln. Je nun, es war der Zeitgeist von dazumal, der bei uns umging, kindisch gerufen und doch ernst in seiner deutschen Art. Die fünfziger und sechziger Jahre brachten unserer Wissenschaft die von Darwin aufgeworfenen Pro-

Digitized by Google

sprach: „Mein Kind, wenn dich die bösen Buben locken, so folge nicht." — Das war für mich der erste Fingerzeig der Politik; er wies mich auf den Holzweg. Die Großeltern selber, die, wie die gebildeten Mitteldeutschen allgemein, zur Konfliktszeit großdeutsch-liberal waren, haben sich bald eines anderen besonnen. Der Wendepunkt kam 1866, denn damals ging es uns an den Kragen. Südlich des Rennstiegs, kaum ein paar Wegstunden entfernt, standen die Bayern, im Norden die Hannoveraner, dazwischen nur ein kleines Häuflein Preußen und Gothaner. Im Gutshause war Einquartierung, bei Tische ein Hauptmann und ein Vizewachtmeister, der Professor der Philosophie war. Die sprachen kein Wort Politik und wirkten gerade deshalb gut preußisch. Als dann das Treffen bei Langensalza, dessen Pulverdampf wir aufsteigen sahen, vorüber war und die Hannoveraner fühlten wir alle uns angenehm erneuert.

Großmutter Thusnelda hatte nicht mehr lange zu leben. Wir sollten sie bitter vermissen, denn Großvater hatte weniger liebenswürdige als nur achtbare Seiten. Im Ruhestande noch war er so beschäftigt, daß er sommers um 4, winters um 5 aufstieg. Den größeren Teil seiner Zeit brauchte er zum Briefwechsel mit Freunden, besonders mit ehemaligen Zöglingen. Bei Tische trank er seinen Spitz Deidesheimer auf ihr Wohl, indem er die Geburtstäger nannte, deren er jeden Tag mindestens einen, oft sechs bis sieben aufzuzählen wußte.

Die Welt, in der ich aufwuchs, wurzelte in den Aufklärungszeiten vom Ende des 18. Jahrhunderts. Mein ältester Bekannter war 1773 in St. Gallen geboren, 1788—91 Zögling und seit 1799 Lehrer in Schnepfenthal. Über seiner Tür standen die nur dem Eingeweihten verständlichen Anfangsbuchstaben der Worte: „Wer mich besucht, erweist mir eine Ehre, wer mich nicht besucht, bereitet mir ein Vergnügen." Er hieß Julius Girtanner und war der Schwiegervater von Harald Lenz, einem jüngeren Bruder meiner Großmutter Thusnelda, der mein Patenonkel war und als Naturforscher, namentlich Zoologe, seinem Thüringer Landsmann Brehm voranging. Im Volksmunde hieß er der „Schlangenlenz", weil er mit Vorliebe die Kreuzotter studierte. Seine jüngste Schwester Emma betreute das Getier, das in seinem Hause und Garten wimmelte, molk und kämmte die Kaschmirziegen und strickte aus deren Wolle Strümpfchen für das „Fünferchen", d. h. das Prinzchen Heinrich V. von Reuß, das mit dem später vielgenannten Maler Emil Doepler zusammen bei Mutter Lenz aufgepäppelt wurde. Schließlich kaperte der Regierungsrat und Kammerherr August v. Blumröder, Haralds früherer Schüler, ihm die Schwester weg, die alsdann Hofdame bei der Fürstin von Sondershausen wurde. Auf die Hochzeitsreise wollte sie ihre Lieblingsschlange mitnehmen, doch das hat ihr der Eheliebste ausgeredet. — Ja, die Lenz! Ihren Stammvater Christian Ludwig erwähnte ich schon als Kaltwasserfanatiker. Ein Begebnis seiner späteren Weimarer Zeit zeigt ihn als Sprachreiniger. In der Stadt war Feuerlärm, die Eingeborenen schrien in ihrer Mundart: „Feier! Feier!" Da riß der Gymnasiarch das Fenster auf und rief hinaus: „Liebe Mitbürger, es ist keine Feier, sondern das furchtbare Element, das in der Gerbergasse wütet, das Feuer!" Wohlbemerkt: er kam aus Schnepfenthal, das von Anbeginn eine Spracheninsel von ungefärbtem Hochdeutsch bildete, somit eine Welt für sich auch inmitten der Thüringer Dialekte. Dieser Welt aber hat er einen eigenartigen, dankenswerten Einschlag gebracht.

Seiner Ehe mit Magdalene Salzmann, der ältesten Tochter des Stifters, entsproß ein Geschlecht, das schön und sonnigen Gemütes, rüstig, rank und schlank bis ins Greisenalter blieb und, trotz seiner altvererbten Kultur — zu den Vorfahren zählte Luthers Freund, der Wittenberger Bürgermeister Paul Lenz, desgleichen Lukas Cranach — keine Spur von Niedergang verriet. Ergänze ich die seltsam klingenden Namen der Geschwister: Iduna, Minnona, Theona, Bertha, Meta, Wodan und Siegmar, so nenne ich die Generation, in deren Kreis ich mich am wohlsten fühlte. Wie meine Großmutter und Mutter, so sprachen meine Großtanten zwei, drei neuere Sprachen geläufig, konnten Latein, nahmen an der Geistesbewegung ihrer Zeiten teil und blieben im Hauptberufe doch Hausfrauen von praktischem Sinn und geschickter Hand, von anmutiger Gewandtheit in Gesellschaft und überdies kerngesund.

Meine Mutter war an Gestalt und Wesen mehr Lenz als Salzmann: hellblond, zierlich, mit feinen Gelenken. Sie hat es nie über hundert Pfund gebracht, besaß aber nervige Kraft und machte in den Bergen ihren Tagemarsch von vielen Stunden. Auf dem Bilde von Schwind „Hochzeitspaar im Reisewagen" die junge Frau, die aufrecht steht, ist an Gestalt und Antlitz, Haartracht und Kleidung ihr Abbild. Mein Vater, mittelgroß und sehnig, mit kastanienbraunem Haar und kurzgehaltenen Vollbart, paßte zu ihr. Sie bildeten ein erfreuliches Paar.

Großonkel Siegmar Lenz hatte auf der Reitschule zu Kassel den Titel Bereiter erlangt. In Schnepfenthal bewirtschaftete er zeitweilig das Gut, konzentrierte sich dann aber auf die Lehre des Französischen, Englischen, Italienischen, Spanischen und Portugiesischen, besonders auch der Geographie. Die Sprachen beherrschte er derart, daß Zöglingseltern selbiger Zungen ihn für ihren Landsmann hielten. In jedem Fache bildete er sich rastlos weiter, und als Reit- und Turnlehrer wirkte er bis ins höchste Alter. Bei alledem blieb er der „Herr Bereiter", der keinen anderen Titel wünschte,

Digitized by Google

diesen aber zu Ehren gebracht hat. Überseeische Zeitungen priesen ihn als europäische Berühmtheit, englische Blätter rühmten die seltene Eigenart seiner sportlichen Leistungen; denn als passionierter Reiter war er zugleich ein flinker und ausdauernder Fußgänger. In der Frühe, um drei herum, spazierte er auf den Inselsberg, wozu der Durchschnittswanderer seine drei Stunden braucht, kam zum Morgenkaffee zurück und gab dann seinen Unterricht von sieben Uhr an.

Ja, es war eine absonderliche Welt, das Schnepfenthal noch zu meiner Zeit. Daß es nicht so bleiben würde, ließ sich voraussehen. Von der Abgeschiedenheit, in welcher der Stifter die Kinder erziehen wollte, von dem Idyll, das eine Mustersammlung von Originalen gezeitigt hat, war schon viel dahingeschwunden, und mehr noch mußte schwinden, als die Eisenbahn kam. „Schicket euch in die Zeit," sagt der Apostel, und „vertrau auf Gott, vertrau auf deine Kraft und klage nicht", riet Christian Gotthilf sterbend seinem Sohn. Entstiege er jetzt dem Grabe, so würde er im gleichen Sinne, wie er den „Himmel auf Erden" lehrte, uns trösten: „Jeder Friede, jedes Glück will täglich neu erkämpft sein." Und daß in der Gegenwart noch sein Ururenkel Dr. Fritz Ausfeld diesen Kampf in Ehren besteht, würde den lieben Alten erquicken.

Bei Röses zu Gaste

Meine Mutter hatte zwei Kochgelegenheiten: winters in der Röhre des Stubenofens, sommers im Kaminloch, das vom Gange draußen zum Ofen führte. Dahinein wurde ein Sparherd gesetzt, der mit den Schwalben kam und abzog. Alles primitiv, aber mir roch es lukullisch, und geschmeckt hat es auch den Gästen, die sich freilich nur zum Abendbrot einstellten, weil mittags niemand zu Hause war.

Und was für Gäste! Es wechselten zwei Serien: Musiker und Naturforscher. Als Sohn des Kantors von Tabarz, Ludwig Röse war mein Vater in der Tonkunst aufgewachsen, von seinem Leipziger Oheim, dem Musiktheoretiker Ernst Friedrich Richter, der die Nachfolge von Bach an der Thomasschule antrat, ausgebildet, dann in Gotha durchs Seminar gegangen und mit neunzehn Jahren schon Lehrer in Schnepfenthal, ein Jugendwunder, über das er aber bald noch hinauswuchs. Mit neuer Lust und Liebe warf er sich auf die Naturwissenschaft. Als ich heranwuchs, trugen schon drei von ihm entdeckte Spezies seines bevorzugten Forschungsgebietes — Moose und Algen — seinen Namen, und die Zahl seiner wissenschaftlichen Freunde stand der seiner künstlerischen nicht mehr nach.

In jenen Jahren war es, daß Beethovens Schüler Moscheles mit dem Geigenmeister Ferdinand David zum Abendbrot kam. Nach Tische wurde ich, der Knirps, ins Bett gesteckt, lag aber schlaflos auf dem Strohsack meines Gitterbettchens und hörte Instrumente stimmen. Das Cello setzte ein. Vater: Er spielte, obgleich hauptsächlich Pianist und Organist, jedes Instrument der Kammermusik. Ich lauschte gespannt. Klavier und Geige gesellten sich zum Baß, ein hinreißendes Allegro brauste auf und vorüber, dann kam ein Zwiegesang der Streicher, so schmerzlich süß und ergreifend, daß mir windelweich zumute wurde und ich weinte. Von da ab weiß ich nicht mehr was vorging. Der Rührung war der Sandmann rasch gefolgt. Nach Jahren bekam ich, was mich damals ergriffen, wieder zu hören, und erfuhr, was es war: das D-Moll-Trio von Mendelssohn. Manches Werk habe ich höher schätzen gelernt als gerade dieses, aber mir geht es da wie mit der Kochkunst meiner Mutter: Glücksträume des Alters sind ein Zurück zu den Wonnen der Kindheit. Und so gab es alleweil Musik, die mir in gutem Angedenken blieb. Künstler der benachbarten Residenz, auch Zugvögel auf Konzertreisen, hielten bei uns Rast. Aus Leipzig kam Julius Röntgen mit seinen Eltern, zwei Jahre jünger als ich, doch schon Komponist von Klaviersonaten, die seine Mama spielte, weil seine Pätschchen noch zu klein waren. Als Wunderkind hat er eine Ausnahmestellung eingenommen, denn er hielt, was er versprach.

Der Gastbetrieb erweiterte sich zur Herberge, aber nur für die Vertrautesten, denn das Gastbett stand im Vorratsverschlag zwischen Obstgestell und Mehlkiste. Berühmte Männer haben da geschlafen und sich wohl gefühlt. Großonkel Richter kam Jahr für Jahr. Brachte er freilich seine Familie mit, so wohnte er in Reinhardsbrunn. Von seinen Söhnen lebt noch Onkel Bernhard als Professor, Ehrenmitglied des Vorstandes unserer Bachgesellschaft und Besitzer der bedeutendsten Bachbibliothek in Leipzig.

Zum Nachtlager stellten sich die Gäste nicht immer zeitig ein. Einst ließ Hermann Müller-Lippstadt — dieser von der wissenschaftlichen Serie — auf sich warten. Wir Kinder wollten nicht schlafen gehen, ohne ihn gesehen zu haben, denn sein Sondergebiet, die Wechselbeziehung zwischen Blumenkelchformen und den zur Übertragung des Blütenstaubes dienenden Insekten, war eine Wunderwelt im Kleinen, die uns beseeligte. Schließlich hieß es doch: „marsch ins Bett", nur mit dem erbettelten Versprechen, daß der Gast, wenn es nicht zu spät würde, uns noch gute Nacht sagen sollte. Er hatte sich auf weitem Weg verspätet, erschien dann bei uns in buntgestickten Hausschuhen, die mir einen außerordentlichen Eindruck machten, und holte sich von jedem eine Patschhand. Heute mag man das belächeln. Je nun, es war der Zeitgeist von dazumal, der bei uns umging, kindisch gerufen und doch ernst in seiner deutschen Art. Die fünfziger und sechziger Jahre brachten unserer Wissenschaft die von Darwin aufgeworfenen Pro-

Digitized by Google

bleme, deren Lösung zwar schließlich die Veränderungsfähigkeit der Arten, die der Brite überschätzte, als ziemlich engbegrenzt nachwies und die schöpfungsgeschichtlichen Phantasien unserer Entwicklungsfanatiker umstieß, über diese Richtigstellung hinaus aber noch eine reiche Ernte neuer Ergebnisse zeitigte. Und wie fröhlich und gesellig war der Aufschwung jener Zeiten! Während die Großen unserer Hochschulen Stellung nahmen, erstanden ihnen Helfer von allen Seiten, Freiwillige, die vorarbeiteten, Material und Beobachtungen zutrugen, Sonderprobleme lösten und aus reiner Freude am gemeinsamen Werke Kraft und Zeit hingaben. Das war vielleicht das Deutscheste vom Deutschen, was je eine Phase unserer Wissenschaft aufgewiesen hat, ein selbstloser Feuereifer, wie er nur in Deutschland entbrennen konnte. Kein anderes Volk hat ähnliches hervorgebracht, keins so wuchtig in die Speichen gegriffen, um Erkenntnis über Erkenntnis aus der Teufe der Natur heraufzuwinden. Der Zeitgeist waltete wundersam. Bei uns erschien er in der Gestalt des späten Wanderers.

Häckel und Gegenbauer wechselten Briefe mit meinem Vater, der mich eines Tages zu ihnen nach Jena mitnahm. Häckel, strahlend wie der Frühlingsgott Balder, stand auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ansehens und verstieg sich noch nicht zu „Welträtseln“. Zeiß besuchten wir in seiner damals noch kleinen Werkstatt. Seine Mikroskope haben die Forschung mächtig gefördert, auch meinen Vater instandgesetzt, aus der ihm vertrauten Welt des Kleinen und Kleinsten den Zusammenhang mit dem großen Ganzen zu wahren.

Für Kinder war das noch nichts. Einen Begriff von der Freude des Forschens bekam ich aber schon mit neun Jahren, als Vater mich auf eine vierzehntägige Streife in die Berge mitnahm: im Morgentau hinaus, in der Abendsonne heim, mittags da, wo eine Quelle sprang und wir die Zehrung aus dem Ränzlein holten. Ich lernte Spezies suchen und jubelte. Möglich wohl, daß die Thüringer Rotwurst mit Roggenbrot, in der Waldeinsamkeit genossen, mich nicht minder vergnügt hat als die Flora der Moose, aber gleichviel: jene Tage zählen zu den glücklichsten meines Lebens. Mir ist auch, als hätte ich es damals vorausgefühlt. Hingegen ist mir erst elf Jahre später klargeworden, welchem Lebenswerke unsere Streife diente und wie sie sich wiederum mit unserer Geselligkeit verkettete. Erst durch den Nachruf, den A. de Bary meinem Vater widmete, erfuhr ich, wovon dieser nie gesprochen hatte; daß er die Autorität war, die auf ihrem Gebiete von Forschern aller Länder zurate gezogen wurde, der Schöpfer der Thüringer Bryo-Geographie, d. h. der Kunde von der örtlichen Verbreitung der Laubmoose. Freilich war das eine Wissenschaft ohne jeden Nebenzweck, nur aus Freude der Erkenntnis. Doch je selbstloser, desto fester schloß sich der Bund der Gleichgesinnten, der uns Gäste wie Schimper, Schlechtendal, Cohn (Breslau), Juratzka (Wien), Alexander Braun (Berlin) und Hofmeister (Leipzig, später Heidelberg) zuführte. Die Studien, denen die mit den Zöglingen gemeinsame Schulstube meines Vaters als Arbeitsstätte genügte, griffen indes über die Kryptogamenflora weit hinaus. Deshalb gehörte auch einer der Größten auf dem Felde der angewandten Wissenschaft, der Begründer unserer wissenschaftlichen Landwirtschaft Julius Kühn, dem Freundeskreise und unserer bescheidenen Tafelrunde an.

Und Hermann Graf zu Solms-Laubach! Der war als Zögling 1854—1857 im Ideenkreise meines Vaters aufgewachsen und lebte in ihm noch hochbetagt als Professor und Direktor des Botanischen Gartens in Straßburg. Er bleibt mir vor Augen, wie er auf dem grünen Wolldamast unseres Sofas saß, die endlos langen Beine von sich streckte —, mit den mageren Armen fuchtelte und ein „der Mensch und der Parasit“ betiteltes Stück vortrug, die Klage des Askariden um den entschwundenen Bandwurm:

„Wehe, wo bist du geblieben,
Bleiche Schwester Taenia!
Aber Kusso, der gestrenge,
Trieb dich von mir, Stück für Stück,
Und von deiner ganzen Länge
Blieb mir nur der Kopf zurück.“

Talisman

Eine neckische Fee, so eine zwischen Gut und Böse, wie sie meistens vorkommt, hatte mir in den Waschkorb, der meine Wiege war, einen Talisman gelegt. Der versetzte mich in eine Schatzkammer, wo Hakim und Olema mich einluden, mir die Taschen voll zu stecken: Geistesschätze kostbarer als Perlen, Rubinen und Smaragden. Zugleich umfing mich das Reich der Töne und erquickte mich mit Speise des Herzens. Es lag da auch ein Zauberteppich; wer auf diesem kniete und rief: „Gott ist groß!“ der flog durch die Wunder der Schöpfung, schaute in die Tiefen der Natur und genoß die Wonne ihrer Herrlichkeit. Indes war dem Talisman die Bestimmung beigefügt: „Dies alles entzückt dein Kinderauge, zerrinnt jedoch in nichts, lösest du nicht zur rechten Stunde die Zauberformel, die dir das Glück zueigen macht.“

Sollte es mir wirklich fruchten, so bedurfte es der Ergänzung durch mich selbst, und diese ergab sich erst, als ich — notgedrungen — den Zauberspruch des Talismans entzifferte: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

Dasselbe erfuhr schon Adam, als der Garten Eden hinter ihm lag. Bei mir ging es nicht so plötzlich, denn aus dem Paradiese meiner Kindheit kam ich in ein anderes, das Paradies meiner Gymnasialzeit. Das hieß Koburg.

Digitized by Google

Von meiner Insel

Von Kronprinz Wilhelm

Mit Bildern nach Zeichnungen des Verfassers

„Von meiner Insel" schrieb ich eben als Titel über diese Zeilen, in denen ich auf Einladung des Herausgebers dieser Monatshefte, des alten Bekannten aus dem Kriege Paul Oskar Höcker, von Wieringen und meinem Leben auf diesem kleinen Fleckchen Erde in der Zuidersee erzählen will.

„Meine Insel —?" Nein, mir gehört sie nicht, so wenig, wie mir hier, ferne der deutschen Heimat, sonst auch nur ein Fußbreit Boden gehört, aber mir gehört all das Schwere, das ich seit nun bald fünf Jahren auf diesem von der See umspülten und von rauhen Stürmen überfegten Stückchen Landes durchlebt habe, aller Groll und alle Bitterkeit über die Enttäuschungen der Vergangenheit, aller Kummer und alle Sorge über die Zukunft des Vaterlandes. Mit mir und meinen einsamen Wegen über die Deiche, durch die Dörfer verbunden ist hier fast jedes Fischerhaus und jede Hecke, ist fast jedes von den derben Gesichtern, die mich, da aus der Mühle, dort

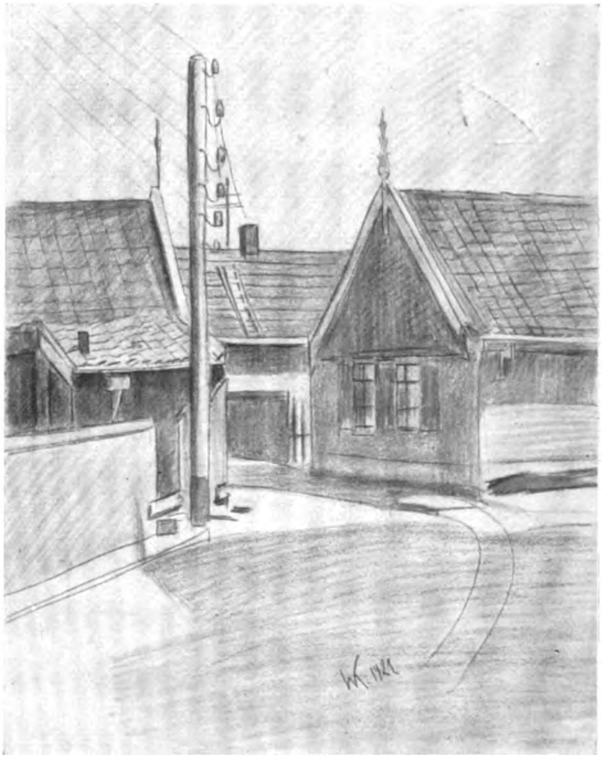
Ein Wieringer Fischer

Digitized by Google

von der Weide oder aus der Schmiede und dem kleinen Kaufmannsladen grüßen. Kaum eine Stelle, an die sich nicht ein Erinnern aus den langen Jahren dieser Abgeschiedenheit und Stille heftet: Hier an dem Seezeichen, in der eisigen Einsamkeit des ersten Winters, hast du damals wie ein Verzweifelter gestanden und hast, geschüttelt von dem Leid des Niederbruches und dem Gefühl der Verlassenheit, gemeint, du könntest es nicht tragen — Hier in der kahlen Stube hast du dir im Kampf mit dieser Qual das Goethewort mit Buntstift groß auf einen Bogen Papier geschrieben und den als Mahner über dem wackeligen Tisch an die Wand geheftet: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten —!“ Und hier — das war im ersten Inselfrühling — inmitten dieser umgrünten Deichwälle und Wiesen, da hast du dann zum erstenmal gespürt, daß aus dem festgehaltenen Lebenswillen auch neue Lebenskräfte entstanden waren, die seitdem härter und fester geworden sind durch ein trotziges Auflehnen gegen alle Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit!

Meine Insel! Ja — wenn das innere Ringen und Erwerben einen Besitzertitel gäbe. Denn Schritt für Schritt habe ich mich so mit jedem Stückchen dieses kargen Landes und jedem Blick hinaus auf das graue, wolkenüberhangene Meer vertraut gemacht, habe ich mir den Glauben und das Vertrauen dieser ernsten friesischen Inselbewohner gewonnen.

Leicht war es nicht, und der Weg war lang, denn Widerstände und Hemmungen lagen anfangs überall. Bei mir in der ratlosen Verbitterung meines eigenen Empfindens, in meiner ersten Unfähigkeit, mich aus dem scheinbar unentfliehbaren Starren in das kaum faßbare Elend des



Straße in Hyppolitushof

Digitized by Google

Oosterländer Bauernhof

Niederbruches und seiner Folgen für die Heimat, für das Heer, die Angehörigen und für mich selbst zu befreien — und drüben in den Vorurteilen, die vier Jahre verleumderischer Hetze der Ententepresse und der feindlichen Agenten in dem neutralen Lande auch gegen mich persönlich geschaffen hatten. In seiner Ruhe gestört und beinahe beleidigt fühlte sich damals, im November 1918, das Inselvolk, daß ihm von der Regierung zugemutet wurde, mich, einen Kriegshetzer und eine Art Räuber bei sich aufzunehmen. Und seinen ganzen Einfluß mußte der brave Bürgermeister immer wieder geltend machen, damit es nicht zu Ausbrüchen des Unwillens und Zornes kam.

Unvergeßlich die ersten Eindrücke nach der Landung unseres Schiffchens. In meinen „Erinnerungen" habe ich die Szene näher beschrieben: Gleichgültig oder finster blickende Menschen, die mißtrauisch nach mir sahen, dazwischen geschäftstüchtige Photographen und Reporter aus aller Welt, die mit ihren Kameras jede Bewegung von mir belauern, jeden Blick registrieren, jedes Wort erhaschen möchten. — Dann Oosterland, das kleine Dörfchen, an dessen Rand ich in dem leer gewordenen alten Pastorenhäuschen leben soll.

Kahl, kalt, einsam. Windgefegt, daß es bei jedem Anprall des Novembersturmes durch die undichten Wände bläst und Türen und Fenster in den Rahmen klappern macht. Drei Zimmer, wenn man alles, was vier Wände hat und sich füglich bewohnen läßt, so nennen will, auch vier. Ein kleines, altes Eisenöfchen steht in dem größten Raume — aber es fehlt die Kohle, und eine dürftige Petroleumlampe ist vorhanden — aber es fehlt das Öl. Ein paar armselige Möbel stehen wie vergessen und frierend an den Wänden; nur gerade das Notwendigste: Bett, Tisch und Stuhl. Hinter dem Hause ein vom Herbstfrost überreifter schmaler Streifen Land mit ein paar kümmerlichen Bäumchen, die gleich einem Halbdutzend zerzauster Besen sich unter dem ruhelosen Wehen und Fegen in den Lüften ducken: das Gärtchen.

So etwa war der „Anfang" für mich und für die Kameraden, die mich auf diese Fahrt hierher begleitet haben, meine im Felde treu bewährten Begleiter: Müller, Müldner und Zobeltitz. Müller und Zobeltitz sind — hier auf der Insel und in diesem Häuschen war kein Raum, und in der Heimat gab es Pflichten für jeden deutschen Mann — nach kurzer Zeit nach Deutschland zurückgekehrt. Müldner ist

Digitized by Google

mir in den Jahren, die seit jenem Einzug in die „Pastorei“ verflossen sind, zur Seite geblieben und teilt mit mir Einsamkeit und Arbeit.

Allmählich haben wir uns nach und nach aus jenem kaum erträglichen „Anfang“ eine bessere Umwelt geschaffen. Stück um Stück, zum guten Teile unter dem Beistande meiner Eltern und hilfsbereiter holländischer und deutscher Freunde, wurde der Hausrat ergänzt und eine gewisse bescheidene Wohnlichkeit geschaffen. Aber es gingen doch über vier Jahre hin, bis wir zu leidlicher Behaglichkeit kamen, auch zu ein paar richtigen Öfen, und bis wir uns von den ewig blakenden Petroleumlampen und ihrem schwarzen Rußregen befreien konnten.

Helfende Freunde! Die habe ich, als erst das Netz aus Verleumdung und Lüge zerrissen war, das eine fremde, skrupellose Haßpropaganda um mich und mein Leben gesponnen hatte, hier auf der Insel bald mehr und mehr gefunden. Als erst die Einsicht in den schlichten Menschen dieser Insel sich durchgerungen hatte, daß ich ein anderer sei als jener Popanz, den sie erwartet und gefürchtet hatten, suchten sie geradezu das Unrecht gutzumachen, das sie mir in Gedanken oder Haltung zugefügt haben mochten. Freundlicher wurden die Blicke, und mancher blieb bald stehen und suchte ein paar Worte, so gut das gehen wollte, mit mir auszutauschen. Kleine, gut gemeinte und helfende Geschenke kamen — und Aufforderungen, doch bei ihnen einzutreten — im Bauernhause — in den Fischerhäuschen — in der Mühle —. Da saß ich denn im Kreise dieser einfachen Menschen und spürte, daß ihre Freundschaft und Teilnahme mir gerne mehr geben wollten als das Täßchen Kakao oder das Gläschen Bitteren, das sie aufmunternd vor mich hinstellten. — Ich lernte ihre Sprache. Aus den Büchern lernte ich sie, aus den Zeitungen und besser, rascher noch aus den Versuchen, mit ihnen zu sprechen, ihnen manches zu erklären, was noch als Rest zwischen uns stehen mochte. — Nun ging es rascher vorwärts. Die besten Helfer waren mir bei alledem die Kinder, die jede Scheu überwanden und spüren mochten, daß ich nichts war als ein vielgeprüfter Mensch, der Anschluß und Verstehen suchte. Ich spielte mit ihnen, brachte Papier und Stifte mit, zeichnete ihnen gelegentlich Tiere, Häuser, Bäume — zeichnete sie zu ihrem Jubel auch selbst in kleinen, harmlosen Porträten. Das war ein Staunen, als sie mit den ersten Blättern, die so entstanden waren, zu den Eltern liefen: der ‚Kroonprins‘ hatte das gemalt? Das war ja wahrhaftig der Piet oder das Geertje! Da kam der Ehrgeiz, ein Porträt von sich zu haben, auch über die anderen. Eine Art Fischer- und Bauernmaler bin ich so eine Zeitlang gewesen, habe Urahne, Ahne, Mutter und Kind gezeichnet — und bin dabei im Plaudern über dies und jenes den Menschen nah gekommen, daß ich bald ein Freund an ihren Tischen saß, dem auch sie von all ihren kleinen Alltäglichkeiten sprachen: von der Familie, vom Stande der Deiche und vom Vieh, vom Absatz des Seegrases und vom Marktpreis der Fische. Mein alter Zeichenkamerad aus dem Felde, der Dresdner Maler Schultze-Görlitz, unter dessen Anleitung ich gelegentlich im Felde flüchtige Skizzen unserer braven Infanteristen im Stahlhelm hinwarf, besuchte mich und brachte mir neue Anregung. In diesem Sommer kam zu demselben Zweck der bekannte Berliner Maler Prof. Max Rabes.

Noch heute hängen meine Buntstiftblätter und Aquarelle in Dutzenden von kleinen Stuben über dem Sofa auf dem Ehrenplatze — und oft, wenn ich sie sehe, muß ich denken: Wie lange ist das her —! Die Bildchen sind keine Kunstwerke geworden; mein Zeichnen und Malen ist über einen gewissen Grad des Dilettantismus nie hinausgekommen, und ist mir doch hier auf der Insel eine trotz der Begrenztheit liebe und gerne gepflegte Gewohnheit und Beschäftigung geworden. Es hat mir über manche schwere und eintönige Stunde hinweggeholfen und hat mir Freude gemacht, wenn ich das Empfinden hatte, daß mir eine Skizze in der Landschaft draußen halbwegs gelang, daß ich den herben Reiz der in die kahle Landschaft gebetteten Häuschen, der windumwehten Mühlen oder Deiche für mich festhalten konnte. Aber auch den Blick und das Verstehen für die spröde Eigenart dieser Insel habe ich mir so erworben. Denn hundertmal auf meinen Wegen habe ich

Digitized by Google

Fischergehöft bei Haukes

Digitized by Google

sie verschlossen und in farblosem Grau, von Nebellasten überhangen, und von Regenschauern eingehüllt gesehen — bis sie mir dann mit einem Male in einem Streifen leuchtend durchbrechender Sonne, im Widerscheine eines blauen Wolkenzuges doch gelächelt hat.

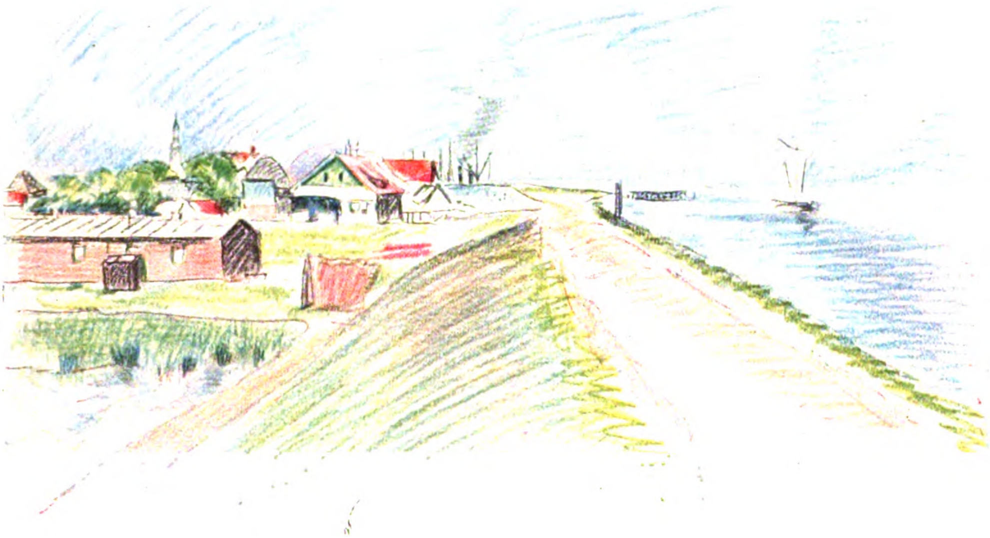
Wie mein Tag hingeht?

Es ist vielleicht mein Glück, daß es mir gelungen ist, ihn so auszufüllen, daß das Dasein erträglich ist.

Meist schon vor dem Frühstück des Morgens schreibe ich meine Briefe. Dann nach dem Kaffee und nach einem kurzen Gang ins Freie kommt die Arbeit am Schreibtische daran. Sie ist, seit ich mich seinerzeit dazu entschloß, meine „Erinnerungen“ aufzuzeichnen und das Material zu meinem Buche über den Heldenkampf meiner V. Armee und meiner Heeresgruppe zusammenzutragen, nicht wieder abgerissen. Nun schreibe ich seit Monaten an einer Arbeit, die hoffentlich ein weiteres Stück Erkenntnis in die Welt hinaustragen

Mühle bei den Oever

Digitized by Google



Deich von den Oever

und damit auch dem deutschen Vaterland zugute kommen wird: an einer ehrlich, ohne Enge oder vorgefaßte Einstellung die Ursachen ergründenden und die Entwicklungen bloßlegenden Untersuchung zur „Schuldfrage“. — Selten nur fallen diese Arbeitsstunden aus — wenn mich Freunde aus der Heimat oder dem neuen holländischen Bekanntenkreise auf der Insel aufsuchen, und wenn der Körper nach freier Luft und Bewegung verlangt. Dann arbeite ich ein paar Stunden in der Schmiede, treibe Sport, fahre auf meinem Motorrade in eines der Inseldörfer, um nach den hiesigen Bekannten oder nach meinem „Ruhrkinde“ zu sehen, einem kleinen neunjährigen Mädchen, dem Töchterchen eines Arbeiters aus Essen, das ich — hier in unserer Engigkeit ging's nicht an — im Nachbarort einquartiert habe. Nach Tisch aber gibt's wieder Briefe und Zeitungen, Musik, Bücher, Lektüre — eine frühe Ruhe.

Aufregend ist das äußere Bild von all dem wirklich nicht!

Wer aber fühlen kann, was es für einen Mann, der mit seinem ganzen Herzen in der deutschen Heimat wurzelt — dem Vaterland, Familie, Heimat und deutsches Schicksal alles sind, bedeutet, die Tage so durch Jahre und durch wieder Jahre fern all dem, worum sich jeder Gedanke dreht, verbringen zu müssen, der ahnt vielleicht, daß dieses Leben nur erträglich bleibt, weil hinter ihm die Hoffnung nicht erlischt. Die ungebrochene Hoffnung auf den Tag, an dem mir wieder mein Recht wird, das ich verlangen kann und verlangen muß: auf deutscher Erde zu stehen und meine Kraft zu der Kraft jener Millionen deutscher Menschen zu stellen, die ehrlich und in unbeirrtem Glauben für Deutschlands bessere Zukunft arbeiten.

Digitized by Google

Hymnus. Von Ina Seidel

Sich vom silberlichen Rande
Dampfumwölkter Götterberge
Stoßend mit den harten Sohlen
Schwirrt er, wie von straffer Sehne
Fliegt ein Pfeil zu seinem Ziele —
Und der Kreiseltanz der Sphären
Schließt sich tönend hinter ihm.

Zwischen festen, kleinen Zähnen
Eingeklemmt das Band des Hutes
Saust er über Ozeane.
Störche, Schwalben, wilde Schwäne
Flügeln schnell, ihn einzuholen,
Und mit brausendem Gefilder
Segeln sie als sein Geleit.

Spielend um den Erdball schweifend,
Bald kopfüber, bald kopfunter,
Zieht magnetisch er die dunklen
Meeresströme hin und her.
Rollt der großen Kontinente
Gastgeschenke aneinander —
Lotosblumen, duft'ge Hölzer,
Grünbebuschte Stachelfrüchte —
Von Gestade zu Gestade
Sehnsuchtweckend an den Strand.

Wenn er mit dem Schlangenstabe
Übermütig auf die alten
Schultern der Gebirge schlagend
Tanzend läuft von Grat zu Grat:
Rührt melodisch aufgerüttelt
Klingend sich das Netz der goldnen
Adern in der Erde Schoß.

Stäubend mit den Wüstenwinden
Kreist er um die Karawanen,
Ins Geschrei der Steppenvölker
Taucht er wirbelnd vom Zenit.
In der Balalaika Schwirren,
Zum Gedröhn der kleinen Trommeln
Schnellt er sich auf Hengstesrücken,
Jagt die braunen Stuten trappelnd
Um den Kreis des Horizonts.

Freund der kleinen Hirtenknaben
Rollt er an der Almen Hänge
Spielend mit den Böcklein sich.
Wälzt sich in den schweren Schwaden
Heißer Lüfte auf den Ähren
Träge wie ein Julitag.

Zu des Bettes Häupten steht er,
Mit erhobnem Stabe Heilung
Träufelnd auf die Fieberstirn.
Zu des Bettes Füßen steht er,
Mit gesenktem Stabe weisend,
Wo die Schleusentore klaffen,
Wo das dunkle Wasser braust.

Nächtlich, nächtlich lockt er alle
Seelen sich wie Nachtgevögel
In den Schwung des weiten Mantels
Mit der magischen Schalmei.
Groß dann unter Sternen treibend
Läßt er, die dem Licht noch eigen,
Frei beim ersten Hahnenkrähen —
Und die andren trägt er sänftlich
Abwärts mit der alten Nacht.

Unablässig um die Sonne,
Unablässig um die Sonne,
Und in ihrem Dienste stürzend
Von Planet sich zu Planet ...
Unablässig um die Sonne
Treibt sein Flug der Völker Mühle,
Schiffahrt, Tausch und Wanderschaft.
Und von seinem Rhythmus dröhnend
Zu der Erztrabanten Schall,
Stampft der sieben Götter Reigen
Unablässig um die Sonne,
Unablässig durch das All.

Digitized by Google

Professor Schwarzloos

Novellistische Studie von Roland Betsch

* *

Professor Schwarzloos, Chemiker von Ruf an der Technischen Hochschule zu Ixburg, war vom dortigen Landgericht I wegen Einbruchdiebstahls unter Zubilligung mildernder Umstände zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Der Prozeß hatte sich damals zu einer Art Sensation ausgewachsen. Als er nach zwei Monaten begnadigt wurde und die Gefängniszelle verließ, war dieser Mann nicht wiederzuerkennen. Sein Gesicht schien verwelkt, die Schläfenhaare waren ergraut und hatten sich gekräuselt, und seine Augen, diese sonst etwas stechenden Wissenschaftleraugen strahlten ein höchst unwahrscheinliches Feuer aus, das ähnlich glühte wie verglimmende Holzscheite.

Hat vielleicht jemand Professor Schwarzloos gesehen, als er das Gefängnis verließ und sich an den Mauern entlang nach Hause schlich? Hat jemand beobachtet, wie er die Tür zu seiner möblierten Wohnung öffnete; wie er sich dann in einen alten Polstersessel vor den Schreibtisch setzte, und die Arme wie ein Lahmer baumeln ließ? Es machte den Eindruck, als wollte der Mann einen unfaßbaren Gedanken zerkleinern oder ein unerklärliches Vorkommnis auf seine Wahrscheinlichkeit prüfen; er saß da wie erfroren, und je länger er in dieser Lage verharrte, umsomehr schien er einzuschrumpfen, zog sich wie unter einem Ekel zusammen, und seine Hautfarbe wurde stumpf wie trockener Mörtel. Nur die Augen spielten. Die Augen waren wie bewohnte Höhlen, darinnen sich seltsame Kämpfe abspielten. Die Augen waren furchtbar.

Plötzlich zuckte Professor Schwarzloos zusammen, hob den Kopf und schaute sich im Zimmer um. Auf bestimmten Gegenständen blieb sein Blick haften, verweilte dort wie zum Ausruhen, um dann wieder weiter zu wandern. Das ganze Gebaren war höchst seltsam und unwirklich; war wie von einem fremden Willen diktiert. Jetzt erhob er sich ein wenig schwerfällig und unentschlossen trat vor den Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing, und brachte sein Gesicht ganz nahe an die Scheibe. So sah er in seine eigenen Augen hinein, bohrte den Blick in die Abgründe dieser Höhlen, als wollte er darin etwas herausfinden oder ein rätselvolles Tier hervorlocken. Es lag etwas Unheimliches in der Art, wie Professor Schwarzloos vor dem Spiegel verharrte und in seinen weitgeöffneten Augen auf eine Enthüllung lauerte.

Nach einer Weile fühlte er, wie ein Rieseln durch seine Beine lief, das wie ein Volk von Ameisen an ihm hochkroch. Er schlurfte durchs Zimmer und setzte sich wieder an den Schreibtisch, wo er in komischer Art die Backen aufblies und dann nach einem Schlüsselbund suchte. Bedächtig schloß er die Schublade auf, zog sie zögernd hervor und kramte darin umher, um schließlich ein großes Briefmarkenalbum herauszunehmen, in dessen Studium er sich angelegentlich vertiefte, wobei sein verwelktes Gesicht von wechselnden Stimmungen der Freude und Bewunderung, des Genusses und selbst der sentimentalen Rührseligkeit gezeichnet wurde, je nach den mehr oder weniger seltenen Briefmarken und Prachtstücken, die in dem umfangreichen Album schliefen, und in deren stille Betrachtung er sich versenkte wie in ein uferloses Meer der Glückseligkeit. Es erweckte fast den Anschein, als würde dieser grüblerische Mensch vollständig umgekrempelt unter dem magischen Einfluß seiner philatelistischen Wunderdinge, und als wären diese imstande, das tiefe Dunkel seiner Seele vorübergehend zu durchleuchten und sich wie eine Art Sternhimmel über der Nacht seiner starren Verzweiflung zu wölben.

Als Professor Schwarzloos das Album schloß, fuhr er mit der flachen Hand über den Deckel, als würde er hier sein eigenes Verhängnis liebkosen und zum Ausdruck bringen, daß er keinen Groll im Herzen trage. Er verschloß das Album im Schreibtisch, blieb eine Weile nachdenklich im Sessel sitzen und schaute sich forschend im Zimmer um, ob kein fremdes Wesen hier wäre. Dann schloß er die Tür ab, blieb eine Zeitlang aufatmend stehen und schlich auf den Zehen hinter den Schrank, wo er etwas zu suchen schien. Schließlich löste er ein Stückchen Tapete los und zog einen kleinen Pergamentumschlag hervor, mit dem er zum Schreibtisch zurückging und sich dort zitternd niederließ.

Die Pergamentumhüllung enthielt eine ungestempelte Briefmarke zu fünf Mark, Sarre-Bayern, mit dem Bildnis König Ludwigs.'

Die Briefmarke besaß heute einen Wert von vielen Millionen.

Professor Schwarzloos, Chemiker an der Technischen Hochschule zu Ixburg, hatte diese

Marke in einem Briefmarkenlädchen unter erschwerenden Umständen gestohlen.

Er war dafür vom Landgericht I unter Zubilligung mildernder Umstände zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Jetzt saß er vor dieser kostbaren Unglücksmarke, die er hinter der Tapete versteckt gehalten hatte, und betrachtete sie mit neugieriger Scheu; mit einer stillen Verwunderung und demütigen Hochachtung. Seine Hände zitterten, als er den kleinen Fetzen Papier vor sich auf den Tisch legte und sich mit aufgestütztem Kopf über ihn beugte. Er schien ganz zu versinken in die Qual und Selbstverzehrung dieses Anblicks; schien hinabzutauchen in eine Welt, die er selbst nicht begreifen konnte, deren dumpfe Tragik aber gespenstisch vor ihm hochstieg. Als er so saß und auf das Markenbildchen starrte, da bewegte mit einem Mal der alte König Ludwig die Augen hinter den Brillengläsern und warf einen forschenden Blick auf seinen Dieb.

Professor Schwarzloos fuhr zurück, wandte entgeistert den Kopf und horchte nach der Tür. — —

Es war fünf Uhr nachmittags, als er das Haus verließ und, von einer unerklärlichen Sehnsucht getrieben, den Weg nach der Hochschule nahm.

Hörsaal und Laboratorium waren bereits abgeschlossen, aber er besaß ja noch die Schlüssel; noch war ihm die Möglichkeit gegeben, hier einzudringen und Umschau zu halten auf dem Schauplatz seiner jahrelangen wissenschaftlichen Tätigkeit. Im Halbdunkel schloß er das Laboratorium auf und trat zögernd ein. Als er die vielen Flaschen und Glaskolben, die Reagenzgläser und Bunsenbrenner stehen sah, befiel ihn eine lähmende Schwäche, und die nackte, ungeschminkte Wirklichkeit trat wie ein Henker vor ihn hin.

An allen Laboratoriumstischen ging Professor Schwarzloos vorbei, in Gedanken vielleicht seine Schüler belehrend und Ratschläge erteilend. Er griff nach Kolben und schüttelte Reagenzgläser; öffnete die großen Schränke und las die Aufschriften von Flaschen und Gläsern.

Über all seinen Handlungen lag eine dumpfe Ratlosigkeit.

Im hintersten Eckschrank entdeckte er ein großes Glas mit gelbem Blutlaugensalz. Er hielt es lange in der Hand, und sein Gesicht bekam einen veränderten Ausdruck. Die Augen gingen stechend umher. Irgendwo lasen sie, auf einer Flasche sehend: H_2SO_4.

Was ging in diesem Augenblick in der Seele des Professors vor?

Der Laborant fand ihn am andern Morgen auf einem Laboratoriumstisch liegend. Er hatte sich mit nascierender Blausäure vergiftet.

So endete Professor Schwarzloos, als Opfer einer seltsamen Tragik. — —

Es taucht folgende Frage auf: wie war es möglich, daß Professor Schwarzloos, dieser ehrenwerte und aufrechte Mann, dieser starke Wissenschaftler und makellose Lehrer, mit dem Strafgesetzbuch in Meinungsverschiedenheiten kommen konnte?

Diese Frage zu beantworten wäre vielleicht ebenso dankbar, wie schwierig. — —

Professor Schwarzloos begann seine Chemikerlaufbahn an einer Oberrealschule, wo er halbreife Bengels in das Fundamentalgebäude der Chemie einzuführen hatte. Er war ein untersetzter Herr, der die Füße etwas nach auswärts stellte, beim Vortrag gern den Bauch vorschob und beide Daumen in die Ärmelausschnitte der Weste steckte. Im Allgemeinen war er ein beliebter Lehrer, stand manchmal in den Bierzeitungen der sechzehnjährigen Lausbuben und wurde, wenn er abwesend war, von Schülern auf dem Podium nachgeahmt, was er einmal zu seiner stillen Freude beobachtete. Einer seiner schlechtesten Schüler pflanzte sich hinter dem Laboratoriumstisch auf und schüttelte ein Reagenzglas, das Kaliumpermanganat enthielt. Den linken Daumen schob er in den Ärmelausschnitt, drückte den Bauch vor und rief: „Kinder, dös wenn ein Farbstoff wär! Dös wenn ein Farbstoff wär!!" Brüllendes Gelächter folgte, und Professor Schwarzloos, der durch einen Türspalt spähte, lachte mit, obwohl ein peinliches Gefühl, dessen er nicht Herr werden konnte, in ihm aufwuchs und eine leise Bitterkeit mit sich brachte.

Es mag fast seltsam erscheinen, aber gegen diesen Schüler nährte Professor Schwarzloos eine Art Abneigung, ohne daß er dem Jungen selbst böse gewesen wäre. Wenn er diesem Gefühl nachspürte, so kam er mehr auf sich selbst zurück, empfand es als Ungerechtigkeit, daß er Eigenschaften und Angewohnheiten besaß, die dankbaren Stoff für derartige Nachahmungen abgaben, denen also irgendwelche Komik unter allen Umständen anhaften mußte. Eines Tages ertappte er den jungen Flausenmacher bei einer Unaufmerksamkeit. Schwarzloos schüttelte einen Kolben, in dem er freies Chlor darstellte, schielte dabei nach der Richtung, wo der betreffende Schüler sich gerade unter der Bank zu schaffen machte, und eilte mit einem Male blitzschnell auf ihn zu. Was er gleich in Händen hielt, war ein Briefmarkenalbum, das allerlei Marken der ver-

Digitized by Google

schiedensten Länder enthielt, die sorgsam geordnet waren. Professor Schwarzloos nahm das Album an sich und verschloß es nebenan im Laboratorium in einer Schublade, ohne es weiter eines Blickes zu würdigen.

Wenn jemand abends spät an diesem Laboratorium vorbeikam, dann konnte er gewöhnlich noch zwei hellerleuchtete Fenster sehen. Dort saß nämlich Professor Schwarzloos und machte allerlei wundersame Versuche. Er hatte sich seit langem in seinen Chemikerkopf gesetzt, den mancherlei Blumen und Blüten, die alljährlich aus der Erde sprossen, ihr wunderduftendes Fabrikgeheimnis zu entreißen, um so diese verlockenden Gerüche auf künstlichem Wege herzustellen und damit gewissermaßen eine wohlriechende Unsterblichkeit zu erlangen. Es entzieht sich unserer Kenntnis, wie weit seine Versuche innerhalb der Wissenschaft selbst von Erfolg begleitet waren, wohl aber kann gesagt werden, daß sie nach außen hin in den ersten Jahren keinerlei wesentliche Bedeutung gewannen. Zudem trat um die Zeit seines fünfunddreißigsten Lebensjahres ein stark hemmendes Ereignis ein.

Professor Schwarzloos verliebte sich, und diese Liebe wurde sein Untergang. Das Leben außerhalb seines Berufes hätte vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn diese törichte Liebe nicht über ihn gekommen und Auftakt zu seinem Sturz gewesen wäre.

Professor Schwarzloos, dessen Dasein sich durch Jahre hindurch nur zwischen Reagenzglas und Kolbenretorte abgespielt hatte, verliebte sich im fünfunddreißigsten Lebensjahr und betrat als ein völlig Unerfahrener diesen gefährlichen Schauplatz; fing an, wie ein Kind im Sande dieser waghalsigen Arena zu spielen. Es ist nicht von Belang, den Gegenstand der Liebe des Professors kennen zu lernen, es sei nur gesagt, daß jenes Idol weiter nichts war, als ein ganz hübsches Mädel, das bereits die zwanzig überschritten hatte und im Grund ihrer schwarzen Seele des Professors Unerfahrenheit zu Spekulationszwecken benutzte, das heißt, die Aussicht auf eine Heirat und Versorgung witterte. Das alles war ebenso einfach wie alltäglich, nur daß es dem Professor ein unbekanntes Land war.

Es gibt Frauen, deren Liebe keine Schranken kennt; Frauen, die Abgründe überbrücken mit ihrer Liebe, Welten umspannen und an ihrer Liebe hängen durch Wirrsal, Tod und Vernichtung hindurch. Diese Frauen aber sind selten wie Meteore und stiften mehr Unheil als Gutes mit ihrer grenzenlosen Liebe. Ihnen an Zahl weit überlegen sind die Spekulanten und Falschspieler; jene, die den Gewinn wollen, aber einen falschen Einsatz geben. Sie schnappen wie Hunde nach einem Bissen und lassen ihn fahren, wenn sie einen besseren finden.

Mit des Professors Liebe also war es faul bestellt, ohne daß er die Fäulnis gerochen hätte. Jenes fesche, lebenslustige Mädel hatte nach ihm geschnappt als einem Bissen Brot, ließ diesen aber ohne Gewissensqualen fallen, als sie den Fleischbrocken in Gestalt eines schneidigen, jungen Fabrikdirektors fand. Man möchte darüber lachen, wenn es nicht zur Tragik für Professor Schwarzloos würde, den dieser Schlag mit unerhörter Wucht traf. Er öffnete der Verzweiflung Türen und Tore und kam in einen wahrhaft bejammernswerten Zustand, aus dem er für sich keinerlei Rettung mehr erhoffte.

Als einige Tage vorüber waren, wurde der Professor seltsam ruhig, und das war gefährlich. Es wäre an der Zeit gewesen, daß sich jemand seiner angenommen hätte. Vielleicht ein Zyniker, der die vergifteten Pfeile seines Hohnes auf diese Auswüchse völliger Vernunftlosigkeit gerichtet hätte. Das geschah aber nicht, und so sehen wir Professor Schwarzloos eines Abends ins Laboratorium schleichen und dort mit den Blausäuresalzen umgehen. Was wollte er mit dem Blutlaugensalz und der Schwefelsäureflasche?

Der Tor und prügelreife Narr wollte sich vergiften!

Und vor dieser Dummheit rettete ihn jenes Briefmarkenalbum, das er damals dem Schüler abgenommen hatte und das immer noch, halb verstaubt, in einer Schublade des Laboratoriumstisches lag.

Es ist schwer zu sagen, welche Gedanken einem Selbstmord vorausgehen; vielleicht gar keine; vielleicht ist es nur noch ein zielloses Vagabundieren von Vorstellungen, eine völlige Übermüdung des Denkapparates, und anschließend eine Kopflosigkeit, die solche Verwirrung hervorruft, daß der Körper Handlungen begeht, die seine eigene Vernichtung zur Folge haben.

Professor Schwarzloos saß vor dem Laboratoriumstisch und schlug sich mit Schatten bis zur völligen Erschöpfung; fühlte, wie sich langsam eine gräßliche Leere breit machte, und konnte noch verschwommen feststellen, daß die Gedanken nicht mehr zusammenhielten, sondern wie kleine Kugeln auf einer Glasplatte auseinanderliefen. Im Banne dieser dumpfen Gesetzlosigkeit mußte er wohl ohne seinen Willen die Schublade aufgezogen und das verstaubte Briefmarkenalbum hervorgeholt haben. Sicher ist, daß er mit auf-

Digitized by Google

gestütztem Kopf davor saß, langsam Blatt für Blatt wendete und all die vielen kleinen Markenbildchen wie fremdländische Wesen bestaunte, ohne eine rechte Vorstellung zu haben, was dieses alles bedeutete. Er sah Köpfe und Zahlen und allerlei Fabeltiere, die oft miteinander zu verschmelzen schienen, um dann wieder ruckartig auseinanderzuschnellen oder sich auf unerklärliche Weise zu verdoppeln. Wunderbar hübsche Gebilde waren dabei, von denen ein Reiz ausstrahlte, den der Professor bislang nie gekannt hatte, der aber von so zwingender Art war, daß der davon Betroffene nicht mehr loskam, vielmehr immer tiefer in die Betrachtung der neuen Wunderwelt versank und seine Umgebung und den trostlosen Wirrwarr seiner Seele in der Tat vorübergehend zu vergessen schien. Da geschah es, daß die vielen Markenbildchen lebendig wurden und sich regten. Es kam Leben in die farbige Gesellschaft. Die Vertreter aller Herren Länder schlossen sich zu Kolonnen zusammen, machten sich auch allsogleich auf den Weg, und drangen wie sieghafte Bazillen durch den verwüsteten Gedankenapparat in des Professors Hirn, wo sie sich zwischen den Schutthaufen festnisteten und die Absicht bekundeten, sich von keiner Macht der Welt mehr vertreiben zu lassen.

Professor Schwarzloos vergaß, sich umzubringen.

⌘ ⌘ ⌘

Die philatelitis chronica oder Briefmarkenseuche — auch Markentollwut genannt — befällt meist nur Leute im vorgeschrittenen Alter, ist nicht ganz fieberfrei und konnte bis jetzt durch keinerlei Serum mit Erfolg bekämpft werden. Der davon Befallene gleicht einem Opfertier in des Wortes wahrster Bedeutung, da die Krankheit keine Krisis kennt, sondern langsam und stetig wächst und in der großen Mehrzahl der Fälle schon bald einen chronischen Charakter annimmt. —

— Wer zwei Jahre nach diesen Ereignissen Professor Schwarzloos sah, fand ihn ganz im Banne der philatelitis chronica, und zwar zählte er jetzt schon zu den Rettungslosen, nämlich den Spezialisten. Beispielsweise spürte er den sogenannten Eintagsfliegen nach; das sind Marken, die nur wenige Stunden oder höchstens einen Tag kursierten. Für Eintagsfliegen hatte dieser sonderbare Kauz bereits ein kleines Vermögen ausgegeben, ja, er scheute sich nicht, mehrere Tage oder gar Wochen eine magere und billige Kost zu sich zu nehmen, um für die solchermaßen erzielten Ersparnisse eine derartige Eintagsfliege erstehen zu können. Eine besondere Abteilung nahmen die „Wasserscheuen" ein, jene Markengebilde, die, da sie auf Kreidepapier oder mit löslichen Farben gedruckt waren, eine Abneigung gegen Wasser und Feuchtigkeit hatten. Die „Wasserscheuen" waren mit besonderer Sorgfalt zu behandeln und verlangten viel Liebe und Pflege, die ihnen auch der Professor in reichem Maße angedeihen ließ. Eigentlich waren die „Wasserscheuen" seine wahren Freunde, mit denen er manche köstliche Stunde verbrachte, da sie für ihn etwas ungemein Lustiges und Spaßhaftes hatten. Ein aufgeputztes Bettelvolk mit wenig Reinlichkeitsgefühl gaben sie Anlaß zu heiteren und aufgeräumten Betrachtungen, und oft mußte Professor Schwarzloos stillvergnügt vor sich hinlachen über diese Gesellen, die, obwohl ungekämmt und ungewaschen, sich aber doch wie eine gewisse Sorte von Emporkömmlingen in prunkvolle Farben kleideten und mitunter recht anmaßend, wenn auch nicht ohne Komik auftraten. Ganz in eine humorvolle Glückseligkeit vergraben, wie ein Kind vorm Affenkäfig, saß Professor Schwarzloos oft vor seinen „Wasserscheuen" und verlebte, abgeschieden vom lärmenden Getriebe des Krämerseelentages, seine köstlichsten Stunden.

Um diese Zeit glückte ihm die Erfindung eines künstlichen Veilchenparfüms von hervorragender Qualität. Sein Name ging durch die Zeitungen. Schwarzloos verkaufte die Erfindung für vierzigtausend Franken nach Paris und nahm sich vor, zwei Anzüge und einen Winterpaletot anfertigen zu lassen; außerdem neue Stiefel, Unterwäsche, Kragen, Kravatten und dergleichen Bekleidungsstücke zu kaufen, um seinen schadhaften Bestand einmal neu aufzufrischen. Nach mancherlei Gewissensqualen tat er das aber nicht; er ließ Kleider, Hüte und Hemden im Stich und erstand für die erzielte Verkaufssumme eine überseeische Eintagsfliege, die ein Leidensgenosse auf einer Südseeinsel besaß. Es ist nicht bekannt, welche Gründe jenen Menschen im Stillen Ozean dazu bewogen haben mochten, die Marke zu veräußern; das Schicksal mußte mit furchtbarem Keulenschlag den unglücklichen Sammler getroffen haben, daß er, vielleicht nahe am Verhungern und dem höchsten Elend erbarmungslos preisgegeben, sich endlich zu dem schweren Schritt gezwungen sah, seiner Sammlung jene kostbare Eintagsfliege zu entreißen, um sie für schnödes Geld an Professor Schwarzloos nach Europa zu senden. Wie dem auch sei, Professor Schwarzloos besaß die Eintagsfliege, ein schmutziggraues Papierstückchen, das aber einen dämonischen Reiz ausstrahlte, wenn es sich den gierigen Blicken eines mit der philatelitis chronica Behafteten darbot.

Digitized by Google

Bis spät in die Nacht hinein saß Schwarzloos vor seiner Errungenschaft, studierte das verschwommene Markenbildchen und trat in die Arabesken und Ornamente hinein wie in einen Irrgarten, aus dem es keinen Ausgang mehr gibt. Mit einem dumpfen Gefühl im Hinterkopf ging er zu Bett und konnte den Rest der Nacht nicht schlafen, da die Eintagsfliege aus der Südsee nun wahre Insektengestalt annahm und ihn mit zitternden Glitzerflügeln leise summend umschwirrte.

Als der Staat in Ixburg die neue Technische Hochschule gründete, erhielt Professor Schwarzloos einen Ruf an den Lehrstuhl für Chemie, dem er auch schon bald Folge leistete. Er kam in einen neuen Wirkungskreis, was aber seine Krankheit nicht irgendwie eindämmte, sondern im Gegenteil noch verschlimmerte. Außerhalb seiner Lehrzeit quälte er sich mit allerlei Gedanken, die auf ihn zugeschlichen kamen wie grüne Eidechsen, und deren unheilvollem Einfluß er nicht mehr entgehen konnte. Er beschäftigte sich mit Marken, die er nicht kaufen konnte, die zu besitzen er aber den sehnlichsten Wunsch verspürte. Seltenheiten und Abnormitäten in anderer Menschen Besitz verfolgten ihn bis in die tiefsten Träume, und er versetzte sich mehr und mehr in Vorstellungen hinein, die solcherlei Briefmarken, wenn auch nicht in den realen, so doch in seinen geistigen Besitz brachten; Vorgänge, die dem nüchternen Menschen vielleicht nicht begreiflich sind, für den Professor aber eine Art krankhafter Erfüllung brachten. Die seltsamen Bakterien fingen an, den gesunden Geist zu zersetzen, traten in der Übermacht auf und zwangen den Professor in ihren Bann. Er lief in den Straßen umher und verharrte vor den kleinen Briefmarkenlädchen; ging auch hinein und ließ sich die mancherlei Wunderdinge zeigen, die ihm dann alle wie hilflos und frierend erschienen in der fremden Umgebung und, wie er sich einbildete, nach seiner Pflege und Obhut stürmisch verlangten. Sein Sinnen und Denken war von allerlei Zwiespältigkeit durchsetzt, er baute Wahngebilde und Phantasieschlösser auf und verstieg sich zu den absurdesten Träumen und Vorstellungen, die in gewissem Sinne an der Grenze des Pathologischen umherstrolchten. So wünschte er einem alten Geheimrat und ehemaligen Chirurgen den Tod, nur weil er die Hoffnung hegte, dann eine „Wasserscheue" erwerben zu können, die der Geheimrat besaß und um keinen Preis der Welt hergegeben hätte. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, um einzusehen, daß Professor Schwarzloos ein vollständiger Sklave der Postwertzeichen war, daß er sich aber in dieser Sklaverei bis zu einem gewissen Grade wohl fühlte und immerfort eifrig mit den unsichtbaren Ketten rasselte.

So kam die Zeit der Umsturz- und Abstimmungsmarken, und Professor Schwarzloos warf sich sofort mit großer Wucht auf das Saargebiet, in welchem Sammelkampf er Bewunderungswürdiges leistete. Es gelang ihm rechtzeitig genug im Laufe von zwei Jahren, sämtliche erschienenen Provisorien zu erbeuten, welche Jagd allerdings große Geldopfer von ihm forderte, die er nur durch schmale Kost, Verkauf seiner goldenen Sprungdeckeluhr und Aufnahme einer zehnprozentigen Anleihe aufzubringen vermochte.

Als das erste Halali geblasen wurde, fehlte Professor Schwarzloos die Sarre-Bayern fünf Mark mit dem Bildnis König Ludwigs, jene hübsche, von Kaulbach entworfene Marke, die jedem Sammler bekannt ist, deren waidgerechte Erlegung aber Professor Schwarzloos nicht geglückt war. Der Schlag wirkte vernichtend auf ihn; er sank fast in sich zusammen, war wie unter dem Einfluß einer inneren Lähmung längere Zeit zur Untätigkeit verdammt, und als er, halb und halb vom Schicksalsschlag erholt, wieder mit gespannter Flinte auf die Birsch ging, kostete die Unglücksmarke bereits fünfzehntausend Mark. Diese Summe war er nicht imstande, aufzubringen; sie hätte seine Finanzen zu stark erschüttert, wenn nicht gar völlig zum Zusammenbruch gebracht.

Die Saarmarke stieg, und Professor Schwarzloos ließ den Mut sinken. Oftmals saß er abends in dem alten Polstersessel an seinem Schreibtisch, hatte die Sammlung der Saarmarken vor sich liegen und starrte wie geistesabwesend auf die Lücke, die auszufüllen er nicht zuwege gebracht hatte. Mit aufgestütztem Kopf brütete er über allerlei Plänen, sann auf Möglichkeiten und Auswege, bis ihn zuletzt eine tiefe Zerknirschung packte, der er sich willenlos hingab, und die ein Gefühl in ihm erstehen ließ, als ob er von der Natur zurückgesetzt sei und stiefmütterlich behandelt werde. Er war der festen Überzeugung, daß sein Schicksal ihm die Ludwigsmarke, die ihm von Rechtswegen gehörte, vorenthielt und in böswilliger Absicht schuldig blieb.

Da bot ein Markengeschäft in der Altstadt ihm plötzlich die Saarrarität für vierzigtausend Mark an. Das geschah so überraschend, daß Professor Schwarzloos in eine fieberhafte Erregung kam, die sich dermaßen steigerte, daß er vollkommen die Selbstbeherrschung verlor.

Digitized by Google

Nach der Vorlesung ging er in einem halberschöpften Zustand nach Hause, setzte sich in den alten Polstersessel vor den Schreibtisch und grub sich in eine Wildnis von Gedanken. Obwohl er genau wußte, daß die Riesensumme von vierzigtausend Mark für ihn unerschwinglich war, und ganz im Bewußtsein einer wollüstigen Selbstquälerei machte er sich gegen Abend auf den Weg nach der Altstadt. Als die Ladenglocke bimmelte, erschrak er heftig und fühlte die fiebernden Trommelschläge seines Herzens, die in beiden Ohren ein seltsam pochendes Geräusch hervorriefen. Als bald darauf eine jüngere Frau erschien und ihn nach seinem Begehr fragte, nannte er mit belegter Stimme seinen Namen, stotterte eine Art Entschuldigung hervor und bat, die Saarmarke sehen zu dürfen, welcher Wunsch ihm gern und anstandslos erfüllt wurde, zumal die junge Frau seinen Namen kannte und von dem Angebot, das ihr Mann dem gnädigen Herrn Professor gemacht hatte, wohl unterrichtet war. So zog sie denn ein Schlüsselbund hervor, öffnete ein Schränkchen, das an der Wand hing, und entnahm ihm eine kleine Metallkasette, die mehrere besonders wertvolle Marken enthielt, darunter auch die fünf Mark Sarre-Bayern mit einem Tagespreis von vierzigtausend Mark. Das seltene Stückchen Papier befand sich in einer Pergamenthülle, die den Blaustempel der Firma und den mit Bleistift geschriebenen Verkaufspreis trug.

Professor Schwarzloos sah sich der Unglücksmarke gegenüber, und es ist nicht zu sagen, was in diesem Augenblick in seinem Innern vorging. Als er so mit aufgestütztem Ellbogen über dem Ladentisch lag und in den Anblick des Wertgegenstandes versunken war, hatte man das furchtsame Gefühl, dieser Mensch würde hier in die Nacht seines Schicksals hinabtauchen und mit seinem eigenen Widersacher, mit dem verneinenden Gespenst des Lebens eine unheilvolle Duzfreundschaft schließen. Es war eine unmittelbare Begegnung mit jener Macht, die in unser aller Busen schläft, und oft wie eine Eule am Tag mit den Augen blinzelt, die aber zum Verhängnis wird, wenn sie aufwacht und uns mit lautlosen Fittichen umschwebt.

Professor Schwarzloos richtete sich auf, und sein Blick war verschleiert. Er fuhr mit der flachen Hand leicht über die Stirn und schien einem weltfernen Gedanken nachzuhängen.

In diesem Augenblicke wurde die Frau von ihrem zehnjährigen Jungen aus dem Laden gerufen. Sie schob die Marke in die Pergamenthülle, legte sie in die kleine Kasette und verschloß diese, wobei sie den Professor bat, sich einen Augenblick zu gedulden, da ihr Mann krank sei, und sie auf einen kurzen Sprung nach oben in die Wohnung müsse.

Als die Frau den Laden verlassen hatte, griff die Schattenhand nach dem Professor. Mit vollständig verschleierten Sinnen, ohne Überlegung und Bewußtsein, einzig und allein von dem zehrenden Wunsche beseelt, die Marke zu besitzen, nahm Professor Schwarzloos einen Kistenöffner, der auf dem Fenstersims lag, erbrach die Kasette und nahm sich — sein Eigentum! Eilig verließ er den Laden und stürzte nach seiner Wohnung, wo ihm langsam eine verzerrte Erkenntnis aufging. Längere Zeit überlegte er, wurde von einem krampfhaften Zittern befallen und beging anschließend eine große Dummheit. In seiner Verwirrung zerknüllte er die Pergamenthülle und warf sie in den Papierkorb. Als er sich gleich darauf wieder benötigte, fand er sie nicht wieder, nahm in der Eile eine seiner eigenen Schutzhüllen, schob die gestohlene Marke hinein und verbarg sie hinter einem Stück Tapete, das er loslöste und vorsichtig wieder zuklebte.

War dies, so fragt man sich, die Tat eines gesunden Menschen?

Eine Stunde später entdeckte die Kriminalpolizei im Papierkorb die Pergamenthülle, während die Marke selbst trotz eifrigster Nachforschungen nicht gefunden werden konnte.

Professor Schwarzloos wurde verhaftet. Das corpus delicti in Gestalt der zerknüllten Pergamenthülle brach ihm das Genick. Es gab eine Aufsehen erregende Gerichtsverhandlung. Deputationen der Studentenschaft erschienen, Aufrufe wurden erlassen, und ein Fackelzug zog am Gefängnisgebäude vorüber als mächtige Sympathiekundgebung für den inhaftierten unglücklichen Menschen. Die Sammlervereinigung „Abstimmungs- und Splittergebiete" erbot sich, den Wert der Marke zu ersetzen, gewiß eine uneigennütze und ideale Handlung, die aber auch den Lauf der Rechtsprechung nicht beeinflussen konnte. Wegen Einbruchdiebstahls wurde Professor Schwarzloos, achtundvierzig Jahre alt, seinem Beruf nach Lehrer an der Technischen Hochschule zu Ixburg, unverehelicht, evangelisch und nicht vorbestraft, unter Zubilligung mildernder Umstände zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, durch welchen Rechtspruch dieser ehrenhafte Mann und verdiente Wissenschaftler vernichtet wurde.

Als er nach Ablauf von zwei Monaten dank verschiedener Eingaben und Gnaden-

Digitized by Google

gesuche, dank dem Gutachten und der gnädigsten Fürsprache von maßgebenden Stellen und einflußreichen Personen, begnadigt wurde, war sein Seelenzustand bereits so verwüstet, daß keine Rettung mehr möglich war. Wer Professor Schwarzloos damals gesehen hatte, wußte, daß er verloren war.

Als er in jener Nacht sich vergiftete und am Laboratoriumstisch vor dem Blutlaugensalz saß, trat kurz vor seinem Tod noch eine wehmütige Erinnerung vor ihn hin. Er sah das junge Mädel, das er im tiefsten Winkel seines Herzens so heiß geliebt hatte, und um deretwillen er schon damals aus dem Leben scheiden wollte. Nun schien es, als wollte das verzehrende Feuer dieser Liebe noch einmal hochflammen und ihm wie eine Fackel hinüberleuchten in das schwarze Reich des Vergessens. — — —

Irgendwo in einer deutschen Universitäts- oder Hochschulstadt befindet sich in einem Haus hinter der Tapete eines möblierten Zimmers eine König Ludwig Marke zu fünf Mark mit dem Aufdruck Sarre. Die Marke ist in einer Pergamenthülle und zählt heute schon zu den großen Seltenheiten. Es wäre doch vielleicht Studenten, Kaufleuten, überhaupt allen Menschen, die möblierte Zimmer mieten, zu empfehlen, die Tapeten ihrer vorübergehenden Behausung daraufhin zu untersuchen, da es immerhin möglich ist, daß solcherlei Nachforschungen von Erfolg begleitet sein könnten. Bei dem hohen Wert der Marke sollte man sich diese kleine Mühe nicht verdrießen lassen, zumal ja auch das unglückselige Schicksal eines Menschen mit ihr verknüpft ist und ihr damit eine erhöhte Bedeutung verleiht.

Die heilige Brücke. Von Fritz Fleischhauer

*

Am Ufer stelzt ein Kranich aus dem Nebelschleier,
Entschwinden will im Zedernwald Samisenklang,
Und wie ein grauer Rauch entschwebt zur Tempelfeier
Der lange Pilgerzug, der Büßer Lobgesang:
„Heil dem ewigen Lichtquell Buddha."

Ja, alt und jung beschritt den grünen Jadebogen.
Auch manche Sänfte schaukelte der gleiche Takt.
Im Hain verhallt das Lied gleich sanften Reisfeldwogen,
Nur Frühmondflimmer streift die Pfosten. Rotbelackt
Gleißen die Gitterpforten.

Den bunten Bau bespült der Strom wie immer wieder.
Was sind Jahrhunderte für so ein Heiligtum?
Einhellig rollt das All. Uralte Weihelieder
Verkündigen am Fusiyama deinen Ruhm:
Heil dem ewigen Lichtweg Buddha.

Nur Selbstentäußerung überbrückt Nirwanas Dunkel.
Es schwingt im Opferrausch und Pflaumenblütenduft
Verwandt Entfaltung, die so reich wie Taugefunkel
Leuchtkäfer schwärmen läßt ob dieser Wasserschluft;
Alles wandelt sich hier wie dorten.

Auch heute! Schälen sich aus Dunst nicht Binsendächer?
Die Brücke blinkt. Das Tal beginnt den Tagesgang,
Da breitet sich aus Goldgewölk ein Strahlenfächer,
Und wie sein Purpur glüht, erneut sich Lobgesang:
„Heil dem ewigen Lichtglanz: Buddha."

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Jakob Wassermann: Ulrike Woytich, Roman (Berlin 1923) — **Gerhart Hauptmann: Phantom**, Aufzeichnungen eines ehemaligen Sträflings (Berlin 1923) — **Norbert Jaques: Ingenieur Mars**, Roman (München 1923) — **K. H. Strobl: Der Zauberkäfer** (Wien 1923) — **Gustav Renker: Einsame vom Berge**, Roman (Leipzig 1923) — **Gustav Schroer: Der Hof im Ried** (Leipzig 1923) — **Hermann Bahr: Selbstbildnis** (Berlin 1923)

Jüngst versuchte ich, einer jungen Dame, die aus Kalifornien, von der Küste des Stillen Ozeans herübergekommen war, klarzumachen, was ein Gewitter sei. Möglichst eindrucksvoll beschrieb ich es ihr, und sie hörte mir aufmerksam zu. Dann jedoch erwiderte sie: „Natürlich habe ich gelesen, daß es dergleichen gibt, aber — gibt es das wirklich?" Unsere Phantasie ist weniger selbstherrlich, als wir uns einbilden, und in uns allen steckt ein Stück Thomasnatur. Was wir nicht wirklich erlebt haben, können wir uns nur höchst unvollkommen vorstellen. Wenn aber einmal ein starker Eindruck unser Gleichgewicht erschüttert hat, wirkt er fort, und wir sehen auch das Beruhigte unter seinem Aspekt. Daher kommt es, daß alle künstlerischen Spiegelungen der Wirklichkeit, alle dichterischen Träume, daß die ganze deutsche Literatur der Jahrzehnte bis kurz vor dem Kriege im Grunde ein so bescheidenes Ausmaß hatte. Auch die Ausnahmen, die Mächte der Unruhe, der Leidenschaft, das Einmalige und Regelzerstörende bewegte sich doch in einer sehr eng gebundenen und scheinbar sehr festen Welt und zerbrach an ihr. Heute aber, wo im Taumel der Zeit alles übereinanderstürzt, hat auch die Phantasie sich gelöst und erregt von den ungeheuerlichen Bildern, die jeder neue Tag bietet, erblickt sie die Vergangenheit in einer neuen Beleuchtung, die nicht mehr das nüchterne, graue Licht des realistischen Romans ist. Der phantastische Roman, bis vor kurzem kaum mehr als eine Spielerei, sieht seine Stunde gekommen.

Einen solchen phantastischen Roman hat **Jakob Wassermann** mit seiner „**Ulrike Woytich**" gegeben, wenn er selbst freilich auch der Meinung sein wird, nur ein Stück Wirklichkeit der letzten Jahrzehnte widergespiegelt zu haben. Aber was man von den Romanen Balzacs sagte: eine Welt für sich neben der andern Welt, eine Balzacsche Welt, das gilt auch von Wassermanns Romanen, besonders von diesem. Ulrike Woytich, Tochter eines heruntergekommenen österreichischen Offiziers, kommt durch den Zufall, daß sie ein junges Mädchen aus dem brennenden Ringtheater rettet, in das Haus ihrer Eltern, in die Familie des Antiquitätenhändlers Mylius. Dort herrscht an Armut grenzende Dürftigkeit. Der Spürsinn Ulrikens aber kundschaftet bald aus, daß diese entsagungsvolle Lebenshaltung, bei der Frau und Kinder darben, ihren Grund nur in dem furchtbaren Geiz des Herrn Mylius hat. Die Nachbarn munkeln von seinem ganz ansehnlichen Vermögen. Ulrike, die sich das Vertrauen sämtlicher Familienmitglieder, sogar das des mißtrauischen Mannes erschlichen hat, benutzt den Umstand, daß der knapp gehaltene Sohn einen Schuldschein, den sie an sich bringt, unterschrieben hat, dazu, um dem Alten sein Geheimnis abzulocken. Sie verlangt die fünfzig Gulden, auf welche die Schuld des Sohnes sich beläuft, von ihm zurück, dazu bemerkend, er könne sie, wenn's nicht anders ginge, in Raten abbezahlen. Da kitzelt den Geizhals die Eitelkeit, einem Menschen wenigstens zu zeigen, was er für ein Mann sei: der Besitzer eines Vermögens von vielen Millionen Gulden. Nun hetzt Ulrike Frau und Kinder gegen den Tyrannen auf. Durch ihre Vermittlung nimmt die Frau ein größeres Darlehn auf, das ihr ermöglicht, ihre ersten Wünsche zu befriedigen. Der Hang zum Luxus, einmal geweckt, kennt bald keine Grenzen mehr. Karge Einschränkung verwandelt sich über Nacht in maßlose Verschwendung. Das enge, alte Haus wird gegen einen Palast vertauscht, eine großartige Geselligkeit beginnt, die Töchter gehen Ehen ein mit aristokratischen Nichtstuern. Der Widerstand des einmal entthronten Tyrannen scheitert an dem Hinweis, daß er gesetzlich verpflichtet sei, seiner Familie ein standesgemäßes Leben zu gewähren. Ulrike hat die ganze Sippschaft in ihrer Hand, Frau und Kinder danken ihr den neuen Lebensgenuß, das Vertrauen des Mannes aber versteht sie dadurch sich zu erhalten, daß sie ihm einredet, es sei nur ihr zu verdanken, wenn die Geldvergeudung nicht ganz ins Uferlose überflösse. Was sie zu ihrem Handeln treibt, ist weniger Eigennutz als Machtverlangen. Wohl mündet von dem goldenen Strom ein gut Teil in ihre Tasche, und als sie die verwüstete Familie verläßt, ist sie eine wohlhabende Frau. Aber die Eigenart und Symbolkraft dieser unheimlichen Gestalt kommt daher, daß ihr Tun und Trachten aus tieferen Quellen entspringt als aus denen der Habsucht, daß ihre ganze Schlauheit, Skrupellosigkeit und Energie im

Digitized by Google

Herbstmorgen in Amsterdam. Gemälde von Heinrich Hermanns

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Grunde nur darauf hinausläuft, Dinge und Menschen an sich zu raffen und zu beherrschen. So wird sie etwas wie die Materialisation eines an Leistungen gewaltigen, aber seelenlosen Zeitalters. Wie sie einmal eine kostbare Puppe an sich bringt, die sprechen und sich bewegen kann, ohne sich je um ihren Mechanismus zu bekümmern, so macht sie sich Menschen zu eigen und gibt sich ihnen hin, ohne je auch nur zu ahnen, daß sie mehr als leere Marionetten sind. Erst am Ende ihres Lebens, als sie verbraucht und nur ein Gespenst ihrer selbst ist, erwacht, aus Einsamkeitsgefühl, in ihrem mißhandelten Herzen eine ohnmächtige, greisenhafte Sehnsucht, die um die Seele eines Kindes wirbt. Da muß sie, als es zu spät ist, erfahren, daß Liebe nicht zu erraffen, sondern ein Geschenk der Gnade ist. — Die alte Wahrheit, daß es bei einem Kunstwerk mehr auf die Kraft und Größe der Grundkonzeption als auf die Einzelausführung ankommt, beweist sich auch an diesem. Alle Motivierungen des Romans sind äußerst schwach. Die so mißtrauischen, erfahrenen Geschäftsleute handeln, wenn die Erzählung vorwärts rücken soll, mit der Unerfahrenheit und Sorglosigkeit von Backfischen. Überhaupt ist es eine Schwäche des Buches, daß kein ebenbürtiger Gegenspieler darin vorkommt. Dadurch werden die Erfolge der Woytich allzu leicht und unwahrscheinlich. Aber solchen Einwendungen zum Trotz — mit derselben rücksichtslosen Gewalt, mit der dieser Vampir sich der Menschen bemächtigt, unterwirft er sich schließlich auch den Leser, läßt ihn nicht wieder aus seinen Klauen und bleibt in seiner Erinnerung als eine groteske und großartige Vision.

Wenn der Zauber eines unheimlich glühenden Dämmerlichts, der über dieser Welt liegt und Menschen wie Dinge vergrößerte und vertiefte, eindringlichere Formen gibt, den Wassermannschen Roman aus dem Bezirk der Wirklichkeit in ein überwirklich phantastisches Reich hinaushebt, so ist es grade die nüchterne Beleuchtung einer schon beruhigten Erinnerung, die das „Phantom“, Gerhart Hauptmanns neue Erzählung, des magischen Schauers jener Überwirklichkeit entkleidet, sie zur psychologischen Studie, zum Bericht eines merkwürdigen seelischen Krankheitsfalles macht. Der ehemalige Strafgefangene, der hier die seltsame Verzückung und Verrückung seines Geistes durch Eros' Macht erzählt, ist längst wieder zur Vernunft gekommen; von aller Fieberglut, freilich auch von aller Farbenglut sind seine Augen gereinigt, und wenn wir ihn zu seiner völligen Heilung beglückwünschen, so tun wir es doch mit dem Bedauern, daß er seinen Bericht nicht einige Jahre früher geschrieben hat, denn dann wäre er wahrscheinlich etwas frischer ausgefallen. Seit Adams Zeiten gibt es nichts Trivialeres, als daß ein Mann durch eine Frau auf Abwege gerät. Die Einzigartigkeit dieses Sündenfalles aber besteht darin, daß die Verführerin ein unschuldiges Kind ist, daß es mit dem Verführten nie in unmittelbare Berührung kommt, ihm immer Phantom bleibt. Aber an dem Tage, wo der bescheiden strebsame Magistratsschreiber die Erscheinung hat — ein auffallend schönes Mädchen mit safrangelbem Haar, das er auf dem Breslauer Rathausplatz erblickt — geht mit seinem Geiste die verhängnisvolle Wandlung vor, die sich ihm zunächst darstellt als eine Verwandlung seiner Umgebung: was ihn freute, ihm genügte, wird ihm zur quälenden Häßlichkeit. Wie er dann weiter auf dies erotische Erlebnis reagiert, das zeigt Züge von ausgesprochener Imbezillität. Statt sich dem Mädchen zu nähern, hält er kurzer Hand bei den Eltern um sie an. Daß er ohne Antwort gelassen wird, beunruhigt ihn nicht. Er ist überzeugt, der Auserkorene zu sein. Diese Überzeugung gibt ihm neue Pflichten, neue Rechte. Der glanzvollen, höheren Welt, in die er nunmehr eintreten wird, muß seine Erscheinung, sein Auftreten sich würdig anpassen; daß er als Schwiegersohn eines reichen Kaufherrn bald über große Mittel verfügen wird, erlaubt ihm schon jetzt, weit über seine Verhältnisse zu leben und die Gutgläubigkeit anderer Menschen zur Gewinnung neuer Mittel auszunützen. So macht der Irrwahn ihn zum Betrüger, zum Kameraden von Verbrechern. Was ihn von seiner Phantasiebesessenheit heilen könnte, der Besitz eines wirklichen Weibes, verdichtet sie nur: das Mädchen in seinen Armen nimmt auf mystische Weise die Züge des Wunschbildes an. Lug und Betrug verstricken ihn immer tiefer, steigern sich schließlich zum Raubmord, enden im Zuchthaus ... über diesem ganzen Höllenweg aber schwebt engelhaft, unirdisch das Phantom. — Der Dichter Hauptmann hat wiederholt mit starker, genialer Hand fremden Stoff zu neuer, wirksamerer Form geballt, diesmal aber ist es, als habe er aus lässiger Hand einen halbfertigen Stoff gleiten lassen, dem vielleicht einmal ein anderer die letzte, wirkliche Gestalt geben wird.

Einen phantastischen Roman nach dem üblichen Rezept hat Norbert Jaques geschrieben unter dem Titel „Ingenieur Mars“. Wie man die seligen Detektivromane an dem Mann mit der ewig qualmenden Shagpfeife erkannte, so erkennt man die phantastischen Rezeptromane an den Elektronen, Radiumstrahlen, Ätherluftschiffen und dergleichen. Das gibt die sensationelle Würze, der Rest ist gewöhnlich etwas peinlich. Dieser peinliche Rest besteht bei Jaques in folgendem: Ein Kölner Herr, der längere Zeit nur seiner stillen Arbeit gelebt hat, wird plötzlich von warmer Menschensehnsucht erfaßt und begibt sich dorthin, wo sich das genus Mensch am wärmsten ans Herz drückt, auf den Karnevalsball in den Gürzenich. Dort findet er auch die sehnlichst Gesuchte. Und sie — sie müßte nicht eine echte Romanfigur sein, wenn nicht augenblicklich in ihrem Innern ein geisterhaftes Pochen anhöbe: das ist er! Der Mann meiner Träume! Er!

Digitized by Google

Der Ehemann merkt von der drohenden Katastrophe nichts, der Hausfreund desto mehr. Er ist ein alter Landesgerichtsrat und sollte eigentlich über Jugendtorheiten hinaus sein. Aber wozu verleitet nicht Eifersucht, wenn ihr mit eisgekühltem Champagner eingeheizt wird! Er rennt auf die Polizei und ordnet die Verhaftung des verdächtigen Fremden an. Während auf diesen von der einen Seite die Kriminalbeamten fahnden, sucht von der andern Seite Dr. Mabuse sich seiner zu bemächtigen. Dr. Mabuse, der berühmte Filmstar, gerät in diese Geschichte wie Pilatus ins Kredo. Der Hauptgrund für sein mysteriöses Erscheinen dürfte sein, daß sein Name eine gute Reklame für das Buch abgibt. Unser Kölner Freund weiß den Häschern noch im rechten Augenblick zu entschlüpfen; im Hause der Frau kommt es zu einem Renkontre zwischen den Nebenbuhlern, und die Angelegenheit nimmt ein blutiges, aber für die Hauptbeteiligten glückliches Ende. Der wohlwollende Leser wird denken: eine recht alkoholische Geschichte! Die phantastische Note bekommt sie dadurch, daß der Fremde ein Flugzeugkonstrukteur ist, der am Tage vorher einen unerhörten Rekord aufgestellt hat, indem er die Strecke Köln-New-York und zurück in achtundvierzig Stunden durchflog. Mir imponiert diese Geschwindigkeit weniger als die, mit der Norbert Jaques diesen Roman herunterdiktiert zu haben scheint. Leider ist ihm dabei das Malheur passiert, daß er sich den Namen seiner Heldin nicht genau gemerkt hat. Sie heißt Maria, einige Male aber nennt er sie aus Versehen Anna. Das ist wenig galant. Wenn man mit einer Frau wunders wie intim tut und sie bis auf ihre letzte seelische Hülle entkleidet und nachher bei ihrem Vornamen sich verplappert ... das nimmt eine Frau mit Recht furchtbar übel. Also Vorsicht, Norbert Jaques! Wenn Ihre 100 PS. Muse Sie zu neuen dichterischen Höchstleistungen an die klappernde Maschine drängt, so schreiben Sie sich vorher die Namen Ihrer Hauptpersonen groß auf eine Schiefertafel!

Mehr in den Bezirk der alten realistischen Erzählung gehört „Der Zauberkäfer“ K. H. Strobls, wenn auch der Stoff, wohl auf einer böhmischen Volkssage beruhend, durchaus märchenhaft ist. Das arme Bäuerlein Honnele gewinnt im nächtlichen Tauschhandel von zwei unheimlichen Gesellen gegen seine alte Schnupftabaksdose ein fein ziseliertes Döschen mit einem Käfer drin. Ein kundiger Mann verrät ihm, was es damit auf sich hat: es ist ein Zauberkäfer, der seinem Besitzer auf Erden märchenhaftes Glück, drüben seine Seele aber in die Hölle bringt. Der erste und zweite Besitzer kann der verhängnisvollen Gabe sich noch entledigen, dem dritten haftet sie an, nur ein Wunder kann ihn davon befreien. Dem Honnele graut. Gern möchte er sein Döschen einem andern gönnen, aber was er auch damit versucht, bei keinem will es bleiben, beim Landstreicher nicht und nicht beim Heiligen, weder bei den Lebendigen noch bei den Toten ... immer findet es den Weg in seine Tasche zurück. Da denkt Honnele schließlich: wenn er schon in die Hölle soll, dann wenigstens viere lang! Von nun an beginnt der Zauber zu wirken: sein Hof gedeiht wie keiner im Dorf, jeder Wunsch wird ihm erfüllt, nur einer, sein Herzenswunsch, nicht. Das Mädel, das er liebt und das auch gut ihm ist, versagt sich ihm. Es hat von dem unheimlichen Gerücht, das ihn umraunt, gehört, und vor der himmlischen Seligkeit muß ihre irdische Liebe zurückstehen. Dafür gewinnt er ein anderes braves Weib, dessen tapferes Herz kein anderes Gebot kennt als das Gesetz seiner Liebe. Und was allen Bemühungen des über sein Glück trübsinnig gewordenen Bauern mißlingt, vermag sie zu vollbringen. Zwar der heilige Bartholomäus, der Schutzpatron gegen alle Art von Zauberei, kann ihr nicht helfen: aus dem Heiligtum ihres eigenen Herzens muß das Wunder hervorgehen. Nur wenn sie des Mannes ewige Verdammnis auf sich nimmt, wird seine Seele frei. Sie gelobt das Opfer, und von Stund an verläßt den Bauern der spukhafte Segen. Sein Kind stirbt, seine Fluren trifft Mißwachs, sein Hof droht unter den Hammer zu kommen. Er erträgt alles Leid als ein stiller, bußfertiger Mann. Der Himmel hat Frieden mit ihm gemacht. Aber niemals erfährt er, um welchen Preis das geschehen ist. Kein Wort des Weibes erschwert sein leichtes, seliges Sterben. Doch in der Nacht nach seinem Begräbnis geht sein Haus in Flammen auf, und von der Bäuerin findet man nie wieder eine Spur ... Die Geschichte ist in einer bildreichen, kräftigen Sprache geschrieben, kein falscher Ton stört. Bäuerlicher Humor wechselt mit spukhaften Szenen. Eine schöne, warme Menschlichkeit durchflutet das Ganze. Es ist eine echte Volkserzählung im besten Sinne, gewachsen in den Tiefen der Volksphantasie, aber geformt in der Werkstatt eines Künstlers.

Diese echte, vom Surrogat der Sentimentalität freie Menschlichkeit fehlt zwei Romanen, die sonst manches Gute haben. In den „Einsamen vom Berge“ schildert Renker die Alpenkämpfe der Österreicher gegen die Italiener im letzten Kriege. Einzelne Szenen sind anschaulich und packend geschrieben, im ganzen aber erinnern seine Menschen in ihrem unwahren Tun und ihrer zerflossenen Redseligkeit eher an Romanfiguren als an kampfgehärtete Frontsoldaten. Härter, an der Oberfläche echter, gibt sich Schröers „Hof im Ried“, aber der Roman hat den Fehler, daß er aus unwahrscheinlichen Voraussetzungen schier unmögliche Folgerungen zieht. Zugegeben, daß es auch unter den Bauern Charaktere von empfindlichstem Ehrgefühl gibt, und wenn Regina, die Bäuerin im Ried, als nach dem plötzlichen Sterben ihrer Eltern ein Freier nach dem andern mit plumper Aufdringlichkeit

Digitized by Google

sich bei ihr einstellt, den nur zum Trost gekommenen Jugendfreund dadurch beleidigt, daß sie ihn mit den hoffüchtigen Freiern verwechselt, so kann man glauben, daß der Gekränkte den Schwur tut, er käme nicht eher wieder auf den Hof, als bis sie ihn riefe. Daß dann aber Jahre vergehen, ehe die beiden Menschen zusammenfinden, ist recht wenig wahrscheinlich. Und daß vollends Regina, ein Weib so stolz im Herzen wie stark an Gliedern, sich von einem nichtsnutzigen Bauern vergewaltigen läßt, ist so unmöglich, daß man von da an den Schicksalen vielleicht noch mit äußerer Spannung, aber ohne jede menschliche Teilnahme folgt . Aus dieser Niederung empor zur Höhe!

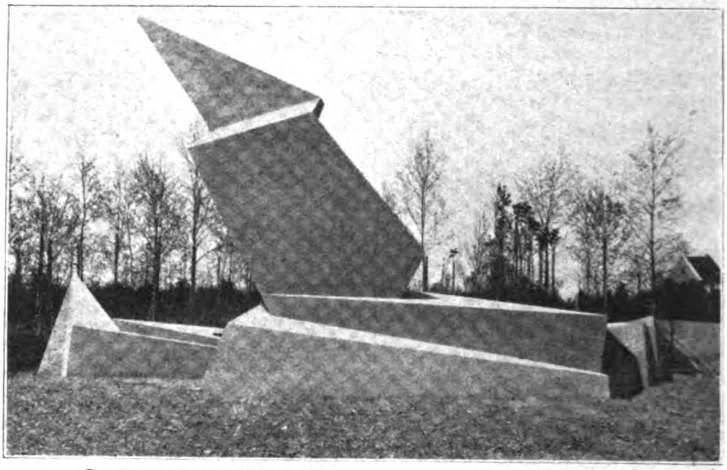
„Selbstbildnis" nennt Hermann Bahr das Buch, worin er auf der Scheide zwischen Mannes- und Greisenalter die Stationen seines Lebens überblickt. Das Buch ist klug und reich und hat Seiten, wo man vom Strand der Erscheinungswelt sich weggetragen fühlt in freie Geistesflut und unter kristallener Oberfläche Gebilde der Tiefe aufschimmern sieht, aber der Titel ist so unglücklich wie möglich: Erwartungen werden geweckt, die nicht erfüllt werden, und Erfüllungen gebracht, die man nicht erwarten konnte. Wenn man von Rembrandt nichts kannte als seine Selbstporträts, so würde man aus ihnen doch allen Glanz und alles Elend seines Lebens und auch die großartige Überwindung dieses Elends herauslesen. Aus den dreihundert Seiten dieses Buches springt aber eigentlich kaum ein neuer, entscheidender Wesenszug Bahrs heraus, und es ist bezeichnend, daß, wenn er charakterisierend von sich selbst spricht, er sich so gern der ihn charakterisierenden Prägungen seiner Kritiker bedient. Daß dies Buch kein starkes Selbstbildnis ist, liegt aber weniger an der mangelnden Bildkraft seines Urhebers, als an der Ungeeignetheit des Modells. Was die wirklichen Selbstbildner zwingt, aus dem Gewühl der Erscheinungen gerade sich zum Vorwurf zu nehmen, ist das tiefe Verwundern über sich, ist die Qual und der Stolz ihrer Einzigkeit. Mit immer wachem Bewußtsein der Unentrinnbarkeit sehen sie zwischen sich, ihrem Lebens-, ihrem Wirkungsdrang, und der Umwelt den Schatten der eigenen problematischen Persönlichkeit. Wem es aber gegeben ist, die Welt in sich einströmen zu lassen und sich an die Welt zu verströmen, der wird, wenn er von einer gewissen Höhe sein Leben überschaut, den Blick unwillkürlich ins Weite lenken, von sich selbst ab. Selbstbildnisse sind etwa Strindbergs und Rousseaus Bekenntnisse, aber schon für Goethes Autobiographie würde dieser Titel nicht zutreffen. Bahr ist aber noch weniger der eigentliche Held seines Buches, als Goethe Licht- und Mittelpunkt von „Dichtung und Wahrheit" ist, denn so wie er sich in dieser Schilderung darstellt, ist er weniger ein sinnlich künstlerischer, als ein rein geistiger Mensch, und nicht so sehr das unmittelbare Leben, wie der schon verarbeitete Bildungsstoff hat an seinen Erlebnissen und an seinem inneren Aufbau teil. — Zu dieser Charakterisierung steht auch nicht im Widerspruch, daß ein Ereignis sein Leben beherrscht, welches wohl geeignet wäre, seine Schrift zu einem echten, ganz innerlichen Bekennerbuch zu machen: seine Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche. Nur ist die Frage, ob Bahr gerade ein zu tiefst religiöser Geist sei? Aber so wenig ich die Echtheit seines Glaubens anzweifeln möchte, so wenig habe ich den Eindruck gewonnen, daß wirklich ein Gottsucher, ein neuer Heiliger seinen Leidens- und Heilsweg hier beschrieben habe. Vielmehr stellt er sich dar als ein heller, lebhafter Geist mit glänzenden Gaben und vielfachen Trieben, unter denen ein ungestümer Aneignungs- und Nachahmungsdrang die herrschenden sind. So treibt es ihn, in allen geistigen Küchen Europas sich umzutun, und je raffinierter die Rezepte sind, desto begieriger schlingt er die Zubereitungen hinab. Da aber seine Natur auf rasche Wirkung gestellt ist, wird aus dem Gast unversehens der Koch, bis eines Tages die große Magenüberladung kommt. Da geht ihm auf, daß alle künstlichen Ragouts nicht den Vergleich aushalten mit dem milden, bekömmlichen Rahmstrudl aus seiner Mutter Küche. So bedeutet seine Rückkehr zum Katholizismus eigentlich seine Rückkehr zur Heimat, die Abkehr von allem Gewollten, Erdachten und die Zuflucht zum Gewachsenen und Gewordenen. Seine religiöse Sinnesänderung ist ein Teilausdruck für den Durchbruch der konservativen Kräfte in ihm, wobei ich das bißchen Schauspielerei und Koketterie, womit seine fromm gefalteten Hände sich um den Rosenkranz legen, als unwesentlich nicht in Rechnung stellen will. — Diese Wandlung erhellt ihm den Blick für den Boden, dem er entsprossen und die Umwelt, in der er aufgewachsen ist. Das alte Linz mit seinen kistenartigen Häusern, das Haus der Eltern und diese selbst, der kindlich gütige Vater, die genialische, aber seelisch verwachsene Mutter, das Treiben der Bürger, die altes Kulturerbe in heiterer, josephinischer Flachheit mit Natur verwechseln, das Salzburger Gymnasium und die edle Gestalt des Lehrers, Wien von einst und das neue Ringstraßenwien, dann Berlin unter Bismarck und das Wilhelminische Berlin, die Universität, die Anfänge der neuen Kunst, das entscheidungsvolle Jahr in Paris . . . alles dies weitet und rundet sich dem Zurückschauenden zu reichen Kulturbildern.

So gibt das Buch zwar keinen Tiefenblick in das Labyrinth einer Seele, aber eine imponierende Überschau über die Sehnsüchte und die Erfüllungen, über die Irrtümer und die Wahrheiten seiner Zeit, wie sie nur ein umfassender und wahrhaft gebildeter Geist wie Hermann Bahr schreiben konnte. Darin liegt des Buches Reiz und sein die Zeit überdauernder Wert.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die letzte Ausstellung der Berliner Sezession enthielt ein vielbeachtetes Bild eines bis dahin fast unbekannten Malers: Der Uhrladen. Wir bringen in diesem Heft eine Wiedergabe und sind überzeugt, daß dieser junge Künstler auch die Aufmerksamkeit unserer Leser erregen wird. Etwas Abwegiges, Krauses, Bizarres zeigt die Stoffwahl, zu der Friedrich Winckler-Tannenberg neigt. Auch



Denkmal für die Märzgefallenen auf dem Friedhofe in Weimar
Von Walter Gropius, Weimar. Staatliches Bauhaus

In der Kajüte. Gemälde von Friedrich Winckler-Tannenberg
(Sezessions-Ausstellung 1923, Berlin)

in dem Gemälde „In der Kajüte“ ist neben viel Fleiß, viel Können jenes Humoriges zu entdecken, das selbst den noch Widerstrebenden versöhnen dürfte. Winckler-Tannenberg hat vor dem Krieg, den er von Anfang bis Ende mitgemacht hat, die Münchener Kunstgewerbeschule und Breslauer Akademie besucht. Jetzt arbeitet er in Berlin und gehört den „Juryfreien“ an.

Die Novemberstimmung beherrscht das nächste Thema. Auch die Denkmalskunst der Friedhöfe geht neue Wege. Nicht alle werden ohne weiteres den Gedankengängen, der Empfindung und der künstlerischen Absicht von Walter Gropius folgen können, dessen Weimarer Denkmal hier gezeigt wird. Der Dichter Johannes Schlaf erzählt, wie das Denkmal sofort, gleich auf den ersten Blick, auf ihn gewirkt hat. „Als ich zum erstenmal herantrat, gleich als ich es beim Hinzuschreiten noch aus der Entfernung sah, bannte mich ein von unten nach oben, und zwar in schräger Richtung von einer mächtigen, breiten Grundlage aus schließlich spitz verlaufendes Aufragen. In einer Weise, die nicht als starre Ruhe, sondern als Be-

Digitized by Google

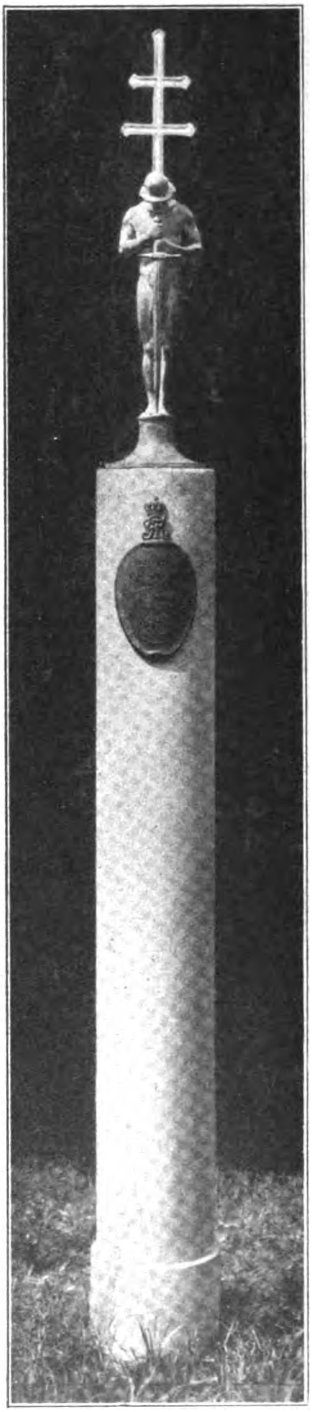
wegung wirkte. Und dieser Eindruck, ich möchte sagen: dies Erlebnis packte mich auf der Stelle." Der Dichter empfindet in dieser aufsteigenden Bewegung den Übergang aus der starren Ruhe des Todes in das neue, das ewige Leben. Er erinnert an die antike Versinnbildlichung dieses ewigen Dranges aus der Todesstarre zum Leben: die Pyramiden, Obelisken und sonstigen Grabsäulen. Und als Symbol aus der Natur dient ihm der lebendige Kristallisationsprozeß, an den dieses neuartige Werk irgendwie denken lasse. — Leichter zugänglich dem Publikum ist Hans Hubert Dietzschs Berliner Denkmal „Nec soli cedit." Bildhauer Dietzsch-Sachsenhausen, der Reserveoffizier der Gardekürassiere war, hat in dem Ehrenmal für die Gefallenen seines Regiments den unbeirrbaren Glauben versinnbildlicht, „daß auch der deutsche Adler wieder emporsteigen wird", von der Urkraft seines Volkes emporgehoben. Der Künstler ist unseren Freunden schon durch seine schöne Plastik „Der Sonne entgegen" bekannt. In diesem Heft geben wir als Kunstbeilage sein neuestes, poetisch empfundenes Bildwerk wieder: „Der Schritt ins Leben." — Feierlich wirkt das Ehrendenkmal der sächsischen Leibgrenadiere, dem der Architekt W. B. Lange die Form einer Gedenksäule gegeben hat. Auf dieser schlanken, glatten Steinsäule erhebt sich ein hohes Patriarchenkreuz, davor eine nackte Kriegergestalt mit Stahlhelm, mit tief niedergebeugtem Haupt, mit beiden Händen den Griff des wuchtigen Zweihänderschwerts umfassend. Die Bildhauerarbeit der Figur und der Plakette stammt von Arthur Lange. Das schöne Denkmal ist stimmungsvoll vor einem hohen, grünen Gebüsch aufgestellt.

Nec soli cedit. Modell zum Denkmal für die Gefallenen des Garde-Kürassier-Regiments in Berlin. Bildwerk von Hans Hubert Dietzsch-Sachsenhausen in Berlin W

Über künstlerische Photographie im Film, wie sie die mit Genehmigung der Herstellerin, der „Comedia"-Film G. m. b. H., auf S. 351 wiedergegebenen Bilder zeigen, schreibt uns Dr. Konrad Beste: „Die Technik mit ihren herrischen Gesetzen verdammt den Film zu einer Art Unfreiheit, aus der er sich nur schwer zum eigentlichen Kunstwerk erheben kann. Noch immer ist es nicht das Wesentliche dieser jungen Kunst, die Intuitionen einer schöpferischen Phantasie restlos zu verwirklichen, als vielmehr umgekehrt, auf die Möglichkeiten und Gebote der Technik und des Materials einzugehen oder sich vor ihren Grenzen zu beugen. In jedem Fall liegt eine Diktatur des Technischen vor, die den Film in mehr als einer Hinsicht zum künstlerischen Aus-

Digitized by Google

drucksmittel einer mehr und mehr mechanisierten Zeit zu machen scheint. Was weiter die Läuterung des Films zum schöpferischen Kunstwerk erschwert, ist eine zweite Diktatur, der er untersteht: der Geschmack der vielen. Die Herstellung jedes Films ist notwendigerweise zunächst ein geschäftliches Unternehmen, in dem ein mehr oder weniger erhebliches Kapital investiert wird und das darum einer sorgfältigen Kalkulation, einer Prüfung auf Rentabilität hin unterworfen werden muß. Was aber wird kalkuliert? Der Geschmack und die Ansprüche eines breiten Publikums, dessen Zustrom allein die geschäftliche Initiative rechtfertigen wird. Dieses breite Publikum zu höheren Ansprüchen zu erziehen ist niemals auf dem Wege möglich, daß man das Spezifisch-Literarische, das Psychologisch-Verästelte der Leinwand aufzwingt. Das gibt ein Gemisch von Verderbtheit und Langeweile. Der Grund dafür ist, daß das Lichtspiel sich weniger an die „Seele" als an die Sinne wendet, an das Auge. — Einer der Wege also, die zur künstlerischen Kultur des Lichtspiels führen oder, was notwendig dasselbe ist, dem schöpferischen Willen einer Persönlichkeit ein Wirkungsfeld schaffen, ist es, die technischen Mittel des Films einer durchkomponierten Bildhaftigkeit dienstbar zu machen. Die künstlerische Photographie hat hier schon Beachtenswertes geleistet. Unsere Bilder zeigen den neuen, ernsthaften Versuch, die künstlerische Komposition, die durchgeistigte Auffassung von Körpern im Raum zu einem Zweck zu erheben, dem die Technik dienen muß. Das bedeutet einmal die feinere Einfühlung des Regisseurs, der häufig über den Geboten der Handlung das stille Ausruhen auf einer das Auge beruhigenden Bildhaftigkeit versäumt, es bedeutet seine vertiefte Anteilnahme am verborgenen Rhythmus der



Gedenksäule zu Ehren der Gefallenen des Sächs. 1. Leib-Grenadier-Rgts. Nr. 100
Von W. B. Lange, Dresden

Handlung, der sich nie durch literarisch erborgte Mittel unterstreichen läßt, sondern gerade durch Bilder, die hier und da im Ablauf des Spiels aufleuchten wie stille Inseln und durch die äußerste Verfeinerung ihrer Komposition eine durchgeistigte und doch sinnlich faßbare Interpretation des Lichtspiels geben. Auch der Photograph wird hier zu zeigen haben, wie weit er eine virtuos gehandhabte Technik in den Dienst jener künstlerischen Komposition zu stellen weiß. Unsere Bilder zeigen ein inniges Zusammenarbeiten von Photograph und Regisseur, sie haben gemeinsam eine Leistung aufzuweisen, die man als „Kunstwerk" bezeichnen darf. Diese Bilder zeigen, wo allein der Film seine „Seele" finden kann, im beseelten Bild, das durch meisterhafte Komposition und meisterhaft beherrschte Technik die geheimen Schwingungen eines gestaltenden Willens der Leinwand mitzuteilen weiß."

Aus einem weltfernen Gebiet, in dem die lichtempfindliche Platte vor neue Aufgaben gestellt wurde, gibt unser nächstes Bild eine kleine Probe: von dem Flug im Junkers-Flugzeug über die Arktis. Mit wertvollen Erfahrungen über die Verwendungsmöglichkeit des Flugzeuges in der Polarzone und mit einer reichen Ausbeute an photographischem und Filmmaterial von bisher noch völlig unbekannten arktischen Gebieten ist die Expedition wieder zurückgekehrt. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, vor die sich unsere Spitzbergenflieger gestellt sahen, und der Fernstehende, der die von der Pracht und Erhabenheit des Erlebten durchdrungene Schilderung des nördlichsten Fluges in sich aufnimmt, kann sich schwerlich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, die nur durch Tatwillen und Ausdauer aller Expeditionsteilnehmer überwunden werden konnten. —

Den Schluß unserer

Digitized by Google

Rundschau bildet eine heitere Erinnerung an die „gute alte Zeit", Doerbecks Illustration von Berliner Witzen. Das Blatt stammt aus den jungen Biedermeiertagen. Wer auf einem Berliner Spaziergang das Kupferstichkabinett aufsucht und sich dort eine der köstlichen Mappen vorlegen läßt, dem versinkt die Schiebergesellschaft der radebrechenden Ausländer und protzigen, unkultivierten Neureichen für ein Stündchen — und er gewinnt lachend seinen Humor wieder!

Filmaufnahmen künstlerischen Charakters von Hans Natge. Mit Erlaubnis der „Comedia"-Film-G. m. b. H.

Der Bildschmuck dieses Heftes beginnt mit dem Kunstblatt „Ernte" nach dem Gemälde von Walter Ditz. Der Münchener junge Meister hat als Zwanzigjähriger bei Carl von Marr zu malen angefangen, er hat bei dem Münchener Akademiedirektor auch unbedingt viel Positives gelernt. Aber sein innerlichstes Vorbild ward doch wohl Hans von Marées. — Heinrich Schütz, dessen „Hirsch im lichten Buchenbestand" die Freude aller Weidmänner er-

Bore- und Nansengletscher mit Gestriklandkette von Nordosten. 800 m
Flugzeugaufnahme von der Spitzbergen-Expedition der Junkers-Werke, Dessau

wecken dürfte, hat vor Jahr und Tag hier eine eingehende Würdigung gefunden. — Leo Putz hat ein reiches Stoffgebiet in knappsten Rahmen gedrängt, buntbewegt, voll festlicher Farbe. — Auf August Böchers ebenso farbenfestlichen „Gartentisch" sei noch besonders aufmerksam gemacht. — Von Prof. Hans Schwegerle zeigen

„Kann ick die Ehre haben?"
„Doch nicht ohne Handschuh?"
„Det schadt nischt, ick wasche mir hernach schonst widder."
Berliner Witze um 1830. Zeichnung von Franz Burchard Doerbeck

wir den wundervoll sprechenden, lebenden, deutschtrotzigen Lutherkopf. — Aus der Gedächtnis-Ausstellung für Hans Schüz, den im Alter von nur 39 Jahren der Kunst entrissenen Düsseldorfer Maler, bringen wir die „Hochzeit zu Kana". Sein Schaffen war noch tastend. Aber das Deutsche in ihm versprach eine spätere volle Reife. H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Dezemberheft zum Preise von 1,50 Goldmark.

Auslandspreis: 2,50 Schweizer Franken, für das übrige Ausland entsprechend.

Inhalt des Dezemberheftes:

	Seite
Die himmlische Wanderung. Novelle von Wilhelm Scharrelmann	353
Türkisches-Allzutürkisches. Erinnerungen von Rudolph Stratz	366
Weihnachten. Gedicht von Karl Bohm	368
Zur Geschichte der Frauenschönheit. Von Dr. P. Martell Mit 46 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Plastiken usw.	369
Herrn Imelmann's Krähe. Roman von Viktor v. Kohlenegg (Schluß)	385
Wunsch. Gedicht von Fritz Körbel	419
Zonenwechsel der Machtstaaten. Von Arthur Dix. Mit 4 Abbildungen	420
Gedichte von Erika v. Watzdorf-Bachoff, Martin Schiller, Frida Schanz, Charlotte Ball, Wilhelm Lungwitz	424
Wachhunde. Von Fritz Bley. Mit 8 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden usw.	425
Was sagt uns und zu welchem Ende entstand Schillers „Jungfrau von Orleans“. Von Walter v. Molo. Mit einer Abbildung	433

Digitized by Google

Seite
Die Braut. Gedicht von Manfred Hausmann 439
Willi Geiger Von Prof. Dr. Ernst Willy Bredt. Mit 15 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen und Radierungen des Künstlers 440
Der Jubilar. Novelle von Karl Rosner 450
Der Mann, der Blätter mäht — Gedicht von Johanna Zaeske 456
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 457
Illustrierte Rundschau: Maria Rosegger, die Mutter des Dichters — Weihnachtskrippe. Holzbildwerk von Ludwig Penz — Dachausbau — Kunstgewerbliche Arbeiten von Luise Pollitzer, München — Scherenschnitte von Fritz Schreiber, Bielefeld 461

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Heilige Nacht. Gemälde von Otto Pippel . . . . Titelbild
Bildnis. Gemälde von Robert F. K. Scholtz . . . . . 384—385
Die Familie Leibl beim Weihnachtsfest. Gemälde von Dr. h. c. Fritz Schider . . . 400—401
Miminger Gebirge mit Sonnenspitz. Gemälde von Willy ter Hell . . . . 456—457

Kunstbeilagen in Tondruck:

Stürmischer Regentag. Gemälde von Fritz Behrendt 360—361
Vor der Abfahrt. Gemälde von Otto D. Franz . . . . . 392—393
Das Glück. Gemälde von Theodor Baierle . . . . . 408—409
Der Rächer. Bildwerk von Ernst Barlach . . . . 416—417

* * *

Umschlagzeichnung und Buchschmuck von Prof. Heinrich Wieynck in Dresden.

Digitized by Google

Heilige Nacht. Gemälde von Otto Pippel

(Aus Brakls Kunsthaus, Berlin)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

38. Jahrg. / Dezember 1923 / 4. Heft

Die himmlische Wanderung

Von Wilhelm Scharrelmann

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in einer der engsten und winkeligsten Gassen der alten Hansestadt Bremen ein armer Scherenschleifer, namens Alecke Brand.

„Alecke hat mal wieder schief geladen!" sagten die Nachbarn, wenn sie sahen, daß Alecke betrunken war, und das war er meistens, wenn er mit seinem Karren nach Hause und die Gasse heraufgesteuert kam, und „Alecke-Kalecke!" schrien die Jungen, wenn ihm die alte Mütze aus Hasenfell, die er sommer- und wintertags trug, dabei über das Ohr rutschte und der kahle Schädel darunter zum Vorschein kam wie eine Pellkartoffel unter ihrer Schale. Denn so alt Alecke auch geworden war — den Branntwein hatte er sich immer noch nicht abgewöhnt, so viel böse Erfahrungen er auch schon mit ihm gemacht hatte. Aber wenn einer so arm ist wie eine Kirchenmaus und nichts hat, woran er sich erfreuen kann, und seine alten Tage so einsam dahinleben muß wie Alecke, so ist es wohl nicht so leicht, weder Glas noch Flasche mehr anzurühren, besonders, wenn einem das Leben so arg mitgespielt hat wie Alecke Brand, und einen Tag und Nacht die Erinnerungen quälen, daß man keine Ruhe hat vor ihnen und die Freude darüber ein so seltener Gast im Hause geworden ist, wie eine satte Mahlzeit. Denn es war Alecke nicht immer so schlecht ergangen wie nun in seinen alten Tagen. Aber das Leben ist ein Würfelspiel, und wenn es den einen nach oben bringt, so bringt es den anderen nach unten, und Alecke war unten, *ganz* unten, daran war kein Zweifel. Es ging einfach nicht tiefer mit ihm. Und wenn jemand erst einmal so weit auf der Leiter des Glücks hinabgerutscht ist, wie es Alecke war, so ist es mit dem Wiederhinaufkommen eine verteufelt schwierige Sache. Und das war vor vierhundert Jahren nicht viel anders als heute, ja, vielleicht war es damals noch ein ganzes Stück schwerer — wie es denn zu allen Zeiten für einen armen Teufel nicht gerade leicht gewesen ist, sich durchs Leben zu schlagen.

Das Wertvollste, was Alecke in seiner Armut besaß, war der alte Scherenschleiferkarren, mit dem er in die umliegenden Dörfer hinauszog, um dort vor den Türen sein Brot zu verdienen. Denn das kleine, halbverfallene und düstere Haus, das er bewohnte, hatte man ihm längst genommen, und der neue Besitzer ließ ihn nur aus Gnade und Barmherzigkeit seine alten Tage darin beschließen. Böse Zungen behaupteten freilich, daß der Gewandschneider Laves, dem das Haus zugeschlagen worden war, nur aus der Not eine Tugend mache, wenn er Alecke darin weiterhausen lasse. Aber dem sei, wie ihm wolle. Denn dem Armen kann es schließlich einerlei sein, ob die Barmherzigkeit, die man ihm erweist, aus einem guten Herzen kommt oder aus der Verstellung.

Alecke pflegte freilich über solche Dinge keine Betrachtungen anzustellen, wie er sich denn des Nachdenkens über die Wunderlichkeiten dieses Lebens überhaupt nach Kräften enthielt und sich lieber mit der Flasche den Kopf erhitzte als mit unnützen Gedanken. Aber schließlich vermag keiner auf die Dauer sich selber ein Schnippchen zu schlagen, und auch der Branntwein ist dem Armen nur ein schlechter Tröster, wenn ihm das Herz

vor Einsamkeit brennt. Und die Einsamkeit war es, die Alecke das Leben schwer machte, schwerer noch als seine Armut, denn das Unglück, das damals mit seiner Tochter über ihn gekommen war, hätte vielleicht auch einen Stärkeren umgeworfen, und wenn nun auch sieben Jahre darüber vergangen waren, daß man seine Margret drüben im Schatten von Sankt Ansgarii in die kühle Kirchhofserde gesenkt hatte — Untat blieb Untat und schrie nach Sühne, und es war eigentlich nicht zu verwundern, daß Alecke nach der Mordnacht der Verstand ein wenig durcheinander geraten war, wie die Leute behaupteten. Denn wenn die Margret durch eine Krankheit oder Seuche wäre dahingerafft — Gott schickte vielerlei Leid, und manches junge Leben fand einen frühen Tod. Aber zu denken, daß die Margret in der Unschuld ihrer jungen Jahre durch die Hand eines Mordbuben hatte sterben müssen — das war ein Kapitel, über das nicht so leicht hinwegzukommen war.

An einem trüben Wintermorgen war es gewesen, als man sie ihm unvermutet in der Frühe ins Haus getragen hatte, und wenn er daran zurückdachte, sah er noch heute jede Einzelheit: wie sie so bleich und unbegreiflich still vor ihm gelegen und nicht einmal geseufzt hatte, als die jammernden Nachbarinnen ihr das blutdurchtränkte Mieder lösten. Monatelang war der Fleck, den das herabsickernde Blut auf den Dielen seiner kleinen Stube hervorgerufen, dort zu sehen gewesen, und kein Scheuern hatte helfen wollen, ihn völlig zu entfernen. Aber das lag daran, daß man des Mörders nicht habhaft geworden und die Untat ungesühnt geblieben war. Wohl hatte der Rat seine Häscher nach ihm ausgeschickt, aber sie waren unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt und hatten nicht einmal eine Spur des Entflohenen gefunden.

Am schlimmsten war es, wenn die langen Winterabende kamen und der Mond so hell in den Gassen stand, daß Alecke in seiner niedrigen Stube jede Einzelheit zu erkennen vermochte. Dann war ihm zuweilen, als sähe er die Tote wie zu ihren Lebzeiten in die Tür treten, die schloßweißen Hände auf das durchstoßene Herz gepreßt, daß Alecke ein Schauder nach dem andern den Rücken heraufstieg und er erst nach einem herzhaften Trunk aus seiner Flasche seine Ruhe wiederfand.

Nun ereignete es sich an einem Winterabende nicht lange vor Weihnachten, daß Alecke auf der Heimfahrt von einem Dorfe von einem so heftigen Schneegestöber überrascht wurde, daß der Alte zuletzt elend im Schnee stecken blieb. Da er in der einsamen Gegend keine Hilfe erwarten konnte und keine Möglichkeit sah, seinen Karren durch den tiefen Schnee nach Hause zu bringen, entschloß er sich, ihn in ein nahes Weidengebüsch zu schieben und dort einstweilen stehen zu lassen, wobei er damit rechnete, daß Wind und Schnee die Spur bald genug verwehen würden und ihm bis zum Eintritt besseren Wetters sowieso niemand sein Eigentum nehmen werde. Als er sich danach von neuem auf den Heimweg machte, glaubte er sich den Weg ein wenig kürzen zu können, wenn er die Landstraße verlasse und aufs Geratewohl über die Felder ginge, merkte aber nach einiger Zeit, daß er, trotzdem er die Gegend seit seiner Jugend kannte, aus der Richtung gekommen und sich in dem Gewimmel der Flocken, die ihm die Augen blendeten und jede Aussicht nahmen, verirrt haben mußte. Er versuchte daher, auf die Landstraße zurückzugelangen, aber je länger er ging, desto unbekannter erschien ihm die Gegend, trotzdem das Schneien nunmehr aufgehört hatte. Müde und nahezu erschöpft, wollte er sich eben zu einem gefährlichen Ruhelager in den Schnee sinken lassen, als er in dem hellen Mondschein, der sich jetzt wieder über die Gegend legte, einen Menschen auf sich zukommen sah, in dem er zu seinem Erstaunen ein Mädchen oder eine junge Frau zu erkennen glaubte.

„Halloh!“ schrie Alecke und schwang seine Arme, um sich bemerkbar zu machen. „Wohin wollt Ihr?“

„Zu Euch, Alecke Brand!“ antwortete die Unbekannte so ruhig und gelassen, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt. „Sah ich nicht, wie Ihr Euch verirrtet? Darum bin ich Euch nachgegangen, daß ich Euch auf den Weg zurückbrächte.“

Alecke traute seinen Ohren nicht. Was? Die Fremde kannte ihn und war ihm nachgegangen, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen?

„Es ist wahr,“ stotterte er, „ich muß ein wenig aus der Richtung gekommen sein. Aber der verteufelte Schnee macht einem in dieser Nacht alle Dinge fremd und wunderlich.“

„Kommt nur mit mir,“ erwiderte die Unbekannte. „Ich weiß hier in der Gegend Bescheid, und da Ihr zur Stadt wollt, haben wir beide den gleichen Weg.“

Darüber verwunderte sich Alecke noch mehr.

Wer um alles in der Welt mochte die Fremde sein? Neugierig spähte er, ob er nicht eine Linie ihres Gesichts zu erkennen vermöchte. Aber die Kapuze, welche die

Digitized by Google

Fremde nach Art der Beghinen trug, beschattete ihr Gesicht so, daß er nichts davon zu sehen vermochte, so viel Mühe er sich auch gab.

„Wollt Ihr mir nicht sagen, wie Ihr heißt?“ fragte er nach einer Weile. „Ich meine hier in der Gegend jedes Haus zu kennen, aber ich kann mich nicht besinnen, daß Ihr mir schon einmal begegnet wärt?“

„Margret heiße ich,“ antwortete die Unbekannte leise auf seine Frage und wendete ihr Gesicht vor seinem forschenden Blick wie unabsichtlich zur Seite.

„Margret?“ wiederholte Alecke. „So hat meine Tochter auch geheißen, und jedesmal, wenn ich den Namen wiederhöre —, aber es hat keinen Zweck, von solchen Geschichten anzufangen,“ unterbrach er sich und verstummte.

„Geht es Euch seit langem so elend wie heute?“ nahm die Unbekannte das Gespräch wieder auf, als Alecke, in seine Gedanken versunken, eine Weile stumm neben ihr dahin geschritten war. „Ich fürchte, Ihr habt heute den ganzen Tag noch nichts gegessen?“

„Das ist wahr,“ bestätigte Alecke ein wenig betroffen, „und das Fasten an einem Wintertage ist ein besonders hartes Stück. Aber was wollt Ihr?“ fuhr er fort. „Ich bin nicht ganz weit herumgekommen heute und habe, um die Wahrheit zu sagen, nicht einen einzigen Groten verdient. Der Schnee, wißt Ihr, macht einem das Fahren mit dem Karren nicht gerade leichter. Dazu ist heute ein besonders schwerer Tag für mich ... Aber das versteht Ihr nicht, und es hat keinen Zweck, daß ich mit Euch darüber rede und Euch sage, daß ich mir für meine letzten paar Grote ein wenig Branntwein in meine Flasche gekauft habe, — ihr müßtet denn ein Mannsbild sein und kein Frauenzimmer.“

„Und wenn Ihr nun heimkommt, habt Ihr kein Stück Brot im Hause, nicht wahr?“

„Ein kleiner Rest muß noch in der Lade liegen,“ antwortete Alecke kleinlaut. „Aber das schlimmste ist, daß ich meinen Karren vorhin zurücklassen mußte und nun auch die nächsten Tage nichts verdienen kann, wenn wir nicht bald Tauwetter bekommen.“

„Ich sah, wie Ihr ihn in das Weidengebüsch schobt, weil Ihr nicht mehr mit ihm von der Stelle kamt und Euch die Glieder von der Anstrengung zitterten,“ bestätigte die Unbekannte. „Denn Ihr müßt nicht denken, daß ich Euch schelten will, weil Ihr Euer letztes Geld um ein paar Schluck Branntwein ausgegeben habt — weiß ich doch, daß Ihr an diesem Abend im Jahre ganz besonders niedergeschlagen seid und häufiger nach der Flasche greift, als Ihr solltet.“

„Sieh mal an! Nun, dann müßt Ihr mehr wissen, als andere Menschen!“

Er sagte das ein wenig grob heraus, vermochte aber doch nicht ärgerlich zu werden, wie es zu anderer Zeit sicher geschehen wäre. Ihm schien vielmehr eine so wunderbare Ruhe und eine so lichte, stille Güte von der Fremden auszugehen, daß ihm, je länger er neben ihr dahinschritt, das Herz nur immer leichter wurde und er eine Befreiung empfand, als wäre ihm nach all dem Ungemach, das ihn heute betroffen, ein außerordentliches Glück begegnet. Am wunderbarsten aber war es, daß ihn auch alle Erschöpfung verlassen hatte und das Gehen in dem weichen Schnee ihn so wenig anstrengte, als hätte er eine feste Straße unter seinen Sohlen. Der Fuß der Fremden aber schien den Schnee nur so leicht zu berühren, daß sie kaum eine Spur darin zurückließ. Fast sah es aus, als schwebe sie neben ihm über die Erde hin.

Plötzlich hielt Alecke mit einem Ruck im Gehen inne.

„Wohin steuert Ihr?“ rief er belustigt. „Ist es nicht der Fluß, der vor uns liegt? Da wären wir ja beinahe miteinander ins Verderben gelaufen.“

Aber die Fremde winkte ihm mit einer so gelassenen Bewegung ihrer weißen Hand, als wäre es der sicherste Weg, der vor ihnen läge. „Seht Ihr nicht, daß der Fluß zum Stehen gekommen ist?“ fragte sie.

„Um Gotteswillen!“ sagte Alecke, „das kenne ich nun doch besser als Ihr. Es friert ja erst seit ein paar Tagen, und wenn die Schollen jetzt auch stehen, so halten sie darum noch lange nicht. Seht, wie recht ich habe! Da ist ja noch ein großes Loch im Eise.“

„Gerade dahin wollte ich Euch führen,“ beharrte die Unbekannte, ohne sich beirren zu lassen. „Sagtet Ihr nicht, daß Ihr kaum noch ein Stück Brot im Hause habt und vielleicht die nächsten Tage hungern müßtet?“

„Was wollt Ihr?“ fragte Alecke erstaunt, als er seine Begleiterin über das Eis auf die offene Wasserstelle zuschreiten sah.

„Kommt nur ruhig,“ klang ihre Antwort zu ihm zurück, „es stehen so viele Fische hier, daß Ihr Euch nur zu bücken und ins Wasser zu greifen braucht!“

Aber Alecke getraute sich nicht, das Eis des Flusses zu betreten, der mit seinen schneebedeckten Schollen so schweigend und merkwürdig verändert vor ihm lag, daß ihn ein heimliches Grauen ankam. War es nicht sträflicher Leichtsinn, die dünnüberfrorene Fläche zu betreten? Und doch lockte ihn die Aussicht, eine Mahlzeit Fische mit nach Hause nehmen zu können, so sehr, daß er

Digitized by Google

zwischen Furcht und Verlangen nicht recht wußte, was er tun sollte.

Zögernd wagte er es zuletzt, ein paar Schritte vom Ufer auf das Eis hinauszugehen, und als nicht einmal ein Knacken unter seinen Füßen sich hören ließ und das Eis ihn so sicher trug, als stände er noch auf festem Boden, kam er langsam der Unbekannten nach, und als er nun, in das Loch im Eise blickend, eine dichtgedrängte Schar großer Fische in dem mondbeschienenen Wasser stehen sah und er nur niederzuknien brauchte, um so viel er nur tragen wollte, aus dem leise strudelnden Wasser zu nehmen — wußte er nicht, was er vor Freude und Überraschung tun noch sagen sollte.

„Wahrlich, Euch muß der Himmel zu mir geführt haben!" sprach er, als er die Fische in sein Sacktuch knotete und sich vom Eise wieder erhob. „So wie Ihr ist noch kein Mensch zu mir gewesen!"

„Auch Eure Tochter Margret nicht?" fragte die Unbekannte leise.

„Das ist wahr!" bestätigte Alecke. „Sie hätte für mich gehungert, wenn es hätte sein müssen, und noch das letzte für mich getan. Von Ihr müßte ich Euch erzählen! Da wäre vieles, was zu sagen wäre, wirklich! Aber seht, sie ist heute auf den Tag sieben Jahre tot, und man macht sich nur das Herz schwer, wenn man an einem solchen Tage von derartigen Dingen anfängt zu reden. Denn wenn ich es recht überlege, habe ich sie nicht immer so behandelt, wie ein Vater sein Kind behandeln soll."

„Macht Euch darüber keine Gedanken," antwortete die Fremde. „Denn selbst, wenn es wahr wäre, was Ihr sagt, bin ich gewiß, daß sie Euch, nun sie in der Seligkeit ist, nichts mehr nachträgt."

„Meint Ihr das?" rief Alecke. „Möglich wäre es schon, denn sie hatte immer ein kindliches und reines Herz, und ich bin gewiß, wenn sie sähe, wie ich durch ihren Tod gestraft worden bin, sie trüge mir nichts mehr nach."

„Nein, sorgt Euch nicht darum," bat die Fremde.

Alecke war es unter diesen Worten leichter und fröhlicher ums Herz geworden als je. Er schritt mit einer solchen Leichtigkeit neben der Fremden her, als hätte er nicht den ganzen Tag ohne einen Löffel Suppe bei Schnee und Kälte vor den Türen der Häuser gestanden und seinen Karren geschoben.

„Habe ich vorhin recht gehört, daß Ihr zur Stadt wolltet?" fragte Alecke nach einer Weile. „Sonst will ich Euch nicht länger bemühen, denn nun ich den Fluß zur Seite habe, kann ich den Weg nicht mehr verfehlen."

„Ja, ich habe den gleichen Weg wie Ihr," antwortete die Fremde, „und wenn es Euch nicht allzu unbequem ist, möchte ich Euch bitten, mir für die Nacht ein Plätzchen in Eurem Hause zu gönnen."

„Von Herzen gern," erwiderte Alecke. „Es wird nur schwer halten, in die Stadt zu kommen," setzte er kleinlaut hinzu. „Ich habe nämlich keinen Pfennig mehr in der Tasche, und ohne das Torgeld lassen die Wächter nun mal keinen hinein."

„Sorgt Euch nicht," sprach die Unbekannte. „Wir werden schon einen Torpfennig finden."

„Finden?" rief Alecke verwundert. „Ich glaube alles, was Ihr sagt — aber bei dem frisch gefallenen Schnee und noch dazu im Mondschein einen Pfennig finden — das ist unmöglich, rein unmöglich!"

Als sie aber eine Weile gegangen waren, begegnete ihnen eine alte Frau, die zum Besuch ihrer Verwandten in der Stadt gewesen und nun auf dem Heimwege war.

„Verkauft ihr einen Eurer Fische," sprach die Unbekannte zu Alecke, „so haben wir das Torgeld. Euch bleiben darum noch genug."

„Wenn Ihr es so meintet," lachte Alecke, „so sollt Ihr recht behalten!" tat wie ihm geheißen war und bekam zwei Schwaren für den Fisch.

„Genau so viel, wie wir brauchen," sagte er fröhlich, als er mit dem Gelde zu der Fremden zurückkam.

Als sie nun die Stadt erreicht, ihren Torpfennig bezahlt hatten und durch die menschenleeren Gassen nach Aleckes Hause gingen, bedrückte es den Alten, daß er die Fremde in ein so ärmliches Gelaß führen sollte, wie es seine Wohnung war, und er sagte es ihr.

„Wofür haltet Ihr mich?" tröstete ihn die Fremde. „Seht, ich habe eine schwerere Jugend hinter mir, als Ihr vielleicht meint, und bin es längst gewohnt, mich zu schicken. Aber nun wollen wir zunächst ein Abendbrot rüsten," setzte sie hinzu, als sie mit Alecke auf die kleine, verräucherte Diele des Hauses getreten war. „Ihr werdet hungrig sein."

„Das ist wahr," bestätigte Alecke, „und einen Fisch zum Abendbrot habe ich lange nicht mehr gehabt und freue mich nicht wenig darauf. Warum legt Ihr aber Eure Kopfhaube nicht ab?"

„Es ist mir bequemer so," antwortete die Fremde ausweichend und machte sich daran, auf dem kalten Herde ein Feuer anzulegen.

„Gott behüte!" rief Alecke. „Eure feinen weißen Hände! Laßt mich das tun!"

Aber die Fremde hatte bereits die Glut angeblasen, die vom Morgen her noch unter

Digitized by Google

der Asche lag, füllte schon Wasser in den Kessel, hing ihn an den Feuerhaken über dem Herde auf und tat das alles so schnell und gewandt, daß Alecke von einem Erstaunen ins andere geriet.

„Das ist ja, als wenn Ihr seit langem in meinem Hause aus- und eingegangen wäret," sprach er. „Seht doch, nun wißt Ihr sogar, wo ich das Salz aufbewahre! Aber dafür will ich nun die Fische zurechtmachen. Darauf verstehe ich mich!"

Die Unbekannte lächelte, griff nach einem Paar halbzerbrochener irdener Teller, die in einem Holzgestell an der Wand steckten, setzte sie auf den Tisch, der neben dem Herde auf der Diele stand und an dem Alecke zu essen pflegte, rückte im Vorübergehen den alten, mit Rusch beflochtenen Stuhl an den Tisch und wollte soeben selber auf einem kleinen Schemel im Winkel neben dem Herde Platz nehmen, als Alecke mit einem: „Bewahre! Wenn ich auch nur ein armer Scherenschleifer bin, so weiß ich doch, was sich gehört!" dazwischentrat. „Nehmt Ihr den Stuhl und laßt mir den Schemel!"

Sie wollte aber nicht nachgeben und bestand darauf, daß Alecke den Stuhl behalte, wie es seine Gewohnheit war. Dabei kam es, daß ihr die Haube ein wenig zur Seite glitt, und Alecke sah, wie schön ihr Haar war. Goldblond war es und so voll und üppig, daß es, wenn sie die Haube abnahm, wie eine lichte Krone auf ihrem Haupte liegen mußte.

„Seht doch, genau solches Haar hat auch meine Tochter gehabt!" rief Alecke überrascht und war ganz glücklich über die Entdeckung, die er gemacht hatte.

„Wirklich?" fragte die Fremde und rückte hastig ihre Haube wieder zurecht.

Wie aber nun die Flamme auf dem Herde heller aufflackerte und der Schein des Feuers alle Gegenstände deutlicher erkennen ließ, sah Alecke zu seinem Erstaunen, daß die Fremde auch einen Goldreif an ihrem Finger trug, so schmal und dünn, wie ihn seine Margret getragen und mit ins Grab bekommen hatte.

‚Das ist doch sonderbar!' dachte er, mochte aber nicht sagen, was ihn so verwunderte, starrte nur wie gebannt auf die feine, weiße Hand, an der der schmale Reif glänzte, und hüstelte verlegen und verwirrt, als die Fremde seinen Blick bemerkte.

„Es ist der Ring, nicht wahr?" fragte sie.

„O nein," stotterte Alecke. „Warum solltet Ihr keinen Ring tragen, Jungfer?"

Als die Fische nun gesotten waren und Alecke den Brotrest, den er noch besaß, zerteilt hatte, setzte er sich begierig zu Tisch und meinte, in seinem Leben nicht so gut gegessen zu haben, trotzdem die Unbekannte zu seinem Befremden sich auch nicht zu einem einzigen Bissen nötigen ließ.

‚Warum sie nur auch jetzt ihre Haube noch nicht abnimmt?' dachte er ein wenig verärgert. ‚Wie kann man bloß aus seinem Gesicht ein solches Geheimnis machen!'

Da aber die Jungfer keine Miene machte, seinem Wunsche zu willfahren, ihr Gesicht vielmehr so tief über den Tisch neigte, daß Alecke nicht einen einzigen Zug darin zu erkennen vermochte, meinte er bei sich, daß es vielleicht den Beghinen verboten sei, in einem fremden Hause ohne Haube umherzugehen.

‚Aber bin ich nicht ein alter Mann?' dachte er. ‚Da brauchte sie wirklich nicht so ängstlich zu sein.'

Die Spannung in ihm wuchs aber mit jeder Minute, und zuletzt konnte er sich nicht mehr halten und sagte geradeheraus: „Wollt Ihr nicht wenigstens für einen Augenblick Eure Haube abnehmen, Jungfer, damit ich endlich gewahr werde, wie Ihr ausschaut? Wenn es Euch aber verboten ist, so verzeiht mir die Bitte."

„Laßt es mich lieber nicht tun," klang es in sanfter Abwehr zurück. „Was kann es viel nützen?"

„Nun," antwortete Alecke, „Ihr habt das gleiche Haar, wie es meine Tochter bei ihren Lebzeiten hatte, habt auch eine ähnliche Gestalt wie sie, und wenn ich recht hinsehe, meine ich sogar, Ihr hättet dieselbe Hand, wie meine Margret sie hatte, nur daß sie nicht so fein und weiß war, wie die Eure. Darum werde ich nun den Gedanken nicht los, Ihr müßtet auch ähnlich ausschauen wie sie. Ich weiß wohl, daß es eine Torheit ist, aber ich hab's nun mal heut abend mit der Margret ... Wenn ich nun sehe, wie Ihr in Wirklichkeit ausschaut, komme ich vielleicht auf andere Gedanken."

„Warum tragt Ihr noch immer so schwer daran? Ist es nicht ein Unrecht von Euch?" fragte die Unbekannte leise zurück, ohne auf Aleckes Worte einzugehen.

„Ein Unrecht?" wiederholte Alecke verwundert.

„Geschieht auch etwas ohne Gottes Willen? Ich meine, Ihr solltet das wissen, Alecke Brand."

Aber das war das rechte Wort, Alecke in Fahrt zu bringen.

„Ist es zu glauben?" fuhr er auf. „Aber das sagt Ihr, weil Ihr von der Geschichte, wie sie sich zugetragen hat, keine Ahnung habt, Jungfer! War es vielleicht Gottes Wille, daß ihr eigener Liebster ihr das Messer ins Herz gestoßen hat? Kann man glauben,

Digitized by Google

daß das Gottes Wille war, he? Dann ist es wohl auch Gottes Wille, daß man den Mörder nicht ergriffen hat und seine Tat ungesühnt geblieben ist bis auf diesen Tag!"

Alecke war kaum wiederzuerkennen, wie er das sagte. Er schüttelte die geballten Hände und ließ dann seinen Kopf in ohnmächtigem Schmerz und Zorn auf den Tisch niedersinken.

„Warum antwortet Ihr nicht?" fragte er, als auf seine Worte keine Entgegnung kam. „Sagt doch selbst, ob man da noch glauben kann, daß Gott gerecht ist?"

„Ihr wißt selbst, daß Ihr das nicht sagen solltet, Alecke Brand."

„Doch! Ich sage es!" wiederholte Alecke trotzig. „Ist es vielleicht recht, daß ich auf meine alten Tage mein einziges Kind habe dahingeben müssen und nun nicht eine einzige Seele habe, die sich meiner annimmt? Seht," fuhr er fort, „wenn ich mit meinen Gedanken über das Kapitel komme, wird mir das Blut in den Adern zu Galle! Bin ich nicht immer zufrieden gewesen, wenn ich auch Zeit meines Lebens ein armer Schlucker gewesen bin? Armut und Spott habe ich mir genug gefallen lassen. Soll ich nun auch noch ja dazu sagen lernen, daß man mir das letzte genommen hat, was ich besaß?"

„Nicht doch, Alecke Brand," klang es unter einem leisen Beben der Stimme zu ihm zurück. „Aber Ihr solltet nicht urteilen, ehe Ihr wißt, wie sich die Dinge zugetragen haben. Denn es ist alles ganz anders gewesen, als Ihr meint."

„Was?" entgegnete Alecke höhnisch. „Wißt Ihr auch das vielleicht wieder besser als ich?"

„Vielleicht," antwortete die Unbekannte leise. „Wenn es nun die eigene Schuld Eurer Tochter gewesen wäre, als ihr in jener unglücklichen Nacht ihr Liebster das Messer ins Herz stieß?"

„Das — das wollt Ihr mir sagen?" antwortete Alecke und fühlte sein Herz stocken. Denn so jäh er hatte aufbegehren wollen, hatte ihn unvermutet ein Blick aus den Augen der Unbekannten getroffen und er hatte zum erstenmal ihr Angesicht erblickt, als sie es in einer jähen Wendung zu ihm emporgehoben. Es war nur ein einziger Augenblick gewesen, aber Alecke war von dem Anblick so betroffen, daß er nicht wußte, was er sagen noch denken sollte. War es nicht gewesen, als wenn ihn das Angesicht seiner eigenen Tochter angeblickt hätte, rührend schön und wie verklärt?

„Wer — wer seid Ihr, daß Ihr von Dingen redet, die niemand wissen kann?" stammelte er.

„Seht," sagte die Fremde, wieder von ihm weg in das offene Feuer des Herdes blickend, „wenn Ihr wüßtet, was in jener Nacht in Wahrheit geschehen ist, so würdet Ihr nicht so reden, und wenn ich Euch sage, daß ich die einzige bin, die Euch Auskunft darüber geben kann, so kann ich wohl verstehen, daß Ihr zunächst den Kopf dazu schütteln werdet."

„Was sagt Ihr da?" rief Alecke mit bebender Stimme, durch den Blick, den er in das Angesicht der Fremden getan hatte, mit einem Erschauern erfüllt, daß ihm das Herz stockte.

„Wohl kann ich Euch nicht alles sagen, was zu sagen wäre — aber Ihr werdet verstehen, warum ich es nicht kann."

„So haltet Ihr es mit dem Mörder?" sagte Alecke.

„Ein wenig," antwortete die Fremde und so leise, daß ihre Worte fast nicht zu vernehmen waren, fuhr aber dann mit klarerer Stimme fort: „Denn trotz seiner Tat ist er unschuldiger, als Ihr glaubt, galt doch der tödliche Stoß, mit dem er Eure Tochter traf, nicht ihr."

„Wem denn?" fragte Alecke und erbebte von neuem unter dem Blick der Fremden.

„Eurem Nachbar galt er. Sagtet Ihr nicht, daß er Euer Haus gekauft hat, als Ihr in Schulden gerietet? Und nur weil er wußte, daß Ihr Eure Tochter durch seine Schuld verloren habt, ließ er Euch bis heute unbehelligt darin wohnen und macht sich einen Namen damit vor den Leuten. Aber daß er zu Euch gekommen wäre und hätte gesagt: Laßt mich Eure Tage ein wenig leichter machen, Alecke Brand, denn um meinetwillen ist Eure Tochter gestorben — seht, soweit hat er der Wahrheit nicht die Ehre gegeben."

„Was sagt Ihr?" rief Alecke und sprang auf. „So wäre Laves der Mörder?"

„Nicht doch," entgegnete die Unbekannte ruhig, „aber er hat den Liebsten Eurer Tochter so lange gereizt, bis ihm das aufbrausende Blut die Besinnung nahm und er zum Messer griff. Aber der Stoß seiner Hand galt Laves, nicht Eurer Margret, und nur weil sie sich zwischen die Streitenden warf, fuhr ihr statt seiner das Messer ins Herz."

„Das verstehe, wer will," sagte Alecke. „Auch begreife ich nicht, woher ihr das alles wißt?"

„War ich denn nicht dabei und geschah nicht alles um meinetwillen?"

„Wie?" fragte Alecke und fühlte ein Grauen in sich aufsteigen, das ihm den Atem stocken ließ.

Da nahm die Unbekannte mit einer unvermuteten Bewegung die Haube von ihrem

Digitized by Google

Angesicht, daß der Schein der Herdflamme ihre Züge erkennen ließ, sank Alecke zu Füßen und rief: „Erkennt Ihr mich denn nicht? Ich bin Margret, Eure Tochter, und durch die himmlische Gnade für diesen Tag auf die Erde zurückgekehrt, daß ich nach meinem Wunsche wieder gut zu machen versuche, was ich an Schuld mit mir in die Ewigkeit nahm!"

Alecke starrte auf die bittend zu ihm emporgehobenen Hände, die lilienhaft und zart wie Kinderhände waren, und auf den lichten, nun wieder in Demut gesenkten Scheitel der Fremden wie auf eine Erscheinung. Denn so nahe ihn auch Wort und Berührung der Fremden dünkten, so empfand er doch alles als sonderbar fern und die Knieende zu seinen Füßen von einem so merkwürdigen, unnahbaren Wesen erfüllt, daß ihm wirklich einen Augenblick lang zumute war, als wäre einer der seligen Engel Gottes in seine Stube getreten.

‚Wache ich oder träume ich?' fragte er sich, während sich seine Augen mit Tränen füllten und er mit den Lidern blinzeln mußte, um klarer sehen zu können.

Aber war es nicht ein Wesen aus Fleisch und Blut, das da vor ihm auf den Knien lag? Und so er auch das Antlitz seiner Tochter vor sich sah, wie er es in Erinnerung behalten hatte, und jeder Zug des blassen, von himmlischer Schönheit überglänzten Angesichts und jede Bewegung ihrer Hände mit der Erinnerung stimmte, die ihm von ihr geblieben war — war vielleicht schon einmal ein Toter aus der Nacht des Grabes wieder in dieses Leben zurückgekehrt, und war er mit seinen bald siebzig Jahren noch so töricht, daß er hätte glauben sollen, seine Margret je wieder in die Arme schließen zu können? Niemand anders als der leibhaftige Gottseibeiuns konnte dabei seine Hand im Spiele haben!

„Weg mit Euch!" schrie er im nächsten Augenblick und stieß die Fremde von sich.

Wie Schuppen fiel es ihm jetzt von den Augen. Daher der wunderbare Fischfang, im Eisloch der Weser, das geheimnisvolle Tun und die das Gesicht bis zu diesem Augenblick verdeckende Haube! O, daß er nicht gleich gemerkt hatte, was für eine Gesellschaft er da mit sich ins Haus gebracht hatte!

‚Alle guten Geister!' betete er und faltete bebend seine welken Hände, traute aber seinen Augen nicht, als die Fremde, statt nun in Rauch und Schwefel davonzufahren, wie er erwartet hatte, das schöne, bleiche Haupt auf den Sitz des Stuhles niedersinken ließ, von dem er sich eben erhoben hatte, und in ein Schluchzen ausbrach, daß dem armen Alecke das Herz darüber stillstehen wollte.

Aber die Macht der Hölle war groß, und der Teufel scheute keine Listen, und wo er nicht mit Grobheit siegte, versuchte er es mit der Miene der Unschuld.

„Fort! Trollt Euch!" schrie Alecke und sprang an die Tür.

Da hob die Fremde ihr tränenüberströmtes Antlitz und sah ihn mit einem so todestraurigen Blicke an, daß Alecke die Hand am Riegel der Tür versagte.

„Es ist die Schuld, die ich auf mich geladen habe, und die mir nun mit Recht vergolten wird!" seufzte sie. „Weiß ich doch allzugut, daß ich nichts anderes um Euch verdient habe."

Alecke hörte die Worte, ohne ihren Sinn zu begreifen, und so sehr ihm auch der tiefe Seufzer, mit dem die Fremde gesprochen, das Herz zerschnitt — hier half nur Härte.

„Geht!" wiederholte er und zitterte in der Erregung des Augenblicks, daß er den Riegel der Tür nur mit Mühe zu heben vermochte. „Geht, woher Ihr gekommen seid, und so Euch friert, wärmt Euch an dem Feuer der Hölle, wo Ihr Eure Heimat habt!"

Als sich die Fremde darauf gehorsam mit einer Bewegung von unnennbarer Demut vom Boden erhob und mit auf das Herz gepreßten Händen auf die Tür zuschritt, stutzte Alecke doch, und seine Überzeugung, daß einer der höllischen Geister die Gestalt seiner Margret angenommen habe, um ihn zu berücken, geriet für einen Augenblick ins Wanken.

„Wenn wirklich kein Bote des Teufels oder der Leibhaftige selber in Euch steckt — sprecht, wer seid Ihr?"

„Sagte ich es Euch nicht?" klang es traurig und hoffnungslos zurück.

„Ha!" antwortete Alecke. „Ihr sagtet es wohl, aber ich glaube Euch nicht! Könnt Ihr vielleicht beweisen, daß ihr Margret seid, meine Tochter Margret?"

„Habe ich nicht mit Euch zu Tisch gesessen und Eure Mahlzeit bereitet, und haben nicht selbst die Jünger unseren Herrn erkannt, da er ihnen das Brot brach?"

„Das ist wahr," wehrte sich Alecke, „aber ein Beweis ist es nicht, und selber gegessen habt Ihr nicht einen einzigen Brocken Brot."

„Soll ich Euch von meiner Mutter erzählen oder Euch an die Stelle führen, wo sie begraben liegt? Oder soll ich Euch das Lied singen, das ich früher oft mit ihr beim Spinnen sang, wenn wir zusammen am Feuer saßen?

Wer bist du, holdes Mädchen,
Wer ist dein Vater, sprich?"

„Haltet ein!“ stieß Alecke mit heiserer Stimme heraus. „Es ist wahr, das Lied hat meine Margret oft gesungen. Aber was beweist das? Und das Grab ihrer Mutter könnt Ihr ganz gut beim Totengräber erfahren haben. Wenn Ihr keinen anderen Beweis habt —.“

„Ich habe keinen anderen,“ antwortete die Fremde, bedeckte sich wieder mit ihrer Haube und sagte: „So lebt denn wohl und gebe Euch Gott Eure Ruhe zurück!“

Damit trat sie an Alecke vorbei wieder in die Nacht hinaus, die dunkel und still in den engen Gassen stand, und war wenige Augenblicke später in der Dunkelheit verschwunden, als habe der Wind, der die Gasse durchfuhr, ihre Gestalt ausgelöscht wie ein Licht.

Alecke aber stieß den Riegel wieder vor die Tür und sank zitternd auf seinen Stuhl neben dem Herde nieder, und dort saß er noch, als der Morgen graute.

❧ ❧ ❧

In derselben Nacht hörte die Vorsteherin im Hause der Beghinen, als sie nach ihrer Gewohnheit vor dem Schlafengehen noch einmal alle Räume des Hauses durchschritt, ein leises Pochen an dem längst verriegelten Haustor.

Verwundert, daß so spät in der Nacht noch jemand Einlaß begehre, meinte sie nicht anders, als daß eine der Schwestern ohne ihr Wissen über die Zeit ausgeblieben sei, und wurde darin noch bestärkt, als sie durch das Guckloch der Tür in dem hellen Mondschein eine weibliche Gestalt erblickte, die, nach Art der Beghinen mit einem weiten Gewande und einer Haube bekleidet, gesenkten Hauptes darauf wartete, daß man ihr öffne.

So stieß sie denn mit einigem Unwillen den Riegel zurück und wollte die Draußenstehende gerade mit einer Scheltrede empfangen, als sie merkte, daß sie sich getäuscht und keine ihrer Beghinen, sondern eine Fremde vor sich habe.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte die Fremde und hob ihre bleichen Hände vor die Brust.

„In Ewigkeit, Amen!“ vollendete die Domina, durch die sanfte und von Wohllaut erfüllte Stimme der Fremden und die Überraschung, die sie empfand, gleichermaßen verwundert. „Was wünscht Ihr, und wer seid Ihr?“

„Fragt mich nicht,“ klang es zu ihrem Erstaunen zurück. „Denn so ich es Euch sagte, würdet Ihr es mir doch nicht glauben. Gewährt mir aber um Christi Willen für diese Nacht ein Unterkommen in Eurem Hause, daß ich mich ein wenig ausruhen und stärken kann.“

In der Meinung, daß eine Pilgerin vornehmen Standes, die unerkannt bleiben wolle, in die Tür ihres Hauses getreten sei, bezwang die Domina, so schwer es ihr wurde, ihre Neugier, bat die Fremde, ihr zu folgen, und führte sie, mit ihrer kleinen Hornlampe voranleuchtend, über den Flur in das Zimmer, das den Beghinen während des Tages zum Aufenthalt diente.

„Verweilt Euch hier einen Augenblick,“ bat sie. „Denn es ist nicht so leicht, Euch unterzubringen, wie Ihr vielleicht meint, sind doch nur wenige Gastbetten in unserem Hause, und gerade in dieser Nacht ist nicht ein einziges davon frei. Ich will aber sehen, daß ich Rat für Euch schaffe.“

Da sie nun keinen anderen Ausweg wußte und der Fremden, wie sie sonst getan hätte, eine der harten Bänke im Saale als Nachtlager nicht zumuten mochte, ging sie vor die Tür der Jüngsten ihrer Beghinen, pochte und rief mit halblauter Stimme:

„Steht auf, Jungfer Sephira. Eine vornehme Pilgerin ist ins Haus gekommen, und es ist kein Bett da, daß sie sich ausruhen kann. Schlüpft darum zu Jungfer Barbara in die Kammer und schlaft in dieser Nacht bei ihr, Jungfer Sephira!“

‚Gott, wie ist die Jungfer schön!‘ dachte sie, als sie in den Saal zurückkehrte und in das bleiche Antlitz der Fremden blickte, die ihre Haube abgenommen hatte und auf einer der Bänke neben dem halb erloschenen Feuer saß.

„Kommt nur mit mir!“ sagte sie und winkte ihr, daß sie ihr folge. „Eine der Beghinen will Euch ihr Bett für die Nacht abtreten. Wundert Euch darum nicht, so Ihr die Kammer nicht ganz in Ordnung findet.“

„So will ich lieber hier auf einer der Bänke schlafen,“ sagte die Fremde, „als einer der Schwestern ihr Bett für die Nacht nehmen.“

„Da sei Gott vor,“ antwortete die Domina eifrig. „Ihr würdet mich aufrichtig betrüben. Kann Jungfer Sephira nicht für die eine Nacht bei einer ihrer Schwestern schlafen?“

„Sephira?“ fragte die Fremde, und der Domina schien, als wäre die Unbekannte bei Nennung des Namens unmerklich zusammengezuckt. „Wußte ich doch nicht, daß Sephira eine Beghine geworden ist?“

„Kennt Ihr sie?“ fragte die Domina verwundert.

„Wohl kaum,“ antwortete die Fremde, nun hastig nach ihrer Haube greifend. „Mag es doch viele Mädchen geben, die so heißen.“

Digitized by Google

Stürmischer Regentag. Gemälde von Fritz Behrendt
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Voranleuchtend führte die Domina sie nach diesen Worten über eine Stiege zu der Kammer, an die sie vorhin geklopft hatte, öffnete die Tür, ließ die Fremde eintreten und meinte nicht anders, als daß Sephira längst Bett und Kammer verlassen habe.

Diese aber, aus dem ersten Schlafe gestört, hatte die Worte, die ihr die Domina vorhin in Hast und Eile zugerufen hatte, nur wie im Traum vernommen und war darüber längst wieder eingeschlummert, als sie nun, von neuem erwachend, eine Fremde im Mondschein vor ihrem Bette stehen sah.

Ein wenig ungehalten darüber, daß man sie nach so kurzem Schlummer aus Bett und Kammer vertrieb, gewann sie es nicht über sich, ein Wort des Willkomms zu sagen und sprach:

„Ist es auch recht, daß Euch die Domina zu mir schickt? Habe ich doch den ganzen Tag im Waschhause gestanden und ein redlich Tagewerk hinter mir."

„Seid nicht böse, Sephira," hörte sie darauf die Fremde antworten. „Ich will Euch Eures Bettes nicht berauben. Gönnt mir nur einen Pfühl, so will ich hier auf den Dielen schlafen und Euch gewiß nicht länger stören."

„Kennt Ihr mich?" fragte Sephira, sich im Bette aufrichtend.

„Die Domina nannte mir Euren Namen."

Als nun Sephira erst jetzt wach geworden, in das bleiche Antlitz der Besucherin blickte und in dem Schneelicht der Nacht das schöne, goldblonde Haar der Fremden wie eine schimmernde Krone über ihrer Stirn liegen sah, meinte auch sie, ein Edelfräulein vor sich stehen zu sehen, erschrak nicht wenig und sagte:

„Zürnt mir nicht, daß ich so unfreundlich zu Euch gesprochen habe. Nimmer sollt Ihr auf den Dielen schlafen!"

Sie wollte sich erheben, daß sie der Fremden ihr Bett räume, als sie beim hellen Scheine des Mondes die Züge der Fremden plötzlich in so großer Deutlichkeit sah, daß sie jede Linie darin zu erkennen vermochte.

„Heilige Mutter Gottes!" sagte sie, von einem Erstaunen ergriffen, welches sie regungslos verharren ließ.

„Habe ich Euch erschreckt?" fragte die Fremde.

„Verzeiht, daß ich so töricht bin," antwortete Sephira und bemühte sich zu lächeln, „meinte ich doch, wie ich Euch soeben im ungewissen Schein des Mondes stehen sah, Ihr wäret Margret, meine Freundin. Wüßte ich nicht, daß sie seit sieben Jahren tot ist, ich würde darauf schwören, das Ihr es wärt!"

„So hieß Eure Freundin wie ich?" fragte die Fremde leise, daß es Sephira durchschauerte.

„Merkwürdig!" stammelte sie. „Wahrlich, Haar und Gesicht, Gestalt und Größe, selbst der Klang Eurer Stimme erinnert mich an sie, nur daß Ihr soviel vornehmer seid, als sie es war, und so verklärt und schön, als kämt Ihr aus einer anderen Welt."

„Habt Ihr die Freundin, von der Ihr spracht, so lieb gehabt, daß Ihr Euch nach so langen Jahren ihrer noch so deutlich erinnert?" fragte die Fremde und ein heimliches Beben ging durch ihre Stimme.

„Wie könnt Ihr fragen?" sagte Sephira. „War sie doch jung, wie ich, und mir von Herzen zugetan. Doch als sie einen Buhlen fand, vergaß sie mich. Ein schmucker Bursche war's. Ich seh' ihn noch. Die Mütze auf dem krausen schwarzen Haar, die Geige unterm Kinn. Jedoch — landfremdes Blut, das tut nicht gut. Ihr brachte es den Tod. Es sind sieben Jahre heute auf den Tag! Der Rat hatte ihm die Stadt verboten. Ein Vagant, den man nicht länger dulden wollt'! Doch sie hätt' nimmer von ihm gelassen und wollte heimlich mit dem Buhlen fliehn. Ihr alter Vater hätte sehen müssen, wie er's trug ... Wär sonst doch ihre Schuld an Tag gekommen ... Am Abend kam sie noch und klagt' mir ihre Not ... Doch ihm war's wohl zu viel, für zwei zu sorgen, wenn er sie mit sich nahm? Noch in derselben Nacht erstach er sie ... Sagt, daß ich schweigen soll. Es liegt Euch nicht so nah wie mir ... Auf Sankt Ansgari hat man sie begraben ... Doch wie Ihr vorhin so standet, die Hand aufs Herz gelegt, durchfuhr es mich, sie wär' aus ihrem Grab zurückgekehrt. Sagt man nicht, daß Tote, die ohne letzte Ölung starben, keine Ruh im Grabe finden? Scheltet mich, daß ich so abergläubisch bin, doch glaubt ich's nicht im Ernst — Was seufzt Ihr so?"

„Sollt ich nicht seufzen, wenn Ihr so erzählt? Mir war, als wär' mir selber alles so geschehn."

„Euch? Wie ginge das wohl an? Ihr seid ein vornehm Fräulein. Nur frommer Sinn wird Euch von Haus getrieben haben."

„Wißt Ihr's so gut?"

„Ich denke mir's und lese es von Eurer reinen Stirn. Doch seid nicht bös, daß ich so säumig bin und nur die Zeit verschwätze. Ihr seid müd' vom Wege und Eure Glieder zittern von der Kälte."

„Ich bitt' Euch, nein, verlaßt die Kammer nicht ... Bleibt bei mir! Hab ich doch noch lang mit Euch zu reden ... Seht, mich führte nicht die Müdigkeit hierher, noch Schnee und Kälte. Nicht einmal der eigene Wille war's, daß ich zu Euch in diese Kammer kam.

Digitized by Google

zu Euch mich finden mußte! Vielleicht, daß Euch die Vorsehung erwählte, mir zu helfen?"

„Wie könnt' ich das?"

„Ich bin auf einer langen Reise und Schuld und Liebe trieben mich hierher. Sie ließen mir selbst drüben keine Ruh. Ich wollt den einen wiedersehen, der mich geliebt und dessen Hand mir doch den Tod gegeben."

„Um Gott, was redet Ihr? Wer seid Ihr?"

„Hast Du's nicht längst erraten? Mich im ersten Wiedersehen nicht erkannt? Erschrick nicht, Liebe. Sieh, ich bin's, Margret — für einen einzigen, armselig kurzen Tag in diese Welt zurückgekehrt, daß ich versuche, gut zu machen, was ich einst gefehlt . . ."

Zaghaft greift sie nach der Hand Sephiras, sie mit sanftem Druck an sich zu ziehen, aber das Wort versagt der Flüsternden im Munde, denn von Sephiras Lippen bricht ein Schrei, als hätte die kalte Hand des Todes sie berührt, und von einem Grauen erfaßt, das ihre Sinne wie mit Eisenklammern überfällt, stürzt sie aus der Kammer auf den Flur, und bricht in tiefer Ohnmacht dort zusammen.

Der Schrei hat noch die letzten Schlafenden geweckt. Aus allen Kammern stürzen die Beghinen. Verstörte Angesichter spähen in den monderhellten Flur.

„Sephira!" gellt ein Ruf. „Sephira?" wiederholen andere.

„Sephira, sprecht, was ist Euch? Gott, was ist geschehn?"

Doch jäh versagt der letzten noch das Wort im Munde.

Unnahbar still, das Haupt verhüllt, tritt eine Unbekannte aus Sephiras Kammer, geht die Hände auf das Herz gepreßt und stumm vorüber . . .

Nicht eine wagt, die Fremde anzuhalten.

Selbst die Domina steht wie gebannt.

War's Traum, war's Wirklichkeit — ein Schatten nur, der stumm vorüberglitt?

Doch horch! Klang nicht ein Seufzen auf, das mit der Stummen durch die Stille ging? War's nur der Wind, der klagend durch die Gasse strich?

Klirrt nicht ein Riegel nun und sinkt nicht leise die Tür des Hauses in ihr Schloß zurück?

„Was steht ihr denn? Bringt Licht doch endlich, daß wir sehn, was sich begeben! Lebt Sephira?"

Es ist die Domina, die sich zuerst ermannt.

Sephira lebt. „Margret!" nur stammelt sie erwachend. „Margret! . . ."

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Morgen sahen ein paar Fischer weit unterhalb der Stadt in der nebligen Luft der Frühe eine Frauengestalt die Eisdecke der Weser hinunterschreiten, als sei das Feld von Schollen, das den Fluß bedeckte, die sicherste Straße.

Nach dem Schnitt des Mantels, den die Unbekannte trug, glaubten sie eine Pilgerin zu einem der Nonnenklöster an der Unterweser in ihr zu sehen und verfehlten nicht, durch laute Rufe und Winken mit den Armen die Arglose auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die ihr drohe. Da nämlich nach dem gestrigen Schneefall über Nacht der Wind umgesprungen und Tauwetter eingetreten war, hatte die Flut die Eisdecke des Stromes bereits wieder gesprengt, und die sich wiegenden Eisschollen warteten nur darauf, Platz zu gewinnen, um mit dem Ebbestrom ins Meer hinauszugleiten.

Zu ihrer Verwunderung gab aber die Fremde kein Zeichen, daß sie die Warnung gehört, geschweige denn verstanden habe, und schien so gleichmütig und in sich selbst versunken dahinzuschreiten, als wäre sie der Schwere dieser Erde nicht unterworfen.

Nicht wenig besorgt, wollten sich die beiden schon selber auf das Eis begeben, um die Unverständige zu retten, als sich eine so breite Wasserrinne vor ihnen auftat, daß es ihnen unmöglich war, ihr Vorhaben auszuführen, und da sich die Gestalt der Wandernden zugleich in dem dichten Nebel verlor, den der Morgen über den Fluß gebreitet hielt, sahen sie sich gezwungen, achselzuckend ihre Bemühungen aufzugeben und die Ärmste ihrem Schicksal zu überlassen.

Margret aber — denn sie war es, die den gefahrvollen Weg verfolgte — empfand bei der Bewegung der Eisdecke unter ihren Füßen weder Furcht noch Sorge. Als sie nämlich in der vergangenen Nacht das Haus der Beghinen verlassen und durch die Straßen irrend, wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, zuletzt auf die mondhelle Schollendecke des Stromes hinabgestiegen war und sich so aus der Stadt gefunden hatte, ohne eines der Tore zu passieren, war eine Gewißheit über sie gekommen, daß sie trotz der schmerzlichen Enttäuschungen, die sie in der vergangenen Nacht erfahren hatte, auf dem rechten Wege sei und das eigentliche Ziel ihrer Wanderung sicher und ohne Hilfe erreichen werde, wenn sie es nur endlich über sich gewinne, auf jeden Eigenwillen zu verzichten, und sich in Demut und Vertrauen der Gnade des Himmels überlasse, die ihr nach ihren flehentlichen Bitten diesen Tag der Rückkehr in das irdische Leben gewährte. Selbst, als sie merkte, wie das Gefüge der

Eisschollen unter ihren Füßen lockerer und immer lockerer wurde, und sie zuletzt auf einer Scholle, die sie gerade betreten, langsam den Fluß hinunter zu treiben begann und sich nun von jeder Rückkehr an das Ufer abgeschnitten sah, beunruhigte sie sich darüber in keiner Weise.

Die bleichen, feinen Hände in die Falten ihres Mantels gewickelt, den Kopf demütig gesenkt, verbrachte sie so, den Strom hinabtreibend, eine Stunde nach der andern ohne Unruhe oder Ungeduld. Ja, selbst als sie von dem langen Stehen ermattet sich niederkauerte, den kurzen Tag schon wieder in seine Dämmerung sich hüllen und die Sonne mit blutrotem Schein hinter den schneeigen Feldern der ungeheuren Ebene versinken sah, die der Strom in tiefem Schweigen durcheilte, entsank ihr der Mut nicht. Als hernach aber die Dunkelheit immer undurchdringlicher wurde, die ersten Sterne bereits am Himmel aufblitzten und der Schein des bleichen Mondes wie rieselndes Silber sich über das leise strudelnde Wasser und die traumhaft still dahingleitenden Schollen zu legen begann, erschauerte ihr doch das Herz und ein geheimes Bangen überkam sie, daß sie innerhalb der wenigen Stunden, die ihr noch bis zur Mitternacht blieben, doch nicht mehr an das Ziel ihrer Sehnsucht gelangen möchte und sie das Verlangen ihrer Seele ungestillt wieder werde mit in die Ewigkeit nehmen müssen. Daneben stieg die Sorge in ihr auf, daß ihr Erscheinen vielleicht auch bei ihm, dem die ganze Sehnsucht ihrer Seele galt, nur Grauen und Entsetzen hervorrufen möchte, wenn es ihr wirklich noch vergönnt sein werde, ihm zu begegnen. Hatte nicht der eigene Vater, nachdem sie sich ihm zu erkennen gegeben, sie entsetzt von seiner Schwelle gewiesen, und war nicht auch Sephira in Angst und Grauen vor ihr geflohen? War ihr darum sieben Jahre lang verweigert worden, was sie wieder und wieder erfleht hatte, bis man es ihr gewährte? Eine Ahnung stieg in ihr auf von der alles umfassenden Liebe und Weisheit Gottes, die sich in wahrhaft himmlischer Geduld zurückhielt und noch den letzten seinen Weg gehen ließ.

Wie töricht sie doch gewesen war, als sie gemeint hatte, mit ihrer Rückkehr nur Frieden und Freude zu bringen, und wie selbstsüchtig in aller Liebe...

Eine schmerzliche Reue überkam sie, und sie nahm sich vor, sich dem Geliebten nicht zu erkennen zu geben, wenn sie ihm wirklich noch begegnen werde. Darüber erglühte ihr Herz von neuem in brennender Sehnsucht, und die Liebe, die sie in den sieben Jahren der Ewigkeit, die hinter ihr lagen, nicht hatte überwinden können, erhob sich von neuem in ihr mit rätselhafter und unverminderter Macht.

Da hörte sie sich plötzlich zu ihrer Verwunderung aus nächster Nähe angerufen, und vor ihr tauchte ein Schiff aus der Dunkelheit auf, das mit vollen Segeln sich zwischen den locker treibenden Eisschollen den Strom heraufkämpfte und nun düster und drohend unmittelbar auf sie zuhielt.

Sie hatte kaum Zeit sich zu erheben, als der Segler, mit hartem Knirschen bereits ihre Scholle streifend, beidrehte und zwei Männer von seinem Bug zu ihr auf das Eis herabkletterten, sie nach kurzem Verhör kurzerhand die Strickleiter hinauftrugen, die von der Bordwand des Schiffes herabhing, und in die Kajüte führten.

Dort sah sie sich in einem Kreise von Gesellen, die aus finsteren, wettergebräunten Gesichtern düster und verwegen auf die Ergriffene blickten.

So unerfahren sie nun auch aus ihrem irdischen Leben geschieden war, erkannte sie doch auf den ersten Blick, daß sie in die Gewalt von Seeräubern geraten war, die zu damaliger Zeit häufig genug die Mündungen der Weser und Elbe unsicher machten. Sie hätte sich aber auch über diese Entdeckung in keinem Augenblick beunruhigt, wenn nicht auch mit dem Verlust ihrer Freiheit ihre Hoffnung, an das Ziel ihrer Wanderung zu kommen, einen Stoß erlitten hätte. Dagegen wagte nicht einer, so sehr auch alle an Raub und Gewalttat gewöhnt waren, ein unehrerbietiges Wort gegen sie, sei es, daß man meinte, eine Gefangene gemacht zu haben, die ein besonders hohes Lösegeld einbringen werde, sei es, daß die Unschuld ihrer Züge und das merkwürdig Unnahbare ihrer Erscheinung jede böse Lust in Schranken hielt.

Da man aus dem Verhör, dem man sie unterzog, nicht klug zu werden vermochte und hinter ihrer abenteuerlichen Treibfahrt auf der Eisscholle eher eine klug erdachte Kriegslist des Rates, als einen harmlosen Unglücksfall vermutete, beschloß man, sie zunächst in Gewahrsam zu behalten, um sie bei der nahe bevorstehenden Rückkehr dem Hauptmann vorzuführen, der wegen einer schmerzhaften und nicht unbedenklichen Blessur, die er sich vor einigen Tagen in einem unglücklich verlaufenen Gefecht mit einem Kauffahrer zugezogen, die heutige Erkundungsfahrt nicht mitgemacht hatte. Hoffte man doch schon in einer Stunde an den geheimen Liegeplatz des Schiffes in einem Nebenarme des Flusses zurückzugelangen.

Wirklich hörte denn auch Margret schon

Digitized by Google

nach kurzer Zeit den Anker des Schiffes fallen und fühlte sich, nachdem man ihr mit roher Gewalt die Augen verbunden hatte, vom Schiffe in ein Boot getragen und ans Land gerudert. Man nahm ihr aber erst die Binde wieder ab, als man sie nach längerem Warten in einem niedrigen, verräucherten Hause einem Manne vorführte, der sich augenscheinlich soeben von der Schiffsbesatzung über ihre Fahrt hatte berichten lassen und mit einer blutdurchtränkten Binde um die Stirn in einer Koje lag, die in der Nähe des düsterflammenden Herdes in die Wand eingebaut war.

Nachdem man ihm erklärt hatte, wie man der Fremden habhaft geworden, entließ er die Mannschaft mit einer abwehrenden und müden Bewegung seines Armes und sank, allein gelassen, statt die Gefangene dem beabsichtigten Verhör zu unterziehen, in plötzlicher Ermattung wieder in die Kissen und in seine Fieberträume zurück, aus denen er durch die Rückkehr seiner Genossen vorhin unsanft genug geweckt sein mochte.

Margret, die mit einem einzigen Blick und erbebendem Herzen erkannt hatte, daß die himmlische Gnade, der sie sich anvertraut hatte, sie in letzter Stunde doch noch an das Ziel ihrer Sehnsucht gebracht habe, stand derweilen regungslos und mit pochendem Herzen in der düsteren Dämmerung des niedrigen Raumes.

Es war aber dabei weder Erstaunen noch Verwunderung in ihr, weder über die unvermutete Erfüllung, die ihrer Sehnsucht geworden war, noch darüber, dem Geliebten als Anführer einer Schar von Seeräubern wieder begegnet zu sein, und nur daran dachte sie, wie er nach jener unglückseligen Nacht, da sie von seiner Hand den Tod genommen, auf Lebenszeit geächtet ohne Ruhe und Frieden geblieben und sich zuletzt in Trotz und Verzweiflung seinen jetzigen Gefährten angeschlossen haben mochte.

Ein Zittern überkam sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

O, daß sie an seinem Lager niederknien, das geliebte, nun so arg entstellte Haupt in ihre Arme schließen dürfte!

Aber sie weiß, sie muß schweigen, schweigen und warten, so kurz die Spanne Zeit auch ist, die ihr noch zugemessen ist.

Daß sie sich ihm doch zu erkennen geben dürfte, wenn er erwacht! Vielleicht, daß ihr Erscheinen ihm, der weder Grauen kennt noch Furcht, eine Freude wäre und ein Trost...

Wie eine Versuchung steigt der Wunsch in ihr auf und erfüllt ihr Herz mit brennender Glut. Sollte die himmlische Liebe sie umsonst ihren gefahrvollen Weg hierhergeleitet haben? Ein Erschauern überläuft sie, daß sie vielleicht zu rechter Stunde kam und selbst die Torheit ihres heißen Wunsches dem höchsten Willen und dem Plan des Himmels dienen muß! O, daß sie ihn mit sich nehmen, seine Seele mit sich hinausführen dürfte in die schimmernde Unendlichkeit, aus der sie kam und die nun wieder auf sie wartete: Daß sie ihn zurückgeleiten dürfte zu dem Thron der höchsten Liebe, die auch des Unwürdigsten sich noch erbarmt.

Da schreckt der Kranke jäh aus seiner Schwäche auf, richtet sich verstört auf seinem Lager empor und sieht im hellen Schein des Mondes die Fremde noch wie unbeweglich still an ihrem Platze stehen.

„Wer seid Ihr und woher kommt Ihr?“ fragt er rauh und unwirsch, wie er es gewohnt zu reden.

„Weit komm' ich her und weiter als Ihr denkt,“ klingt's leis zu ihm zurück.

„Ist's gar so weit von der Stadt hierher?“ höhnt er und rückt die Binde, die sich im Schlafe verschob. „Denn von Bremen kommt Ihr, wie Ihr selbst gestanden habt. Sagt, wie Ihr heißt!“

„Margret, Herr. Zürnt nicht drum.“

„Was soll ich darum zürnen?“

„Schreckt Euch der Name nicht?“

„Warum? 's sind viele, die Margret gerufen werden. Von welchem Orden?“

„Bin keine Nonne.“

„Tragt doch ein Ordenskleid.“

„Nehmt Ihr's dafür? Ich trag's nicht länger.“

Unvermutet läßt sie den Mantel von den Schultern fallen und steht nun da in einem weißen Unterkleid, vom Licht des Mondes umflossen, nah und fern zugleich.

„Nehmt auch die Haube ab.“

„Laßt's mich nicht tun, ich bitt' Euch drum.“

„Warum die Haube nicht?“

„Bin gewiß nicht schön.“

„Zum Teufel, Weib, was liegt daran? Ich kannt' nur eine, die war schön... Um ihretwillen bin ich, was ich bin. 's ist lange her.“

„Ja, Herr, 's sind sieben Jahre auf den Tag.“

Der Kranke stutzt.

„Sieben Jahre? Es könnte stimmen, Weib. Doch was wißt Ihr davon!“

„Mehr, als Ihr glaubt. Hat sie mich nicht zu Euch geschickt?“

„Daran seh ich, daß Ihr lügt. Sie liegt im Grabe, die ich meine.“

„Nicht, Herr. Sie liebt Euch wie zuvor.“

„Was sagst du, Weib? Sie lebt? Ich

Digitized by Google

hätt' sie nicht zu Tod getroffen, wie ich meinte?"

„Doch, Herr. Ihr traft sie allzugut. Doch ohne Euren Willen. Es war der andre, den Ihr töten wolltet, und als sie Euch in den Arm fiel, glaubtet Ihr, sie liebte ihn, nicht Euch. Daran seid Ihr verzweifelt! Sagt, war's nicht so? Doch seht, sie liebt Euch wie zuvor und schickt mich aus dem Reich des Lichts, wo sie nun wohnt, es Euch zu sagen!" Und zitternd folgt die Frage: „Freut's Euch ein wenig, Herr?"

Ist's ein Spuk? ein Fiebertraum, der ihn umfängt?

„Spar' deine Paternosterreden, Nonne!"

„Sag' ich Ihr nichts von Euch, wenn ich nun wieder zu ihr gehe? Denn seht, ich hab' nicht lange mehr. Es ist bald Mitternacht, dann muß ich gehn. O, daß Ihr mit mir ginget! Ich führt' Euch hin zu ihr. Die Freude, Herr —!"

„Bleibt dort auf Eurem Platze!... Kommt nicht näher!!"

Da ist es wieder ... Nur Grauen und Entsetzen, wohin sie kommt...

Keuchend, die Linke auf das Herz gepreßt, das ihn bedrängt, die Augen weit und fiebrisch glänzend, liegt der Kranke da, halbaufgerichtet, die rechte Hand abwehrend ihr entgegenstreckend.

„Glaubt Ihr mir nicht?" klingt es voll Trauer zu ihm her... „Und weigert Euch, mit mir zu gehen?"

„Ich kann nicht mit Euch! Bin verdammt auf ewig. Blut an den Händen, und hinter mir brennt Raub und Untat, rot wie Feuerschein."

„Ist Liebe größer nicht als alle Schuld?"

„Mir ist aus Liebe Unheil nur erwachsen," keucht der Kranke. „Will keine Liebe mehr — von Gott und Menschen nicht!!"

„Auch vom Margretlein nicht?"

Der Name weht ihn an wie Maienhauch. Doch sein Trotz ist stärker.

„Sagt ihr, daß ich um ihretwillen verfehmt, geächtet, keine Ruh gefunden, Raub und Mord beging, dem Teufel nun verfallen bin!"

„Und wenn sie bei alledem Euch dennoch liebte? Bei Gott für Euch um Gnade flehte?"

„Sie kann's nicht! Hört Ihr? Kann es nicht!"

„Enno!"

Der Klang des Namens reißt ihn hoch. Seit sieben Jahren hat ihn keiner mehr genannt, hat er doch selbst den Kameraden ihn verschwiegen. Enno? So rief die Mutter ihn in jungen Jahren, das Margaretlein ihn, da sie noch lebte.

Sein Aug' wird groß. Ein Zittern überläuft ihn.

Ganz nahe ist sie an sein Bett geglitten und nimmt nun auch die Haube sich vom Kopf, daß ihr die blonden Haare auf die schmalen Schultern fallen.

„Margret!!"

„Erschrick nicht, Liebster. Ja, ich bin's. Fand ich doch keine Ruh um dich. Willst du nun mit mir gehn? Hier auf der Erd' ist doch kein Friede. Was zögerst du?

Sieben Jahr hab' ich um dich gerungen,
Sieben Jahr mein Herz bezwungen...

Da draußen liegt dein Schiff. Setz alle Segel auf! Wir fahren noch in dieser Stunde. Der Mond steht hell auf weißen Feldern...

Sieben Jahr hab' ich um dich gelitten,
Sieben Jahr mit Gott gestritten...

Sieh, da grüßt das Meer schon, weit und groß und rollt in seinen Wogen wie die Ewigkeit... Bald bist du frei! Ich halte deine Hand. Fühlst du, wie sie voll Liebe ist? Das Licht der Sterne liegt darauf...

Sieben Jahr hab' ich getragen,
Was ich keinem konnte sagen...

Nun hol' ich dich zu mir... Nie fuhr dein Schiff so schnell. Du siehst kein Land mehr hinter dir. Hörst du den Wind in deinen Segeln brausen? Wie nah bist du mir nun!

Sieben Jahre sind vergangen,
Still ward nun mein Herzverlangen..."

Dem Sterbenden ist die Binde von der Stirn geglitten. Rot klafft seine Wunde im bleichen Licht des Mondes.

Er weiß nicht mehr, ist's Traum, ist's Wirklichkeit, ist es Margret, ist es ein Spuk, der ihn bedrängt?

Flüsternd klingt's vor seinem Ohr: „Kapp auch den letzten Anker noch, denn nimmer kehrt dein Schiff zurück! Mut, Enno, Mut! Sieh, nun ist's geschehn! Dein Schiff hat freie Fahrt für immer!"

Da bricht ein Schrei von seinem Munde, heiser wie Möwen schreien. So schrie er stets, wenn er zu rauher Fahrt mit seinem Schiff den Strand verließ!!

Dann wird es still... so still, daß man den Schlag der Wellen hört jenseits des Deiches.

⁂ ⁂ ⁂

Am Morgen erst fand man den Toten...

Das Weib, das man gefangen nahm und zu ihm brachte, hat keiner mehr gesehen.

Nur den Mantel fand man und die Haube, dicht vor dem Bett des Toten.

Digitized by Google

Türkisches-Allzutürkisches

Erinnerungen von Rudolph Stratz

Es war vor langer, langer Zeit — an einem glühenden Juninachmittag des Jahres 1886 — auf der anatolischen Bahn in Kleinasien, als mein, mir im Abteil gegenübersitzender Bruder, mir plötzlich an den Kopf flog. Das fiel mir auf — auch daß unser Dragoman und Dolmetsch Siebower plötzlich auf dem Boden saß. Ein ungeheures Krachen löste instinktiv den Handgriff nach der Türklinke aus. Nu aber raus! Wir sprangen eigentlich fast ins Leere, denn die Bahnböschung schoß ganz steil etwa zwanzig Meter hinab. Im Hinunterkollern sah ich vor mir nur die flammende Bläue des ganz nahen Marmarameeres, dann saßen wir unten. Standen. Befühlten uns. Alles in Ordnung. Aber nun der Blick nach oben...

Kleine Türkenkinder hagelten da wie Pakete durch die Luft, von den verschleierten Müttern durch die Fenstergitter des Frauenwagens geworfen. Dieser Wagen und noch ein paar, darunter der unsere, war heil geblieben. Der größte Teil des Zuges bildete eine gespenstig vom blauen Himmel abgehobene Trümmerpyramide, auf deren Spitze, wütend mit den Rädern rudernd, die Lokomotive zischte. Heißer Dampf strömte, das Chaos flackerte von kleinen Flämmchen. Gellendes Geschrei ertönte, die Sonne des südlichen Sommers glühte gleichmäßig darauf hernieder. Unbewegt standen die schwarzen Wipfeltürme der Zypressen. Irgendwo in der Nähe war Belisars Grab.

Wir hatten in dem nahen Dorf Maltape unsere Pferde zurückgelassen, um mit dem Zug weiterzufahren, der schon in der Station stand und auf uns „Franken“ wartete. Der Wagen erster Klasse war ganz vorn. Der Einfachheit halber waren wir in einen fast leeren Wagen zweiter Klasse am Ende des Zuges gestiegen. Meine Augen suchten, während wir die Böschung emporklommen, den Wagen erster Klasse. Es war nichts mehr davon übrig. Ein etwa neunjähriger europäischer Knabe hatte darin gesessen. Seine Wärterin brachte uns ihn, mit einem dummen Lachen der Verzweiflung, auf dem Arm. Das Kind schien schlafend, unverletzt. Ich drehte sein blasses Köpfchen und sah, daß dessen ganze andere Hälfte fehlte.

Wir zogen den sterbenden Lokomotivführer aus den Trümmern, den toten Heizer, andere Leichen. Zu machen war vorläufig nicht viel. Um uns zeterte in allen Sprachen der verstörte Orient. Wir drei waren die einzigen Europäer im Zug. Kein Spaß, denn wir standen bei einbrechender Dämmerung waffenlos auf freiem Feld als unzweifelhaft beträchtliche Wertobjekte für die alsbald herbeigelockten Räuberbanden. Einige riesige, bis an die Zähne bewaffnete mitreisende Montenegriner, einer an der Hand verwundet, traten auf unsern Dolmetscher zu: Alle Deutschen seien doch Krieger? Ja, ich war Leutnant auf Urlaub, mein Bruder Reserve-Offizier. Gut! Wir würden zusammen längs der Bahn zur nächsten Station marschieren und die Montenegriner uns nötigenfalls von ihren Waffen leihen. Die Kerle waren mindestens sieben Fuß, mein Bruder und ich gut sechs Fuß lang. Das würde etwaigen Tatendrang der schlichten Landbewohner schon dämpfen.

Wir kamen dann auch glücklich auf der Station Maltape an. Alles rannte dort kopflos durcheinander. Es war das erste große Eisenbahnunglück auf der vor kurzem bis Ismidt eröffneten Kleinasiatischen Bahn. Sechzehn Tote, vierzig Schwerverwundete. Etwa zwei Dutzend Reisende der letzten Wagen nur heil. Wir wollten nach Konstantinopel zurück. Auf dem Tender einer Lokomotive fuhren wir bis nach Haidar-Pascha, dem Ausgangspunkt der Bahn. Von dort ging, trotz der bereits stockdunklen Nacht, ein kleiner Regierungsdampfer über den Bosporus, um aus Konstantinopel Ärzte und Rettungsmittel zu holen.

Es war, wie gesagt, pechfinster, als wir uns der Rhede von Galata näherten. Undeutlich ragten riesig über unsere Nußschale umher die Umrisse der verankerten Ostindienfahrer. Mein Bruder und ich standen auf Deck. Wir gingen einen Augenblick hinunter, um aus der Kajüte unsere kleinen Satteltaschen zu holen. Kaum waren wir unten, da zitterte das ganze Schiff. Die Deckplanken über uns krachten, als schlügen Granaten ein. Wir waren glücklich in der Finsternis mit unseren Mastspitzen in die Takelage eines mächtigen Frachtdampfers geraten. Der Koloß schaukelte gereizt und entsandte einen Platzregen von zerbrochenen Rahen, eisernen Wanten und gerefften Segelfetzen auf uns hernieder. Gerade an der Stelle, wo mein Bruder und ich eben noch gestanden, lagen mannsdicke Holztrümmer in wirren Haufen.

Wir gingen an Land. Damals war Konstantinopel keine Stadt wie heute. Keine Bahn verband es noch mit Europa. Statt in ein Auto stieg man an den Straßenecken auf einen Mietsgaul und galoppierte davon, der Treiber zu Fuß hinterher. In den Löchern der Straße hausten rudelweise die langbeinigen, strohgelben wilden Hunde. Es gab kein Pera-Palast-Hotel der Schlafwagengesellschaft. Wir wohnten in einer österreichischen Herberge. Dort war es langweilig. Erst zehn Uhr abends. Wir bummelten wieder in die Stadt hinaus.

Es gab da in Pera große Singspielhallen oder derlei — heute würde man es vielleicht Diele nennen. In den unteren Räumen

Digitized by Google

wurde gejeut, das heißt: Man setzte zwischen allerhand bräunlichem, fesbedecktem Gelichter sein Geld, und eine zweifelhafte Persönlichkeit mit einer Harke zog es mit unverbrüchlichem Ernst ein. Wir lauschten also schon lieber dem Krähen der abgetakelten Sängerinnen oben. Es fiel uns nicht auf, daß gegen Mitternacht eine lange Pause eintrat und der große Saal sich völlig leerte, bis der französische Geschäftsführer plötzlich vor uns stand: „Meine Herren — wenn Sie sich noch retten wollen, dann rasch! Die Treppe brennt schon!"

Sie brannte nicht gerade. Aber sie rauchte bereits. Als wir ins Freie kamen, sahen wir erst, was der Abend Neues gebracht hatte. Nicht nur das Café-Chantant — das ganze Häuserviertel umher flammte lichterloh, die lodernden Dächer verbreiteten blutrote Tageshelle und auf den Balkonen der fünf- und sechsstöckigen Häuser hoben verzweifelt schreiende Menschen, denen schon der Rückweg über das brennende Treppeninnere abgeschnitten war, die Hände zu dem Gewühl unten. Dort stahl die türkische Feuerwehr und die Nachbarschaft, was sie konnte. Jeder schleppte seinen Raub. Brüllende Taschendiebe rannten, zu sechs und acht untergefaßt, in einer Reihe die Leute nieder und entrissen den Gestürzten Uhr und Börse. Gendarmen knüttelten wahllos auf die Köpfe, um der europäischen Feuerwehr des Grafen Szechenyi Platz zu machen.

Wir sahen uns das stundenlang an. Als wir heimgingen, graute der Tag. Feierlich hallte von den Turmnadeln der Moscheen das Morgengebet der Muezzin. Ich fragte den Dolmetscher, was der mahnende Ruf bedeute? Er horchte und übersetzte den Gesang: ‚Eine Stunde bis zum Tode . . .' Da wurde uns klar, daß auch wir innerhalb weniger Stunden dreimal dem Tod entgangen waren. Aber wenn man Anfang der Zwanzig ist, macht das wenig Eindruck. Wir erreichten das Hotel und legten uns schlafen.

Mehr als ein Jahrzehnt verging, bis ich wieder an der Stätte jenes Eisenbahn-Unglücks vorbeifuhr. Nun, um die Wende des Jahrhunderts, näherte sich die anatolische Bahn mit ihrem Endpunkt Konia der schon im Bau begriffenen Bagdadbahn und dem Herzen Asiens. Mich zog es von Eski-Schehir auf dem Seitenstrang zu dem uralten, sagenumwobenen Angora. Kopfschüttelnd erklärte dort spät abends Schefik Bei, der Polizei-Chef der Stadt, in dem armenischen Floh-Zirkus von Gasthaus oder Dromedartreiber-Karawanserei, in dem ich nächtigte: Unmöglich, mein Vorhaben, längs des Kisil-Irmak nach Kaisarieh zu reiten! In den Ebenen um den Felsklotz von Angora möge ich mich tummeln, wie ich wollte, aber in dem Gebirge des Ostens nicht! Dort habe er die Räuber noch nicht alle festgenommen.

Schefik Bei sammelte Mörder, wie andere Schmetterlinge oder Briefmarken. Er zeigte mir am nächsten Tag befriedigt, von einer Galerie herab, wie in einer Art von Bärengrube, seine Kollektion von Dutzenden von Bassermannschen Gestalten und lächelte mitleidig zu meiner Frage, ob diese Kerle denn wirklich alle schon Morde auf dem Kerbholz hätten: „Effendi! — Einen toten Mann wieder lebendig machen, kann nur Gott! Aber verhindern, daß ein lebendiger Mann tot gemacht wird, kann ich! Deswegen sperre ich die Mörder ein, ehe sie morden, und nicht wie ihr hinterher . . ."

Noch ein Wort der Weisheit hörte ich damals in Angora aus Türkenmund. Der Bahnhof liegt weit vor der Stadt. Ein Radler — damals dort ein Weltwunder — flitzte vorbei. Ein alter Moslim schüttelte mißbilligend den weißen Bart. „Effendi!" sagte er. „Alle schnellen Dinge sind schlecht! Die Eile stammt von Scheitan, dem Teufel — doch die Ruhe ist Gottes!"

Damals war Konstantinopel schon eine moderne Stadt geworden, voll toller Gegensätze. In die Halle des Luxushotels trat abends der Hadschi Hassanhindian, ein Armenier meines Vertrauens. Er geleitete mich zu dem nächtigen, alljährlichen Blutfest der Perser, der Hassan- und Hussein-Klage. Viele Hunderte von Schiiten, in ihren weißen Sterbehemden im Vollmondschein wie Gespenster anzusehen, standen einander in Reihen gegenüber und schlugen sich unter dem grell noch tagelang im Ohr nachzitternden Taktschrei: „Has—san! Hus—sein!" mit scharfen Säbeln blutige Kerben in die bloßen, kahlgeschorenen Schädel. Das rote Naß troff wie bei einer Studenten-Mensur und erinnerte mich an meine Göttinger Tage. Die weißen Leichenlinnen färbten sich purpurn, die Ordner fingen mit dicken Stöcken allzu kräftige Hiebe auf, in schwarzausgeschlagener Loge stehend, in schwarzem Gehrock und schwarzer Lammfellmütze, schluchzten bitterlich, nach der Vorschrift des Glaubens, der persische Gesandte und sein Gefolge in ihre Taschentücher.

Soweit war das auch ein Schauspiel für Europäer — sogar für ein paar robuste Engländerinnen. Aber nun wurden die Franken von den Kawassen ihrer Gesandtschaft weggeleitet. Der Orient wollte unter sich sein. Ich mit ihm. Ich stand mitten unter der Menge des Morgenlandes. Ich hatte, wie gewöhnlich, meinen roten Fes auf dem Kopf. Wenn ich nicht zu laut mit meinem armenischen Begleiter sprach, fiel ich nicht auf. So sah ich nun, wie einen Spuk der Nacht, bei Fackelglanz den merkwürdigen Leichenzug Hassans: Rote und grüne blecherne Hände an hohen Stangen, klagende Frauen mit gelöstem Haar, ein flatterndes, weißes Taubenpaar auf einem hinkenden Roß, drei nackte Heimonskinder auf einem blutbespritzten Schimmel, ein gefesseltes junges Weib, laut jammernd, auf dem Höcker eines Kamels und endlich, während allgemeines Schluchzen zum Sternenhimmel

Digitized by Google

aufstieg, die von Pfeilen durchbohrte Leiche eines jungen Mannes auf dem Rücken eines Maultieres. Dieser Leichnam — das war der dritte Teil des Schauspiels — sollte, wie es schien, an den Bosporus gebracht und an das asiatische Ufer gerudert werden. Ich wollte mich dieser nächtlichen Fahrt anschließen. „Unmöglich, Effendi!" Ich bot hundert Franken — einen für Konstantinopel damals gewaltigen Bakschisch. Die Mienen umher wurden tiefernst. „Nein, Effendi! Nichts für Europäer!" Plötzlich ließ der Orient den Vorhang vor seinen Geheimnissen fallen ... Ich ging heim. Die hell erleuchteten Barbierstuben von Stambul schwammen von Blut; überall wurde die gespaltene Kopfhaut der Glaubenshelden geflickt und verbunden. Im Grand Hotel saßen die Europäer und Europäerinnen in Frack und mit bloßen Schultern, konversierten und musizierten, die Ladies von vorhin aßen Beefsteaks und flirteten aus Leibeskräften. Nichts ließ ahnen, daß hier die Ringe zweier Welten sich unsichtbar schnitten.

Meines Erachtens begann der Weltkrieg eigentlich schon im Oktober 1912 mit dem Einfall der Montenegriner in den Sandschak Nowibasar. Ich hatte kurz vorher wieder einmal all die Gegenden da unten — Mazedonien, Albanien, das Innere Montenegros — bereist. Damals war in Stambul schon der große Umschwung. Der Fortschritt regierte. Union et Progrès! Ich merkte das deutlich zum erstenmal, als ich in Üsküb eine Anzahl schöner, alter Steinschloßflinten, die ich von den Miriditen erstanden, verfrachtete und dem Zollbeamten den landesüblichen Bakschisch reichte. Eine stolze Handbewegung: „Nein, mein Herr! Jungtürken nehmen nichts!" Das war ja schön. Aber ich sagte doch zu meiner Frau: „Ich fürchte, die Türkei steht nicht mehr lang ..."

Sie bröckelte damals schon. Gleich hinter Sibeftsche, der mazedonischen Grenzstation, stand an einer Wegschranke der Eisenbahn nach Saloniki statt des Schrankenwärters ein riesiger Albanese. Die freien Bergbewohner duldeten keine türkischen Beamten mehr. Sie hatten zwei- oder dreimal hintereinander den Wächter erschossen, bis keiner mehr kam, aber sie taten selber gewissenhaft den Dienst am Bahnübergang.

In den Bergen rings um Mitrowica knatterten damals schon täglich die Gewehre. Woher die Waffen kamen? Ich war auf dem Bahnhof mit der Abfertigung meiner Einkäufe beschäftigt. Große Kisten standen umher. Man sah unter dem gelockerten Deckel die dünne Strohschicht, die lange Reihen funkelnagelneuer Brownings nur halb verhüllte. Teerbuchstaben auf den Kisten verrieten als Abgangsort Liverpool. Ein dabeistehender kundiger k. und k. Thebaner lachte: die Albanesenhäuptlinge, für die die Liebesgaben bestimmt waren, bedurften nicht erst einer Gebrauchsanweisung. Die Schießprügel gingen schon am rechten Ort von selber los. Da war old Englands leichte, sonst auf dem Balkan meist merkwürdig ungeschickte Hand.

Kriegerisch sprengte in jener Zeit Enver Pascha an der Spitze seines Stabes durch Üsküb. Die Kastellhöhe über der Stadt war ein weites Lager von Zelten und Wellblechbaracken seines Korps. Die Truppen machten auf mich einen vorzüglichen Eindruck. Man konnte nicht ahnen, daß sie in kurzem bei dem ersten Zusammentreffen mit den Serben sich rückwärts konzentrieren würden. Aber es war eben nicht mehr die alte Türkei und der Kern ihres Heeres, der anatolische Bauer, und das Alttürkentum hatte seine werbende Kraft verloren.

Uns Deutsche anzuziehen hatte es die Kraft. Durch Jahrzehnte. Bis in die Tage des beinahe geglückten Selbstmordversuchs von Europa, den man den Weltkrieg nennt. Was wir eigentlich in der Türkei zu suchen hatten, habe ich nie recht begriffen. Hier, an der Reibungsfläche zwischen Asien und Europa, knisterten ständig die elektrischen Funken, war — seit den Tagen von Sebastopol — die Luft mit der Spannung eines neuen russisch-englischen Kriegs geladen. Auf diesem heißesten Boden der Welt erschienen wir als Freunde und militärische Berater des Sultans, des Khalifen aller Moslim, von denen ungezählte Millionen unter russischer Knute und englischer Fuchtel lebten. Was am Pamir-Plateau die beiden Riesenreiche schied, das führte unheilvoll an den Dardanellen unsere Staatskunst wider uns zusammen.

Und jetzt? Der „kranke Mann am Bosporus" hat sich nach Angora zurückgezogen und ist dort gesund geworden. Dem König Midas, der in Urzeiten auf der Felsenfeste von Angora herrschte, wurde alles zu Gold. Den Osmanen in Angora wurde alles zu Eisen. Mit Blut und Eisen schufen sie sich ein neues Vaterland. Wieder gebietet der Khalife in Stambul. Stark und stolz steht die Türkei da, geeint durch Vaterlandsliebe, befreit durch Selbstvertrauen. Ein mahnendes Beispiel — soll ich sagen für wen? Die Überschrift dieser Zeilen lautet: „Türkisches-Allzutürkisches". Ihr Schluß muß heißen: „Der Türke als Erzieher".

Weihnachten. Von Karl Bohm

Vom ganzen Weihnachtsfest der Kinderzeit
War mir das Schönste jene kurze Spanne,
Wenn vor dem Lichterbaum geschlossene Türen
Sekundenlang durch Spalten Glanz geschickt.
Wie ich heut deinen Brief gelesen habe,
War mir, als sei's mein Weihnachtsfest des Lebens.

Digitized by Google

Links: Ägypten, um 2800 v. Chr. Kopf der Nofrit. Mitte: Rom, 1. Jahrh. n. Chr. Julia Pia
Rechts: Griechenland, 4. Jahrh. v. Chr. Kopf der Aphrodite von Knidos. Vermutlich von Praxiteles

Zur Geschichte der Frauenschönheit

Von Dr. P. Martell

Ägypten, 6. Jahrh. v. Chr.
Bronzestatuette der Tekoschier

Die Frau als das Sinnbild aller Schönheit ist sich der ihr innewohnenden majestätischen Macht durch der Jahrtausende Lauf stets voll und ganz bewußt gewesen, und in der Geschichte keines Volkes fehlt es an Beispielen, wo Frauenschönheit auf das Geschick der Völker entscheidend miteingegriffen hat. Aber nicht die Frauenschönheit und ihr politischer Einfluß soll uns hier beschäftigen, obgleich eine überaus reizvolle Aufgabe, sondern die Frauenschönheit im rein künstlerischen Sinne. Im alten kunstsinnigen Ägypten, von dem uns heute einige Jahrtausende trennen, stand die Frauenschönheit hoch im Range und mit ihr die Frau als solche. Weitgehende Rechte gewährten der altägyptischen Frau eine dem Manne gegenüber unbeschränkte Selbständigkeit, wie sie nur wenige Völker der Frau zugebilligt haben. Die reiche, vornehme Ägypterin wußte ihr Ich im Glanze der

Rom, 1. Jahrh. nach Chr.
Germanin, sogenannte Thusnelda
In der Loggia dei Lanzi zu Florenz

Digitized by Google

Juwelen erstrahlen zu lassen; als Herrin des Hauses gibt sie blendende Feste in der Stadt und auf dem Landhause. Hauben und Perücken schaffen das Bild der eleganten Ägypterin. Und dennoch, in der altägyptischen Geschichte hat es Jahrtausende gewährt, bis die Frau als Sinnbild der Schönheit sich siegreich durchrang und nun herrschend wurde. Solange die altägyptischen Göttinnen mit Tierköpfen, etwa mit einem Vogelkopf, ihren Kultdienst versahen, erscheint der Schönheitsbegriff bei diesem sonst so hochkulturellen Volke völlig schwankend und unentwickelt. Erst als unter dem griechischen Königsgeschlecht der Ptolemäer Ägyptens Kunst stark unter griechischen Einfluß gerät, ringt sich die ägyptische Frau als

Griechenland, 4. Jahrh. vor Chr. Venus von Medici. In den Uffizien zu Florenz

Griechenland, etwa 3. Jahrh. vor Chr. Mädchen mit Fächer aus Tanagra. Original im Museum zu Berlin

Schönheitsideal unbestritten durch. Die ägyptischen Vasen bedecken sich jetzt mit den Bildern schöner Frauen.

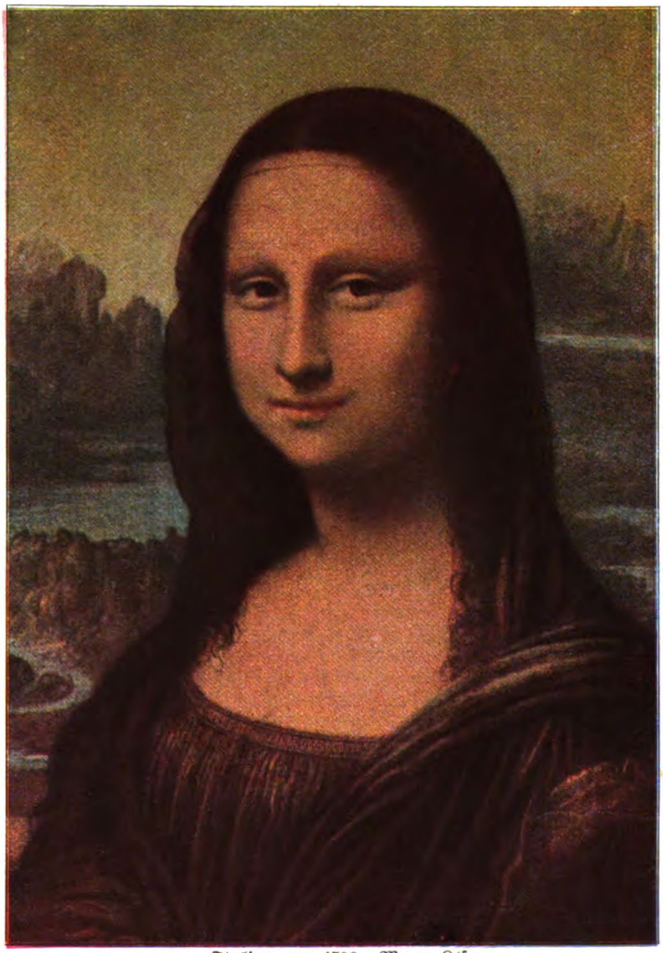
Ganz andere Wege schlug das alte Griechenland ein. Hier besaß zwar die Frau bei weitem nicht die bevorrechtete Stellung der Ägypterin, wenigstens nicht nach der heroischen Zeit, wie überhaupt die Geschichte der griechischen Frau ein langsamer Abstieg von machtvoller Höhe ist; nichtsdestoweniger schuf Griechenland das Schönheitsideal der Frau. Sehr bald greift die grie-

Digitized by Google

Niederlande, um 1500
Ausschnitt aus einem Madonnenbilde von Gerard David in Brügge

wegen Gotteslästerung vor die Richter befohlen wurde, rettete sie sich vor der Anklage durch Enthüllung ihres naturgeborenen Körpers, der in seiner göttergleichen Schönheit die Richter entwaffnete und zu einem Freispruch bewog. Dieselbe Phryne gab dem Apelles das Vorbild zu seiner herrlichen, schaumgeborenen Aphrodite. Phryne stand hier im Dienste eines religiösen Festes, dessen Kult sie zur Nacktheit zwang und wo sie aus den Wellen des Meeres entsteigend ihr nasses Haar mit beiden Händen ausrang. Gymnastische Übungen, öffentliche Feste und Spiele trugen im alten Griechenland viel dazu bei, der Formenwelt der Frau sorgsamste Pflege angedeihen und damit auch den Erfolg der Schönheit sichern zu lassen. Das alte Rom huldigt in seiner Kunst stark dem griechischen Schönheitsideal der Frau, das auf römischem Boden kaum eine Steigerung erfuhr. Die Malereien Pompejis aus der römischen Kaiserzeit beweisen dies überzeugend. Wie dem auch sei, die Antike hat

chische Kunst für die plastisch darzustellende Gottheit auf das menschliche Ebenbild zurück, und so wächst immer herrlicher das weibliche und auch das männliche Schönheitsideal aus der Gesamtschöpfung der griechischen Antike empor. Ausgangspunkt ist hier die bekleidete Figur, bis der Endpunkt in der völligen Nacktheit erreicht wird. Die Formenschönheit der Natur siegt auf der ganzen Linie, und im wohlbegrenzten Maß der Üppigkeit formt sich das Ideal der Schönheit, um das sich wonnetrunken Griechenlands Künstlerschaft schart. Die griechische Antike hat die Frau als Schönheitsideal entdeckt. Wenn auch die Hetäre in der Antike im wesentlichen die Trägerin des weiblichen Schönheitsideals war, so doch natürlich keineswegs immer. Als Zeuxis den Agrigentinern eine Venus malen sollte, boten sie ihm zwölf der schönsten Frauen der Stadt als Modell an. Zu jener Zeit war sich die Frau der in ihrer Schönheit begründeten Macht bewußt. Als Phryne



Italien, um 1506. Mona Lisa
Ausschnitt aus einem Gemälde von Leonardo da Vinci

Digitized by Google

Venedig, erstes Viertel des 16. Jahrh. Die heil. Barbara. Ausschnitt aus einem Gemälde Palma Vecchios

Venedig, um 1488 Die heilige Magdalena. Ausschnitt aus einem Gemälde von Giovanni Bellini

Italien 1534. Isabella von Este Ausschnitt aus einem Gemälde von Tizian

es meisterhaft verstanden, aus der Nacktheit den Begriff der Schönheit formvollendet herauszukristallisieren.

Ganz anders das nun aufkommende Christentum, das auch das römische Weltreich unter seine Botmäßigkeit brachte. Das Christentum erklärte die Nacktheit für Sünde, und damit war ihr in der Kunst das Todesurteil gesprochen. Zugleich wurde hiermit der weibliche Körper als Symbol der Schönheit gestürzt, der Jahrtausende in der Antike seine Herrschaft geführt hatte. Das Christentum zwang die Kunst, die Formenwelt des Körpers nicht nur zu bekleiden, sondern so zu verhüllen, daß jede Form auch in der leisesten Andeutung dem Auge entzogen wurde. Die vornehme christliche Damenwelt unter Kaiser Justinian wählte Kleider, die von den Schultern fast geradlinig herab fielen. Der Bildhauer sah sich in dieser sittlich engen Zeit seiner

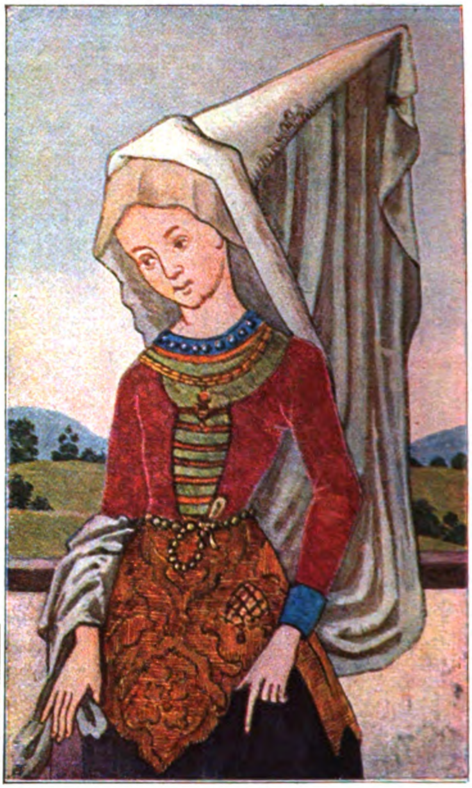
Digitized by Google

Florenz, letztes Drittel des 15. Jahrh. Bildnis einer Florentinerin
Gemälde von Botticelli im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Niederlande um 1420. Madonna. Ausschnitt aus einem Gemälde von Jan van Eyck

künstlerischen Ideale beraubt, nur der Malerei blieb das Feld zur künstlerischen Betätigung offen. Bis zum Untergang des byzantinischen Reiches, das die Türken durch die Eroberung Konstantinopels zu Fall brachten, änderte sich an der Stellung der Frau nichts, nunmehr griff auch die germanische Geschichte ihres Geschlechts ein. Das wallende Goldhaar der formenüppigen Germanin ward bei den Römerinnen zur Mode erhoben; diesem germanischen Naturschmuck suchten kunstvolle Perücken nahezukommen, die von der stolzen, vornehmen Römerin getragen wurden. Die



Deutschland um 1477. Maria von Burgund als Braut des späteren Kaisers Maximilian

Niederlande um 1610. Isabella Brant als junge Frau. Ausschnitt aus einem Gemälde von Peter Paul Rubens

Germaninnen waren sich ihrer Haarschönheit wohl bewußt, und schon damals wußte man Fehler der Natur mit färbenden Salben geschickt zu beseitigen. Die augustinische Zeit hat uns in der sogenannten Thusnelda in den Loggien zu Florenz das Abbild einer germanischen Frau überliefert, die in ihrer starken Formenfülle die altgermanische Frauenschönheit ziemlich restlos freilegt. Was uns in dieser Hinsicht die Denksäulen des Trajan und des Antonius bieten, ist zu oberflächlich, um der Wahrheit gerecht zu werden.

Das bedingungslos anerkannte, allein gültige Vorbild der Frauenschönheit der Epoche um die Zeit der Völkerwanderung war das kraftvolle, stattliche Weib, nicht die in unsrer Zeit gleichberechtigt gewordene Schlankheit und Zierlichkeit, bedeckt mit dem Hauch zarter Weiblichkeit. Erscheinungen, wie die kampffähige Königin Brunhilde, unter den Langobarden die schöne Rosamunde, waren nach Charakter und Formenwelt fast von männlicher Art. Die Frau begleitete den Mann auf seinem Jagdzuge, war eine kühne Reiterin und teilte so viele auf starker Kraft begründete Eigenschaften des Mannes, die ihm heute längst allein verblieben sind.

Erst im Mittelalter, etwa im 12. Jahrhundert, setzt ein grundstürzender Wandel ein; die Frau zieht sich auf den Grund ihres

Digitized by Google

Deutschland um 1506. Die Madonna mit dem Zeisig. Ausschnitt aus einem Gemälde von Albrecht Dürer

Wesens zurück, sie begnügt sich mit der Rolle des schwachen Geschlechts, um dafür im Reich der Liebe die Herrschende zu werden. Rittertum und Minnesang vergötterten die Schönheit der Frau, die durch echte und bestrickende Weiblichkeit Siegerin über den Mann wird. Jetzt liegt die Frauenschönheit in den Händen der Dichter, sie formen und bilden ihre Begriffe, und so wächst aus der Dichtkunst ein neues Abbild der Frauenschönheit empor. Das aus kirchlicher Engherzigkeit entstandene formlose und damit unweibliche Kleid fällt und stürzt; die neue Zeit schuf ein anliegendes Kleid, das der Formenwelt der Natur ihre Rechte ließ. Die Schönheit des Oberkörpers erhält ihre Freiheit zurück und mit ihr ruft der Minnesang die Schlankheit als ein neues, gleichberechtigtes Abbild der Frauenschönheit aus. Die bis dahin im Reiche der Schönheit fast allein herrschende Kraftgestalt des Weibes war gebrochen, fortan trat das rein Weibliche, die durch ein scharfumrissenes Ebenmaß geadelte Schlankheit siegreich in die Arena zum Kampf um die Männerwelt. Die Minnedichtung geht auch darin weiter, daß sie in Zukunft der brünetten Frau neben der blonden die Gleichberechtigung verleiht. Letzteres fließt allerdings mehr aus gallisch-bretonischer Quelle, da hier das brünette Weib eine gewisse Vorherrschaft hatte. Während noch im 11. und noch zum Teil auch im 12. Jahrhundert die verheiratete Frau das Haar in zwei langen, mit bunten Bändern umflochtenen Zöpfen

England um 1536. Ausschnitt aus Holbein d. j. Bildnis von Jane Seymour, der Königin von England

Digitized by Google

trug, löste die höfische Zeit das Haar auf. In wallenden Locken floß jetzt das Haar unterschiedlos über Schultern und Rücken, um die Schönheit der Frau bis zum äußersten zu steigern. Merkwürdig genug, daß sich auch der Mann dieser Frauensitte, allerdings im begrenzten Umfange, anzuschließen begann, und noch zur Zeit des großen Kurfürsten sehen wir die Männer in Locken schreiten, die wohl in den gepuderten Lockenperücken der Rokokozeit endgültig zum letzten Mal in der Geschichte der Männertracht auftraten. Die Frauen begannen mit größter Sorgfalt Körperpflege zu treiben, besonders die Hände erfreuten sich weitestgehender Aufmerksamkeit.

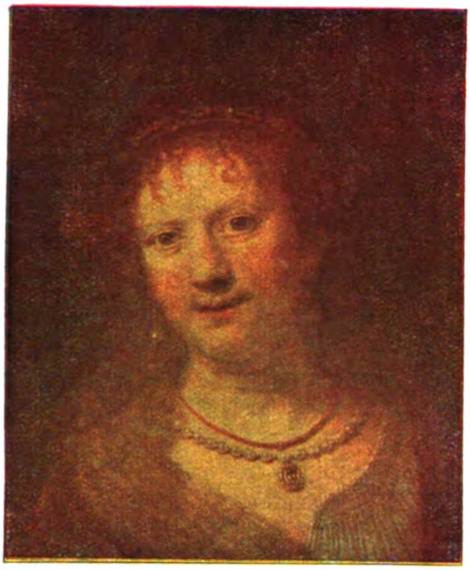
Auch begannen sich feste Gesetze über Frauenschönheit zu bilden; die Ohren sollten klein und weiß, der Mund klein, aber von glühend roten Lippen belebt sein. Volle, blühende Wangen, ein rundliches Kinn, schneeweiße Zähne, dicht gefügt und klein, einen wohl gerundeten Hals und Nacken, hochstehende kleine Büste, weiß wie Alabaster, so hatten die Minnesänger das Ideal der Frauenschönheit entworfen und verherrlicht. Dennoch blieb dem Mittelalter das Nackte im wesentlichen verschlossen, es war weit davon entfernt, etwa wie die alten Griechen dem Nackten in feierlicher Begeisterung zu huldigen. Wenn die Kirche jener Zeit gelegentlich gezwungen war, die Darstellung des Nackten, wie bei Adam und Eva zuzulassen, so geschah dies in so unbeholfener Weise, daß der Begriff der Schönheit bei dieser Darstellung in der Regel argen Schiffbruch erlitt. Einen Beweis bietet hierfür die Statue der Eva am Dome zu Bamberg, ein Werk des 12. Jahrhunderts, für das die Schönheit des weiblichen nackten Körpers bis auf den Kopf ein einziges Mißverständnis war. Ganz anders wußten sich die Künstler jener Zeit mit bekleideten Statuen abzufinden, die als ein künstlerisches Echo jener Epoche uns noch heute erfreuen, wie die Statuen im alten Naumburger Dome bezeugen. Die Kirche beläßt den Statuen ihrer Heiligen naturgemäß das faltenreiche Gewand, wenngleich auch hier die Linie der Schönheit mehr Geltung

Italien um 1507. Kopf der Madonna del Granduca. Ausschnitt aus einem Gemälde von Raffael

Spanien um 1790. Bildnis der Buchhändlersfrau von der Calle de las Carretas. Ausschnitt aus einem Gemälde von F. Goya

Frankreich um 1770
Bildnis der Madame Dubarry
Ausschnitt aus einem Gemälde von Fr. Drouais

Digitized by Google



Holland um 1641. Rembrandts Gattin Saskia Ausschnitt aus einem Gemälde in der Dresdner Galerie

England um 1640. Bildnis von Maria Ruthven, der Gattin Dycks. Ausschnitt aus einem Gemälde der Älteren Pinakothek in München

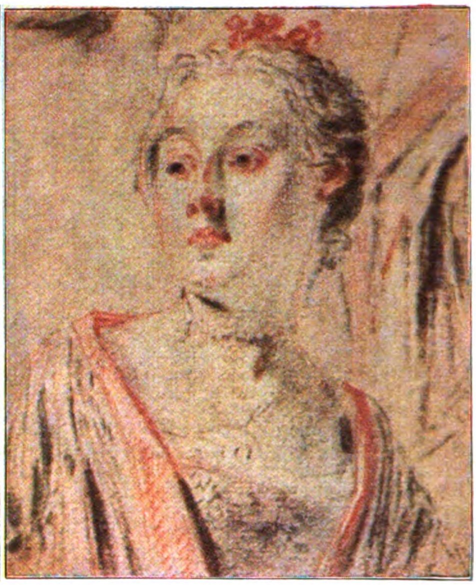
erhält. Und zur selben Zeit, wo der höfische Frauenkult seine Triumphe feiert, nimmt auch der Madonnenkult eine neue künstlerische Note an. Während noch in der altchristlichen Zeit die Jungfrau Maria in bildnerischer Hinsicht mehr als eine römische Matrone erscheint, mit gewissem strengem Gesichtsausdruck, hält jetzt die Mutter Gottes im Kranze blühender Schönheit ihren Einzug in die Kunst. Die glanzvolle Anmut der ritterlichen Frauenwelt spiegelt sich leuchtend im Madonnenkult wieder, der uns fast eine für sich abgeschlossene Kunst beschert. Die Madonna wird zur Göttin der Schönheit, nicht im Sinne der unbekleideten Venus, sondern der bedeckten Frau und Mutter mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Das 14. Jahrhundert brachte dann einen tiefgreifenden Umsturz in der Kunst, die sich von der Schönheit lossagte und die Lebenswahrheit als Parole ausgab. Es war die Geburt des Realismus, der zu jeder Zeit die schwächste Periode in der Kunst darstellt. Die Mode entwickelt jetzt ihre tyrannische Herrschaft, und so gilt das Frauenkleid mehr als die Frau selber. Während die Skulptur fast in Häßlichkeit erstickt, vermag die Malerei wenigstens mit der Darstellung bunter Gewänder zu entschädigen. Als einzige Errungenschaft tritt das brustfreie Kleid in die Erscheinung, das sich allerdings als eine tüchtige Waffe im Dienste der Frauenschönheit herausstellt. Das Frauenhaar, unter den höfischen Frauen kostbar entwickelt, büßt jetzt seine Stellung als machtvolles Mittel der Frauenschönheit ein. Hohe Hauben verdeckten diese natürliche Zierde des Weibes, ja die geistlichen Frauen rasieren die Stirn von allem Haarschmuck frei, um nur nicht ein Bild der Schönheit zu bieten. Die altkölnische und besonders die holländische Malerei gibt uns zahlreiche solcher Beispiele.

Linkes Bild: Italien um 1505 Venus Ausschnitt aus einem von Tizian vollendeten Gemälde Giorgiones

*

Rechtes Bild: Spanien um 1799. Die unbekleidete Maja Ausschnitt aus einem Gemälde Francisco Goyas

Digitized by Google



Links: Deutschland um 1835. Die hessische Hofschauspielerin Therese Peche. Ausschnitt aus einem Miniaturbildnis von W. v. Harnier. Rechts: Frankreich um 1720. Studienkopf von J.-A. Watteau

Die Schule der van Eyck hat uns nicht mit dem Abbild der schönen Frau, wohl aber mit dem der würdigen beschert. Die Madonnen jener Zeit sind Abspiegelungen älterer Frauen, die bar jedes Himmlischen an irgendeine ehrbare Bürgersfrau von damals erinnern. Es galt mehr der Satz von der schönen Seele im häßlichen Körper. Die Kunst bot meist den kläglichsten Abklatsch des gewöhnlichen Lebens; jeder Handlanger schien berufen, für irgend einen Apostel das bildnerische oder malerische Vorbild zu stellen. Bei der Madonna war es ähnlich. Die italienische Renaissance verhalf der entthronten Frauenschönheit dann wieder zu ihrem natürlichen Recht. Es brach eine Zeit an, wo die Schönheit alles galt, wo jedes hierzu berufene Mittel nicht nur erlaubt, sondern ersehnt war. Kirche und Welt empfanden die Nacktheit als etwas Köstliches, weit entfernt vom Anstößigen, huldigte man ihr gleich einem göttlichen Gesetz der Natur. Die Madonnenbilder wandeln auf den lichten Höhen herrlichster Frauenschönheit. Die ganze Schönheit des weiblichen Florenz spiegelt sich kristallklar in den Heiligenbil-

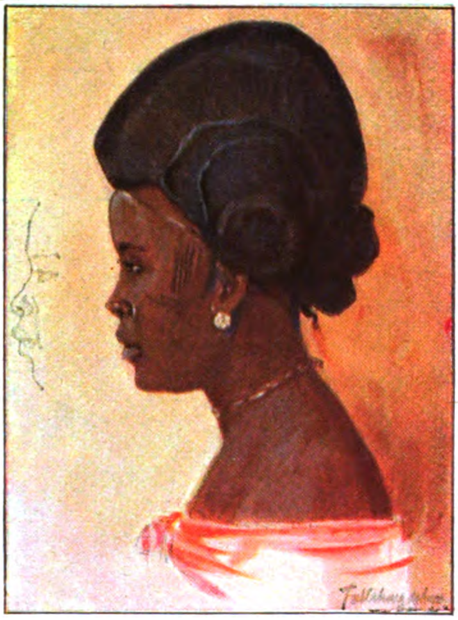
Frankreich zur Zeit des Rokoko: Frau von Laporte als Diana
Gemälde von J.-M. Nattier

Oberes Bild:
England um 1810
Lady Hamilton
*

Ausschnitt aus einer farbigen Radierung von L. Salles nach J. Downman

Links unten: Italien um 1750. Italienische Sängerin. Ausschnitt aus einem Gemälde von Antoine Pesne

Rechts unten: Afrika. In Kamerun 1912. Fullahmädchen. Zeichnung von Ernst Vollbehr



Digitized by Google

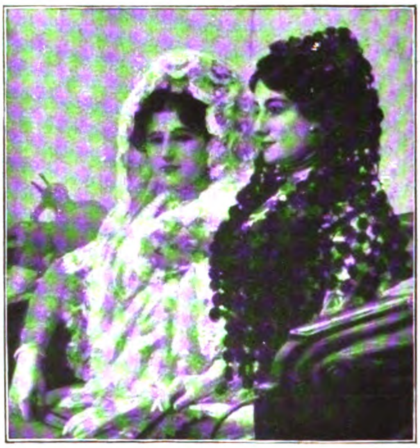
Links oben:
England um 1886
Dame in Weiß
Ausschnitt aus einem
Gemälde von Hubert
Herkomer

★

In der Mitte:
Spanien um 1905
Spazierfahrt
Ausschnitt aus einem
Gemälde
von Henri Zo

★

Links unten:
Frankreich um 1802:
Juliette Récamier
Ausschnitt aus einem
Gemälde von
Fr. P. Gérard



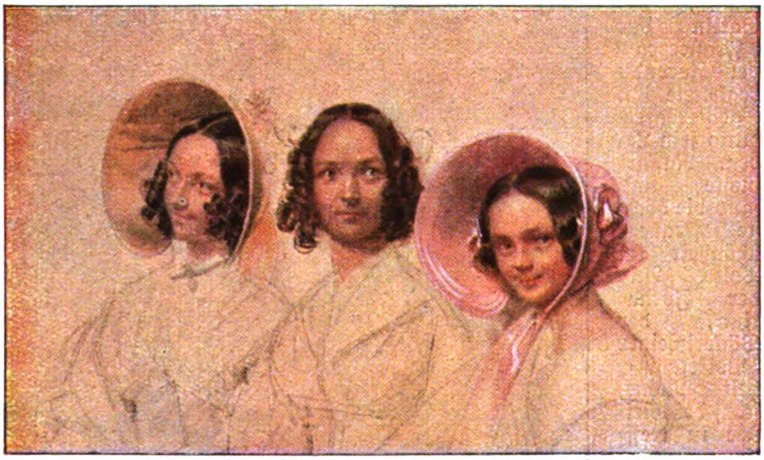
Rechts oben:
Großfürstin Sergius
von Rußland
geb. Prinzessin
Elisabeth von Hessen
Ausschnitt aus einem
Gemälde von Friedr.
Aug. von Kaulbach

★

Rechts unten:
Deutschland um 1838
Bildnis der Freifrau
von Bernus
Ausschnitt aus einem
Gemälde von
Philipp Veit

Digitized by Google

dern wieder. Die vornehme Welt stellte ihre schönen Frauen zur Schau, man bewunderte und begeisterte sich. Die Nacktheit wurde zum selbstverständlichen Gebot der Stunde, und der Mitwelt gehörte, was sonst nur Geheimnis der Ehe war. Ein Beispiel, die schöne Herzogin von Urbino, die uns die Kunst Tizians auf dem köstlichen Bilde



Deutschland um 1839. Auguste Krelinger mit ihren beiden Töchtern Bertha Stich (links) und Clara Stich (rechts). Ausschnitt aus einer farbigen Zeichnung von Franz Krüger

Italien um 1858. Römisches Mädchen. Ausschnitt aus einem Gemälde von Anselm Feuerbach

in Florenz schenkte. Es war die klassische Zeit für Frauenschönheit angebrochen, die zu einer nationalen Angelegenheit geworden war. Leonardos Mona Lisa oder Raffaels Johanna von Arragonien sind nur ein Beispiel unter Tausenden, wie die damalige Kunst ganz in dem Begriff der Frauenschönheit aufging. Die Maler schaffen sich ihren eigenen Frauentyp, zu dem die Formen und Züge von den Ehefrauen oder Geliebten entliehen wurden. Die feinsinnigen Züge von Leonardo da Vincis Mona Lisa finden wir fast immer auf seinen späteren Schöpfungen von Frauen wieder. Das Porträt der

Deutschland um 1775. Corona Schröter. Ausschnitt aus einem Gemälde von Anton Graff

Digitized by Google

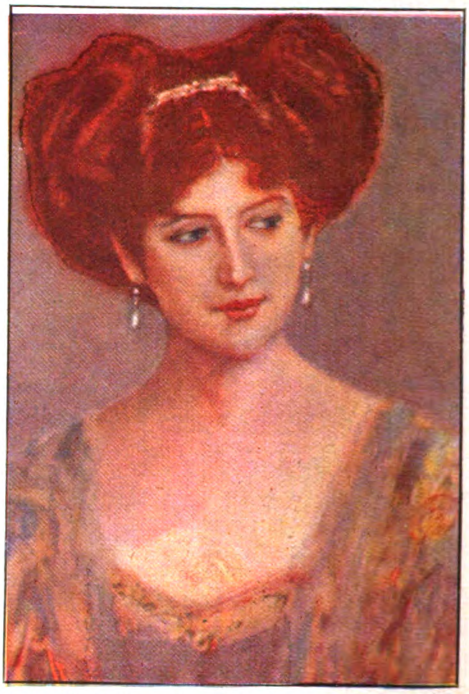
Dame, der Gattin des Francesco del Jocondo begleitete ihn geisterhaft durch sein Leben. Raffael suchte und fand die höchste Frauenschönheit im Volke. Aus der Fornarina, der Bäckerin, einer Volksschönheit Roms, schuf der Meister in trefflicher Veredelung jene köstlichen Frauengestalten, die das unübertreffliche Abbild der christlichen Madonnen abgaben. Bei Raffael tritt die Nacktheit nur in schwacher Entwicklung auf; sie ist völlig frei von jeder Sinnlichkeit und lebt nur dem Ziel reinster vollendeter Kunst.

Zu einer ungeahnten Vollendung steigt jedoch die Frauenschönheit in der venezianischen Schule, an deren Spitze Tizian mit Palma, Tintoretto, Veronese und Bordone den

Deutschland um 1910 Bildnis

Gemälde von Hugo Freiherrn von Habermann

Schweden 1902. Kuver=Maja Ausschnitt aus einem Gemälde von **Anders Zorn**



Deutschland um 1910. Bildnis der Baronin von Wichmann. Ausschnitt aus einem Gemälde von **Albert von Keller**

Frankreich um 1855. Die Kaiserin Eugenie mit ihren Hofdamen. Ölgemälde von Franz Xaver Winterhalter

Deutschland um 1740. Bildnis, angeblich der Nichte des Grafen Gotter

Gemälde von Antoine Pesne

Digitized by Google

Triumph der Schönheit des Weibes kündeten. Das Zauberwort vom blühenden Fleische wurde zur Tat; die Formenwelt des Weibes schritt schrankenlos zum Siege.

Die deutsche Kunst jener Zeit — es muß dies rückhaltlos zugestanden werden — versagte in der Darstellung der weiblichen Schönheit gänzlich. Selbst unsere besten Namen, wie Albrecht Dürer, Hans Holbein, Peter Vischer oder Lukas Cranach scheitern vor der Schöpfung der schönen Frau. Dürers vielbewunderte Eva bleibt noch hinter einer mittelmäßigen Schönheit zurück, sie könnte für den Besitzenden nie Gegenstand des Neides sein.

Die deutsche Malerei jener Zeit sah sich der Darstellung des Nackten hilflos gegenüber, und gern möchten wir heute viele jener damaligen Malereien mit dem Mantel der Liebe zudecken.

Frankreich, obwohl hier die Frau in der Geschichte der Liebe stets eine große Rolle spielte, hat in früheren Jahrhunderten zu dem Kapitel der Frauenschönheit nur wenige Beiträge geliefert.

Ganz anders liegt der Fall in Holland, wo der große Flame Petri Paul Rubens die Frauenschönheit nahezu neu entdeckte. Noch nie war die Üppigkeit der Formen in solcher hinreißenden Gewalt geschildert, wie dies die Frauen Rubens bezeugen. Zum meisterhaften Schilderer englischer Frauenschönheit wurde der Schüler Rubens, der geniale Antwerpener Anton van Dyck, der uns in seinen weltlichen Frauenbildnissen wahre Kleinodien schuf. Unter Ludwig XIV. begann dann die französische Frau in das Reich der Schönheit siegreichen Einzug zu halten, eng gefolgt von der künstlerischen Beigabe des Nackten. Wenn sich die Pompadour als Venus malen ließ, so war dies keine übermütige persönliche Laune, sondern ein Gebot des Zeitgeschmacks.

England 1912. Bildnis
Ausschnitt aus einem Gemälde von P. A. v. Laszlo

Aber diese in der französichen Kunst bald alles überwuchernde Nacktheit stand nicht unter dem hoheitsvollen Zeichen der Sittlichkeit, sond rn sie war verführerische, gleisnerische Sinnlichkeit. Weit über ein Jahrhundert bis zur großen Revolution schritt die französische Frauenschönheit diesen Weg, und noch in unsrer Zeit hat der Pariser Salon Ausstellungen gezeigt, wo bald jedes Bild eine Probe des Nackten bot. Die Malerei wird dann zum sichtbarsten Dokument der sittlichen Entartung eines Volkes. Wie dem auch sei, des Daseins köstlichstes Geschenk bleibt doch das Weib, das in der Schönheit Adel und blühenden Üppigkeit zur Krone der Schöpfung wird. Die Weltgeltung der deutschen Frauenschönheit, voll und ganz würdig hierzu berufen, sei **uns eine ehrenvolle Aufgabe der Zukunft.**

Wien um 1830. Laura, Prinzessin von Schwarzenberg
Miniatur von M. M. Daffinger

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Robert F. K. Scholz

(Zum Aufsatz von Dr. P. Martell „Zur Geschichte der Frauenschönheit“)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Herrn Imelmann's Krähe

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Schluß

Es war ungewiß, ob die alte Adelei auch Hanne Imelmann in diesen Wochen wieder über den Weg gelaufen war.

Als die Marienglocken zu Leos und Villas prunkender Fahrt ins Glück gedröhnt hatten, war sie jedenfalls nicht sichtbar gewesen. So sicheren Menschen, die sich mit dem Leben gut zu stellen wußten, konnte sie nichts anhaben, und um solche hellprangenden, lebenstüchtigen Stätten machte sie selbst giftig knurrend und zischend einen scheuen Bogen. Vielleicht aber hatte ihr die kluge Villa auch heimlich und bedachtsam Kuchen, Braten, Wein und Kompott geschickt, so daß das armselige Hexlein nach der gierigen Labe für ein Weilchen kummerlos schnarchte.

Aber Herr Imelmann war heute gegen Abend der Alten mit ihrem schwarzen zerschlissenen Kiepenstrohhut an einer Ecke begegnet. „Ruhig, Adelei," gebot er ihr. Sie stampfte mit dem Knüppel — „der Deibel, Herr — der Deibel is da oben," geiferte sie irre, als hätte er ihren kreisenden Gedanken widersprochen. Er schob ihr einen Geldschein zwischen die dürren, schmutzigen Finger und ging weiter, „das ist durchaus nicht so sicher, Adelei."

Vor Wenzel Eichhorns Buchladenfenster, das Meister Imelmann stets anzog, sah er jetzt einen Herrn stehen, der ihm gleichgültig war. Aber beim Näherkommen schien ihm der schlanke Herr nicht völlig unbekannt zu sein. Herr Imelmann blieb ebenfalls stehen, sah auf die erlesenen, bunten Schätze, die Fritz Wieses kundige und strenge Hand dort ausgestellt hatte, und nun grüßte ihn der Herr wirklich mit verbindlichster Höflichkeit und mit einem Anflug von aufrichtiger Freude.

Ach richtig, das war ja wohl wieder dieser Professor Schacht, der seit kurzem in Berlin wirkte, in hellem eleganten Sommeranzug mit kleinem Strohhut, der sein dunkles Gesicht besonders liebenswürdig und ferienhaft machte. Man traf sich also nicht, was natürlicher gewesen wäre, in der Berliner Leipziger Straße, sondern in der Dossener Breitenstraße. ‚Aha,' dachte Herr Imelmann verschmitzt; die Adelei hatte doch vorgespukt.

„Guten Tag, Herr Professor. Wieder in unserem netten Dossen?" begann Herr Imelmann wohlwollend die Unterhaltung. „Wie die Zeit vergeht. Es scheint einem schon beträchtlich lange her."

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Imelmann," antwortete der andere respektvoll. „Es hat mir hier bei Ihnen außerordentlich gut gefallen. Ungewöhnlich gut. Auch die Umgebung, soweit ich sie auf unserm reizenden Morgengang nach der Försterei kennen lernte."

Herr Imelmann nickte. „Wir haben auch sozusagen Berge. Das Dossener Hochland."

„Ich besitze schon eine Karte. Herr Wiese war so liebenswürdig ... ich wußte nicht, daß er dem Dossener Buchhandel so nahe steht. Ich war eben um etwas Lektüre besorgt."

„Lektüre?" fragte Herr Imelmann unbestimmt und grüßte einen vorübersäuselnden, unbeträchtlichen Herrn mit herzlichem Hutlüften.

Der Berliner Herr schwieg, bis die Zeremonie beendet und Herr Imelmann wieder gegenwärtig war. „Man weiß in Berlin leider nicht viel von Dossens erfreulicher Idyllik. Man muß sie wohl mit persönlicheren Augen betrachten. Es kam mir der Gedanke, in dem hübschen Parkschlößchen ein paar stille Urlaubstage zu verbringen, in der Eremitage. Sie vermieten ja da Zimmer," erklärte der Herr mit dem ferienhaften Strohhütchen.

Stille Urlaubstage. Richtig. Derlei kam vor, das konnte man verstehen. Herr Imelmann strich seinen Bart. Es würde ihm gewiß gefallen. „Sie sind schon längere Zeit hier?"

„Seit gestern nachmittag."

„Ja. Es ist hübsch bei uns. Ich weiß das schon lange."

„Ich kam heute morgen an Ihrer ländlichen Besitzung vorüber. Die Krähe. Entzückend. Ich hoffe nicht unbescheiden zu sein, wenn ich bitte, auch Ihnen und den Damen meine Aufwartung machen zu dürfen. Aber Sie sollen nein dazu sagen, wenn ich Sie störe. Ich respektiere das vollkommen."

Er war es wohl gewöhnt, Leute von Ruf, die ihn interessierten, aufzusuchen, ob sie in Dossen, Neuruppin oder sonstwo wohnten. Herr Imelmann machte sein strenges Weltgesicht, wobei sich die eine Augenbraue hob. „Sehr willkommen. Wir werden uns

Digitized by Google

freuen. Sie sahen auch die Herrschaften in der Parkstraße?"

Der brünette Herr blickte eine Sekunde fragend. „O ja. Ich habe heute mittag meine Aufwartung dort gemacht. Gestern war es zu spät."

War es zu spät. Dieser Besuch in der Parkstraße schien von etlicher Wichtigkeit für den Strohhutmann zu sein, ein Hauptpunkt und Zentrum seines Aufenthalts, vielleicht; natürlich.

Darauf sprachen die Herren bedauernd von Dinas Großmama. Der sorglose Urlaubsgast war ja Arzt, wenn auch Chirurg. Dina ging, wie man wußte, nur wenig aus dem Hause. Der Herr würde also vermutlich einmal Tee dort trinken, würde ganz schicklich Blumen mitbringen, sich, ohne Doktor Viebahn ins Gehege zu kommen, auch den schlimmen Zustand der Großmama durch den Kopf gehen lassen; vielleicht einen Spaziergang mit dem alten Herrn und Dina oder einem von ihnen machen — einem von ihnen, da er ja auch die weiteren Reize der Dossener Umgebung kennen zu lernen wünschte. Unter Umständen mehrere Spaziergänge und weitere Ausflüge; würde vielleicht auch zum Mittagessen oder Abendbrot gebeten werden, was nicht ganz ungewöhnlich wäre.

„Ich habe leider nur ein paar Tage Zeit," erklärte der Berliner Herr aufrichtig.

„Schade," bedauerte Herr Imelmann und sah ins Weite, als denke er an besonders hübsche weite Spaziergänge.

„Aber man kann ja wiederkommen, denke ich," fuhr der jugendliche Herr Professor liebenswürdig lächelnd fort, als wolle er Herrn Imelmann etwas Verbindliches und Tröstliches sagen.

Allerdings, das konnte man. Berlin war nicht weit. Ein flotter Katzensprung. Das konnte man jeden Sonnabend machen, wenn man wollte und Lust dazu hatte. Auch mitten in der Woche einmal, jeden Tag. „Nicht viel weiter als Wannsee oder Erkner."

„In der Tat. Angenehm nahe. Aber ich darf Sie nicht länger aufhalten, Herr Imelmann ..."

„Ich will ebenfalls hier hinein."

„Dann will ich nicht stören. Ich darf Auf Wiedersehen sagen?"

„Auf Wiedersehen." Sie schüttelten einander herzhaft die Hände. Eine sehnige, feste Hand. Sie war ihm für den Bruchteil eines Gedankens nicht angenehm; sie hatte Dinas Hand berührt. Nun ging der Herr wieder ferienleicht, ein heiterer Fremder, mit seinem lichten Strohhütchen dem Parke zu, der an einer gewissen vertrauten, geweihten Straße begann, und genoß Städtchen und Land und vielleicht einen Gruß von einem Fenster. Herr Imelmann hätte ihm das alles schroff verbieten mögen.

Nach einer Weile lief er nachdenklich wieder nach Hause, höchst gleichmütig und doch mit einem unvermittelten Gefühl, als wäre sein Aufenthalt hier und das ganze Städtchen von etwas Feindlichem bedroht. War er von Sinnen? Nicht mehr als sonst. Ein Komplementärzustand, wie er ihm auch sonst zuzeiten keineswegs fremd war, bloß dem Grade nach verschieden. Er pfiff. Da war Golo. Und am Tor stand Helwine mit einer Dame, die ihm gleichgültig war und die sich eben mit einem flotten Rockschwenken entfernte.

❧ ❧ ❧

Hanne Imelmann hatte also gleich nach Ostern die Vertretung im Cramerschen Lyzeum übernommen. „Ich sehne mich nach einer praktischen Tätigkeit," hatte sie ihrem Papa und den andern erklärt. „Gut, ich werde unterrichten, das trifft sich vorzüglich, das wird mich beschäftigen. Die Bücher machen einen auf die Dauer zu einsam, verdünnen die Lebensluft; man wird selbst unwirklich darin. Ich bekomme dort die ganz Kleinen, das ist hübsch, das verlangt Hingabe und Aufmerksamkeit. In diesen Kleinen ist der Mensch noch am empfänglichsten und dankbar. Da kann man kleine Wunder wirken." So stand sie denn, nach anfänglicher Scheu ein wenig streng in der äußerlichen Haltung, aber mit herzlichem, warmem Eifer vor der Klasse, die kleinen, muntern Mädchen liebten sie, denn sie verstand auch Spaß, konnte sich während der herbsten Wissenschaftlichkeit etwas ganz Persönliches mit ihnen erzählen, das dann flink wieder in die Gelehrsamkeit einbog. Sie berichtete gern von ihren Gören und deren klugem Weltverstehen. Nein, für Fräulein Zeeses Wirtschaft hatte sie wenig Sinn. Diese kleinen Menschen waren gerade das Richtige.

Die frische, starke Helwine ging neben ihr noch immer mit ihrer vergnügt schlenkernden Mappe nach der Schule und betrachtete Leben und Zukunft mit zuversichtlichen, blanken Augen. Im Winter, ja, da sollte mit der Verliebtheit endlich ernst gemacht werden; auch das wollte sie bei Tante Paalzow in Frankfurt a. O. durchsetzen. Fritz Wiese wurde immer männlicher und energischer, bekam sogar körperlich festere Hände und breitere Schultern, sprach tiefer, stärker und ließ sich so leicht von keinem mehr umpusten; sein Lieblingsspruch — er hatte immer solche Leitsprüche — lautete jetzt: man muß es anpacken! Natürlich wippte er noch beim Gehen, manchmal sogar stärker

Digitized by Google

als früher: er hatte noch Pläne, große Rosinen im Sack, man brauchte heutzutage nicht mehr mitten in Babylonberlin zu sitzen, um ein erfolgreicher Verleger zu werden — nun, dies und anderes war abzuwarten; jeder Mensch lebte von Brot und Illusionen; worauf sollte man also noch warten? Die Sache wurde bloß teurer in diesen wahnwitzigen Zeiten! Der alte Eichhorn, dem es seit dem Frühjahr ach ja — Gott sei Dank! — besser ging, wollte ja nun wieder in der ‚Firma' bleiben und sich ausschließlich dem Antiquariat widmen, das würde zum mindesten die ekelhafte Geldfrage vereinfachen.

Leo Nippolds waren wieder zurück und boten der Welt daheim und draußen einen unvergleichlich prächtigen glückhaften Anblick. Sie waren alle schon dort gewesen, denn Leo und Billa kargten nicht mit Einladungen, lagen immerfort mit strahlender Gier wie die Röhrenspinnen auf der Lauer nach Gästen, denen sie sich in ihrem Glanz und zu verzehrendem gutem Neide zeigen konnten. Auch Herr Imelmann war einmal dort gewesen; aber Dina hatte gerade an diesem Abend daheim nicht abkommen können. Der alten Dame ging es recht schlecht, und Dina half jetzt ihrem Großpapa wieder bei der Neuausgabe eines seiner Kommentare. Leo hatte jeden Winkel gezeigt und überall auf seinen wunderbaren Geschmack hingewiesen, er hatte alles selbst aufs anmutendste und prächtigste angeordnet und ausgesucht, sehr hübsch; Herr Imelmann nickte, und Leo war stolz; gegen manches Bijou freilich, das die Hehns und die Nippolds gespendet hatten, und das noch aus seiner eigenen, verflossenen Zeit stammte, schien der Hausherr unempfindlicher zu sein, das war unvermeidlich, der Mensch ändert sich auch durch seine Hochzeit nicht völlig. Man aß vorzüglich, das war selbstverständlich bei Leo, und dann sang er ein paar neue dämonische und zarte Lieder am Flügel, dieser Flügel war besonders wichtig, ein Glanzstück: ‚Allnächtig reichst du mir mit schmaler Hand / Den Schierlingstrank, den brennendsüßen, herben / Bleib bei mir, Liebste, all mein Tag ist tot / Und meine Nächte sind ein bittres Steeeerben ...! Gottegott, die leuchtende, neublühende, heiß prangende Billa würde's ihm leichter machen; aber auch das gehörte dazu. Niveau. In philistros. Herr Imelmann hatte bloß zerstreut zugehört und tief unten in sich seinen schlichten, derbbrummigen Mönchsgesang summen hören: Om dat de Welt is so ungetru ...

Heute sollten die Damen zu Dina kommen. Die war jetzt Herrin im Haus und sah die Freundinnen gern einmal bei sich, einzeln und zusammen.

Sie selbst ging wenig aus, denn die Großmutter war jetzt noch eigensinniger als früher; es war ganz ausgeschlossen, daß Bertha Preterek, das brave, reife Mädchen, zu ihr ins Zimmer kam; sie zeigte sich Dienstboten nicht im Nachthemd, auch wenn es die hübschesten Spitzen und Schleifen hatte, auch die alten Damen ihrer Bekanntschaft durften nicht zu ihr — der Arzt, das war unvermeidlich, kein Mensch, aber schon den jungen Professor Schacht, der auch allgemein-klinische Erfahrung besaß, hatte sie schroff und errötend abgelehnt; man zeigte sich nicht im Bett, auch wenn man frisiert war und ein kokettes Häubchen trug! ‚Darin ist sie immer sehr merkwürdig gewesen,' erklärte der Großpapa nicht ohne Stolz und Verschwiegenheit; ‚ungeheuer spröde und schamhaft!' Sie verlangte nach Dinas sachter, sorglicher Hand, sie forderte das nicht; aber man sah es ihren blanken Augen an, daß sie glücklich war, wenn Dina bei ihr mit ihrer Arbeit saß, ihr vorlas oder plauderte. Großvater war zu unruhig, war schrecklich hilflos in dieser Krankenstubenluft, aber er steckte alle Augenblicke den schiefen Stahlzwicker zur Tür herein und brachte und vollführte aufs zarteste etwas Verkehrtes; sie tat ihm furchtbar leid.

Dazwischen saß Dina emsig bei dem alten Herrn und ließ sich diktieren. Der Schreibkrampf war dem Justizpatriarchen in letzter Zeit böse hinderlich geworden, es ging nur noch schlecht und mangelhaft mit dem Bleistift, gerade bei den ganz neuen umfänglichen Abschnitten, die durch Gesetzesnovellen und Neuentscheidungen nötig geworden waren. Da hatte Dina mit eigensinnig zähem Eifer eingegriffen. Aber sein dünnes, faseriges Kanzleipapier hatte sie kühl abgelehnt, sie war zu Wenzel Eichhorn gelaufen, hatte Fritz Wiese um ein Paket glatten Schreibpapiers ersucht und hatte aus eigener Tasche draufgelegt: „Er hat es billiger gerechnet, fast zum Einkaufspreis," hatte sie den sorgenvollen alten Herrn getröstet, und das war zum Teil wahr.

Auch in die Krähe war sie aus allen diesen Gründen nicht zu häufig gekommen; seit jenem gemütlichen Nachmittag, an dem auch der im Städtchen oder in der Eremitage weilende Professor Schacht gebeten worden war, nur ein- oder zweimal; allein da war Herr Imelmann gerade in Berlin gewesen. Gegen Abend lief sie meist mit Großvater eine Stunde im Park oder in die weitere Umgebung. Sie ging jetzt seltener allein und zügelte ihren jungen Schritt, sie nahm den festen Stock in die Hand — „nun, Großvater?" befahl sie, das war seit einiger Zeit

Digitized by Google

wie selbstverständlich. Der alte Herr wartete schon immer mit größter Selbstgefälligkeit darauf, auf die Minute gestiefelt und gespornt, und kam dann stets ungeheuer erfrischt von diesen Ausflügen wieder heim.

Ein paarmal trafen sie dabei Herrn Imelmann, der sich ihnen anschloß. Dann ging Dina zwischen den beiden Herren. Und Herr Imelmann erzählte von seinen Erlebnissen, alles sehr ungezwungen, heiter und harmlos; aber sie merkte doch, wie sein Blick mitunter eindringlich über ihr Gesicht glitt. Warum sagte er nicht einfach: „ich will dich sprechen;" warum holte er sie nicht kurzerhand und gebieterisch zu irgendeiner Stunde ab: „wir wollen ein Stück gehen!" Ach, sie sollte sich wohl noch immer besinnen — nun erst recht prüfen! Und dann ertappte sie sich dabei, daß auch ihr Blick über sein Gesicht hinspähte, fast so, als erkenne sie ihn hier mit einem Male wieder schärfer und deutlicher. Er sah hier in manchem Augenblick wie ganz früher aus, namentlich in dieser seltsam abwartenden, mitunter abweisenden Haltung — älter, väterlicher in diesem grellen Sonnenlicht.

„Warum kommen Sie nicht mehr zu uns, Dina?" fragte er.

„Ich habe wirklich wenig Zeit. Sie wissen es ja." Sie sah ihn frei und fest an; doch dann wurde ihr Blick unsicher.

„Soviel Zeit kann man schon haben, Dina!" sagte er ernst und fest. Aber es klang auch empfindlich und gereizt, als schlösse er sich in irgendeinem Winkel zu. Und Großvater machte ein erstauntes Gesicht zu dieser Unterhaltung.

Ins Haus der Großeltern kam er seltener. Er begleitete zuweilen Hanne oder Helwine auf eine Viertelstunde und brachte gute Dinge mit. Dann nahm er, wenn sie allein im Zimmer waren, ihre Hände. „Bitte nicht!" sagte sie befangen und ängstlich, als lögen sie vor den andern. Er drückte leidenschaftlich oder zornig ihre Hand oder zwang die ganze süße Gestalt lächelnd und unbekümmert als sein Eigentum an sich. Da verstummte und erblaßte sie.

„Ich hoffte immer, Dina, du würdest einmal von selbst kommen und sagen: ich bin nun fertig! So habe ich es gemeint."

Das tat ihr wieder weh und leid. Sie schüttelte den Kopf. „So ist es doch nicht gemeint..." sagte sie verwirrt. Das ganze Zimmer war ein Traum. Sie selbst. Sein Kuß auf ihre warmen Lippen schien ihnen ein Raub, ja eine Verirrung und eine Anmaßung, und das machte ihn elend.

Ein paarmal, ziemlich am Anfang, hatten sie über Schacht, dieses Gespenst, wie er ihn bei sich nannte, gesprochen.

„Die Einfälle des Lebens sind oft sinnvoller, als man zugeben mag; voll spitziger Magie," meinte er.

Sie sah ihn gerade an. Sie verstand ihn bloß halb. „Nun ja, er gefällt mir gut. Er ist kein gewöhnlicher Mann."

„Gewiß nicht. Nur das?"

„Was noch? So bin ich wohl nicht!" Sie wurde flammend rot, und in ihr spannte sich eine Empörung und ein Zorn.

Er betrachtete sie aufmerksam. Wie hübsch sie war in ihrem Groll, unter dem sich eine Verwirrung, vielleicht eine Qual verbarg. „Nicht gerade so, Dina. Es gibt eine Treue der Erinnerung gerade für ernste Menschen..." sagte er leise und hart und litt, als schnitte er mit einem glühenden, haarscharfen Messer langsam durch sein Herz.

Da wurde sie um einen Schatten blasser und lächelte verächtlich mit einer erregten Bewegung der Lippen. „Vielleicht bin ich treu!" sagte sie mit rauherer Stimme; „dafür kann ich nichts, und dagegen kann auch ein anderer nichts haben!"

„Es ist wieder da?"

„O, nein! — Es läßt sich nicht darüber sprechen. Worte sind wie unsaubere Finger. Dieser Herr aus Berlin ist mir recht gleichgültig —!" Ach, wie unmöglich das war, sie selbst in diesem Augenblick, dieser wunderliche Onkel Imelmann da. Auch er empfand das, eine summende Leere, als wichen sie einander aus oder als entwiche sie ihm in ein Versteck. Auch durch seine Schuld? Aber das wagte der erfahrene Lebensbespäher nicht zu glauben.

Herr Imelmann saß viel in seinem Gehäuse. Er arbeitete, die runde Brille auf der Nase, mit merkwürdig fruchtbarem Gelingen, in einen warmen, dichten Eifer eingesponnen.. Dazwischen fuhr er nach Berlin.. Oder er merkte auf Dina, bis er sie sah oder überlegen vor sie hintrat, bei ihr eintrat. Aber da war wieder die ungreifbare Wand...

Großvater war leider ebenfalls mißtrauisch. Er sprach nicht ungern von diesem Professor, und das war lästig. Er sondierte ganz offenbar diplomatisch, wohl weil Großmutter gleich am Anfang ein paarmal helle Augen gemacht hatte. Er sprach anerkennend von ihm, rühmte ihn sogar und wollte noch dies und das von ihm wissen; obwohl sichtlich eine Sorge in ihm nagte; aber Dina wußte selbst nicht viel. Er schien ihr merkwürdig gleichgültig. „Ich weiß es wirklich nicht, Großvater. Da mußt du schon Doktor Nippold und Villa fragen. Sie sind ja nun

Digitized by Google

zurück. Er wird ja nun wohl dort verkehren."

„Dort auch?"

„Wo denn sonst?" Dina lächelte.

„Ein famoser Mann!" Großvater war gerecht ... Und einer würde es ja wohl einmal wieder sein müssen — o gewiß! Es wäre sonst ein Schicksalsverbrechen, eine unbegreifliche, ungeheuerliche Schönheitsvergeudung! — Jener Herr war in der Zwischenzeit noch einmal in Dossen gewesen und hatte auch bei den Großeltern und Dina wieder Tee getrunken. War auch in der Krähe eingekehrt. Aber Herr Imelmann war das zweitemal, wie Hanne erzählt hatte, nicht dagewesen. Dann war er nicht wieder gekommen. Dina hatte sich wohl etwas kühl gezeigt und vornehm gemessen, als ‚unnahbare Dame, wie sie es sein konnte'. Ja — Gott sei Dank, sagte der Großpapa und war doch unerklärlich ärgerlich und eigentlich enttäuscht.

⌘ ⌘ ⌘

Hanne kam heute schon früh am Nachmittag, um Dina noch zur Hand zu gehen. Sie hatte nur wenige Stunden bei ihren Kleinsten, die sie liebte, zu unterrichten gehabt. Sie brachte allerhand landwirtschaftliche Produkte aus der Krähe mit, was heutzutage nicht kränkend war. Leo würde Villa wohl abholen.

Dann nahm Dina im Wohnzimmer, wo der Teetisch gedeckt war, Hannes Hand. „Was ist dir? Ich sah es gleich."

Da erzählte Hanne mit leiser Stimme von Waldemar Lutze. Sie hatte einen neuen Brief bekommen. Sie hielt die Hände im Schoße gefaltet und sah mit ihren hellen Augen starr auf die blanken Tassen und auf den grellen Rosenstrauß in der Sonne.

Die paar guten Aussichten hatten sich wieder verflüchtigt. Nach Riezke mochte er aus triftigen Gründen nicht zurück, obwohl dort Frau Wendhausen und Fräulein Picht seit kurzem wieder residierten, und so anhänglich er dem Jugendfreund noch immer war. Seine Mittel waren schon im letzten Herbst zur Neige gegangen; ach, er hatte das niemals bedacht, war zu lässig und großartig sorgenlos gewesen, in sich und seine Welt versunken, als würde sie ihn willig und verpflichtet weitertragen.

Nun weilte er noch bei seinem Schwager in Schwaben. Aber das alte, böse Leiden mit seinen schweren Attacken war wieder da, von seiner eiligen Abreise an. Da waren auch die alten, quälenden Zweifel wiedergekommen, für beide, auch für Hanne, um seinetwillen — und dann — ach, da war noch so vielerlei — Verworrenes — unsagbar! Nun hatte er wieder ein paar angeglühte Eisen im Feuer, aber er war krank, kraftlos, unsäglich mutlos. Er nannte sich einen verhinderten und verirrten Lebensstürmer und fühlte sich doch unter allem Hanne schwer und streng verpflichtet.

„Ich ängstige mich, Dina!"

„Du nimmst es zu schwer. Ihr nehmt es viel zu heikel und zu schwierig. — Diese Herren sind auch Stimmungsmenschen, Hanne; selbst dein Papa —" Dina rückte die Vase mit den Rosen auf dem Tisch in einen Sonnenstreifen, sie leuchteten wie gelber Brokat.

Hanne richtete ihre hellen Augen forschend auf Dina. „Ich nehme es nicht zu schwer! Er schreibt nur wenig von seinem körperlichen Zustand —" sie brach ab, und ihre Hände drückten sich fester in ihrem Schoß zusammen.

„Ach, ihr seid umständlich. Ihr könntet ganz gut in der Krähe leben!"

Hanne verschloß sich schroff. „Papa kann nicht für alle sorgen. Er ist selbst noch nicht alt. Und ich glaube, daß auch Helwine an die Krähe denkt. Das tut Waldemar nicht. Ach, wenn es nur das wäre — — Es ist nicht so leicht!" sprach sie erregt; denn sie hatten das alles selbst schon überlegt und bis zum Überdruß erwogen. —

„Ist es nicht grotesk, Dina? Dieser feine, bedeutende Mensch, der aus sich heraus Wertvolles verschwenden will. Das nimmt man nicht mehr allzu ernsthaft. Er ist besonders, wagt es auch heute noch zu sein, er ist nicht bloß lässig — ach nein, Dina. Aber das erregt bestenfalls ein Achselzucken, das ist fürchterlich, immer bloß ‚Wirtschaft', ‚Wirtschaft', man liest und hört nichts anderes als ‚Wirtschaft', als wäre das der Sinn der Welt, es ist ekelhaft, es ist absurd und dumm, als wäre das Geistige, das ihnen nichts nützt und dient, eine Kinderei, eine Straßenvettel, der man einen Papierlappen zuwirft oder an der man verächtlich vorübereilt. Es muß sich furchtbar rächen. Dieses gräßliche Sichanpassen. Es ist das Schwerste, seine innerliche Welt zuzuriegeln, seine Tafeln zu zerbrechen, man zerbricht selbst dabei, schleicht mit einemmal greisig und ausgeleert wie mit entblutetem Leben; o, diese Zeit ist leichter für Leo, auch für Fritz, für Freund Ivo — für Bankkassierer, für Zahllose, aber sie ist furchtbar schwer für einen, der seinen Zielen bis ins Herz und alle Sinne verbunden und verpflichtet ist. Es ist schwer von einem Stern zu springen!" Hanne ballte die zarten Hände, glänzende Tränen standen in ihren Augen, und ihre Stimme zitterte vor Zorn und Schmerz.

Digitized by Google

„Nicht, Hannekind. Man muß es hinnehmen, so banal das klingt. Das Leben ist ein böses Tier; und die Menschen, wenn sie auch von geistiger Erneuerung prahlen, sind nicht viel Besseres — haben sich umgestellt, das heißt sind erst recht sie selbst geworden. Frag' deinen Papa, er hat die heiter-bittere Weisheit."

Hanne atmete tief auf, wie ein Kind, das durch einen leidenschaftlichen Ausbruch befreit und erfrischt ist. „Die hilft nicht immer. Aber es tut gut, wenn man einmal spricht."

„— Ja, das muß gut tun," sagte Dina leise und nachdenklich und neigte das heiße Gesicht in den starken, warmen Duft der gelbblühenden Rosen. „Er wird sich auch nach dir sehnen, Hanne."

Die hob das weiße Gesicht. „Ach sehnen. Du weißt nicht, was wir uns sind und waren, Dina —" sagte sie leise und rasch und brach brennend ab.

Draußen auf der Straße vor den offenen Fenstern und vor den Vorhängen klangen jetzt Stimmen. Das war Helwine, die etwas Vergnügtes aus ihrem oder anderer Leute Leben erzählte, und Villa lachte weich und fraulich.

„Sie kommen schon. Das ist hübsch! Ich bin — der Akelei eben begegnet," sagte Hanne rasch errötend und stand auf.

„Ja, du Kind. —"

Villa war in sommerlicher Seide und ihr anmutig angedeutetes Doppelkinn war ganz rosig. Sie fühlte sich unaussprechlich wohl zwischen den alten Freundinnen. Man war nach langer Zeit wieder einmal völlig unter sich; und drüben in der Promenadenstraße in den blanken Stuben stand das eigentliche weiße und glühende Glück und wartete bloß darauf, daß sie zu ihm zurückflöge. Das war gut zu denken, das belebte, beruhigte und spannte in jeder Sekunde, und gab den blaugrauen Augen einen heiterstarken Glanz.

Natürlich war Villa der Mittelpunkt. Man verwöhnte sie wie eine Wiedergekehrte und gab jedem ihrer Worte, jedem Lachen und Lächeln eine neue, geheimnisvolle Bedeutung. Man legte zärtlich die Hände im Sprechen auf ihre Hände und ließ sie länger dort ruhen, wenn man zuhörte oder die Wirtin Dina um Tee bat oder ihr dankte...

„Erzähle etwas aus deiner Ehe," verlangte Helwine.

„Ach nein!"

Sie lachten alle sehr hell, am melodischsten Villa, die die blühende, spöttische Unterlippe vorschob. Hely bescheidete sich seufzend und ungnädig. Sie bestellte Grüße von Onkel Imelmann, der vorhin ein Stück mit ihnen spaziert war; er wäre zur Bahn gegangen, erzählte sie, hätte sich plötzlich dazu entschlossen und hätte es sehr eilig gehabt. „Ich wollte ihn zu einer Tasse invitieren bis zum nächsten Zuge. Aber er lehnte glatt ab: ‚Ihr junges Volk wollt allein sein. Und Dina — ach Dina hat das Gesicht nach einer anderen Richtung gewandt,' sagte er ernst, wenn er auch lachte. Ja, du kommst nicht mehr viel, Dina, das war früher anders, das ist richtig. Die Krähe nimmt übel."

„Wer so verlobt ist wie du, Helwine, hat kein Recht."

„Oho!... Ja, wir haben alle das Gesicht ein bißchen nach einer anderen Richtung gedreht. Villa ist am schuldigsten," klagte Helwine tiefzufrieden und versank in ihre Tasse.

Dann kam der Großpapa herein, um die Damen als Hausherr zu begrüßen. Aber er wünschte nicht zu stören. Er hatte schon in seinem Zimmer mit Hingebung seine große, bauchige Tasse — Bohnenkaffee geschlürft. Allein er bekam und nahm doch noch eine Tasse, vor Dinas Händen war er schwach. Er sprach witzig und klug wie ein Assessor, so daß Großmutter den Kopf geschüttelt und ihre stillen Bemerkungen gemacht hätte, aber er war auch würdig weise vor diesen warmen, schönen Wesen und fühlte sich köstlich geborgen in ihrer Nähe. Die Großmama indes war nicht zu sprechen, obwohl ihr Dina zartrote Bänder ins Nachtkleid gezogen hatte. „Danke, mein Kind. Grüße die Damen. Du kannst dich einmal um mich kümmern."

... Eine Weile später, mitten im Plaudern, als eine kleine Stille eingetreten war und Dina eben wieder einmal aufstehen und nach ihrer Dulderin sehen wollte, kam Villa mit einer herzlichen Einladung, auch im Namen ihres Mannes für den Sonntagabend heraus.

Das war zu erwarten gewesen, an den Sonntagen war immer etwas bei Leos los. Doch man schwieg allerseits einen Augenblick dazu und sah einander wartend und bedauernd an, denn Helwine und Hanne konnten diesmal leider nicht zusagen. Sie wollten gerade am Sonntag mit Fritz Wiese nach Frankfurt a. O. — ‚erbschleichen', wie Helwine gemächlich erklärte; auch Hanne mußte sich diesmal beteiligen. Sie hatten sich bereist angemeldet. Das war sehr schade...

„— Aber du, Dina? Ich rechne dann bestimmt auf *dich*!" — und Villa nahm und streichelte bedeutsam Dinas Hand.

„O, wie schade. Es wird sich auch für mich nicht einrichten lassen, Villa. Sei mir nicht böse."

„— Warum, Dina? — Herr Schacht hat sich

Digitized by Google

gestern angesagt. Er läßt sich dir und den anderen Damen gehorsamst empfehlen."

„— Danke, Villa. Es wird leider trotzdem nicht gehen. Am Montag früh spätestens muß der schreckliche Kommentar fort, du weißt ja. Ich bin noch im Rückstand, ich war faul, habe in den letzten Tagen wenig oder nichts daran getan."

Villa betrachtete sie ruhig und aufmerksam. „Wenn du wolltest, Dina ..."

„Es geht wirklich nicht, Villa, selbst wenn ich den besten Willen hätte ... Sei mir nicht böse."

Der Großpapa räusperte sich und wollte etwas sagen. Schacht ... Rückstand ... er wunderte sich, setzte mit beiden Händen den Stahlzwicker fester auf die Nase und streifte dabei das kecke Band übers Ohr zurück.

„Höre, Dina ..."

„Lieber Großvater, du darfst mir da nicht zwischenreden. Ich weiß das diesmal besser. Es ist alles genau überlegt und bedacht." Sie sprach sehr ruhig und bestimmt, und es klang im Augenblick unverkennbar so, als hätten ihre Worte noch etliche Hintergründe. Die andern schwiegen und blickten sie an dem Rosenstrauch vorüber, dessen Spitzen von einem heiß flimmernden Sonnenstreifen beschienen waren, ernst und gespannt an.

„Wir dachten, liebe Dina," sprach Villa nach einer Weile langsam, „es würde auch dir ein wenig Freude machen. Oder hast — du etwas gegen Schacht?"

„Ach nein, da irrst du. Du irrst vollkommen, Villa," sagte Dina ebenso langsam und ausdrucksvoll. „Er ist mir recht gleichgültig."

„Gleichgültig, Dina? — Das wird ihm außerordentlich leid tun, so glaube ich."

„Wenn es so aufgefaßt wird, dann ist nichts weiter dazu zu sagen." —

Es entstand nun eine nicht sehr gemütliche Pause. Das war eine geheimnisvolle und deutsame Unterhaltung. Der Großpapa putzte sich zerstreut und eifrig die Gläser und machte dann geheimnisvolle Anstalten, sich behutsam und merkwürdig versonnen wieder zu entfernen.

Kein Zug in Dinas Gesicht war bewegt, aber in ihrer Kehle war ein leises, beklemmendes Klopfen. Sie sprachen heiter von anderen Dingen, und gleich darauf stand sie auf, um Berta Preterek zum Abräumen zu rufen und einen Augenblick nach der Großmama zu sehen.

„Nichts zu machen," sagte Hely seufzend, als sie allein waren, und packte wie die andern ihre Handarbeit aus. Doch die antworteten ihr nicht. Da schwieg man wieder, und bald darauf begaben sich alle der Reihe nach auf den schattigen Balkon hinaus, der von durchsonntem Weinlaub und kleinen Klematisblüten umsponnen war, und in dem grünen Licht leuchteten die Kleider.

„Was nähst du da, Villa? Schon —"

„Du bist unmöglich, Helwine."

„Ich werde also Leo fragen. Es ist merkwürdig, daß in unseren Breitengraden, also auch in Dossen, gerade das Natürliche unmöglich sein soll. Kommt dein Leo, dein hoher und verehrter Herr?"

„Ich hoffe es. Er versprach mir, mich abzuholen. Er kann noch nicht gut allein sein. Und Fritz, der deinige und später deinigste? Wenn du den Superlativ gestattest."

„Ich gestatte. Ist heute unabkömmlich. Macht Inventur im Geschäft," sagte Helwine mit tiefer, schnarrender Stimme, wie ein nüchterner Buchhandlungsprinzipal.

Da trat auch Dina mit ihrem gastlichen Lächeln wieder in den Rahmen der Tür, ihre Stimme klang besonders warm und fröhlich, und auf ihrer Haut stand ein ungewöhnliches Blühen. Sie blickten alle überrascht auf, als wäre sie ihnen noch niemals so geheimnisvoll schön erschienen.

⌘ ⌘ ⌘

Am Montag ging ein warmer Regen nieder.

Herr Imelmann kam aus der Försterei. Er hatte ein paar Wasserhühner mit Panse geschossen. Im Forsthaus saß jetzt immer Stülpe, der Bräutigam, und Luise war verschlossener vor alten Freunden, nicht mehr so feinhörig, ihre Augen waren zerstreut und ihre Lippen fest. Das war langweilig, adjüs Lowise, schade um dich; der laute, derbknochige Riezker Magister macht einen besseren Treffer als du, es mußten nur noch Stülpes Mutter und Schwester, die auch keine leisen und zartknochigen Menschen waren, auf Luises Wunsch aus dem Hause gezaubert werden, aber das war langwierig. Der Regen rauschte. Herr Imelmann zog die Mütze fester über den Kopf, Golo hob die Pfote höher und spitzte die Ohren, von dem Geräusch beunruhigt, als flüsterten Stimmen und schlichen aufregende Schritte darin.

Als sie in die Krähe kamen, trabte gerade die Abendpost ins Haus. Sie brachte ein paar Briefe und Drucksachen. Es war auch ein kleiner, schlicht aussehender Brief an Hanne darunter, er kannte die Handschrift nicht, eine ältere Damenhand scheinbar, er kümmerte sich nicht um die Korrespondenz der andern. Er gab ihn dem Mädchen, das gerade auf dicken, kurzen Beinen über den Hof stapfte, und trat in seine

Digitized by Google

Werkstatt, indes Golo ihm verstimmt und gähnend nachsah.

Auf dem Tisch in der Werkstatt lag ein Kellerband. Er hatte nach dem Essen in dem herbstlich besonnten, vom Abendrot spöttisch beleuchteten und nach reifen Rosen und sauren Trauben duftenden Landvogt von Greiffensee gelesen und daneben auf einem Blatt allerhand flüchtige Skizzen vermerkt ... Figura Leu zum Exempel hinter dem Spiegel an des Landvogts Haarbeutel, Figura ... er hatte seine elegante Brille auf der Nase gehabt und nur wenig oder gar nicht in seinem großen Stuhl geschlummert, sondern seltsam gewärmt, bewegt, und gereizt gelesen. Er hatte so von ungefähr in den Bücherschrank gegriffen, ja, das war oft so, irgend etwas leitete die Hand, eine dumpfe Absicht, eine unbewußte Wahl, die dann die richtige war, Aufschluß oder Förderungen brachte, gleichviel. Ja, der Landvogt . . . oder der Donquichote, seine alte Liebe? Seine Ohren hatten rosa geschimmert ... ein persönlicher Stoff, der war immer der fruchtbarste. Sehr persönlich.

Doch jetzt schob er das alte Buch, das in seinem braven, braunen, erschrecklich vergoldeten Leinwandeinband dalag, zur Seite. Da gongte es drüben schon zum Abendessen; er mußte also schleunigst noch den Rock und manches andere wechseln, er war tüchtig naß geworden von der warmen, pladdernden Himmelslabe.

Aber drüben mußten sie auf Hanne und Helwine warten.

Herr Imelmann ging an den offenen Fenstern des Eßzimmers hin und her und sah in das Rieseln hinaus. Das Pflaster des Hofes war blank; auf dem weißen, runden Tisch unter dem Nußbaum floß Nässe, Blüten, Blättchen und Stengel schwammen und tanzten darin, und die Tropfen spritzten. In der Casa Zinka an der Seite wurde abendlich erbaulich mit Schüsseln gerasselt, und ein weißes Räuchlein kam aus der offenen Tür. ‚Friedlich', dachte Herr Imelmann und dehnte sich, die Hände auf dem Rücken haltend. Golo lag am Kuhstall in seiner Hütte und blinzelte faul herüber, in seiner Hundeseele überlegend, ob ein Ausflug nach dem Fenster zu seinem Herrn hin lohne; ach was, er lag lieber behaglich trocken in seiner Hütte, die Schnauze auf den warmen Pfoten, man war lange genug zusammen gewesen; recht so, Golo, man muß das Leben nicht zu eifrig und zu wichtig betreiben!

Fräulein Zeese räusperte sich. „Wo bleiben unsere Damen?" sagte sie. Die Schüssel mit der dicken Milch kam herein, auf der der fette, gelbe Rahm wie ein dicker, zitternder Pelz stand, geriebenes Brot und der Zuckerstreuer wurden daneben gestellt. „Ja — ja — ja — kommen die Damen denn nicht?"

„Ich weiß nicht, Fräulein," sagte das Mädchen mit den roten Backen, die rauh vor Gesundheit waren.

„Wir haben ja Zeit, Fräulein Zeese," meinte Herr Imelmann mild gelaunt nach dem weiten, feuchten Marsch und in den behaglich trocknen Kleidern. „Hier wird man so leicht nicht älter, was meinen Sie?"

Fräulein Zeese lächelte. Er konnte manchmal auch ungeduldiger sein, besonders in letzter Zeit; und sie sah ebenfalls mit starr werdenden Augen in den Regen.

Sie trat an das andere Fenster und erzählte mit rascher, vertraulich munterer Stimme von den Vorfällen des Tages, machte Unterhaltung, immer etwas befangen und gewaltsam ruckweise, wenn sie mit Herrn Imelmann allein war. Der antwortete ruhig, zeigte ein hausväterliches Interesse, und seine bedächtige, tiefe Stimme gefiel ihm selbst.

Da kam Helwine herein, sie hatte eine besondere Art, auf die Klinke zu drücken und die Tür mit rasch rückwärts greifender Hand zu schließen.

„Entschuldigt," sagte sie kurz. „Es ist nicht meine Schuld." Sie trat an den Tisch heran und sah auf ihren Platz nieder und dann auf die blaue Schüssel mit der dicken, gelben Milch; die schien ihr auch jetzt starken Appetit zu machen, daß sie sich rasch und laut räusperte. „Hanne fühlt sich nicht wohl. Sie kommt vorläufig nicht. Ich weiß nicht, was los ist." Helwine war nicht gesprächig, wenn irgendeine Empfindung, eine Sorge oder ein Geheimnis anderer im Spiele war. Sie schien Neigung zu haben, sich entschlossen auf ihren Stuhl niederzulassen und mit dem großen, flachen Löffel in die weiche Milchmasse zu schneiden.

„Ist nicht wohl, Helwine? Was fehlt ihr denn?" fragte Herr Imelmann und blieb aufgerichtet vor dem Tische stehen.

„Sie sagt es mir nicht, Onkel Hannes. Ich habe sie eben vergebens gefragt —"

„Sie war doch vorhin ganz munter," sagte Fräulein Zeese sofort besorgt.

„Nun ja, diese Schulstunden — das mußte wieder sein!" brummte der Papa ärgerlich.

„Es ist möglich. Aber ich glaub' es nicht. Ich weiß es wirklich nicht, Onkel Hannes."

„Was soll das nun heißen, das klingt mir zu geheimnisvoll, Kinder. Wir wollen uns doch nicht von Launen abhängig machen," sprach Herr Imelmann nicht ohne Strenge, es war nötig, hin und wieder den Herrn und Papa zu zeigen. „Oder sind es doch

Digitized by Google

Vor der Abfahrt. Gemälde von Otto D. Franz

(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

keine Launen, Hely?“ lenkte er gleich darauf wieder freundschaftlich ein. „Was fehlt ihr denn —? Etwas muß es doch sein.“

Helwine hatte die feste Hand auf die Stuhllehne gelegt und zuckte die Achsel. „Sie antwortet mir nicht. Ich habe sie auch nach allem gefragt. — Sie wünscht, allein zu sein und nicht gestört zu werden. Sie will auch nichts essen. Sie hat sich drüben im Gastzimmer — in Dinas Zimmer — auf den Diwan gelegt und bis zum Halse zugedeckt. Da liegt sie ganz starr und ist eiskalt.“ Helwine sah Herrn Imelmann unter den zusammengezogenen hellen Brauen forschend an. „— Sie hat, glaube ich, einen Brief bekommen. Ich sah, wie ihn Liese vorhin hinaufbrachte. Als ich hinaufkam, lag sie schon drüben. Ich wunderte mich bloß und suchte sie; aber sie gab keine Antwort. — Es muß doch etwas mit ihr sein. Sie liegt wie tot mit geschlossenen Augen und weißen Lippen da; wenn man auf sie einspricht, erschrickt und zittert sie, sie muß — ja, es muß ihr etwas fehlen. Ich weiß es nicht. Vielleicht ein Schrecken,“ schloß Helwine kurz und unwirsch vor Verschwiegenheit und Zurückhaltung.

„Ich werde nach ihr sehen,“ sagte Fräulein Zeese hastig, ihre Augen waren unruhig und ängstlich.

„So so. — Nein, lassen Sie, bitte,“ Herr Imelmann ging mit ein paar nachdenklichen und besorgten Schritten im Zimmer umher und blieb wieder stehen. „Ich werde mal selbst hinaufgehen,“ erklärte er. „Einen Brief, sagst du? Ja, es kam vorhin ein Brief an sie, von einer Dame, wie ich flüchtig sah. Von wem kann denn dieser Brief sein?“ Das wußte Helwine natürlich nicht, es war auch mehr eine rhetorische Frage. Und er ging entschlossen zur Tür hinaus, indes die beiden Damen sich ansahen und mit den Augen zu flüstern schienen.

Herr Imelmann stieg langsam hinauf; die alte dämmrige Treppe mit dem braunen Haargarnläufer knisterte bei jedem Schritt. Ein Gefühl der Sorge, der Spannung und Verantwortung und einer nicht unangenehmen Würde mischten sich in ihm, aber diese unzeitgemäße Selbstbeobachtung störte und ärgerte ihn.

Hier oben in dem Schlafzimmer der Mädchen war es noch ganz hell. Alles war weiß und blank, schmal und zart, er kam selten in diese Räume. Als er die Tür zur Gaststube, zu ‚Dinas Zimmer‘ öffnete, glaubte er etwas von Dinas Duft und ihrer Nähe zu atmen. Ein Zugwind entstand durch die hüben und drüben offenstehenden Fenster, die Gardinen bewegten sich, bauschten sich und flatterten, das gab ein aufgeregtes Geräusch, und vor dem Fenster standen die blanken, grünen Baumwipfel und schwankten im Regen.

Auf dem Diwan lag Hanne, eine bunte Decke war bis über ihren Hals hinauf gezogen; ihr Gesicht war schneeweiß und flach und ihr schönes Haar rührend hell. Es ging sofort ein schmerzhaftes Beben und Erschrecken über ihre geschlossenen Lider, als sich die Tür öffnete und der scharfe Zug sie traf.

Herr Imelmann kam näher. „Hanne,“ sagte er, „fehlt dir etwas? Wir warten unten auf dich. Helwine sagte eben, dir sei nicht ganz gut, du möchtest lieber oben bleiben. Willst du nicht mit uns essen? Was hast du denn —?“ Hanne bewegte sich unmerklich, aber sie antwortete auch ihm nicht, er stand und wartete noch. Allein sie sprach nicht, nur das Rauschen des Regens und des Gartens und das leise Fegen der Gardinen war im Zimmer.

Hanne hatte den Kopf nur noch tiefer ins Kissen gedrückt und das Kinn eigentümlich scheu und spitz gehoben, es war eine leidenschaftlich abwehrende Bewegung, und ihre Lider flimmerten.

Herr Imelmann verstand das nicht. In dem Rauschen draußen, in der Stille hier um die kindlich schmale, unerklärlich verstörte Gestalt umwallte ihn eine unabweisliche Zärtlichkeit und Teilnahme, wie er sie kaum je so blutswarm gespürt zu haben meinte, vielleicht ganz am Anfang einmal, als sie noch ein kleines warmes Menschenkind gewesen war, aber derlei vergißt man wieder. Er hob einen Stuhl heran und betrachtete seine Tochter. Er strich über ihr Gesicht, es war kalt. Er wollte die Decke heben und ihre Hand fassen, aber sie hielt die Decke fest und krampfhaft zu. „Bitte!“ sagte sie leise und hart zwischen den Zähnen, und es ging wieder das krankhafte Zittern über sie hin.

Da bog er sich vor. „Hanne, ich möchte wissen, was dir fehlt. Hannekind,“ sagte er nach einer Pause lächelnd und ziemlich hilflos mit Dinas hübscher Betonung. „Was ist denn mit uns los? Hat dich etwas erschreckt? Vielleicht können wir dir helfen oder kann und muß etwas geschehen. Aber wir müssen doch zuvor ein paar Worte miteinander sprechen, nicht wahr? Komm, sei artig und nett, mein Mädchen.“

Sie bewegte die hellen Brauen und ihr blasser, etwas langer Mund verzog sich qualvoll.

„Sieh mich an, Hanne, und gib mir mal die Hand. Sind wir uns fremd? — Ich hoffe nicht. Man war nicht immer mitteil-

Digitized by Google

sam, das war man schon als ganz kleines Kind nicht, hatte eine etwas empfindliche Haut und seinen eigensinnigen Kopf, der keinen fragte. Nun möchte ich eine Antwort haben, Hanne. Dann wollen wir dich in Ruhe lassen."

„Ich kann nicht, lieber Papa. Ich bitte, mich allein zu lassen."

Er sann nach. Die ganze Situation war neu und ungewöhnlich. Mußte er jetzt streng werden? Es war nicht leicht für einen Mann, aber er saß nun hier, ach, diese törichten Mädchensachen! vermutlich war es so was, aber sie tat ihm leid; einfach krank aus heiler Haut, nein, das war sie nicht, davon könnte sie doch sprechen. Es hatte ihn vorhin gleich mit dem Zugwind angeblasen vor diesem in Totenblässe erstarrten Gesicht.

Wieder Lutze etwa? War das gelehrte, im Irdischen unzulängliche Herrchen wieder im Spiel? — Hanne war niemals auf Andeutungen eingegangen, nicht im Ernst, nicht im Scherz, auch früher nicht. Und Dina — ach, Dina hatte später und früher nicht viel verraten, als wisse sie selbst nichts oder als wäre's mehr eine Freundschaft, geistig und anders, mit verschwiegenen Verzichtshintergründen, an denen vorläufig nicht gerührt werden dürfe ... Da hatte man's also!

„So werde ich dich fragen, Hanne. Du bekamst vorhin einen Brief. Der Postbote gab ihn mir mit andern Sachen. Hängt es damit zusammen? Ich möchte es jetzt wissen, Hanne. Wo ist der Brief, von wem ist der Brief, wenn er nicht harmlos ist? Nein, du sollst es bloß sagen," gebot er.

Doch Hanne verschloß sich steinern. Nur ihre stumme Erregung wuchs; sie konnte nicht sprechen, nicht schreien, als wäre in ihr etwas vereist.

„Gut. Ich werde zu Viebahn schicken. Das geht nicht, das darf ich nicht dulden, Hanne."

„Ich will nicht!" stieß sie hervor.

„Du willst nicht?"

„Laßt mich doch! Ich bitte euch!"

Da stand Herr Imelmann auf und ging langsam und behutsam auf dem Mattenbelag hin und her, auf dem auch Dinas Fuß oft geschritten war. Was tat man da? Es mußte doch etwas geschehen; es sollte vorläufig jemand im Nebenzimmer bleiben, beschloß er. Das war mehr als eine Verstimmung, als eine rätselhafte Unpäßlichkeit. Er dachte daran, Fräulein Zeese heraufzurufen, aber die würde vermutlich auch nicht viel ausrichten. Er sprach noch ein paar Worte zu Hanne, dann ging er betreten und verstimmt wieder hinaus.

Unten war man ratlos. Herr Imelmann erzählte nicht viel. Auch Fräulein Zeese kam bald wieder herunter, natürlich mit roten Augen. „Wollen wir jetzt etwas essen?"

Man setzte sich ohne ernste Hingabe. „Helwine, weißt du irgend etwas?"

Die neigte sich über ihren Milchteller, schob rasch einen gehäuften Löffel in den Mund und hob die runden Achseln sehr hoch.

„Herrgott, Ihr Mädchen! Was ist das für eine Geheimnistuerei und Heiligtuerei. Ihr seid allesamt nicht heilig! — Glaubst du, daß es etwa wieder mit — diesem Doktor Lutze zusammenhängt? Ich glaube vorhin einen süddeutschen Ort auf diesem Brief gelesen zu haben, ich beachtete es natürlich nicht."

„Ich weiß es doch nicht. Aber — es kann sein. Ich werde jetzt mal zu Dina sehen, sie wird am ehesten etwas herausbekommen."

„Dina? Sie hat mir nie etwas Bestimmtes gesagt."

„Natürlich nicht. Sie ist auch heilig. Aber sie dürfte noch den meisten Einfluß haben!" Helwine wischte sich den Mund, schade um die dicke Milch, die noch in der Schüssel war, aber man würde es später nachholen, wenn alles wieder im Lot war. Am Ende hatte sich dieser — W. Lutze, wenn es mit ihm zusammenhing, als falscher Waldemar entpuppt und empfohlen, auch Hely wußte nicht allzuviel von den beiden; Hanne war ein tiefes Wässerchen. Aber in diesem Punkt schien ihr allerhand möglich, wenn man sich nicht auf seine eigenen entschlossenen Hände verließ. Sie machte sich noch kauend und mit einem dicken Butterbrot für den Weg bewaffnet in gutmütiger Eile fertig — ach, vielleicht war es überhaupt nicht so schlimm. Na, denn man to, und sie spannte den Regenschirm auf.

Als dann Dina nach einer halben Stunde kam, war es schon dämmerig unten in den Stuben. Sie legte stumm den Hut ab, zog den Regenmantel aus und gab Herrn Imelmann die Hand. Dann ging sie rasch hinauf.

„Nun, Hanne?"

Beim Klang dieser Stimme schlug die langsam und fremd die Augen auf. „Du?"

„Ja."

Dina setzte sich zu ihr auf den Diwan, ihr Blick war spähend. Sie schob einfach den Arm unter Hannes Hals und bettete ihr Gesicht an ihrer warmen Brust. „Was ist?" Sie saßen lange. Hanne schien zu schlafen. Sie atmete rasch und stoßend wie ein wunder Vogel. Der Regen rauschte, und es wurde dunkler. Dinas Lippen strichen liebkosend über das kalte Gesicht, als wollte sie es wärmen.

Digitized by Google

Da begann sich langsam die Starrheit darin zu lösen, die Lippen wurden unter Dinas leisen Küssen weicher und der Atem milder, doch die Augen blieben trocken und verschlossen, und ein Zittern schüttelte oft den ganzen Körper und ließ die Zähne schlagen.

Endlich sprachen sie. Hanne gab feindselig leise und stoßweise, rauh und kindisch Antwort und doch wie mit frauenreifem Munde. Dina streichelte sie unablässig.

Und dann glitt Dinas Hand sacht und bittend an Hannes Arm unter die Decke hinab bis zu ihrer Hand, die den Brief umklammert hielt. Es entstand ein harter, fast wilder und stummer Kampf, dann wurde Hanne schlaff; doch als Dina mit dem kleinen weißen Bogen ans Fenster trat, wo noch ein heller Schimmer war, da wimmerte sie, als wäre sie beraubt, als fröre sie, bis auf die Haut entblößt, ihre Hände griffen rastlos über die Decke — sie setzte sich auf. „Dina —!!" Es klang auch wie ein Ruf nach ihr, und nun würgte sie ein Weinkrampf, sie schlug die Hände vor's Gesicht und erstickte ein Schreien.

Dina las rasch, überflog mit dunklem Blick den kleinen Bogen. Lutzes Schwester schrieb mit einfachen guten Worten auf geraden engen Zeilen, daß ihr Bruder Waldemar ganz unerwartet zu Frieden und Gnade erlöst worden sei. Er hätte nur wenige Tage an einer tückischen Erkrankung, deren entzündlichen Keim er wohl schon lange in sich getragen, gelitten; das Letzte wäre still und ohne Leiden gekommen. Sie hätte um seine ernste Neigung gewußt; aber er hätte, zuletzt hoffnungslos, gebeten, erst zu schreiben, wenn alles vorbei sei. Sie hätten diesem zarten, glühenden und doch so menschlichen Mann heute die letzte Statt bereitet. Ein Zweiglein lag bei, ein paar Bleistiftworte von seiner Hand für Hanne, ein Vers seines geliebten Hölderlin. „Ihr war't das Glück," stand darunter. Dina verschwammen die Zeilen. Wie sinnlos war das, mußte sie denken, nichts anderes; nicht das schlimmgute Herz hatte den Dienst verweigert, wie er stets übergewissenhaft gefürchtet hatte. Eine böse, dumme Zufallskrankheit. Ach, das war oft so, tückisch und brutal.

„Dina ..."

Da ging sie zurück. Hanne griff gierig nach dem Brief wie nach einem Halt. Und als Dina ihr Gesicht wieder über sie geneigt hatte, da schüttelte Hanne, langsam und mühsam ausbrechend, ein wildes, lösendes, unendliches Weinen. Beide umklammerten sich, und dann ward es mit den verrinnenden Minuten dunkler und dunkel.

„Es ist so furchtbar sinnlos, Dina. So grauenvoll sinnlos. Alles ist sinnlos — alles! Es gibt keinen Sinn!" flüsterte Hanne mit heiserm Raunen.

„Was wissen wir, Hanne."

„Dieser feine, glühend reiche Mensch, so begnadet und erwählt, dieser dankbare, heiße, hilflose Mensch, weltfremd und irdisch, kühn und so hilflos, Dina. Es muß einen Sinn haben, Dina, sonst ist es unerträglich! Sonst wird man irrsinnig!"

„Sprich, Hanne."

„Nein, du weißt ja nicht, was er mir war — was ich ihm war und gab — das weiß niemand —!" Ihre Zähne knirschten.

„Hanne."

Dina neigte sich tief über sie und schwieg mit brennender Stirn. Sie dachte an eine ferne, warme Spätsommernacht im Riezler Park, in der sie selbst verstört umhergelaufen war, hörte leise, tröstende, mahnende und heißverschwendende Worte... Hannekind, du Süße, Spröde, du Warme, Barmherzige, du Kindliche, Schwache und Starke — was leidest und verlierst du, hast du so viel geschenkt, wunderliche Hanne? Hat euch selbst der gefährliche Zauber der Lucindenwelt in eurer ach, so klugen Arbeit umstrickt, für den ihr durch diese unvollkommene Welt und eure Sehnsucht bereit wart? Dinas Gesicht wurde schwer vom Blut; sie streichelte die nassen Wangen der andern mit einer unendlich zarten und scheuen, frauenhaft innigen Bewegung. Niemand wußte, was sie jenem gewesen — niemand durfte und sollte es wissen und ahnen!

„... Man muß dennoch Vertrauen haben, Hanne. Glaube mir, das ist nicht bloß ein Wort. Ich hörte manchmal im schweren Verzagen ganz deutlich eine Stimme, die das in mir flüsterte: Man soll sich ins Vertrauen fallen lassen. Und nur leben. Man muß sich ins Leben fallen lassen. Dann löst sich alles."

„Ich habe kein Vertrauen mehr. Ich will keines haben. — Es ist alles wertlos und ausgelöscht, leer und vergebens, jede Bewegung und jedes Wort. Mir graut vor mir und allem."

⌘ ⌘ ⌘

Hanne war zu Bett gegangen, nachdem sie widerstrebend ein Schlafmittel genommen hatte. Sie wollte keinen Schlaf; der schien ihr wie feige Flucht, und das Erwachen war dann um so schlimmer. Doch Dina wußte auch das durchzusetzen. Helwine ging wie mit einem kranken Hühnchen mit Hanne um, sprach tief in der Kehle vor Mitleid wie eine uralte, erfahrene Großmutter mit rotblühendem Mund; ach, das war ja schreck-

Digitized by Google

lich, das mußte man mit energischen Fäusten anfassen und von sich stoßen, wenn man sich erst mal ausgetobt hatte; aber Hanne tobte nicht mal.

„Hely, du kannst ein Stück mitkommen," hatte Dina dann vertraulich zu Helwine gesagt. Helwine war einverstanden und ging, um sich fertig zu machen. Herr Imelmann lief derweil mit Dina wartend unten im dunkeln Hof auf und nieder. Es regnete nicht mehr, aber die Luft war drückend und feucht.

Da oben lag Hanne mit dem bitteren Kummer, das war sehr traurig. Das tat gewiß weh wie ein tiefer Schnitt ins warme Fleisch. Sie tat ihm leid, denn Hanne nahm nichts leicht, nahm alles zu schwer, sie hatte ein allzu reizbares Muttererbe im Leibe, das durch äußere Sprödigkeit vielleicht noch gefährlicher war, sich nach innen verbrannte und verzehrte. Das machte ihm Sorge, er strich mit der Hand über die Stirn und räusperte sich.

Dinas Schritt klang leicht und hell neben seinem harten Schritt auf den Steinen und dann knisternd und geheimnisvoll im Kies. — Diese junge zerbrochene Lust da oben, diese gequälte, brennende Jugend, und er schritt hier im Dunkeln neben Dina, ein besorgter Vater. Er kam sich alt und freventlich verwegen dabei vor, durch eine breite Kluft, eine Welt von — diesen blühenden Wesen getrennt; sie sahen feindselig und fremd herüber mit großen, furchtsamen Augen, als wollte man sie mit ihren zarten, frischen Trieben erbarmenlos aus ihrer Welt reißen, in der sie ihre weißen, blühenden Träume träumten, die vielleicht gar nicht so weiß und blütenrein waren, sondern heiß und wild. Dina ging leicht und schlank, dann stand sie still und schaute auf das Haus.

Er sah ihren Umriß. Aber er hätte jetzt die Hand nicht nach ihr heben können; als verböte sie ihm das mit einer lautlosen, strengen Bewegung, sie und Hanne und Helwine und der scharfe, höhnischspähende Beobachter in ihm selbst. Da spürte er ein Mitleid auch mit ihr, fast eine weise, lebensfromme Güte. Ein phantastisch kreisender Augenblick.

„Sie wird schlafen," sagte Dinas Stimme.

„Ja. — Warum hast du mir so wenig davon gesagt, Dina? Nur eine Möglichkeit zugegeben."

„Ich durfte nicht," sagte die Stimme. „Ich hatte selbst Geheimnisse vor ihr. Das band mich doch, das und andres — über das ich nicht sprechen konnte und wollte."

„Es war doch nicht ganz aufrichtig, Dina. Kannst du so gut schweigen?"

„Man hätte mich vielleicht anders fragen müssen — strenger und zwingender."

„Das hätte ich vielleicht tun sollen, Dina; man hat manches versäumt," antwortete er.

„Ach — es hätte Hanne wohl nicht viel helfen können. Wir müssen gut auf sie aufpassen. Das ist, glaub' ich, jetzt das Wichtigste, das Allerwichtigste!" sagte dann Dina schwer und schmerzlich. „In Hanne ist etwas zum Reißen gespannt. Ich weiß nicht, was es ist."

Da kam Helwine rasch aus dem Hause. Das wirkte gut und tröstlich. Der Hund rannte auf dem raschelnden Kies vor ihr her und witterte aufgeregt blasend am Boden und in der Luft, als wäre darin etwas, das auch ihm nicht geheuer dünkte. Dann blaffte er, starr stehend, einmal rasch mit einem Winseln.

„Ruhig, Golo!" gebot Herr Imelmann tief.

Sie gingen, Dina in der Mitte. Der Hund lief vor ihnen her. Von den Bäumen rieselten viele blanke Tropfen; auf den Wiesen stand ein milchiger Regendampf, zog in Schwaden empor, und fern im Rohr schrie tief und böse ein Nachtvogel. Sie sprachen mit halblauten Worten von Lutze und dann wieder besorgt von Hanne. Die Stadt schlief schon in spärlichem, fahlem Laternenlicht, nur wenige Fenster schimmerten noch hell, und die engen Straßen hallten in ihre Worte.

⌘ ⌘ ⌘

Helwine ging zwischen Ernst und Lachen auf den Fußspitzen in der Krähe.

Tante Paalzow aus Frankfurt war mit aller ihrer Fülle noch einmal und entscheidend dagewesen und hatte den alten, gelben Eichhorn mit ihrer derben Männerstimme für acht Tage krank gemacht. Sie hatte nun gründlichst Einblick in die Bücher genommen, ob er wollte oder nicht, hatte den Alten förmlich verhört und sich über die vielen Bücher, die gedruckt wurden, gewundert: man mußte doch viel Zeit haben und noch viel überflüssiges Geld im Sack tragen! Sie hatte auch wieder in die Krähe marschieren wollen, die war ihr in anmutiger Erinnerung geblieben; aber Helwine und die kleine ängstliche Mutter Wiese hatten abgewinkt, obwohl für Hanne die Begegnung mit dieser verkörperten Tüchtigkeit, die niemals vom Leben in ein berauschtes, krankes Schwanken geraten war, auch durch den seligen Paalzow nicht, am wenigsten als der das Zeitliche segnete, vielleicht heilsam und erfrischend gewesen wäre. Da war Helwine mit dem widerstrebenden Meister Imelmann zu Wieses gegangen, und die alte nette Dame hatte

Digitized by Google

den kleinen, runden Kopf über der Granatbrosche wie ein Kakadu auf die Seite geneigt und hatte Herrn Imelmann mißtrauisch angeblickt: „Sie bringen mich doch noch in die Zeitung, lieber Herr — hoho — ich weiß, daß ich keine Bachstelze oder Edeltanne bin." — „Die kommen eher hinein, Gnädigste." — „Na wenn schon. Wenn es nicht zu toll wird, werd' ich sogar lachen." Und dann hatte man auch hier geschäftlich verhandelt, mit Zahlen operiert, entsetzlich langweilig für Herrn Imelmann, der gar keinen Zahlensinn hatte, den der Anblick einer längeren Zahlenreihe in einen Zustand gelinder Seekrankheit versetzte; er verstand kein Wort, hörte gar nicht zu, ‚in Gottesnamen,' dachte er und strich seinen Bart, wenn ihn die Dame Paalzow mit kleinen, blanken, vor Sachlichkeit tückisch funkelnden Augen ansah. „Ja, sehr vorteilhaft," sagte er, „ausgezeichnet." — „Wie? Darum handelt es sich jetzt nicht, verehrter Herr." ‚Na, wenn schon,' dachte nun Herr Imelmann, „allgemein gesprochen, ich hatte das ganze Projekt im Auge," er sagte tönend Projekt. Die Hauptsache war, daß Helwine und Fritz ins Ehebett kamen, sonst machten schließlich auch die noch Torheiten. Ach nein, Helwine nicht. Die könnte eine Stiefnichte aus Paalzowschem Blute sein. Na, na, kleine, prächtige Hely ... er hörte noch weniger zu. Aber der Dut, das gewundene, graue Rattenschwänzchen auf Tante Paalzows kleinem Kugelhaupt, war famos, wie lackiert und äußerst kokett, und aus den Ohren wuchsen ihr weißgott schwarze Haare, jugendlich schwarze, ob sie sie färbte? Fritz saß verlegen daneben, innerlich glühend, er wurde gar nicht oder wenig gefragt, sondern bloß von Hoffnung, Dankbarkeit und Erbitterung hin- und hergeworfen, er hatte die Empfindung, daß er sich fortwährend bewegte, mit Händen und Füßen zappelte und hastig, überstürzt andauernd dazwischen spräche, so leidenschaftlich waren seine Gedanken, aber er sagte kaum ein Wort, rückte nur einmal vor und zurück auf seinem Stuhl, saß würdig da und rührte kein Glied. Helwine war um so unbefangener, sprach vergnügt und kräftig mit, manchmal rasch hin, wenn die Sache zu kaufmännisch und kritisch wurde, als käme es darauf für sie nicht an; sie war eigentlich die einzige der Gegenpartei, die scharf aufpaßte, die verständigste und auch mutigste, die sich mit der dicken Dame resolut und lachend in ein Wortgefecht einließ, daß die den Bleistift in der gräßlichen Nickelhülse mit einem lauten Klaps auf den Tisch legte und die künftige Nichte halb erzürnt, halb zufrieden und zärtlich ansah, na, die Kleine würde die Karre ja wohl nicht im Dreck stecken lassen ...! Herrn Imelmanns sarkastische Beine aber waren immer länger geworden.

Nun öffnete sich also die Zukunft weit und rosig. Helwine wurde es schwer, daheim bloß mit vorsichtigen und matten Ausdrücken davon zu sprechen. Sie hatte dabei eine eigentümlich geborstene Stimme, und sie hatte oft ein kaum bezwingliches Verlangen, wo sie ging, stand und hantierte, zu singen, unbändig zu schmettern. Aber sie tat es natürlich bloß weit hinten im Garten oder summte wie eine verzweifelte Hummel am dicken, absperrenden Fensterglas. Ach ja, das arme, kranke Hannemädchen, es war aus weicherem Holz geschnitten, das sich nicht bog, sondern schmerzhaft-geheimnisvoll knisterte und splitterte, wenn man es gewaltsam anfaßte, wie manche zu feinen und kostbaren Hölzer; sie tat Helwine schrecklich leid, daß sie oft kummervoll seufzte und dazwischen mit gedoppeltem Grimm die langweiligen Bücher und Schulhefte in einer Empörung und wilden Unlust über den Tisch hin schmetterte. Und die Wohnung ... ja — wo nahm man bloß die Wohnung her —? Wenn Fritz im Oktober ‚eintrat', dann wurde auch die Wohnungsfrage im Winter brennend — am brennendsten! Das alles war wieder schwierig, daß man zuzeiten die Hände ballen mußte, als wollte man mit Fäusten dagegen an.

Hanne fragte nicht viel, als sie es erfuhr, aber sie sagte: „Das ist gut, Hely. Es war ja nur eine Zeitfrage für euch." Es klang aus einer neidlosen, unpersönlichen Ferne. Sie lag noch viel. Sie las in Lutzes Büchern oder blickte starr darüber hinaus und grübelte stundenlang. Dazwischen erging sie sich im Garten, in den Feldern, aber zuviel Sonne mochte sie nicht, die beleidigte sie. Am liebsten war sie allein: „Ich gehe ein Stück," sagte sie scheu abweisend. Selbst Dina war ihr dabei unwillkommen. Sie sprach nie von sich, aber sie hörte den andern geduldig und halb abwesend zu und sagte dann freundliche, gleichmütige Worte. Sie war reifer geworden in den paar Tagen, ihre Haut an den Schläfen war durchsichtiger und ihr Gesicht eigentümlich erfahren, das erinnerte Herrn Imelmann an ihre Mutter und machte ihn unruhig.

„Hanne," sagte er eines Abends im Garten, als der Mondschein auf den Büschen und Wegen lag, da war sie gern draußen, als wäre ihr das blasse, kühle Licht angenehm. „Wir wollen ein bißchen wegreisen. Man spinnt sich zu sehr ein, man verhockt sich. Wir alle. Es wird uns gut tun — Helwine kommt mit, nimmt noch vor den Ferien

Digitized by Google

Urlaub, das kommt jetzt nicht mehr darauf an, sie macht jetzt doch bloß Dummheiten in der Schule und wird bald ihr Ränzel schnüren. Oder — Dina vielleicht, wie? Aber nein — sie wird nicht abkommen können. Oder wollt ihr allein zusammen, du und Dina? Ich habe nichts dagegen, ist mir auch recht."

„Nein, Papa, danke. Ich möchte nicht."

„Man muß sich einen kleinen Ruck geben, dann geht es. Das muß man, mein Kind, das hilft nichts, das verlangt das Leben."

Hanne schwieg hartnäckig, ihre Augen wurden flacher und feindselig.

„Oder — wollen wir zusammen nach Schwaben reisen, Hanne? Wir zwei allein? — Wir sagen es keinem." Er nahm ihre kleine, schlaffe Hand.

Ihre Lippen und Augen zitterten. Es war ein durstiger Ausdruck in dem Gesicht, und die geschwungenen, blassen Nüstern schienen sich zu blähen, als tränken sie plötzlich gierig Fernenluft.

„Du brauchst dann nicht immer bloß daran zu denken. Ja, das wollen wir tun, Hanne. Wir sprechen noch darüber, oder nein — wir können schon morgen reisen. Abgemacht."

In diesen Tagen kam auch der kleine Herr Doktor Porsch einmal ganz unauffällig und zufällig heraus. Seine Blicke waren besonders rund hinter der großen Brille, und sein Behagen war eigentümlich gedämpft. Er brachte auch wieder einige Dinge mit, das war nun mal sein freundliches Laster; aber er hatte diesmal noch mehr als sonst an seine junge Freundin Hanne Imelmann gedacht, einige Bücher z. B., darunter einen vergriffenen, kostbar gebundenen Erstdruck Lutzes, den man irgendwo aufgetrieben hatte, dazu ein seltenes Rähmchen für — nun ja, für ein Bild vielleicht und ja, auch ... ein gesundes Fläschchen ganz alten Weins, was alles er noch behutsamer und geschäftiger als sonst seiner Krokodillledertasche entnahm und wobei er leise und beinah heiter zu Hanne sprach, die stillernst und blaß daneben am Tische saß und seinen Zauberkünsten zusah. Sie nahm alles in die Hand und streichelte es; sie freute sich, sie streichelte auch mal flüchtig Herrn Porschs kurze, feste Hand, was sonst nicht zu ihrer Art gehörte, dabei traten ihr Tränen in die Augen. Porsch sah es nicht; nicht die Spur davon; er war viel zu sehr mit seinem Kram beschäftigt, er neigte die fabelhaft blanke Glatze tiefer in die Tasche hinein und suchte emsig und ärgerlich nach etwas, was sich durchaus nicht finden lassen wollte, und als dann Hanne hinausging, stand er klein und gerade am Tisch und machte ganz weite, beängstigend weite Augen. Ja ... da waren noch ein paar Kleinigkeiten für Helwine ... dachte Porsch bekümmert ... für Fräulein Zeese und Freund Imelmann und wer sonst noch in Frage kommen konnte; aber das war heut nicht so wichtig; da hatte das Kind gesessen, rührend und — unbegreiflich anders. Das war traurig, und er tat einen langsamen Atemzug und hielt den Kopf nachdenklich schräg.

„Was können wir machen, Imelmann?" fragte er später in der Werkstatt, denn er war gewöhnt und immer gewillt, die Dinge praktisch anzufassen.

„Ich denke, wir werden reisen."

„Dorthin?" fragte Doktor Porsch mit gespannten Augen hinter den scharfen Gläsern.

„Ja."

„Ob ich — kann ich euch behilflich sein?"

„Wir sprechen noch darüber. Es ist von Dossen aus manches umständlich."

„Ich möchte ihr ein bißchen helfen," sagte der andere ehrlich, und Herr Imelmann betrachtete ihn aufmerksam. „Nein, man weiß nicht genau, wie es in so einem jungen Menschen aussieht!" fuhr der andere fort. „Man kennt sich da nicht aus. Man kennt bloß die gröbere Sorte — ach, nichts davon. Wie mag es in ihr aussehen, Imelmann? Was hat sie neben uns erlebt? Man weiß nichts. Man will und soll es auch nicht wissen; nein, man möchte bloß helfen, das ist es." Und Herr Porsch stieg mit kleinen, vorsichtigen Schritten umher, die ein wenig ungeduldig wirkten. Dann blieb er verlegen stehen und glänzte mit Brille und Glatze: „Verzeihen Sie, Imelmann, daß ich mich da einmische. Ich gehöre nicht so dazu. Aber ich muß sagen, daß mir lange nicht etwas so — so nahe gegangen ist, als ich sie sah."

„Ich weiß, Porsch. Sie gehören natürlich dazu. Hanne hält außerordentlich viel von Ihnen."

„Man kennt sie von Kind an, hat sie liebgewonnen."

„Ich weiß ..."

„Ich glaube, wir müssen sie hüten, Imelmann. Sie dürfte es ernster als üblich nehmen, ungewöhnlich ernst. Was wissen wir? Ach, diese Kinder; die ganze Zeit ist nicht widerstandsfähig, noch verstört und wie krank. Keine gute Zeit, Imelmann, gerade für junge Leute nicht, die noch keine festverkrallten und harten Wurzeln haben."

„Finden Sie auch, daß sie jetzt meiner Frau so um die Augen merkwürdig ähnlich sieht, Porsch —? Auch sonst?"

„Es kann sein," sagte Doktor Porsch leise und ängstlich, blieb von neuem stehen und sah Herrn Imelmann fest an.

Digitized by Google

„Vielleicht irre ich mich. Man muß es der Zeit überlassen. Auch sie muß es verwinden, wie schon viele vor ihr; ja, das glaube ich," dann brach er unzufrieden ab. „Ich muß nachher noch einmal zur Post gehen, in die Stadt, Porsch. Es ist Eiliges wegzuschicken, ich möchte auch noch ein paar Schritte gehen. Kommen Sie mit?"

„Gut, gut." Der kleine Herr Doktor Porsch ging recht gern mit durch die Stadt, das würde Luft und Leben nüchterner und wieder dichter und bekömmlicher machen. Er hatte sein liebes Dossen heute bloß zerstreut und eilig durchquert, nur mal den Hut geschwenkt, kaum einen Blick auf die netten Lädchen und ihre merkantilen Besitzer geworfen, die erfreut und freundschaftlich gedienert hatten.

„Mir scheint, Porsch, wir sind lange nicht dort herumgeschlendert," meinte Herr Imelmann zerstreut.

„Ein Versäumnis. Es gab leider diese und jene Abhaltung oder verhindernde Lebenslage für manchen von uns."

„Eine etwas unruhige Zeit durch die jungen Leute," antwortete Herr Imelmann nachdenklich und ließ sich auf nichts Näheres ein.

Und dann stiegen der lange und der kurze Herr einträchtig und bedächtig dem guten, nahen Städtchen zu.

⌘ ⌘ ⌘

Sie waren bloß eine halbe Woche fort gewesen, Herr Imelmann und Hanne. Dann hatte Hanne leidenschaftlich wieder heimgedrängt.

Hanne war still, wie verklärt. Sie war vom ersten Tage an und auch in der folgenden Zeit fast heiter, sie sprach auch freier und herzlich und nahm wieder sacht an manchem teil, besonders an Helwines rotbäckigem Glück.

Die hatte ihr viel zu berichten und tat es mit umwickelter, betulicher Freude; sie kam mit allen möglichen Anliegen zu ihr, die auch die andere mitfassen und dem verläßlichen, guten Leben und seinem Alltag wieder nahebringen sollten.

Aber Hanne konnte mittendrin auch plötzlich aufstehen und wieder teilnahmlos sein; so, als erreiche sie mit einem Male nichts mehr von diesen Dingen und Worten; als sähe sie über sie hinweg und durch sie hin, sie waren nicht mehr da, und die emsig und gutmütig schwatzende Helwine stand dann verwundert und gekränkt mit geöffneten Händen daneben, denen alles entfallen war.

Dann ging Hanne hinaus oder sie vergrub sich für Stunden wieder in ihrem Zimmer; sie saß, wie auch sonst noch oft, unzugänglich für alle und alles, bei ihren Büchern und Briefen, die sie immer wieder las und sorglich ordnete und versiegelte; viele zerriß sie auch, als suche sie selbst nach einem Abschluß; oder sie saß regungslos da und sann wieder starren Blickes vor sich hin.

So vergingen wieder ein paar Tage. Danach aber schien dieses ungleiche Wesen sich endgültig lösen und wandeln zu wollen. Es war, als glitte sacht ein Schatten von Hanne ab, hinter dem sie nun noch freier und liebenswürdiger hervortauchte, auch sichtlich von einem klaren Willen und von einer bewußt guten Absicht beseelt.

Heute am Nachmittag, es war in der zweiten Woche nach ihrer Rückkehr, war sie besonders freundlich und gesprächig gewesen, oft voll stiller Aufgeschlossenheit, die alle befriedigte. Tina mußte eine Weile am Klavier spielen, ein paar Griegsche kleine Stücke und Lieder, die Lutze so geliebt und die sie selbst einige Male auf der Geige begleitet hatte; sie machten gemeinsam Handarbeiten, dann las Helwine aus der Zeitung und Hanne selbst las mit ruhiger, fester Stimme aus Mörike und Hölderlin vor; es war fast so wie früher, und das war sehr erfreulich. Nichts von Ermüdung machte sich bemerkbar, bloß zuletzt wurde ihr Blick wieder ein paarmal fremd und zeigte die leichte Starrheit, als sähe sie in eine Ferne, und einmal wurde sie krankhaft fahl wie unter einem Frostschauer. „Ach nichts," sagte sie empfindlich, aber ruhig.

Als es dann dämmerte, stand Dina auf, um beizeiten heimzugehen, denn die Großmutter brauchte sie immer noch, und auch der Großvater wartete. Hanne küßte und streichelte sie zum Abschied, liebkoste ihre Hände und ihr Gesicht und gab ihr noch ein Stück bis zum Tor das Geleit, als wollte sie ihr danken und ihr noch ein Weilchen nahe sein.

Nach dem Abendessen war sie auch eine Zeitlang mit Fräulein Zeese im Garten, bis es ganz finster wurde und die Blumen bleich schimmerten — ach, wie warm, stark und süß, voller Wunder und Zauber war der Garten vorm Jahr gewesen! Sie sprachen viel und leise, die gute Meta Zeese ganz hoch und hinten im Halse, von früheren Zeiten, auch vom letzten Jahr, auch von Riezke, besonders aber von ganz frühen Zeiten. Dann streichelte sie auch Helwine, die noch Hefte durchzusehen hatte. „Gute Hely," und sie küßte sie schwesterlich auf den Mund. Die lachte und wärmte Hannes kalte Hände in ihren starken Händen.

„Eiskalt, gottedoch," und sie hauchte ihren

Digitized by Google

warmen Atem darauf. „Ich muß noch in diesem Zeug herumwüten. Merkwürdig, wie gleichgültig einem allmählich anderer Leute Gören werden. Willst du schon hinaufgehen? Ich werde dich nicht stören, Hanne ..."

„Dü störst mich nicht. Es war gut heute, aber ich bin nun doch müde. Gute Nacht, kleine Hely."

Sie legte sich zur Ruhe.

Als Helwine nach Stunden hinaufkam, schlief sie schon ganz fest. Auf ihrem Betttisch stand in Doktor Porschs altem, feinem Rähmchen unter einem kleinen Efeuzweig und unter zwei frischen Rosen Lutzes Bild, daneben lagen seine Bücher. Sie hatte wohl noch gelesen. Helwine sah es im Mondlicht, das durch die Vorhänge sickerte. Sie machte kein Licht und kein Geräusch, um die Schläferin nicht zu stören. Deren Atem ging unhörbar, und ihre Hände waren auf der seidenen Decke hübsch und sauber gefaltet.

‚Gute Nacht, Hannekind,' dachte Helwine. ‚Schlaf dich aus, schlaf gut, man muß alles ausschlafen, Müdigkeit und Kummer. Etwas hilft es immer, besonders die Zeit. Man muß sich ins Vertrauen fallen lassen, sagt Dina. Ach, Dina spricht jetzt oft so weise und abgeklärte Sachen. Sie hat ja wohl auch einiges erfahren ... Schlaf gut.'

Hanne schlief. Und auch Helwine tat einen tiefen, gesegneten Schlaf, den ihr niemals eine Sorge, ein Leid und Mitleid rauben konnte.

Als sie am andern Morgen gestärkt und zufrieden erwachte, lag auch Hanne noch unverändert, still und sauber drüben in ihrem weißen Bett. Die Hände waren noch immer hübsch gefaltet. Die heiße Morgensonne glitzerte in den Vorhängen und ließ ihr helles, üppiges Haar schimmern, wollte es verbrennen, Vögel zwitscherten, und auf dem Hofe knirschten Schritte und sprach Vater Zinkes tiefe, beruhigende Stimme.

Hanne schlief immer noch sehr tief. Als Helwine sich nach längerem Besinnen und Zaudern endlich erhob, sich leise im Zimmer bewegte und sich dann behutsam einmal über die schlummernde Hanne neigte, da sah sie auch in deren Hand ein paar Efeublättchen und ein kleines, sorglich gefaltetes Blatt Papier mit einigen Bleistiftzeilen.

Hannes Atem schien noch immer sehr leise zu gehen, unhörbar leicht. Als Helwine sich aufmerksamer und tiefer über sie neigte, merkte sie auch, daß das schlafende Gesicht einen stillen, einen fremden und unnennbar abweisenden Ausdruck hatte. „Hanne —" sagte Helwine halblaut und fragend, als wollte sie sie wecken.

Sie flog im Nachtkleid lautlos hinüber zu Fräulein Zeese und klopfte rasch an deren Tür. „Ach Gott, was ist —?" Und dann lief Helwine, nachdem sie hastig einen Morgenrock umgeworfen hatte, so schnell es ging, auch zu Herrn Imelmann hinüber, der noch fest ruhte, obwohl er jetzt oft über schlechten oder gar keinen Schlaf zu klagen hatte. Hanne lag noch immer in ihrem weißen Bett und schlief.

Auch Doktor Viebahn kam dann bald angefahren, der Arzt. Er spitzte flüsternd den rosigen Mund und zog die Stirn hoch; er war noch atemlos, und die runden Augen schweiften gespannt, als er sich wieder aufrichtete. Da stand ein blaues Schächtelchen zwischen den Büchern, dem Rähmchen und einem geleerten Trinkglas versteckt, es trug Doktor Lutzes Namen als Aufschrift. Woher kam das? ... Es war leer, es hatte in kleinen weißen Papierumschlägen ein Mittel enthalten, das wohl seine besonders schweren Anfälle des Nachts, um die sie alle hier im Hause einiges wußten, zuzeiten beschwichtigt hatte. Der Inhalt mußte nach dem Datum auf dem Schächtelchen, wie Doktor Viebahn feststellte, aus dem letzten Spätsommer oder Herbst stammen. Doktor Viebahn blickte Herrn Imelmann über die kleine goldene Brille hin scharf und behutsam an. Auch Herr Imelmann nahm es in die Hand und sah dann auf Helwine, die mit vor Erregung und vom Weinen finstern Gesicht an der Tür von Dinas Zimmer stand und die geballten Hände gegen die weißen Pfosten preßte. Wo kam das her? Das wußte auch Helwine nicht, das wußte niemand, konnte niemand wissen. Hanne hatte es wohl eines Tages in diesem Sommer an sich genommen — vielleicht weil er des lindernden Mittels nicht mehr so häufig bedurfte oder um es ihm sorglich und in strenger, eifernder Liebe zu entziehen oder aus irgendeinem anderen, unergründlich persönlichen Grunde. Sie mußte es gut und verschwiegen gehütet haben ... nein, man wußte es nicht.

Aber Hanne schlief. Schlief sehr tief; weiß und zart.

Keine Falte war in dem Bettuch und in der blauseidenen Steppdecke zu sehen und verrückt. Hanne war still und entschlossen mit den hübsch gefalteten, weißen Händen eingeschlafen. War zart, eigenwillig, kühn und geheimnisvoll, wie ihre Liebe gewesen, vergangen. Ein Hauch. Nicht sehr wirklich und erdenfest, gar nicht derb. Auch dies letzte schien neben dem härteren Leben der anderen, abseits von ihnen, geschehen zu sein.

Digitized by Google

Die Familie Leibl beim Weihnachtsfest
Gemälde von Dr. h. c. Fritz Schider
(Hannover, Neue Galerie des Provinzial-Museums zu Hannover)

Digitized by Google

Digitized by Google

Es war Nacht. Draußen rauschte noch immer der warme Regen nieder und schlug die Blütenblätter zur Erde, daß sie dort fahl verwehten.

Herr Imelmann wachte in seiner Werkstatt. Er sah müde aus. Sein Kinnbart schien bei mancher Kopfbewegung länger und grauer und die Furchen in seiner Stirn und an seinen Schläfen waren tiefer.

Drüben im Haus, in Dinas Zimmer, lag Hanne, von einem Schleier bedeckt. Helwine nebenan fürchtete sich nicht.

Herr Imelmann ging langsam in seiner Werkstatt auf und nieder. Mitunter trat er auf den Hof hinaus, lief auch dort umher und atmete die reine, feuchte, warme Nachtluft ein. Das war Leben, wirkte Leben, brachte einem das Bewußtsein des warmen, auch jetzt noch kostbaren Lebens wieder. Dann stand er beschämt still und sah auf das weiß schimmernde Haus und seine dunklen Fenster. Dahinter schliefen sie. Eine sehr tief, kühl und fremd.

Das war wunderlich. Unwirklich. Hanne war nicht mehr? Das war unvorstellbar. Sie war nie dagewesen. Das war dasselbe Gefühl, die gleiche, unbegreifliche Vorstellung. Was ausgelöscht ist, war nie da. Sein Herz war warm und schwer, voll Barmherzigkeit und Liebe. Die war nie so gut gewesen, so wach, so schien es ihm. Das Leben hatte sie zuzeiten umwölkt, zerstreut, abgelenkt. Nun war es wahrhaft das Blut. Er spürte es mit einer unaussprechlich wärmenden Genugtuung.

Doch, doch! Er hatte sie immer sehr lieb, lieb gehabt, seine kleine Hanne. Auf der Reise war sie ihm unaussprechlich teuer gewesen. Sie war ihm immer ein heller, warmer Gedanke oder eine helle, warme Gegenwart gewesen. Sie waren beide nur etwas ins Scheue geraten, durch die Verhältnisse, durch Erleben, Tun und Art. —

Darüber war nichts mehr zu denken. Ach, keiner ist ganz intakt vor dem Gewissen; man wird niemals eine letzte Schuld und Versäumnis los. Man muß und will weiterleben.

In der Stadt schlug es zwei. Der Regen rauschte. Das fahlschimmernde Haus mit den dunkeln Fenstern war still. Nur das große, verhangene Fenster seiner Werkstatt war hell, leuchtete warm und lockend wie gutes Erdenlicht.

Herr Imelmann ging wieder in sein Gehäuse zurück und schloß die Tür. Dann nahm er eine Weile, körperlich ermattet, in seinem großen Stuhle Platz.

Schlafen? Nein. Er war nicht müde zum Schlafen. Er konnte noch nicht schlafen. In ihm war es unruhig wie in den Bäumen und Büschen da draußen, eine unaufhörliche Bewegung. Dann sann und grübelte er wieder.

Denn da war auch der andere nagende — immer wieder nächste Gedanke. Was lag dem Unseligen zugrunde?

Es blieb ein Grübeln, ein Spähen ins Dunkle. Das Rätsel blieb; und die Scheu vor dem Geheimnis. Tod und Schweigen.

Er griff nach diesem und jenem, tat dies und das. Man mußte etwas tun. Aber es sagte ihm nichts, es war alles falsch.

Da waren auch Bücher. Aber die sagten jetzt erst recht nichts . . . Da war auch der schmale Band, den er vor kurzem in Porschs Bücherei gefunden und in die Tasche gesteckt hatte, ein dünner Band, er war ihm bis dahin fremd geblieben, Petrarcas Sonette, die er seit einiger Zeit vorsichtig spähend zur Hand nahm. Streng und rein. Und auch darin war Tod; merkwürdig, wie einem zu mancher Zeit die Dinge riefen, er hatte das schon öfter erfahren.

Er holte zögernd und widerstrebend den schmalen Band aus dem Spind. Doch er öffnete ihn nicht. Und dann dachte er, das Buch in der Hand, in seinem Stuhle wie neu verpflichtet und gezwungen an den Tod. An die ewig unheimliche Vanitas. Ja — nun war sie ihm nahe, unheimlich und qualvoll nahe, spürbar nahe mit ihrem kalten Hauch, wie lange nicht, wie niemals vorher. Auch dieses schwere, wilde Rätsel umkreisten seine Gedanken. Man entrann ihm nicht . . .

Er entsann sich, während er grübelte, daß er sich manchmal, wenn er in festlichen Räumen oder sonstwo mit anderen versammelt war, plötzlich vorstellte, daß alle um ihn her einmal sterben mußten, vielleicht in naher, nächster Zeit, sie waren heiter, rosig, frisch, gesund, so schien es, glaubten an ein ewiges Diesseits — wer würde der erste sein? Der da mit der langen, kräftigen, herausfordernden Nase und der herrischen Stimme oder das tief entblößte, verträumt spähende Mädchen, das seine nackten Schultern und Brüste und sein Kleid liebte und von der Unvergänglichkeit ihres Leibes und seiner Zauber heiß erfüllt war, der laute, behende Greis, vielleicht er selbst, sie würden alle bald eine letzte schwere, krampfhafte Stunde haben, vergessen, ausgelöscht sein, unwichtig, versunken, die sich so wichtig, bezaubernd und unersetzlich dünkten — das waren Wolkenschatten auf besonntem Felde gewesen und hatten ihn für Augenblicke verstört.

Jetzt war der Schatten schwerer.

Ein Mensch starb. Das war unvorstellbar. Und doch — er hatte noch vor wenigen

Digitized by Google

Tagen in der Zeitung von einem Massensterben in Griechenland gelesen. Es hatte ihn nicht allzu stark berührt, er hatte es mit einer Mischung von Spannung, Grausen und menschlicher Teilnahme gelesen und dann bald gemach vergessen. Es waren Griechen. Natürlich mußten Griechen sterben, das war bedauerlich und selbstverständlich. Griechen oder Rumänen, Türken oder fremde Leute in Leipzig, Düsseldorf, Dresden, auch in Berlin oder Potsdam, das war nicht weiter aufregend. In Dossen, wenn man in der Krähe saß, war es schon beunruhigender. Alle fremden Menschen mußten sterben, das war selbstverständlich, höchst natürlich. Aber je näher sie einem waren, je näher sie einem standen, desto weniger war es selbstverständlich. Da schob sich das Grausen ein, der Zorn, die Erbitterung und der Tod schien unnatürlich, gewaltsam, frevelhaft, sinnlos, eine unbegreifliche, unerträgliche Anomalie.

Kleine, geliebte Hanne — auch dich zertrat und vereiste er, mit deinem Willen. Das war erst recht sinnlos und empörte, daß sich das Herz krampfte und die Hand ballte.

Mit deinem Willen ... war er der Befreier, der große, gerechte Beschwichtiger der unversieglichen Lebensängste, Enttäuschungen und Unheimlichkeiten — der, der die ewige Unrast stillte? Und dann? Das wußte man nicht. Dann kam das Dunkel, das unheimlich war und still, man ahnte nur das Weite, das Freie dahinter, den reinen Hauch der Zeitlosigkeit.

Er lehnte den Kopf zurück und preßte das schmale Buch fest mit den Händen. Er hatte einmal, um die Fünfzig, infolge von Überarbeitung, einen Schwindelanfall gehabt; er glaubte damals in einem Augenblick ganz ruhig, nur feststellend: ‚Nun ist es aus, nun stirbst du,' und zugleich hatte er ein Gefühl des Friedens gehabt, als würde nun gleich sein Leben in eine Freiheit ausströmen. Das war eigentlich ein großes, ein schönes, stillbeglückendes, ganz reines und einziges Gefühl gewesen, das eine Sekunde lang währte. Eine Sekunde. War das die Ewigkeit? Alles ist Träger von Ewigkeiten. Und alles ist Episode.

Ein blühendes, glühendes Leben, das man liebte, zerbrach. Es war unbegreiflich. Unheimlich. Da war wieder das Grauen, der Haß und darunter die verstörte leidenschaftliche Abwehr — und doch war auch jetzt, war auch darin, wenn man einmal inbrünstig in sich und in das Schweigen hineinlauschte, wenn man einmal still war, ganz stille hielt, eine Milde und Lindheit da, die einen an jenes unvergessene Gefühl vor Jahren erinnerte. Mysterium. Leben und Tod und darüber hinaus das Geheimnis des großen Schweigens.

Da erinnerte er sich auch, daß er einmal auf einem Spaziergang weit draußen hinter Türcke den Himmel gegen Abend hatte leuchten sehen, in einem unirdisch hellen, noch nie geschauten strahlenden Gold, daß ihm der Atem still und die Augen feucht geworden waren wie vor einer überwältigenden Seligkeit: er war stehen geblieben, schauend, befreit: — so mußte das Tor der Unendlichkeit leuchten; man wünschte seinen Stab sinken zu lassen, tiefaufatmend die Arme zu breiten, alles zurückzulassen, um geradeaus in den Glanz des ewigen Leuchtens hineinzugehen. — Aber es waren nur die Wolken, die leuchteten, die irdisch segnende Sonne.

Sinnlos? Alles sinnlos? ... Dagegen wehrte sich ein Innerstes. Aber das nützte jetzt nicht viel. Etwas, das wertvoll war und einem bis ins Blut hinein nahe, ward unsinnig zerstört.

Herr Imelmann sah abweisend über den Lichtkreis der Lampe hinaus.

Nein, ein unerfülltes Leben, was konnte es bedeuten und dem Tode nützen?

Er wollte lesen. Man mußte etwas vornehmen, sonst zerrieben sich die Gedanken.

Es war unendlich still. Und in dieser rauschenden, in fernste Fernen lauschenden Stille fühlte man sich selbst wieder bis auf den Grund, erschüttert aufbegehrend und doch auch dankbar und dennoch wertvoll und kostbar, weil man das Leben noch schön und warm, noch stark und sehnsüchtig in sich rinnen spürte. Er schlug langsam das kleine Buch auf.

‚— ihr Engelslächeln, mit so hellem Prangen,
daß Paradiese, wo sie ging, entsprangen,
dies alles ward zu Staub, vom Nichts bezwungen.

Ich aber lebe noch mit Scham und Schmerzen
und ohne Licht, das mir im Glück so teuer,
auf leerem Schiff bei abgebrannten Kerzen,

und lösche selbst das letzte Liebesfeuer.
Vertrocknet ist die Quelle mir im Herzen,
und nur auf stumme Klagen weist mein Steuer.'

Er schloß das dünne Buch wieder langsam ...

Tod und Leben vermischten sich wunderlich und unabweisbar in ihm; Trauer und Süßigkeit, in der die Flamme des Lebens brannte. Hannes und Dinas Gestalten waren im Augenblick magisch und traumhaft

Digitized by Google

zusammengeflossen, waren mit einmal wie eins geworden, waren es schon vorher in einem Untergrund seines Gefühls und Bewußtseins gewesen ... Beide Gestalten in Einer, unerbittlich heischend, mit dem Innersten das Äußerste lebend — doch nun stand Dinas Bild plötzlich allein vor ihm, als lösten sich Schleier, aus denen sie scheu und langsam hervortrat.

Das sollte jetzt nicht sein. Ach, Tod und Eros. Sie waren Brüder. Die Fackel hob sich und sank. Aus Lust wehten Vergänglichkeitsschauer, und aus Vergehen glühte unhemmbar drängend Lust, und unzerstörbar ewig in jedem Augenblick leuchtet die Schönheit.

Er regte und bewegte sich wieder und stand endlich auf. Er ging lässiger umher, sah die Dinge wieder deutlicher, näher und farbiger, wirklicher, faßte und betastete sie. Er genoß es fast, auch wenn es nicht die Stunde dazu war. Es war Leben und war hellsichtige, strenge Wahrheit. Man atmete tiefer und spürte, wie eine lange und noch ältere Spannung und Überspannung sacht wich, eine lastende Dumpfheit entschwebte und wie eine herbe Erkenntnis, die ganz hell wurde, alles noch gewisser machte und schmerzhaft rein fegte. Das tat für eine Weile gut, war gut.

Die Luft war warm und irdisch. Herr Imelmann war plötzlich müde. Da nahm er wieder in seinem Stuhle Platz und schaute vor sich hin in das ruhige Licht.

Er sah sehr klar, während der Zeiger an der bunten Uhr langsam vorrückte und die Einsamkeit jedem Geheimnis Gestalt und Stimme gab.

Man fühlte ein Recht schwinden — man war älter geworden vor dieser stillen Gestalt, sah selbst aus Tragik einen Hohn aufsteigen, man spürte plötzlich eine auch in dieser Stunde spöttische Abneigung gegen alle Romantik und war nicht mehr so bereit für die starken Abenteuer des Lebens mit ihrer Unrast, Unabsehbarkeit und Gewaltsamkeit. Es war aus Nichtigkeit, Vergänglichkeit und schmerzlichem Ernst aufgeweht — auch das: war das alles auch für ihn so einzig, so gewaltig und unabänderlich? Er lächelte fast. Er war sich seines Alters bis in die kühle, besorgt widerstrebende Tiefe bewußt geworden. Das war alles recht einfach und klar, zum Aufatmen durchsichtig und wahr und auch voll menschlichen, gerechten, gütigen Erbarmens ...

Dina, Benedeite, holdestes Gebild, blütenjung, reif und menschlich geheimnisvoll. Es war auch — ein letztes Dürsten nach kostbarer Jugend, ein leidenschaftliches Sichwehren gegen Erledigtsein und Vergehen. Ach, Leben, Glut, Jugend, war alles; inbrünstiges Wollen, Können, Nehmen. Was danach noch kam, war ein fahler Nachglanz ferner erloschener Sterne. Und dann kam der Tod. Er hatte es manchmal gefürchtet, daß es zu spät käme und unvermeidlich wäre. Aber er wäre früher auch an ihr, an dieser Hohen vorübergegangen, mißtrauisch ungeschickt, mißgeschickt, nun war es wie Hohn und Schicksal und eine — weisere Feigheit.

Dina, Gegrüßte, aller Lebenssüße Trägerin und Spenderin ... auch dein Herz ist unbezwinglich, unerbittlich; schlägt heißeren Schlag, will andere Lust und sein Recht; in deiner Erinnerung und in deinem Blick brennt anderes Ziel. Er neigte die Stirn, stützte den Kopf und legte die Hand über die geschlossenen Augen.

Der Regen rauschte weich und einsam vor dem geöffneten Fenster, ein lauer Wind voll nächtlichen Lindendufts wehte herein und strich über sein Haar und die grauen Schläfen. Die ferne Turmuhr schlug durch die Weite der Nacht.

Es war drei. Drüben schlief das Haus, schlief Hanne, und die Einsamkeit raunte.

Da erhob sich Herr Imelmann, er beobachtete sich selbst dabei wie einen Fremden, sah die Adern auf seiner Hand, strich seinen zerzausten Kinnbart glatt, übernächtig und bleich, nun bis in die Seele müde. Er sah erstaunt seine spöttischen Zeichnungen an der Wand — — ja — ja — auch das kam wieder. Das Leben würde auch danach nicht allzu ehrwürdig und ernsthaft sein und er selbst am wenigsten. Man würde vielleicht — bei diesem und jenem Aspekt — sein Lachen und Spotten etwas dämpfen müssen oder noch mehr auf sich selbst beziehen. Das würde vielleicht hier und da etliche helldunkle Gesichte und gefühlvoll sarkastische Hintergründe geben. Nun, das wußte man vorher nicht so genau, und das war jetzt auch nicht so wichtig.

Er drehte das Licht aus und stieg langsam in seine Schlafkammer hinauf.

Schlafen. Nun würde er schlafen. Wer lebt, muß schlafen.

Gutenacht, kleine, rätselhafte Hanne; auch du warst bloß ein heißer Mensch, ein Weib, in Abgründe und Menschlichkeiten und Barmherzigkeit verstrickt, die unser aller köstliches und klägliches, bemäkeltes und gepriesenes Teil sind, verschwenderisches und verstörtes Kind ... wo mag dein Schleier jetzt wohl lieblich wehen? wie die priesterliche Liebe Petrarcas singt. Man soll nicht so unerbittlich sein, Kind! Das sind unsere Erleb-

Digitized by Google

nisse am Ende wohl doch nicht wert, — am wenigsten die Menschen.

Er starrte noch eine Weile mit gehobenen Brauen ins Licht und verzog mit einem schwachen selbstverächtlichen Lächeln die Lippen. — Schlafen — vergessen.

Er legte sich nieder, wie einer, der lange gelaufen ist, rührte sich nicht mehr und schob nicht an Kissen und Decke. Als er die Augen schloß, umraunte ihn eine liebliche Versmelodie, die Hanne manchmal des Abends, wenn sie müde war und sich zum Schlafengehen rüstete, lächelnd vor sich hingesprochen hatte: ‚Schlaf, süßer Schlaf, obwohl dem Tod wie du nichts gleicht, auf diesem Lager doch willkommen heiß' ich dich, denn ohne Leben so, wie lieblich lebt es sich, so weit vom Sterben, ach, wie stirbt es sich so leicht!' Er hörte nur den kostbaren Sinn, nicht die Worte. Dann erblaßte und verstummte der geliebte, zarte, zärtliche Mund traurig und verwirrend.

‚Liebe, kleine Hanne,' dachte er beklommen.

Und dann fühlte er, seltsam gleichgültig gegen Tod und irdisches Verlangen, das süße Leben ins Leben verrinnen.

⌘ ⌘ ⌘

Sie kamen von einem langen Spaziergang nach Dorf Türcke hinter Riezke heim. Eine hohe Buchenhecke umschloß den Platz um die alte kleine Feldsteinkirche, eine lichtgrün überwölbte Pforte war eingeschnitten, dahinter war es still von alten Bäumen, Büschen und Kreuzen, auf denen Vögel wippten und Blumen schwankten. Den Ort hatte Hanne bestimmt.

Tante Lührs war für ein paar Tage herausgekommen. Sie stieß immer noch mit ihrem Schirm hart auf den Boden, wie die mit der Welt hadernde Akelei.

Sie ging mit ihrem gravitätischen Schritt zwischen Helwine und Dina. Golo lief vor ihnen her. Die alte Dame hatte marschieren wollen, sie war gut und stramm beiwege, sprang wie ein Hirsch, den dicken faulen Pony Nöhl schätzte sie gering. Sie schüttelte im Marschieren immer noch den großen Kopf, machte die langen Lippen dünn und zerdrückte und zerbiß eine Menge Gedanken, daß sie mitunter, wenn sie nicht gerade sprach, vor sich hinbrummte.

Sie gingen die alten Waldwege.

Weit drüben ragte im dichten Busch die Tote Mühle, schwarz und verwittert, einsam zwischen den Bäumen. Dina sah ernst hinüber. An der Moorwiese hinter den Türcker Ausbauten stand Lene Uchtes Haus, von steifen rosafarbenen Stockrosen und grellem Mohn und Fingerhut umschimmert; Garten und Haus schienen leer, Fenster und Türen standen weit offen. In der Schule in Dorf Riezke wurde zur Geige gesungen, die Flachsköpfe hoben sich neugierig, Herr Lehrer Stülpe setzte die Fiedel ab und machte einen Diener; danach sang er um so lauter und schöner mit. Das war alles wie ein hübsches Bilderbuch.

Nach einer guten Weile begann der große Park. Grün dämmeriges Licht lag unter den hohen Bäumen, die weich rauschten. Das gelbgetünchte Schloß schimmerte auf, die beiden wunderlichen Rundtürme mit blanken Fenstern, man sah flimmernde Wege hinansteigen, vor der Terrasse war es flammend rot von dichten Pelargonien. Ein paar Damen mit weißen Sonnenhüten schritten langsam Arm in Arm den einen Weg herab, Frau Lily Wendhausen und das stämmige Fräulein Picht, zwei farbige kleine Striche, die sich sacht und unwirklich bewegten. Alles weitab. War man jemals darin vertraulich mitspaziert, hatte geritten, befreundet geschwatzt, heiter Bälle geworfen? — lange her, so daß es niemals wahr gewesen schien. Dina senkte langsam die Lider mit den seidigen Wimpern, daß ihr Auge völlig verdeckt war. Auch dort drüben war sie einmal außer sich gewesen, hatte ein Brand auch in ihr geloht — das war dennoch unvergessen. Aber die dicken spitzhütigen Türme hatten etwas Fremdes, Feindliches.

„Ihr seid da nicht mehr?" fragte Tante Lührs, blieb stehen und atmete scharf durch die Nase wie ein Wachtmeister.

„Nein. Frau Wendhausen ist leidend. Noch mehr als früher. Ich traf sie einmal bei Eichhorn in der Stadt ..." antwortete Dina.

„Dieses Riezke ist mir unheimlich. Viel zu groß für die beiden Figürchen!"

Die weiße Parkmauer gleißte heiß und ermüdend. Endlich wehte ein frischer Hauch vom See herauf, der Stirn und Sinn erquickte. Das Wasser blitzte weiß durch die dunklen Erlenbüsche und in der Ferne leuchtete es selig türkisblau. Man stieg erfreut hinab und ging am Waldrand hin. Hier kannte man jeden Strauch und Busch; der weiche Boden federte und klang hohl, er duftete stark nach heißen Nadeln, trocknem Moos und Wacholder und an den roten Stämmen rann hellgelbes Harz.

Die Damen blieben manchmal stehen, denn der Ausblick wurde weiter, freier. Auf dem Wasser lag Stille und ruhigsonniger Nachmittagsglanz. Man sah es und sprach nicht viel davon; Tante Lührs sog die frische Wasserluft tief und gierig ein und hatte kleine Schweißperlen auf der dunkelbehaar-

Digitized by Google

ten Oberlippe, die mitunter wunderlich zitterte, als hielte die kleine, alte, gravitätische Dame immer noch Selbstgespräche.

Sie wollte morgen in aller Frühe heim. In Berlin wurde soviel eingebrochen. Wenn Lina auch jedem Mannsbild einen höllischen Schrecken einflößte, gegen Messer und Pistolen war auch sie nicht gewappnet; schließlich lag sie schon mit einem Stiel in der Brust da — gräßlich! wenn man dabei war, dann plagten einen wenigstens keine Schauervorstellungen. Hier nützte sie doch nicht viel, gar nichts. Was zu sagen war, das war gesagt, wenig genug. Man konnte nicht immer dasselbe reden und mit dem Kopf wackeln. Sie sehnte sich auch nach ihrem Bett, nach ihrer Gasse, nach dem gerissenen Gadebüschchen, nach ihrer Arbeit, nach Lina mit ihrem Gesangbuchgeplärr, nach ihrem festen Alltag und ihren ‚Knospen.'

Sie schritt flotter aus; schlenkerte mit dem Arm; sie sprach ruhig und nüchtern von morgen.

Sie sollten sie bald mal besuchen, die Damen, sollten immer mal mit zu ihr herankommen, wenn sie in die Stadt fuhren, man müsse mehr zusammenhalten; na ja, im Sommer würde nicht viel daraus werden, noch weniger als sonst! Aber die kleine Stube stände immer bereit. Ob Dina sich wieder in Dossen vergraben wolle? Schließlich mache das Reichsamt ohne sie pleite. Na wenn schon. Und sie brummte wieder und schlug energisch nach den kleinen Waldfliegen und Mücken. Ach, das wisse sie noch nicht, antwortete Dina kurz und sah verträumt mit dunkelglänzenden Augen aufs Wasser, über das der leichte Wind schattenhafte Streifen legte. Nun schön; Helwine hatte natürlich ganz andere Gedanken und Sorgen! Im Frühwinter wollte sie ihren Fritz Wiese an die Ehekandare nehmen, das nette, hochmütige Jungchen; aber Tante Lührs wurde noch immer nicht ganz warm mit ihm, er zog sich noch immer, wenn sie sich wohlwollend prüfend mit ihm befaßte, in sein Schneckenhaus zurück oder krümmte sich wie ein Igel. Der alte Johannes Imelmann gedachte ihnen die Krähe einzuräumen. Das war neu; aber das lag jetzt nicht gerade fern und war auch nicht ganz unverständig, hm — m ... die brave Meta Zeese, das gute bejahrte Mädchen, sprach nur noch mit schwingendem Zäpfchen unter ihrer heftig gebauschten Tolle, die dabei förmlich zitterte — sie wollte, wenn's wirklich so weit wäre, zu ihrem Bruder ziehen, sagte sie, der ein verwitweter Zahnarzt in Thüringen war, der war sozusagen ihr Reservat. „Wie alt ist Zeeses Bruder eigentlich?" fragte die Dame Lührs aus ihren Gedanken und stieß mit dem Schirm auf den Boden. „Ziemlich alt —" meinte Helwine zerstreut, natürlich tat es auch ihr leid, aber so war nun das Leben; Meta bekam jetzt manchmal im ruhigsten Augenblick Tränen in die Augen und lief, sich eilig räuspernd, munter hinaus, um einen Kuchen anzurühren oder blutrünstig ein Hähnchen zu schlachten. Ach ja — vielleicht später mal, wenn ein halbes Dutzend Kinder da war, drei, vier, dachte Helwine bekümmert und zuversichtlich. Es würde also manches anders werden, meditierte und brummte die alte Lührs — Hannes Imelmann selbst gedachte erst mal eine Reise zu machen, vermutlich wieder mit diesem Doktor Porsch, der ihr vorm Jahr hier in der Krähe zu Hannes Geburtstag einen Luffaschwamm geschenkt hatte; aber Imelmann sprach nicht geschwätzig davon; er strich seinen Bart und machte ein paar zerstreute Andeutungen, wobei seine Nase noch hagerer wurde.

Sie wollte heim. Am liebsten schon heute abend. In ihrer Neustädtischen Kirchgasse wollte sie die Welt weiter beknurren, mit ihren Knospen krakehlen, um etliche Erfahrungen reicher, aber nicht klüger; nee, je älter man wurde, desto — unweiser kam man sich vor — bloß die Dummen wußten alles! Sie blieb stehen und sah, wieder kräftig durch die stattliche Nase atmend, auf das blanke Wasser. „Das ist sehr schön hier," sagte sie; „auch die Stille. Aber ich weiß nicht, ich finde, die Natur und die Stille hat manchmal etwas zu starkes für Leute, die sie nicht so gewöhnt sind. Sie ist wie ein Mensch, der immer ehrlich ist und immerzu seine Meinung sagen muß — hm — m, auch wenn man sie nicht hören will. Das besorge ich lieber selber. Ich bin mehr für Menschennähe und Wagenrummeln, ich ändere mich nicht mehr. Ich mag nicht immer meine Gedanken wachsen hören und falle lieber selbst andern auf die Nerven. Aber für eine Weile ist es doch hübsch! Für das da muß man auf die Dauer ein sehr gutes Gewissen und gute Gedanken haben oder eine andere Lebenstechnik. So sagt man ja jetzt wohl."

Kleine Enten tauchten auf und verschwanden, als würden blanke schwarze Bälle über die Fläche gerollt. Das gefiel ihr wieder. Und plötzlich, in einer kleinen Bucht, um die der Weg führte, stand in einem Sumpfwinkel am Schilf ein Storch auf einem Bein und sah streng und aufmerksam mit schrägem Kopf ins dunkle Wasser. „Kuck mal, Helwine."

Digitized by Google

„Ja," sagte die und lachte. „Stören wir ihn nicht; er denkt vielleicht nach."

⌘ ⌘ ⌘

Ein paar Tage später war Dina wieder draußen. Auch Villa war für eine Stunde dagewesen.

Nach dem Abendessen, als Fritz Wiese und Helwine an den Rosen schnitten, sagte Herr Imelmann: „Kommen Sie, Dina, wir wollen ein Stück laufen."

Sie wandelten durch den Garten, dann traten sie auf den Weg zwischen den Wiesen hinaus. Der Abend war hell und sehr blau, im Westen schwammen ein paar rotgoldene Wolken, wie besonnte Segel auf einem südlichen Meer, ihr Widerschein glomm in fernen, kleinen Fenstern und lag auf den Bäumen. Ein klares Licht, in dem man jedes Blättchen und jeden Halm schwanken sah.

„Wir haben uns lange nicht gesprochen, Dina."

Sie schwieg, von der ruhigen Helligkeit umfangen, die das Auge wohlig fesselte, alle Sinne. Sie schritt leicht aus.

„Ja, ich denke daran, für den Rest des Sommers wegzugehen. Aber ich schwanke noch wegen des Ziels. Ich bin eigentlich ein Seemensch; nichts erfrischt mich mehr als die See. Etwas ganz Starkes, Nordsee, Sylt. Doch wenn ich mir dann wieder das grüne Oberbayern oder ein Stück Schwarzwald vorstelle — man schwankt immer, Dina. Ich war früher rascher in meinen Entschlüssen, weniger wählerisch; freilich lag so etwas immer in mir. Man hat zuviel Phantasie; aber das sagt nicht alles," plauderte Herr Imelmann und schlug mit einem Zweig, den er in Gedanken abgerissen hatte, in die Luft. „Du wirst in Dossen bleiben?"

„Ja. Ich kann nicht weg. Ich werde viel im See drüben baden."

„Dumme Sache, das mit der Großmama."

Herr Imelmann betrachtete sie. Alle Linien an ihr waren rein und streng und doch weich, von einer inneren Spannung belebt.

Er nahm ihre Hand.

„Dina, wir müssen einmal sprechen. Das ist unnatürlich."

Sie blickte groß gerade aus, noch immer schweigend und verschlossen.

„Ich glaube, Dina, es ist manches anders geworden inzwischen!" fuhr er nach einem Nachdenken fort. „Ich denke nicht nur an unsere liebe Hanne ... Gewiß hat die letzte melancholische Zeit manches noch wacher gemacht; oder auch menschlicher, ehrlicher, um es klar zu sagen. Aber nicht bloß die. Es war alles schon lange vorher da. —"

„Ich glaubte — man würde mir wieder helfen," sprach sie mit klarer Stimme und in einem Schwindel wie vor einem Sprung.

„Ja, Dina. Ich habe dir einmal geholfen. Und du schwebtest und schlossest die Augen. Wer kennt euch? Du Mädchenfrau — du fandest Halt, Beschwichtigung, Erfüllung im Verzicht, ich weiß es nicht. Aber auch du hast niemals fest geglaubt."

„Wir wollen gehalten und beherrscht sein," sagte sie erregt, wie böse.

„Beherrscht? Ja, Dina. Ich wußte auch das, aber wer vor Wundern steht, der ist demütig, auch zaghaft. Wer Schätze in der Hand fühlt, ist ängstlich. Das war falsch, sehr falsch, gewiß. Aber doch natürlich für einen Menschen mit ehrfürchtigen und mannigfach enttäuschten Händen. Vielleicht zieht ihr die robuste Faust vor," sagte er mit einem Pathos, das ihm unangenehm klang und falsch schien.

Sie schwiegen. Die Grillen im Felde schrillten, und von dem dicken Kleefeld her wehte ein warmer Duftschwaden.

„Kam einmal das Erwachen, Dina?" fragte er herzlich; „nicht ganz äußerlich wie irdische Mystagogen wissen werden. Es ist etwas Verwandtes zwischen uns und dem Geschick," meinte er. Dina hob forschend den Blick.

„Da war diese nette Hochzeit. Ich kenne das. Selbst Geringeres blüht plötzlich mit neuen Zaubern auf, auch wenn der Anlaß noch nicht viel bedeutet."

Dina schritt rascher aus, hastig. „So war es nicht!" sagte sie mit roter Stirne.

„Ich weiß nicht, wie es war, Dina."

„Nein —! Man kann auch Erinnerungen abweisen; ich wies sie ab. Ein Zufall, weniger als ein Zufall."

„Gibt es das? Ich bin in der letzten Zeit älter, erfahrener oder wissender geworden, Dina, auch vor einem stillen, blassen Gesicht; auch du wirst es gemerkt haben. Ihr habt scharfe, unerbittliche Augen. — Ich bin auch barmherziger geworden, wenn ich es so nennen darf, einer, der junges, heißes Glücksverlangen schonen will, auch wenn es sein Ziel vielleicht nicht kennt. Es gibt ja wohl eine unbekümmertere Auffassung ... aber wer sieht hinter alle Wände? Die bürgerliche und heroische Chronik bricht meist vorher ab, und der allzu menschliche Rest ist meist Schweigen und Schlimmeres. Ich bin leider nicht so unbekümmert — war es nie, gerade für mich selbst nicht. Wir müssen ehrlich sein, auch in unserer Fragwürdigkeit. Wenn ich dich jetzt bitten und beschwören würde, Dina — wäre das das Richtige? Wir wollen ganz ehrlich sein, ganz aufrichtig sein, Dina,

Digitized by Google

auch darin.“ Er blickte sie mit hellen, scharfen Augen an.

„Ach, Onkel Imelmann —“

„Onkel?“ Er lächelte und nahm wieder ihre Hand.

„Ja, Dina. Du bist frei. Wir sind frei. So weh es tut, so unheimlich die Öde sein wird — wenn ich deine Hand losgelassen habe, morgen schon, jetzt schon.“

Er blieb stehen.

Er küßte ihre Hände.

Dann nahm er ihr Gesicht in beide Hände und küßte inbrünstig, unverstellt ihre Lippen. „Du bleibst das Schönste. Das Herrlichste. Die holdeste Erscheinung. Das höchste Erlebnis. Das was am köstlichsten war in diesem Leben!“

Sie umpreßte verwirrt seine Hände und sah ihn groß und stark an. Tränen stürzten in ihre Augen. „Nein, es soll nicht so sein! Ich hab' dich lieb, Onkel Imelmann ...“

„Es ist so, Dina. Wir sollen kein Mitleid haben. Das betrügt einen nur. Wir wollen ehrlich sein. Ich bin nun ein noch älterer, zaghafter Herr geworden, war es längst und immer, und du bist das blühendste, glühendste Leben geblieben. Die schönste, seligste Entzückung. Ich danke dir, Dina.“ Er preßte sie noch einmal hart an sich. Die Büsche rauschten, und der Himmel brannte in heißerem Gold.

Dann gab er sie frei. „Geh jetzt, Dina ...“

Und dann ging er selbst weiter, und ein Schmerz würgte ihm in der Kehle. Ein belächelnswerter Herr und überlegener Lebensspötter, der eine tragische Rolle agierte, so kam er sich vor. Und alle die schweren und großen, schönen Worte, die er eben gesprochen hatte, tönten höhnisch in ihm nach.

✱ ✱ ✱

Am nächsten Morgen packte Herr Imelmann. Er war schweigsam und unnahbar. Sein Kinnbart war ungewöhnlich scharf nach vorn gebogen. Das kam offenbar vom Bücken. Er räumte mit zielbewußter Energie in seiner Werkstatt auf, sah in alle Fächer und Kästen, packte und schnürte, als gedächte er für eine längere Frist seine Zelte hier abzubrechen.

Aber dann verlor er wieder die Lust, ließ die Hälfte liegen, schob sie irgendwo hin und machte die Schübe und Türen zu. Danach ging er in den Garten, rauchte eine Weile und besprach mit Zinke zwischen den Bohnen wichtige Dinge und darauf auch unterm Pflaumenbaum eine Weile mit Fräulein Zeese, die mit einem ganz unmöglichen Kehlton antwortete, so stolz und würdig nahm sie sich zusammen. Mit Helwine konnte man gemütlicher und verständiger schwatzen. Das geschah gleich nach Tisch zwischen den Stachelbeerbüschen. Dann legte sich Herr Imelmann aufs Ohr, warf den hohen, strengholden Petrarca beiseite und griff zu schärferer Kost — ach nein, zuletzt wieder zum bitterlich schmunzelnden, abendlich leuchtenden Landvogt Landolf, das schmeckte nun erst recht, wie guter reifer Wein, der auf — heiße Aschenglut zischte. Darauf schlief Herr Imelmann tief ein und blies eine Stunde lang stark den Atem durch die Nase.

Als der Nachmittag wieder golden wurde, nahm er Stock und Mütze und strich nach der Försterei. Da war die prächtige Platanenallee, die alten Bäume waren breit und schwer vom Laub und in dem tief grünen laulicht kühlen Schatten darunter schwankten sacht die grellen Sonnenkringel. Die fixen, schwarzen Dackel begrüßten Herrn Imelmann laut und umständlich — jaja, man schätzte einander noch! Er sah alles unpersönlich deutlich und klar, gewissermaßen vergrößert, auch in seiner erfreulichen Wirkung, in seinem erprobten Wert. Der Garten an der Seite war noch bunt und üppig von Blumen, die zierigen Margaretendämchen schwankten auf hohen, grünen Strümpfen in den Beeten zwischen leuchtender Kresse, die Hühner raunzten mißmutig und pickten, und der gelbe Hahn blähte sich gewaltig.

Herr Imelmann hakte das Stakettürchen ein und trat in die summende Stille, die wieder ganz warm war. Er nahm den Hut ab, stand sehr gerade da und sah nach dem Hof hinüber.

Wie hübsch das hier war, eine gute, friedsame Luft, voll alter Freundschaft — wie? Er würde es immerhin vermissen, so selten er in letzter Zeit auch hier eingekehrt war.

Herr Imelmann stand groß, fast hager. Es war gleichgültig.

Da erschien die ranke stattliche Luise Quandt auf der kleinen Hoftreppe des Hauses drüben, in einer hübschen, weißen Bluse mit lila Streifen und großem Kragen, der den weißen Hals und ein Stück der Brust freiließ, das lupinengelbe Haar glänzte in der Sonne.

„Sie haben natürlich etwas vor. Herr Stülpe da?“ fragte er mißtrauisch.

Sie lachte. „Nein. Er ist zur Konferenz.“

„Und Panse?“

„Ist drüben in Türcke, Grenzregulierung.“

„Da können wir uns also niederlassen und wat vertellen, Lowise, wenn es Ihnen paßt; in so einer netten Bluse hat man natürlich Zeit. Ich will nächstens verreisen, will eine Weile oder länger weg von hier, morgen schon — da muß ich doch noch 'n Pott Bottermelk hier trinken, nicht wahr, Luise

Digitized by Google

Quandt? So bün ick mal, nett und freundschaftlich, mehr als angebracht ist und geschätzt wird."

Luise sah den langen Herrn, dessen Gesicht in der Sonne grauer und hagerer schien, besonders die Nase sprang bedeutend hervor, aufmerksam an. „Ich komme gleich heraus."

Herr Imelmann nahm im Schatten Platz. Die Stille war nun noch größer, die Wärme und der Duft stärker, und das Summen der Bienen und Hummeln war hell und tief.

In dem brausenden Klingen und in der Luft lagen Erinnerungen. Er hatte hier oft gesessen, friedlicher, sozusagen zukunftsreicher und bequemer, zwischen warmen Erfreulichkeiten, duftigen Heubündeln — Bileams Esel. Ach was Erinnerungen! Man konnte auch jetzt die Beine lang von sich strecken, die Hände in die Hosentaschen schieben, den Kopf zurücklehnen und die gute, heiße Luft schlürfen, ihr Duft machte wie junger Wein betrunken oder schläfrig.

Da kam Luise mit dem hohen Glas. Unterm Arm trug sie ihre Näherei und in der andern Hand einen bunten Korb. Ihr Kleid wehte, ihre Glieder waren frisch und stark. Keine Dame, mehr ein Weib, sehr gesund, klar und einfach, ein bißchen verschlagen, wie es menschlich-weiblich unerläßlich ist. Eine, die man nicht enttäuschen konnte, die sich nicht enttäuschen ließ, die die Zähne zusammenbiß. Er lächelte.

„Das haben wir lange nicht gehabt. Der Mensch sollte sich nicht verändern, Luise." Sie trug den blanken Reifen am Finger, vielleicht hatte ihn Stülpes erste Frau getragen; er schimmerte ihm aufdringlich ins Auge, verunzierte ihm die weiße, kräftige Hand.

Die Dackel lagen seitlich ausgestreckt auf der heißbesonnten Erde, glänzten schwarz, schliefen und zuckten mit den schlaffen Ohren gegen die Fliegen. Luise nähte an etwas Weißem, vielleicht waren es Taschentücher für Stülpe.

„Es ist Ihnen zu einsam in der Krähe?" fragte sie nach einer Weile und blickte ihn ernst an.

„Ein wenig," sagte er kurz.

Er nahm einen langen Schluck aus dem Glase, der ihn erquickte. Er sprach nicht viel von seinen näheren und ferneren Plänen, sie schienen auch noch nicht völlig geklärt. Dann fragte er selbst gemütlich: „Wann soll nun also Hochzeit sein, Luise?"

„In den Herbstferien."

„Natürlich. Da hat man Zeit. Das ist bald ... Sie werden eine Reise machen?"

„Ja, nach Pommern zu dem Vetter meines Mannes, der hat da ein großes Bauerngut." Sie sprach ruhig und zufrieden davon und schien sich darauf zu freuen; sie glättete dabei das Linnen bedächtig auf ihren Knien und legte den Kopf schräg.

„Ja, da ist nichts mehr zu ändern," sagte Herr Imelmann zerstreut.

„Warum soll es zu ändern sein?" fragte Luise Quandt erstaunt und ärgerlich. Sie wurde rot über den Brauen, obwohl ein Wissen und ein Spott um ihre festen Lippen war und ihre Augen schmäler schillerten.

Herr Imelmann strich und bog mit der sehnigen, nervösen Hand seinen Bart. „Natürlich nicht."

Wie hübsch ihre grauen, dunkel gesprenkelten Augen, wie weiß ihre Brust, und wie fest ihre roten Lippen wieder waren. Ach, sie hatte vielleicht recht mit ihrem verschwiegenen Lächeln — man hätte sich am Ende in Abseitigkeit und Biederkeit für ein frisches, fröhlich derbes, sinnenfrohes Landleben entscheiden sollen — als ein heiterer, starker und uralt werdender Patriarch — dazu noch zwei, drei dicke Gören — sie hätte's ihm vermutlich nicht abgeschlagen — hm — vorausgesetzt, daß es das Richtige gewesen wäre! Ach nein. Aber auch das war gewissermaßen versäumt, sofern man mit einem Nebenwunsch manchmal daran gedacht hatte.

Sie blickte ihm fest in die Augen.

„Ja, das war alles so einfach, Luise, der Garten und das Leben hier. Wohltuend einfach — gut, warm, stark. Es war stets wunderhübsch bei Ihnen, da ist nichts weiter zu sagen; man hat es einigemal versäumt, zu oft — mehr als gut war. Ich wollte noch einmal hier bei Ihnen sitzen, Lowise, dabei ist nichts Komisches. In den Herbstferien? Gut, gut. Ich werde mich später mal in Riezke nach Ihnen umsehen, wenn ich darf."

Darauf schien sich Luise zu freuen.

Sie plauderten freundschaftlich noch von vielen andern Dingen. Luise erzählte von ihren kleinen Erlebnissen und Begegnungen, von Riezke und der übrigen Nachbarschaft. Und Meister Imelmann trank seine säuerliche Buttermilch und hörte gemächlich zu. Es war so wie früher. Sehr erfreulich und erholsam.

Einmal fragte sie dazwischen auch nach Helwine und dann nach Dina Hamacher, dabei wurden ihre Augen wieder schmäler und glänzender, als musterte sie scharf die Weite der Stiche, die sie eben gemacht hatte.

Doch Herr Imelmann, der das nicht zu bemerken schien, gab bloß eine kurze, zerstreute Antwort. Der Name war wie ein heißes Gespinst auf ihn niedergesunken, das seine Bewegungen träge machte und das alles

Digitized by Google

Das Glück. Gemälde von Theodor Baierle

(München, Kunstausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

andere in ihm erstickte. Er trank noch ein Glas Milch, rauchte noch ein paar Pfeifen, plauderte mit Luise und spielte mit den Hunden, sehr gemütlich.

Als es Zeit war, nach einer Stunde etwa, erhob er sich wieder, etwas steif vom Sitzen und Träumen, er gab Luise ernst die Hand, schüttelte die ihre fest und freundschaftlich und nickte ihren klaren Augen herzlich zu, und dann ging er wieder davon. Die helle, stattliche Luise sah ihm zwischen den Büschen vom Zaun aus gespannt nach, bis die schlanke, lässig schreitende Gestalt in dem grauen Anzug zwischen den schattenden Bäumen verschwunden war.

⌘ ⌘ ⌘

Frau Pufahl, die Herrn Imelmanns „Himmelsbude" durch viele Jahre und wechselnde Zeiten betreut hatte, saß nach wie vor, bloß noch behäbiger, vorm Haus und stopfte verdrossen ihre Strümpfe, sie waren nur noch Loch, nicht bloß an den Hacken. Der kleine Ahornbaum vor der Tür gab noch immer kümmerlichen Schatten, aber manches im Haus war anders geworden; den Kammersänger oben im dritten Stock hatte der Schlag getroffen, nun rauschte nur noch selten ein Kleid die Treppe hinauf, er saß stumm und schief am Fenster, war böse und zänkisch und las bloß noch den Kurszettel. Oben bei Herrn Imelmann aber, bei dem die Pufahlin gute Tage gehabt hatte und immer was zu gucken, auch wenn es bloß durch die Fensterluke war, wohnten jetzt fremde Leute. Das Atelier war Wohnzimmer und Kinderstube und sonst noch was. Das war jetzt so.

Ja, Herr Imelmann war auch hier ausgezogen. Ihm hatte es in der alten Sigismundstraße nicht mehr so gut behagt, wie früher. Er hatte überall nach ganz neuen Lebensbezirken ausgespäht; in den Ecken hier standen ebenfalls mancherlei Erinnerungen und Schatten, nein, dieser alte Westen, den er so geschätzt hatte, sagte ihm nicht mehr zu. Es gab andere frischere Himmelsstriche, neue Erdteile, die einen selbst erneuten.

Der Schöneberger Stadtpark, in dessen Nähe Freund Porsch wohnte, hatte ihm schon lange gefallen. Dort wehte eine reine, heitere Luft, grüne, weite Flächen hoben und senkten sich sanft, es gab Blumen, Büsche und Bäume, wie in einem gehegten und doch wilden Garten, Wasser mit Mummeln schimmerte, bunte Kinder quirlten und zwitscherten, Bürger und Damen spazierten oder lasen auf Bänken und ringsum standen die hohen, anmutend freien Häuser. Dort oben mußte es gut zu wohnen sein.

Daran hatte auch Porsch schon öfter gedacht, denn er hatte seine Freunde gern in der Nähe. Da hatte er denn eines Tages seine behende Tatkraft entfaltet, während Freund Imelmann eigentlich bloß in dem großen Lederstuhl in der Innsbrucker Straße saß und zustimmend nickte.

Porsch lief auf seinen fixen Beinen hundert Wege, hatte Konferenzen, seine Brille gleißte, er bot Zigarren an, erzählte prächtige Geschichten, und da kein Mensch und keine Tür seinem Wesen widerstehen konnte und er im Notfall förmlich zu zaubern vermochte, so brachte er eines Tages einen wunderhübschen Wohnungstausch über fünf Köpfe hin zustande. Ein Meisterwerk, und alle waren höchlichst befriedigt . . .

Herr Imelmann aber streckte seine Beine noch länger aus und besah sich den Plan. Es brauchte bloß noch ein größeres Fenster eingesetzt zu werden, ein Nordlicht- und Werkstattfenster, obwohl es kaum nötig war; aber Porsch bestand darauf, um allem die Vollendung zu geben. Er würde auch das besorgen. Und Herr Imelmann sagte: „Danke schön. Das haben Sie wieder ausgezeichnet gemacht, Pörschchen!"

Nun hauste er oben über dem Stadtpark. Das war immer wieder hübsch und neu, und der weite Ausblick hatte etwas Befreiendes, auch wenn es regnete und schneite. Man sah behaglich von oben in die Welt hinein, das war in jeder Lebenslage erbaulich und angenehm.

Er hatte sich ziemlich rasch eingewöhnt, so zäh er sonst in solchen Sachen war, lächerlich anhänglich und bedenklich. Aber es war ja eben nicht bloß die Stadtparkluft, die hier wehte, sondern ebensosehr und noch mehr die ruhige, erfreuliche Porschluft, die er schon lange schätzte. Die ganze Gegend trug etwas von dem Wesensglanz des kleinen Herrn Porsch an sich, von seiner Ruhe, Wärme, Heiterkeit und erdenfesten Sicherheit. Sie sahen sich täglich, aßen zusammen, plauderten zusammen, spazierten zusammen; Porsch hatte noch immer etwas zu verbessern, umzuräumen, aufzustellen, er strahlte, wie über ein gelungenes Kunstwerk, ohne Spur von Neid natürlich, denn das neue Imelmannquartier war eigentlich viel geräumiger, heller und luftiger als sein eigenes tief unten in dem Innsbrucker Quergebäude. Aber Herr Imelmann weilte in seinen Mußestunden nach wie vor am liebsten dort, denn dort war die Porschluft am echtesten und reinsten.

So verging die Zeit.

Aus Dossen an der Spree kamen allerlei gute Nachrichten. Fritz und Helwine Wiese

Digitized by Google

hausten mit Zinkes in der Krähe. Sie waren schon beim zweiten Kind angelangt, denn es war das erstemal gleich ein Zwillingsgespann gewesen; zwei Bübchen, die nun vergnügt krähten und prächtig gediehen — Herr Imelmann hatte nichts anderes erwartet. Helwine war in allem tüchtig und verläßlich und gab sich niemals mit Halbheiten ab.

Allein zur Taufe war Herr Imelmann, obwohl er beim ersten, um einige Minuten älteren Jungen Pate war, nicht erschienen; er hatte gerade eilig verreisen müssen. Auch Dina war Patin gewesen. Er machte sich nicht mehr so viel aus Familienfesten. Auch schon von Helwines Hochzeit, die noch in jenem ereignisreicheren Jahre an einem prachtvollen, winterlichen Herbsttag schlicht und still verlaufen war, war er bald wieder verschwunden.

Leo und Villa Nippold repräsentierten noch immer in Dossen den höheren und vorbildlich gesättigten Lebensstil und hatten die erfreute Einwohnerschaft bisher ebenfalls — allerdings wohlbedacht hintereinander — um zwei dicke, dämonisch brüllende, kleine Leos vermehrt, die bereits scharmante Grübchen in allen acht Wänglein hatten wie der Papa, d. h. — Punkt.

Auch in der Parkstraße war das Leben seinen Gang weitergegangen. Die alte Dame war wieder leidlich beiwege, wenn sie auch nicht wie ein Füllen sprang, was niemand von ihr verlangte, sie selbst am wenigsten. Der Großpapa aber wurde nun doch etwas schwierig; diese entsetzlich teure und immer toller werdende Zeit ließ seine langen Finger ganz steif und hager werden; so hatte er eines Tages erklärt, seine Röcke, Hosen und Mäntel selbst klopfen und bürsten zu wollen, denn das Mädchen ging ihm, nach seinen verschlagenen Beobachtungen, nicht behutsam genug mit seinen alten, teuren Sachen um, schlug und schabte die letzte Wolle herunter und zermürbte die Nähte. Aber Dina durfte sich natürlich nicht zuviel abgehen lassen; in Gottes Namen. Dina — —

In der ersten Zeit nach jenen Ereignissen hatten die alten Herrschaften am Abend wieder häufig allein bei ihren Patiencekarten gesessen; Großvater legte seinen „Zopf" und die „Fliege", und Großmutter versuchte wieder die Partie „die Damen und die Buben", die sie merkwürdig anzog; dazwischen halfen sie einander, besonders Großvater half, der äußerst überlegsam und ruhig mit den Karten umging. Oder sie schoben nach einer Weile die Karten zusammen, schauten in die Stille und sprachen von Dina, die wieder neue, ungewöhnliche Pläne und Aufgaben für die Zukunft im Sinne hatte.

Sie war dann meist bei Helwine in der Krähe oder bei Villa, die noch immer gern Gäste, besonders aus Berlin, bei sich sah...

„Merkwürdig —!" sagte dann wohl der alte Herr nach einigen Einleitungsbetrachtungen. Ja, Dina war allein von ihren Freundinnen übriggeblieben, und das wurmte den Patriarchen in seinem Stolz.

Und die alte Dame zog die Lippen ganz schmal und machte damit ein leeres, trocknes Geräusch, das ein wenig spöttisch klang; sie war noch zierlicher und kleiner geworden; aber ihre Haltung war noch prachtvoll.

Großvater aber schnippte verlegen mit den Fingern auf dem Rücken, ging umher und sah einmal scharf durch den Zwicker über den Tisch.

„... Ob Dina — sie ist doch wohl eine kühle — zu stolze Natur!" sagte er mit einiger Bewunderung.

Und Großmutter blickte starr auf die Lampe. „Das weiß man nicht so genau. Das weiß man bei den wenigsten. Und das ist vielleicht kein Glück — kühl zu sein oder — zu *scheinen* —!"

„Na höre — kein Glück für *andere*, meine ich! Und scheinen — scheinen — spricht sie sich etwa in diesem Sinne aus?"

„O nein. Das ist nicht ihre Art. Aber ich glaube, meine Dina ein wenig — oder recht gut zu kennen," erklärte die alte Frau ruhig und erfahren und saß noch gerader da.

„Ja, was denn — was kennst du denn? Versteh' ich nicht," sagte der alte Herr empfindlich und beleidigt. „Darüber würde ich lieber keine so bestimmte Meinung äußern, Mama, denn das ist immer Tabu; man sollte nicht mit Fingern und Worten an solche Geheimnisse rühren wollen, das vertragen sie wohl nicht, das entstellt sie und macht sie — macht sie zu plump, nach meinem Gefühl. Das ist alles viel zu fein und anonym; das weißt du so gut wie ich — noch besser, denn du gehörst zur gleichen Nation," sprach er gereizt und beunruhigt.

„Ja ... Aber du sprachst selbst davon, Papa." Und sie lächelte wieder verschwiegen mit ihrem dünnen Mund. Ja — wenn es um Dina ging, dann war er noch wunderlicher.

Und der alte Herr bückte sich stumm über seinen Tabakskasten und hatte seine Gedanken über die eigentümliche Frau, die immer alles von Dina wissen und sie ganz genau durchschauen wollte und natürlich erschrecklich geheimnisvoll und überlegen tat — wunderlich. Und er klappte den Kasten

Digitized by Google

behutsam zu und summte. Und dann hatten sich die alten Herrschaften, eine Weile schweigend und mit einer leichten Verstimmung, wieder jedes an seine Karten gesetzt. Doch auch das lag nun schon wieder zurück.

⌘ ⌘ ⌘

So war also die Zeit weiter gegangen und hatte hier und da etliches verändert.

Vor Jahr und Tag aber, im Sommer, etwa ein Jahr nach seiner Niederlassung am Schöneberger Stadtpark hatte Herrn Imelmann eine Nachricht eigentümlich bewegt, um nicht zu sagen erfreut, eine Empfindung ähnlich der, die man hat, wenn einem ohne örtliche Betäubung ein schmerzhafter Zahn gezogen worden ist. Er hatte nicht viel davon gesprochen, das tat man ja auch nach solch einer Operation nicht; bloß zu Freund Porsch, der sein menschlich-besseres und -verständigeres Ich war und dem übrigens die gleiche Nachricht zugegangen war, hatte er sich mit einigen bedeutungslosen Worten geäußert. Und der hatte mit dem großen, blanken Kopf genickt, als hätte er nichts anderes erwartet und als fände es nach mehr als einer Richtung hin durchaus seine Billigung.

Dina Hamacher hatte sich verlobt. Sehr erfreulich, sehr wünschenswert für sie selbst. Auf dem Umschlag der Anzeige hatte ihre etwas steile, anmutig feste Handschrift gestanden; ein nunmehr seltener, überraschend vertrauter und eigentümlich ergreifender Anblick. Allein Herr Imelmann hatte sich doch nur mäßig darüber gefreut. Er war danach eine Weile in die weitere Umgegend spazieren gelaufen, ohne sonderlich auf die Wege zu achten. Er hatte wieder trübe Schatten und dunkle Flecke an ihr gesehen, hatte sie gelästert und hatte in einem völlig abseitigen Gefühlswinkel gelitten, hatte gehöhnt — nicht zum wenigsten sich selbst, und dann war doch alles wieder zum reinen, weiblichen und herrlichen Mysterium Dina geworden. Er trank zum Abschluß des Tages mit Porsch ein Glas oder mehrere Fläschchen Wein auf Dinas Wohl oder Glück und schrieb am nächsten Morgen ein freundschaftlich herzliches Kärtchen nach Dossen, weiter war in der Angelegenheit vorläufig nichts zu tun. Und dann — ja, bald nachher ging er wieder auf einige Zeit nach Sylt, lag im Sand wie eine Robbe, segelte und schwamm im Meer, war unliebenswürdig und unzugänglich und schickte bloß ein kurzes Telegramm zu dem zweiten Akt nach Dossen und eine Riesenfülle herrlicher Blumen — eine lasterhafte Verschwendung — die natürlich Porsch von Berlin aus besorgt hatte.

⌘ ⌘ ⌘

Seither war wieder gut ein Jahr vergangen, und nun war Oktober.

Die Fächer der Kastanien in der Dossener Breiten Straße waren gelb und weich wie Altedamenhaut und lagen mit langen Stielen auf Pflaster und Bürgersteig, daß es einen bunten, hübschen Teppich gab.

Herr Imelmann war heute im Städtchen. Er war beträchtlich grauer geworden, bis zum Scheitel hinauf; man sah es, wenn er den Hut schwenkte, was oft geschah, denn die Dossener Bürgerschaft freute sich, den geschätzten Herrn mal wieder vor Augen zu haben. Auch sein Bart war vollkommen grau. Das stand ihm vorzüglich. Sein Gesicht war gesund gebräunt, der Hut saß ihm etwas schräg, der helle Schlüpfer umflatterte ihn weit, ein eleganter Herr, noch immer in den allerbesten Jahren, jugendlich rasch in jeder Bewegung und sichtlich erfreut, hier mal wieder schlendern und die starke Dossener Luft atmen zu können. Da war Kaufmann Gudelack, feist wie eine Tonne, er dienerte und lachte wie eine Heulboje auf schwankendem Wasser, da war Konditor Bindseil, der schon von weithin nach feiner Pomade und Vanille duftete, Zippe und Billerbeck, die Lieferanten der Schlemmer — ach, dort oben wehte ja auch der Landgerichtspräsident Hamacher kranartig mit seinem alten Havelöckchen und mißfarbenen Filzhütchen über den Weg, mit noch dürreren Beinen als sonst, sie allein an ihm schienen zu altern, die Fleischrationen wurden immer knapper, und seine Adjustierung wurde etwas schäbig, für wen auch sollte der alte Herr noch eitel sein? Aber er schritt stolz und behende einher, winkte verbindlich und leutselig mit der Hand, wenn jemand grüßte, vielleicht hatte er heute einen Brief von Dina aus einer Universitätsstadt des mittleren Deutschland bekommen, wo sie jetzt wohnte — er sprach vermutlich gern von den jungen Leuten und ihren Briefen. Es war hier alles wie sonst.

Herr Imelmann war zu einer geschäftlichen Besprechung nach Dossen gekommen. Fritz Wiese hatte ihn darum gebeten, und Helwine hatte ein energisches Postskript darunter gesetzt.

Klingeling machte das Eichhornlädchen, dessen Fenster wieder prächtig und wählerisch ausgestattet waren. Ein kleiner Lehrling mit abstehenden Ohren machte eine würdige Verbeugung. Und da war auch der Herr Prinzipal Fritz Wiese. Er errötete immer noch. Aber er sah stattlich aus; er war voller geworden, wie es die Ehe und allerhand stetige Lebensart und gehaltvolle Zufriedenheit mit sich bringen. Sein blondes Haar war millimeterkurz geschoren, so daß

Digitized by Google

sein hübscher, eigenwillig gebuckelter Langschädel zur Wirkung kam, das gab ihm etwas Energisches, jugendlich Herausforderndes.

„Na, Fritz?“

„Danke, gut, Onkel Imelmann. Sehr liebenswürdig.“

Ja, dem gesamten Buchhandel und was mit ihm zusammenhing, ging es immer noch vortrefflich. Man spürte keine drückenden Sorgen. Die überließ man mitleidig und bereitwillig den Herren Autoren. Aber Fritz wußte auch seine Dossener zu nehmen, verstand es, ihnen durch Auslagen und warmherzig verfaßte Rundschreiben und hektographierte Aufsätzchen den Mund oder die Seele nach seinen Gaben begierig zu machen. Im zweiten Winter hatte er wirklich Vortragsabende im Saal der Krone veranstaltet, hatte an berühmte und gangbare Autoren nach Berlin und sonst wohin geschrieben, sie waren zum Teil auch gekommen, und Dossen erlebte einige große Abende, die auch auf den Absatz des Buchladens in der Breiten Straße bemerkenswerten Einfluß hatten. Im kommenden Winter wollte Fritz nun auch mit der Konzertsaison beginnen, er spann bereits etliche schimmernde Fädchen und versprach sich und den Dossener Optimaten auch in dieser Hinsicht Vorzügliches. So schuf er betriebsam und erfolgreich als Idealist und Buchhändler am Dossener Geistesleben und durfte schon den geschorenen Schädel, der ihm etwas Überlegen-Pfiffiges gab, höher heben und etwas festeres Fleisch ansetzen, zum Würdespeck freilich langte es noch nicht, das ließ überdies seine immer noch hitzige, geistige Beweglichkeit und Helwines heiter bestimmtes Temperament nicht zu.

„Also, Fritz —“

„Sehr liebenswürdig, Onkel Imelmann...“

Die Sache war die: Wenzel Eichhorn war vor einiger Zeit eines Morgens nicht wieder aufgewacht und hatte in seinem Testament Fritz Wiese sein prächtiges Antiquariat zu einem sehr mäßigen Preise zur Verfügung gestellt. Eichhorn hatte keine Erben. Ihm war daran gelegen gewesen, seine geliebten Schätze und ihren still gediegenen Handel einem verläßlichen Adepten in die Hand zu geben; beide Herren waren gut und verständig miteinander ausgekommen, unter dem Einfluß einer sachlich begründeten Sympathie, die nicht ohne menschlichen Einschlag war. So war das. Wollte oder konnte Fritz Wiese den Ankauf nicht bewirken, dann sollte alles nach dem Marktwert, natürlich unvergleichlich teurer, zur Auktion kommen und danach der Erlös von der Stadt auf fünfzig Jahre hingelegt, valutarisiert, kapitalisiert werden für irgendeinen späteren hygienischen Zweck, denn mit der Hygiene hatte es Eichhorn ein Menschenleben lang allerpersönlichst zu tun gehabt. Die Menschen selbst hatten ihn weniger interessiert.

Herr Imelmann strich seinen Bart. „Und du möchtest natürlich...“ Der Umriß dieses Handels war ihm schon brieflich mitgeteilt worden.

„Ja. Das Lager ist sehr wertvoll, von allem andern abgesehen. Geradezu eine Kapitalsanlage! Aber Tante Paalzow —“

„Ja.“

„Sie hat wenig Verständnis für alte Bücher. Neue wären doch besser. Und sie hat gerade jetzt viel Ärger und Scherereien in ihrem Betrieb und mit den wichtigeren Paalzowschen Erben. Ich kann ihr das nicht ein Jahr lang auseinandersetzen.“

„Nein.“

„Es wäre, wie gesagt, ungemein vorteilhaft. Der Kaufschilling, der ebenfalls später der Stadtgesundheit zugute kommen soll, ist weit unter Wert des Lagers. Er ließe sich bequem und rasch herauswirtschaften. Man würde ein Kapital verschleudern. Deshalb erlaubten wir uns den ganz unverbindlichen Vorschlag. Ich würde dich am Gewinn beteiligen —“ sagte Fritz eifrig und hervorragend kaufmännisch.

„Ja ja. Ihr — wollt dann auch hier ins Haus ziehen?“

Fritz errötete. „Es ist möglich, wie die Dinge mit der Krähe jetzt liegen. Sie ist natürlich für dich in diesen Zeiten schwer zu halten, zumal deine Werkstatt immer leer steht. Helwine spricht schmerzlich bedauernd davon. Aber es ist doch auch ein bißchen viel für sie, das Haus, die Kinder, die Wirtschaft, der Garten — wäre also auch bequemer, obwohl ich und die Kinder und natürlich auch meine Frau viel entbehren müßten. Aber man kann nicht alles haben.“

„Nein. — Wir werden es noch mal mit Helwine durchsprechen, Fritz. Man bietet mir viel Geld für die Krähe; anderseits ist sie ein arger Luxus für mich, trotz der hübschen Miete, die ihr zahlt, schon die Steuer —“

„Sehr liebenswürdig, Onkel Imelmann.“

„Es ließe sich na ja — gerade dann vielleicht machen, Fritz. Woll'n mal sehen. Scheint mir ganz vernünftig gedacht. Porsch, der von allen Dingen was versteht, und mit allen Sachverständigen Berlins befreundet ist, kann einmal seine Nase hineinstecken — eine gefundene Sache für ihn... dürfte ihn stark anziehen —“ sagte Herr Imelmann und schien schon wieder etwas gelangweilt. Er hatte in allen solchen Dingen eine ziemlich

Digitized by Google

lässige Hand, war das vollkommene Gegenteil der Tante Paalzow und sprach, wenn er überhaupt davon redete, sehr offenherzig, launisch und leichtfertig von Geschäfts- und Geldangelegenheiten, so kurzab er mitunter mit seinen Verlegern verhandeln konnte und seine hohen Preise zu nehmen wußte, besonders wenn man feilschen wollte. Aber auch das langweilte ihn meist bald, ärgerte ihn, er wurde ungnädig und überließ das Wichtigste seinem Freunde Porsch. „Ob man Effekten für das Krähengeld kauft oder so etwas, Sachwerte meine ich — ich habe keine Ahnung; das heckt an der Börse wie die Flöhe; ganz verrückt, total irrsinnig," erzählte er gemütlich; „a — aber wenn du heute ein paar hundert Milliarden im Kasten hast, so sind's morgen bloß noch zehn, nicht wahr? Das ist auch irrsinnig. Wie man sich dreht. Alles höchst widerwärtig und ganz und gar verrückt. Na —"

„Ist hier gerade so."

„Natürlich. Also ich werde jetzt erst mal nach der Krähe spazieren und nach Helwine sehen und die Bengelchen verhauen. Ich war lange nicht da — ja, siehst du, Fritz," meinte er noch in der Tür und setzte den Hut nachdenklich auf — „ich habe mir auch das lang und breit überlegt. Ich könnte hier ganz herausziehen. Aber sieh mal, um dauernd, so daß es sich lohnen würde, den Emeritus zu spielen, dazu muß man doch noch greisenhafter sein, ja wohl. Oder man muß früher damit anfangen. Es gibt ein Zwischenalter, in dem einem die Berührung mit der unlieblichen Welt zuträglicher und doch nicht ganz unlieblich ist. Man braucht Ressourcen. Also bis nachher."

Damit ging Herr Imelmann bequem davon. Die Akelei lebte noch, aber sie schreckte ihn nicht mehr. Über der Apotheke klebten ein paar Kindernasen am Fenster, das war die kleine Leozucht. Gott segne euch. Ach, auch das interessierte ihn nicht mehr allzusehr. Hübsch, hübsch, ganz famos diese jungen Leute.

Dann war er in der Krähe. Golo war tief erschüttert, eh' er sich vor Entzücken überschlug. Helwine stand rosig, fest und stark mitten im Hof, und an dem Tisch unter dem Nußbaum krakehlten ein paar dicke Bengel. Du liebe Zeit. Also spielen wir Großpapa. Ja, er hatte rechts und links Schokolade in der Tasche. Nette, prächtige Bürschchen, sie waren noch eine Generation weiter von ihm ab, was sollte man groß mit ihnen anfangen? Eine Weile spaßte und lallte man mit ihnen, erzählte sich was Wichtiges und gab ihnen einen zärtlichen, wohlwollenden Klaps auf die Popöchen, fort, fort, lustig ihr Kerlchen, trollt euch — mu mu — muuuhhh!

Helwine lachte wie sonst, sprach rasch und wurde noch rosiger vor Freude. Sie steckte sich den dicken gelben Zopf fester, der immer etwas locker war vom Kinderwarten, vom Wirtschaften und Herumregieren, im Garten zog sie alle Sorten Gemüse, im Stall sah sie nach Milch, bei den Hühnern nach Eiern, sie kochte, buk, schmorte Obst, kelterte Wein, und ihre grauen Augen waren blank vor Lebenseifer und schmal vom Lachen.

„Dir wird doch dies und das von unserer alten Krähe fehlen, Helwine," sagte Herr Imelmann dann besorgt.

„Ach ja, das wird sie gehörig, Onkel Hannes! Aber wenn noch mehr Kinder kommen ... es ist doch manchmal etwas viel." Sie meinte die Wirtschaft und machte ein ernstes, ehrlich bekümmertes Gesicht.

„So so. Ich sprach schon mit deinem Mann lang und breit darüber," erzählte er wichtig und machte's sich mit seiner Pfeife unter dem Nußbaum bequem.

Sie sahen beide nach der Werkstatt hinüber. Die lag still, verschlossen und verhängt, im milden Oktoberlicht da. Wie mochte's drin aussehen? Die Luft kühl und stickig, die Bilder, die Schränke, der Stuhl — ein Mausoleum. Das tat ihm unerwartet schmerzhaft leid, und der Schöneberger Stadtpark schien ihm im Augenblick wieder ferner.

Ja, das war. Man mochte auch jetzt nicht rückwärts laufen. Das war oft hübsch, wunderhübsch, von warmem Leben umzogen, von blühendem Leben umzaubert gewesen, man stand wieder nachdenklich dazwischen, hob die Nase und atmete, sich erinnernd, die warme, süße Luft, die so köstlich war. Wo waren sie alle? Ein wenig abgerückt, von dannen gezogen oder ganz still geworden ... Bloß die hübsche, starke, resolute, vom Leben und von der Ehe etwas atemlose Helwine saß noch da, die ließ sich niemals verlocken und verscheuchen, wenn sie nicht wollte, die hatte zwei weiße Fäuste und vorläufig zwei dickbäckige Stöpkes mit blauen Kitteln, die Helys Stupsnase, rote Lippen und Fritzens eigensinnigen Langschädel vorwiesen — mu — mu — muuuhhh, fort mit euch, ihr netten Kerlchen!

Herr Imelmann bekam Kaffee und frische Waffeln. Vater Zinke karrte in der Lavendelgasse, und die Zinkin scheuerte etwas vor ihrer Casa, was schon furchtbar blank war. „Und unsere alte Zeese — sie war hier?"

„Vier Wochen im August, als du verreist warst. Sie hätte dich gern gesehen. Sie war sehr glücklich."

„Es geht ihr gut?"

„Sie ist sehr dick geworden. Und die Frisur ist milder."

„Das ist gut, Hely. So findet alles seine Ruhe."

Helwine hatte den Kopf nach ihrer alten kindischen Art mit abgespreizten Ellbogen aufgestützt; die kleinen Bengels sahen es ja nicht, und eifrig und lächelnd gesprochen. Nun lehnte sie sich zurück. Es war so viel zu erzählen und zu besprechen.

„Weißt du übrigens, daß Dina hier ist? — Dina Schacht?" sagte sie jetzt und sah Onkel Imelmann gespannt und erfreut an.

„Dina? Ach, das ist hübsch."

„Sie ist mit ihrem Mann zu einem ärztlichen Kongreß nach Berlin gekommen. Sie bleibt zwei Tage bei den Großeltern — sie kommt am Abend heraus."

Nein, Fritz hatte ihm nichts davon verraten während ihrer kurzen einleitenden Unterhaltung. Das andere war ihm wohl wichtiger gewesen, hatte ihn im Augenblick bis zum Haarboden erfüllt mit seiner gewaltigen Sachlichkeit und Unruhe.

Herr Imelmann hatte eigentlich mit einem früheren Abendzuge wieder heimgewollt. Ja, das wollte er. Aber dann blieb er doch gemächlich sitzen, er hatte ja auch eine Fortsetzung jenes Gesprächs in Aussicht gestellt, und es saß sich gut hier. Sie sprachen von Tante Lührs. Auch die war im Sommer einmal draußen gewesen, gerade als Meta Zeese da war. „Ja, es geht ihr gut," sagte Herr Imelmann zerstreut, obwohl er selbst sie lange nicht gesehen hatte; er kam immer noch nicht oft zu ihr. „Sie wird bald siebzig, in ein, zwei Jahren, aber sie krakehlt immer noch."

„Ich weiß nicht, Onkel Hannes. Es geschieht mehr aus alter Gewohnheit. Hier war sie oft still und merkwürdig milde und ging Arm in Arm mit der Zeese. Hanne war ihr Liebling ..."

„Das mag sein, Helwine. Das war Hanne." —

Dann erzählte Helwine, daß Ivo Meyer einmal mit einem kleinen laubfroschgrünen Auto durchgekommen wäre. Er wäre jetzt Direktor in der väterlichen Gesellschaft. Im übrigen unverändert.

„Nicht verlobt oder verheiratet?"

Er wäre in letzter Zeit nicht dazu gekommen. Aber bis zum nächsten Jahre, seinem dreißigsten, müsse auch das in Ordnung gebracht sein.

„Dann wird er auch das in Ordnung bringen, Helwine."

Als es dämmerte, kam Fritz frisch und angeregt aus dem Geschäft.

Aber Herr Imelmann hatte jetzt noch weniger Sinn und Lust für Geschäftliches. „Ach richtig, natürlich. Ja, ja, macht das nur. Und gebt mir dann Bescheid. Ich finde es ganz in der Ordnung. Ja, macht das nur, ich habe gar nichts dagegen — schafft mir die Unterlagen, bereitet alles ordentlich vor, macht es spruchreif. Das beste ist, Fritz, du setzt dich unmittelbar mit Doktor Porsch in Verbindung, nicht wahr; er versteht das ganz vorzüglich und ist hervorragend geschickt in allen praktischen Sachen." Mu — mu — muuuhhh. Aber da tat es ihm mit einem Male doch wieder mächtig leid um die Krähe, die wie anklagend in der Dämmerung um ihn herum stand; es wuchs mit der Dunkelheit ein alter Zauber, er lag in der Luft und rauschte von den Bäumen und aus den Büschen.

Und dann kam Dina. Sie errötete und hob die Brauen.

„Onkel Imelmann," sagte sie leise.

„Liebe kleine Dina," sagte Herr Imelmann und drückte zart und lange ihre Hand.

Ja, das war ihre warme, unvergessene Altstimme, nur noch wärmer, fraulicher. Da war das große, schöne Mädchen mit dem weichen, heitern Frauenmund und den dunkeln Brauen über den geheimnisvoll strahlenden Augen. Das war seltsam und phantastisch. Zeiten mischten sich wie Nebel.

Doch dann saß man wie in alten Zeiten im Wohnzimmer unter der bunten, großen Lampe und plauderte wie einst. Draußen rauschten die Bäume, es wurde am Abend schon kühl, Blätter fielen herab, wehten raschelnd und knisternd gegen die Scheiben oder fielen durch eines der offenstehenden Fenster herein.

Das war alles sehr merkwürdig. Herr Imelmann saß gelassen auf seinem Stuhl und fühlte ein großes Behagen. Er hätte lange so sitzen können. Es gefiel ihm, man wurde schwer und zufrieden dabei und hörte gern auf die Stimmen.

Sein kurzes, etwas krauses Haar und sein Bart schimmerten fast weiß unter dem farbigen Licht. Er spürte das angenehm und eitel.

Er sprach ruhig und freundlich, und Dina hörte ernst zu.

Sie hatte wohl mancherlei gutes, hohes, heißes Glück erlebt, aber sie war vor kurzem auch schon durch ein hartes Leid gegangen. Doch davon hatte sie nur wenig erzählt ... Und dann redete man immer wieder von den alten Dingen und von den vielen guten Stunden und Tagen in der lieben, alten Krähe, ach; das war unvergänglich, zum

Digitized by Google

Lachen und Heulen gut, wie aller Jugendzauber — weißt du, Dina — weißt du, Hely — es war, als huschten verschollene Schritte, klängen Stimmen und leises Lachen in dem Giebelzimmer über ihnen, auf der alten Treppe, ums Haus, wie lieb man es hatte, wie glücklich geborgen man auch jetzt in ihm war, ach, das war alles unverlierbar. Und dazwischen war man einmal still und dachte an das schmale Stüblein oben neben der Giebelstube und voll Wehs an eine ganze Ferne. Auch Fritz war lebhaft und sprach manchmal so rasch wie einst; aber dazwischen besann er sich und benahm er sich ernst und kühl wie ein gesetzter Mann und wie ein würdiger Gastfreund, der jetzt seinen eignen Obstweinkeller hatte — bitte sehr, Onkel Imelmann, wir haben's dazu — ahoi, ahoi. Und Meister Imelmann trank und lauschte den Stimmen der Vergangenheit — und lauschte auf eine Stimme, die unbegreiflich nahe war und ihn plötzlich einmal erschütterte.

Als es zehn schlug, erhob sich der Meister nach einem kurzen Entschluß. Und da stand auch Dina auf.

„Wir sehen uns morgen noch, Hely," sprach sie.

„Also bringt es in Ordnung, Kinder. Ich bin einverstanden. Wecke die Jungens nicht auf, Helwine. Ich hätte sie mir gern noch einmal angesehen — aber das schläft mit den Fäusten am Mund und wehrt sich gegen jede Störung. Na andermal," erklärte Herr Imelmann freundlich.

Darauf gingen sie.

Das war der alte Weg. Ein paar Laternen schimmerten schwach. Die Luft war feucht von den Wiesennebeln und schmeckte nach welkem Laub ...

Sie sprachen, und dann verstummten sie.

„Nun, Dina?" fragte er nach einer Weile. „Sie erzählten nicht sehr viel von Ihrem eigensten Leben. Das verbirgt man immer. Wie steht es mit der Religion — mit dem Glück in der Ehe? Darüber kann man doch sprechen."

„Ja, Onkel Imelmann. Davon kann man sprechen. Ich bin glücklich."

„Das ist gewiß. Und — gar keine Ecken und Kanten?"

„Mein Mann ist sehr ernst, vielleicht zu ehrgeizig. Er gehört zu sehr seinem Beruf. Ich mußte ihn manchmal zu mir herüberziehen."

„Ja, das versteht ihr. Und das wird nicht so schwer gewesen sein."

„Nein. Und doch war es nicht immer ganz leicht. Auch ich mußte nachgeben. Man will leicht zu viel, glaubt auf jede Minute, jeden Gedanken Anspruch zu haben ..." sie brach ab, als bekenne sie zu ehrlich. „Ein Mann ist anders."

„— So hatte ich also recht, Dina."

Es war hier zwischen den Birken noch dunkler.

„— Ja und nein ... Das kam später," sagte sie und es schwang eine leichte Erregung in ihrer Stimme. „Gerade jene Erinnerung war zuerst quälend und allem feindlich."

„Und dann?"

„— Er läßt nie ein Ziel los, das er will."

„Ja ja."

„Er hielt fest, und das — kann große Macht haben ... hat immer Macht."

„Nicht immer, Dina, nicht immer auf die Dauer." Er lächelte und fühlte doch etwas Überwahres und einen Vorwurf aus ihren Worten aufwehen und nachschwingen und in sich selbst einen raschen, störenden Zwiespalt, einen Stachel. Aber dann schwand es langsam wieder dahin, und er war ganz ruhig. Nichts war wahr, alles war bloß Leben. Sie wollen alle hohe, reine Bilder sein und bleiben. Und es war auch eine kleine Rache der Frau, der Menschin. Diese hohen Bilder wollen niemals stehen gelassen werden, auch wenn sie selbst lieber stehen bleiben wollen — das ist immer Frevel und Sakrileg. Und er fühlte wieder die Unruhe und Reue, das Gift dieses Stachels, dieser Rache. — „Ihr liebt euch?"

„Unendlich."

„Dann ist es gut."

Sie traten in den Schimmer einer Laterne. Dinas Gesicht war blasser in dem Licht. Und dann lächelte auch sie plötzlich und ihr Mund schien zu leuchten in dem Gesicht. „Ja, es ist gut so. Es ist alles gut geworden. Ich habe das Leben und das Glück —" es klang wie verhaltner, selbstsüchtiger Überschwang und Jubel und tiefstes Wissen. Es klang wie Erfüllung, wie der Ruf am Ziel.

Da war das Tor. Die Schritte hallten, und die Luft wurde wärmer. „Aber auch ich mußte dafür zahlen," fuhr Dina herber und leidend fort. „Mein kleines geliebtes Kind starb. Das war schwer, das war unendlich schwer — so daß mich mein Mann nun zu sich herüberziehen mußte. Sie haben hier alle Kinder; Villa, Helwine. — Das war wieder bitter!"

Ach Kinder. Das war nicht weiter interessant. Aber er sagte ihr teilnehmende, tröstende Worte.

„Kinder. Das ist erst das Leben. Dann leben wir erst im Zentrum, aus uns selbst!"

Digitized by Google

sprach sie leidenschaftlich und gleichgültig gegen seine Einsilbigkeit. „Sie sollen stark und gut werden und ganz neu.“

„Das müssen sie durch sich selbst werden.“

„O nein! Nicht nur durch sich selbst, unser inbrünstiger Hauch und Wille ist von Anbeginn wie ein Schöpferisches in ihnen und leitet sie auch später. Es ist eine schwere und herrliche Verpflichtung.“

Recht so. Es landet alles im Bürgerlichen, auch heutzutage, heute erst recht — auch Leidenschaft und Überschwang.

„— Sie haben Freunde?“

„Es kommen viele kluge Leute zu uns. Wir bilden einen festen Kreis, der über die wirre, alles Feine zerschlagende und alles Besinnliche überschreiende Zeit hinauslebt, eigensinnig frei, menschlich und doch persönlich. Aber es gibt auch tüchtig im Haus zu schaffen, wir müssen sehr sparen, wir sind nicht reich, o nein! und ich helfe meinem Mann auch viel bei seiner Arbeit. Aber nicht zu viel — ich muß ihm auch eine immer neue Welt sein.“

„— ‚Dina — du bist ein Weib‘!“

„Ja, das bin ich. Ich kann nichts anderes sein. Das bin ich! — —“ sprach sie lächelnd und stark zwischen den Häuserchen. —

Sie gingen durch die abendleere Breite Straße, einige Pärchen und ein paar alte Herren, die vom Biere kamen, begegneten ihnen. Und die stillen Bürgerfenster schimmerten.

Auch Herr Imelmann mußte nun noch etliches aus seinem neuen Leben am Schöneberger Stadtpark und von seinem Freund Porsch berichten. Er tat es gern und anschaulich. Dina lauschte sehr aufmerksam seinen zufriedenen und heitern Worten und sah ihn mitunter ernst und forschend an.

Dann näherten sie sich langsam der einsamen Parkstraße.

Dina wollte ihn noch zu seinem Zug geleiten, der in wenig Minuten einfahren würde. Doch das wünschte er nicht. Er brachte sie heim, und dann blieb er stehen.

Er sah ihr in die Augen. ‚Du bist noch immer des Lebens holdeste und kostbarste Erscheinung!‘ dachte er bewegt, und sie fühlte es. Dann küßte er ihre Hände. Das Mädchen der Großmama wartete vorm Haus auf sie, es war nicht mehr Bertha Preterek, Dina hatte für eine bessere Hilfe gesorgt, Bertha hatte einen älteren Maurer in Guben geheiratet und schrieb mitunter von ihrem ‚lieben, kleinen Männchen‘.

Herr Imelmann sah nicht zurück. Da hinter ihm verklang ein Schmerz in der Luft und rief eine Seligkeit.

Er setzte sich in den Zug und schloß die Augen. So sah er noch eine Weile ihr Bild. Noch lange.

Tack, tack, tack pochten die Räder auf den Schienen; das tat gut, das war gut. Das trug weg, nach dem kühlen verständigen Stadtpark, in die neue Welt, zu den Freunden und zu seiner Arbeit. Und er freute sich allmählich und mit etlicher Genugtuung wieder darauf. — Auch das war erlebt und erledigt.

⌘ ⌘ ⌘

Am nächsten Tage brachte Herr Imelmann Helwines runde Schachtel zu Tante Lührs in die Neustädtische Kirchstraße.

Die kleine alte Dame war noch kleiner geworden, ihre linke Schulter schien noch höher zu sitzen, und ihre rechthaberische Nase war spitzer und voll feiner Fältchen.

Sie saß über ihrer Arbeit zwischen den blanken Schränken und Kommoden, in denen die Sächelchen bei jedem Rummeln auf der Straße und jedem Schritt im Zimmer klirrten.

„Ah, der seltene Gast. Das ist hübsch, alter Hannes. Warst Du in der Krähe? Was treiben sie dort? Danke, mir geht's leidlich. Es reißt wieder. Aber meine AEG stehen gut, ich habe sie noch billig gekauft, auch Vogel Draht; bloß Barmer Bank —“

„Herrgott, Du auch?“

„Warum ich nicht? Glaubst Du, ich will verhungern? Meine ehrliche Arbeit schafft's nicht mehr. Es hapert auch mit den Augen. Und mein Kapitälchen fürs Haus ist ein Dudeldei geworden, Gadebusch unten wußte, was er tat. Selbst Lina, obwohl sie's erst für Todsünde hielt, hat sich was gekauft, natürlich St. Annengrube, ohne das bißchen Heiligkeit wär's nicht gegangen, obwohl sie auch das Katholische störte, aber es war eben ein Tip —“

„Jotte doch.“

„Und meine Knospen. Die Tollste, die eigentlich anfing, ist die Pätsch, die eine Weile Edelkommunistin war; jetzt ist sie wieder Ordnungspartei, nicht zu knapp, man müsse den Mut und die Einsicht zum Überzeugungswechsel haben, nur die Feigen und Beschränkten hätten ihn nicht, ich hab ihr eins auf die Klappe gegeben, sie wechselt mir zu fix, aber ihr seliger Hofrat aus der Rechnungskammer hat sich wahrscheinlich beruhigt wieder auf dem alten Luisenstädtischen rumgedreht und liegt nun anständig wieder auf dem Rücken.“

Herr Imelmann lachte. „Na, Du bist ganz munter, Lührs. Das freut mich.“

„Weißt Du, wie heute die Börse war?“ fragte die kleine Dame und ging gravitätisch nach dem großen Glasschrank. „Bloß nicht

Digitized by Google

Der Rächer. Bildwerk von Ernst Barlach
(Ausstellung P. Cassirer, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

zu lange auf einem Papier sitzen bleiben. Drüben der Kohlenfritze, das muß ich Dir erzählen, sagte mir gestern: ‚Ik bin 'rinjefallen,' er schien als selbstverständlich anzunehmen, daß ich auch mit mache; ‚ik hatt' n' totsichern Tip: Neuguinea, aber ik hatte 't verwechselt und kaufte Guano — ja, mit de Jeographie!' So, nun lang' zu. Die Schachtel wollen wir nachher auspacken. Das gute Helwineken ist jetzt die reine Landwirtsfrau. Gutes Kind. Nun erzähle, wie geht es draußen? Was ist los? Ich muß oft hindenken, wenn ich hier still sitze und meine Hamlet-Monologe brumme. Früher waren mehr Leute dort — hm — und man konnte länger und zufriedener hindenken. Ach ja, es wird alles verruiniert, auch das Schicksal ist rebellisch und verdreht!"

Herr Imelmann nahm einen Schluck, lehnte sich zurück und erzählte von den jungen Leuten und von dem, was sie vorhätten; auch von der Zukunft der Krähe, wie er sie im Sinne hatte.

Doch da wackelte die alte Dame mit dem großen Kopf. Das gefiel ihr nicht. Ganz und gar nicht. Das war auch so etwas wie Rebellion und Verruinierung. Er verdiente doch genug; freilich heute war es nie genug und morgen war es viel zu wenig. Sie sah ihn vorsichtig über die kleinen hellen Brillengläser hin an. Waren da auch zuviel Erinnerungen ...? Gefiel ihm das alles auch aus dem und jenem Grunde nicht mehr? Es gab solche unbezeichenbaren Gefühle.

„Übrigens war auch Dina da. Sie läßt dich herzlich grüßen."

„Dina —?"

„Sie wird noch einen Tag in Berlin sein und dich besuchen."

„Dina? Das ist hübsch. — Das freut mich! — Wie sieht sie aus? Wahrscheinlich ist sie noch reizender geworden, solche Wesen blühen in der Ehe immer noch mehr auf, als wären sie in ihrem Element. Ist sie glücklich? — Sie hat ihr erstes Kindchen verloren. Ja, das ist schwer, das tut mächtig weh. Aber sie sind ja jung. Es können noch andere kommen, noch viele — solche Frauen brauchen Kinder und kriegen sie auch."

„Wahrscheinlich," sagte Herr Imelmann kurz.

„Ich wünsche es ihr. Weißt du, ich habe immer mal Angst gehabt, sie würde sich wieder verplempern oder umgekehrt den Anschluß verpassen. Das passiert gerade solchen extrafeinen Musterexemplaren, solchen anspruchsvollen Meisterstücken leicht einmal. Es wäre ein Jammer gewesen," brummte die Lührs nicht völlig ohne boshafte Hintergedanken. „Aber nun ist es wohl das Richtige. Er hat mir damals sehr gut gefallen, ernst und männlich — straff und gescheit, keiner vom Dutzend, das wäre nichts für Dina gewesen. Er — erinnerte mich manchmal an jemand ... Du kennst ihn?"

„Flüchtig," sagte Herr Imelmann einsilbig und gemütlich.

„Ach, man spinnt noch immer die alten Fäden. Man hat Einsamkeit genug dazu. Und vor einem liegt immer weniger vom Leben. Es lohnt kaum noch. Man läßt keine Fahnen mehr flattern. Was meinst du?"

„Lohnt noch. Soll und muß. Das Leben hat immer noch seine Fahnen. Siehst du, Lührs, der Fehler der Menschen ist meist der, daß sie nicht die Jahreszeiten einhalten können. Das gibt dann trübe Reste und lächerliche Wimpel."

Tante Lührs sah ihn wieder scharf und nachdenklich an. Aber sie schwieg. Es schwirrte bloß ein kaum hörbares Fliegensummen auf ihren Lippen.

Dann sprachen sie auch ein wenig von Hanne. Das geschah stets. Dabei wurde es stiller im Zimmer und die Stinmen wurden ernst und zögernd, als umtasteten sie noch immer das dunkle Geheimnis. Sie war wie ein lichter Schimmer gewesen, eine zarte, süße Blume im harten, bösen Leben. —

Die Uhr auf dem Shakespearebein vor dem Spiegel schlug siebenmal. Sie ließ sich Zeit.

Da dachte Herr Imelmann daran, sich wieder davon zu machen. Er wünschte, noch etwas zu gehen. Er hatte einen langen, befriedigenden Arbeitstag hinter sich und verlangte nach Leben, Wirrwarr, bunten, flatternden Eindrücken, nach Lebensfahnen und -wimpeln.

„Was macht dein Japaner? Bist du zufrieden?" Das war der neueste Bewohner der früheren Lutzeschen Zimmer.

„Kann nicht klagen. Er zahlt in Pfunden. Aber er zahlt lächelnd. Das ganze gelbe Männchen ist ein huschendes Lächeln und ein Hauch von fremden Essenzen und guten Zigaretten."

„Angenehm."

„Lina sagt, das sei Tünche, das Gelbe käme durch. Aber sie hat es nun aufgegeben, ihn zu bekehren. Sie legte auch ihm eine Weile ihre Traktätchenblätter hin. Er sah sie sich wohl, wie alles, aufmerksam an. Eines Tages sagte er höflich lächelnd: ‚Danke, es ist nicht nötig.' Sie hält ihn für verloren. Vor einiger Zeit bekam er aus seiner Heimat ein kleines Holzpferdchen auf Rollen geschickt, einen Apfelschimmel, ein

Digitized by Google

bißchen japanisch um Nase und Schwanz, sonst wie von Wertheim; das steht auf seinem Schreibtisch und davor in einem kostbaren Väschen immer eine hübsche, seltene Blume. Lina behauptet, es sei ein Götzenbild, ein japanischer Gott, er wäre ein Heide. Aber als ich ihn einmal fragte, sagte er höflich: ‚Das hat mir mein kleiner Sohn geschickt; sein liebes Pferdchen'."

„Nett. Beinahe Porsch. Ach gute Lührs, wir sind alle Menschen und wollen es bloß nicht zugeben. Das Trennende sind immer die Traktätchen, nicht bloß die Lina's; es gibt schlimmere Konventikel."

„Ja, ja. Da hast du recht, Hannes, aber es wird noch eine Weile so bleiben. Wir sind selber mangelhafte Leute, aber wir wissen es manchmal."

⁂

Gegen neun war Herr Imelmann in der Innsbruckerstraße.

Es würden heute, wie jetzt oft, noch einige andere Herren kommen, man hatte sich zu einem maßvoll erweiterten Kreise zusammengeschlossen.

Doktor Porsch war bereits gastlich beschäftigt. Anders tat er's nicht. Und er war nie ganz zufrieden, wenn er selbst irgendwo Gast sein sollte, sie sollten immer zu ihm kommen.

Herr Imelmann saß in seinem Stuhl und sah dem angenehmen, tätigen kleinen Herrn liebevoll zu. Er erzählte auch ihm von der Krähe und gewissen Plänen und da hantierte Porsch leiser und machte größere Augen hinter der blanken, runden Brille. Von der Krähe und von Dossen hörte er immer gern; freilich nicht gerade in diesen Zusammenhängen. Aber davon wußte er ja schon.

Er war aber vollkommen einverstanden und dankbar dafür, daß er als Helfer und wirtschaftlicher Sachverständiger in den Fritz-Wiese- und Krähenhandel einbezogen werden sollte. Das interessierte ihn außerordentlich, lag ihm prächtig, und das war selbstverständlich. Das Gegenteil hätte er übler vermerkt.

Herr Imelmann berichtete auch von Dina, und Porsch wischte vorsichtiger an den Gläsern und sah, sie gegen das Licht in die Höhe haltend, scharf hindurch.

„Es geht ihr gut? Sie ist zufrieden?" fragte er nach einer Pause.

„Vollkommen. Sie ist glücklich, Porsch. Strahlend glücklich. Ich habe mich gefreut," sagte Herr Imelmann.

Da sah Herr Porsch auf. „Das ist hübsch. Soso," meinte Herr Porsch herzlich und begann wieder zu putzen.

„Sie steht jetzt auf einem andern Stern. Sie stammte immer von einem andern Stern, Porsch. Ach, das sind Bilder — ich habe mich gefreut — ja. Mehr ist nicht zu sagen. Sie läßt Sie freundschaftlichst grüßen und hofft, Sie das nächste Mal wiederzusehen. Diesmal ist die Zeit zu knapp."

Herr Porsch gab dem Glas nachdenklich den letzten Schliff, und dann schenkte er Herrn Imelmann rasch zum Kosten ein, seine Brille hatte einen herzlichen Ausdruck und hatte kein so besorgtes Glanzlicht mehr.

Klingling, auch Herr Porsch trank, und dann war man wieder mit gleichgültigeren Gesprächen beschäftigt, indes Freund Porsch ab und zu ging und seinen Freund Imelmann mitunter allein mit seinen Gedanken sitzen ließ.

Die vielen Bücherrücken schimmerten, Bilder glänzten, und geschmackvolle Dinge taten dem Auge wohl. Drüben auf dem Schreibtisch, linker Hand, so daß nicht immer das Licht darauf fiel, stand Hannes Bild, ein kleines, kaum handgroßes, aber wunderbar ähnliches Bildchen, das er im Krähengarten selbst einmal von ihr genommen hatte. Davor stand ein kostbares Gläschen, worin jetzt immer eine seltene Blume steckte. Wie war das doch? — Ach so, der Japaner . . . Guter Porsch. Wir sind allzumal Menschen.

Dann kamen die Herren, ältere Herren, gemessene, erfahrene Lebensgänger, aber noch frisch, sehr frisch, und der süßen Gewohnheit des Lebens mit Geistigkeit und fein behaglicher Entschiedenheit zugewandt. Der letzte war natürlich Ladewig, der angenehme, erdenfröhliche Dicke.

Er erschien in seinen kurzen Röhrenhosen, mit hochgerutschter, über dem Leib faltig gespannter Weste, verschobenem Schlips und seligem Lächeln, als er die Freunde und die blanken Gläser sah.

Nun rückte man noch enger zusammen und besprach erst einmal streitend der Welt Lauf zu Ende. Aber das war widrig. Es gab geistigere Bezirke und Orplid, ‚das selige Land' war immer nahe, wenn man es suchte.

Das war gut, alles gut. Herr Imelmann fühlte die Wärme und Weichheit seines Sessels. Und Porschs Brille strahlte.

Dazwischen sang der Dicke; man rief ihm Wünsche zu, die er manchmal beachtete; er reihte Bruchstück an Bruchstück, sang heroisch Schmetterndes und Zartgehauchtes und vergaß der Welt. Und einmal schaute er dabei bedeutsam lächelnd und behutsam und fast zärtlich spielend, während die anderen Herren schon wieder plauderten, zu dem einsam lauschenden Herrn Imelmann hin, als

schlügen plötzlich Erinnerungen an frühere, längst verrauschte Stunden eine geheimnisvolle Brücke auch zu ihm herüber oder weil das Glas ihm, lockend gefüllt, nahestand: „Das Weib, des Daseins herrlichstes, geliebtestes Gebild, das sternenhoch uns irdisch naheschwebt —“ Er hauchte die Töne, feierlich bekennend und seine korpulente Seele entblößend.

„Ach, Gustav Ladewig, Sie sind bloß Rhetoriker,“ tadelte Herr Imelmann lächelnd, als Ladewig schwieg und behaglich grinste.

„Sie kennen dieses Herz nicht, Meister,“ sagte der Dicke und trank.

„Ich kenne es. Wir wandeln auf gepflegten Wegen, Sie besonders, und neigen mitunter unsere Nase auf eine hübsche Blume, wir ältlichen Herren.“

„Ihr, die ihr die Triebe des Herzens kennt, sagt, ist es Liebe, was hier so brennt,“ sang Ladewig seinen Mozart schmelzend, schlug sich an die Brust und harpeggierte mit der anderen Hand. „Non so d'onde viene — quell tenero af — fetto . . .“

Doch Herr Imelmann winkte freundlich und herzlich ab. „Lassen Sie es brennen, Freund Ladewig. Gut, es brennt noch, das ist erfreulich.“

„Warum so kleinlaut, teurer Meister?“

„Man kann es nicht mehr allzu wichtig nehmen,“ meinte Herr Imelmann und strich, wieder mit weiser Laune lächelnd, seinen Bart, „wenn man es einmal genügend ernst genommen hat.“

Die anderen kundigen, aber hier und da noch eitlen Männer wiegten die klugen Köpfe, und die Rauchwolken zogen. Da brachte Porsch mit einer symbolischen Gebärde und mit jäh und bedeutsam sich erweiternden Augen die letzte Flasche seines edlen, im Feuer gebändigten Bordeaux zum Vorschein. „Es gibt für jede Epoche neue Aspekte.“

Die Herren stimmten wieder schmunzelnd oder nur mild widersprechend zu. Ladewig war innig versöhnt und einverstanden. Herr Imelmann aber war in seiner guten, nachdenklichen Stimmung etwas zerstreut; denn in ihm entschied sich in diesem schwebenden Augenblick, in einem Ausklingen und Abklingen einer verschwiegenen letzten Spannung und Empfindsamkeit und im Anblick des tröstlichen und geliebten Sancho Porsch und seines quillenden Fläschchens, die Absicht . . . nun doch und unverweilt, wie er es schon oft geplant, in seinen besten Stunden mit seinem erfahrenen spöttischen Stift den unsterblichen Donquichote in Angriff zu nehmen . . .

Darauf freute er sich. Darauf stieß er nachdenklich lächelnd an und trank, mit einem scharfen Blick an seiner ausdrucksvollen Nase hinunterspähend, bedächtig genießend den mildfeurigen Wein der gereiften Lebensfahrer.

Wunsch. Von Fritz Körbel

Bevor die Nachmittage noch erkalten,
Geh mir zulieb noch einmal in den Park
Und setz' dich wieder zu den beiden Alten,
Die welke Hände über Krücken falten
Und in der Sonne zittern ohne Mark. —

Wenn wir uns hier die Nachmittage süßten,
Beglückt genossen heißen Liebestrunk,
Dann saßen sie, als ob sie grübeln müßten,
Und blickten starr wie kalte Marmorbüsten —
So traf uns oft die tiefe Dämmerung.

Dort werden sie jetzt noch Siesta halten;
Nicht lange mehr — sie reifen für den Sarg.
Grüß' diese beiden freundlichen Gestalten,
Bevor die Nachmittage noch erkalten!
Geh' mir zulieb noch einmal in den Park.

Digitized by Google

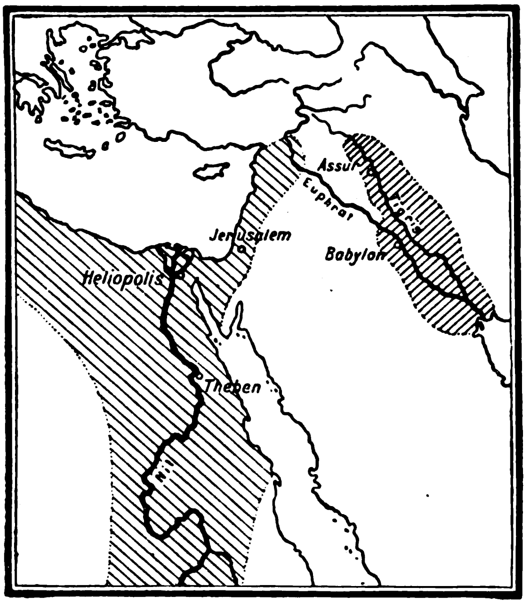
Zonenwechsel der Machtstaaten

Von Arthur Dix

Über rund sechs Jahrtausende können wir die Geschichte der Machtstaaten verfolgen, wenn wir auf den ersten ägyptischen Kalender zurückgreifen. Zur Zeit seiner Entstehung, im fünften Jahrtausend vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, beschränkte sich das Gebiet der Länder, von denen uns geschichtliche Kunde überkommen ist, auf eine recht kleine Zone. Die blühenden Kulturländer und Machtstaaten jener ersten Periode waren gebunden an die üppige natürliche Fruchtbarkeit der Stromgebiete des Nils und des Euphrats: Ägypten und Babylonien. Mögen auch unter ähnlichen geographischen und klimatischen Bedingungen die großen Flußtäler Indiens und Ostasiens ähnlich frühzeitige Kulturentwicklung begünstigt haben — die geschichtliche Kunde frühester Machtstaaten beschränkt sich doch zunächst auf jene räumlich so kleine Zone, die als Talzone periodisch aus ihren Ufern tretender Ströme in einem subtropisch warmen Klima gekennzeichnet ist. Der Himmel lieferte die feuchte Befruchtung des Bodens und die Trockenzeit der Reife und Ernte in einer periodischen Regelmäßigkeit, die zur aufmerksamen Beobachtung anreizte; und während die heißen Tage des Menschen Sinne einschläferten, lockten die überaus klaren Nächte zur Betrachtung des gestirnten Himmels. Himmelskunde und Mathematik schufen auf jenem Boden die feste Zeitrechnung, die uns heute die Aufstellung großer Geschichtsperioden ermöglicht. Das bedächtige Rind war das klimatisch gegebene Haustier jener warmzonigen Periode der ersten Machtstaaten.

Aus höheren Erdgebieten warf der Arier sein rasches Pferd über die Stätten älterer semitischer Kultur. Vom iranischen Hochland her überrannte er das alte Babylon wie das alte Ägypten und drang hinab auch in die indischen Gefilde. Das reichliche zweite Drittel der geschichtlich verfolgbaren Vergangenheit gehört vorwiegend den südarischen Völkerschaften und ist geographisch gekennzeichnet als die Zeit der Vormachtstellung meerumspülter Halbinseln, klimatisch begünstigter Teile der gemäßigten Zone.

Aus der Zeit der semitischen Machtstaaten im engen Bereich Nordostafrikas und Vorderasiens ragt in die neue Zeit der arischen Küstenstaaten hinüber das alte Verbindungsland zwischen Nilgebiet und Euphratgebiet, Phönizien, das ursprünglich mit seinen Karawanen den Verkehr zwischen jenen beiden an sich gezogen, dann aber auch in seiner Eigenschaft als Küstenland zur ersten seefahrenden Kolonialmacht geworden war. Seine Erben, die Karthager, standen vom nordafrikanischen Boden aus noch spät in dieser Periode mitten im heißen Ringen gegen Rom.

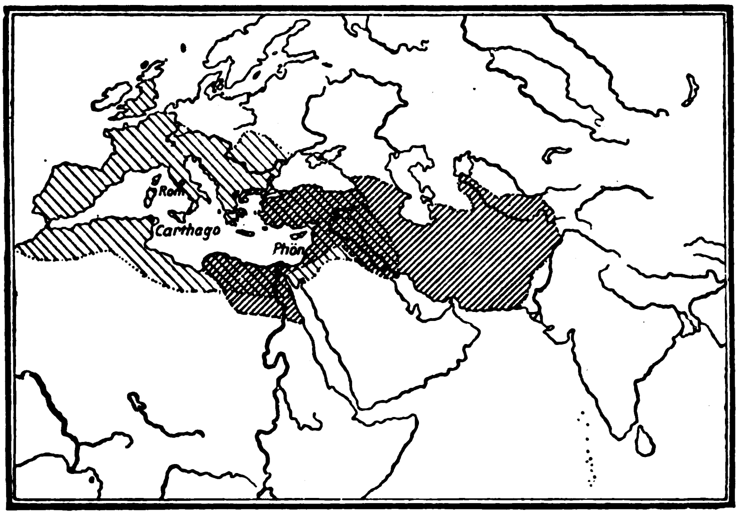


Ägyptisches Reich   Assyrisches Reich

In dem verweichlichenden Klima Südasiens versickerten nach hoher kultureller Blüte die Ausflüsse des arischen Machtstaatentums, und in merkwürdigem zeitlichem Zusammenfall machte hier ein Buddha die beschauliche Weltentrückung zum Daseinsziel, wie im gesonderten Kulturkreis der mongolischen Welt jenseits der asiatischen Hochgebirge ein Kong-fu-tse verwandt leidenschaftslose Entsagungstöne anschlug. Auf der griechischen Halbinsel aber hatte zu jener Zeit ein Solon die positive Ordnung des Staatswesens in kluge Führung genommen, und im Herzen des Mittelmeers wurde der Grund zu der späteren Weltmacht Roms gelegt.

Über das tausendjährige Reich Roms, über die Blütezeit der mediterranen Halbinselstaaten brauste der Strom der Völkerwanderung dahin

Digitized by Google



Römisches Reich   Perserreich

und leitete die dritte große Geschichtsperiode ein: Die nordarische Periode, die den Schwerpunkt der Machtstaaten in ein kühleres, weniger weiches, mehr Zähigkeit und Arbeit heischendes Klima verlegt. Die blonden Germanen aus Nordland treten an Stelle der dunkelhaarigen Südarier in die Geschichte der Machtstaaten ein. Karl der Große vereint die Lande von den Pyrenäen bis zur Elbe unter einem neuen Kaiserzepter, die Normannen schaffen starke Machtgebilde rings um die Ost- und Nordsee und ziehen bereits über den nördlichen Atlantik.

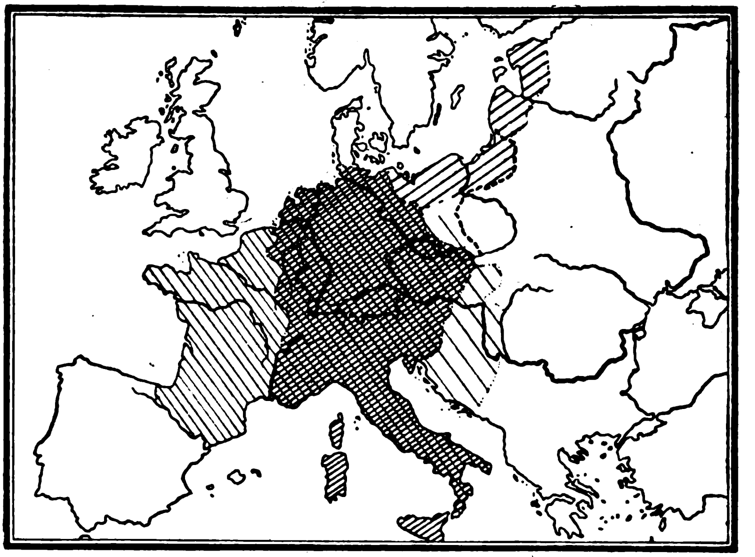
Europa aber vergißt den Weg, auf dem sie waghalsige Führung unternommen, und wendet seine Blicke zunächst nach dem alten Orient, den frühen Stätten der Kultur und des Handels. Nach dem Scheitern der Kreuzzüge keimt das Streben nach neuen Orientwegen zu den Schätzen Indiens. Das Zeitalter der Entdeckungen bringt mehr als die Erfüllung dieser Träume: es unterwirft den Machtstaaten Europas eine neue Welt.

Im ersten Übergangsstadium zwischen vorkolonialer und neuer Zeit fällt die Führung auf dem Wege über den Atlantik dem Verbindungsland zwischen dem alten Mittelmeer und der neuen Hochstraße der Völker zu.

Doch die Pyrenäen scheiden die iberische Halbinsel von den Kernlanden Europas und die eigentliche Vormacht gebührt im Zeitalter des umgestellten Seeverkehrs den Ländern des großen mitteleuropäischen Stromsystems, von dem die stärksten Verkehrsausstrahlungen über das Weltmeer erfolgen können. Innerdeutsche Zerrissenheit läßt die Vorlande dieses Stromsystems: — die Niederlande und das britische Inselreich — an die erste Stelle aufrücken. Spätere Ansprüche werden gestellt von dem Frankreich Ludwigs XIV., das ein halbes Jahrhundert nach dem England der Königin Elisabeth in die große, neue Weltpolitik einrückt. Auf der anderen Seite betonen Persönlichkeiten wie Gustav Adolf von Schweden und Peter der Große die Ansprüche der Ostseemächte, in der Gruppierung der Machtstaaten dieser nordarischen Epoche nicht übersehen zu werden. Erst ganz am Ausgang der dritten Geschichtsperiode findet ein zu neun Zehnteln geeinigtes Deutschtum, lange vergessenes Hansa-Erbe antretend, den Ausgang zur Weltpolitik, zu dem die Vormacht des mitteleuropäischen Stromsystems bei innerer Einigkeit stets hätte die Tür in fester Hand halten können. Es geschah mehr als tausend Jahre nach jener Teilung des Reiches Karls des Großen, durch die für ewige Zeiten die zwiespältige germanisch-romanische Entwicklung des westlichen Festlandeuropas begründet worden — ein Zwiespalt, der auch in der neuen Geschichtsperiode die festlandeuropäischen Einflüsse empfindlich zu beeinträchtigen verheißt.

Daß wir bereits in eine neue Periode der Zonenverschiebung eingetreten sind, unterliegt keinem Zweifel. In jenen großen

Digitized by Google



Zügen geographischer Geschichtsbetrachtung, denen wir bis hier gefolgt sind, konnten wir sogar einen so gewaltigen Einschnitt, wie den des Zeitalters der Entdeckungen, das sonst stets als grundlegender Abschnitt betrachtet zu werden pflegt, getrost nicht als Abschnitt zwischen zwei Epochen, sondern eben nur als Einschnitt buchen. Denn wir wollten die Zonenverschiebung der Machtstaaten betrachten, und für diese Betrachtung war wesentlich einmal die Verschiebung von dem Landgebiet zwischen dem Hochland von Iran und der Wüste Sahara (dessen historisch-geographische Gemeinschaft leider durch die schematisch-willkürliche Erdteiltrennung Asien—Afrika allzusehr verschleiert wird) nach den südlichen Halbinsel-Randländern des Mittelmeers, und dann die weitere Verschiebung in das kühlere Europa nördlich der großen Gebirgsketten. Hat auch der Übergang in die eigentliche Weltpolitik durch das Zeitalter der Entdeckungen zunächst die iberische Halbinsel noch etwas in den Vordergrund gerückt, so verlagert sich doch im großen und ganzen der Schwerpunkt der Machtstaaten schon nach der Völkerwanderung mehr nordwärts, und auch Spanien brauchte in den wichtigsten Perioden zur Stützung seiner Sonderrolle teils die niederländische, teils die österreichische Dependance im nördlicheren Europa.

Jetzt aber stehen wir wieder vor oder vielmehr mitten in wirklich Neuem. Die Zonenverschiebung, die einst das Mittelmeer, dann die Alpen übersprungen, hat jetzt weit größere Hindernisse genommen: die Weltmeere!

Als Machtstaaten hatten wir in allen früheren Epochen nur Gebilde der Alten Welt anzusprechen, in Nordafrika, in Vorder-, Süd- und Ostasien, in Süd-, Mittel- und Nordeuropa. In der ersten Periode standen auf dem Gipfel staatlichen Geschehens die Lande des Nils und des Euphrats; in der zweiten die Halbinselwelt des Mittelmeers, daneben die des Indischen Ozeans und seitab das festländische Mongolien Asiens; in der dritten Periode das kühlere Europa, anfangs für sich allein, dann als Beherrscher auch der neuen Weltpolitik im eigentlichen Sinne.

Die vierte Periode hat ihre ersten Ansätze aufzuweisen in der Unabhängigkeitserklärung der verschiedenen amerikanischen Staaten, übertrumpft durch die Monroe-Lehre von 1823. Dann kamen nach geraumer Zeit die Kriege fremderdteiliger Großmächte gegen alte Europamächte: die Vereinigten Staaten gegen Spanien, Japan gegen Rußland. Mit diesen Erscheinungen verzeichnete die letzte Jahrhundertwende den Übergang in die neue Periode im Zonenwechsel der Machtstaaten, die durch die Beteiligung der Vereinigten Staaten und Japans am letzten Weltkrieg, ihre Beteiligung an den Friedenskonferenzen in Paris-Versailles

Digitized by Google

und an der bedeutsamen Konferenz in Washington noch wesentlich schärfer dokumentiert wurde. Die heutige Zone der Machtstaaten dehnt sich aus über die ganze Rundung der nördlichen Halbkugel, über die Breitengrade der Vereinigten Staaten, Englands und Japans. Im Vordergrunde stehen nunmehr die interozeanischen Machtgebilde, die beiden Inselreiche am Atlantik und am Pazifik und das glückliche Land, das seine Küsten beiden Weltmeeren zuwendet. Daneben in vorteilhafter mediterran-atlantischer Januslage Frankreich mit seinem eng benachbarten und stark abgerundeten nordafrikanischen Kolonialbesitz.

Entscheidend ist auch heute noch das gemäßigte Klima, aber nicht mehr die Lage in Europa, sondern die Weltmeerlage. Ja, es wäre denkbar, daß sich die Scheitellage des Globus, die von der asiatisch-afrikanischen Verbindungszone westlich nach dem Meridian von Athen, dem Meridian von Rom, dem von Aachen, dem von London verschoben hat, heute vielleicht schon auf dem Meridian von Washington zu suchen ist, sich weiter mitten in den Pazifik verschiebt und Europa auf die Schattenseite rücken läßt. Auch jetzt schon ist der Zonenwechsel jedenfalls intensiver als je ein früherer.

Auch die Achsen des wirtschaftlichen Weltverkehrs sind umgelagert. Bei dieser Verlagerung kommt auch die politisch noch so wenig belangreiche südliche Halbkugel einigermaßen auf die Rechnung. Der Ostwestverkehr Europa-Nordamerika ist freilich sehr stark vorherrschend; aber auch die Bedeutung von Nordwest nach Südost gerichteter Linien, wie Europa-Südasien, Nordamerika-Südafrika, Japan-Südamerika, auch kreuzender Linien von Nordost nach Südwest, wie Indien-Südafrika, Japan-Indien, Mitteleuropa-Südamerika haben stark steigende Bedeutung gewonnen und werden um so wichtiger, je mehr die allgemeine Unterbilanz im Verkehr mit den Vereinigten Staaten alle anderen Länder zwingt, auf diesen Wegen eine bessere Wechselseitigkeit zu erzielen.

Dieses wirtschaftliche Zusammenwirken der Erdteile und diese Berücksichtigung auch der südlichen Halbkugel kann aber unsere Auffassung der neuen Geschichtsperiode unter dem Gesichtspunkt der Zonenlagerung heutiger — und bis auf absehbare Zeit bleibender — Machtstaaten nicht modeln. Die Länder der südlichen Halbkugel sind zu weit auseinandergezogen, in sich zu wenig gegliedert und klimatisch nuanciert, um heranzureichen an die besonderen klimatischen Vorteile West- und Mitteleuropas im Sinne der Energieförderung und Verkehrsausstrahlung, oder an die Verkehrslage der neuen weltpolitischen Rivalen Europas auf der nördlichen Halbkugel.

Die Existenz und die Behauptung von Machtstaaten ist an vielerlei Voraussetzungen geknüpft, die sich im Laufe langer Geschichtsperioden wandeln können. Für das neue Zeitalter, das gekennzeichnet ist durch die Möglichkeit des Auftretens eigentlicher Weltmächte auch außerhalb der „Alten Welt“, scheinen die Voraussetzungen in erster Linie geknüpft an günstige Verkehrslage zu den großen Weltmeeren; an ein gemäßigtes Klima; an die Beherrschung von Bodenschätzen allerart; an die Befähigung zu großen technischen Fertigkeiten. Vielleicht nicht ganz zu vergessen: an ein starkes und einmütiges politisches Wollen! Die politische Geographie, auf deren Boden wir uns in dieser kleinen Umschau über einige sechs Jahrtausende stellten, darf eben nicht nur die physiologische Länderkunde — sie muß auch die psychologische Völkerkunde berücksichtigen.

Britisches Gebiet · Vereinigte Staaten · Französisches Gebiet · Japanisches Gebiet

Digitized by Google

Innere Weihnacht * Von Erika von Watzdorf-Bachoff

Ich weiß: ich müßte viele Worte sagen,
Die neuen Klangs und neuen Glaubens sind,
Wo wir uns selber zu erleben wagen,
Ist Stern und Bethlehem und Jesuskind.
Und als die Toren, die von Abend kamen,
Gibt Denken sich und Wissen willig hin.
Aus alten Wundern blühen neue Namen,
Und alles reift im Licht von Urbeginn.

Weihnachtskerzen * Von Martin Schiller

Ich Kerze, ach ich brannte nur für dich.
Es war mein Herz, das ganz der Flamme glich.
Und um mich glühten weihnachtlichen Scheins
Wohl hundert noch so heiß für dich wie meins.

Du aber sahst die vielen Kerzen nicht
Und starrtest groß und traurig in das Licht,
Und während wir verbrannten, dachtest du
An den, der dich vergessen, immerzu.

Weihnachtsgaben * Von Frida Schanz

Der du dein Scherflein darbringst, liebentbrannt,
Was zuckt dein Herz, als ob es weinen wolle?
Vor Gott gilt nur die reine Geberhand,
Und nicht die fürstliche und nicht die volle.

Drei Könige knien im Stall zur heiligen Nacht,
Selig bewußt, daß sie im Ziel nicht irren.
Wer weiß noch heute, wer das Gold gebracht?
Und wer den Weihrauch gab? und wer die Myrrhen?

Traum der Nacht * Von Charlotte Ball

O Traum, vom Wind der Sterne überstiebt,
Der du der fernsten Himmel Huld verteilst,
O Traum der Nacht, geliebt, so sehr geliebt,
Wenn du als unsres Schlafs Gefährte weilst.

O Traum der Nacht, sobald der Morgen früht,
Uns schmerzvoll wie gewesner Freund verhaßt:
Du gibst zu schwere Last dem blaß Geblüt
Des Erdentages mit ... zu schwere Last ...

Schneegestöber * Von Wilhelm Lungwitz

Die Wolken schleiften immer tiefer, bis
Der Kirchturm in den vollen Himmel riß,

Daß er zerschlissen ohne Maß und Ziel
Zerflockt und stürmisch auf die Erde fiel.

Die schwarzen Bäume sträubten sich vor Weh,
Die Wege all verliefen sich im Schnee ...

Und als das Wirbeln in die Wolke schwand,
War Haus und Weg und Baum sich unbekannt.

Der Kirchturm, der sein Werk nun übersann,
Fing leis vor Einsamkeit zu läuten an.

Digitized by Google

Wachhunde · Von Fritz Bley

Lange hatte Reißzahn, der krummbucklige Hungerleider mit den dünnen Flanken, das Lager der braunen Jäger am Rande des Eisfeldes umkreist. Vergeblich! Blitzauge, der große Jäger, hielt ihn in achtungsvoller Entfernung mit dem Hammer von durchlochtem Stein. Ja der! Der traf mit sicherem Wurfe den Schädel des großen Bären — was machte der sich aus dem dürren Wolfe!

Aber zuweilen, wenn er nach erfolgreicher Jagd guter Laune war, warf er Reißzahn einen Knochen zu, an dem noch Fleisch vom Spießbraten hing. Dann wedelte der Bettelköter demütig, und daraus entstand die erste Freundschaft zwischen Jäger und Hund. Wohlverstanden: im Norden. Und wiederum richtig verstanden: zu der Zeit als die heute deutsche Heimat noch in Polnähe lag. — Ähnliche Bündnisse können wir, wenn auch nur in einzelnen seltenen Fällen, heute noch beobachten. So z. B. macht sich der Bär der Marmarosch und des südlichen Vorlandes der Hohen Tatra den Umstand zu Nutzen, daß das Wildbret der Brunfthirsche in den ganz ablegenen Waldteilen seines üblen Geruches wegen von den lediglich des Geweihes wegen jagenden Magnaten oft dem Raubzeuge überlassen wird. Der Bär hegt in solchen Fällen für den Jäger ein umso stärkeres Wohlwollen, als dieser ihn zu der Zeit seines ruppigen Pelzes willen schont. Der Erzherzog Josef wurde durch den Grafen Feri Nádasdy auf dies von manchem alten Bären dem Jäger erwiesene ehrende Vertrauen aufmerksam gemacht und hat selbst

Bernhardiner. Ausschnitt aus einem Gemälde von Alfred Weczerzick

Digitized by Google

Boxerhündin. Gemälde von Henry Niestlé

ein Erlebnis besonderer Art gehabt. Bei der Birsch auf einen starken Geweihträger*) nahm er wahr, daß ein ungewöhnlich mächtiger Bär seiner eigenen Fährte folgte — offenbar in der Absicht, an frisches Hirschwilpert zu kommen. Da rief der Leibjäger dem Erzherzog zu: „Jesus Maria, bitte schießen, ein Riesenbär!“ Und auf diesen das Raubwild reizenden Zuruf hin blieb dem fürstlichen Jäger nichts anderes übrig, als den „treuen Begleiter“ über den Haufen zu schießen.

Wie naheliegend mag, sobald die gute Nase des Wolfes vom Jäger erkannt war, für den Vormenschen der Wunsch gelegen haben, sich Welpen zu verschaffen und aufzuziehn! Und damit war der Ahnherr des Laika Sibiriens geschaffen. — Im warmen Lande mag es damals längst zur Jagd abgerichtete Hunde gegeben haben, die dem Schakal in ihrer Grundform nahestanden. Und wiederum gab es im Norden und Süden Hunde, die durchaus nicht von diesen beiden, lange Zeit seitens der Wissenschaft als Stammväter der Hunde festgehaltenen Gruppen der Wölfe und Schakale abstammen konnten, da ihre Vorfahren zur Tertiärzeit in den Lagern Überreste zurückgelassen haben, die weder vom Wolfe, noch vom Schakale stammen, vielmehr an einen großen Hund erinnern.

Die Frage ist mehr oder weniger eine geologische. Denn zur Tertiärzeit war der Hund bereits in sehr weiter Verbreitung des Menschen treuer Gehilfe, und das hatte, wie sowohl Hilzheimer als auch Wolfgram an gefangenen Wölfen in entsprechender Sicher-

*) Verfasser entnimmt dies seinem eigenen Buche „Vom edelen Hirsche“. R. Voigtländers Verlag.

Digitized by Google

Deutscher Schäferhund. Gemälde von Emil W. Herz

heit nachgewiesen haben, eine mehr oder weniger starke Abänderung im Bau des Schädels und (insbesondere bei Schlittenhunden des hohen Nordens) des Brustkorbes zur Folge. Berücksichtigt man aber die von Reibisch aufgestellte und von Simroth mit starken Belegen gestützte Pendulationstheorie und damit die Tatsache, daß der Schwingungskreis unseres Erdballes, also Europa vom heutigen Wien bis zur atlantischen Küste, als Urheimat aller Landbewohner zu betrachten ist, so ergibt sich, daß die in heute warmen und heißen Ländern lebenden Hunderassen gleich den mit ihnen abgewanderten Negern schlapp, faul und feige sind, wohingegen die hochnordischen Arten am Rande

Digitized by Google

Schottischer Schäferhund. Gemälde von W. Tiedjen

des Eises und die in kalten Hochländern lebenden scharf und mutig sind.

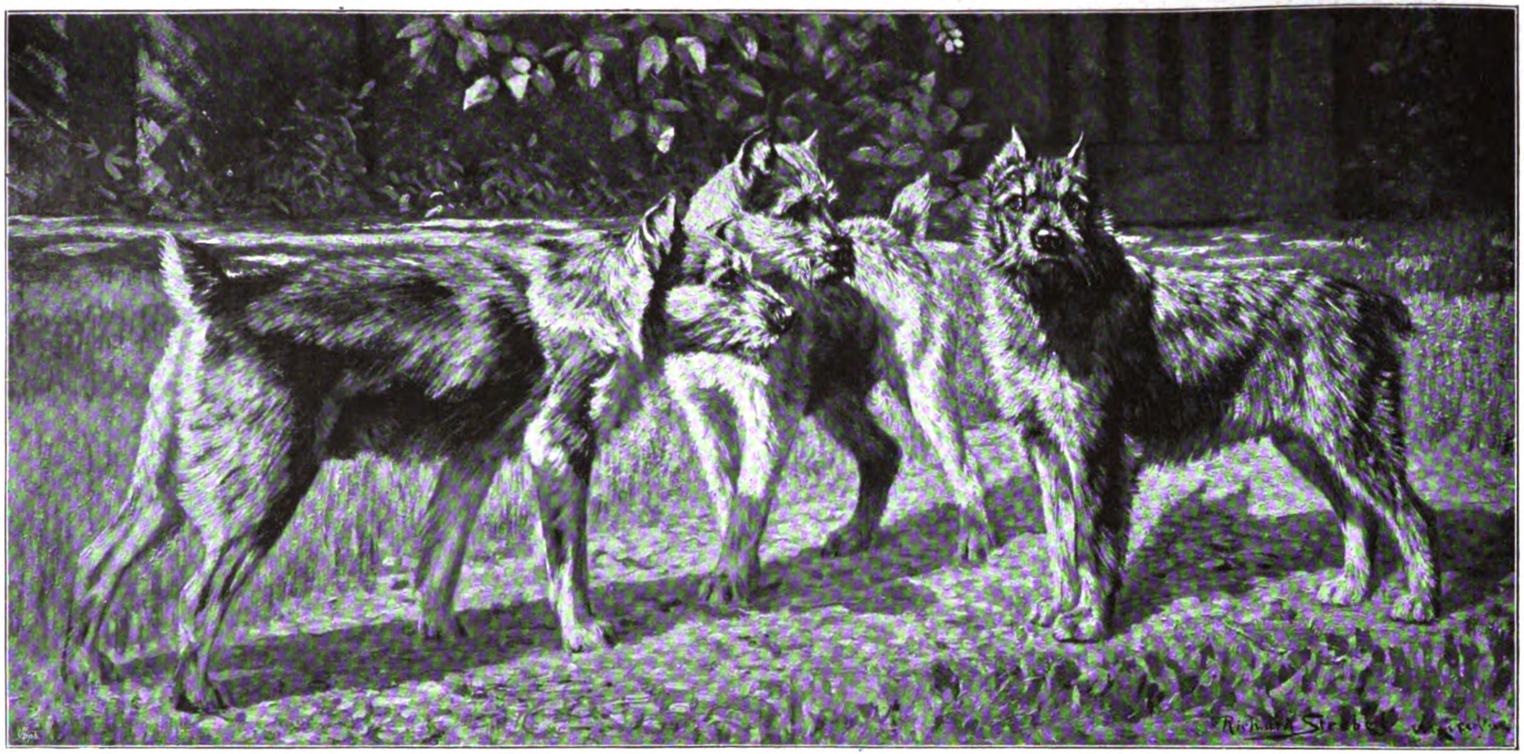
Zugleich tritt uns vor Augen, daß der Dingo Australiens und die Tibetaner Dogge in engem Verwandtschaftsverhältnisse stehn, und das erklärt sich ganz zwangmäßig aus der Erkenntnis, daß der Hund zur Zeit des Vormenschen, also etwa damals, als Mitteldeutschland vom Waldelefanten, Merckschen Nashorn, von Löwen, Höhlenbärvorfahren und anderen heute gen Nord oder Süd abgewanderten Arten bewohnt war, als einzige Hundeart die Streifenhyäne aufwies. Erst zur Zeit des Neandertalmenschen tritt neben dem Waldelefanten, Wildpferde, Wisent und Urochsen der Wolf auf — immer noch in Gesellschaft vom Löwen und von der Wildkatze, dem Riesenhirsche und Edelhirsche, dem Höhlenbär und braunen Bär! Die Abwanderungen haben sich also strahlenförmig von uns aus nach allen vier Himmelsrichtungen vollzogen. Und deshalb werden wir gut tun, den Hund nicht am Uranfange der Säugetierwelt zu suchen, sondern als sehr veränderlich im Schädel und im gesamten Bau zu betrachten. Stammt doch der langnasige Barsoi als Steppenrenner ebenso vom Wolfe ab, wie der stämmige englische Bluthund, von dem der Leithund und somit der heutige hannöversche Schweißhund mindestens starken Blutzuschuß in den Adern führen.

So wie der zur Zeit des Merckschen Nashornes in Mitteldeutschland lebende Höhlenbär jetzt als Grizzly in dem amerikanischen Hochlande der Felsengebirge, sein voreiszeitlicher Genosse der Höhlenlöwe jetzt als Berberlöwe und als Bewohner des abessynischen Hochlandes fortlebt, so nimmt unter den Hunden der Schlittenhund der dem Pole nahen Gebiete die entsprechende Gegenstellung ein zu dem Löffelhunde Süd- und Mittelafrikas.

Während der Schlittenhund bereits völlig in den Dienst des jetzigen Eiszeitmenschen getreten ist, lungert der Paria-Köter der heißen Länder in der Umgebung des Menschen herum und nimmt in seinen zahlreichen Formen eine Mittelstellung ein zwischen dem Wildhunde und Haustiere. Es erscheint deshalb sehr einleuchtend, daß nach Studers Darlegungen eine vorgeschichtliche oder frühgeschichtliche kleine Hundeart als eigene Stammform zwischen den Nachkommen vom Wolfe und vom Fuchse anzusehn ist.

Wenn wir uns an den Adel der Erschei-

Digitized by Google



Schnauzel. Nach dem Gemälde von Richard Strebel

Digitized by Google

nung unserer gleichviel wie verschiedenen treuen Gefährten halten, müssen wir erkennen, daß ein gewisses Maß von Jagdlust noch immer den meisten im Blute steckt und daß die freudige Hingabe und gehorsame Treue dem Hunde anerzogen sind. Und zwar auf der Grundlage der ihm wie dem unverbildeten Menschen innewohnenden Jagdleidenschaft!

In den herrlichen Leistungen der Kriegshunde, die Verwundete aufsuchten und, sobald sie einen gefunden hatten, mit dem Bringsel im Fange zu dem Führer zurückkehrten, um ihn zu dem Hilflosen zu führen: in dieser Höchstleistung von Freude am Dienste des Menschen erscheint allerdings die Jagdleidenschaft erfolgreich erstickt. Und noch höher tritt uns die Ausbildung des Hundes zum Blindenführer entgegen, von der täglich und stündlich in den belebtesten Straßen uns das rührende Bild edelster Treue des Tieres vor Augen tritt. Aber den Ursprung dieser auf Grund sorgfältiger Dressur und Ausbildung beruhenden getreuen Kameradschaft haben wir doch in den Eisgebietshunden zu suchen: der sibirische Schlittenhund, der die Rasthütte unter dem bergehoch angewehten Schnee wittert und durch Auskratzen markiert, steht sicherlich gleich hoch wie der Bernhardiner vom Hospiz, der den Berg nach im Schnee verwehten Erfrorenen absucht, den Gefundenen mit dem Labsale aus dem Körbchen erquickt, um dann Hilfe herbeizuholen.

Und in diesen beiden, einander so fremd erscheinenden und doch geistig so nahe stehenden Erscheinungsformen haben wir die über alle Gegensätzlichkeit siegende Urgemeinschaft des treuen Wächters zu suchen.

Unter den sogenannten „Polizeihunden“, die zum Teil an den schottischen Schäferhund, zum Teil an den sibirischen Elchhund erinnern, vollzieht sich jetzt dank der starken Nachfrage nach Sicherheitswächtern eine Verschmelzung, bei der leider der alte deutsche Schäferhund zu wenig berücksichtigt wird. In Siebenbürgen trat bei dem Freileben der Schaf- und Rinderhirten, wie in diesen selbst auch bei ihren Hirtenhunden eine grobe Verrohung ein. Die Hunde hatten viel mit den Bären zu raufen, und jagten im Übereifer den Petz so lange, bis der oder sie nicht weiter konnten. Solche Helden waren sehr begehrt von der Waidmannschaft und wurden zum festen Preise von 25 Gulden vom Cioban gekauft, sobald dieser erkannt hatte, daß die Jagdleidenschaft mit den wilden Rackern durchging und die Herde verwaist blieb. Die nicht gerade nach Arbeit und sorgfältiger Aufmerksamkeit lüsternen Hirten verstanden eben nicht, den Hund zu seinem ihm zugedachten Berufe zu erziehen, wie etwa der niedersächsische Schäfer seinen „Schimmel“ und „Wasser“.

Sibirischer Hund, das Urbild unseres Schäferhundes

Am tiefsten aus dem Urwesen des Hundes herausgebildet war wohl der sibirische Laika, ein russischer oder baltischer Hund, wie des Barons Budberg Bärenhund Kasimirka und der Elchhund Jakut des Herrn von Poklewski in Westsibirien. Beide waren sie die Urbilder des Hundes, den uns Emil W. Herz im Bilde vor Augen stellt und der im schottischen Schäferhunde von W. Tiedjen sein Gegenstück hat. — Neuerdings tritt nun, als beschämendes Zeichen gesunkener Sicherheit, in Stadt und Land das Bedürfnis nach einem treuen Wächter hervor. Die zur Jagd brauchbaren Hunde sind größtenteils auch gute Wächter. Der Schweißhund ganz insbesondere ist mühelos zu einem sehr scharfen Wächter für Haus und Hof zu erziehen, was bei der einsamen Lage der meisten Forsthäuser sehr wertvoll ist.

Ob der prachtvolle Bernhardiner von heute, in dem durch die im 19. Jahrhundert vorgenommenen zahllosen Kreuzungen der ursprüngliche Schlag — nach C. Keller ein Nachkomme des Hirtenhundes von Tibet — verwaschen ist, als scharfer Wächter brauchbar blieb, erscheint einigermaßen zweifelhaft, denn seine Haupttugend ist doch eine her-

Digitized by Google

Gute Kameraden. Gemälde von Prof. Emanuel Hegenbarth

Digitized by Google

vorragende Menschenliebe. Der berühmte „Türk" vom Hospiz hat bis zum Winter von 1913 nicht weniger als 35 Menschenleben gerettet. In seinem vornehmen Wesen erscheint die Bissigkeit kaum stark entwickelt zu sein.

Scharfe Hunde sind hingegen im allgemeinen die Boxer, wie Henry Niestlé uns einen im Bilde zeigt. Auch die gutmütigen Zwergbulldoggen, insbesondere die französischen mit den großen Fledermausohren, können zu guter Schärfe erzogen werden, wenn sie nicht gar zu sehr auf dem Schoße der Herrin verzärtelt sind.

Die Unsicherheit der heutigen städtischen Wohnungsverhältnisse hat übrigens dazu geführt, daß kleinste Rassen als Wachhunde bevorzugt werden. Die Spitzbuben fürchten den großen sogenannten „Polizeihund" nicht so sehr; sie werfen ihm eine Drahtschlinge über und damit ist er erledigt: gerade wegen seiner Schärfe. Viel unangenehmer ist den Herren Einbrechern ein kleiner Kläffer, der sich unter Bett und Sofa verkriecht, nicht zu kriegen ist und einen Mordsspektakel vollführt.

Die Zwergteckel und Rehpintscher insbesondere sind bei geringen Ansprüchen an Kost und Quartier und um ihrer giftigen Kläfferbosheit willen als Wächter vielleicht höher zu schätzen, als bis dahin der Fall war.

Vom Standpunkte des Waidmannes aus ist der Zwergteckel zu bevorzugen, da er im Karnickelbau gute Arbeit leistet und dem Herrn viel Freude bereitet. Denn er ist und bleibt der Witzbold der ganzen Familie!

Zwergbulldogen. Gemälde von Emil W. Herz

Digitized by Google

Was sagt uns und zu welchem Ende entstand Schillers Jungfrau von Orleans

(Ansprache zu Schillers Geburtstag, gehalten von der Bühne des Württembergischen Landestheaters in Stuttgart herab)

Von Walter von Molo

Unter einem ähnlichen Titel, unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" hielt Schiller dereinst als junger Professor in Jena seine Antrittsrede. Ich muß Sie heute daran erinnern. Schillers „Jungfrau von Orleans" ist eine geschichtliche Dichtung. Das Wort „geschichtlich" setzt Klärung des Begriffes Geschichte voraus. Was kümmert uns „Geschichte", werden Sie sagen, da es hier um eine Dichtung geht? Gemach! Was ist Dichtung? Ein Widerschein des Lebenskernes. Was ist Geschichte? Was bedeutet, was sagt uns eine Dichtung? Untersuchen wir das: die Handlung, das sichtbar gezeigte Geschehen einer Dichtung ist nur der Anlaß der Dichtung, die Dichtung ist mehr! Was ein Werk zur Dichtung macht, ist das, daß das Werk uns über seinen Inhalt, über seinen „Stoff" hinaus hebt, über ihn hinaus uns etwas sagt! Die Art, wie uns der Inhalt einer Dichtung vermittelt wird vom Dichter, wie er seinen Stoff formt, die Form der Dichtung, zu der der Inhalt der Dichtung nur der Anlaß ist, aber der Anlaß, ohne den keine Dichtung entstünde, ist der Wert jeder Dichtung. Inhalt und Form einer Dichtung sind Anlaß und Wirkung, sie sind innigst verbunden, sie sind Eines. Die Form, das ist der Dichtung Geist, des Dichters Seelenmusik erhellt die Dichtung! Der Geist, die Form „überwindet", sie vernichtet gewissermaßen den dem Laien so wichtig erscheinenden Inhalt, die sogenannte „Handlung"; die Form, der Geist macht diese Handlung nebensächlich, zeigt sie als Äußerliches, indem er sie vergeistigt; die Formung setzt an Stelle des Inhaltes den Gehalt der Dichtung. Aus dem Inhalte jeder Dichtung ergibt sich von selbst deren ihm eingeborene Form, das ewig Gültige, der Geist des Dichters und damit der Menschheit, damit des Lebenskernes, von dem die Menschheit ein Teil ist! Aus der Form einer Dichtung den Geist zu erschließen, ist schwer, es setzt das ernste, lange, innere Schulung und Begabung voraus, aus dem Inhalte aber, der stets die Form erschließungsgierig in sich trägt, Schlüsse zu ziehen, ist jedem möglich; wir wollen diesen Weg wählen. Wir wollen den Inhalt, den „Stoff" von Schillers „geschichtlicher" Tragödie untersuchen, um zu erkennen: Was sagt uns die Form, was ist der Geist von Schillers Tragödie, zu welchem Ende entstand Schillers Jungfrau von Orleans, was vermag uns dieses Werk zu lehren? Da der Dichter der Ausdruck des Empfindens seines Volkes ist, so können wir aus Schillers Werk dann auch das Innerste unseres Volkstums erkennen, den ewigen, den unbesiegbaren, den einzigen, den seelischen, den geistigen Besitz unseres Volkes, der uns geblieben ist, der uns nur durch uns selbst geraubt werden kann.

Ich sagte: Inhalt und Form einer Dichtung sind eines. In der Art, wie der Dichter, welchen Stoff er, wie er ihn erfaßt, liegt bereits des Werkes, des Dichters, seines Volkes, der Menschheit, des Lebenskernes Geist, die ewig gültige Daseinsform, gehoben vom Temperamente des Dichters. Schiller war nicht der erste, der den Stoff, den Inhalt, die Überlieferung des Lebens der Jungfrau von Orleans poetisch ergriff. Unter anderen hatte zum Beispiel Voltaire, der geistreiche französische Spötter, schon vor Schiller aus dem gleichen Stoffe ein witzelndes Pamphlet geschaffen. Der Franzose Voltaire sah den Stoff mit den Augen der Vernünftelei seiner Zeit, er sah tendenziös, als Gegner des Pfaffentums, ohne welches ihm Übersinnliches unmöglich zu „verstehen" schien. Schiller sah mit den Augen seiner ewigen Menschenseele! Hier zeigt sich bereits, warum Schillers dichterische Lobpreisung der französischen Vaterlandsliebe dereinst unsere Ahnen hinanriß zur Begeisterung der deutschen Vaterlandsliebe in den Befreiungskriegen gegen Napoleon: wahre Vaterlandsliebe ist Begeisterung für Freiheit, ist ernste Lebensauffassung! Der Dichter hat der Ewigkeit, nicht seiner Zeit zu dienen; Zeit dient Zeitlichkeit, Ewigkeit dient jeder Zeit! Für Voltaire redete das Heldenmädchen zu viel von der „Mutter Gottes", von „Gott", für Voltaire gab es nichts über den Dingen, er war Realist, Rationalist in des Wortes landläufigstem Sinne. „Er glaubt nicht an den Engel und den Gott; dem Herzen will er seine Schätze rauben, den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben." Mit diesem Satze aus Schillers Gedicht „Das Mädchen von Orleans" ist genial die Kluft aufgezeigt, die Schiller von Voltaire, die das damalige Frankreich vom damaligen Deutschland trennte. Hier ist die Kluft, die egoistisches Rechthabenwollen von sachlicher, gläubiger Weltbetrachtung dauernd trennt, Schillers Formanschauung zeigt das Wesen des deutschen Geistes, der selbstloser Menschengeist ist. Die französischen Revolutionskämpfer dienten der „Göttin Vernunft", die deutschen Freiheitskämpfer trugen das Kreuz auf der Landsturmmütze. Es klafft zwischen

Digitized by Google

leerer, ultramontaner, orthodoxer, geistlicher Gesinnung, die das Geheimnis „Gott“ zu einer realistischen Erscheinung der Nützlichkeit herabzieht, zwischen dem, was Voltaire bekämpfen wollte, was Schiller immer bekämpfte und zwischen wahrer Gläubigkeit ein ebenso großer Unterschied, wie zwischen Voltaire und Schiller. Der Franzose Voltaire wollte den „Wahn“ bekriegen und „verletzte“ den Glauben, Schiller bekämpfte den Wahn, indem er ihn zum Glauben reinigte! Voltaires Art steht dem, was er bekämpfte, dem Kirchenglauben, der an Wunder, an das Wunder der Jungfrau von Orleans damals kirchlich zu glauben zwingen wollte, im Grunde sehr nahe; beide glauben zu „wissen“; beides: engherzige, kirchliche Anschauung und Atheismus sind Gottesleugner, beide verletzen den Glauben, Glaube ist Reinheit, das ist ergebenes Unterordnen beglückten Nichtswissenkönnens unter das Wissen von der Göttlichkeit der Ewigkeit. Dieses Glaubens Gegner sind vermessene Tölpel, gleichgültig ob sie rechts, links oder in der Mitte stehen, das sind keine Freigeister, das sind Freiheitsschreier für die unwissenden Galerien im Daseinstheater. Sie reißen nieder, statt besser zu bauen. Gewiß: es wird nur aufgebaut, indem vernichtet wird, aber es darf nur vernichtet werden, um besseres aufzubauen, wer vernichtet, ohne einen besseren Neubau dafür schaffen zu können, ist ein Tor, ein Verbrecher; es ist das Schicksal von allem, daß es einst morsch wird, es muß unentwegt niedergerissen werden, aber die Gesetze, die jedem geistigen Bauwerk, nichts ist im Dasein ohne Geist, innewohnen, die seelische Schwerkraft, die alles zusammenhält, den Geist der Ewigkeit niederreißen zu wollen, ist vermessener Wahnsinn! Jedes Nur-Hirnwollen ist ebenso Wahnsinn wie der Wahn, der den wahren Glauben verletzt. Mit dem Hirn allein läßt sich nichts lösen — die Dinge des Seins stehen auf tieferen Fundamenten.

Untersuchen wir den Inhalt, das gewissermaßen Greifbare und Sichtbare der Legende, der Geschichte des orleanischen Heldenmädchens. Im tiefsten Elend, in der furchtbarsten Lage Frankreichs entstand diesem Lande in einem Bauernmädchen eine Heldin, die das Land befreite, mit den Waffen in der Hand; das Mädchen gab vor, von Gott, von der Jungfrau Maria im Himmel, den Auftrag und die Kräfte dazu erhalten zu haben. Wer das allein mit dem Hirn bekriegen will, wie Voltaire, ist ebenso dumm, wie der, der die Fabel einfach wörtlich hinnimmt in sogenannter unbedingter Gläubigkeit, die in dieser Art stumpfer Sinn, also Ungläubigkeit ist! Beide beweisen, daß sie unfähig sind, Geistiges erfassen zu können! Es ist nichts im Dasein ohne Geist, es gibt keinen Inhalt, keinen Stoff ohne ihm innewohnende Form, Form ist Geist! Voltaire „wälzte“ das „Bild der Menschheit“ formlos spöttisch „im tiefsten Staub“, Schillers Dichtkunst verlieh ihm „Götterrechte“, er schuf die Heldengestalt neu, mit denkendem **Herzen**, das ist der Grund, warum Schillers Werk ungestorben lebt, daß Voltaires herzlose Verstandeswitzelei und der Aberglaube seiner Zeit tot sind. Schillers Künstlertum ergriff den geistigen Kern des Geschehens, ihm waren das „Kirchliche“, der Aberglaube drum herum, wie die Hirnauslegungen des geschichtlichen Phänomens, nur vergängliches Zeitkostüm, er überwand beides durch die ewig gültige Form, die ihm als wahrem Dichter erfaßbar war, durch die Art, wie er den „Stoff“ ewig und allgemein gültig anfaßte. Der Dichter allein weiß, was Geist ist, der wahre Dichter allein weiß, daß des Menschen Hirn nur ein Werkzeug ist, daß das Herz und das Hirn allein nichts vermögen, daß nur wer denkend fühlt und fühlend denkt, überm Krater schwebt. Voltaire blieb im historisch Gegebenen stecken, er war kein Dichter, ihm waren „Wahn“ und „Glauben“ eins; er war ein Nur-Hirn-Mensch. Er besaß keine wahre Herzensgläubigkeit, ohne die es keinen Dichter gibt, er verstand nicht, was Geschichte im tiefsten Grunde ist: Überirdisches Geschehen, Ewigkeit, die sich in irdischen Erscheinungen manifestiert. Die Franzosen sind keine „Historiker“, ihnen dient Geschichte nur agitatorischen Zwecken; wir Deutschen sind fähig, richtig, das heißt sachlich historisch zu sehen; große Massen sind von dieser unserer Fähigkeit abgeirrt — sie müssen dahin zurückfinden, wie unsere Ahnen durch Schillers Werk dahin zurückfanden, sonst sind wir verloren! Schiller rettete sich in seiner Zeit durch das Studium dessen: „Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Er trieb Geschichte, um vollwertiger Mensch, um vollwertiger Dichter zu sein! Was ist Geschichte, was ist Dichtung? Was ist ein Dichter? Was ist Universalgeschichte, warum studiert man sie? Untersuchen wir die historische Antrittsrede des Dichters Schiller. Sie ist tiefes künstlerisches Bekenntnis, sie erklärt: „Was sagt uns und zu welchem Ende entstand Schillers Jungfrau von Orleans?“ Schiller verkündete in seiner Antrittsrede über die Universalgeschichte, was sich ihm als der bleibende Wert seines Lebens und Erlebens, was sich ihm als das Bleibende auf dem Wege der Menschheit gezeigt hatte; er bekannte sich darinnen, bekannte seines, unseres Volkes, der wahren Menschen tiefste Weltbetrachtung. Alles, was immer ein Dichter treibt, ist Bekenntnis; wer nichts zu bekennen hat, ist kein Dichter. Schiller bekannte: „Die Universalgeschichte ist eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.“ Sie ist „ein reiches Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, eine unvergängliche Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet“, an die wir „unser fliehendes Dasein zu befestigen“ haben. „Geschichte zeigt,“ sagt Schiller, „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar

Digitized by Google

verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert". Schiller fand in dem wirren Geschehen „aller Nationen und Zeiten" Sinn (Sinn ist Geist), Schiller war eben ein Idealist, das ist ein Diener des Geistes! Jeder wahre Dichter ist Idealist. Ein „Idealist" ist der Mensch, der das Reale des Lebens richtig sieht, der in allem den Geist, den Sinn der Ewigkeit sieht. Schwärmerei ist das Gegenteil von Idealismus! Schwärmerei ist kein Idealismus, Schwärmerei ist der Realismus unreifer Menschen. Nur der Idealist, weil er Realist der Ewigkeit ist, vermag seine seelische Not, sein innerstes Fühlen und Hoffen allgemein gültig zu dauernden Werten für andere umzuformen. Nur er vermag der Wirrnis eine Idee, Idee ist Geist, zu entwinden. Wer nicht in hohem Sinne an den ewigen Geist, an das Ewige im Vergänglichen glaubt, der ist kein vollwertiger Mensch, der vermag kein Dichter zu sein, der versteht nichts von Geschichte, weil er als Mensch, als Dichter, als Historiker nicht den Stoff beherrscht, er ist Knecht der Materie, des Stoffes, nicht Former des Stoffes, nicht Gestalter, nicht Beherrscher der Materie, er ist „unwahr"! Wäre das Negative, das der in diesem Sinne Ungläubige predigt, Wahrheit, dann könnte er ja nie schaffen, woher käme ihm dann der göttliche Funke, der ihn dazu begnadete? Solche Menschen, solche Schriftsteller, solche „Historiker" sind Verwesung, sie sind nur da als Dung, aus dessen üblem Geruche, ihn vernichtend, siegreich die Blüte des Geistes, die Kraft steigt. Auch Schiller war von solchen Miasmen umgeben, gerade daraus wuchs ihm seine Ernte, sie muß auch uns aus gleichem reifen; das Sein schafft sich ewig neu durch Vernichtung, wie der Dichter schafft durch die Vernichtung des Stoffes, durch die Freimachung und Aufzeigung des ewigen Geistes, der dem vergänglichen Stoffe als ewige Form eingeboren ist. Der Dichter ist der Diener, der Prophet des ewigen, allgegenwärtigen Geistes des Weltenalls, der Dichter ist der Künder des Lebenskernes, das ist die Weltvernunft, die stets, früh oder später, die Vernünftelei der Menschen vernichtet. Das ist das Geheimnis, das in alles Kehren gelegt hat. Jeden umsteht, bis er sich zu dieser bejahenden Klarheit im Auf und Ab des Schicksals durchringt, verworren die Fülle der Erscheinungen. Auch Schiller umgab zwecklos, sinnlos, barbarisch roh der Alltag. Doch der tiefe Mensch erstrebt Erhellung. Schiller war ein tiefer Mensch, er hätte sonst nicht gelitten, derweil sich die klugen Hirnmenschen um ihn eitel mästeten, die nur das sahen, was sie leicht zu sehen vermochten. Er wollte mehr sehen; der tiefe Mensch sucht Anschauung der Welt, er sieht nicht nur den vergänglichen Weg, er sieht hinein in das Ganze: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, er sieht die „unvergängliche Kette, die sich durch alle Menschengeschlechter windet," durch „alle Nationen und Zeiten".

KALENDER

AUF DAS JAHR 1802

DIE

JUNGFRAU VON ORLEANS.

EINE ROMANTISCHE TRAGÖDIE

VON

SCHILLER.

BERLIN.

Bei Johann Friedrich Unger.

Titelblatt des ersten Drucks der ‚Jungfrau von Orleans'

Was ist der Inhalt, der „Stoff" aller Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft? Die Universalgeschichte! Was ist Geschichte? Nicht die Geschichte der Jahreszahlen, nicht die Geschichte, wie sie parteiische Meinung, bald so, bald so egoistisch als Krücke zimmert, nicht die Geschichte eines Stammes oder Volkes, nicht die Geschehnisse bestimmter Zeitabschnitte, nicht Handelsbilanzen und Valutaprobleme sind Geschichte! Geschichte, Universalgeschichte ist die gesamte Geschichte des gesamten Menschengeschlechts — rekonstruiert aus den bisherigen Marschleistungen der Menschheit, soweit wir diese zu übersehen vermögen. Wahrhafte Universalgeschichte, die Geschichte, der Schiller diente, ist die Gesamtheit aller überlieferten und nicht über-

Digitized by Google

lieferten Kämpfe des Menschengeschlechtes, aller „körperlichen" und „geistigen" Kämpfe! Geschichte ist der Widerschein aller, aller Kämpfe, die die menschlichen Seelen im unendlichen All, auf diesem Pünktchen, das wir „Erde" nennen, streiten, stritten und immer wieder werden streiten müssen, befohlen von dem geheimnisvollen inneren Muß, das in unsere Seelen gelegt ist, das der ganzen Schöpfung, soweit wir zu erkennen vermögen, Bewegung, unentwegte Bewegung befiehlt, weil Bewegung Leben ist, Erhaltung des Alls. Nicht der Mensch macht Geschichte, das Geheimnisvolle, das Rätsel in uns, um uns macht die Geschichte; das Rätsel, das „Gott", „Schicksal", der „Zufall", das „Nichts", das „Ewigkeit" genannt wird, das uns alle erschaffen hat, das bestimmt, wer von uns hier Versammelten früher oder später zu sterben hat, das über alles bestimmt, was wir leisten, das, was auch des Menschen „freier Wille" genannt wird, das ist die uns vom großen Rätsel gegebene Lebenslinie, die wir mit Recht „freien Willen" nennen, wenn unser Wollen damit zusammenfällt. Nur dann! Anderes Wollen ist Anmaßung! Das Rätsel über uns, um dessen „richtige" Benennung sich die Menschen körperlich und geistig mordeten, morden und weiter morden werden, um das niemand herumkommt, unsere Seelen, die ein Hauch dieses rätselhaften Weltwollens sind, machen die Geschichte. Wir Menschen sind nur Werkzeuge in der Hand dieses Rätsels, dieses furchtbar gütigen Rätsels, wie es Schiller sah, das, Gottlob, niemals von der sogenannten Vernunft zu erfassen ist — es wäre anders das Leben nicht des Lebens wert! Das scheint nicht „gütig", das scheint hart, es ist aber Güte! Was das Hirn allein nicht ermißt, ist sinnvoll, das vermögen die Seelen, konzentriert im Fühlen unseres Herzens, in ahnungsvoll beseeligender Weise zu erahnen. Das Reich der Seele, des Fühlens und Erfühlens ist aber die Dichtkunst! Geschichte ist Dichtung! Darum trieb Schiller Geschichte! Der Dichter ist der einzige vollwertige, der einzig wahrhaft befähigte Schreiber und Erklärer der Geschichte! Wohl vermag der Nurgelehrte fleißig die „Quellen" der Geschichte zu sammeln, wohl trägt er alles zusammen, was immer uns überliefert wurde, die Flamme glüht aber daraus nur erleuchtend und wärmend hervor, schlägt schöpferischer Funke in den getürmten Reisighaufen. Der Dichter ist Schöpfer! Jeder große Geschichtsschreiber ist dichterisch schöpferisch, jeder große Dichter ist ein großer Geschichtsschreiber. Überlegen wir noch einmal: Was ist Geschichte? Ist nicht alles, was geschah, geschieht und geschehen wird, Geschichte? Ist das nicht auch ein Fäserchen des Riesengespinstes, das sich die Menschheit vom Ursprung bis heute wob und weiter webt, was jeder einzelne an sich, in sich, mit seiner, in seiner Zeit und Umwelt erlebt? Geschichte ist Leben! Es gibt keine Sekunde des Seins, die nicht Geschichte ist, die nicht vom Leben aller Menschen vorher beeinflußt ist, die nicht Geschichte wird! Alle heute „historischen" Geschehnisse waren zu ihrer Zeit des Geschehens Alltagsgeschehen, alle historisch überlieferten Helden waren Menschen, geschaffen und abhängig von ihrem damaligen Alltag. Wir **alle**, alle sind wir, Mann, Weib und Kind, was immer wir treiben, wir alle sind, ohne jede Ausnahme, waren, sind und bleiben verurteilt und gesegnet, Geschichte zu machen. Wir alle „befestigen unser fliehendes Dasein" an die „unvergängliche Kette", die sich durch alle „Menschengeschlechter windet". Geschichte ist nicht, wie der gedankenlose Alltagsausdruck vortäuscht, beschränkt auf wenige, auf Fürsten oder Führer, nicht beschränkt auf Vergangenes, Geschichte ist für alle das Gestern, das Heute und das Morgen. Geschichte ist die Ewigkeit, in der wir alle leben und sterben und geboren werden, nicht die Auswirkung von „Politik" ist Geschichte. Politik ist nur eine Funktion seelischer, geistiger Kräfte, Politik ist ja nur eines der offenbar werdenden Stückchen des ewigen Seelenkrieges. Geschichte ist nicht die Aufzeichnung der Ränke und Kämpfe um Macht und Recht, des einzelnen und der Gesamtheit im Irdischen. „Geschichte" ist die Geschichte des Lebens, bewiesen und verkapselt durch äußerlich sichtbar werdendes Geschehen. Alle Religionskämpfe, alle nationalen, alle sozialen, alle wirtschaftlichen, alle „geistigen" Kämpfe, alle, alle Kämpfe überhaupt sind Geschichte, und weil kämpfen leben heißt, und weil alles eine Funktion des Geistes ist, ist Geschichte der Geist des Lebens! Den Geist des Lebens zeigt die Geschichte. Das Menschengeschlecht ist zum Kämpfen da, des Weltbürgers Pflicht ist nicht Ruhe, Kampf ist sie, Kampf in Ewigkeit! Im Augenblicke, da die Menschheit nicht mehr kämpft, hat sie zu bestehen aufgehört. Stehendes Wasser wird faul, ruhendes Eisen zerrostet. Wie die Kräfte im Weltall durch Anziehung und Abstoßung das Gleichgewicht der Erhaltung üben, so ist auch uns Menschen ewiger Kampf gesetzt, nicht nur mit stählernen Waffen, auch unsere Seelen sind stets voll mobilisierter Soldaten, die immer gegeneinander zu Felde ziehen, die immer nur vorübergehenden Frieden schließen, um neu zu kämpfen. Nie ist Ruhe im Weltenall, nie ist Ruhe auf der Erde, nie in der Erde, in der Wasser gegen Feuer, um die Nacht gegen Tag, auf der Menschen immer miteinander um Freiheit, auf der die Menschen immer in sich durch Himmel und Hölle kämpfen. Da Geschichte Leben ist, Geist des Lebens, da der Geist ewig ist, ruht und endet die Geschichte nie: Geschichte ist die Summe aller Daseinsfehden. Nie ruhen diese Fehden in uns und um uns. Alles, was geschah und geschieht, auf allen Gebieten, was immer geschieht und geschehen wird, solange Menschen auf dem ausglühenden Allstäubchen „Erde" leben, ist Geschichte. Der universale Kampf alles Geschehens ist

Digitized by Google

die Universalgeschichte. Geschichte ist immer fortlaufend, sich nie wiederholend, stets wiederholend, in immer neuer Verkleidung die Geheimnisse, die geheimen Triebfedern zeigend und verhüllend, die alles schufen und erhalten, die „Ewigkeit", „Gott", das „Schicksal", das „Nichts" widerspiegelnd, die Macht, die wir Unendlichkeit nennen, der wir eingebunden sind; wir wissen nicht, warum, weshalb, wieso, zu welchem Zwecke. Das Spiegelbild der Ewigkeit ist Geschichte. Ein Spiegelbild ist nicht greifbar. Es ist unendlich eng und verantwortungslos, Geschichte anders zu sehen, sie so zu sehen, wie sie zumeist gelehrt wird. Die Geschichte ist nie etwas „Fertiges", Geschichte ist nicht zu „verstehen", es ist keine andere „Lehre" aus der Geschichte zu ziehen, als daß, wie im All, auf der Erde ununterbrochener Kampf ist, auch wenn offiziell „Friede" herrscht.

„Wissen" Sie, wie Sie geworden sind, „weiß" ich, wie ich geworden bin, „weiß" es irgend jemand, in diesem Theater oder draußen im Welttheater? Wissen wir, wohin uns das Leben noch führt? Kenne ich, was in Ihnen vorgeht, wissen Sie, was jetzt in mir vorgeht? Kennt ein Mensch den andern, kennt ein Mensch sich? Kein Mensch weiß alles vom andern. Können wir uns aus „Quellen" die Seelen der Vergangenheit eindeutig „richtig" zimmern? Ist Geschichte nicht Dichtung? Quellen fließen, man kann sie nicht fassen, tut man es, so verdunsten sie uns unter den Händen! Geschichte ist Leben, Leben läßt sich nicht „erkennen" und in Lehren bringen, Leben läßt sich nur erleben! Erleben zu lassen ist die Domäne des Dichters! Die Geschichte ist das Reich des Dichters, vornehmlich des „dramatischen" Dichters, da das Drama der Kampf an sich ist, geordneter, vom dramatischen Dichter geordneter Kampf, zu ahnendem Sinne alles Geschehens, bewiesen am Einzelfall eines Geschehens. Es ist unsere Tragödie, daß wir dauernd kämpfen müssen, es ist jeder wahren Tragödie Ausgang, daß sie durch die Darstellung von Kampf „erhebt" — ich sagte: Wir sind gesegnet und verurteilt! Die Geschichte ist die Tragödie des Weltenbaues. Der Mensch ist Kämpfer, das Reich aller Kämpfe ist die Geschichte, der Dichter gestaltet diese „Geschichte". Je mehr ein Mensch kämpft, desto mehr erfüllt er seine Daseinspflicht, ein desto vollwertigerer Mensch ist er, nur ein voller Mensch vermag Dichter zu sein, Dichten heißt ein großer Kämpfer sein, der kämpferischeste Dichter ist der dramatische Dichter, darum weil Schiller ein voller Mensch, ein großer Kämpfer, ein kämpferischer Dichter, ein dramatischer Dichter war, weil das Leben Geschichte ist, die Tragödie des Weltenbaues, darum trieb Schiller Geschichte, darum schrieb Schiller „historische" Dichtungen, drum zu diesem „Ende" schrieb Schiller seine „geschichtliche" Tragödie „Die Jungfrau von Orleans".

Die „Jungfrau von Orleans" ist eine „historische" Dichtung; jedes Kostüm ist Kleidung, Verkleidung des ewigen Geschehens, das lokalisierte Geschehen ist nur der Anlaß, in die Ewigkeit hineinzufinden! Der Sinn jeder historischen Dichtung, wie jeder wahren Dichtung ist Menschengestaltung, Menschengestaltung ist Erschaffung von Seelen aus dem All, voll vom Geiste des Alls! Erschaffung von Seelen ist Aufhülsung, Freimachung des Innersten, Erkennen der Weltgesetze, die das Geheimnisvolle, Unfaßbare, ewig Vorhandene in uns schaffen und aufziehen und ablaufen lassen nach Gesetzen, die wir durch die Dichtung allein gefühlsmäßig zu erfassen vermögen, am eindrucksvollsten durch direktes Miterleben! Das schärfste, direkteste Miterleben gewährt die dramatische Dichtung, die Kopf und Herz, Auge und Ohr gleichzeitig beschäftigt, die plastisch im selben Raume wirkt, in dem der Aufnehmende atmet, hofft und bangt, indem er im Augenblicke des Einwirkens auf ihn lebt! Bei der dramatischen Dichtung agieren die Herzen der Zuhörer im Hause mit den Herzen der Darsteller, die das Herz des Dichters mit seinem universalen Reichtum als Vertreter des Alls versinnbildlichen. Jede dramatische Dichtung entsteht, wie das Leben, aus dem Zusammenwirken aller Lebenskräfte. Kein Held besteht ohne sein Volk, das ihn gebar, das ihm Betätigung gibt, kein Volk erlebt ohne Helden. Schillers „Jungfrau von Orleans" ist eine Heldentragödie, daher die Geschichte des französischen Volkes, daher die Geschichte der Menschheit, von dem auch Frankreich ein Teil ist, daher auch unsere Heldentragödie! Nur ein Held vermag einen Helden, eine Heldin zu gestalten. Schiller war ein Held! Krank, körperlich gebrochen, umgeben vom dreckigsten Alltag, der weniger „klassisch" war, als uns gutgläubige sogenannte Verehrer der Schillerschen Zeit wollen heute glauben machen, in einem politisch ohnmächtigen, in seinen Bürgern geistig minderwertigen Deutschland, an dessen morsche Mauern schon Napoleons Riesenfaust schütternd stieß, in Kleinlichkeit und Enge, im Wahnsinn dickköpfiger, sich gegenseitig umrennender Parteimeinungen, von weltumarmenden Schreiern und dürren, anmaßlichen, rationalistischen Gehirnapothekern umgeben, sah Schiller, erhaben zurücktretend von dem keifenden und sich prügelnden Knäuel der Unklarheit seiner Zeitgenossen, weit hinauf und hinaus in die unendliche Zeit der Ewigkeit. Er fand dort Hilfe, er half so der Menschheit, die hören will, seinem Volke, das darauf zu hören hat, dessen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit es ist, zur Selbstrettung seine großen Dichter als Führer anzuerkennen! Die „Jungfrau von Orleans" sagt uns, da das Narrenhaus innerster Unbildung, überheblicher Vermessenheit und menschlichen Unglückes Millionen von Narren wieder einmal ausspie, wie wir recht zu

Digitized by Google

leben vermögen, wie wir rechte Menschenkämpfer auf unserer Scholle, das ist der Sinn des edlen Wortes: Deutschland, zu sein vermögen. Schiller sagt uns nicht in seinem Werke: „Du mußt so oder so handeln“, der Dichter kennt keine „Tendenz“, er schafft keine Rezepte, er sagt „bloß“ durch sein Werk: Glaube an den Sinn des Weltgeschehens, glaube, daß der Glaube eines edlen Herzens nie irrt! Es ist Vernunft in allem, was geschieht! „Der selbstsüchtige Mensch kann niedrige Zwecke zwar verfolgen, aber unbewußt befördert er vortreffliche.“ Horcht auf eure Herzen! Schillers Jungfrau von Orleans predigt den Sinn der Ewigkeit, an die wir zu glauben haben, wollen wir nicht blind und hoffnungslos im Dasein tappen, wollen wir errettet werden! Wohl ist Schillers Heldin eine Französin, wohl zeigt er sie in ihrer Zeit, wohl gestaltet er sie aus seiner geistigen Zeitumgebung heraus, auch Widerspruch zu dieser, ist deren Wirkung, kein Dichter vermag, seiner Zeit nicht auch zu zinsen, gerade, daß er auch ihr köstlich dient, beweist, daß er ein Dichter ist. Wie sollte der, der der Priester des Alls ist, sich einem Teile des Alls zu entziehen vermögen? Dem Dichter aber, und so auch Schiller, in dem Werke, von dem wir hier sprechen, leben die brennenden Fragen seiner Zeit nur als die immer wiederkehrenden Dinge des Alls, er spricht von Freiheit für sein Volk, wenn er von der Freiheit anderer Völker, von der Freiheit der Menschheit spricht. Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldentum sind ihm Dinge der Menschheit! Was also lehrt uns, sehen wir so, Schillers Jungfrau von Orleans? Was ist der Sinn ihrer Formung? Wir haben erkannt: der Sinn der Form liegt auch im Inhalte. Bleiben wir beim „Inhalte“. Wie war der „historische“ Stoff beschaffen, der Schiller zu seiner Tragödie vorlag? In „historischen“, auch für Schiller bereits weit zurückliegenden Zeiten war Frankreichs Volk zerfallen, es war fremden, gierigen Eroberern schutzlos ausgeliefert, kriegsdurchtobt. Das Volk, egoistisch zerspalten, sah sich mutlos seinem Untergang geweiht. Da, im höchsten Augenblicke der Not erhob sich aus des französischen Volkes damals unterster Schicht die Retterin! Ein reines Mädchen, die Jungfrau von Orleans, voll des ewigen Geistes, voll Glauben an Gott, voll des Vertrauens, daß seine Heimat nicht untergehen könne, weil sie Gott geschaffen habe, der Gewißheit voll, daß nur das untergeht, was sich selbst aufgibt, daß der Mensch, selbst der, der gegen Gott frevelte, Gott verzeiht alles, nicht das Recht, ja nicht die Möglichkeit hat, sich aufzugeben!

Das Mädchen trat an die Spitze des schwachen, mutlosen Heeres, die Feinde unterlagen. Das Volk sprach die Retterin heilig; nun kam die ewige Kehre. Der Mensch ist undankbar; man wandte sich gegen die Retterin; die vornehmlich durch sie gesiegt hatten, wollten ihr den Sieg nicht danken. Sie wurde angeklagt und als Hexe verbrannt. „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen / Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn!“ Heute ragen der Jungfrau von Orleans Denkmale in ihrem Vaterland, das sie errettete, das sie dafür verbrannte, das Los alles Edlen, das für die Menschheit wirkte, die ewige Wiederkehr der Tragödie menschlich edlen Wirkens, wie sie sich in der Geschichte, in jeder Zeit, an allem Edlen, in jedem Volke zeigt, wie es jeder Mensch erlebt, der selbstlos und rein für die Gesamtheit schafft, die zu niedrig denkt, um nicht egoistische, finstere Gemeinheit hinter dem Edelsten als Anlaß zu suchen! Die Jungfrau von Orleans ist ewiges Geschehen, zeitloses Geschehen, dargestellt in einer französischen Zeitspanne, Ewiges, daher auch für uns heute, für die Zukunft noch Gültiges. Haben nicht auch wir erlebt, daß die Ewigkeit, daß deren Funktion, der Mut unserer Vaterlandsliebe, die uns den letzten furchtbaren Krieg allein überstehen ließ, heute, da uns diese edle Eigenschaft die nackte, körperliche Existenz scheinbar rettete, weil wir uns jetzt in einer Art Sicherheit meinen, von uns „verbrannt“, aus unseren Seelen, von denen gebrannt wird, die den „Wahn“ treffen wollen und den „Glauben“ treffen? Hat es nicht gar mancher erkannt, daß er das, was ihn noch vor Jahren beseeligte, zu schwach, dauernd hoch zu fühlen, heute beschimpft und verbrennt? Besinnt euch! Wir wollen das Heldentum unseres Volkes, unserer Zeit nicht durch leere Denkmale und Feste feiern, wir müssen, wir sollen sie ehrerbietig lebendig in uns hegen und dauernd erleben und verehren und daraus unrechthaberisch Menschenstolz und Mut lernen! „Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut, / Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?“ Ihr habt euch nicht geirrt, es ist aus eurer Menschenschwäche verständlich, daß ihr jetzt im Unglück davon abirrtet, aber jetzt: Genug damit! Es ist Zeit! Denkt wie das französische Heldenmädchen! Wehrt euch nicht gegen die befohlene Pflicht des ewigen Kampfes, es ist erhaben, gegen sie anzurennen — aber nur dann, wenn ihr gegen diese Menschenpflicht anrennt, um sie ganz zu erkennen, in ihrer furchtbaren, erhabenen Forderung! Wenn ihr euch dieser Forderung beugt, habt ihr sie erkannt! Wer dauernd gegen den Strom schwimmt, ertrinkt! Ihr wendet nicht den Lebensstrom! Fügt euch wie Schiller, wie das Heldenmädchen! Schiller band sich, weil er gläubig war, an seinen Stoff, wie ihr euch ans Vaterland binden müßt, das euer Stoff ist! Wahre, höchste Freiheit ist Beschränkung, nur Beschränkung gibt Größe, gibt Geist. Nur aus dem Vaterland schafft ihr euch den Geist und den Sinn der Ewigkeit, alles andere wird und muß euch zerbrechen — ihr steht nicht außer den Gesetzen des Seins! Schiller ließ seine Heldin nicht von Menschen verbrennen, die Menschen sind ja nur Handlanger des Ewigen,

Digitized by Google

bei Schiller verbrannte sich die Seele der Jungfrau, verbrannte sich das Symbol hohen Allglaubens selbst; wie wir ihn immer wieder verbrennen, damit er neu als Phönix der Asche entsteigen kann! Der Lebenskern schafft unsere Seelen, unsere Seelen spiegeln ihn wider in ihrem Kampf. Es ist der tiefe Sinn jeder Dichtung, den der Menschen verruchte Torheit wohl zu verschleiern, nicht zu verschieben vermag: „Geschichte zeigt, daß der Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“ Durch den Tod der Jungfrau, wie durch die Kreuzigung des Erlösers, der auch ein Kämpfer war, der mit der Geißel den Tempel betrat, wie durch den Mord alles Erhabenen, bleibt das Erhabene der Menschheit als Vorbild allein erhalten! Wir dürfen nur irren, um den Irrtum zu erkennen! Das ist die „Wahrheit“ und die „Sittlichkeit“, von der Schiller in seiner Antrittsrede als Professor sprach, da er aus der „Geschichte“ die Geschichte der Menschheit erkannte, das ist das Ende jeder Dichtung, das ist das „Ende“, zu dem Schillers „Jungfrau von Orleans“ entstand, ein Werk, in dem vorbildlich Herz und Verstand in Kampf gesetzt sind, in dem das Herz siegt! Das ist die „Wahrheit“, sonst bestünde die Welt nicht mehr. Darum, weil das ewige Gültigkeit ist, wurde die französische Nationalheldin unsere Helferin und Vorstreiterin im Befreiungskampf, den Schillers Deutschland wenige Jahre nach seinem Selbstverbrennungstod über seinem Grabe gegen Frankreich stritt, das die Jungfrau von Orleans nur äußerlich, nicht seelisch besaß. „Was sagt uns und zu welchem Ende entstand Schillers Werk?“ Schillers Jungfrau von Orleans entstand darum, weil der Glaube an die Vernunft des Alls, jedes Geschehens, alles, auch des härtesten Geschehens, tatsächlich Berge zu versetzen vermag, weil der Glaube an Hohes über uns immer siegt, seien die Schwerter auch noch so schwach und noch so zerschartet! Ob wir es wollen oder nicht, der Mensch ist das Wesen, welches will! Menschenwille ist das, was des Menschen von Gott geleitete Seele befiehlt; was das Hirn, was Feigheit und Bequemlichkeit wollen, ist Frevel!

Schillers Jungfrau von Orleans sagt allen, die mit Recht Nationalgefühl höchsten Kampf um höchstes Menschentum nennen, die deswegen dem Nationalgefühl ihres Volkes dienen: Dichtung ist mahnendes Raunen des Weltgeschehens! Wir Menschen müssen dem Gefühl, der Heldenjungfrau in uns, der Seele, unserer reinen Jungfrau, vertrauen! Es geschieht nichts ohne Grund, es ist nichts tödlich, als die Feigheit, als die Schlechtigkeit, als die Anmaßung, als der Egoismus, als die Charakterlosigkeit, als die Würdelosigkeit der Menschen. Das gläubige Fühlen unserer Herzen, daß wir nicht zugrunde gehen können, hat recht! Das Herz siegt! Immer siegt zum Schlusse das Recht, der vorübergehende Untergang des Rechtes ist ja der Anlaß der Heiligsprechung des Rechtes!

„Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen ... / Siehst du dort die Sonne / Am Himmel niedergehen? — So gewiß / Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit, / So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit.“

Der Tag der Wahrheit kommt, er kam noch immer! Er wird auch, er muß auch uns wieder scheinen. Wir müssen des Glaubens daran nur voll sein! Das sagt uns Schillers „Jungfrau von Orleans“. Die Menschheit, soweit sie Seelen trägt, geht nicht unter! Unser Volk trägt Seelen, wir haben unsere Volksseele, erhalten wir sie, dann gehen wir nicht unter! Glaubt das, lebt danach, dafür schaffen eure Dichter, dafür schuf Schiller! Für uns ging er zugrunde. Für euch gehen wir zugrunde. Ehrt darum den Geist!

Die Braut · Von Manfred Hausmann.

Der Tag ist ganz vorbei, du Großer, Lieber,
komm, denk nicht an das Harte mehr und an die Gier,
sonst sehen deine Augen so an mir vorüber.
Nimm mich in deine Arme und sei gut zu mir!

Ich lebe nur, wenn ich dein Wesen spüre.
Jetzt lebe ich und bin vor Glück und Schmerzen blaß,
weil ich, die Törichte, dich an den Händen führe ...
Ach, denke nicht, ich wollte wunder was!

Nur eine halbe Stunde so im Schmerz verharren
am offnen Fenster, das ist alles, was ich will,
und bei dir sein und Hand in Hand nach draußen starren
in den verdunkelten und summenden April.

Dann wollen wir die schönen Dinge für den Sommer planen
und hilflos träumen gleich den goldnen Sternentieren
und tiefer atmen, wenn die Eisenbahnen
sich pfeifend in der Ebene verlieren.

Digitized by Google

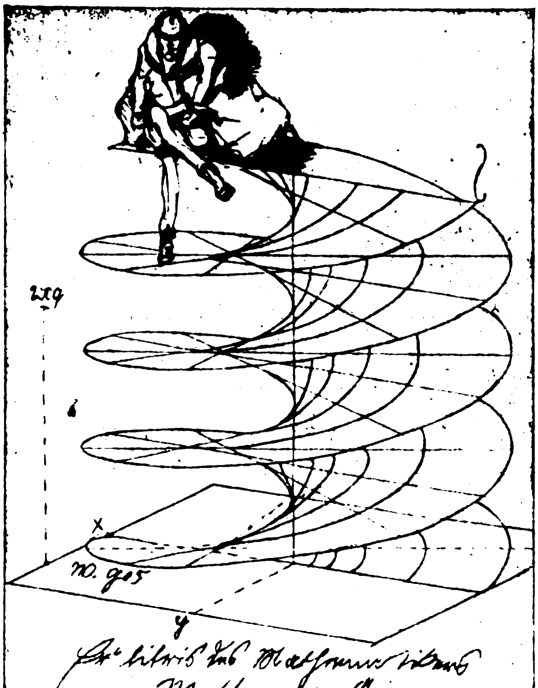
Willi Geiger

Von Prof. Dr. Ernst Willy Bredt

Willi Geiger ist Zeichner, Maler, Radierer, Illustrator, Professor, Schriftsteller. Wer kennt ihn nicht, der auch nur ganz gelegentlich sich irgendwie in neuere graphische Künste vertieft hat?

Er ist längst unumstritten einer der bedeutendsten künstlerischen Erfinder von Exlibris. Wenn er ganz allein auf diesem Gebiete sich betätigt hätte, würde er für alle Zeiten eine überragende Stelle einnehmen. Es ist für mich zweifellos, daß alle kommenden Zeiten beim Durchblättern der graphischen Mappen der deutschen Kunst unserer Jahre vor seinen köstlichen, tatsächlich geistreichen Blättern dieser Art Halt machen werden; denn mit der ursprünglichen Erfindung, die niemals irgend etwas vom Erklügelten, aber erst recht nie etwas vom Banalen zeigt, wird das wachsame Auge des Kenners gepackt durch die einfache graphische Mache, deren er sich bedient. Aber solche Arbeiten sind für ihn ja immer nur etwas Freies, Gelegentliches gewesen. Was ohne weiters jeder den kleinen dekorativen Schöpfungen Geigers abliest, der in ihnen reife Resultate des Ringens um das erkennt, was den geborenen Graphiker ausmacht: Raum, Licht, Schatten, Welt, Seele mit den einfachsten Mitteln auf einfacher Fläche wiederzuerwecken. Geigers Exlibris, seine Vignetten, seine

Exlibris Richard Dehmel. Radierung



Exlibris Wolfgang Geiger. Radierung

Initialen, Briefköpfe zählen wohl schon nach Hunderten — und doch haben all diese kleinen Arbeiten nur den kleinsten Teil von des Künstlers Leben ausgefüllt.

Gleichwohl ist es der beste Weg, der uns zu dem immer größeren Geiger führt. Geiger ging wirklich (nicht unähnlich seinem Lehrer Stuck) von der Kunstgewerbeschule, vom Kunstgewerblichen, vom Dekorativen aus.

Aber ganz gewiß, all das war ihm doch nicht genug für sein künstlerisches Temperament von ganz ungewöhnlicher Kraft und Fülle und Schauens- und Schaffenslust.

Als er das Reifezeugnis für das Amt des Zeichenlehrers in der Tasche hat, geht er zur Akademie und schon zwei Jahre später macht er mit einem Zyklus „Seele“ Aufsehen. Dreißig Tuschezeichnungen. Phantasien um Lust, Elend, Tanz und Mord, Tod und vergebliches Streben. Aber zeichnerisch ebenso wie inhaltlich in der Mehrzahl der Blätter da und

Digitized by Google

dort eine Abwendung aus dekorativer Lehre und Richtung. Schon da ist ihm doch der Ausdruck das wichtigere. Schon hier ist fast nichts vom „schönen“ Linienspiel des Dekorationsmeisters. Freilich in der Übermäßigkeit seiner schlanken, difformierten Gestalten scheint die Lust an Licht- und Schattenmassen, scheint die kraftvolle Linie das zu überwuchern, was ihm eigentlich an der Seele das wichtigere hätte sein sollen. Doch waren auch die seelischen Erlebnisse des Jünglings noch nicht übergewaltig eigene.

Nun folgt bald ein Werk dem andern. Das Thema Weib und Liebe wird immer wieder variiert. Freier, brutaler, als Klinger, offenherzig wie Rousseau. Doch davon lang zu reden, scheint mir heute nicht wichtig.

Merkwürdiger in all der Produktivität erscheint mir heute das: Dieser Künstler ist nicht zufrieden, nachdem er seine Hand auf eine gewisse Geschicklichkeit eingestellt, in der von vielen schon anerkannten Geigerschen Manier weiterzuarbeiten. Keineswegs! Jede Folge zeigt, wie beweglich dieser Kopf, wie unruhig, ungesättigt, voll immer neuem Wollen, dieses echte künstlerische Blut ist. Er hat absolut keine Neigung, sich auf eine Manier festzulegen, obwohl er auf manuelle Einheitlichkeit, und irgendeinen besonderen graphischen Klang, Gewicht legt. Er überrascht seine Freunde immer wieder in seinen Gaben, mit dem einfachsten Griffel: Kontur, Raum, Luft, Licht, Schatten, Welt zu geben. Bald sind seine Blätter aufs einfachste Lineament gebracht, bald gibt er mit der Radiernadel graphische Bilder, die mit einem feinen Stahlpinsel gezeichnet sein könnten.

Aber auch Laune ist das nicht; alles ist Verfolgung eines uralten Problems auf verschiedenen Wegen. Freilich viel bequemer hätte er sich's wohl machen können. Sind doch die meisten Künstler vollkommen zufrieden, wenn sie nur erstmal einen einzigen gangbaren Weg gefunden, der ihnen zum Ausdruck ihrer Vorstellungen einigermaßen genügt, um dann nicht weiter zu suchen. Fest, eigenwillig, frei, unbefangen, sorglos ums Gefallen und auch um das bisher Erreichte erscheint unser Münchener Künstler in fast jedem Werke. Er ist in diesem Sinne wohl einer der unbequemsten der Münchener Schule. Er hat sich nicht und nie auf eine Form eingeschworen; er folgt um so strenger und bewußter seinem künstlerischen Gewissen. In Tunis entstehen in zwei Monaten 1906 seine „Aphorismen“. Er nennt sie wieder „phantastisch-dekorative Zeichnungen“.

Ein klares, scharfes, schier gesondertes „Schwarz-Weiß“ reizt das Auge. Wieder Licht und Schatten. Alle Körper voll im Licht gegen dunkle Luft.

Ihn scheint aber nicht erst das sonnige Afrika zu solch hellem Sehen geführt zu haben. Der Sohn Landshuts scheint das Gefühl für solche Sonne von vornherein gehabt zu haben. Auch von seinen Lehrern hat er nicht diese eigene Gabe zu sehen und zu geben. Freilich sein Aufent-

Stilleben. Gemälde

Digitized by Google

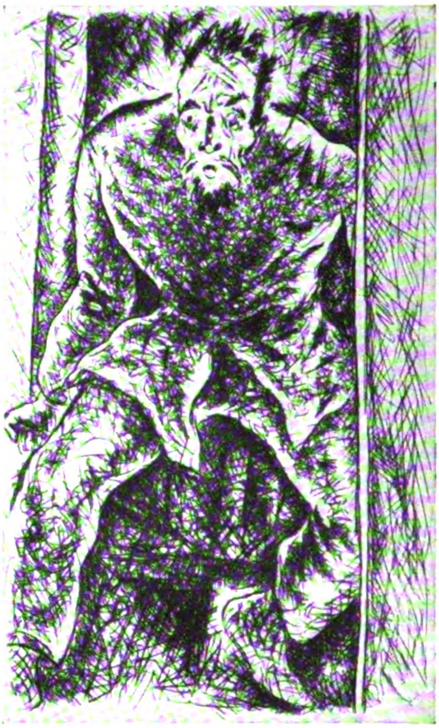
halt in sonnigeren Ländern als unserer Heimat — Geiger hatte schon auf der Akademie 1905 den Staatspreis und das Stipendium des Grafen Schack für einen zweijährigen Aufenthalt in Italien und Spanien erhalten — hat seine besondere Freude am weiten, lichten Raume sehr stark gefördert.

So sieht er noch sonniger als sein großer und bester Führer Goya die Arena der Stiergefechte Spaniens, die er nicht müde wird in immer neuen großen, packenden Folgen von Radierungen zu schildern.

Wenn Geigers Liebe zu Spanien so außerordentlich groß geworden ist, so mag seine Art zu sehen immerhin in etwas diese Liebe erklären.

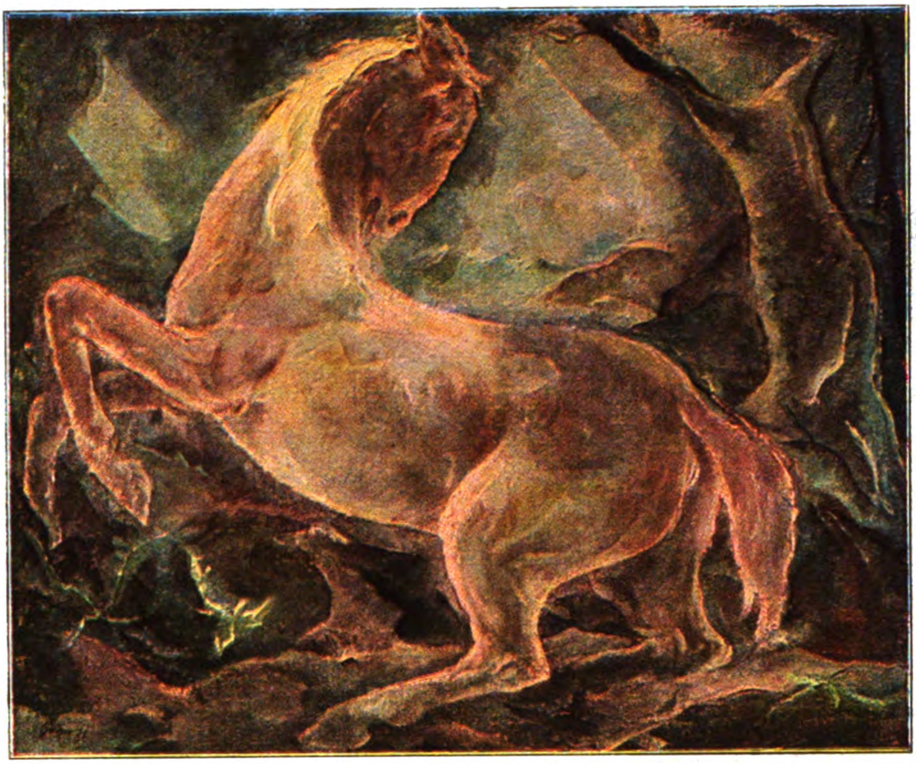
Die großen Spanier haben ihn stärker als andere Meister beeinflußt. Velazquez, Goya, Greco hat er aufs eifrigste studiert. Seine Kopien nach den großen Portraits des Velazquez sind nach der Treue im Geiste, wie nach ihrer malerischen Vertiefung in das Original, hervorragende Beispiele für Geigers eminente Begabung — als Lehrer, denn nur wer so kopiert, ist begabt, andere in die Malerei der Größten vor uns einzuführen.

Geiger steht immer mitten im geistigen, künstlerischen Leben seiner Zeit, und wenige außer ihm könnten einmal das Interessanteste sagen von den Dichtern, wie Dehmel oder Holz oder Wedekind oder Dauthendey. Denn wenige Maler sind mir bekannt, die mit solcher Leidenschaft dem Leben gehören, wenige zumal im übersättigten München sind mir be-



Aus den Illustrationen zu Dostojewski

Aus einer älteren Folge von Radierungen zum „Stierkampf“ (La Corrida)



Scheuendes Pferd. Gemälde

kannt, die so frei wären von aller Indolenz, wie Willi Geiger. Von der Lust des schönen, geruhsamen Daseins ließen sich hier nur genug führen — aber mit allen Fasern des Daseins auch den schmerzlichen Dingen des Kampfes unserer Tage künstlerisch fühlend zu begegnen, das ist wenigen gegeben.

Er ist kein Ruhiger, wie so viele, zumal in der behaglichen Zeit vor dem Kriege. — Jahr um Jahr ist er in Italien und Spanien, 1910 war er als Preisträger des „Villa-Romana-Preises" in Florenz. Dann glaubt er in Berlin einen geeigneteren Boden für sein Schaffen, für den Ertrag seiner Kunst zu finden, als in München.

Einer für sich sein, heißt eben auch allein sein und allein schaffen. Unmöglich ist's, alle radierten Folgen hier aufzuzählen. Nur auf ein bescheidenes Werkchen, seine Ansichten von Landshut, müssen unsere Heimatfreunde hingewiesen werden, denn so künstlerisch geistreich sind wenige Städtchen verewigt worden. Auch auf die Folge von vierzig Radierungen, „Die Kreuzigung," die 1911 entstanden, muß ich hinweisen. Es sind miniaturartig kleinste Platten verwendet worden. Zwei Hauptmotive scheinen den Künstler zu dem Werke bestimmt zu haben. Die Vorstellung, daß jene Szenen sich doch unter einem sonnigen Himmel zugetragen, bestimmte Geiger, alles in Licht zu tauchen, wenn nicht wie strahlend aufzulösen. Die Mehrzahl der Blätter sind also Momentbilder aus einem Volksereignis im Süden. Das andere Motiv kommt nicht recht zur Geltung, wird nur gelegentlich behandelt. Gestalten erschütterter Zuschauer, drängendes Publikum, gelegentlich das zermarterte Gesicht des Heilands. Kurz, die Folge unterscheidet sich sehr wesentlich von den uns bekannten Passionsfolgen. Dafür ist der koloristische, der Lichtreiz dieser kleinsten Radierungen ein Wert, der auch dieser Schöpfung unseres Künstlers Stellung für sich erhalten wird.

Nach dem Kriege würde der Künstler gerade diesem Thema ein wesentlich anderes Gesicht, eine gewaltigere menschliche Stimmung gegeben haben. Hat doch der Krieg, in dem Geiger drei lange Jahre des Schreckens durchleben mußte, auch den Kunstler Geiger in einer Weise erschüttert, daß von da ab seine künstlerische Welt und Gestaltung eine ganz andere wird. Als er kurz nach dem Kriege eine große Ausstellung von neueren Bildern, Zeichnungen und Radierungen veranstaltete, waren auch die von seinem Schaffen befremdet, die aufs beste mit seiner ganzen Kunst und Entwicklung vertraut zu sein glaubten.

Freilich der ersten Befremdung, die von seinem neuen Schaffen ausging, folgte nach tieferer Einsicht in sein umgestelltes Wollen

Digitized by Google

Bildnis eines Schriftstellers. Gemälde

rungen dreier Jahre im Felde an ein lau und bequem gewordenes Kunstgewissen schlugen, und wenn an die Stelle einer frivolen Lebensführung Not des Leibes und der Seele getreten; wie wenn die Erkenntnis dämmerte, daß das Leben sinnlos, wenn es nicht Güte ist, und daß Kunst nichts anderes ist als deren tiefstes Erfassen?

Kann dann, dies inbrünstig glaubend, Kunst noch Erlebnis des Auges bedeuten? Kommt es nicht viel mehr auf die letzten Dinge, auf die großen Gleichnisse an?" —

Tatsächlich von hier an hat Geigers Kunst anderes Gesicht, weil sie anderen Inhalt hat.

Und ich sehe in dieser Wandlung des immer von inneren Feuern geführten Künstlers einen Aufstieg von glücklichster Bedeutung für die deutsche Kunst. Und wenn ich so manchen Künstler kenne, den der Krieg erst emporgehoben zu tieferer Erfassung der Weltformen und der Weltgeschehnisse, wenn ich genug kenne, die der Krieg ganz aus allen Geleisen des Schaffens geworfen, wenn andere nur angewidert von den Schrecken, nun erst recht banalen Dingen sich zuwandten, so weiß ich dem Beispiel der Wandlung Geigerscher Kunst kein anderes beizustellen. - Ist doch seine entschiedene erst recht Freude an ernster Wandlung! —

Die Worte, die Willi Geiger für das „Graphische Jahr", das Fritz Gurlitt im Herbst 1921 herausgab, schrieb, sind von bleibendem Werte für alle, die sich je mit seinem Werke befassen wollen. Man muß sie sich merken.

„... Sie waren lange im Einklang mit mir; nun geht ihr erstaunter Blick in Neuland, und die überraschende Veränderung in meinem Garten weht Sie kalt an. Sie mißtrauen mir, denn eine eifrige Kritik hatte einst meine Auswirkung an einem anderen Ziele festgelegt.

Wie aber, wenn die Erschütte-

Aus der Folge von Radierungen zu ‚Till Eulenspiegel'. („Und als ich weiter mit den Flügeln klappte, und jeder glaubt', ich wollte fliegen — da hielt ich an ...")

Digitized by Google

Der heilige Sebastian

Wandlung das ganze Gegenteil von jener betrüblichen Massenerscheinung vollkommenen Zusammenbruchs ebenso ehrlichen und notwendigen zeichnerischen und malerischen Haltes gegenüber sichtbaren Dingen.

Er hat vom ersten Tage seines künstlerischen Schaffens an für sich die volle Freiheit des Schöpferischen gegen die Erscheinungen des Körpers in Anspruch genommen, seine Gestalten waren fast immer durch übermäßige Schlankheit und Länge ihrer feinen Glieder ausgezeichnet. Aber alles stand doch — was er auch schuf — im Zeichen der Freude an der Form, am Raume und an seinen phantastischen Illusionen, an Sonne und Schatten.

Und nun?

Unsere Bilder rühren ja zum größeren Teile vom neuen Geiger her — abgesehen von den Exlibris und der Illustration zu Schulenburgs Eulenspiegel — und zeigen

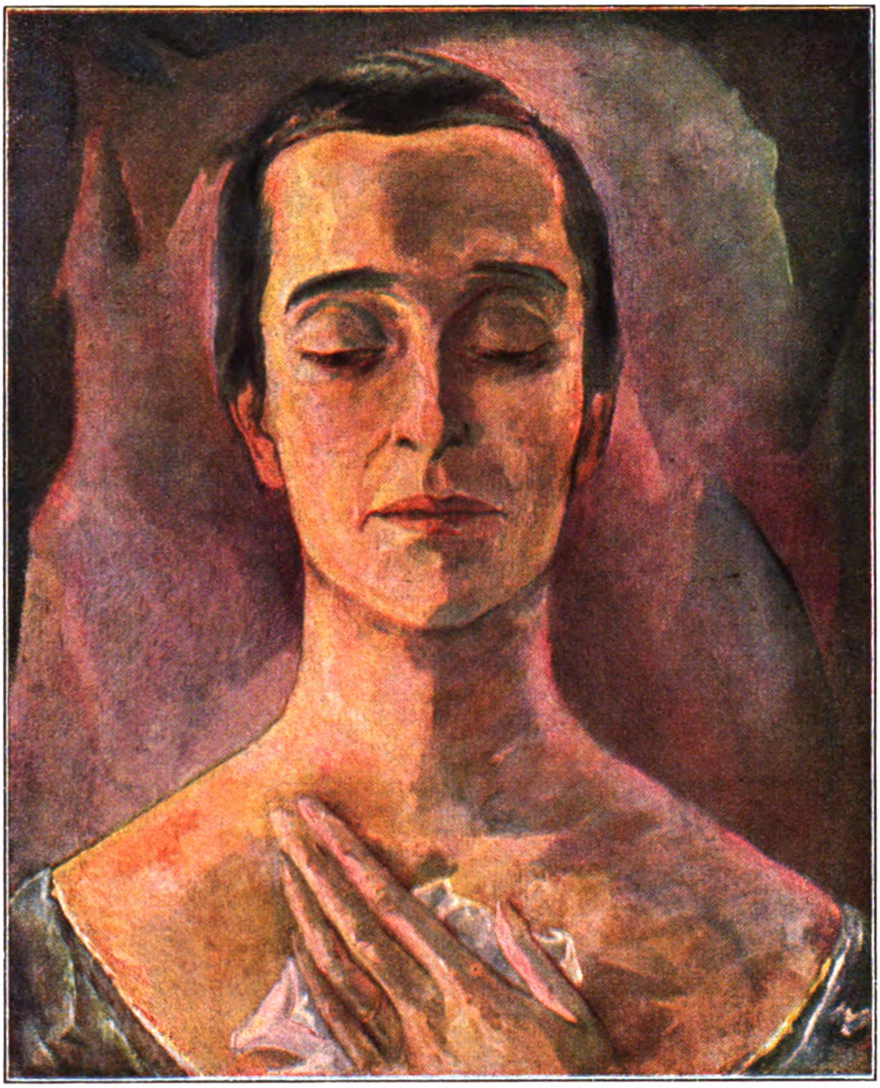
Digitized by Google

Aus der Folge der Radierungen zum ‚Stierkampf‘

einen andern Maler und zumal einen ganz anderen Zeichner und Illustrator, als der er in allen Kunstsammlungen bekannt und nur allzu früh und allzu fest gekennzeichnet war. Jetzt haben seine Farben das Mystisch-Verklärte des großen Greco, sein Licht ist jetzt ein anderes als das der Sonne über blendendem Sand. Das scheuende Pferd — übrigens ein Thema, das keiner so leidenschaftlich außer dem zu früh verstorbenen Franz Marc ergriffen hat wie Willi Geiger — ist von einem Zusammenklang malerischer und seelischer Wirkung, die alle ähnlichen Bilder, ja wohl auch die Geigers übertrifft. Es ist vollkommene Malerei und doch nicht der Malerei wegen da, ist durchaus Erlebnis, seelische Ergriffenheit. Ich stelle es über den „Heiligen Sebastian“, wenn auch die vom Schmerz gespreizten Hände, wenn auch die Farben des Menschen wie der Umwelt schon alles ins Jenseitige erheben. Es haben viele von denen, die heute glücklich und ruhig schaffen, im Kriege dem Tode, den furchtbarsten Leiden und Kämpfen der Seele und des Körpers ins Auge ge-

Aus einer Folge von Radierungen zum ‚Stierkampf‘

Digitized by Google



Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde

sehen — und wer heute die frische, blühende, nervige Gestalt, wer die leuchtenden, scharfen Augen Willi Geigers vor sich sieht, möchte sich schier wundern, daß er nicht mehr die sinnlich erregten Bilder ekstatischen Lebens und Wagens malt oder radiert wie früher.

Genauer hingesehen bleibt in seinem neuen Schaffen so manches, was ihn früher schon gekennzeichnet. Er ist nur erst recht, was er immer schon war: ein Künstler höchsten Dranges nach Ausdruck der Bewegung. Nur war's früher die Bewegung nach außen; jetzt aber die innere Bewegtheit. Seine Stiere der Arena, seine Schindermähren, seine Stierkämpfer und Banderilleros und ganz besonders die Erregtheit aller Glieder, der Hände zumal, waren immer eine Freude für alle Sucher reifster Gestaltung und Erfassung.

Nur dient all seine ragende Könnerschaft jetzt ganz anderem Erleben. Deshalb hat sich das Aussehen seiner Menschen so sehr geändert, deshalb spielt auch wohl der Raum nicht mehr diese dynamische Rolle in seinen Schöpfungen wie vor dem Kriege. Deshalb, aus innersten Überzeugungen von anderen Wichtigkeiten, ist sein graphischer Stil so ganz anders geworden.

Ein solcher Wandel verlangt von den vielen bisherigen Freunden und Verehrern Geigerscher Kunst eine ganz andere Einstellung des Auges als früher.

Dekoratives zwingt auch im Überschauen

Digitized by Google

das Auge, da aber der Künstler auf dekoratives zu Gunsten höheren Inhaltes verzichtet, da er nun Menschen uns gibt, die von allen Qualen des Leibes oder der Seele besessen, muß das Auge auch bei ihm Strich um Strich und Punkt für Punkt seinen Zeichnungen nachtasten. Wer das nicht tut, bringt sich um das Höchste, was uns der erneuerte Künstler zu geben hat.

Habe ich doch selbst beobachtet, wie alte Freunde Geigers die neuen Blätter enttäuscht aus der Hand legten, weil aus ihnen nicht sogleich der Künstler sie ansprach, den sie nur allzugut schon zu kennen glaubten.

Und die Kunstgeschichte behält doch wohl recht, wenn sie das dekorative schließlich geringer wertet als die Kunst, die die edelsten Sinne des Menschen berührt.

Unsere Abbildungen auf Seite 442, 444, 449 bringen Radierungen und Illustrationen des Geigers, von dem von nun an mehr die Rede sein sollte als vom alten vorm Kriege.

Wie ganz anders die Zeichnung der drei Proben aus neusten Werken.

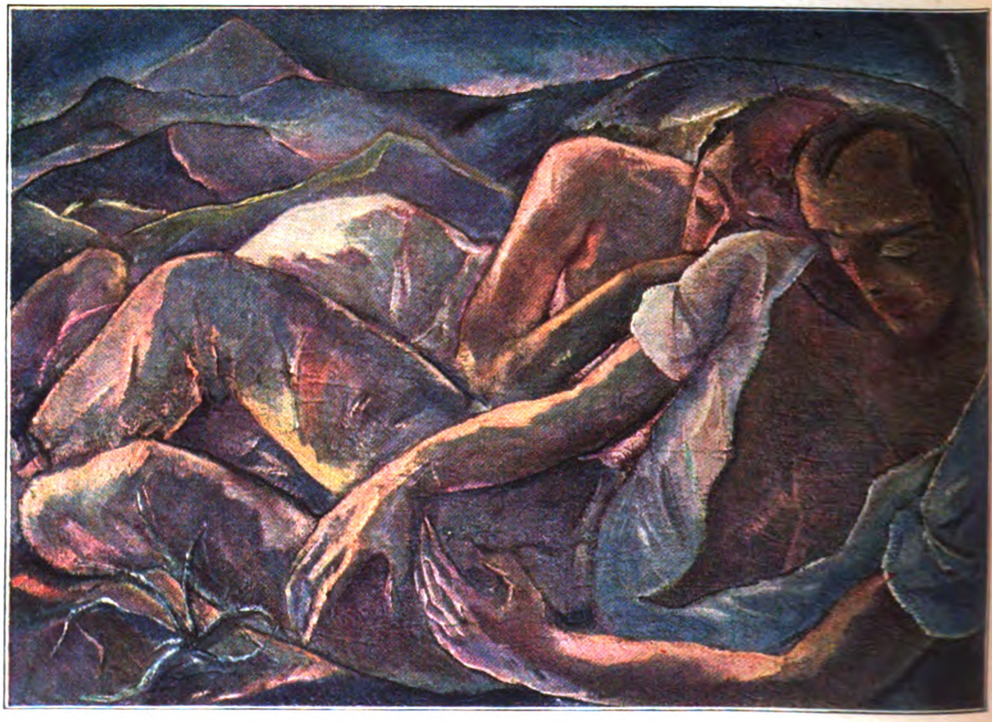
Der Umriß hat keine Bedeutung mehr, jeder Strich voll Unruhe und Erregtheit. Was Kubin, den großen Phantasten, so unvergleichlich als Graphiker des Grauens gemacht, das greift ganz unbewußt auch Geiger hier auf. Und was Geiger schon immer geübt — in schwarz-weiß alle Lichter von Tag und Nacht aufzufangen — das kommt hier nur anders als bisher zum meisterlichen Durchbruch.

Die beiden Bildnisse sind stilistisch von gleich hoher Kongruenz wie das scheuende Pferd oder das ruhig verhaltene Porträt der Gattin des Künstlers.

Selbstverständlich können Radierungen und Kaltnadelarbeiten, bei denen jeder Strich künstlerisch durchdacht ist und die mit genialer Kraft ganze Gebiete seelischer Verfassung in ein anscheinend rasch hingeworfenes Bild sammeln, voll nur im Original gewürdigt werden. Auch das ist für die kunstbewanderten Leser unserer Zeitschrift selbstverständlich, daß solche Werke nicht aufs erste alles gaben, was sie in ihrer Vollendung darbieten. Fast zu all den Illustrationen hat Geiger mehrere Zustände von immer größerer Vollkommenheit entworfen. Um so erstaunlicher bleibt die Fülle der Werke und Illustrationen, die der bald in Spanien, bald in München wohnende Künstler gerade in den letzten Jahren geschaffen.

Und dabei mußte er noch einen guten Teil seiner Kraft seiner Professur an der Münchener Kunstgewerbeschule opfern!

In den drei letzten Jahren hat Geiger mit großen Reihen von Bildern illustriert: Wedekinds „Frühlings Erwachen“, Tolstois „Kreuzersonate“, Dostojewskis „Der Gatte“, dessen „Tauschnee“, „Das junge Weib“ und „Die Sanfte“. Außerdem Tolstois „Tod des Iwan Ilytsch“, Balzacs



Schlafendes Paar. Gemälde

Digitized by Google

Nachdenklicher Mann. Radierung

„Eine Leidenschaft in der Wüste“ und Kleists „Verlobung in San Domingo.“

Geistreich stand Geiger immer den Dingen der Welt gegenüber, geistreich hat er immer mit Zeichenstift und Radiernadel wie zu spielen gewußt; aber was er jetzt gibt, konnte Geist allein nicht schaffen, konnte auch Meisterlichkeit allein nie erreichen — das konnte nur die Seele eines tieferschütterten Menschen, der von einem gütigen Genius reicher als andere beschenkt ward mit allen Gaben künstlerischer Gestaltung.

Wenn ein Künstler, wie Willi Geiger, der sich schon längst bei allen Kennern höchstes Ansehen erworben hat, dessen Blätter alle Graphikfreunde sammeln, so entschieden neue Wege aufsucht, so setzt das Mut, Verzicht, Leichtsinn, Selbstvertrauen in ungewöhnlichem Maße voraus. —

Mehr als alles aber künstlerische Gewissenhaftigkeit.

Als Mensch war Geiger immer voll göttlicher Sorglosigkeit um den andern Tag. Hatte er viel, so gab er das Viele aus; und wußte sich durchzuhalten, wenn's sein mußte. Immer war er gleichmäßig, sicher und gerade. Ich muß bei seinem mannhaften, künstlerischen Auftreten in Berufsfragen an keinen Geringeren denken als an Franz von Lenbach. Aber schwerer und schwerer wurden den Enttäuschungen und Wegsperren. Der Künstler verläßt Deutschland. Dauernd wird er sich in Spanien niederlassen.

Für Münchens Künstlertum ist der Fortgang einer so belebenden, wahrhaften, markanten Persönlichkeit ein schwerer Verlust. Möchte es keiner für deutsche Kunst werden. Denn wenn deutsche Kunst immer von innen heraus geboren werden sollte, so wäre gerade der neue Geiger einer ihrer fähigsten Jünger und Meister.

... Inzwischen — bis diese Zeilen erschienen sein werden —, wird ein Werk vorliegen, das Willi Geiger gleichzeitig zum Verfasser wie zum Illustrator hat: „Spanien“.

Ein Buch spontaner künstlerischer Art. Eine Fülle von Beobachtungen und Erinnerungen des Künstlers aus Natur und Leben, Gesellschaft und Kunst, des alten reichen Landes der Goya und Greco.

Dies Buch, das die klare und treffende Schreibweise des Künstlers glänzend offenbart, dessen Radierungen das Wort ergänzen wie Improvisationen, wird die beste Brücke sein zwischen beiden Völkern und Ländern ... und ich hoffe: eine Brücke, auf der wir ihn uns zurückholen werden, wie im Triumph

Selbstbildnis des Künstlers von 1908. Radierung

Digitized by Google

Der Jubilar. Von Karl Rosner

Nach Tisch, während Frau Flory drüben in ihrem Schlafzimmer mit einem wohligen Seufzer der Erleichterung ihre reife Fülle ein wenig entfesselte, sich bequem machte und richtig niederlegte, streckte sich auch Paul Reimarus wie alltäglich um diese Zeit auf das mit dem schweren Afghan überdeckte Sofa seines Arbeitszimmers hin. Ein matter Wunsch nach Ruhe, nach Entspannung und Alleinsein war dabei in ihm.

Aber es wurde nichts mit dem Schlafe, und er wußte das auch gleich nach den ersten Sekunden. Das Zimmer schien ihm überhitzt für dieses frühe, milde Frühlingswetter draußen — der Dunst und Duft von Blumen, Zigarettenrauch, Parfüms und Menschen lag noch wirbelnd in der Luft und drang zusammen mit dem hinhuschenden Nachhall von gesuchten Heiterkeiten, von geistreich sachten Ironien und feierlich beengenden Ansprachen auf ihn, den Mittelpunkt des aufgerührten Umtriebs ein. Als ob die Menschen alle, die in diesen zwei — drei Stunden hier ein- und ausgegangen waren, etwas von ihrem Wesen zurückgelassen hätten, und so, als ob dies Etwas nun auf eigene Faust noch ein kurzes, flirrendes Gespensterleben führte, ehe es blaßte, niedersank, zur Ruhe kam —. Nein — mit dem Schlafe war es nichts. Das Blut pulste ihm stärker und gleichsam aufgestöbert bis in die heißen Hände, und eine unklare Gespanntheit und Erwartung, deren Ziel er sich selbst nicht so ganz gestehen wollte, war in ihm —

So zogen seine Augen immer wieder durch den festlich unruhvoll veränderten Raum über all den Kram von aufgebauten Gaben und Geschenken hin. Über die blumen- und bändergeschmückten Körbe mit Konserven, Wein und Edelfrüchten, über die Bücher, Kissen, Bilder, Tintenzeuge und wieder Blumen —. Auf der alten golddurchwirkten Brokatdecke des Mitteltisches standen sie, auf dem Kaminsims, auf den Stühlen und auf dem Schreibtische neben dem Pack von offenen Briefen und Depeschen —

Die schöne Bronze fiel ihm plötzlich ein — der Adorant, den sein Verleger geschickt hatte —. Er suchte — Nein — der war nicht hier — der stand im Zimmer nebenan — stand auf dem schwarzen Flügel und hob dort seine edlen Jünglingsarme hoch in preisendem Staunen über den gleichen Segen von Blumen, Schnäpsen, Torten und Zigarren zu seinen Füßen —

Er lächelte — aber da schoben sich, wie er doch eben noch das Bild des hellenischen Adoranten sah, in einer unklaren, sprunghaften Gedankenverbindung mit einem Male wieder diese gutgemeinten Worte des vortrefflichen Doktor Julius Bukofzer von der „Tagespost" vor ihn hin, der ihn namens des „Verbandes der Berliner Schriftsteller" begrüßt hatte. Als ob er da leibhaftig vor ihm stände, der kleine, kurzhalsige, hühnerbrüstige Herr mit den eilig blinzelnden Augen und dem kraus gesträubten Lockenkränzchen zu Füßen der kahlen, gleichsam vergilbten, verräucherten Schädelkuppel —.. Und beinahe hörbar klar kam die ein wenig fettig schmatzende Stimme mit den östlich rollenden Rs und dem um eine Schwebung zu herzlichen Pathos an ihn heran: „— — Sie sind, lieber Paul Reimarus, in dieser matt und sorgengrau gewordenen Zeit der Dichter der Bejahung und der Lebensfreude — der unwandelbar begeisterte Kenner und Bekenner der Frauenherzen —. Sie sind uns, verehrter Freund, in Leben und Kunst das schöne Vorbild eines jung gebliebenen Herzens, trotz dieser fünf Jahrzehnte, auf die Sie nun zurückschauend blicken können." — Ein wenig peinlich schüttelte Paul Reimarus den Kopf. Bonbons und wieder Bonbons! dachte er. Und alt ist der gute Bukofzer geworden — und ein neues Gebiß hat er auch für die festliche Gelegenheit eingelegt — zwei-, dreiundsechzig wird er sein. — —

Zwei-, dreiundsechzig —. Irgend etwas störte ihn an dem Gedanken, er sprühte ihn von sich und blickte wieder über die Blumen und Körbe und Kissen hin —. Alle, alle hatten sie sich gemeldet: die Freunde und Bekannten und Kollegen. — Seine Augen hafteten auf einer schlichten Schale aus altem lapisblauem Sèvres-Porzellan, streichelten verschwiegen über ein Petschaft aus kurios geschnittenem, lauchgrünem Jade hin und grüßten dankbar einen Strauß von dunkelroten Rosen —. Ja, alle waren sie gekommen: die großen, still gewordenen Erlebnisse und die kleinen Spiele unbeschwerter Sommer- oder Reisetage, die Abenteuer —

Köpfe sah er, Gestalten, Bilder aus versunkenem Erleben, gab sich ihnen für Augenblicke hin —. Und stand dann, da sie plötzlich fortgenommen waren, vor dem Wissen: nein — doch nicht alle. Diese eine nicht —. Noch nicht —

Sein Blick streifte die Uhr: halb vier — wurde dann ziellos, sah über die Dinge um

Digitized by Google

ihn her hinaus. Und er dachte an das liebe, gütige Geschöpf, an das schlanke, schöne Mädchen, mit dem ihn nun solange schon diese unklare Beziehung verband, das ihm seit jetzt bald einem Jahre eine geliebte Gewohnheit geworden war —

Seit jetzt bald einem Jahre —

Nach einem Abend, an dem er zu irgendeinem wohltätigen Zwecke gelesen hatte, war es gewesen, daß sie an ihn herangetreten war und ihm, blaß und befangen, für das gedankt hatte, was er ihr mit seinen Büchern gegeben hatte — mit seinem Ägypten-Buche und mit dem „Blauen Falter". Und gleich dabei, wie sie so sprach, hatte er nur immer auf den weichen, roten Mund sehen müssen und auf das feine Näschen. Aber da waren dann so viele Menschen um ihn her gewesen — nicht einmal ihren Namen hatte er recht merken können —

Ein paar Tage darauf hatte er sie dann Unter den Linden getroffen und begrüßt — und ein Stück Weges durch den Tiergarten begleitet. Von der Staatsbibliothek war sie gekommen und wollte nach Hause, nach der Pension im alten Westen, in der sie wohnte. Also: Hilde Hoffmeister hieß sie — und war aus Kassel — und studierte Geschichte — und war vierundzwanzig Jahre alt —

Ja — und dann, wie ein Spiel, das sich aus sich heraus von selbst erfüllt, das ohne viel Hinzutun weitergeht, war das geworden. Eitelkeit? Frauenjägerei? — nein, gewiß nicht: nein. Aber doch dieses immer noch nicht still gewordene Suchen nach Erleben, das mit dem eigenen Pulse zugleich die Reihen hingegangener und schlummernder Erlebnisse gleich einem leisen Chor hinter der einen hellklingenden Stimme schwingen läßt — die Sehnsucht nach den Augenblicken, in denen junge Worte unsicher und befangen und verschleiert werden, in denen eine Hand die andere unversehens streift, und dieses Nichts das Blut erfiebern und die Lippen stille werden macht —. Wie lieblich das Profil ihres erröteten Gesichtchens mit den halbgeschlossenen Lidern, mit den dunklen, schattenden Wimpern und dem feingeschwungenen Näschen damals so vor dem Grün der Bäume und der Sträucher stand —

Sie gingen viel spazieren —. Er holte sie ab vom Kolleg oder er rief sie an. Wie reizend sie von allem, was sie nur erlebte, zu plaudern wußte. Von ihrem Studium, von ihren Plänen, ihrer Kindheit, von ihrem Zuhause.

Natürlich, daß sie auch bald viel Persönlichstes besprachen.

Gleichsam erhöht und abgeklärt, als ein mit Wissen durch die große Kluft der Jahre von allem Besten einer Zugehörigkeit geschiedener Freund hatte er sich im Umgang mit ihr erst gegeben — und hatte dabei diese neue Rolle als ein reizvoll süßes Spiel getragen. Ein reif gewordener Liebhaber, der sich in einem neuen Fach versucht und staunend spürt, daß ihm auch hier ein Feld gegeben ist, kaum minder lockend als das andere, das er lassen will. Da gab es eine dankbare Genugtuung vor dem Geschick, daß ihm, dem viel Erfahrenen und reichlich Angegrauten hier solche junge Knospe blühen wollte — und eine schöne, gerne und ritterlich betonte Resignation: du bist der unberührte Frühling, und ich bin der nahe Herbst — mir bleibt kein Recht. Ein jeder Schritt zu dir wäre ein Frevel an deinem Leben, das erst kommen wird — irgendein junger Herr wird eines Tages dein Held und Sieger sein —!

Aber gerade diese Geste rief die Widerstände in ihr auf und führte sie nur näher noch zu ihm. Als ob sie eine von den vielen wäre, die Flirt und Tanz und Liebschaft im Leben suchen! Und die sogenannten „jungen Leute" — die kannte sie doch, neben denen saß sie doch in den Hörsälen: nette, harmlose und gern gefällige Kameraden — wie gute, täppische junge Hunde die einen, voll selbstbewußter Überheblichkeit die anderen. Was konnten die schon bieten, und was konnte man denen schon sein! — Der an ihm ungezählte Male und in ungezählten Formen erfüllte, bewußte oder unbewußte Frauentrieb und -Traum, dem Schaffenden sich aufzuschließen, ihm spendend alles Beste, Eigenste zu geben und so durch Hingabe teilhaftig zu werden an seiner Seele, seinem Werke und Schöpferin zu sein durch ihn, fand hier ein Reich —. So war sie ihm, je länger dieses Einander-Meiden und Einander-Suchen sich zwischen ihnen hinspann, mehr und mehr entgegengewachsen, hatte sie sich ihm demütig erwartend zugeneigt: Nimm mich — du —! Dir will ich alles sein, und dir will ich mich geben —

Wie weich ihre Lippen waren, und wie sie sich ihm ließen —. Wie gut ihre schlanken Hände.

Paul Reimarus schloß sekundenlang die Lider.

Er dachte: Und nur den Arm hätte ich fester um sie zu legen, nur das Wort hätte ich zu ihr zu sagen brauchen! Er spürte den Augenblicken nach, in denen er das ein paarmal, unfehlbar klar gewußt, empfunden hatte: Jetzt sind mein Wille, meine Sehnsucht wie ein Mantel um dich her, in dem ich dich zum letzten Zugehören tragen kann —

Aber, als ob ihm dieses Wissen genug

gewesen wäre, so waren damals Hemmungen in ihm gewesen.

Seine Gedanken suchten: Was? — was war es nur? Ein Zögern davor, sich zu sehr zu binden, zu tief zu verpflichten? Ein Sorgen, mit dem rasch genommenen Glück der Stunde eine ihm liebe Form auf immer zu zerbrechen? Oder am Ende doch die eigenen Jahre —?

Er schüttelte den Kopf — er fand es nicht. Aber er sah ihre Augen, so wie sie gestern ihn suchten, als sie sich voneinander trennten, als sie von diesem Tage heute sprachen und als er dabei wieder ein wenig überlegen und ergeben den Kopf schüttelte —. Und er hörte ihren weichen Alt, in dem ein verborgenes Beben war, ganz leise sagen: „Wie sie dich alle überschütten werden! Und ich — was kann ich dir zu deinem Feste geben —?"

„Du —?" Nur ein Schweigen war dann zwischen ihnen noch geblieben. Er wußte, wenn er sie heute im ersten Dämmern wiedersah: nur seinen Arm brauchte er unter ihren Arm zu schieben — kein Wort mußte gesprochen werden — und führen konnte er sie so, wohin er wollte — —

Träumend gab Paul Reimarus sich diesen Bildern hin — und ließ sie erst, als von draußen der gedämpfte Ton der Klingel zu ihm drang: Der Telegraphenbote — sicher wieder Depeschen —

Die Schritte des Mädchens auf dem läuferbedeckten Flur hörte er, das Öffnen der Tür, ein paar Worte hin und wieder. Dann klopfte sie, trat ein und hielt die Telegramme in der Hand.

Er hatte sich aufgesetzt und strich sich das an den Schläfen angegraute Haar zurück. Nein, mit dem Schlafe war es heute nichts —. Er nahm dem Mädchen die Papiere ab und trat vor den Schreibtisch hin; ohne Neugier entfaltete er die Blätter: Ach, das war Schlichting, der gute, bedächtige Schlichting: „Liebster Paul — zum Anbruch des zweiten Halbjahrhunderts freundschaftlich mitfühlenden Händedruck!" — Und Hans Malmede: „Ich glaube es zwar nicht — aber ich gratuliere!" — Wie oft er das heute schon gehört hatte, diesen neckisch verschminkten Trost: Ich glaube es nicht —

Im unbewußten Wunsche, sich von ihnen wiederum zu lösen, und mit einem Empfinden, als ob er einen ungelegenen Mahner übersehen wollte, schob er die Blätter hin. „Mitfühlenden Händedruck?" Du lieber Gott! — Er richtete sich gerade auf und sprühte das von sich. Aus tiefen Lungen atmete er ein — und zwang seine Gedanken wieder zu ihr, die er um fünf Uhr vor dem stillen Seitenwege des Tiergartens beim Brandenburger Tore treffen wollte. Eine Stunde noch! Und er mußte wieder denken: Schlichting — der dicke Schlichting mit diesem Haus voll Kindern! Und Hans Malmede, der nichts als den öden Reichstagspuschel, Parteitaktik, Finanzprobleme und Wirschaftsstatistik im kahl und trocken gewordenen Schädel hat —! Altersgenossen? Jung fühlte er sich, unverbraucht und weit von diesen beiden!

Von einem drängenden Erwarten umgetrieben ging er durch Räume. Irgendwo klapperte das Mädchen mit Tellern und Tassen — Gäste, die während seines Fortseins sicherlich noch kommen würden? ‚Verehrerinnen', Anöder und Gratulanten aus der engeren Bekanntschaft? Mochten sie kommen — Frau Flory wird schon alles ordnen — und, daß er heute noch nicht fortgewesen und ohne den Spaziergang luftkrank war, wußte sie ja. Morgen war es dann irgendwo zu lesen: Der Gefeierte hat sich allen weiteren Ovationen bescheiden entzogen!

Im Musikzimmer stand er und sah über die Torten, Blumen und Schnäpse hin. Dem Adoranten strich er mit gehöhlter Hand über den schmalen, lockigen Bronzeschädel — und gab ihm einen Nasenstüber mitten ins Gesicht. Dann griff er eine Rose auf, die aus einer Vase niedergefallen war, und drückte ihm die schwere, volle Blüte zwischen die beiden hochgehobenen Hände. Wie wundervoll das tiefglühende Rot zu dem Schwarzgrün der Bronze stand —

In sein Schlafzimmer ging er, ordnete sein Haar, wusch sich die Hände. In den Spiegel fiel sein Blick, wurde für Sekunden musternd und kritisch, gab dann das eigene Bild mit einem leisen Lächeln wieder frei. Fünfzig? Das war am Ende eine unbequeme Zahl — nicht mehr. An der Krawatte rückte er ein wenig und wechselte den Rock. Leise, behutsam bewegte er sich hin und her, damit er seine Frau im Nebenzimmer in der geliebten Ruhe nicht störe. Und bei dem allen war die stille Freude auf dieses Beste, was der Tag ihm bringen sollte, stark in ihm.

⁂

Paul Reimarus schritt langsam an den dünnen, aufknospenden Bäumen des Ufers hin. Leicht fühlte er sich, frei und wie beflügelt. Erwartende Festlichkeit trieb auf in seinem Herzen.

Als er auf die stille Insel des Matthäi-Kirchplatzes einbog, schlug gerade die Turmuhr oben an. Zwei Schläge: halb —. Noch viel zu früh —

Sein Blick nahm das Bild der kleinen,

schlichten, frei dastehenden Kirche, darüber heute der Himmel tief frühlingsblau sich spannte. Siena, dachte er — Ravenna — gesehen mit den Augen eines deutschen Biedermeiers. — Siena —. Erinnerungen standen vor ihm, ferne, versunkene Fahrten durch eine einzige Herrlichkeit — und ferne Menschen: Frauen —

Er dachte — und Verflossenes von einst rankte dabei empor, griff über in den unruhvollen Inhalt dieses Tages und in die gnädige Stunde, der er nun entgegenschritt —: Ist es denn anders jetzt als damals? Und wenn ich aus Vergangenheiten in die Gegenwart gereift bin, spendet das Leben sich mir heute nicht so reich, wie es sich mir vor zwanzig und vor fünfundzwanzig Jahren schenkte? Schlägt nicht mein Puls so hoffend und erwartend, wie er vor jeder Schwelle zu dem unenthüllten Glücke schlug, als ich noch jünger — als ich jung gewesen? Und ist nicht eine, die sich mir in gleicher Liebe geben will, wie sich mir damals diese Frauen gaben —? Was sind da Zahlen — und was will es sagen, ob eines Mannes Schläfen dabei grau geworden sind und ob sich ihm um seine Augen Fältchen legen? Ist hier Gefühl nicht alles?

Wie eine Welle war das, die ihn hob und trug, der er sich gerne gab. —

An der Kreuzung der Margaretenstraße, bei der breiten alten Platane mußte er grüßen: der alte Jeffa! Wahrhaftig —. Und wieder am Arm von einer seiner jungen „Pflegerinnen". Klein, eingeschrumpft, verkrümmt. Mühselig, wie vornübergedrückt von Lasten eines überlang getragenen Lebens — hinabgezogen von der Erde, die nach dem noch mit letzter Abwehr widerstrebenden und ihr doch längst verfallenen Abraum griff —. Die langen Haarsträhne wirr unter dem breitrandigen Hute vorgezottelt, den schmutzigweißen Bart filzig über die Brust gezaust. Und seinen klebrig-feuchten Greisenblick immer noch durstig auf dem lasterhaften Munde der jungen, bunt und neu herausgeputzten Person, auf deren Arm er seinen mühsam hinschleichenden Kadaver stützte. Grotesk — grotesk! Wie ein gespenstiges Modell des Rembrandt aus der Jodenbreestraat oder von der St. Antoniuskirche in Amsterdam. Achtzig mochte der Alte sein — und kam nicht los von den Zusammenhängen mit den Frauen, war längst den anderen ein Gespött und widerliches Schauspiel.

Voll Abwehr machte er sich von dem üblen Bilde frei, während er nun die Viktoriastraße hinunterschritt, das zarte, junge Grün des nahen Tiergartens vor Augen. Wie in ein Bad stürzte er sich in die neue Umwelt und in ihre leuchtenden Farben, empfand ihre verdrängende Kraft als Wohltat und Befreiung.

Vor der Tiergartenstraße, durch die um diese Stunde der Verkehr der Autos mit Hupenquarren und Motorgehämmer eng drängend raste, mußte er abwartend verweilen. Ein Bücherwagen an der Straßenecke zog ihn an, und er trat näher und musterte die alten und neuen Schätze, die da auf Käufer warteten. Das liebte er, das war ihm eine gerne geübte Gewohnheit, denn manches gute, halb vergessene Buch hatte ihn so der Zufall bei solchem Stöbern schon finden lassen. Den hellen Handschuh streifte er von der Rechten und ließ nun Buch um Buch der aufgestellten Stapel blätternd an seinem Blick vorübergleiten. Weiß Gott, aus welchen aufgelösten Büchereien oder Nachlässen der Antiquar seinen Bestand erworben haben mochte — bunt genug setzte er sich zusammen! Da waren deutsche, französische und englische Romane, verschlissene, fleckige Leihbibliotheksbände, Dramen, Lyrik und Detektivgeschichten. Bände in bunten, rufenden Umschlägen — Namen, die einstmals in Mode waren, und solche, die es niemals auch nur zu dem geringsten Klange bringen konnten — Bücher, die einer jungen Dichterhoffnung Wiege gewesen und Sarg geworden waren zugleich. — Plötzlich, in seinem Suchen, hielt er ein — spürte ein starkes, bebendes Schlagen seines Herzens, Freude und Schreck in einem —

Nur die Farbe sah er erst — die Farbe des schmalen Bändchens, dieses besondere blasse Violett — ein wenig verschmutzt und unansehnlich geworden — aber doch unverkennbar — —

Und dann hatte er es herausgezogen, hielt es in Händen: „Der tanzende Stern — Gedichte von Paul Reimarus" — Sein Erstling —! Verse und Rhythmen, die er mit zwanzig Jahren geschrieben — mit zweiundzwanzig hatte drucken — und deren Restauflage er mit dreißig hatte einstampfen lassen.

Wie das Wiedersehen mit einer Jugendliebe war ihm das Finden dieses verschollenen Bändchens, das er so viele Jahre lang nicht mehr in Händen gehalten hatte, in diesem Augenblick. Und heute — dachte er — gerade heute!

„Kostet —?" Wie einen Schatz hielt er das kleine Buch.

Der Händler in dem alten, abgeschabten Soldatenmantel nannte den Preis. Beschämend niedrig —

Er zahlte eilig, schob das Bändchen in die Tasche seines Überrockes und ging.

Digitized by Google

Aber drüben, jenseits der Straße, wie er in die Laubgänge des Tiergartens eintauchte, unter dem leuchtenden jungen Grün der Eichen und Buchen hielt er es doch gleich wieder mit der Hand umgriffen. Er dachte drängend und von Freude über seinen Fund belebt: Ob ich es ihr bringe —? Es ihr gebe — heute — in dieser Stunde —? Das kleine Buch, von dem ich nie zu ihr gesprochen habe — das ein Stück von mir selber ist — von mir, so wie ich damals war —?

Seine Schritte drängten, als dürften sie keinen Augenblick verlieren.

Dann hielt er ein, griff nach der Uhr. Zwanzig Minuten noch!

Eine Bank erspähte er auf einem der kleinen Seitenwege, bog ab, ging auf sie zu und ließ sich nieder.

Stille. Nur von drüben, von der Chaussee, manchmal ansteigend und wieder absinkend, verklingend, das Hämmern der Glocken der Elektrischen — oder der taktmäßige Hufschlag eines trabenden Pferdes vom Reitweg her — das ferne Rufen einer Kinderstimme.

Das Buch zog er aus der Tasche, hielt es in Händen und sah darauf nieder: „Der tanzende Stern" — Das war Nietzsche — Nietzsche, von dem er, so wie alle Jugend, damals erfüllt gewesen war. Nach dem Zitate suchte er tastend in der Erinnerung, nach dem Zitate, aus dem er den Titel gerissen hatte — „Wahrhaftig du mußt das Chaos in dir tragen, wenn du einen tanzenden Stern gebären willst —" so — oder irgendwie ähnlich —. Und er strich über das verblaßte Heliotrop des Umschlags hin: Ja, dieses Chaos hatte er damals im Überschwang der Jugend wahrhaft in sich gehabt —. Er und die anderen um ihn —

Menschen sah er mit einem Male — junge drängende Menschen aus diesen fernen Münchener Studentenjahren: Maler und Mediziner, ein Buchhändler, ein angehender Apotheker, Philologen und Bildhauer — und Mädels — liebe, sorglos spendende Mädels —. Was man damals nicht alles in sich spürte — erreichen und erringen wollte! Diese heißen, endlosen Diskussionsabende auf den mit Schlägern und Fechtmasken, mit Varieté-Plakaten und anatomischen Präparaten geschmückten Buden — in den nächtigen Ateliers, in die der Mond sein blaues Licht durch die riesigen, schneeumrahmten Scheiben goß und in denen man, während der Eisenofen glühte, aus den unmöglichsten Gefäßen Toddy trank und die Welt umstellte, daß kein Stein auf dem anderen blieb. — Und die Abende auf den Kellern — die Fahrten mit den Mädels ins Isartal — Namen klangen in ihm — Gesichter grüßten ihn. Sich selber aber sah der Dichter Paul Reimarus inmitten dieses Reigens von sich findenden, sich lösenden Gestalten und spürte über allem die ewige Weisheit des Goethe-Wortes: Wir sind jung, das ist schön.

Als ob da eine lang versunkene Welt die Decke eines hundertfältig über sie hingewucherten Erlebens späterer Jahre von sich geworfen hätte und farbenprunkend aus der Tiefe wieder auferstanden wäre: mittagsgespenstig — hier im späten Lichte eines Frühlingstages —

Wieder hallender Hufschlag und Sattelknirschen: ein Schweißfuchs, der unter dem Reiter in englischem Trabe dort draußen hinter den silberig verdämmerten Stämmen aufzog und wieder schied —

In Paul Reimarus stand jäh die Frage auf: Und was, was ist aus uns geworden? Mit einem einzigen habe ich noch Fühlung — der schreibt bisweilen aus der Enge seines Amtes, in das er längst untergekrochen ist, bescheidene Philisterbriefe —. Und Gewerkschaftssekretär soll der andere sein — und eine Malschule für bessere Damen der dritte haben —. Das ist alles —

Den Kopf bewegte er ein wenig, das war, als wollte er sich von diesen Gestalten lösen.

Und das kleine Buch hob er ablenkend aus dem Schoße, blätterte in den Seiten, verweilte da und dort bei diesen Versen, diesen freien Rhythmen, die stürmisch forderten und ungestüm verdammten — die lodernd liebten oder tödlich haßten — in denen es nicht Brücken zwischen Für und Wider gab. In denen sich das junge Herz, aus dem dieses Bekenntnis brach, hemmungslos an seine Ideale verschwendete, in denen es mit gleicher Leidenschaft bekämpfte, was ihm morsch, brüchig, alternd, feindlich schien —

Beklommen fühlte er sich, spürte, wie sich sein Empfinden in Abwehr ballte und verschloß — und war doch zugleich festgehalten. Von einem anderen Ich, das einstmals er gewesen, fühlte er sich peinvoll überfallen. Und dunkel, kaum erfaßbar, sprang vor ihm, dem Kinderlosen, ein miterlebendes Ahnen des ewigen Geschlechterkampfes zwischen dem Vater und dem Sohne auf —. Als ob sich da die eigene ferne Jugend, das eigene Fleisch und Blut, im goldenen Rechte seiner Kraft und Unverbrauchtheit vor ihn stellte und ihm die rücksichtslosen Wahrheiten entgegenhielte:

Geklärtheit nennst du das? Nenne es Leisetreterei! — Mäßigung? Ausgeglichenheit? Nenn's Kompromiß und Halbheit!

Und plötzlich, wie die Finger weiter durch die Seiten des kleinen Buches liefen — und

Digitized by Google

es schon lassen wollten — sah er die beiden handschriftlichen Zeilen, die groß und steil sich auf dem Vorsatzblatte spreizten: „Meinem geliebten Mädel!"

Und während er mit leerer Kehle schlucken mußte, floß ihm, gleichsam selbsttätig ablaufend, die Kette des Gedankens weiter:

Notwendiger Verzicht und Sich-Bescheiden? — Nenn's Alter, feige Unlust, schlaffe Müdigkeit zu kämpfen, nenn's würdelose Heimlichkeit —!

Die Zeilen sah er, die beiden Zeilen, die sich da offen zugehörig, herausfordernd beinahe, zu dem jungen Ding bekannten, das ihm damals sich und das Beste schenkte —

Roserl — dachte er — Roserl hat sie geheißen. Und die kleine Konditorei in der Sonnenstraße sah er ganz klar vor sich, in der sie serviert, aus der er sie des Abends und an ihren freien Tagen immer abgeholt hatte — Lächerlich deutlich sah er das alles: das junge, sorglos heitere Gesicht — und ihre Art ihm, gleichsam aufblühend, mit blanken Zähnen zuzulachen — und die großen, flachen Platten mit Apfelschnitten und Zwetschgenkuchen auf dem weißen Marmorbüfett mit den blanken Messingstangen —

Er schüttelte den Kopf, rückte den Hut: Das war — das alles war ja tausend Jahre her —. Und an die fünfzig muß sie jetzt doch sein — wenn sie überhaupt noch — — Ein Menschenalter!

In das dunkelnde Gewirr der Stämme starrte er, tastete hinter dem Gedanken her: auf einem Wagen habe ich dieses, seitdem vielleicht schon durch ein Dutzend Hände hingeglittene Buch gefunden —. Und der Dichter wachte auf in seinem Herzen, der Konstrukteur in seinem Hirne, schielten feinschmeckerisch nach dem Symbole: einen Mahner aus der Tiefe und einen Gläubiger aus der Vergangenheit — —

Ein paar Holztauben gurrten irgendwo in der umschleierten Lichtung — ein Pärchen tauchte auf: Soldat mit seinem Mädchen — zwei Menschen, in der Dämmerung wie zu einer einzigen Wesenheit geschlossen. Da sie ihn sahen, bogen sie in einen anderen Weg.

Und plötzlich fuhr er auf, tastete eilig nach der Uhr: In zwei Minuten fünf —

In die Brusttasche seines Überrockes schob er das Buch mit hastenden Fingern, stand auf. Ganz steif fühlte er sich, müde, abgeschlagen und bedrückt.

Im raschen Gehen streifte er die Handschuhe an.

Dann war er auch schon bei dem Denkmal mit den beiden Löwen —

Gerade als er neben dem weißen Marmorbogen des Kaiserin Friedrich-Standbildes aus dem Baumbestand des Parkes trat, sah er sie drüben durch den Säulengang des Brandenburger Tores kommen: Schlank, jung und federnd — und die Schritte doch gleichsam wie verhalten —

Grüßend hob er den Hut und lächelte und nickte. Aber ihm war, ein anderer täte das für ihn, so fremd und maskenhaft empfand er diese gesuchte Heiterkeit über der Unruhe seines Herzens.

Dann war er über die Straße weg und neben ihr.

„Hilde —!" Er hielt die schmale Mädchenhand, fühlte ihr aufgerührtes Pulsen.

Für einen Herzschlag trafen ihre Augen neinander. Wie blaß sie war —. Jetzt nickte sie, lächelte ein wenig hilflos, reichte ihm, während der vorüberflutende Strom der Menschen sie beide in sich schloß, das kleine Veilchensträußchen hin.

„Danke! Danke —!" Sein Blick nahm die biegsame Gestalt in dem blauen Kostüme, über das der Kragen der weißen Seidenbluse herausgeschlagen war.

„Wie viel ich heute an dich gedacht habe —" sagte sie, umflort von einer tiefen, wartenden Erregung klang die Stimme.

Er haschte nach den Worten, hielt sich an sie — tat sie dann ab mit einer überlegenen Handbewegung: „Kind, wüßtest du, wie froh ich bin, daß dieser ganze Zauber jetzt vorüber ist —!"

Wieder suchte er ihre Hand.

Durch das Tor gingen sie und über den Pariser Platz —

„Es ist so gut von dir, daß du gekommen bist —" sagte er. „Mein Gott, was hat sich da nicht heute alles eingefunden und gemeldet — — ich meine: wer war nicht alles da — —!" Er machte mit der Hand, die noch das kleine Veilchensträußchen hielt, eine heftig ausfahrende, ihm sonst ganz fremde Bewegung — spürte diese Gezwungenheit und Unfreiheit seines Tuns, die Leere seiner Worte.

Er dachte plötzlich, während er zu ihr hinlächeln wollte: Wenn mich jetzt so der andere sähe — der andere, der ich damals war —?!

Still ging sie neben ihm mit kleinen, zögernden Schritten. Das Profil sah er, das feine Näschen, die weiche Wangenlinie —

Sein Herz schlug drängend, dabei fühlte er die Kälte seiner Hände.

Die Lider mit den dunklen, langen Wimpern schatteten über ihren Augen. Und ein klein wenig klafften diese weichen — wie zwei Rosenblätter weichen Lippen.

Er wollte es nicht sehen, er wußte es

Digitized by Google

doch: So als ob sie nur nicken — so als ob die Lippen nur kaum vernehmbar sagen wollten: Ja — wie du willst — —

Beim Hotel Adlon kamen sie vorüber, standen, sich selbst des Schauens kaum bewußt, vor dem Schaufenster einer Wäschehandlung. Dunkel empfand er: Spitzen — und Batist — und Seide —. Ein Ziehen lag ihm um die Kehle, wie fortgenommen waren ihm die Worte.

An der Ecke der Wilhelmstraße sagte er jäh und seltsam laut: „Der Julius Bukofzer von der ‚Tagespost' hat mich ganz richtig angestrudelt — Vormittags, ja — alt ist der auch geworden —" Und dabei dachte er: Hier — hier wollte ich doch, den Arm fest unter ihrem Arme, mit ihr abbiegen, und dort unten in der Seitenstraße — —

Er ruckte den Kopf, sah vor sich hin, schritt weiter geradeaus —

Lichter flammten über den Linden auf, zogen glänzende Streifen über den Asphalt der Straße. Autos rasten gleitend und schleifend dahin, und riesige Omnibusse schoben sich breit und schütternd vorüber. Menschen fluteten um sie her —

Er fragte: „Wollen wir eine Tasse Tee nehmen? Im Bristol? Oder drüben in der Schloßkonditorei —?"

Sie nickte, sah nicht auf: „Wenn du Zeit hast —" Kaum hörbar war die Stimme im Lärm und Brausen des abendlichen Trubels um sie her. —

Dann saßen sie an dem kleinen Marmortischchen, eingeklemmt zwischen den vielen. Teetassen — Kuchen wie aus dem Warenhause — blanke, tausendfach zerschrammte Alpakkakännchen — Kellner — Rauch, Dunst, Geklapper und Gelächter —

Vom Inhalt dieses Tages erzählte er: Von den Besuchern, den Depeschen, den Geschenken —. Müde und abgespannt sah er aus. Einmal versuchte er ein überlegenes Lächeln: „Ja, Kind, gerade daß sie mir nicht einen Schlafrock gestiftet haben oder ein Sitzkissen —"

Sie hörte zu, in eine stille Traurigkeit versponnen. Mit ihrem Löffel schichtete sie spielend das armselige Häufchen Streuzucker auf dem winzigen Schälchen zu einem kleinen Berg.

Einmal griff er sachte nach ihrer Hand.

Er sagte: „Ich bin ja so froh, daß ich mir wenigstens diese Stunde hier mit dir aus all dem Trubel retten konnte!" Aber er empfand, während er noch sprach, daß ihm auch dieser Ton mißlang.

Und wie sie sich, tief atmend, ein wenig aufrichtete, sah er vorne im Ausschnitt der Seidenbluse, die aus dem zurückgeschlagenen Jäckchen trat, auf ihrer Brust den zarten Spitzenstreifen, durch den ein schmales, blaues Bändchen gezogen war —

Da senkte er den Blick und lächelte beklommen ins Nichts hinein.

Er wußte: Dir sollte das blühen, und an dich hat sie dabei gedacht.

Von dem Adoranten erzählte er, den ihm sein Verleger gesandt hatte, von der edlen Bronze mit den erhobenen Armen — Seine Worte flossen wie von selbst — weit ausgestreut im Irgendwo waren seine Gedanken.

Er sagte: „Einen sehr hübschen Brief hat er mir dazu geschrieben: Ich soll ihm meine Erinnerungen schreiben —"

Sie nickte wieder. Durch den weißen, schlanken Hals ging ihr ein Schlucken.

Drüben auf dem Podium begann jetzt die Musik zu spielen.

„Wir wollen gehen," sagte sie —

Draußen nahmen sie einen Wagen. Wortarm, beengend war die kurze Fahrt. Die schmale Hand hielt er umgriffen, ahnte: als ob wir vor dem Abschied ständen — oder vielleicht schon von dem Abschied kämen —

In ihrer Straße setzte er sie ab.

Zu Hause kam er noch zurecht in den aufrauschenden Kreis seiner Nachmittagsgratulanten, die ihm die Hände schüttelten, ihm Blumen brachten und gut frisierte, ungläubige Worte sagten —

Nachts plötzlich fiel ihm ein, daß er ihr Veilchensträußchen in der Unruhe des Aufbruches auf dem Marmortischchen in der Konditorei liegen gelassen hatte.

Der Mann, der Blätter mäht —. Von Johanna Zaeske

Der Mann, der Blätter mäht — geht in die Runde.
Sie fallen bunt und stumm in kahles Land.
Erloschen ist das goldne Licht der Stunde —
Der letzte Rausch, der ockerbraune Brand.
Den letzten Trunk trank ich von deinem Munde,
Der rote Kelch zersprang uns in der Hand.
Der Mann — der Blätter mäht — geht in die Runde.

Digitized by Google

Miminger Gebirge mit Sonnenspitz. Gemälde von Willy ter Hell

(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch
Von Karl Strecker

Ina Seidel: Sterne der Heimkehr (Stuttgart 1923) — Klara Ratzka: Renate im Irrgarten (Ebenda 1923) — Josef Ponten: Die Uhr von Gold (Ebenda 1923) — Fritz Philippi: Niemandsland (Stuttgart 1923) — Ernst Heilborn: Die gute Stube (Wien 1922)

Seltsam, daß der größte deutsche Dichter in der Erzählungskunst, die er um so bedeutende Werke bereichert hat, kein eigentlicher Führer gewesen ist. Goethe hat weniger unmittelbaren Einfluß auf unsere Roman- und Novellendichter als (von den Vorbildern des Auslands abgesehen) Gottfried Keller auf der einen, Heinrich von Kleist auf der anderen Linie. Das konnte man vor einem Vierteljahrhundert etwa noch deutlicher wahrnehmen als heute, wo die deutsche Erzählungskunst sich erheblich freier entwickelt und allgemein eine andere Höhenlage gewonnen hat. Es wäre — um zum Beispiel zu gelangen — schwer, einen der bedeutendsten Romane der letzten Zeit, Ina Seidels Sterne der Heimkehr, auf eine dieser beiden Linien einzustellen. Gewiß: Kellers Farbenfrohsinn, sein schalkhafter Humor, seine Wärme und malerische Gegenständlichkeit liegen ihr näher als die strenge Einfachheit und zusammendrängende Kraft des Kleiststils. Und doch erinnert gerade der erste Absatz an die reizvolle Eigentümlichkeit dieses norddeutschen Dichters: in den Anfangssätzen seiner Novellen, meist schon in den ersten 10 bis 15 Zeilen so viele Ereignisse zusammenzupressen, daß man daraus allein wieder eine Novelle herauszupfen könnte. Dieser erste Satz lautet bei Ina Seidel: „Das letzte Lebenszeichen, das Wolfgang ten Maan seiner Mutter und seinen Stiefgeschwistern gegeben hatte, war jener Brief mit dem Poststempel Hamburg gewesen, der nichts enthielt, als die Mitteilung, daß der damals seit vier Jahren völlig Verschollene und Totgeglaubte wieder in Deutschland wäre und in Deutschland bleiben wollte, daß er aber Hamburg schon verlassen haben würde, wenn die Mutter dies läse, und die Beschwörung, noch Geduld zu üben und nicht nach ihm zu forschen. Er würde nach Hause kommen, sobald es ihm innerlich möglich sein würde."

In einem Satz liegt, wie in einer Ouvertüre, eigentlich das ganze Thema schon beschlossen. Denn tatsächlich füllt diese Heimkehr eines Verschollenen das ganze Buch. Wie man sieht, spricht die Verfasserin darin wie von bekannten Personen. Und in der Tat knüpft dieser Roman an den ersten, den Ina Seidel geschrieben, „Das Haus zum Monde" (1916) an. Aber man braucht jene, schon verheißungsvolle, feine und innige Erzählung nicht gelesen zu haben, um die Sterne der Heimkehr ganz zu verstehen. Kaum sind wir durch jene Einleitung über die Sachlage unterrichtet, so sehen wir auch schon Wolfgangs Stiefbruder Aage gleichzeitig auf der Suche nach ihm und auf der Flucht vor einem Weibe. Und es ist ein schalkhaft gesetzter Zug des Zufalls, daß er jener dadurch entrinnt (vorläufig wenigstens), indem er den Bruder, ohne ihn freilich schon zu erkennen, findet. Der „Fremde", Pieter Steenbock aus Edam nennt er sich, befreit Aage von Loulou, der jungen und wohlhabenden Witwe, die ihn unablässig verfolgt, indem er ihn mit sich nimmt, aufs Land, zu seinem „Meister", der ihn aus Amerika mitgebracht hat. Schon auf der Reise dorthin, im Eisenbahnwagen, lernen wir die recht bunte Gesellschaft kennen, die sich dort im Malerwinkel trifft. Es ist eine Art Fasching in der Sommerfrische, ein Junikarneval, ein Durcheinanderspielen von Gefühlen, Ab- und Zuneigungen, aus dem sich zwei feine Schicksalslinien abheben. Die eine ist die der Malerin Mathilde Mankens. In ihrer Jugend war sie mit Wendelin Oberhof, dem Erben von Johannishof, innig befreundet, den aber hatte es in die Welt hinausgetrieben und erst nach zehn Jahren, während derer seine Mutter gestorben, kehrt er nach Hause zurück, voll Sehnsucht und Heimweh, das mütterliche Gut zu übernehmen. Mathilde hatte auf seine Rückkehr in treuem Gedenken gewartet und war alljährlich im Sommer hierhergekommen, auch nach dem Tode der Besitzerin. Inzwischen aber ist sie eine bekannte Malerin geworden, mit einer ganz eigenen und eindringlichen Naturauffassung. Durch ihre Bilder hat sie den Schriftsteller Roubroucq kennengelernt. Zwei Künstlernaturen, die sich verstehen und anziehen, während Wendelin ihrem künstlerischen Empfinden fernsteht. Wohl erleben die beiden Künstlerseelen einen Augenblick seligen Sichfindens, dann aber treibt sie ihre Bestimmung auseinander, und Mathilde will sich ihrem Jugendfreund wieder zuwenden, da muß sie erkennen, daß der inzwischen eine andere erwählt hat — mit dem Lächeln der Entsagung wendet sie sich nun ganz ihrer Kunst zu.

Die andere Schicksalslinie ist die von Pieter Steenbock, alias Wolfgang ten Maan. Als Vierzehnjähriger war er, der schon mit drei Jahren den Drang gehabt, von Hause wegzulaufen, getrieben von den dunklen Gewalten seiner kritischen Entwicklungs-

Digitized by Google

zeit. Wäre es damals geglückt, ihn wieder einzufangen, die Geschichte wäre längst vergessen. So aber kam er als Schiffsjunge auf einen Segler und übers große Wasser. Drüben lernte er bei seinem „Meister", der sich des jungen Landsmannes väterlich angenommen, das Baufach; mit ihm ist er jetzt zurückgekehrt. Aber er schämt sich, mit leeren Händen nach Hause zu kommen, so hat er sich an einem großen Wettbewerb im Baufach beteiligt. Wenn ihm der Preis zufällt, will er damit vor seine Mutter hintreten. Aber den Preis gewinnt sein Meister und nach einem inneren Zusammenbruch, in dem er sich für einen Mörder hält, kehrt er endlich doch mit Klage zur Mutter zurück.

So liegt eine leise verhaltene Wehmut, ein herbstlich schönes Entsagen über den Schicksalen dieser Gestalten und doch ist es ein starkes, lebensfrisches Buch, wie wenige. Eine besondere Freude für den, der das Werden und Schaffen dieser Dichterin durch die Jahre aufmerksam verfolgt, macht das sichtliche Reifen ihrer Früchte aus: man sieht diese Früchte saftiger, runder, rotgoldiger werden. Schon erscheint hier jener zarte Flaum, der an einem Edelpfirsich, zugleich mit balsamischem Duft, die Reife kündet. Gibt es ein besseres Merkmal für die Güte einer Erzählung, als daß man, wie zu einer schönen Aussicht, zu einem lauschigen Gartenplätzchen oder zu einer guten Flasche Wein, immer wieder mit heimlichem Wohlgefühl zu ihr zurückkehrt, wenn man den Genuß zeitweise unterbrechen mußte? Eine Dichtung, die im innersten Herzen froh macht, die immer auch anzieht, weil auch das Kleinste und Unscheinbarste dichterisch empfunden ist, so etwa: „Über ihnen räusperten sich die alten Türme und sangen dann mit klaren Stimmen, daß es elf sei." Oder man lese den Beginn einer Eisenbahnfahrt (47 ff.), wie da das Langweilige und auf den ersten Blick geradezu Poesiefeindliche des Rangierbahnhofs märchenhaftes Leben gewinnen. Wie weiß sich diese großherzige Dichterin in das Arbeitsstübchen eines begabten Gymnasiasten hineinzuträumen. „Bücher voller Verse, voller Pathos, voller Aufruf zu Kampf und Tanz! Schmales eisernes Bett, auf dem die träumende Seele nächtlich den Körper zurückließ, um unbeschwert ins Grenzenlose zu taumeln. Tintenbekleckster Tisch, an dem Gedichte gelesen und geschrieben, an dem sitzend ins Blaue gestarrt und auch sonst getan ward, was man ‚arbeiten' nannte ... Und dieser, der ein Jüngling war und ein Schwärmer, ist ein Mann geworden — und ein Arbeiter. Wie gut ist das."

Der zweite Teil ist weitschweifiger als der erste. Und es scheint, daß die Dichterin das gefühlt habe, denn kraß, wie zwei grellrote Farbentupfen in ein schönes Aquarell, setzt sie die beiden Untaten eines verbrecherischen Burschen, eine Brandstiftung und einen Mord in die abgestimmte Harmonie der Farbentöne. Man kann darüber streiten, ob dies und die Selbstanklage Wolfgangs, er sei der Mörder gewesen, weil er der Frau Binz (sie ist die Ermordete) den Tod gewünscht, organisch mit dem Ganzen verbunden und psychologisch hinreichend begründet sei oder nicht — wir wollen hier nur der Dichterin selber diese Frage zur Nachprüfung vorlegen, die so sorgsam und so wissend als Künstlerin ist. Kennt sie doch, um nur zwei kleine Beispiele zu geben, die Wirkungen eines Dostojewsky so gut, wie die eines Jean Paul, an jenen erinnert der Anfang, an diesen der Schluß des Romans (Vult und Walt in den „Flegeljahren"). Wohlverstanden: sie hat nicht nachgeahmt, sondern gelernt, ihr Werk ist sie selbst.

Ina Seidel steht mit diesem Sommerbuch auf einer Berglehne der deutschen Erzählungskunst, die dem Gipfel sehr nahe ist. Sie hat das dichterische Vermögen, ihn ganz zu erklimmen, ist doch ein steter Aufstieg in ihrem Schaffen, das wir hier immer mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, unverkennbar. Ohne jemals mit dem Worte „deutsch" Verschwendung zu treiben, ist sie es doch in der Wurzel ihres Wesens. Ihre Werke haben in diesen dunklen Unglückstagen für uns den Wert eines silberhellen Borns, von dem ein stilles Leuchten ausgeht, der aber auch die Müden erquickt und ihnen neues Vertrauen, Kraft und eine leise Weltfreude wiedergibt.

... Zufällig wurde hier schon einmal (im Oktoberheft v. J.) der Name Klara Ratzka unmittelbar hinter Ina Seidel genannt. In der Tat kommt Frau Ratzka als Erzählerin unserer (neben Agnes Miegel) größten Lyrikerin der Gegenwart ziemlich nahe. Auch sie hat sich entwickelt. Aus ihren schönen aber „krausen Geschichten" („Sie, die ich nicht kenne") hat sich die Kunstform eines richtigen Romans entpuppt: Renate im Irrgarten, an dessen folgerechter „Fabel" nichts auszusetzen ist. Nun kommt es, uns wenigstens, freilich nicht so sehr auf diese Formfrage an, als auf das innere Leben der Dichtung. Aber auch in dieser Hinsicht versagt Klara Ratzka keineswegs. Sie hat offenbar selbst viel von den Schicksalen dieser Renate erlebt, wenn auch nicht äußerlich. Denn schwerlich hat sie, wie Renate, als Tochter eines erblindeten Geschichtsprofessors in Kraneburg, dem letzten Städtchen vor der Grenze und dicht an der Heide, ihre Kindertage erlebt. Aber nicht auf den Ort, auf die heimliche Sehnsucht, auf das innere Leuchten kommt es an, und das wird bei Klara wohl nicht viel anders gewesen sein als bei Renate, die über der Heide „das erste Schiff ihrer Sehnsucht" still und groß dahingleiten sah. Vielleicht aber hatte auch sie einen Spiel- und Wandergefährten gefunden, wie Renate in Pierre, dem musikbegabten Hauptmannssohn. Sie haben beide die große Sehnsucht in die Welt hinaus, kein Wunder, daß ihr liebster Gang der zum Bahnhof ist, wo sie die Reisenden, die von Holland kommen oder dorthin fahren, mit

Digitized by Google

ihren Blicken verschlingen. Aber über diese Kinderfreundschaft zieht früh ein Gewitter herauf: der Vater Pierres, ein strenger, amusischer Mann, deutet ihre gegenseitige Zuneigung falsch. Pierre muß aus dem Elternhause, freilich zu seinem Glück, denn er kann jetzt in Wien sich ganz als Künstler ausbilden.

Krauser ist das Schicksal Renates. Schon erwachsen, ist sie innerlich noch die kleine Schwärmerin, die noch immer gern einmal die ankommenden Fremden mustert, die Glücklichen, und sie davonfahren sieht. Während sie einmal so am Gitter steht, trifft sie der aufmerksame Blick eines hübschen jungen Mannes und, wie so oft, liegt in diesem Blick ein Schicksal, oder eigentlich zwei, denn der Fremde kommt wieder, und nicht gar zu lange darauf ist Renate Frau Lorenz Aldermann, die Frau des Erben und Nachfolgers von „Aldermann, Brusis & Kompagnie", einer weltbekannten Bankfirma. Mädchenträume und Bankgeschäft sind nun freilich selbst heute, wo schon mancher Backfisch seine Effekten im Depot hat, nicht ohne weiteres vereinbar, wenigstens die einer Renate nicht, die von ihrem Lorenz nichts Geringeres erwartet, als daß er, ein männliches Ideal, sie emporführen sollte zur Erfüllung ihrer schweifenden Träume. Da gibt's denn eine Enttäuschung. Herr Aldermann Sohn ist Geschäftsmann, freilich stolz auf seine junge, schöne Frau, aber ihrer geistigen und seelischen Vorzüge nicht einmal bewußt. Ja, von der ganzen dicknäsigen Familie Aldermann versteht Renate nur ihr junger Schwager Severin, ein leidenschaftlicher Sportsmann. Aber auch er ist so wenig imstande, ihrem Leben den rechten Inhalt zu geben, wie Pierre, der sie wiederaufsucht, nachdem er ein großer Virtuose geworden. Renate erkennt befremdet in ihm einen Künstleregoismus, der alles nur auf sich und seine Förderung bezieht. So irrt sie, der auch die Geburt eines Kindes keine innere Erlösung bringt, im Irrgarten des Lebens umher, ohne daß ihr Sehnen gestillt wird — wohl weil es zu hoch hinaus wollte. Als ihr endlich in Gerd Viger der Mann erscheint, der imstande wäre, ihr Erfüllung zu bringen, da wird er ihr durch einen Unglücksfall entrissen. Der Roman hat damit ein Ende, aber keinen Schluß üblicher Art (so wenig wie die „Sterne der Heimkehr", wie die „Flegeljahre"). Er kann keine nach altem Romanschreiberbrauch abschließende „Lösung" haben, weil ja die Sehnsucht der Renate keinen Schluß hat, nur ein Ende, das einmal mit dem ihres Lebens zusammenfallen wird. Das macht die Größe dieses Frauenromans aus, daß er weit über das Herkömmliche hinausweist, weit über die „unverstandene Frau" ferner Jahrzehnte, auch über Ibsens Nora noch, die schließlich mit ihrem simplen Advokaten Helmer ganz zufrieden gewesen wäre, wenn er ihr leichtsinniges Vergehen nicht so ernst genommen hätte — diese Renate, die alles Klägliche, alles Kümmerliche nicht leiden kann, weiß, daß auch der Geliebte, der ihr als männliches Traum- und Wunschbild erschien, sie mit ihrem ganzen Wesen, Wollen, Sehnen nicht hätte in sich aufnehmen können. Nach seinem Heimgang hat sie das Gefühl grenzenloser Weite, einer inneren Freiheit, die der Glaube an Erfüllung erhellt, statt der Erfüllung selbst. Mit diesem Ausblick auf eine strahlend aufgetane Weite endet das Buch, das neben allen sonstigen Vorzügen der Dichterin Klara Hatzka — ihrer ungemein scharfen Charakteristik, ihrer eindringlichen Beobachtungsgabe, ihrer sicheren Form, trotz schweifender Mannigfaltigkeit, ihrem durchgebildeten Stil, ihrer blühenden Fülle — noch das eine Große hat: er umfaßt ihre ganze Lebenseinstellung und Weltauslegung in „strahlend aufgetaner Weite". Für die nicht geringe Anzahl von Menschen, die in dem Wahn leben, nur das Neue oder gar Neueste sei immer das Beachtenswerteste, mag auch das noch gesagt sein: trotz ihrer umfassenden Allgemeinheit ist Klara Hatzka doch auch im besten Sinne modern. Nichts Gegenwärtiges ist ihr fremd und in ziemlich neuer Art hat sie die dunklen Sinne auch in der Abkehr und Abwehr ihrer Renate früher sprechen lassen als Auge, Ohr und Verstand. Der Roman hat nichts Unempfundenes, nichts Nachgeahmtes, auch von ihm kann man sagen wie von dem der Seidel: ihr Werk ist sie selbst.

Während so die beiden Frauen, die gegenwärtig wohl die ersten unter den dichterischen Erzählerinnen Deutschlands sind (ohne sie deshalb nebeneinanderstellen oder vergleichen zu wollen, freuen wir uns, daß wir beide haben!), in ihren letzten Werken einen Aufstieg zum „Gipfel der Vollendung" erfreulich beglaubigen, bleibt ein männlicher Erzähler, der zu den hoffnungsvollsten gehörte (und für mich noch gehört), Josef Ponten seit einiger Zeit merklich in der Entwicklung zurück. Mir ist immer noch sein 1918 erschienener Erstlingsroman „Der babylonische Turm", ein Werk voll Kraft, Drang und Fülle, die liebste Erzählung. Nie wieder hat sein Arm zu solchem Wurf ausgeholt und ins Schwarze getroffen, doch zeigten seine folgenden Novellen: Die Insel, Die Bockreiter und Der Meister seine Vorzüge, vor allem eine knappe, scharfe und sichere Darstellungskunst, eine bald phantastische, bald kräftig reale Charakterisierung und tiefe Menschenkenntnis in hellem Licht. Dann wollte er etwas ganz Neues in seinem „Knaben Vielnam" geben und war ehrlich empört, als die gesamte Kritik, soweit ich bemerkt habe, der Ansicht war, er sei auf einen Holzweg geraten. Nun scheint er sich wieder auf den einst betretenen Höhenpfad zurückzufinden, allerdings vorerst mit einer Novelle, die in engem Kreise spielt: Die Uhr von Gold. Wir erleben hier die leise Tragödie einer Kaufmannsfamilie

Digitized by Google

infolge eines jener kleinen Anlässe die oft, wie das sich loslösende Schneekörnchen, eine verheerende Lawine hervorrufen. Jakob, das einzige Kind des Ehepaares Untraut, entwickelt sich nicht nach den Wünschen seiner Eltern. Die Mutter möchte ihn in Offiziersuniform sehen, dem Vater ist er auf der Schule zu fleißig („Kein großer Mann ist ein guter Schüler gewesen"). Jakob aber geht seinen eigenen Weg, er schreibt heimlich Romane, und als er das erste Honorar heimbringt, ist die Mutter so erfreut, daß sie dem Vater seine schöne goldene Uhr, die sie ihm einst geschenkt, aus der Tasche nimmt und dem Jungen gibt. Mit langem Blick sieht der Vater die Uhr in der Tasche seines Sohnes verschwinden, er sagt kein Wort dazu. Aber von nun an geht eine Veränderung mit ihm vor. Er kommt sich degradiert vor, er muß diese Uhr wiederhaben, sie ist ihm das Zeichen der Achtung. Indessen: da er nichts sagt und die anderen beiden gar nicht merken, was ihm fehlt, so wird er unter seinen peinigenden Gedanken ein anderer, er verliert seinen Witz und seine Laune, magert ab, wird unleidlich, und niemand weiß, wie man ihm helfen kann. Endlich, in einer schwachen Stunde, als die drei ein kleines Fest zu Ehren des berühmt gewordenen Sohnes gefeiert haben, gesteht er den Grund seines Trübsinns. Mutter und Sohn sind gleich überrascht und bestürzt, Jakob reißt die Uhr sogleich aus der Tasche und gibt sie ihm. Zu spät. Schon ist er innerlich gebrochen, krank und alt geworden, er hat kein Interesse mehr an der Uhr und an anderen Dingen auch nicht, er vernachlässigt sich, wird schmutzig, diebisch, unheimlich. Aber auch zu einer großen Untat reicht seine Kraft schließlich nicht mehr hin, er erlischt zuletzt langsam, wie ein herabgebranntes Licht. Als man den Sarg hinaustragen will, schraubt der Sohn noch einmal den Deckel auf und legt die goldene Uhr hinein. Eine, wie man sieht, etwas simple Geschichte, deren Menschen nicht ganz so fesseln, wie die der früheren Erzählungen Pontens, zumal er sich mitunter in einer direkten Charakteristik gefällt, wie etwa: „Kein kalter Mensch, kein liebloser Mann, er hatte es innen, aber er war schweigsam und liebte die Einsamkeit ... Danach lebte er, verschlossen und scheinbar hart, aber im Herzen gütig und leicht weich werdend, der Zusammenstoß Vaters und Mutters." So etwas sagt ein guter Erzähler nicht. Und ein guter Erzähler ist Ponten doch auch in diesem Büchlein. Wie faßt er alles sorgsam und doch mit festem Griff, wie stellt er es in buntes Licht (z. B. S. 30 ff.). Hoffentlich können wir bald wieder in einem großen Werk Pontens uns seiner Meisterschaft und seines Reichtums freuen.

... In merklichem Abstand von den soeben betrachteten rein erzählenden Büchern, legt Fritz Philippi in seinem neuen Roman „Niemandsland" alles Gewicht auf die ethische Seite. Man fühlt von den ersten Zeilen an: dies Buch ist ein Akt der Notwehr in schwerstem Seelenkampf, ein Aufschrei nach Befreiung und Erlösung von innerem Druck. Der Held, Ott Kunhart, Hilfsprediger von Sankt Katharinen, hat wohl nicht des Verfassers Züge, aber er hat sein Herz, seinen ernsten Sinn, seinen Geist. Kunhart stand während des Krieges im Schützengraben. Er hat das deutsche Schicksal so schwer empfunden, daß er es geradezu als Wohltat ansieht, als ihn unter dem Lawinensturz der Schlußkatastrophe eine seelische Lähmung unempfindlich macht und er außerdem durch eine schwere Verwundung einen längeren Aufschub seiner Amtstätigkeit erhält. In der Stille dieser dreivierteljährigen Schonzeit war das Neue, Starke über ihn gekommen. Ihm war, als habe er neue Augen zu sehen, er war weltallein und sollte doch „alles sagen". Ihm ist jetzt, auch in seiner Predigt, „Gott der gänzlich Unbekannte". Nur als der Unbekannte ist Gott sicher vor Entheiligung, nur wenn kein Mensch auftreten darf als sein Gedankenleser ... (Spürt ihr schon, in welche Tiefen dies Buch führt?) Die Kirchenbehörden sind entsetzt über diese Ketzerei. Aber der Ernst, die Wahrheit und geistige Wucht der Kunhartschen Predigt reißt die Menge hin. Sie sehen etwas wie einen Leuchtturm in verheerender Sturmesnot. Es bildet sich eine Ott-Kunhart-Gemeinde. Er selbst hat den Glauben, daß Gott, der ihm über den Kopf gewachsen ist, ihn nur von sich aus leitet, ihm von Fall zu Fall zeigt, was er tun soll. Er erkennt, daß wir uns hier in einer Wirtschaftsanarchie befinden.

Die furchtbare seelische Armut, der Mangel an ungeheuchelter Menschlichkeit macht es, daß Kunharts Gemeinde größer und größer wird. Man fühlt seine dämonische Geistesmacht und hält sie für göttlich. Viel wirkt die neue Gemeinde auch in den Geschehnissen des Alltags und niemand weiß, ob alles auf sein Geheiß geschieht. Er aber fühlt den schwachen Punkt in dem Riesenunternehmen, nämlich daß alles auf zwei Augen steht. Doch sein Glaube, seltsam schwärmerisch, ist, daß, wie der Leib dem deutschen Volke gekreuzigt wurde, Gott ihm nun auch die Heilandsseele einhauchen wird. Bei einem blutigen Aufruhr, wo er, wie so oft, schlichten und erhobene Waffen durch eine Handbewegung niederwerfen will, trifft ihn eine tödliche Kugel. Damit ist er und sein Werk dahin.

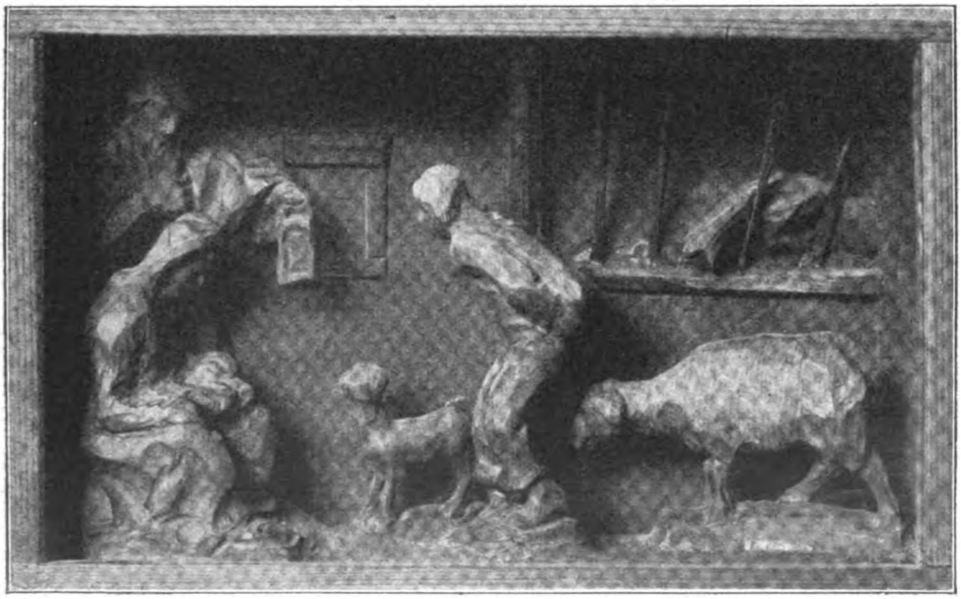
Zwei bedeutende Frauengestalten treten ihm nahe, und eine verbindet sich ihm fürs Leben. Aber so schön und menschlich sie auch gezeichnet, so gut erzählt auch die Ereignisse sind, der Hauptwert des Buchs: das was uns unwiderstehlich packt und festhält, ist doch der schwere ethische und gedankliche Kern des Romans. Einer der Besten und Aufrechtbesten erhebt hier seine kraftvolle Stimme und verdient, daß er gehört werde. Ein Buch der Erhebung für ernste Menschen, ein Ruf zur Besinnung und Erneuerung.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Zu Peter Roseggers Gedächtnis, des lieben Freundes unserer Hefte, des kerndeutschen Mannes und starken Gestalters, sei im Anschluß an den nicht mehr von ihm, aber von weiten Volkskreisen gefeierten 80. Geburtstag ein Bildchen hier wiedergegeben, auf dem des Dichters Auge oft mit Liebe geruht hat: das Porträt seiner Mutter in ihrer Steiermärker Tracht. Es stammt von Els Goldhann, Graz. Aus der Nachbarschaft von Roseggers Heimat, aus Tirol, stammte der Holzbildschnitzer Ludwig Penz, der nun auch schon heimgegangene, dessen volkshaft biederbe, in herzlicher Naivität und doch künstlerisch stark wirkende „Weihnachtskrippe" wir an den Beginn unserer Dezemberrundschau stellen. „Friede auf Erden" herrscht ja noch immer nicht. Aber zum Feste den Menschen ein Wohlgefallen zu bereiten, ist jedes sorgenden Hausvaters inniger Wunsch. Und da unsere jungen und jüngsten Paare unter dem Wohnungselend am meisten leiden, sei ihnen hier der Blick vergönnt in ein allerliebstes Zimmerchen, das noch vor wenigen Wochen ein öder, häßlicher, zugiger Giebelraum war. Der Besuch bei den netten jungen Leutchen, die es jetzt bewohnen und in dem sie nach langem Herumgedrücktwerden in Pensionen und möblierten Mietstübchen eine fröhliche Weihnacht zu feiern gedenken, wird auch anderen Pärchen wieder Hoffnung erwecken. Also: bitte hereinspaziert! Geschmack, Gewandt-

Maria Rosegger, die Mutter des Dichters
Aquarell von Els Goldhann-Graz



Weihnachtskrippe. Holzbildwerk von Ludwig Penz

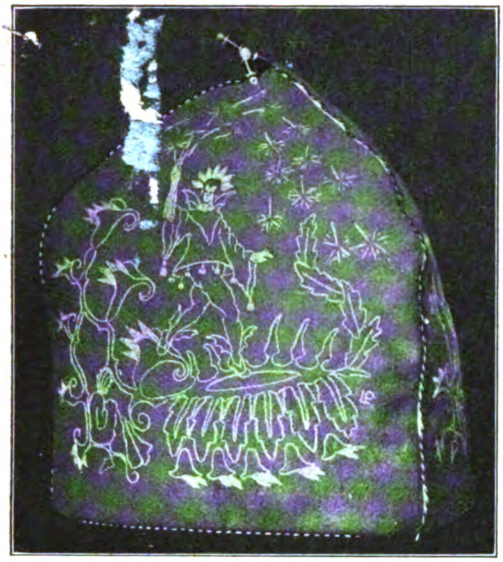
Digitized by Google

Dachausbau. Die Verwandlung eines Giebelraumes in ein Wohnzimmer

heit und guter Wille, natürlich etwas Geld (Goldmark) ist freilich mitzubringen. Inmitten des Giebelraums sehen wir einen Balken, der — ein notwendiger Träger — nicht beseitigt werden konnte. Das Hindernis schreckte den neuen Innenarchitekten nicht. Er legte rund um den störenden Träger eine kleine Tischplatte, und siehe da — der ganze Raum wirkt nun nicht mehr zerrissen, vielmehr gut gegliedert. Die übrige Ausstattung bot keine Schwierigkeit mehr. Sie hätte sich auch mit modernen, billigeren Möbeln behaglich gestalten lassen. Der ausführenden Firma — O. Möhrke & Hartmann — standen aber echte Rokokomöbel zur Verfügung. Kein Wunder, daß der Raum nun so besonders schmuck anmutet. Holzschnitzereien dienen als Querbalken und Fensterumrahmung; in einer Ecke steht eine Vitrine aus rotem Lackholz. — Weihnachtlichfestlich mö-

Seidenweste mit handgefärbtem Steppmuster
Werkstatt Luise Pollitzer, München

Digitized by Google



Teewärmer aus grauem Tuch mit weißer Wollstickerei
Werkstatt Luise Pollitzer, München

weiß-Schnitte sind Kinder der Not. Aus dem Felde heimkehrend konnte Fritz Schreiber die teuren Farben nicht erstehen, so begann er sich mit dem schwarzen Papier herumzuschlagen. Dabei entdeckte er, daß auch in diesem einfachen Material viele Möglichkeiten, sich künstlerisch auszudrücken, liegen. —

Weihnachtliches Gepräge verleihen unserem Heft am betontesten die mehrfarbigen Wiedergaben von Otto Pippels lichterfülltem Gemälde „Heilige Nacht“ und Franz Schiders „Leibl im Kreise seiner Familie.“ Willy ter Hell zeigt uns den „Minninger mit Sonnenspitz“ im Wintergewand, und auch Otto D. Franz erinnert daran, daß die Weihnachtsferien vor der Tür stehn, die ins Schneeland locken.

Sind auch die Weihnachtsstuben dieses tragischen Jahres in Deutschland nicht mehr so kerzenglanzerfüllt und geschenkreich wie in den Zeiten unseres Aufstiegs unter Bismarcks Führung — ein Lichtblick gen auch die kunstgewerblichen Arbeiten aus der Münchner Werkstatt Luise Pollitzer anregen. Die sehr lebhaft getönte Weste zeigt große Ornamente, die aus stark stilisierten Blumen und Blättern bestehn. Der Hauptreiz dieser Damenweste liegt in der seltenen Technik einer feinen Handfärberei, die zu der Stepparbeit ausgezeichnet paßt. Etwas biedermeierisch wirkt diese Stepparbeit. Auch damals liebte man die starken Farben und reichen Verzierungen. Der Teewärmer zeigt auf dem grauen Tuch schneeweiße, phantastische Ornamente: mit leichten Strichen ist da ein Zauberer hingezeichnet, der im Dahineilen die Sterne vom Himmel herunterholt, über märchenhafte Ranken und Blüten dahinstürmt... Wilde Flammen schießen in all' diesen Blüten auf, und die Sterne flackern... Und nun kommen wir zu unseren Schlußbildern, den beiden Scherenschnitten von Fritz Schreiber, dem aus München stammenden Graphiker, der zuerst in Bielefeld mit Entwürfen für Gebrauchsgraphik — Exlibris, Plakaten, Bielefelder Notgeld usw. — hervortrat. Seine Schwarz-

Vertreibung aus dem Paradies
Scherenschnitt von Fritz Schreiber, Bielefeld

Digitized by Google

Mutter und Kind. Scherenschnitt von Fritz Schreiber, Bielefeld

muß am heiligen Abend doch selbst das ärmste Herz erhellen. Unseren Freunden wünschen wir gewiß reichlich Licht und Kohle und auch einen Festtagsbraten und Freude an unseren Heften und glänzende Augen dankbar fröhlicher Kinder und behaglich dampfenden Teepunsch und andere gut labende Dinge — aber vor allem wünschen wir ihnen und uns: daß die deutsche Hoffnung nicht fehle im Weihnachtsstübchen! H. S.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

38. Jahrg. / Dezember 1923 / 4. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

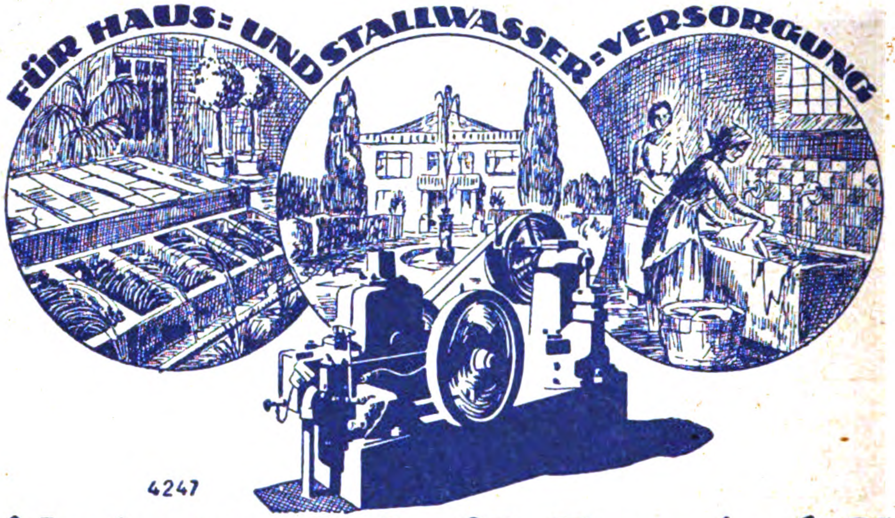
UNIVERSITY OF ILL...
JAN -2 ...

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b

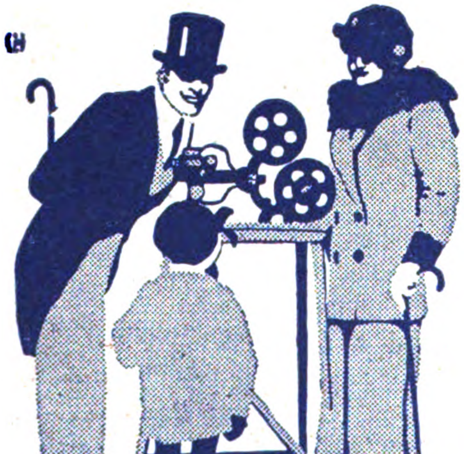
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

DEUTZ
MOTOR-PUMPE



Motorenfabrik Deutz A.G.
Köln-Deutz



Den Besitzern von **Aufnahme-Kinos** bietet unser ERA-Film mindestens 50% Ersparnis. Kein Positiv und Negativ, nur ERA-Film. Ausführl. Druckschriften kostenfrei

KRUPP-ERNEMANN KINOX

DER IDEALE FAMILIEN-KINEMATOGRAPH

Der in aller Welt beliebteste und verbreitetste Heimkino. Kleiner, leichter Präzisionsapparat, unerreicht in den Leistungen, sofort von einem Kinde zu bedienen. Bezug durch alle einschlägigen Geschäfte. Verlangen Sie kostenfrei auch unsere Preislisten über Ernemann-Projektionsapparate, Ernemann-Cameras, sowie über Ernemann-Prismenfeldstecher

KRUPP-ERNEMANN-KINOAPPARATE G.M.B.H. DRESDEN 169

Digitized by Google

XIII. Jahrg. Leipzig / Dezember 1923 4. Heft

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

*Bezugspreis des monatlich erscheinenden **Export-Anzeigers** innerhalb Deutschlands bei Postüberweisung monatlich Goldmark 0,15.*
Jahresbezugspreis für Ausland und Übersee Schweizer Fr. 7.— zuzüglich Kosten für Porto und Verpackung.

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

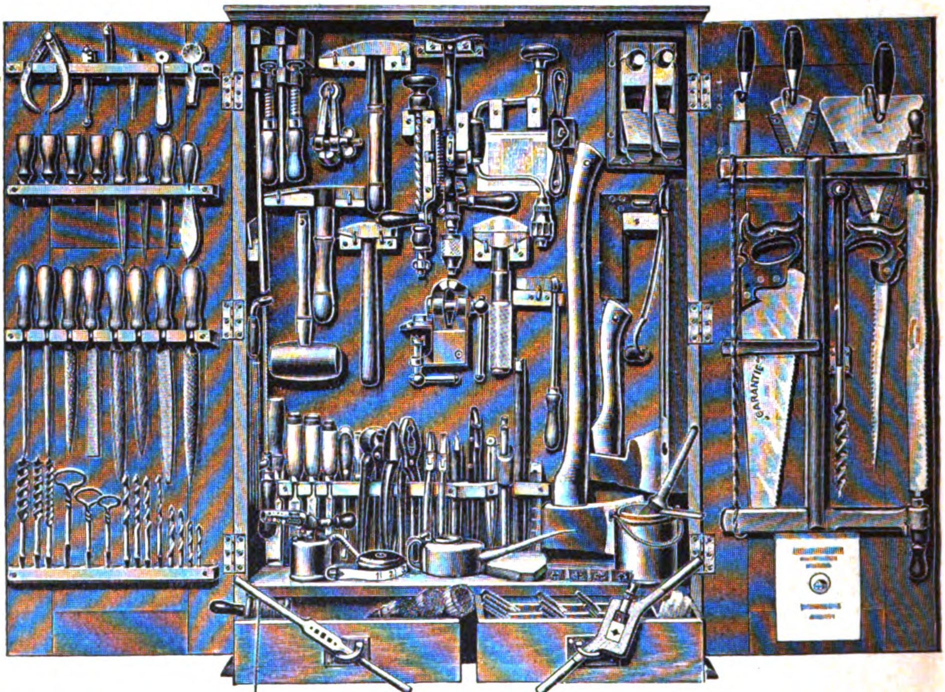
Digitized by Google

Der „Hausbaumeister"-Werkzeugschrank

(gesetzlich geschützt 269 381 / 9 b / H 42705)

ersetzt alle Handwerker, die auf der Farm oder Plantage häufig schmerzlich entbehrt werden, z. B. beim Versagen einer Maschine, einer Pumpe, einer Zentrifuge oder dergleichen, wodurch der ganze Betrieb eine empfindliche Störung erleidet. Kräftige Qualitätswerkzeuge für Zimmerer, Tischler, Maurer, Blech- und Eisenarbeiten werden in sinngemässer Weise mit feineren Werkzeugen ergänzt, so dass alle Arbeiten, die im Hause und Betriebe vorkommen, ausgeführt werden können. Der Schrank ist 85 cm breit und 122 cm hoch, sehr stark gebaut und fein lackiert, mit 94 besten Qualitätswerkzeugen in Handwerkergrösse ausgestattet.

Mass des Schrankes einschliesslich Verpackung: 129 × 94 × 30 cm. Bruttogewicht: 138 kg.



Zeugnisse:

Fritz Wolfgramm,
Vavau,
Tonga-Inseln.

„Ihre gefl. Zeilen vom 30. Juni erhielt ich erst gestern und teile Ihnen mit, dass ich den Werkzeugschrank Anfang August endlich erhalten habe. Derselbe ist in bester Verfassung angekommen und hat bei meinen Kunden und allen, die denselben gesehen haben, den grössten Beifall gefunden, denn die Qualität und Reichhaltigkeit des Sortiments ist vorzüglich, eine solche gute und praktische Zusammenstellung ist in der Südsee noch nie angeboten worden. Ich erhielt schon einige Aufträge auf diese Werkzeugschränke."

Zeugnisse:

Dr. R. Melzer,
Mangani
via Pajakomboh,
Sumatra.

„Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen mitzuteilen, dass der Hausbaumeister-Werkzeugschrank meine Erwartungen weit übertroffen und mich in jeder Hinsicht sehr zufriedengestellt hat. Die Zusammenstellung der Werkzeuge ist äusserst praktisch."

N. V. Industrie en Handel Mij. „Automobiel and Aviatik",
Padang, Sumatra.

„Vor einigen Tagen erhielten wir nun die beiden Werkzeugschränke und möchten wir Ihnen versichern, dass das wirklich eine erstklassige und tadellose Lieferung darstellt; so etwas haben wir hier in Padang noch nicht gesehen, u. der Beifall unserer Kunden ist ungeteilt.

Meine „Hausbaumeister"-Werkzeugschränke werden nachgemacht; die echten sind mit dem mir gesetzlich geschützten Zeichen OHK gestempelt, sind im Innern ganz durchgeölt und haben polierte Hobel. Ferner haben die echten „Hausbaumeister" ein eingestemmtes Sicherungsschloss und eingelassene Riegel mit Messingplatten. Ausserdem ist dem Schrank eine Bauanleitung mit 56 Abbildungen beigefügt, enthaltend Baupläne, Holzbearbeitungsweisen, Regeln für Mauerverbände, Mörtelmischungen usw.

Man verlange ausdrücklich meinen „Hausbaumeister" und weise minderwertige Nachahmungen zurück.

Fabrikant: OTTO HANSEN / KIEL (Deutschland)

Hauptkontor: Königsfeld in Baden.

Lieferant von erstklassigen Werkzeugen, Maschinen und ganzen Werkstatteinrichtungen, Eisenwaren, Baubeschlägen, Rohren, Blechen, Pumpen, Farmgeräten, Pflügen, Molkereianlagen, Motoren für Öl, Petroleum, Dampf u. Elektrizität, Windturbinen usw.

Digitized by Google

VELHAGEN u. KLASINGS EXPORT ANZEIGER
Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig

Dezember 1923 | Schriftleitung in Leipzig, Hospitalstrasse 27. | No. 4, XIII. Jahrg.
Nachdruck nur unter Quellenangabe gestattet („Velhagen & Klasings Export-Anzeiger.")

Aus der Dampfpflug-Praxis.

Einige interessante Arbeiten mit Dampfpflügen sind von der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik (Rheinmetall) Düsseldorf ausgeführt worden. Bei abgeholzten Forsten war es früher Brauch, die Stubben aus dem Boden durch menschliche Kraft herauszuholen oder durch Baumsprengungen zu beseitigen, ja sogar den Seilzug des Dampfpfluges nahm man zur Hilfe. Auf einem in dieser Weise von Stubben befreiten Boden befanden sich natürlich grosse Löcher mit Wurzelresten, so dass das Pflügen mit dem Motorpflug oder Dampfpflug noch mit Schwierigkeiten verbunden war. Diese Arbeiten waren mühevoll, zeitraubend und kostspielig.

Durch die fortschreitende technische Entwicklung der Dampfpflüge und Dampfpfluggeräte ist es gelungen, solche Forstkulturen wirtschaftlicher auszuführen, weil die Stubben nicht erst ausgesprengt oder mit motorischer Kraft mit einem Seil ausgezogen zu werden brauchen. Das Umpflügen des abgeforsteten, mit Stubben noch versehenen Bodens kann vielmehr direkt mit einem besonders für Forstkulturen hergerichteten Pfluge erfolgen, wobei die Stubben mit Wurzeln gleich mit ausgepflügt werden und dann auf dem umgepflügten Boden obenauf liegen. Das Ausroden der Stubben und Umpflügen des Bodens geschieht also zu gleicher Zeit, wodurch Zeit gewonnen wird und die Kultivierungskosten bedeutend niedriger werden.

Im Januar 1923 sind solche Arbeiten mit einem Dampfpflug bei Langenfeld im Rheinland ausgeführt worden. In Abbildung Nr. 5 ist der Dampfpflug während der Arbeit auf den um-

Abb. Nr. 5. Dampfpflug beim Stubbenroden.

Digitized by Google

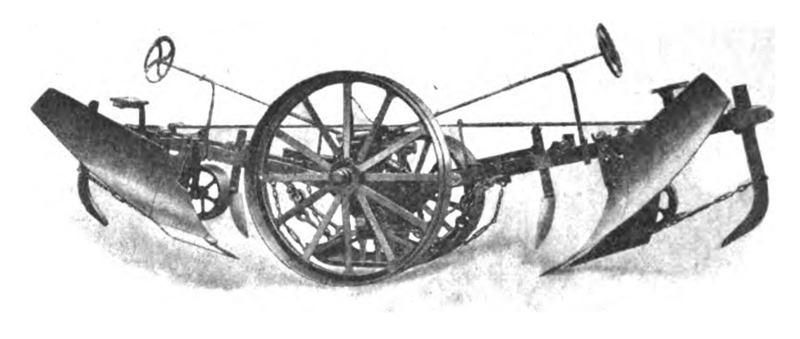


Abb. Nr. 6. Rajolpflug für Moorkulturen.

gepflügten Waldparzellen dargestellt. Es wurden in 20 Tagen bei täglich achtstündiger Arbeit 54 Morgen unter sehr schwierigen Verhältnissen gepflügt, die einen Kostenaufwand von 5 192 000 M. erforderten. Das Aussprengen der Stubben einer Waldparzelle in der Größe von nur 22 Morgen sollte allein 15 000 000 M. kosten, wozu dann außerdem noch die Kosten des Umpflügens hinzugekommen wären. An dieser Dampfpflugarbeit soll gezeigt werden, wie vorteilhaft das Urbarmachen von unkultiviertem Boden mit dem Dampfpflug ist.

Ein ähnlicher Pflug ist für Moorkulturen und zum Ziehen von Entwässerungsgräben bestimmt. Dieser Rajolpflug wird ausser den notwendigen Radverbreiterungen auch noch durch einen Schlitten für das Moor tragfähig gemacht. In Abbildung Nr. 6 ist ein solcher Pflug mit Schlitten dargestellt.

* * *

Digitized by Google

Aus den Vereinigten Staaten.

(Unberechtigter Abdruck verboten.)

Am 10. Oktober veröffentlichte die „New York Times" unter der Ueberschrift „Deutschland ist jetzt unser grösster Baumwollabnehmer" einen Artikel, in dem darauf hingewiesen wurde, dass Deutschland in den ersten acht Monaten des Jahres gegen 510 000 Ballen Baumwolle im Werte von ungefähr $ 73 Mill. bezogen habe, während England mit 443 500 Ballen und $ 62,5 Mill. erst an zweiter Stelle stand — Tatsachen, die von der „Times" mit Ausdrücken höchsten Erstaunens konstatiert werden. Besonders verwunderlich dünkt dem Blatte der Umstand, dass sich die betreffenden Exporte im August — dem Schlussmonat der Berichtperiode und zu einer Zeit, als der Markkurs noch rapider als vorher abzustürzen begann — auf 70 000 Ballen nach Deutschland und nur 46 000 Ballen nach England beliefen. In gleicher Weise untersucht die „Times" die deutschen Kupfereinkäufe, die mit gegen 108 Mill. Pfund im Werte von über $ 17 Mill. grösser als die Ausfuhr dieses Artikels nach irgendeinem anderen Lande gewesen sind.

Weshalb veröffentlicht ein Blatt wie die „New York Times", dessen Deutschfeindlichkeit nur von der Gehässigkeit der frankophilen „New York Tribune" übertroffen wird, einen solchen Bericht zu solcher Zeit — kurz nach Aufgabe des passiven Widerstandes? Unbedingten Neuigkeitswert hatte die Nachricht gewiss nicht, da die angeführten Zahlen jedermann in den Berichten des Handelsamtes zugänglich sind und irgendwelche deutschfreundliche Motive kommen selbstverständlich nicht in Betracht. Das Blatt selbst brachte im Anschluss an seine Ausführungen in einem Leitartikel die Ueberzeugung zum Ausdruck, dass Deutschland, so sehr es finanziell auch entkräftet sei, seinen wirtschaftlichen Organismus doch gesund erhalten habe und, da es selbst unter den erschwerenden Verhältnissen der Gegenwart derartig grosse Einkäufe finanzieren und konsumieren könne, unmittelbar nach Stabilisierung der Lage offenbar imstande sein werde, wieder als vollwertiger Konkurrent auf den Plan zu treten. Im Zusammenhang hiermit muss man sich vergegenwärtigen, dass die „Times" sich noch nie bemüssigt sah, die Okkupation des Ruhrgebiets und deren Konsequenzen zu verurteilen, und man wird die tendenziöse Absicht des Kommentars zu den Baumwollexporten unschwer verstehen. Aber der Versuch, den Eindruck der Okkupationswirkungen, der Untergrabung des deutschen Wirtschaftslebens abzuschwächen, kann seinen Zweck höchstens bei ungeschulten Lesern erreicht haben und ist übrigens auch in der amerikanischen Presse selbst nicht unbeantwortet geblieben, wobei vor allem ein Artikel der New Yorker „Evening Post" genannt zu werden verdient, der die Angaben der „Times" einem Vergleich mit den Statistiken des Jahres 1913 unterzieht, feststellt, dass die deutschen Baumwollimporte während der Monate Januar bis August 1923 nur den dritten Teil der Einfuhr des letzten Vorkriegsjahres, die Kupferimporte weniger als die Hälfte betrugen und dem naiven Erstaunen des anderen Blattes die logische Schlussfolgerung entgegenhält, dass eben die von der „Times" zitierten Zahlen den deutschen Zusammenbruch beweisen und es Deutschland nur durch äusserste Anstrengung möglich gewesen ist, die Zufuhr unentbehrlicher Rohmaterialien wenigstens in diesem Umfang aufrecht zu erhalten. Aber auf die Tatsachen kam es der „Times" natürlich nicht an: ihr liegt — in der Erwartung, dass eine „Verständigung" zwischen Deutschland und Frankreich früher oder später un-

Soeben erschien:

ANDREES
ALLGEMEINER HANDATLAS

neuer verbesserter Abdruck
der 8. neubearbeiteten und verbesserten Auflage

228 Haupt- und 198 Nebenkarten auf 248 Kartenseiten
nebst alphabetischem Ortsnamen-Verzeichnis in besonderem Bande

Kartenband in Halbleder, Namenverzeichnis in Ganzleinen elegant gebunden

Preis $ 26.—

zuzüglich Kosten für Porto und Verpackung

Dieses grösste und in der ganzen Welt konkurrenzlos dastehende Kartenwerk ist wegen seiner Vollständigkeit und Genauigkeit und wegen der Berücksichtigung aller für den Handel mit fremden Ländern notwendigen Angaben (z. B. Verkehrswege, Fluglinien usw.) für die Industrie- und Handelswelt aller Länder unentbehrlich.

Da der Neudruck bei der herrschenden grossen Nachfrage bald vergriffen sein wird, empfiehlt sich schnellste Bestellung unter Beifügung des Betrages. Der Atlas ist zu beziehen durch

Leipzig
Hospitalstr. 27

Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung
Abteilung Versandbuchhandlung

Digitized by Google

ausbleiblich ist — lediglich daran, das deutsche Situationsbild rosig zu färben und die öffentliche Meinung des Landes, der die Entwicklung der europäischen Zustände denn doch allmählich auf die Nerven zu fallen beginnt, von einer lebhafteren Anteilnahme an Deutschlands Schicksal abzulenken, — mit anderen Worten, seinen Feinden in die Hände zu arbeiten.

Hardings Tod und die Politik seines Nachfolgers Coolidge haben soweit nicht die leiseste Aenderung in der abwartenden Haltung der Vereinigten Staaten hervorgerufen. Es ist allerdings anzunehmen, dass das europäische Problem und die amerikanische Isolierungspolitik in der kommenden Session des Kongresses, die im Dezember ihren Anfang nimmt, nicht unerörtert bleiben werden, da die Mehrheit des einflussreichen Agrarblocks der Ueberzeugung ist, dass die Notlage der Landwirtschaft nur durch die Erschliessung der europäischen Absatzgebiete, d. h. die Wiederherstellung ihrer Kaufkraft, behoben werden kann und es wird demzufolge erwartet, dass Mitglieder dieser Gruppe auf die Einberufung einer Wirtschaftskonferenz dringen werden. Coolidges Stellungnahme bleibt undefinierbar, aber es ist bezeichnend, dass mit dem Rücktritt des Staatssekretärs Hughes am 1. Januar 1924 gerechnet wird, was darauf schliessen lässt, dass die Ansichten des Präsidenten und seines ersten Ministers, der ein Eingreifen Amerikas bekanntlich von der Regelung der Reparationsfrage abhängig gemacht wissen will, unvereinbar sind und vielleicht zu der Ansicht berechtigt, dass Coolidge selbst eine Neuorientierung der amerikanischen Politik befürwortet.

Mitte Oktober 1923. F. E. Julianos.

Echte Briefmarken
(Kriegs- u. Umsturz-) in Sätzen und Paketen. Große Preisliste und Zeitung gegen Doppelkarte.
Albert Friedemann, Leipzig, Floßplatz 6/x.

AEGIR
DREHSTROM-MOTOREN

„AEGIR", Elektricitäts-Aktien-Gesellschaft, Chemnitz.
Auslandsvertr. i. all. Ländern gesucht

Buchbinderei-Maschinen

Gebr. Brehmer,
Maschinen-Fabrik,
Leipzig-Plagwitz
liefern
als Sondererzeugnisse:
Draht- und Faden-Heftmaschinen
für Bücher u. Broschüren.
Maschinen
zur Herstellung von
Faltschachteln und Kartonnagen
Falzmaschinen
für Werkdruck und Zeitungen.

Massenartikel
gedreht, gestanzt, gezogen, gedrückt
Paul Taucher, Nürnberg-Raxfeld

Burkbraun
Die köstlichen Erzeugnisse
Kakao, Schokolade, Pralinen
BURK & BRAUN, COTTBUS 110, Kakao- und Schokoladenfabrik

Digitized by Google

JOSEPHINENHÜTTE

Geehrter Herr!
Eine wertvolle Erinnerung an die deutsche Heimat bilden Kunst- und Luxusgläser der

Gräflich Schaffgotsch'schen Josephinenhütte
Schreiberhau (Deutschland).

Erhältlich in den feinsten Geschäften der Luxusbranche.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Armaturen f. Wasser, Gas, Dampf usw
Spez.: Absperrschieber, Ventile, Hähne, Brunnen, Hydranten usw. Kondenstöpfe, Wasserabscheider. Wassermesser, Kesselspeisemesser, Hauptleitungsmesser für Flüssigkeiten, Gas, Luft und Dampf Komplette Venturi-Anlagen. — Wechselstromzähler für Zwei- und Dreileiter-Anlagen.
BOPP & REUTHER.
MANNHEIM-WALDHOF. Katalog No. 51 Ks.

Badeöfen
Junkers & Co., Dessau,
Fabrik für Prof. Junkers Apparate zur Warmwasserversorgung und Raumheizung.

Barometer, Hygrometer, Barograph., Hygrograph., Höhenmess. u. alle and. Instrum. f. Meteorologie in höchst. Präzision. Prosp. Nr. 821. Wilh. Lambrecht, Fabrik wissenschaftl. Instrumente, Göttingen. — Gegr. 1859.

BOOTSMOTORE PIRAT
z. Anhängen, z. Einbauen, 2½, u. 5 PS.
HANSON & Co., Komm.-Ges.
LÜBECK 9

Buchdruck-Maschinen aller Art,
neue und gebrauchte, neu vorgerichtet mit voller Neugarantie
Hossfeld & Dirks, Leipzig-Lindenau

Bücher, Detektiv-, Kriminal-, Sport-, Gesellschafts- **Romane**
Ebenfalls vorteilhafte Angebote aus der Abteilung Antiquariat. Preisliste verlangen.
Berga-Verlag, Dresden-A. 19, Borsbergstr. 18

Bücher aller Wissensgebiete liefert schnellstens und zuverlässig bei angepassten Zahlungsbedingungen
Alexander Köhler, Dresden,
Abteilung Auslandsversand V. K.

Bücher Neu: Antiquar. Verzeichnis über Kulturgesch., Geschichte, Kunst, Musik, Gesamtausg. zeitgenöss. Dichter, weiter mein Bücher-Almanach 1923 kostenlos.
Antiquariat und Export-Buchhandlung
R. MÜLLER, Hamburg 24, gegr. 1908.

[illegible]
Antiquariat
Leipzig

Bücher, Briefmarken-Albums
kauft man vorteilhaft in der Bücherstadt Leipzig
bei Alfred Thörmer, Leipzig 27, Buchh. u. Antiqu.

Buddenbrook-Buchhandlung
Lübeck
Bücher * Musikalien
Musikinstrumente
Kunst * Antiquariat.
Kataloge u. Sonderofferten werden versandt!

Cigaretten-Maschinen
„Triumph", „Universal" u. „UK"
Leistung bis 850 Stück pro Minute.
◆ ◆ ◆
Automatische Verpackungsmaschinen
Ausschuss-Aufreissmaschinen
Messerschleifmaschinen
und andere Maschinen für die gesamte Tabak- und Cigaretten-Industrie.
United Cigarette Machine Company
G. m. b. H.
Dresden-A. 21/X.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co.,
Friedrichsfelde-Berlin.

Gemälde, Auswahlsendungen 3 Stück 50 Schw. Fr. 6 Stück 100 Schw. Fr.
sendet Münchner Künstler zwecks dauernder Geschäftsverbindung mit dem Ausland.
Alexander Reinhardt, München, Grütznerstr. 4

Gemüse-, Blumen- u. landwirtschaftliche **Sämereien**
in Ia Qualität, sortenecht.
Paul Hauber, Samenbau, Samenhandel, Dresden-Tolkewitz.

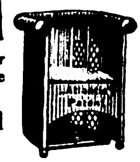
Isolierflaschen u. Gefässe
Vom Guten das Beste und preiswert. Reelle, weitgehende Garantie
„Phönix"-Isolierflaschen-Werke
Wilhelm P. A. Kramer, Leipzig-Co. 16.

Jumper, Kunstseide u. Wolle,
aparteste Modelle,
handgehäkelt, offeriert laufend aus eigener Fabrikation zu Engrospreisen
J. Haberichter, Berlin SW. 47,
Kreuzbergstr. 14.
Auf Wunsch Mustersendung von 6 oder 12 Stück gegen Vorauszahlung oder Nachnahme von £ 2/10 sh bezw. £ 5/.—.

Kartonnagen-Maschinen
Sondererzeugnis seit 1855
KARL KRAUSE, LEIPZIG 13

Kinematographischer Heimapparat
neuestes Modell
„KININO"
Leichte Bedienung ★ Solide Konstruktion.
Verlangen Sie Offerte.
JOHANNES NITZSCHE A.-G.
Leipzig, Karlstrasse 1,
Spezialfabrik kinematographischer Apparate.

Korbmöbel
fest u. zusammenklappbar (D. R. P.) für Uebersee in allen Ausführungen.
Werkstätten für Rohrmöbel
Karl Paul Kuntze
Hamburg 36, Gerhofstrasse 1 und Hildburghausen.


System „Atlantis"

Kunstdruckpapiere u. -kartons
Chromopapiere u. -kartons
Naturdruckpapiere
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabr.
Krause & Baumann A.-G.,
Heidenau, Bezirk Dresden.

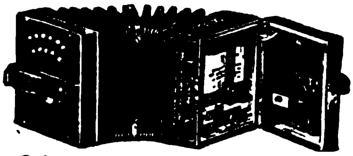
Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Landwirtschaftliche Maschinen, Dreschmaschin. m. Strohzerreissvorricht., Häckselmaschin., Schrotmühl., Motoren f. Benzol u. Sauggas, Sauggaslokomobilen, Sauggaserzeuger, Säg gatter. Niebaum & Gutenberg A.-G., Herford i/W. 12. Gegr. 1874. — Tel. 35/1480.

Lehrmittel für Schulen
Einrichten ganzer Schulen.
Export-Kostenanschläge bereitwilligst.
PESTALOZZI-FRÖBELVERLAG,
Leipzig. Windmühlenstrasse 49.

Mottenvertilgungsmittel
Globol tötet Motten
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Tanzbär
Automatisch spielbare Ziehharmonika mit einlegbaren Musiknotenrollen.



Sofort ohne Notenkenntnis spielbar!
Grosses internationales Notenrepertoire.
Prospekte frei!
Alleiniger Fabrikant: A. Zuleger, Leipzig.

TITAN Nähmaschinen aller Systeme, anerkannt bestes Fabrikat.
Gustav Winselmann G. m. b. H.,
Nähmaschinenfabrik, Altenburg 61, Sa.-A.

Notgeld (Scheine u. Münzen)
einzeln und Sammlungen
Dr. ARNOLD KELLER & Co., G. m. b. H.,
Berlin SW. 68, Zimmerstrasse 22.

Ovalrahmen in Gold verziert u. glatt — Schleifenrahmen, Bilder und Tabletts in bester Ausführung.
Ovalkunstwerke Beck & Co., Leipzig-Stött.

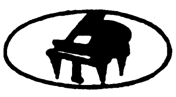
Papiere aller Art. Post- Schreib- Bücher- Normal- Lösch- Zeichen- Druck-Papiere. Kunstdruck-Papiere und Kartons, Elfenbeinkartons, handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Photo-Artikel
Kameras
Objektive
Ferngläser
Mikroskope
Kino
Projektion
Max Albrecht, Berlin SO. 26.

Pianos in hervorragender Qualität (prämiiert mit goldener Staatsmedaille).
Pianofortefabrik Fuchs & Möhr,
Eisenberg i Thür.

Pianos erstklassig, preiswert
Hilbert & Winkelmann G.m.b.H.
Hofpianofortefabrik, Eisenberg i. Th.

WETZEL-PIANOS — HARMONIUMS
(auch zusammenlegbare Tropenkonstruktion)
Wetzel & Sohn, Hamburg 13. — Gegr. 1879.



Franz Liehr
Hofpianofabrik
LIEGNITZ
Gegründet 1871

Putzmittel:
Metallputzmittel: Globus-Putzextrakt, Geolin, Geol, Globus-Putzpasta usw.
Schuhputzmittel: Globin
Ofenglanzmittel: Globeline
Alleinige Fabrikanten:
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig

Rahmen
FRITZ BERNE
PASING bei München
Rahmen- und Leistenfabrik
Anfertigung von
Gold- und Politurleisten
von einfachster bis allerfeinster Ausführung
Als Neuheit, speziell für Gemälde passend
moderne Ovalrahmen
in Gold- und Altgoldglanz, Politur glatt, verziert und gewellt
Grösste Rahmenleistenfabrik Europas

Samen aller Art von Erfurter Gemüse u. Blumen usw.
Ueberall glänzend bewährt! Verzeichnisse umsonst und portofrei.
F. C. Heinemann, Erfurt 113.

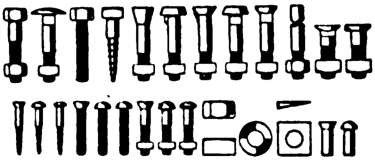
Samen Beste Erfurter Blumen-, Gemüse-Samen usw. Export in alle Länder Katalog kostenlos
Chr. Lorenz, Erfurt B 12. Gegr. 1834

Samen · Gemüse- u. Blumensämereien · in vorzügl. Beschaffenheit, auserlesene Ware, versendet überallhin
J. C. Schmidt, Erfurt E. A.,
Samen-Export, Kunst- und Handelsgärtnerei.
Angeb. u. Preisl. auf Anfr.—Tropen-Sortimente.

Samen aller Art. Ausführl. Katalog sendet
Hermann Schmitt, Erfurt 5.

Samen allererster Qualität versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp., Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

Schrauben



Knevels & Co., Düsseldorf 22.

Seifen
DOERING'S Eulen-Toiletteseifen
DOERING'S Eulen-Rasierseifen
Alleinige Hersteller:
DOERING & CO., FRANKFURT A. M.

Silberwaren in allen Stilarten, zum Teil nach antiken Modellen. — Extraanfertigungen jeder Art. Spezialität: handgeschmiedete Service, Tafelsilber und Luxusgegenstände, montierte, gravierte Kristalle.
J. D. Schleissner Söhne, Hanau a. Main.

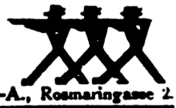
Spedition
A. WARMUTH, SPEDITEUR,
BERLIN C. 2.

Spedition
Uhlmann & Co., Internationale Spedition, gegr. 1853, Leipzig.

Sprech-Maschine „OPHONO"
Trichterlose Sprechmaschinen, Schrankapparate, Sprechmaschinen-Tische, Schallplatten und Nadeln.
‚Ophono' Sprechmaschinen-Fabrik
Ludwig Järschke, Leipzig-R. 14, Gutenbergstr.

Staufferbüchsen, Oel- und Schmier-Apparate, Oelkannen, Oelreiniger, Oelspar- und Abfüll-Apparate in allen Ausführungen.
Fritz Thörmer, Metallwarenfabrik,
Leipzig-Plagwitz.

WAFFEN, MUNITION
Jagd-Geräte,
Gewehr-Fabrikation
Gebr. Kupfer, Dresden-A., Rosmaringasse 2.



Wäscherei-Maschinen
jeder Art, für Kraft- u. Handbetrieb
C. A. Heinemann & Co.,
Maschinenfabrik, Düsseldorf.

Wäscherei-Maschinen
Komplette Anlagen
OTTO ELLERBROCK
Maschinenfabrik und Kupferschmiede
Hamburg-Barmbeck 36. Tel.-Adr.: Ellerwerke.

Werkzeugmaschinen für jed. Verwendungszweck sofort ab Lager lieferbar. Spez.: Masch. f. d. Schwerindustrie.
Heinrich Sonnenberg Aktiengesellschaft
Hauptverwalt.: Düsseldorf, Graf-Adolf-Str. 91 a.
Ferngespr.: 33130 u. 33131. — Telegr.: „SOAG".

Wettertelegraphen, Barometer, Thermograph., Polymet. u. alle and. Instr. für Luftdruck, -temperatur- u. -feuchtigkeitsmessung in höchst. Präzis. Prosp. 822. Wilh. Lambrecht, Fabr. wiss. Instr., Göttingen. Gegr. 59.

Wetterwarten, Wettermelder sowie alle Instrumente zur Wettervoraussage
liefert KOSMOS A. G. Göttingen,
Fabrik für Instrum. der Wetterkunde.

Zigarettenspitze Komet vereinigt Zigarettenspitze mit Zigarettenmaschine. Spielend leichte Handhabung. Enorme Tabakersparnis. Sensation a. d. Rauchermarkt. 6 Muster geg. Einsendg. v. 4 Schweiz. Frank. bezw. entspr. and. Währg. Paul Stöckert, Mannheim, Dralsstr. 45.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Schriftleitung F. Klasing, für den Anzeigenteil E. Müller, beide in Leipzig
Schriftleitung und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

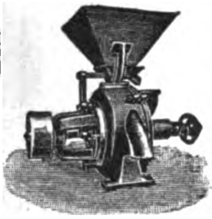
Digitized by Google

HERM. RIEMANN
CHEMNITZ-GABLENZ 57
Fahrrad- und Kraftfahrzeug-Beleuchtungen

Gegründet 1866 — HUPEN — 3 Grands Prix

Export nach allen Weltteilen

Mindenia-Mühlen



mit selbstschärfenden Steinen
für alle Mahlzwecke
800—1500 mm Steindurchmesser
horizontaler u. vertikaler Bauart

Mehlsichter
Reinigungsmaschinen
Schälmaschinen
Sämtliche Müllereimaschinen
Echt Mindener Mahlsteine

Baumgarten & Co., Aktien-Gesellschaft,
Mühlenbau, Minden i. Westf. 5

Fabrikation von

Wandhaken,
Reissbrettstiften,
Teppichnägeln,
Briefklammern,
Musterklammern,
Bilderösen etc. etc.

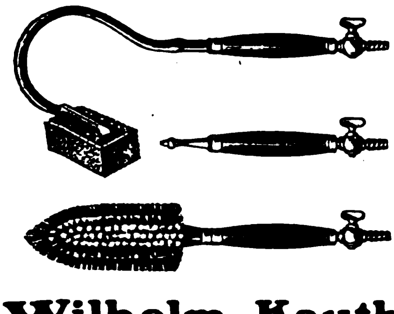
Verlangen Sie
Gratis-Offerte!

A. Lindstedt, Lychen, Berliner Nordbahn.

Gegründet 1875 — Ca. 200 Arbeiter

Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat

R. HUPFER & Co.
Hofpianofortefabrik
— ZEITZ —
Prov. Sachsen



Gesetzlich **Weka-Arco** geschützt
Auto-Waschgarnitur
mit wasserführender Rosshaar-Bürste,
Gummischwamm und Strahlrohr,
schont Karosserien,
bequem — praktisch — sparsam.

Muster gegen Einsendung von 4 Dollar!

Grossabnehmer gesucht!

Wilhelm Kauth, o. H. G., Köln, Hohenstaufenring 58

Tel.: Rheinland 2718. Telegr.-Adr.: „Wekapatent" Köln

Digitized by Google

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Bücher von Liebe, Sonne und schönem Menschtum

MK
Wer lebt gestaltet

MAX KOCH IN LEIPZIG

u beziehen durch jede gutgeleitete Buchhandlung

Digitized by Google

Karl Bauer – A. v. Gleichen-Rußwurm

Von festem und gewissem Geist

Köpfe und Bekenntnisse

6 Blatt Federzeichnungen auf extrafeinem weißen Elfenbein-Kupferdruckkarton

6 Blätter in Mappe
Blattgröße 25×33 cm

Radierungen, vom Künstler signiert
Blattgröße 50×37 cm
Bildgröße 21×21 cm

Kartonmappe M. 10.—
Halbpergamentmappe M. 13.—
Ganzleinenmappe M. 15.—
Einzelne Blätter, mit oder ohne Spruch, M. 1.50
Radierungen M. 8.—

Ich glaube..... Das moralische Gesetz ist heilig. Der Mensch ist zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person muß ihm heilig sein. In der ganzen Schöpfung kann alles, was man will und worüber man etwas vermag, auch bloß als Mittel gebraucht werden; nur der Mensch und mit ihm jedes vernünftige Geschöpf ist Zweck an sich selbst. J. Kant.

Bildnisse u. Aussprüche von Fichte, Goethe, Kant, Nietzsche, Schiller, Schleiermacher.

Das Eigenartige und Zwingende an den Bildern dieser Mappe ist, daß neben den Köpfen ein Motto angebracht ist, das in einer Nußschale die ganze Welt- und Menschheitsauffassung des betreffenden führenden Geistes wiedergibt. In einer Zeit, wo innere Vertiefung, Selbstbewußtsein und sicherer Wille besonders vonnöten sind, bieten die sittlichen Kräfte der deutschen Vergangenheit das sicherste Mittel, uns aufzurütteln und zu erlösen, ihre Träger sind die berufenen Freunde, einem niedergedrückten Geschlecht die Hand zu reichen, sich aufzurichten.

„Ein Buch, das auf jeden deutschen Tisch gehört." .... Frankfurter Oder-Zeitung.
„Hervorragend als Geschenkwerk! Eine Musterleistung des in ästhetischen Buchgaben bedeutenden Verlages." Schlesien.
„Eine Tat ethischer, lebensstarker Kunst." .... Volkswart.

Bildnisse und Aussprüche der Ahnherren unseres Dichtens und Denkens

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Paul Bülow

Friedrich Lienhard

Der Mensch und das Werk

Mit vielen ungedruckten und seltenen Proben seiner Dichtung

Mit einem Bildnis Friedrich Lienhards auf feinstem Kunstdruckkarton, 7 Faksimiles und 6 ganzseitigen Vollbildern nach eigens für das Werk geschaffenen Radierungen von Ferdinand Staeger.

480 Seiten
Format 15×21 cm

Druck von
C. G. Naumann
G. m. b. H.
Leipzig

Einbände
von
E. A. Enders
Leipzig

Pappband
M. 12.—

Ganzleinenband
M. 16.—

INHALT:

Waldheimat. Zwischen Theologie und Dichtung. Sturm und Drang. Nie wie die Großstadt. Daheim zu Land. Erfahrungen mit deutschen Bühnen. Der Weg zu den Meistern. Weimar und Wartburg. Wieland und Waldbühne. Grenzland ins Hochland. Akropolis und Golgatha. Unter dem Rosenkreuz.

Stunden mit einem Dichter sind ein Geschenk der Gottheit. Aus den Zerfahrenheiten des Lebens sind sie Rettung und Einkehr in das innerste Selbst. Wir entdecken in uns ein ungeahntes Land lichtgetränkter Schönheit, das wir ausstrahlen lassen in den dumpfen Alltag mit seiner Sorge und Last. Wir entfliehen den verwirrenden Außendingen und betreten das Eiland der Stille, um dort einen ruhigen und schöpferisch wirkenden Lebensrhythmus zu finden. Wir stehen auf sonnenumfluteter Höhe, ungefährdet von den brandenden Wogen stürmischer Zeitennot. — Stunden mit einem Dichter in persönlichem Zusammensein zu erleben ist wenigen beschieden. Dieses Buch möchte zu solcher Freude geleiten. Es schenkt Stunden mit einem lebenden Dichter, der wissen muß und ausspricht, was uns bewegt, in genialem Vorausblick aber zugleich Verkünder kommender Zeiten ist. Heilung von den Wunden der Zeit, Tröstung in eigenen Bitternissen, hoffnungsstarkes Vertrauen in schmerzvoll überwältigendem Leid, Sammlung auf das Ewige im menschlichen Dasein ist die Sendung dieses Buches.

Weihestunden mit Friedrich Lienhard

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Von Mannes Wert und Willen

Ein Buch von deutschem Mannestum

200 Seiten im Format von 15×21 cm; schönes schneeweißes Papier, 12 ganzseitige Zeichnungen, 115 Initialen, Kopf- und Schlußstücke von Kurt Opitz

INHALT:
Vorspruch. Der Jugend Quell. Freundes Stimme und Erziehers Rat. Wettkampf des Lebens. Ziel und Arbeit. Minnezauber. Heldenverehrung und Persönlichkeit. Eigenes Wirken. Mannes Mut und Ehre. Wissen und Weisheit. Rast im Göttlichen.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Einbände von E. A. Enders in Leipzig

Pappband M. 4.—

Ganzleinenband M. 5.50

Ganzlederband numeriert und signiert zum Tagespreis

Von großer Überlieferung geleitet, wächst die Idee zum formenden Werk und vom Willen beseelt, erhebt sich der Mann zur Erkenntnis seiner sittlichen Pflicht, die aus innerer Neigung hervorgehen muß, um nicht als Gewalt, sondern als wohltuende Kraft zu wirken. — Dies alles wurzelt in der Persönlichkeit und nicht in der Masse. Nur der individuell ausgebildete, individuell genießende Mensch erreicht durch seinen Willen jenen Wert, der ihn befähigt zu denken, zu leisten und zu wirken. — — Darauf allein kommt es an.

Mit hingebender Seele und immer in tiefer Harmonie mit den weitausgreifenden, wegbereitenden, von hohem Menschheitsadel erfüllten Gedanken des Schillerenkels hat Kurt Opitz seine männlich starke und gemütvoll deutsche, tiefschürfende Kunst dem Schmuck des Buches gewidmet; so entstand ein Buch hoffnungsstarken deutschen Geistes.

Das Buch von deutschem Mannestum

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Vom Herzschlag meines Volkes

Aus dem Lebensquell zeitgenössischer Dichtung geschöpft

Walter von Molo

Der Mensch und das Werk

Ein Früchtekranz aus Molos Werken

Karl Bauer

zeichnete für dieses Werk in charakteristischer Auffassung die Köpfe von Walter von Molo, dem jungen Goethe, Friedrich dem Großen, Schiller, der Königin Luise, dem alten Goethe, Kleist und Fichte

AUS DEM INHALT:

Der Vater und das Kind. Der ewige Sieg. Wir tragen etwas in uns, das sich nicht befebligen läßt. Das Sehen der Größe. Der Ruhm. Das Licht in der Dachstube. Die Natur ist nicht hart. Der Einzelne muß sich läutern durch die Tat. Und setzet ihr nicht das Leben ein. Deutschland. Ein einig Volk von Brüdern. Es lebe die Freiheit. Die Erhebung.

Kurt Opitz

zeichnete den ornamentalen Buchschmuck, die Initialen und Schlußstücke

232 Seiten. 15×21 cm

Pappband ..... M. 6.—

Ganzleinenband M. 8.—

Ganzlederband auf Büttenpapier, vom Verfasser signiert, zum Tagespreise

AUS DEM INHALT:

Auf der rollenden Erde. Immer wieder geht die Sonne auf. Die große Einheit. Was ist der Tod? Die Erde zerrt mächtig an uns. Wir alle kennen die Furcht, sie wird Mut durch die Scham vor einander. Sie sollen nur des Gesetzes spotten. Jeder Tod ist der Anfang neuen Lebens. Der Weltfreund. Über den Menschen. Ausklang.

Das Buch der deutschen Einigung, herausgewachsen aus der Zeit der zusammengebissenen Zähne

Einige Urteile:

„Das vorliegende Buch zeigt uns den Menschen Walter von Molo und sein Werk im reinsten Lichte einer echten, weder rechts noch links, sondern auf das Herz gerichteten Liebe zu Volk, Vaterland und Menschheit."
Stralsundische Zeitung.

„Eine Dichterauswahl, die jeden noch so „berühmten" zeitgenössischen Poeten neidisch machen muß".
Mannheimer Tageblatt.

„Eine sehr hübsche und ansprechende Form, das Wesen eines Dichters vor uns lebendig werden zu lassen, ... ein gutes Bild von Wesen und Art dieses Dichters."
Neues Wiener Abendblatt.

„Ein inhaltlich ungemein wertvolles Buch in schönem äußerem Gewand."
Süddeutsche Zeitung.

„Das Schaffen Molos, zusammengedrängt in eine Nußschale."
Leipziger Abendpost.

Edelsteine aus dem Schaffen Molos

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Friedrich Lienhard

Von Weibes Wonne und Wert

Ein Buch von der königlichen Macht reinen Frauentums

Worte und Gedanken / Herausgegeben von Dr. Paul Bülow

40. Tausend. 200 Seiten im Format von 15×21 cm; blütenweißes Papier, mit 125 Textbildern, Initialen und Kopf- und Schlußstücken von Kunstmaler Fritz Buchholz

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Einbände von E. A. Enders in Leipzig

Pappband M. 4.—

Ganzleinenband M. 5.50

In grünem Ganzlederband mit echter Goldpressung zum Tagespreis

INHALT:

Worte an und über die Mutter. Der Heimfrau. Jungmädchentum. Aus dem Alltag von Liebe u. Freundschaft. Selig in Lust und Leid läßt die Liebe nur sein. Die Gemütsmacht der Frau, die vergessene Königin unserer Zeit. Leben. Brief an eine Frau. Weib und Würde. Edelfrauen. Goethe. Schiller und die Frauen. Würde der Frau im Drama Lienhards.

In Vers und Prosa ist hier gesammelt, was an Reinem, Edlem und Schönem Lienhard über Frauentum und Liebe zu sagen weiß. — Ihm gilt die Frau als Symbol alles Hohen und Reinen. Wir hoben herrliche Edelschätze aus des Dichters Schaffen, und nun mögen sie leuchten und strahlen und hellen Sonnenglanz verbreiten, der deutscher Frauen Art und mild-inniges Gemüt verklärt. Mögen wir wieder schauen lernen in das Edle und Köstliche, das uns Menschen in sinnig tiefer, stillbeglückender Frauenart geschenkt ist. Die königliche Macht reinen Frauentums, wie sie Lienhard in seinem Werk verkörpert und besingt — die ist es, die an Neudeutschlands Seele bauen helfen soll!

Der hervorragende Künstler Fritz Buchholz ist im Bild und Ornament den feinsten Stimmungen Friedrich Lienhards mit Liebe und Hingabe gefolgt und hat mit seiner edlen Schwarz-Weiß-Kunst die Goethesche Forderung an echte Kunst: „harmonische Vereinigung von Sinnlichkeit und Intellektualität" auf das glücklichste erfüllt. Alles in allem, ein Buch der Weisheit und der Schönheit!

Ein wundersames Frauenlob

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Ein Roman von der Dämonie und Seligkeit des Lebens

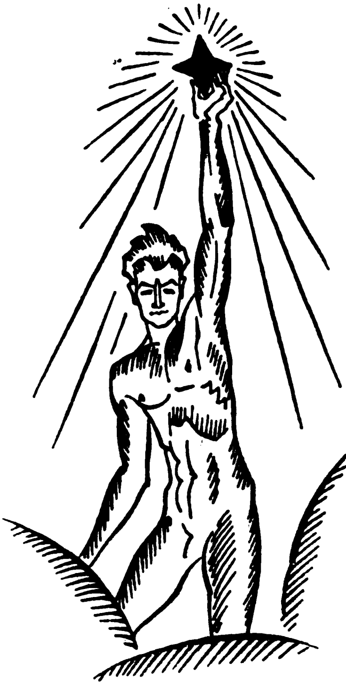
Lebensmittag

von

W. A. Imperatori

320 Seiten
Kartoniert 4.— Mark — Pappband 5.— Mark
Ganzleinenband 6.50 Mark.

O Lebensmittag! Feierliche Zeit! O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten:
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit.
Wo bleibt ihr, Freunde? Kommt! 's ist Zeit! 's ist Zeit!



Feierliche Zeit! Ein Mann steht auf und gestaltet aus geklärtem Herzen eine Dichtung, einen Roman, eine Offenbarung von der deutschen Tragik und Befreiung. Herbert, sein Held, der Grübler, der Kämpfer, Wahrheitssucher, der deutsche Mensch, für den es nichts einfaches gibt, dem alles bedeutungsvoll ist, den alles mit Verantwortung beladet, der sich scheinbar unproduktiv quält, damit andere produktiv arbeiten können — dieser Mensch lebt in diesem Roman von bedeutenden geistigen Ausmaßen mit irrenden, kleinen und großen, tiefen und flachen Menschen, und sein Schicksal ist unser Schicksal, sein Kampf unser Kampf, seine Befreiung unsere Befreiung und endlich seine Erkenntnis unsere Erkenntnis. Kriege, Revolution, Erhebung trüber ahnungsloser Massen zu stürmender, Tafeln und Türme zerstörender Wucht, ist es nichts anderes als der Anprall der brausenden Schöpfungswahrheit gegen die Lüge des Lebens? Wie sinnlos, wie erschreckend vermessen, dem ewigen Walten, das sich vollzieht nach dem Gesetz allmächtiger Harmonie, menschlichen Plan und Prägung entgegenzustellen, es in den Dienst von Ideen zu stellen — sich zu brüsten mit Gott. Welcher Frevel von Einzelnen und Massen, die nur Werkzeug und Mittel, sich anmaßen der Sinn zu sein! Träger werden vom Wahrheitswillen der Schöpfung, um als Einzelner bereit zu sein und zu wirken bei der Niederlage vom Siege der Massen, das ist die Forderung; denn „wer Kraft seines Wesens wirkt, wie der Polarstern, nur er allein steht fest und alle andern drehen sich um ihn" (Konfuze). Das sind die großen sittlichen Gedanken, die dieses Romanwerk von elementarer Kraft tragen. Plastisch und lebenswahr heben sich die Gestalten auf dem Hintergrund eines starken, kosmisch tiefverankerten eigenen Erlebens ab. Und wie ein Gruß der Schöpfung selbst wirken gleichzeitig die Stellen, wo das Naturgeschehen bald harmonisch ausgleichend, bald in wilder Dissonanz alles durchdringend, wunderbar kühn und lebendig vom Dichter erschaut, in die großangelegte und straff durchgeführte Handlung hineinragt, einmal in Böcklinscher Ruhe und Größe, dann wieder in Rembrandtscher Kraft und Lichtgewalt. Die vollendete, gehaltene Architektur der Sprache im Verein mit einem überall durchdringenden überlegenen und überquellenden Weltgefühl geben dem Roman das Signum eines echten Kunstwerkes. Alles in allem aber ist es

eine dynamisch gedrängte und aufwühlende Symphonie von der Befreiung des deutschen Menschen.

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Paul Burg /

Ein Goethe-Roman — 3 Bücher in 4 Bänden —

Buchschmuck: doppelseitige Innentitel, mehr als 100 Initialen,

Der Bücher erstes

(Band I)

Freudvoll und leidvoll

15. Tausend. Kartoniert M. 3.—, Pappband M. 4.—

Ganzleinenband M. 5.50. Ganzlederband zum Tagespreis

Der Bücher zweites

(Band II und III)

Meine Christel

zugleich Goethes Eheroman

15. Tausend. Kartoniert je M. 3.50, Pappband je M. 4.50
Ganzleinenbd. je M. 6.—. Ganzlederband zum Tagespreis

Der Bücher drittes

(Band IV)

Der schöne alte Herr

Kartoniert M. 4.—, Pappband M. 5.—, Ganzleinenband M. 6.50. Ganzlederband zum Tagespreis

Aus Urteilen:

„Ein sehr frisches und charakteristisches Bild des Weimarer Hoflebens und der dortigen Kleinstädterei." Kölnische Zeitung.

„Burg hat Goethe uns wieder herbeigeführt unter uns. Ein Buch, mit seltener Dich der Bonzen und Fanatiker zusammenbre

„Das Menschliche — allzu Menschliche und Weite. Ungekünstelte Frische und

„Ein Kulturbild von starker Einfühlung aus Wahrheit und Dichtung."

„Das Beste, Ausgeglichenste und Tiefste.

VERLAGSBUCHHANDL

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

lles um Liebe

es Buch bildet einen in sich abgeschlossenen Roman

und Schlußstücke, sowie Einbandentwurf von Franz Staffen

Aus Urteilen:

Die klassische Schöpfung eines Persönlichkeitsromanes.

Dr. Rosegger im Heimgarten.

„Paul Burgs Gestaltungskraft ist ungewöhnlich wirkungsvoll; er redet nicht über das Leben, sondern das Leben selbst entsteht unter seinen Händen. Immer folgen wir ergriffen den Wegen dessen, der da war Universalist — nicht leidenschaftlicher Einseitiger, auch nicht im nationalen Sinne; wunderbarer Naturgewachsener; fromme Selbstliebe, nicht frömmste Opferflamme." Der Tag.

„Ein wahrhaft künstlerisches Buch und dem Lesenden eine Seelenfeier." Deutsche Tageszeitung.

„Der lebendige Goethe! Wer seinen Goethe lieb hat, liest diesen Roman Paul Burgs mit offenem Herzen und kommt Goethe dadurch nur noch näher." Niedersachsen.

„Ein Prachtwerk, das Goethes Weimarer Zeit in Romanform wiedergibt. Das Leben selbst spricht in diesem Buche zu uns; Burg hat in ihm den Weg gefunden, der versöhnt mit dem trocknen Unterton so mancher Literaturgeschichte." Der Türmer.

„Burg kennt seinen Goethe mitsamt seiner Umwelt bis in die Fingerspitzen und hat sich in sein Leben eingefühlt wie wenige. Er hat den bereits zum Mythos Gewordenen wieder vermenschlicht und lebendig gemacht." Deutsche Allgemeine Zeitung.

„Ein Werk, das würdig ist des unvergänglichen Goethe, des Menschen wie des Dichters." Hannoverscher Kurier.

„Die kulturhistorischen Eindrücke sind eminent reizvoll, zumal sie die Kenntnis von ungemein vielen seltenen Details und ein unheimlich großes, bienenfleißig zusammengetragenes Material prismenartig ausstrahlen." Neue Leipziger Zeitung.

lte poetische Formengebung, glücklich gesetzte Schlaglichter, verleihen der Dichtung Burgs die Kraft eines lagenden Wurfes." Leipziger Tageblatt.

hlichen Gefilde, er lebt und leidet und liebt
en, ein Wurf, unter dem der Kulissenplunder
Volkszeitung Baden-Baden.

und doch fehlen nicht die Ausblicke ins Freie
Behandlung von Menschen und Dingen."
Frankfurter Nachrichten.

sfülle. Wir bewundern dieses Panorama
Mannheimer Tageblatt.

und zugleich so voll Liebe und Verstehen."
Schwäbische Tageszeitung.

ng.

X KOCH IN LEIPZIG

G. Brausewetter

Eva-Maria

Ein Führer zum wahren Weibtum

Mit 7 ganzseitigen Vollbildern und 6 Initialen von Kurt Opitz

Druck von Carl Marquart / Einbände von E. A. Enders, Leipzig / 160 S. Format 15×21 cm
Kartoniert M. 3.—; Pappband M. 3.80; Ganzleinenband M. 5.—

INHALT:

An meine Mitschwestern. Eva-Marias Lehr- und Wanderjahre: Der Weg ins Freie. Brief einer Mutter. Im Tanzschritt. Zwei Wege weis' ich dir, nun wähle, Eva-Maria! Sei klug. Vom Kampfplatz des Lebens. Ihr Starken. Ihr Kleingläubigen. „Wirst Du auch fallen, Mignon". Eva-Marias äußere und innere Welt: Von Weibes Wesen und Schönheit. Schlange oder Taube.

INHALT:

Von der körperlichen Schönheit. Von der seelischen Schönheit. Du blühender Baum im Paradies: Liebe. Die friedevolle Liebe. Die friedelose Liebe. Zwei Wege weis' ich dir, nun wähle, Eva-Maria! Die Aufsichselbstgestellten. Die Ebenbürtige. Die Unbegehrte • Begehrte. Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, zieh'n! Gemeinschaft. Ehe. Deinen Segen, Mutter. Schlußwort.

„Alles begreifen heißt durch alle Höhen, durch alle Tiefen des menschlichen Empfindungslebens gegangen sein, heißt wehmutsvoll lächeln, überlegen, wissend, wo die Mutlosigkeit weint, heißt Liebe, Mitleid haben, heißt den von Leidenschaften Zerbrochenen Zuflucht sein, heißt stille Duldung für die Schwachen. Alles begreifen heißt Gerechtigkeit üben, denn alle, an die ich in diesem Buche mein Wort richte, sind Schwestern im Schicksal, hin und her geworfen zwischen den beiden Erbfeinden in uns, zwischen Gefühl und Verstand." Ganz im Sinne dieser freimütigen und gutwollenden Leitgedanken reicht die Verfasserin in zweiundzwanzig warmherzigen Bekenntnissen ihren Mitschwestern die Führerhand und geleitet sie aus der Zerrissenheit und Bedrückung unserer Tage zu den Höhen der Freude, Schönheit und Freiheit. Ein Buch vom echten tapferen Weibtum, ein offenes, die Zeit und ihre Nöte verstehendes Buch, das geschrieben werden mußte!

Ein Buch von Freiheit, Schönheit und Erfüllung

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Artur Brausewetter

Nichten und Nixen

Zwei Novellen um die Liebe

Titelzeichnung und zwei vollseitige Bilder von Ferdinand Staeger

96 Seiten. Pappband M. 3.—, Ganzleinenband M. 4.50

Die Nixen des Rheins

Die Nichte

Hier tun sich feine glitzernde Schönheiten der Dichterseele Artur Brausewetters auf, die um so bestrickender wirken, weil sie, wie alles bei Artur Brausewetter, aus unmittelbarem Erleben gestaltet sind. Wie die Perlen im Sektglas spielt dabei in diesen Kabinettstücken einer feingeschliffenen Erzählungskunst eine zarte natürliche Erotik auf und nieder. Den zahlreichen Freunden des Dichters wird diese rare Gabe ein Quell der schönsten Lebensfreude sein. Ferdinand Staeger, der romantische Malerpoet, war gerade der rechte Künstler, um in lieblichem Buchschmuck voll prickelnden Reizes dem anmutigen Buche die Weihe zu geben.

Zwei dunkelrote Rosen aus eines Dichters Garten

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

G. Brausewetter

Eva-Maria

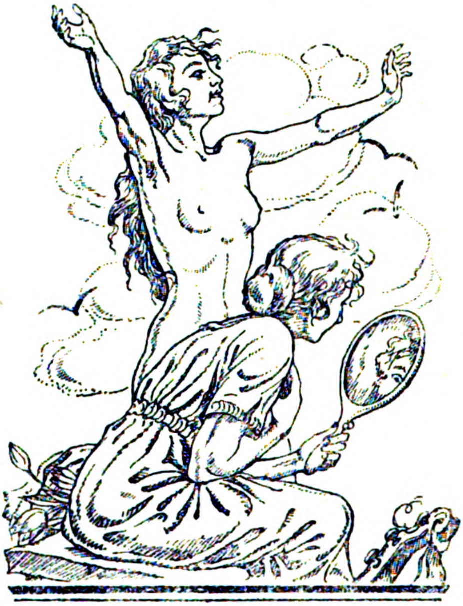
Ein Führer zum wahren Weibtum

Mit 7 ganzseitigen Vollbildern und 6 Initialen von Kurt Opitz

Druck von Carl Marquart / Einbände von E. A. Enders, Leipzig / 160 S. Format 15×21 cm
Kartoniert M. 3.—; Pappband M. 3.80; Ganzleinenband M. 5.—

INHALT:

An meine Mitschwestern. Eva-Marias Lehr- und Wanderjahre: Der Weg ins Freie. Brief einer Mutter. Im Tanzschritt. Zwei Wege weis' ich dir, nun wähle, Eva-Maria! Sei klug. Vom Kampfplatz des Lebens. Ihr Starken. Ihr Kleingläubigen. „Wirst Du auch fallen, Mignon". Eva-Marias äußere und innere Welt: Von Weibes Wesen und Schönheit. Schlange oder Taube.



INHALT:

Von der körperlichen Schönheit. Von der seelischen Schönheit. Du blühender Baum im Paradies: Liebe. Die friedevolle Liebe. Die friedelose Liebe. Zwei Wege weis' ich dir, nun wähle, Eva-Maria! Die Aufsichselbstgestellten. Die Ebenbürtige. Die Unbegehrte · Begehrte. Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, zieh'n! Gemeinschaft. Ehe. Deinen Segen, Mutter. Schlußwort.

„Alles begreifen heißt durch alle Höhen, durch alle Tiefen des menschlichen Empfindungslebens gegangen sein, heißt wehmutsvoll lächeln, überlegen, wissend, wo die Mutlosigkeit weint, heißt Liebe, Mitleid haben, heißt den von Leidenschaften Zerbrochenen Zuflucht sein, heißt stille Duldung für die Schwachen. Alles begreifen heißt Gerechtigkeit üben, denn alle, an die ich in diesem Buche mein Wort richte, sind Schwestern im Schicksal, hin und her geworfen zwischen den beiden Erbfeinden in uns, zwischen Gefühl und Verstand." Ganz im Sinne dieser freimütigen und gutwollenden Leitgedanken reicht die Verfasserin in zweiundzwanzig warmherzigen Bekenntnissen ihren Mitschwestern die Führerhand und geleitet sie aus der Zerrissenheit und Bedrückung unserer Tage zu den Höhen der Freude, Schönheit und Freiheit. Ein Buch vom echten tapferen Weibtum, ein offenes, die Zeit und ihre Nöte verstehendes Buch, das geschrieben werden mußte!

Ein Buch von Freiheit, Schönheit und Erfüllung

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Artur Brausewetter

Nichten und Nixen

Zwei Novellen um die Liebe

Titelzeichnung und zwei vollseitige Bilder von Ferdinand Staeger

96 Seiten. Pappband M. 3.—, Ganzleinenband M. 4.50

Die Nixen des Rheins

Die Nichte

Hier tun sich feine glitzernde Schönheiten der Dichterseele Artur Brausewetters auf, die um so bestrickender wirken, weil sie, wie alles bei Artur Brausewetter, aus unmittelbarem Erleben gestaltet sind. Wie die Perlen im Sektglas spielt dabei in diesen Kabinettstücken einer feingeschliffenen Erzählungskunst eine zarte natürliche Erotik auf und nieder. Den zahlreichen Freunden des Dichters wird diese rare Gabe ein Quell der schönsten Lebensfreude sein. Ferdinand Staeger, der romantische Malerpoet, war gerade der rechte Künstler, um in lieblichem Buchschmuck voll prickelnden Reizes dem anmutigen Buche die Weihe zu geben.

Zwei dunkelrote Rosen aus eines Dichters Garten

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

In diesem Zeichen erscheinen in rot-goldnen Geschenkbänden

Brausewetters Romanwerke

als getreuer Spiegel und lebendige Chronik unsrer Zeit

Artur Brausewetter

Die Badejungen von Zoppot Ein Roman unserer grotesken Zeit. 15. Tausend. Doppelseitiger Innentitel und Zierleisten am Kopfe jedes Kapitels von Kurt Opitz. Pappband M. 3.50, Leinenband M. 5.—, Halbfranzband zum Tagespreis.

Sommernachtsträume Drei feinsinnige Novellen. 10. Tausend. Doppelseitiger Innentitel und Zierstücke am Kopf und Schluß jeder Novelle von Kurt Opitz. Pappband M. 3.30, Ganzleinenband M. 4.80.

Der Staatsanwalt Der klassische Kriminalroman. Pappband M. 3.10, Ganzleinenband M. 4.60.

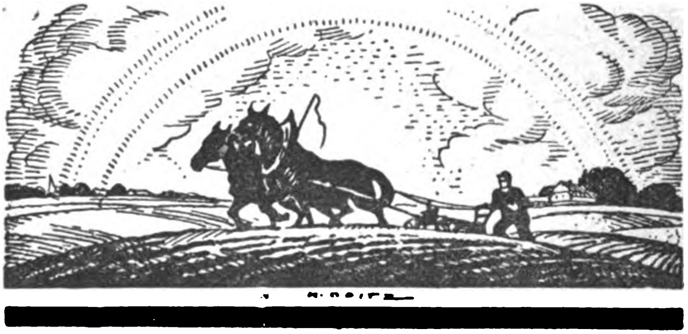
Dr. Mollinar und seine Schülerin Ein Roman aus zwei Welten. Pappband M. 3.10, Ganzleinenband M. 4.60.

Der Armenpastor Ein sozialer Roman. Pappband M. 3.—, Ganzleinenband M. 4.50.

Heros Liebesfahrt Eine Seefahrtsgeschichte aus der guten alten Zeit. Pappband M. 2.90, Ganzleinenband M. 4.40.

Die Eisrose und eine andere Geschichte. Pappband M. 2.90, Ganzleinenband M. 4.40.

Der Triumph des Esels und noch eine heitere Geschichte. Kartoniert M. —.50.



VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Paul Burgs Romane sind wie mahnende Glocken

Dr. Hanna Gräfin von Pestalozza im Tag

Paul Burg / Die Wetterstädter

Der Roman eines deutschen Bauernstammes

25. Tausend. 344 Seiten, doppelseitiger Innentitel, faksimiliertes Geleitwort, drei vollseitige Untertitel, Initialen und Schlußstücke sowie Einbandentwurf von Kurt Opitz

Kartoniert M. 3.50

Pappband M. 4.50

Ganzleinenband M. 6.—

Ganzlederband auf holzfreiem Papier signiert zum Tagespreis

Einige Urteile:

„Ein Meister des deutschen Romans! Eine einzig großartige, wunderbar spannende und lückenlos sich vollziehende Entwicklung — mit erstaunlicher Meisterschaft ist sie dargestellt!“ Hamburger Neueste Nachrichten.

„In diesem Familienepos steckt so viel herzhafte, kerndeutsche Art, zugleich auch eine so energische Darstellungskunst, daß ich nicht anstehe, das Buch als eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Tage zu kennzeichnen ... W. Bloem im Liter. Echo.

„Der Roman dürfte alles überragen, was in letzter Zeit aus ähnlichen Stoffgebieten gebracht worden ist.“ Neue Preuß. (Kreuz-) Zeitung.

„Die Wetterstädter sind eins der wenigen verantwortungsvollen Bücher unserer Zeit, ein Buch, das die deutsche Geschichte als Erlebnis vermittelt, ein Buch, das berufen ist, ein Volksbuch zu werden.“ Walter v. Molo.

„Wie Wetterleuchten einer heraufziehenden Frühlingszeit.“ Henrici-Klinga.

„Die Wetterstädter gehören in hunderttausenden und mehr Exemplaren in alle Volksschichten, und keine Volksbücherei darf sie sich entgehen lassen. Die gesundesten Ideale und Kräfte des deutschen Volkes: Treue zur Scholle und zur Familie haben hier mit überzeugender Anschaulichkeit begeisternde Darstellung gefunden.“ Lpz. Neueste Nachrichten.

„Eine künstlerische und eine nationale Großtat.“ Dr. Robert Hohlbaum.

Paul Burg / Die heilige Scholle

Ein deutscher Bauernroman aus dem letzten Jahrhundert

6. Tausend. Buchschmuck: Doppelseitiger Innentitel, Initialen und Zierstücke am Schlusse jedes Kapitels und Einbandentwurf von Kurt Opitz

288 Seiten. Kartoniert M. 3.—, Pappband M. 4.—, Ganzleinenband M. 5.50

Paul Burg / Der Held von Kanossa

Roman des deutschen Kaisers Heinrich IV.

16. Tausend. 400 Seiten, zweifarbige charakteristische Einbandzeichnung, zweifarbiger Schutzumschlag. Broschiert M. 2.50, Pappband M. 4.—

Einige Urteile:

„Der große Wurf gelang großartig ... wie aus einem Guß ... eine Kulturtat!“ W. v. Buttlar.

„... Sie sind ein Romanschriftsteller, wie er im Buche steht!“ Aus einem Brief des Dichters Hansjakob.

„... ein künstlerisch vollwertiger Roman, ... das Muster eines historischen Romans ..“ M. Feuchtwanger.

„... so muß das Buch in deutschen Herzen weiter wirken, starker, edler u. ernster Gedanken Verkünder.“ Bad. Presse.

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Bücher von Liebe und Sonne

Artur Brausewetter — 80. Tausend.

Mehr Liebe!

Ein Wegweiser zum wahren Menschtum

Mit 40 sinnig nachempfundenen Textzeichnungen und mit einem Einbandentwurf in Gold-Blau von Kunstmaler Fritz Buchholz

Kartoniert M. 1.—, Pappbd. M. 1.50, Leinenbd. M. 2.—

INHALT:

Einführung. Worauf es im Leben ankommt. Mehr Liebe! Die Prüfungsstunde der Liebe. Mit den Augen der Liebe sehen. Die Seele der Welt. Wie werde ich glücklich? Lebensinhalt. Kann der Mensch sich ändern? Die Liebe von oben. Liebe und Liebenswürdigkeit. Liebe kennt kein Gebot. Liebe dich selbst! Die Liebe in der Ehe. Suche die Seele deines Kindes! Bei Muttern. Freundschaft. Geschwisterliebe. Getäuschte Liebe. Die große Verlassenheit. Gotteserkenntnis. Die Ewigkeit der Liebe.

Ein Buch, das mich gut und glücklich macht

L. Koszella — Edelreiser vom Baume der Erkenntnis.

Buch der Liebe

Das Geleitwort schrieb Artur Brausewetter

Mit 15 tiefempfundenen zum Teil ganzseitigen Illustrationen und einem Einbandentwurfe in Rot-Gold von Kunstmaler Kurt Opitz

Kartoniert M. —.90, Pappband M. 1.40, Ganzleinenband M. 1.90

INHALT:

Liebe, ein Rätsel. Ewige Liebe. Erste Liebe. Mannes und Weibes Liebe. Mann und Frau. Liebe und Ehe. Weiberfeinde. Bosheiten. Selbstsüchtige Liebe. Liebe, ein Traum und Wahn. Blinde Liebe. Liebesfieber. Tyrannische Liebe. Liebe und Schicksal. Das Glück der Liebe. Liebe und Leid. Liebe und Haß. Freundschaft und Liebe. Die Macht der Liebe. Humor. Liebe und Verstand.

Ein Buch für schöne Stunden

Artur Brausewetter

Höchstes Glück der Erdenkinder

Ein neues Buch vom wahren Menschentum

Buchschmuck und Einbandentwurf von Kurt Opitz

Kartoniert M. 1.—, Pappband M. 1.50, Leinenband M. 2.—

Aus dem Inhalt: Die Persönlichkeit. Der Mensch. Von Mensch zu Mensch. Lebensweisheit. Erlebnis und Dichtung. Das Rätselland der Träume. Was ist der Sinn des Lebens und des Sterbens? Midas und sein Bruder. Die Frau. Die große Liebe. Lebenskunst. Gebote für den Verkehr, nebst Schluß und Erklärung. Vom Behagen und vom Teufel. Das Schwerste auf der Welt. Was ist Wahrheit? Der Mensch, eine religiöse Persönlichkeit.

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

Bücher von Liebe und Sonne

30. Tausf. Artur Brausewetter

Gedanken, die der Tag gebracht

Sonne ins Leben

Mit 40 auf den Inhalt liebevoll abgestimmten Textzeichnungen und einem Einbandentwurf in Gold-Blau von Kunstmaler Kurt Opitz

Kartoniert M. 1.—, Pappband M. 1.50
Leinenband M. 2.—

INHALT:

Das größte Kunstwerk. Der Schöpfer seines Lebens. Die Krone des Lebens. Etwas vom Glück. Vom Verschließen und Verstecken. Geheimnisvolle Fernen. Des Lebens letzte Kraft. Das Lied des Baches. Als ob. Nur tapfer. Das höchste Gut. Was ist der Mensch? Mehr Kraft! Könige und Bettler des Lebens. Dein Tagewerk, ein Kunstwerk. Geisteskultur.

Das Buch für die Frauen und Mütter

E. Stemmann, Ein Mosaik feinsinniger Lebensbetrachtung.

Mit sonnenhellen Augen

Das Geleitwort schrieb Friedrich Lienhard

Reicher, glänzender Buchschmuck, Einbandentwurf in Violett-Gold von Kunstmaler Kurt Opitz

Kartoniert M. —.90, Pappband M. 1.40, Ganzleinenband M. 1.90

INHALT:

Mit sonnenhellen Augen. Die Bäume. Bergwasser. Der Rausch aller Dinge. Die Walddrossel. Die Brunnen. Rokoko. Die Schwalben. Im Abendwind. Die Gärten. Die Tagebücher. Der Baum Thuja. Das Märchen vom kalten Licht. Dichter. Das zerbrochene Glück. Die Teilung. Vaterhaus. Der Spiegel. Das große Erleben. Ehe der Frühling kam. Der Opal. Der Riese. Meine Augen. Lichter. Das Erschauern. Feierabend. Vom Leben der Dinge.

Klare Luft und strahlendes Licht in Alltagsenge

Artur Brausewetter

Freuden des Lebens

Ein Buch vom rechten Glück

Buchschmuck und Einband nach Entwürfen der Deutschen Kunstwerkstätten

Kartoniert M. 1.—, Pappband M. 1.50, Leinenband M. 2.—

Aus dem Inhalt: Gibt es heute noch Freuden? Freuden der Tätigkeit. Sonntagsfreude. Reisefreuden. Freude an der Kunst. Theater, Kino, Spezialitätenbühne. Vom Spiel. Pflücke den Augenblick. Die Religion der Freude. Mein Haus. Freuden der Kindheit und an den Kindern. Sonntagstätigkeit. Freude an der Natur. Das Hohelied auf die Sonne.

VERLAGSBUCHHANDLUNG MAX KOCH / LEIPZIG

Digitized by Google

In Vorbereitung befinden sich:

Artur Brausewetter
Kampf mit den Geistern
Roman. Buchschmuck von K. Opitz

Paul Burg
Der goldene Schlüssel · Maria Barbara
Ein Messeroman. 15. Tausend — Ein Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen

Oberammergau
Der Roman vom ewig lebendigen Glaubenswunder eines Dorfes

Hier abtrennen!

Von der Buchhandlung .... bestelle ich aus dem Verlage Max Koch, Leipzig:

Bauer-Gleichen-Rußwurm, Von festem und gewissem Geist
Karton-Mappe M. 10.—
Halbpergam.-Mappe M. 13.—
Leinen-Mappe M. 15.—
Einzelne Blätter M. 1.50
Fichte
Goethe
Kant
Nietzsche
Schiller
Schleiermacher
mit — ohne — Spruch
Radierung M. 8.—

A. Brausewetter, Mehr Liebe!
Kartoniert M. 1.—
Pappband M. 1.50
Leinenband M. 2.—

A. Brausewetter, Sonne ins Leben
Kartoniert M. 1.—
Pappband M. 1.50
Leinenband M. 2.—

A. Brausewetter, Freuden des Lebens
Kartoniert M. 1.—
Pappband M. 1.50
Leinenband M. 2.—

A. Brausewetter, Höchstes Glück der Erdenkinder
Kartoniert M. 1.—
Pappband M. 1.50
Leinenband M. 2.—

A. Brausewetter, Die Badejungen von Zoppot
Pappband M. 3.50
Leinenband M. 5.—
Halbfranzband zum Tagespreis

A. Brausewetter, Sommernachtsträume
Pappband M. 3.30
Leinenband M. 4.80

A. Brausewetter, Der Staatsanwalt
Pappband M. 3.10
Leinenband M. 4.60

A. Brausewetter, Dr. Rollinar und seine Schülerin
Pappband M. 3.10
Leinenband M. 4.60

A. Brausewetter, Der Armenpastor
Pappband M. 3.—
Leinenband M. 4.50

A. Brausewetter, Heros Liebesfahrt
Pappband M. 2.90
Leinenband M. 4.40

A. Brausewetter, Die Eisrose
Pappband M. 2.90
Leinenband M. 4.40

A. Brausewetter, Der Triumph des Esels
Kartoniert M. 0.50

A. Brausewetter, Nixen und Nichten
Pappband M. 3.—
Leinenband M. 4.60

A. Brausewetter, Rosfeila, Buch der Liebe
Kartoniert M. 0.90
Pappband M. 1.40
Leinenband M. 1.90

G. Brausewetter, Eva-Maria
Kartoniert M. 3.—
Pappband M. 3.80
Leinenband M. 5.—

Bülow, Lienhard, der Mensch und das Werk
Pappband M. 12.—
Leinenband M. 16.—

Burg, Alles um Liebe
Bd. I, 1. Buch: **Freudvoll und leidvoll**
Kartoniert M. 3.—
Pappband M. 4.—
Leinenband M. 5.50
Ganzlederband zum Tagespreis

Bd. II, 2. Buch, 1. Teil: **Meine Christel Bd. I**
Kartoniert M. 3.50
Pappband M. 4.50
Leinenband M. 6.—
Ganzlederband zum Tagespreis

Bd. III, 2. Buch, 2. Teil: **Meine Christel Bd. II**
Kartoniert M. 3.50
Pappband M. 4.50
Leinenband M. 6.—
Ganzlederband zum Tagespreis

Burg, Alles um Liebe
Bd. IV, 3. Buch: **Der schöne alte Herr**
Kartoniert M. 4.—
Pappband M. 5.—
Leinenband M. 6.50
Ganzlederband zum Tagespreis

Burg, Der Held von Kanossa
Broschiert M. 2.50
Pappband M. 4.—

Burg, Die Wetterstädter
Kartoniert M. 3.50
Pappband M. 4.50
Leinenband M. 6.—
Ganzlederband zum Tagespreis

Burg, Die heilige Scholle
Kartoniert M. 3.—
Pappband M. 4.—
Leinenband M. 5.50

Gleichen-Rußwurm, Von Mannes Wert und Willen
Pappband M. 4.—
Leinenband M. 5.50
Ganzlederband zum Tagespreis

Imperatori, Lebensmittag
Kartoniert M. 4.—
Pappband M. 5.—
Leinenband M. 6.50
Ganzlederband zum Tagespreis

Lienhard, Von Weibes Wonne und Wert
Pappband M. 4.—
Leinenband M. 5.50
Ganzlederband zum Tagespreis

von Molo, Vom Herzschlag meines Volkes
Pappband M. 6.—
Leinenband M. 8.—
Ganzlederband zum Tagespreis

Stemmann, Mit sonnenhellen Augen
Kartoniert M. 0.90
Pappband M. 1.40
Ganzleinenband M. 1.90

Die vorstehenden Preise sind Grundpreise, die mit der vom Börsenverein der deutschen Buchhändler jeweils festgesetzten Schlüsselzahl zu multiplizieren sind.

Ort und Tag: .... Besteller: ....

B. G. Baumann G. m. b. H. Leipzig

Digitized by Google

Neuigkeiten im Jahre 1923
des Verlages G. Grote · Berlin

Die hier angegebenen Grundzahlen ergeben, mit der jeweiligen Schlüsselzahl des B.-V. multipliziert, den Verkaufspreis.

Gustav Frenssen
Briefe aus Amerika

VII u. 187 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.–, gebunden in Halbleinen M. 3.50, in Halbpergament M. 6.–

Die Kraft und Schlichtheit, die künstlerische Vollendung des Stils, und die Gradheit der Gesinnung und des Urteils, die lebendigen Charakterköpfe im Beginn des Buches, alle treffenden, die Wirklichkeit ins Herz treffenden Beobachtungen und Aussagen, ja, man muß das Buch wie einen Brief sofort lesen. Es ist ja auch ein Brief, aber ein Brief an die Menschheit in ihrer Trübsal, ein Brief der harten Trauer, aber auch des Glaubens. Erzbischof Söderblom, Upsala.

Wir können nur wünschen, daß Frenssens Amerika-Briefe nicht allein in Deutschland unbefangen gelesen werden, daß sie auch im Ausland möglichst weite Verbreitung finden. Es ist seit Krieg und Umwälzung bei uns wenig geschrieben worden, das so geeignet wäre, Deutschlands Sache unter den Völkern zu vertreten.
Prof. Dr. Joh. Gg. Sprengel.

Gustav Frenssen
Bismarck

Ein Epos. Neue durchgesehene Ausgabe

VII u. 495 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.–, gebunden in Halbleinen M. 6.–, gebunden in Halbpergament M. 10.–

In dieser neuen durchgesehenen und durchgefeilten, im Charakterbilde Bismarcks etwas gemilderten Fassung stellt sich Frenssens Bismarckepos als ein Werk dar, das an Größe und Gewalt und an Schlichtheit und Einfachheit nur in dem Nibelungenliede seinesgleichen hat, ein nationales Heldengedicht im höchsten Sinne, das zur Wahrung und zum Wiederaufbau des Werkes Bismarcks ruft. Zugleich ein Gedicht, das namentlich der Jugend das beste, klarste Bild der Geschichte des vorigen Jahrhunderts und der verwickelten Kämpfe um die deutsche Einheit bietet.

Johannes Jegerlehner
Unter der roten Fluh

Roman aus den Walliser Alpen

V u. 344 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50, gebunden in Halbleinen M. 4.50

Das Wallis und die Walliser gehören zur Domäne des Schweizer Poeten. Keiner kennt Land und Leute wie Jegerlehner, er wandert an den Gletscherbächen, sitzt am Herdfeuer der Sennen, haust jahrein, jahraus in den steinbeschwerten Hütten der Hochdörfer. In ein solches führt er in seinem neuen Roman. Leben und Gedeihen des Dorfes und seiner Nachbargemeinden wird bedingt von den Naturgewalten der umgebenden Bergwelt, von der nutzbringenden Ableitung der Gletscherwasser, dem „Kännel", einer urweltlichen Einrichtung, deren Instandsetzung jedesmal Todesopfer unter der jungen Mannschaft fordert. Es wird geschildert, wie ein Kampf gegen die veraltete Anlage, gegen Trägheit und Stumpfsinn geführt wird und wie das gute Neue mit einer in den Fels gesprengten neuen Leitung sich schließlich durchsetzt und neues Leben und neue Arbeitslust schafft. Der Roman mit seiner Bergfrische und seinem urwüchsigen Humor kann uns Deutschen als Ersatz einer Schweizerreise dienen, ist aber auch, wie alle Bücher Jegerlehners, nach alter guter Schweizer Tradition in hohem Grade volkserzieherisch zu wirken berufen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Adam Karrillon
Erlebnisse eines Erdenbummlers
Mit Initialen von Wilhelm Muck

V u. 378 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.–, gebunden in Halbleinen M. 5.–

„Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen," aber auch dann, darf man hinzufügen, wenn einer eine Lebensreise von 70 Jahren hinter sich hat. Trifft beides zusammen, wie bei Karrillon, der viele Reisen in ferne Länder gemacht hat und im Frühjahr 70 Jahre alt geworden ist, so muß etwas besonders Gutes herauskommen, vorausgesetzt, daß jemand die Gabe des Erzählens besitzt. Und die hat Karrillon in reichem Maße. „Er hat die geduldige und fröhliche Art des Erzählens, er stürmt nicht einem Ziele zu, sondern wandert behaglich eine schöne Straße entlang, bleibt bei lieben Kleinigkeiten stehen, läßt sich da einen Witz, dort eine Familiengeschichte erzählen, und alles trägt er mit derselben epischen Heiterkeit und Ruhe vor." (Hermann Hesse.)

Joseph von Lauff
Die Seherin von der Getter
Roman aus der Münsterischen Heide

V u. 551 Seiten. 8°. Geheftet M. 4.–, gebunden in Halbleinen M. 6.–

Wesen und Art des westfälischen Volkstums hat sich wohl am reinsten und dabei wieder eigenartig abschattiert im Münsterlande mit seiner Stadt der Wiedertäufer und der Erbdrostehöfe erhalten. Ein charaktervoller Volksschlag, zäh, beharrlich, treu, von einer Frömmigkeit, die sich häufig zum Aberglauben steigert, und erfüllt von einem Hang zum Mystischen, Übersinnlichen, der nicht selten in besonders stillen und tiefen Gemütern die Gabe des „Zweiten Gesichtes" erzeugt.

„Kennst Du die Blassen im Heideland mit blonden, flächsernen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand die Blitze der Welle fahren?
O sprich ein Gebet, inbrünstig, echt, für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht!"

Man durfte erwarten, daß Lauff einmal seine reiche Kunst epischer Schilderung an einen münsterländischen Roman setzen würde. Hatte er doch in Münster selbst seine Jugendzeit verlebt, und stammte seine Mutter doch von einem der alten Edelhöfe in der münsterischen Heide. Als meisterlicher Fabulierer und „kundiger Sinnierer" erzählt nun Lauff von einem stolzen Freisassenhofe, von frohen und traurigen Begebnissen, von einer bitteren Dornenkrone und dem Klingeln einer übermütigen Schellenkappe.

Ernst Schubert
Ruhm
Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen

4. bis 6. Tausend. VII u. 336 Seiten. 8°. Geheftet M. 3.–, gebunden in Halbleinen M. 4.–

Den eigenartigen Zauber, den das Genie auf seine Umgebung, aber auch auf Fernstehende ausübt, lernen wir ebenso kennen, wie die furchtbare, rücksichtslose Tragik seines gewaltigen Willens. Ohne alles Pathos, ja mit einem halb sarkastischen Unterton, vernehmen wir die gewaltige erzieherische Kraft, die des Königs Grundsatz, sich selbst als ersten Diener des Staates aufzufassen und in diesem Dienste zu verzehren, auf alle ausübt, die mit ihm irgendwie zu tun haben. Es ist ein starkes Talent, das sich in diesen mit der Sehschärfe und der sicheren Hand eines Menzel gesehenen Bildern offenbart. Der Türmer.

Digitized by Google

Berthold Litzmann
Im alten Deutschland
Erinnerungen eines Sechzigjährigen

Mit 12 Bildnissen. IX u. 400 Seiten. Gr. 8°. Geheftet M. 7.50, gebunden in Halbleinen M. 10.–, in Halbpergament M. 12.–

Mit diesen Lebenserinnerungen hat Berthold Litzmann, der ehemalige Vertreter der neuern deutschen Literaturgeschichte in Bonn, seinen Zeitgenossen ein Buch in die Hände gelegt, das als die Beichte eines vielfach hart geprüften und doch stets aufrechten deutschen Mannes, der zugleich ein ausgezeichneter Lehrer und Forscher war, und als ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Bürgertums in den letzten sechzig Jahren gerade in unsern Tagen des allgemeinen Kulturrückgangs und der geistigen und seelischen Verflachung zur rechten Stunde kommt. Wer Litzmanns frühere Schriften, etwa die Werke über Goethe, Wildenbruch und Klara Schumann, kennt, der weiß, daß dieser Gelehrte zugleich auch ein ausgezeichneter Schriftsteller ist, der weit entfernt vom trockenen Tone üblicher Schulmeisterei die Kunst der lebhaften Darstellung besitzt und jeder Arbeit den Stempel seiner warmblütigen, temperamentvollen Persönlichkeit aufzudrücken versteht. Auch seine Lebenserinnerungen wirken wie eine vielfarbige, spannende Erzählung, in der die Fülle der Gestalten greifbar nahe rückt und jede Begebenheit, jede kleine Episode sich zu einem unmittelbaren Erlebnis formt. Wie anschaulich ist die Darstellung des wilhelminischen Berlins, in dem der junge Litzmann das neue Reich in seiner ganzen Größe erfaßt und lieben lernt, wie deutlich erscheint die kleine thüringische Universitätsstadt, in der noch Menschen leben, die Goethe kannten. Auch die Bonner Jahre Litzmanns gehören neben der wissenschaftlichen Tätigkeit dem Wohl des Vaterlandes. Mit Wilhelm Kahl, Reinhold Koser und andern liberalen Männern teilt er sich in die politische Arbeit, unbekümmert um den Rat seines Kollegen Heinrich Nissen, der ihm empfiehlt, die Hände von der Politik zu lassen. Im alten Deutschland nennt der Verfasser sein Buch. Heute haben wir ein Deutschland der Not und Entrechtung. Daraus herauszukommen ist das Ziel aller vaterländisch gesinnten Männer. Ein Buch wie das von Litzmann leistet dabei die beste Hilfe. Es redet nicht nur die Sehnsucht nach jenem stolzern und freiern Deutschland, sondern es gibt durch den hoffnungsstarken Glauben seines Verfassers an eine bessere Zukunft uns auch die seelische Kraft, die Gegenwart und ihren Jammer zu ertragen und endlich auch zu überwinden. Kölnische Zeitung.

Ernst von Wildenbruch
Ausgewählte Werke

Mit einer Einleitung von H. M. Elster. 4 Bände. 8°. 2. Auflage Gebunden in Halbleinen M. 18.–, in Halbpergament M. 30.–

Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend,
Blicken wir wie Bettler in die Welt:
„Nirgends Freunde?“ und von allen Enden lachend
Kommt der Haß, der uns die Antwort gellt.

Und von rechts und links, wie eine blut'ge Welle
Wider uns verschworen, naht die Not,
Mit der Pöbelfaust an unsres Hauses Schwelle
Schlägt der Feind uns Stammesbrüder tot.

Deutschland, Deutschland, rings Gefahr und Angst und Schrecken
Um dich her. Die Schicksalsvögel schrein!
Wenn die Raben dich vom Schlaf erwecken,
Soll das Unheil mir gesegnet sein.

Werde wieder, was an deinem großen Tage
Du gewesen, zu dir selbst wach' auf!
Lern' verachten! Buhl' um Gunst nicht! Haß ertrage!
Schreib' dir selbst Gesetz und Lebenslauf!

(Deutsches Neujahr 1909)

Digitized by Google

Neue kunstgeschichtliche Werke 1923 des Verlages G. Grote in Berlin

Otto Grautoff
Ferdinand von Rayski

Mit einer Farbentafel, 84 Bildtafeln und 16 Textabbildungen
Quart. In Halbleinen M. 12.—, in Halbpergament M. 16.—,
in Ganzleder M. 50.—

Rayski ist zeitlebens ein Einsamer gewesen, sein Künstlerschicksal ist typisch. Autodidakt, von der militärischen Laufbahn zur künstlerischen hinüberwechselnd und sich bald von der Malweise seiner Zeitgenossen emanzipierend, fand er bei den zünftigen Künstlern und Kunstkennern weder Anschluß noch Verständnis. Aber auch für die, denen er menschlich und gesellschaftlich nach Verwandtschaft und Erziehung nahe stand, denen sein Schaffen galt, den Angehörigen sächsischer und fränkischer Adelskreise, blieb sein Künstlertum ein Buch mit sieben Siegeln und seine Bedeutung verschlossen. Erst lange, nachdem er 1890 in Dresden in Armut und Vergessenheit gestorben war, wurde er für die Kunstgeschichte entdeckt, als auf der Berliner Jahrhundertausstellung von 1906 etwa zwanzig Bilder von ihm gezeigt wurden. Otto Grautoff ist es gelungen, Rayskis bisher bekanntes Werk um 50 Gemälde zu vermehren und im ganzen 200 Gemälde im Katalog des Oeuvre zu vereinen, von denen 90 im vorliegenden Werk in Abbildungen vorgeführt werden.

Valerian von Loga
Die Malerei in Spanien vom 14. bis 18. Jahrhundert

Mit 212 Abbildungen. VIII u. 440 Seiten. Gr. 8°. Geheftet M. 24.—,
gebunden in Halbleinen M. 28.—, in Halbleder M. 35.—

In diesem monumentalen Werke wird das Ergebnis der Lebensarbeit eines Forschers dargeboten, der, das Erbe Carl Justis übernehmend, sich die Erforschung der spanischen Malerei durch die Jahrhunderte zum Lebensziele gesetzt hatte. Auf zahlreichen Reisen in Spanien, Frankreich, England, Amerika hatte er die Denkmäler besucht und studiert und ein großes Material an Aufnahmen, darunter viele oft unter den schwierigsten Umständen photographierte, gesammelt. Das Werk, das nunmehr von den Herausgebern nach Logas allzufrühem Tode vorgelegt wird, bietet eine umfassende Darstellung der spanischen Malerei und Malerschulen vom 14. bis 18. Jahrhundert und ist mit seiner überaus reichen Illustrierung ein wertvolles Hilfsmittel für das Studium und die Kenntnis spanischer Malerei, die, lange vernachlässigt, heute mehr und mehr das Interesse der Kunstkenner und Kunstforscher erregt.

Raphaels Zeichnungen
Herausgegeben von Oskar Fischel

Abteilung IV. 50 Lichtdrucktafeln mit einleitendem und beschreibendem, reich illustriertem Text. Folio. In Mappe M. 100.—

„Während ich diese Bände durchgehe, kann ich ein Gefühl der Befriedigung nicht unterdrücken, daß der Zeiten Ungunst zum Trotz dieses großartige Unternehmen, wenn auch langsam, fortschreitet . . . Kein anderer unter den Fachgenossen des In- oder Auslandes hätte eine Leistung zu vollbringen vermocht, wie sie Oskar Fischel hier bietet. Nach welcher Seite man sich einstellen mag, hinsichtlich der Ordnung des Materials, der Kritik der Blätter, der knapp zusammenfassenden Einleitungen, so erscheint alles gleich wohl überlegt, klug durchdacht und feinsinnig dargeboten . . .“ Georg Gronau.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

Digitized by Google

QUALITÄTSMARKE „RABE"

Die beste Sparsamkeit

bleibt verständige Körperpflege. Gesundheit ist Reichtum! predigt der Rabe allerorts. Ihre Vernachlässigung zeitigt kostspielige Folgen. Eine gienisch vollkommene Zahnpflege macht sich deshalb vielfältig bezahlt, wird auch jeder-ann ermöglicht durch die maßvolle Preisgestaltung der idealen, verblüffend wirkenden

Zahnpasta Nivodont.

Ebenso tragen Aufwendungen für vorbeugenden Schutz gegen die Saisonkrankheiten der rauhen Jahreszeit, Erkältung, Grippe usw. die höchsten Zinsen. Wer in der Schule, in der Stadtbahn, tagsüber im Berufe oder abends im Theater usw. mit zahlreichen Menschen zusammenkommt, ist besonderer Ansteckungsgefahr ausgesetzt, schützt sich aber zuverlässig durch die auch gegen üblen Mundgeruch sicher wirkenden und angenehm schmeckenden

Calciform-Tabletten.

Man bestehe in allen einschlägigen Geschäften auf Nivodont und Calciform! Und man achte überall auf den Raben!

*

KURT GAEDTKE & C^o^ G. M. B. H.

Hamburg 1 — Berlin SW 68. Fabrikläger: Leipzig, Hannover, Frankfurt a. M., Breslau

RICHARD ELLER MALAGA (SPANIEN)

WEINEXPORT ⋆ WEINGROSSHANDLUNG

TELEGRAMM-ADRESSEN:
ELLER, MALAGA · FIRMA, KÖLN

Goldene Medaille: Weltausstellung Paris 1900

Hoflieferant Sr. Maj. des Königs von Spanien

Gegründet 1853

Die **besten** Frühstücks-, Dessert- und Krankenweine sind in Wirklichkeit die **billigsten,** weil im Anbruch unbegrenzt haltbar und **im Gebrauch äusserst sparsam.** Bekanntlich steht **Spanien** seit altersher in der Erzeugung edelster Weine allen Ländern voran, ein Grund mehr, dass **gerade in der jetzigen Zeit** meine in Deutschland seit Jahrzehnten beliebten Original-Südweine **überall den Vorzug erhalten.** Meine Firma ***liefert fracht- und portofrei*** im unbesetzten ebenso wie im besetzten Deutschland

Malagaweine, Insel-Madeira, Sherry, Douro-Portweine u. feinste Tischweine

direkt ab deutschen Versandlagern unter Garantie erstklassiger Qualität schon ***von 4 Flaschen an.*** Bei grösseren Bezügen Preisermässigung bis zu 15 %. Für **Auslandsdeutsche** günstige Geschenkgelegenheit an Verwandte und Bekannte in Deutschland. Reichhaltige Preisliste auch in feinsten deutschen Erzeugnissen bereitwilligst, postwendend und portofrei durch meine Zweigniederlassung

RICHARD ELLER KÖLN (A. RHEIN) NR. 11

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109774593

Digitized by Google